

Westermanns

Illustrierte Deutsche Monatshefte.

Ein Familienbuch

für das

gesamte geistige Leben der Gegenwart.

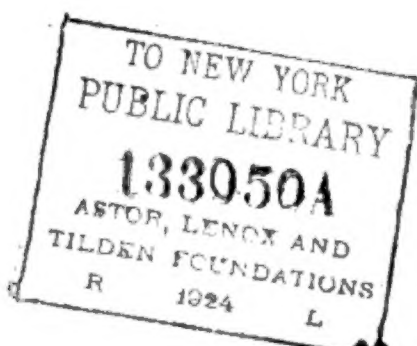
Einundneun⁹¹zigster Band.

Oktober 1901 bis März 1902.

Braunschweig.

Druck und Verlag von George Westermann.

1902



Verzeichnis der Mitarbeiter

am

einundneunzigsten Bande

der

Illustrierten Deutschen Monatshefte.

Beaulieu, G. von, in Hannover, 696. — Bendt, Franz, in Berlin, 282. — Bie, Oskar, in Berlin, 19, 262, 370. — Blüthgen, Victor, in Freienwalde a. O., 390. — Bohrdt, Hans, in Berlin-Friedenau, 813. — Brunnemann, A., in Dresden, 710. — Busse, Carl, in Berlin, 516. — Chroust, Anton, in Würzburg, 360. — Debrient, Hans, in Weimar, 127, 199, 343, 505. — Dreger, Moriz, in Wien, 241. — Ebner-Eschenbach, Marie v., in Wien, 1, 161, 305, 465. — Eisler, Rudolf, in Wien, 596. — Fürst, Livius, in Berlin, 860. — Gensel, Walther, in Berlin-Groß-Lichterfelde, 181. — Grazie, Marie Eugenie delle, in Wien, 515. — Greinz, Rudolf, in Meran, 356. — Hauser, Otto, in Wien, 687. — Heck, Ludwig, in Berlin, 557. — Henke, Paul, in München, 85, 230. — Hofmannsthal, Hugo v., in Wien, 894. — Hollaender, Felix, in Berlin, 573, 737. — Jensen, Wilhelm, in München, 124, 321, 625, 773, 858. — Kleinschmidt, Arthur, in Dessau, 212. — Knauer, Friedr., in Wien, 413. — Krättschell, Johannes, in Berlin-Weißensee, 432. — Mahnc, Harry, in Berlin, 40. — Meyer, Christian, in München, 322. — Müller, Johannes, in Göttingen, 253. — Ompteda, Georg Freiherr v., in Dresden, 140. — Poppenberg, Felix, in Berlin, 479, 829. — Schanz, Frida, in Berlin, 569. — Schirmacher, Raethe, in Paris, 727. — Schoenbeck, Richard, in Berlin-Halensee, 58, 658. — Schulz, Franz, in Bonn, 541. — Schwabe, Toni, in Jena, 854. — Stork, Karl, in Berlin-Friedenau, 94, 870. — Sybel, Adelheid v., in Karlsruhe, 275.

Inhalt

des einundneunzigsten Bandes.

Agave. Von Marie von Ebner-Eschenbach, 1, 161, 305, 465.
 Die Kunst des Zeichnens. Deutsche und niederländische alte Meister. Von Oskar Vie, 19.
 Das Urbild von Eduard Mörikes „Peregrina“. Eine Dichterliebe. Mit ungedruckten Briefen und Versen von Harry Maync, 40.
 Pferdesport. Von Richard Schoenbeck, 58.
 Antiquarische Briefe. Von Paul Heyse, 85, 230.
 Klaviermusik und Klavierspiel. Von Karl Stord, 94.
 Zwei Herbstgedichte. Ein Rätsel. — Starengetriebe. Von Wilhelm Jensen, 124.
 Briefwechsel zwischen Gustav Freytag und Eduard Devrient. Von Hans Devrient, 127, 199, 343, 505.
 Der Sergeant. Von Georg Freiherr von Ompteda, 140.
 Spätherbsttage in Spanien. Von Paris nach Toledo. Von Walther Gensel, 181.
 Neues vom Obristen Gustafsson. Von Arthur Kleinschmidt, 212.
 Die Entwicklung der Spitze. Von Moriz Dreger, 241.
 Rudolf Birchow. Zu seinem achtzigsten Geburtstage. Von Johannes Müller, 253.
 Moderne Zeichner. Von Oskar Vie, 262, 370.
 Erlöst. Ein Bild aus dem Schwarzwald von Adelheid von Sybel, 275.
 Die Telegraphie ohne Draht in den wichtigsten Phasen ihrer Entwicklung. Von Franz Wendt, 282.
 Anlauf. Von Wilhelm Jensen, 321.
 Augsburg. Ein deutsches Städtebild von Chr. Meyer, 322.
 Die Magd. Eine Legende von Rudolf Greinz, 356.
 Ignaz von Loyola. Von Anton Chroust, 360.
 Sphinx. Novelle von Victor Blüthgen, 390.
 Die Kunst in der Natur. Von Friedrich Knauer, 413.
 Herman Grimm. Ein Gedenkblatt von Johannes Krätzel, 432.
 Buchschmuck. Von Felix Poppenberg, 479.

Wiegenlied. Strophen zur „Perceuse“ Chopins von Marie Eugenie delle Grazie, 515.
 Ruth von Bergen. Die Geschichte einer jungen Frau von Carl Busse, 516.
 Philipp Otto Runge, ein Maler der Romantik. Von Franz Schulz, 541.
 Aus dem Reiche der Antilopen. Von Ludwig Heß, 557.
 Letzte Botschaft. Novellette von Frida Schanz, 569.
 Aus dem letzten Jahrhundert norddeutscher Schauspielkunst. Von Felix Hollaender, 573, 737.
 Experimentelle Psychologie. Von Rudolf Eisler, 596.
 Auf Sand und Mand. Von Wilhelm Jensen, 625, 773.
 Das Pferd. Seine Geschichte und seine Zucht von Richard Schoenbeck, 658.
 Frederik van Eeden. Ein Charakterbild aus der niederländischen Litteratur der Gegenwart von Otto Hauser, 687.
 Das Geraniumhaus. Ein Erlebnis aus Holland von G. von Beaulieu, 696.
 Die moderne französische Bildhauerkunst. Von A. Brunnemann, 710.
 Frankreichs Bevölkerungssorgen. Von Raethe Schirmacher, 727.
 Die Lebenskraft und ihre Geschichte. Von Johannes Müller, 759.
 Die Kaiserfahrt nach dem Nordland 1901. Von Hans Bohrdt, 813.
 Moderner Buchschmuck. Von Felix Poppenberg, 829.
 Doppelgänger. Novelle von Toni Schwabe, 854.
 Sonette aus Lugano. (März 1901.) Von Wilhelm Jensen, 858.
 Aus der Sphäre der Gefühle. Von Livius Järf, 860.
 Moderne Klavierkünstler. Von Karl Stord, 870.
 Victor Hugo. Sein Lebenslauf als Entwicklung der geistigen Form. Von Hugo von Hofmannsthal, 894.
 Litterarische Rundschau, 155, 296, 440, 601, 766, 910.

Namen- und Sachregister

zum einundneunzigsten Bande.

Agave. Roman. Von Marie v. Ebner-Eschenbach, 1, 161, 305, 465.
 Antilopen, Aus dem Reiche der. Von Ludwig Heß, 557.
 Antiquarische Briefe. Novelle. Von Paul Heyse, 85, 230.
 Auf Sand und Mand. Novelle. Von Wilhelm Jensen, 625, 773.
 Augsburg. Ein Städtebild. Von Christian Meyer, 322.
 Bildhauerkunst, Die moderne französische. Von A. Brunnemann, 710.
 Buchschmuck. I und II. Von Felix Poppenberg, 479, 829.

Das Geraniumhaus. Novelle. Von G. von Beaulieu, 696.
 Der Sergeant. Novelle. Von G. Freiherr v. Ompteda, 140.
 Devrient, Eduard, s. Freytag, Gustav.
 Die Magd. Eine Legende. Von Rudolf Greinz, 356.
 Doppelgänger. Novelle. Von Toni Schwabe, 854.
 Eeden, Frederik van. Ein Charakterbild aus der niederländischen Litteratur der Gegenwart. Von Otto Hauser, 687.
 Erlöst. Novelle. Von Adelheid von Sybel, 275.
 Frankreichs Bevölkerungssorgen. Von Raethe Schirmacher, 727.

- Freitag, Gustav, und Eduard Devrient. Ihr Briefwechsel, herausgegeben von Hans Devrient, 127, 199, 343, 505.
- Grimm, Herman. Von Johannes Krättschell, 432.
- Gustafsson, Neues vom Odristen. Von Arthur Kleinschmidt, 212.
- Herbstgedichte, Zwei. Von Wilhelm Jensen, 124.
- Hugo, Victor. Sein Lebenslauf als Entwicklung der geistigen Form. Von Hugo von Hofmannsthal, 894.
- Kaiserfahrt nach dem Nordland 1901, Die. Von Hans Bohrdt, 813.
- Klavierspieler, Moderne. Von Karl Stord, 870.
- Klaviermusik und Klavierspiel. Von Karl Stord, 94.
- Kunst des Zeichnens, Die. Von Oskar Die, 19.
- Kunst in der Natur, Die. Von Friedrich Knauer, 413.
- Lebenskraft, Die, und ihre Geschichte. Von Johannes Müller, 759.
- Letzte Botschaft. Novelle. Von Frida Schanz, 569.
- Lohola, Ignaz v. Von Anton Chroust, 360.
- Mörkes „Peregrina“. Das Urbild von. Von Harry Maync, 40.
- Pferdesport. Von Richard Schoenbeck, 58.
- Pferd, Das. Von Richard Schoenbeck, 658.
- Psychologie, Experimentelle. Von Rudolf Eisler, 596.
- Runge, Philipp Otto, ein Maler der Romantik. Von Franz Schulz, 541.
- Ruth von Bergen. Novelle. Von Carl Basse, 516.
- Schauspielskunst, Aus dem letzten Jahrhundert norddeutscher. Von Felix Hollaender, 573, 737.
- Sonette aus Lugano. Von Wilhelm Jensen, 858.
- Spanien, Spätherbsttage in. Von Paris nach Toledo. Von Walthers Gensel, 181.
- Sphäre der Gefühle, Aus der. Von Livius Fürst, 860.
- Sphing. Novelle. Von Victor Blüthgen, 390.
- Spitze, Die Entwicklung der. Von Moriz Dreger, 241.
- Telegraphie ohne Draht in den wichtigsten Phasen ihrer Entwicklung, Die. Von Franz Wendt, 282.
- Unlust. Gedicht. Von Wilhelm Jensen, 321.
- Virchow, Rudolf. Zu seinem achtzigsten Geburtstag. Von Johannes Müller, 253.
- Wiegenslied. Gedicht. Von Marie Eugenie delle Grazie, 515.
- Zeichner, Moderne. Von Oskar Die, 262, 370.

Litterarische Rundschau:

- Achleitner, Arthur: Fels und Firn, 915.
- Adermann, R.: Lord Byron, 450.
- Almers, Hermann: Dichtungen, 614.
- Alpine Majestäten und ihr Gefolge, 460.
- d'Annunzio, Gabriele: Feuer. — Episcopo u. Co., 444.
- Arche Noah, Die (Kinderbuch), 619.
- Arminius, Wilhelm: Vork's Offiziere, 159.
- Augusti, Brigitte: Kaiserreich und Gottesreich (nach Sienkiewicz) Roman „Quo vadis?“, 620.
- Bahr, Hermann: Bildung (Essays), 605.
- Baldwin, James Karl: Das sociale und sittliche Leben u. s. w., 768.
- Bartels, Adolf: Geschichte der deutschen Litteratur. — Die deutsche Dichtung der Gegenwart, 450.
- Barthel, Karl: Deutsche Nationallitteratur der Neuzeit, 450.
- Bauhütte, Die, 157.
- Baumberger, Georg: Größ Gott, 608.
- Baumgartner, Alexander: Geschichte der Weltlitteratur, 448.
- Beders Weltgeschichte, 458.
- Bédier, Joseph: Roman von Tristan und Isolde, 617.
- Beders, Käthe v.: Komteschen Reh, 623.
- Bellermann, Ludwig: Schiller, 603.
- Bettelheim, Anton: Marie v. Ebner-Eschenbach, 297.
- Birch-Hirschfeldt, f. Sudier.
- Bleibtreu, Carl: Der Verrat von Mey, 459.
- Boß, Alfred: Die Pfastermeisterin. — Der Flurschütz, 914.
- Bode, Wilhelm: Goethes Lebenskunst, 453.
- Bölsche, Wilhelm: Hinter der Weltstadt (Essays), 605.
- Bonus, Beate: Malergeschichten, 304.
- Boucke, Ewald A.: Wort und Bedeutung in Goethes Sprache, 452.
- Boy-Ed, Ida: Um Helena. — Die Lampe der Psyche, 303.

- Brandes, Georg: Menschen und Werke. — Moderne Geister, 605.
- Brandt, M. v.: 33 Jahre in Oskaten, 462.
- Braune-Kosla: Der Arbeitsteufel, 914.
- Brodenborff, Fritz Freiherr v.: Marie v. Moltke, 459.
- Buchwald, Georg: D. Martin Luthers deutsche Briefe, 441.
- Bulcke, Karl: Die Töchter der Salome (Gedichte), 615.
- Burdach, Konrad: Walthers von der Vogelweide, 452.
- Busse, Karl: Bagabunden, 615.
- Busse, Karl: In der Grenzschleife, 912.
- Byron: Manfred. — Sämtliche Werke, 602.
- Carmen, Sylvia: Märchen einer Königin, 620.
- Clément, Bertha: Libelle, 623.
- Coudenhove, Paula Gräfin: Ein Babenberger, 618.
- Croissant-Rust: Pimpernelle, 301.
- Dähnhardt, Oskar: Heimatlänge aus deutschen Gauen, 769.
- Dannheiser, Ernst: Entwicklungsgeschichte der französischen Litteratur, 456.
- Dauthendey, Elisabeth: Das Neue Weib und seine Liebe. — Hunger, 302.
- Dehmel, Paula u. Richard: Fighbye, 618.
- Delbrück, B.: Grundfragen der Sprachforschung, 451.
- Denzinger, Molly: Tantes Plaudersüßchen, 623.
- Deutscher Jugendhain, 619.
- Devens u. Rosell, Theodor: Das deutsche Noß, 610.
- Droste-Hülshoff: Auswahl aus ihren Gedichten, 442.
- Duc-Nimée: Sind es Frauen?, 303.
- Diederich, Benno: Alphonse Daudet, 456.
- Dokument deutscher Kunst, Ein (Darmstädter Künstlerkolonie), 613.
- Ebner-Eschenbach, Marie v.: Aus Spätherbsttagen, 296. — Gesammelte Werke, 7. u. 8. Bd., 297.
- Eckstein, Ernst: Die Märchenprinzessin, 910.
- Ehrhard, August: Franz Grillparzer, 603.
- Eigenbrodt, Wolrad: Aus der schönen Welt (Kinderlieder), 618.
- Evers, M.: Deutsche Sprach- und Stilgeschichte, 451.
- Eynatten, Carola v.: Riefels Compagnon, 623.
- Eyth, Max: Kampf um die Cheopspyramide, 610.
- Faldenberg, Rich.: Hermann Voge, 766.
- Feldegg, Ritter von: Beiträge zur Philosophie des Gefühls, 768.
- Fischer, Karl: Eduard Mörikes Leben und Werke, 453.
- Fischer, B. D.: Italien und die Italiener, 462.
- Floerke, Gustav: Zehn Jahre mit Böcklin, 613.
- Florenz, Karl: Japanische Dramen, 606.
- Foß: Marinekunde, 460.
- Frapan, Ilse: Wehrlöse, 302.
- Freudenthal, Friedrich: Sonderlinge und Bagabunden. — In de Hierabendstied, 913.
- Freih, Adolf: Konrad Ferdinand Meyer, 454.
- Freysbe, Albert: Züge zarter Rücksichtnahme und Gemütsstiefe in deutscher Volkslitte, 607.
- Frieben, P.: Handwerk hat goldenen Boden, 620.
- Frobenius, Leo: Aus den Fiegelsjahren der Menschheit, 609.
- Gaederh, R. Th.: Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen, 454.
- Ganghofer, Ludwig: Das deutsche Jägerbuch, 610.
- Ganghofer, Ludwig: Der Dorfapostel. — Die Sünden der Väter, 915.
- Garlepp, Bruno: In tausend Gefahren. — Der Pustentönig, 621.
- Geiger, Ludwig: Therese Huber, 298.
- Gernhard, Robert: Donna Francisca, Hansa und Blumenau, 463.
- Gettscher, Buda: Rosenzauber, 464.
- Giehler, G. M.: Die Gemütsbewegungen und ihre Beherrschung, 768.
- Goethes Werke, herausgegeben von Heinemann, 441. — Faust, 442. — Sämtliche Werke, herausgegeben von Geiger, 601.
- Gorki, Maxim: Ausgewählte Erzählungen, 447.
- Gorki, Maxim: Berlorene Leute. — Drei Menschen. — Forma Gorbsejew. — Ein junges Mädchen, 448.
- Gottschall, Rudolf v.: Deutsche Nationallitteratur des 19. Jahrhunderts, 450.
- Gourgaud, de: Napoleons Gedanken und Erinnerungen, 459.
- Gräf, Hans Gerh.: Goethe über seine Dichtungen, 453.
- Grillparzers Werke, 442. — Dramatische Meisterwerke, 443.
- Grimm, Eduard: Das Problem Friedrich Niehsches, 767.
- Grimm, Joseph: Filalva, 616.
- Groot, de Hoffede: Rembrandt-Werk, 155.

Gurlitt, Cornelius: Historische Städtebilder (Erfurt), 156.
 Gustafsson, Richard: Am Ramin (Märchen), 619.
 Haacke, Wilh.: Das Tierleben der Erde, 611.
 Halden, Elisabeth: Goldschmieds Tochterlein, 623.
 Haedel, Ernst: Aus Insulinde, 609.
 Hamburger Nautischer Kalender, 916.
 Hanslein, Adalbert v.: Das jüngste Deutschland, 451.
 Harnack, Otto: Goethe in der Epoche seiner Vollendung, 452.
 Hartmann, Eduard von: Zur Zeitgeschichte, 768.
 Hauff, Wilhelm: Märchen, 619.
 Hauser, Otto: Die niederländische Lyrik von 1875 bis 1900, 446.
 Hebbels sämtliche Werke, herausgegeben von Rich. M. Werner, 443.
 Heiborn, Ernst: Novellen der Romantiker, 442, 453.
 Helm, Clementine: Fridas Mädchenjahre, 624.
 Helmolts Weltgeschichte, 458, 771.
 Hensel, Paul: Carlisle, 766.
 Hermann, B. C.: Tiergeschichten in Wort und Bild, 620.
 Hertling, Georg Freiherr v.: Augustin, 606.
 Herz, Wilhelm: Parzival. — Tristan und Isolde, 441.
 Herzog, Rudolf: Der Adjutant, 159.
 Heise, Paul: Tantalus. — Mutter und Kind, 444. — Jugenderinnerungen und Befenntnisse, 455.
 Heise, Paul: Ninon, 910.
 Hiltz, E.: Für schlaflose Nächte, 616.
 Hoffmann, Franz: Neuer deutscher Jugendfreund, 622.
 Hofmann, Elise: Elli. — Bierblatt, 623.
 Hollaender, Felix: Der Weg des Thomas Erud, 464.
 Holstein, Hedwig v.: Eine Glückliche, 617.
 Holzamer, Wilhelm: Im Dorf und draußen, 914.
 Horn, B. D. v.: Große Kriegshelden, 620.
 Hornacker, Ernst: Zu Nießsches Gedächtnis, 767.
 Huch, Ricarda: Fra Colosto. — Die Blütezeit der Romanik, 299.
 Hymans: Brügge und Opern, 156.
 Jacobs, Monty: Maeterlinck, 608.
 Jacobsen, Friedrich: Gesammelte Werke, 447.
 Jbsen, Henrik: Sämtliche Werke, 446, 602.
 Jensen, Wilhelm: Heimat. — Die fränkische Leuchte, 912.
 Jensen, Wilhelm: Dietwald Wernerkin, 913.
 Jentsch, Karl: Friedrich List, 607.
 Jommersmanns Merlin (Tubelausgabe), 443.
 Jugendgarten, Der, 623.
 Jugendland (Kinderbuch), 619.
 Kalthoff, A.: Friedrich Nießsche und die Kulturprobleme unserer Zeit, 767.
 Komerad, Der gute, 622.
 Kammer, Eduard: Ästhetischer Kommentar zu Homers Ilias, 605.
 Karstedt, Fritz: Im Anfang, 616.
 Kierling, Rudyard: Das neue Dschungelbuch. — Eine Ränderflotte. — Das Licht erlosch. — Mancherlei neue Geschichten, 446.
 Klüber, Theodor: Die Meister des deutschen Briefes, 455.
 Klee, Gottfried: Die Grundzüge der deutschen Literatur, 450.
 Klein-Gattingen, Oskar: Das Liebesleben Hölderlins, Renan, Heines, 453.
 Klink-Lütetshurg: Christian De Witt, 621.
 Klinkowström, Agnese v.: Die Eidechse, 304.
 Knecht Ruprecht (Kinderbuch), 618.
 König, Edmund: Wilhelm Wundt, 766.
 Koppen, Luise: Mauerpflänzchen, 620.
 Kralik, Richard v.: Auelungenfage, 441.
 Kralik, Richard v.: Die wunderbaren Abenteuer des Ritters Hugo von Burdigal, 617.
 Kränzchen, Das, 623.
 Kreidolf, Ernst: Schlafende Bäume, 619.
 Kreiten: Drosche-Pölschhoff, Lebensbeschreibung, 442.
 Kreschmer, E.: Die Ideale und die Seele, 769.
 Kreyer, Max: Die Verkommenen. — Ein verschlossener Mensch. — Der Holzhändler. — Die Madonna vom Grunewald, 914.
 Kröll, H.: Der Aufbau der menschlichen Seele, 769.
 Kugelgen, Konstantin v.: Gerhard von Kugelgen, 612.
 Kurz, Holde: Von dazumal, 300.
 Kurz, Hermann: Schillers Heimatjahre, 442.
 Lee, Sidney: William Shakespeares, 456.
 Lehner, Franz: Was ich fand, 616.
 Leisnering, H.: Oden des Horaz (Übersetzung), 444.
 Leigner, Otto v.: Blaudebriefe an eine junge Frau. — Laienpredigten für das deutsche Haus, 617.

Lichtenfeldt, Karl: Der verlorene Sohn, 620.
 Liebermann, Max: Joseph Israel, 614.
 Lieres und Willau, Gabriele: Die Muse, 304.
 Litten, Julius: Panzachi, Stechetti und d'Annunzio (Übersetzungen), 444.
 Lingg, Hermann: Schlußrhythmen und Neueste Gedichte, 614.
 Lioflus, Maria: Im Lande der Sehnsucht, 616.
 Litzmann, Berthold: Ibsens Dramen, 456.
 Lory, Karl: Edelmensch und Kampf ums Dasein, 767.
 Löwenfeld, Raphael: Gespräche über und mit Tolstoj, 447.
 Mack, E.: Die Analyse der Empfindungen, 769.
 Mackay, John Henry: Der Schwimmer, 159.
 Mager, Joseph: Spanische Gedichte (Übersetzung), 445.
 Mann, Heinrich: Im Schlaraffenland, 914.
 Mantouffel, Jöge v.: Marie Helene v. Kugelgen, 298.
 Märchenbuch, Das goldene, 619.
 Marzpat, Kapitän: Die Schiffbrüchigen auf den China-Inseln, 621.
 Martin, Ernst: Wolframs von Eschenbach Parzival und Titurel, 440.
 Matthes, Valerie: Italienische Dichter der Gegenwart, 444.
 Matthias, E.: Mit vollen Segeln. — Der Goldtambour, 621.
 Maul, Elise: Die Liebesfaat, 623.
 Maupassant: Tag- und Nachtgeschichten, 445.
 Mauthner, Fritz: Beiträge zu einer Kritik der Sprache, 451.
 May, Karl: Der Sohn des Gaucho, 621.
 Marbach, Hans: Christus und Faust, 767.
 Mehring, Siegmund: Französischer Lyrik des neunzehnten Jahrhunderts, 445.
 Merck, Friederike: Unser Lieberbuch (für Kinder), 618.
 Meyers Historisch-Geographischer Kalender, 916.
 Meysenbug, Malwida v.: Stimmungsbilder, 297.
 Michaut, E.: Durch Nacht zum Licht, 620.
 Mielle, Helmut: Der deutsche Roman des neunzehnten Jahrhunderts, 451.
 Mohl, Robert von: Lebenserinnerungen, 607.
 Montaigne, Ausgewählte Essays, übersetzt von Emil Kühn, 445.
 Mosapp, Hermann: Charlotte von Schiller, 603.
 Multatuli: Millionenstudien. — Max Havelaar, übersetzt von Wilh. Spöhr, 446.
 Mummendorf, Ernst: Der Handwerker in der deutschen Vergangenheit, 458.
 Münchhausen, Böttches Freiherr v.: Juda (Balladen), 615.
 Musen Almanach Marburger Studenten, 770.
 Muffets Dichtungen, übersetzt von Martin Hahn, 445.
 Muther, R.: Ein Jahrhundert französischer Malerei, 614.
 Myling, Oskar: Die Passion der Liebe, 160.
 Mythologische Landschaften, 617.
 Nader, Moriz: Wie von Ebner-Eschenbach, 297.
 Nestle, Wilhelm: Euripides, 605.
 Neuwirth: Prag, 156.
 Niemann, August: Gerechtigkeit, 159.
 Nordau, Max: Zeitgenössische Franzosen, 606.
 Norßen, Georg: Vom Heimwege (Spruchdichtungen), 616.
 Ompteda, Georg Freiherr v.: Monte Carlo, 160.
 Ompteda, Georg Freiherr von: Cécilie von Sarron, 912.
 Otto, August: Wilhelm Raabe, 455.
 Pastor, Willy: Berlin, wie es war und wurde, 460.
 Persall, Anton von: Aus Berg und Thal, 915.
 Pfaff, Friedrich: Die Große Heidelberger Liederhandschrift, 441.
 Pfänder, Alexander: Phänomenologie des Willens, 768.
 Pfister, Albert: Heinrich Hansjakob, 454.
 Pflüger, Alexander: Smaragdinseln in der Südsee, 609.
 Philipp, Adolf: Kunstgeschichtliche Einzeldarstellungen, 156.
 Polenz, Wilhelm von: Eugendland, 912.
 Pomeznj, Franz: Grazie und Grazien in der deutschen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts, 603.
 Purtscheller, Ludwig: Über Fels und Firn, 460.
 Raabe, Wilhelm: Die Leute aus dem Walde. — Halb Mär, halb mehr, 443.
 Reich, Emil: Ibsens Dramen, 457.
 Reichel, Eugen: Gottsched-Denkmal. — Gottsched der Deutsche, 452.
 Remer, Paul: Das Buch der Sehnsucht, 770.
 Renner, Gustav: Ahasver, 616.
 Reuter, Gabriele: Ellen von der Weiden, 301.
 Reventlow, Graf: Die deutsche Flotte, 622.
 Riemann, Robert: Goethes Romantekunst, 603.
 Roland, Emil: Gedichte, 616.

- Rosegger, Peter: Sonnenschein, 911.
 Rosenberg, Maximilian von: Bieckfeldweibel Starke, 159.
 Rüttenauer, Benno: Aphorismen aus Steudhal, 445.
 Sach, August: Die deutsche Heimat, 608.
 Sachs, Hans: Sämtliche Fabel und Schwänke, 441.
 Saenger, Samuel: John Stuart Mill, 766.
 Sanders, Daniel: Handwörterbuch der deutschen Sprache, 452.
 Sauer, August: Grillparzers sämtliche Dramen, 443.
 Schanz, Frida: Feuerlilie, 624.
 Schaafal, Richard: Interieurs aus dem Leben der Zwanzigjährigen, 160.
 Schmid, Heinr. Alfr.: Arnold Böcklin, 612.
 Schmidt, Erich: Charakteristiken II., 604.
 Schmiedeberg, E. F.: Vor einem grauen Haupte sollst du aufstehen, 620.
 Schnigler, Arthur: Leutnant Gustl, 157.
 Schoebel, Agnes: Überflüssige Liebe, 304.
 Schoof, Wilhelm: Pessimisches Dichterbuch, 769.
 Schönbach, Anton E.: Über Lesen und Bildung. — Gesammelte Aufsätze zur neueren Literatur in Deutschland, Österreich und Amerika, 604.
 Schorn, Adolf v.: Aus zwei Menschenaltern, 298.
 Schuhmacher, Tony: Turmengeselle, 620.
 Schulze-Smidt, Bernhardine: Ringende Seele, 303. — Schattenblümchen 623.
 Schwarzflorpen, Klottke v.: Gedichte, 463.
 Schwarz, Hermann: Psychologie des Willens, 768.
 Schwering, Jul.: Friedrich Wilhelm Weber, 454.
 Seidel, Heinrich: Erzählende Schriften. — Gesammelte Schriften. — Wintermärchen, 443.
 Shakespeares Macbeth, 602.
 Sienkiewicz, Henryk: Familie Polanski. — Uns liebe Brot, 448.
 Sievers: Afrika, 462.
 Soden, Freiherr v.: Reisebriefe aus Palästina, 608.
 Sohneyr, Heinrich: Die hinter den Bergen. — Friedesfindens Lebenslauf. — Die Dorfmußkanten, 913.
 Sohneyr, Heinrich: Die Sandjugend, 916.
 Sosnoffsky, Theodor: Deutsche Lyrik im neunzehnten Jahrhundert, 770.
 Spemanns Goldenes Buch der Weltliteratur, 449.
 Sperl, August: Hans Georg Portner, 913.
 Spielhagen, Friedr.: In zwölfter Stunde, 441.
 Spielhagen, Friedrich: Opfer, 910.
 Spyrri, Johanna: Sina, 624.
 Staller, James: Leben Jesu, 606.
 Steinhäuser, Georg: Monographien zur deutschen Kulturgeschichte, 458.
 Steinmann, Ernst: Die Sixtinische Kapelle, 611.
 Stendhal: Rot und Schwarz, 445.
 Stiller, Anton: Die Leibnizschen Begriffe der Perception und Apperception, 766.
 Stilgebauer, Edward: Geschichte des Minnesanges, 451.
 Stork, Karl: Das Opernbuch, 614.
 Stork, Karl: Am Walensee, 915.
 Strany, Ferdinand v.: Erinnerungen, 455.
 Straßburger, Hugo: Lieder für Kinderherzen, 618.
 Stubenberg, Mathilde Gräfin: Gabriel von Herrenburg, 616.
 Suchier, Hermann, und Birch-Hirschfeldt: Geschichte der französischen Literatur, 456.
 Suter, H. A.: Unter dem Schweizerischen Roten Kreuz im Burenkriege, 463.
 Sybel, Heinrich v.: Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I., 607.
 Szegedynski, Paul v.: Spartanerjünglinge, 158.
 Tanera, Karl: Der Freiwillige des Itis. — Aus der Prima nach Tientsin, 620.
 Tanera, Karl: Indische Fahrten, 621.
 Taschenbücher, Illustrierte, für die Jugend: Das technische Studium. — Die Pflege der Haustiere. — Das Zauberbuch, 622.
 Telmann, Konrad: An der Engelsbucht, 910.
 Thode, Henry: Der Ring des Franzipani, 612.
 Thomas, Hans: Federspiele, 619.
 Tolstoj, Leo: Meine Beichte. — Das einzige Mittel. — Über die sexuelle Frage. — Der Sinn des Lebens, 447.
 Trinius, August: Durchs Saalthal, 460.
 Türmerjahrbuch für 1902, 617.
 Universum, Neues, 622.
 Vankelow, Karl: Von Weib und Welt, 615.
 Vech, Leonhard: Die Pädagogik des Pessimismus, 768.
 Vech, Ed.: Illustrierte Geschichte des preussischen Hofes, 458.
 Velten, E.: Reiseschilderungen der Suabell, 609.
 Viebig, Clara: Die Rosenkranzjungfrau und anderes (Novellen-sammlung), 300.
 Vierordt, Heinrich: Gemmen und Pasten (Gedichte), 615.
 Volksbote, Der, 916.
 Voss, Richard: Adonis vom Nolarathal, 444.
 Weigand, Wilhelm: In der Frühe (Gedichte), 615.
 Weise, Otto: Deutsche Sprache und Stillehre, 452.
 Weiß, Karl: Hohentwiel und Eldehard, 460.
 Weitbrecht, Karl: Deutsche Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts, 450.
 Welter, Nicolaus: Frederi Mistral, 606.
 Weltrich, Richard: Christian Wagner, 454.
 Werdmeister, Karl: Das neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen, 155.
 Werner, Richard Maria: Vollendete und Ringende, 604.
 Wichert, Ernst: Der Hinfuß (Novellen-sammlung), 911.
 Wielands Werke, herausgegeben von Gottf. Allee, 601.
 Wiggers, Julius: Aus meinem Leben, 459.
 Wilamowitz-Moellendorf, Ulrich v.: Griechische Tragödien (Übersetzung), 444.
 Wilbrandt, Adolf: Ein Mecklenburger, 911.
 Wilbrandt, Adolf: Das lebende Bild, 912.
 Wilsa, Johannes: Ostasiatische Reisen, 462.
 Wirtschaftskunde Deutschlands, Handbuch der, 459.
 Wolzogen, Ernst v.: Das dritte Geschlecht, 303.
 Wunderlich, Hermann: Deutscher Saybau, 451.
 Wurm, W.: Waldgeheimnisse, 611.
 Zahn, Ernst: Herrgottsäden, 915.
 Zobeltig, Feder v.: Besser Herr als Knecht, 159.
 Zola: Fruchtbarkeit. — Arbeit, 445.
 Zorilla, Don José: Don Juan Tenorio, 445.

Agave

Von

Marie von Ebner-Eschenbach

Aus farbloser Hülle, Agave, bist du
In Schönheit erstanden, seltsame du,
Wie Blumen im Märchen durch Zauber erweckt.
Im Kranze süß duftender Blumen ragst du
Auf zierlichem Schaft gen Himmel empor,
Für einen berausenden Frühling gleibst du
Die Kraft eines Lebens, Agave, dahin
Und stirbst am Erblühen — ein Wunder bist du.

I.

(Nachdruck ist unterlagt.)

Zu Beginn des goldenen Zeitalters Italiens lebte im Städtchen Ariccia, unweit von Rom, der Töpfer Pietro Venesco. Er war ein kleiner, unscheinbarer Mann, der sein mürrisches Wesen nicht einmal seinen besten Kunden gegenüber ablegte. Das brachte aber seinem Geschäfte keinen Schaden. Die Ware, die er führte, war eben von ganz vorzüglicher Art, und daß dem Padrone nicht gerade Frohsinn aus den Augen blickte, nahm ihm niemand übel; es gab dafür schwerwiegende Gründe.

Dieser Venesco hatte eine schöne Frau und einen herrlich schönen Sohn. Wer den Jüngling Antonio daher kommen sah in seiner Pracht über die Piazza oder durch die Gassen des Städtchens, so hochgewachsen, so art und so schlank, der dachte: Du Gottliebster! und folgte dem Beispiel des Hohen und liebte ihn auch.

Die Frauen und Mädchen ließen es an Zeichen ihrer freundlichen Gesinnung nicht fehlen; Antonio hätte seinen Lebensweg mit zertretenen Weiberherzen pflastern können, machte indessen von seiner Zaubermacht lei-

nen Gebrauch. Nicht etwa daß er dem jungen Weibervolke aus dem Wege gegangen wäre; er sprach und scherzte und tanzte mit den Schönheiten, an denen Ariccia großen Reichtum besaß, erwies aber keiner von ihnen die geringste Bevorzugung. Wenn die Unterhaltung oder der Tanz aus war, wendete er sich von seinen Partnerinnen so gleichgültig ab wie der Marionettenspieler von seinen Püppchen nach dem Ende der Vorstellung. Sehr oft sah man ihn in die Betrachtung einer hübschen Mädchengruppe am Brunnen, vor der Kirche, der Osteria versunken. Doch war es kein anderes Betrachten als das eines Bildes an der Wand, und die Gegenstände dieser Aufmerksamkeit fühlten sich durch sie eher beleidigt als geschmeichelt. Er thäte besser, meinten sie, einen gar nicht anzusehen als mit so schweigsamen Augen. Sie fingen an, ihn gering zu schätzen, zu verspotten und ihm nachzusagen, er sei überhaupt kein Mensch, sondern ein Gebilde aus Thon und könne sich nur für das erwärmen, woraus er selbst gemacht sei. Man betrachte ihn doch, wenn er vor seinem

Hause sitzt, ein dummes Stück Lehm in seinen Händen, mit dem er spielt, das er knetet und streichelt. Da fährt ihm die Bärtlichkeit aus allen Fingerspitzen, da flammen ihm die Wangen, da sprüht's ihm aus den Augen. Die kleine Cencetta, die Tochter des Winzers Vinutelli, dessen Gehöft an den Garten des Töpferhauses stieß, wollte den verrückten Menschen belauscht haben, als er einen eben fertig gewordenen Krug, der den Kopf eines alten Mannes mit einem Ziegenbart und spigen Ohren vorstellte, hoch emporhielt und lachend und entzückt zu ihm redete.

Übrigens durfte Antonio sich nie lange an dem Anblick einer seiner Arbeiten erfreuen. Kaum beendet, war sie auch schon verkauft, und es wurden so viele Nachahmungen verlangt, daß die Werkstätte Pietros bald nicht mehr ausreichte, um allen Aufträgen zu genügen. Sie mußte vergrößert, ein paar Gesellen mußten aufgenommen werden. Die Nachfrage steigerte sich noch, als Antonio begann, die Waren zu bemalen, mit Arabesken, Blumen, einzelnen Figürchen, mit Darstellungen von allerlei komischen oder ernstern Vorgängen im Leben der Leute von Ariccia.

Dem Padrone wuchs die Arbeit über den Kopf. Ihm wäre es recht gewesen, wenn sein Kundenkreis sich verkleinert hätte, und er meinte das Mittel dazu gefunden zu haben, indem er seine Preise erhöhte. Die Käufer schimpften, seilschten — bezahlten. Das Geschäft gedieh, förmlich gegen den Willen seines Besitzers, immer glänzender. Außerlich stand alles zum besten, im Inneren herrschten Unzufriedenheit und Hader. Der Sohn verlangte hinaus in die Welt, wollte das Handwerk an den Nagel hängen und ein Bildhauer werden oder ein Maler. Der Vater sprach ihm das Talent zum einen und zum anderen ab. Es gab Zeiten, in denen sie kein Wort wechselten, dann wieder hörte man Venesco, aufs höchste gereizt durch den kalten Troß Antonios, bis tief in die Nacht wüten und toben, hörte das Klirren von an die Wände geschleudertem Geschirr. Am nächsten Morgen lasen die Gesellen die Scherben kostbarer Schüsseln und Schalen vom Boden auf, und Cecilia, die Töpferfrau, kam noch blässer als gewöhnlich und mit rotgeweinten Augen zur Frühmesse in die Kirche.

Sie zu fragen, was es wieder gegeben habe, wagte nur noch selten jemand. Cecilia wehrte jeden Versuch, sie auszuforschen, so entschieden ab, daß die Neugierigsten sich beschämt zurückzogen, fest entschlossen, dem unnahbaren Weibe nie mehr ein Zeichen der Teilnahme zu geben. Bei jeder solchen Gelegenheit stieg die Abneigung höher, die ohnehin gegen sie herrschte, weil sie glücklicher war, als sie zu sein verdiente, und dabei der Hochmut selbst.

Ihr Mann trug sie auf Händen, er hatte für sie nie ein hartes Wort, kaufte ihr die kostbarsten Kleider, den schönsten Schmuck. Einen so guten und großmütigen Eheherrn wie ihn fand man in Ariccia und wohl in der ganzen Welt nicht. Seelenstark und treu erfüllte er das Gelübde, das er in der furchtbaren Stunde gethan hatte, in der Cecilia, von ihrem Verführer verlassen, vor den betrogenen Mann getreten war und ihr Schuldbekenntnis abgelegt hatte: So steht's um mich, thue, was dir zukommt. Da hatte er ein Messer vom Tisch genommen und es ihr in die Brust gestoßen. Aber beim Anblick der scheinbar tödlich Getroffenen war sein Zorn erloschen und die alte Liebe allüberwindend wieder erwacht. Und er hatte zum Himmel gerufen: Thu ein Wunder, lasse sie mir, und ich will sie halten wie mein treues Weib, und das Kind in ihrem Schoße soll mein Kind heißen.

*

*

An einem schönen Frühlingsabend saß das Ehepaar Vinutelli in Gesellschaft des Vaders Luigi Fenderigo und einiger anderer Bekannten beim Weine im Garten des Winzers. Fenderigo war eben aus Rom zurückgekehrt und von den Eindrücken, die er dort empfangen hatte, ganz berauscht. Als der Stuhl Petri wieder in der ewigen Stadt aufgerichtet worden, als mit dem Niesengefolge des katholischen Oberhirten Glanz, Reichthum, Pracht eingezogen waren, hatten sie einen schreienden Kontrast zu dem Trümmerselde gebildet, auf dem sie sich entsalteten. Nun residierte Oddo Colonna, der erste seit vierzigjähriger Kirchenspaltung einmütig gewählte Papst, als Martin V. im Palaste seines fürstlichen Geschlechtes bei den Santi

Apostoli. Kühne und glückliche Condottieri eroberten der Kirche ihren Staat zurück, den Frieden sicherten kluge Verträge. Eine große Bauhätigkeit war rege, der verfallene Vatikan, die zerstörten, geplünderten Gotteshäuser erstanden neu. Gelehrte und Künstler wurden an die Höfe des Papstes und der Kardinäle berufen. Neues Leben pulsierte im alten Rom. Eine neue Kunst war seine schönste Blüte. Und nirgends, erzählte der Redselige, entfaltete sie sich reicher als in San Clemente, in der vom Cardinal Branda di Castiglione gestifteten Katharinentapelle.

Fenderigo begann eben ihre Herrlichkeiten zu schildern, als Pietro Benesco vorüberkam und die freundlichen Grüße, die ihm zugerufen wurden, in seiner trockenen, kurzangebundenen Art erwiderte.

„Der Unglückliche,“ sagte Julia Binutelli, lehnte sich mit ihrer ganzen Wucht an die Banklehne und kreuzte die Arme und zur Erhöhung der Behaglichkeit auch die Beine. „Am vorigen Sonntag in der Kirche habe ich ihn beobachtet. Da stand er wie eine Säule der Verkündigung gegenüber und erhob kein einziges Mal den Blick. Nun ja — um den Engel nicht sehen zu müssen, dem sein Antonio von Tag zu Tag ähnlicher wird.“

Sie hatte das „sein“ spöttisch betont, und man lachte; nur Fenderigo ereiferte sich:

„Einbildungen! ... Der Engel hat Ringellocken wie aus Draht und ein leeres Gesicht und Gliedmaßen so dünn und steif wie der Lilienstengel, den er in der Hand hält. Der Toskaner — ich habe ihn ja auch gekannt — war glutäugig und seideweich gelockt — und gebaut! — und eine Gestalt! Der heilige Georg Drachentöter hätte sich ihrer nicht zu schämen brauchen.“

„Der ganze Antonio!“ schaltete Julia ein, indes der Vater lebhaft fortfuhr: „Kann ja sein, daß der schöne Pöfcher beabsichtigt hat, uns außer dem lebendigen noch ein anderes Abbild seiner selbst zu hinterlassen, gelungen ist es ihm nicht.“

„Wieso nicht gelungen?“ rief eine weißhaarige Frau, die ein klassisches Gesicht hatte und eine große, zerzauste Frisur. „Aufgeschrien haben wir, wie das Bild enthüllt worden ist: Gott verzeih ihm die Sünde, das schwere Argerniß! — da hat er sich selbst als Verkündigungengel und seine

Geliebte, die Cecilia Benesco, als künftige Heilandsmutter gemalt.“

„Gemalt! gemalt!“ entgegnete Fenderigo, „ich kann das Wort, auf solches Nachwerk angewendet, nicht aussprechen hören. Geht nach San Clemente und holt euch dort einen Begriff davon, was malen heißt. Masolino da Panicale giebt ihn euch und sein junger Schüler Tommaso Guidi, den sie Masaccio nennen.“

„Kann ihn freuen, das Schwänzlein an seinem Namen! Paßt es ihm auch? Ist er schmutzig und etelhaft?“ fragte die Weißhaarige.

„Besonders gepflegt freilich nicht,“ erwiderte der Vater und führte unwillkürlich die Hände über seine Wangen.

„Hättet Euch seiner erbarmen und ihm den Bart scheren sollen,“ sagte Binutelli.

„Es wächst ihm keiner. Gerade nur ein bißchen am Kinn.“

„Am Kinn — wie einer Ziege?“

„Nein, nein, ganz kurz, und eben nur ein Schatten auf der Oberlippe. Aber ein Gesicht! Stolz, streng und ernst und mit so vielen Ecken und Hügeln.“

„Ecken und Hügeln?“

„Über den Augenbrauen zwei große und auch oben auf der Stirn, und alles voll Genie ... Und wenn er malt, da hätten die Engel des Gerichtes gut blasen, er würde sie nicht hören. Bei der Arbeit stört ihn nichts und nichts! Und wenn ihn noch so viele umdrängen, Vernbegierige oder bloßes Gaffervolk ...“

„Zu welcher Sorte gehörtet Ihr?“ fragte Julia, und wieder lachten alle.

„Es giebt auch Leute, die man Kunstfreunde nennt,“ erwiderte der Vater, „und es giebt, Gott sei Lob und Dank, noch jugendliche Begeisterung.“

„Bei Euch doch nicht?“

„Warum nicht? — Zum Beispiel die meine für Euch, Schönste, will nicht altern,“ sagte Fenderigo galant. „Übrigens dachte ich jetzt nicht an mich, sondern ...“ er machte eine Pause, blickte sich im Kreise mit seinen klugen Augen um und sprach: „Ist keinem von euch aufgefallen, daß wir den Antonio am Sonntag nicht mehr zu sehen bekommen?“

Julia besann sich, daß es allerdings ihrer Tochter Cencetta aufgefallen war und daß

die Kleine sich einbilde, der Thonklumpen müßte am Ende doch Feuer gefangen und irgendwo in der Nähe ein Liebchen haben, bei dem er seine Sonntagsfeier halte.

„Ist richtig — bis auf die Nähe,“ versetzte Fenderigo. „Er hat eine Geliebte, aber sie wohnt in Rom, und zwei Nächte muß er mit Hin- und Hergehen verbringen, um ein paar süße Stunden hindurch ihren Anblick genießen zu können.“

„Ihren Anblick? — Ach, geht — nur ihren Anblick? — Säh ihm fast ähnlich!“ riefen die Männer und die Frauen durcheinander, und es hagelte zweideutige Reden und derbe Witze.

Eine Weile verging, bevor der Vater sich wieder verständlich machen konnte. „Anblick sage ich! Anblick meine ich! und mehr vermöchte auch der Künftige nicht von ihr zu erlangen, denn die Angebetete ist die heilige Katharina selbst und von Masaccio an die Wand der ihr geweihten Kapelle gemalt.“

Eine gemalte Geliebte! — Die Enttäuschung war groß.

„Lauter Unsinn!“ sagte Julia. „Ihr könnt den Unsinn doch selbst nicht glauben.“

„Was man mit seinen Augen gesehen hat, braucht man nicht zu glauben, man weiß es. Ich habe die Verückung gesehen, in die der Jüngling vor diesen Bildern versinkt. So merkwürdig ist sie, so schön, daß es sogar dem Maler, dem nichts auffällt, auffiel, und daß er neulich, nachdem Antonio sich losgerissen und die Kapelle verlassen hatte, gefragt hat, wer der Jüngling sei, der so bescheiden und inbrünstig zur Heiligen bete. Niemand wußte es,“ fuhr Fenderigo immer mehr in Eifer geratend fort. „Da trat ich auf ihn zu, verneigte mich wie vor einem Cardinal im Purpur und sprach: ich kenne ihn, er ist der und der. Und — jetzt staunt! bei meinen Worten fliegt eine sehr liebliche Freundlichkeit über seine Züge. ‚Der Töpfer aus Ariccia‘ sagt er, ‚der die hübschen Vasen und Schüsseln formt und bemalt?‘ Denkt euch das! Weiß der Masaccio von ihm und — schmeichle ich mir — will gern noch weiteres von ihm erfahren. So giebt ein Wort das andere, und ich erzähle ...“

„Das kann man sich vorstellen,“ rief das dicke Ehepaar wie aus einem Munde, „was Ihr erzählt haben werdet.“

„Was Gott verboten hat, werdet Ihr erzählt haben,“ fiel ein bärtiger Weibsteifer ein, der, einen Fiasco Rotwein zärtlich im Arme haltend, hinter Binutelli stand.

Fenderigo sprang auf und fuchtelte ihm mit ausgestrecktem Zeigefinger vor der Nase hin und her: „Nichts Verbotenes, nur Gutes! Daß der Antonio ein Künstler werden möchte und wohl auch könnte und nur nicht darf, weil der Alte es nicht will. Meint vielleicht: Stammt von einem Pfuscher, wird nur ein Pfuscher ... ‚Das ist nicht gesagt,‘ sagte der Meister und erkundigte sich mit vielen ‚Warum?‘ und ‚Wieso?‘ derart eindringlich und genau nach all und allem, daß es mich nicht wunder nähme, wenn er heut oder morgen an die Thür des Töpfers klopfen und fragen würde: Was ist’s, Padrone? Wollt Ihr Vernunft annehmen und mir den Antonio anvertrauen, damit ich einen großen Maler aus ihm mache?“

„Lauter Unsinn. Das wird ihm einfallen,“ sprach Julia.

„Kann man nicht wissen, kann alles sein und alles werden,“ replizierte der Vater. „Kann sogar sein — wenn es auch unbegreiflich scheint —, daß Antonio dereinst seinen Meister überflügelt, wie dieser den seinen jetzt schon überflügelt hat — den Masolino da Panicale.“

„Wie heißt er?“ fragte die Weißhaarige herausfordernd.

Fenderigo wiederholte den Namen, ohne zu bemerken, daß sie fieberig war vor Ungeduld. „Einige behaupten — es braucht freilich deshalb nicht wahr zu sein —, daß er seine Arbeiten in San Clemente nur deshalb plötzlich abgebrochen hat, weil er sah, daß sie den Vergleich mit denen seines Schülers nicht bestanden. Es braucht nicht wahr zu sein — ich wiederhol’s! Mir aber würde es einleuchten. Was meint Ihr dazu, weiser Binutelli?“

„Nichts. Ich meine immer ... in dergleichen Dingen meine ich am liebsten nichts.“

„Jetzt malt der in Florenz, der Meister Masolino in der Kapelle der Brancacci bei den Marmelitern. In den Gewölben malt er, und Masaccio soll ihm nachfolgen, sobald er seine Bilder in Rom vollendet hat.“

„In Gottesnamen soll er!“ fuhr ihn die Weißhaarige an. „Ich kenne den Masolino

nicht und nicht Euren schmierigen Masaccio, und Eure Malergehichten wachsen mir zum Hals heraus."

"Sancta Sim-plici-tas!" — Der Beredsame war so verwundert, daß er ins Stottern geriet. „So spricht Ihr, weil Ihr die Werke dieser Wundermänner nicht gesehen habt, weil Ihr keinen Begriff habt von der neuen Kunst. Ihr werdet anders sprechen, wenn Ihr einmal in Rom waret, wenn Ihr die heilige Katharina gesehen habt, wie sie dasteht, kaum dem Kindesalter entwachsen, im Götzentempel. Eine Heidenschar zieht ein unter Tubenschall, das Idol anzubeten. Die Jungfrau aber, von himmlischer Eingebung und von himmlischem Mute beseelt, hebt den Arm so!" Er reckte den seinen empor mit der Grazie eines Elefantenrüssels. „Triff mich, wenn du kannst," spricht sie zu dem Idol; „schleudere deine Blicke auf mich herab, die dich verleugnet und verabscheut ...“ — Und noch schöner tausendmal ist sie im Kaiserpalaste, überirdisch und doch irdisch, wie vom Himmel niedergestiegen und doch unter uns wandelnd in Fleisch und Blut. Tief im Hintergrund des Saales thront Maxentius. Zu seiner Rechten eine Reihe Philosophen, zu seiner Linken eine Reihe Philosophen. In der Mitte steht die Heilige und widerlegt ihnen ihre heidnische Weisheit vom A bis zum Z. Die Philosophen schämen sich in ihre gelehrte Haut hinein, und man sieht sie denken: Du hast uns überwunden, du mußt sterben. So deutlich sprechen ihre Mienen, ihre Gesichter, ihre Hände, und alles ist natürlich. Und wenn Masaccio mit seiner Kunst einen Tempel malt, eine Gasse, eine Landschaft, meint man, man könnte eintreten in den Tempel, man könnte spazieren in der Gasse, in der Landschaft. Es ist genau wie in der wirklichen Welt."

"Und lauter Unsinn," sagte Julia. „Ein Bild hat ein Bild zu sein, und es soll niemand in ihm spazieren gehen wollen; und die Heiligen sollen nicht so gemalt werden, daß junge Männer, die einen Hausstand gründen könnten, sich in eine farbige Figur verlieben statt in ein lebendiges junges Mädchen. Wohin kämen wir? Lauter Unsinn, Eure neue Kunst."

* * *

Der Himmel blaute, und die Sonne schien. Eine scharfe Tramontana kam über das Apenninische Gebirge herübergestrichen, schützelte die Blüten von den Apfelbäumen und legte sie zu einem dichten Teppich vor dem Hause des Töpfers von Ariccia zusammen. Ein Fremder, der den Weg dahin erfragt hatte, bückte sich, nahm so viele von ihnen, als er fassen konnte, vom Boden auf, betrachtete sie lange mit liebevoller Aufmerksamkeit, preßte sein Gesicht in die mit Blütenschnee gefüllten Hände und sog den lieblich feuchten Duft tiefatmend ein. Dann schritt er vorwärts und zum Fenster der Werkstatt. Einige Thonwaren befanden sich dort, unter ihnen ein auffallend schön geformter Krug. Ein naiv und fest gemaltes Bildchen schmückte ihn: der angetrunkene Silen, der den kleinen Bacchus seinen Pflegerinnen, den Nymphen, entführt. Sie trugen alle, wie die Jungfrauen in Ariccia, Schleier und Halskrausen, Schnüre von Achatsteinen, schneeweiße Schürzen mit bunten Stickereien und weiße Schuhe mit roten Absätzen. Wie sie in dem gegebenen Raume Platz fanden, blieb dem Beschauer ein Rätsel, bis die papierne Dünnhaut ihrer Leiber es ihm löste. Aber höchst lebendig waren ihre Gebärden und die Mienen des Schreckens, mit denen sie den Räuber verfolgten. Er rastete dahin über Stock und Stein, sehr in Gefahr, eines seiner Beine zu verlieren, daß er in der Hast unvernünftig weit von sich geschleudert hatte. Überraschend gelungen war dem Künstler der kleine Olympier. Er saß auf der Schulter Silens, griff ihm mit einer Hand in seine wirren Haare, hob die andere in die Luft und jauchzte; lustig strampelten seine Beinchen gegen die Brust des Alten.

Während der Fremde das Bild ansah, wurde er selbst beobachtet. Von seinem Platz am Fenster aus hatte Benesco ihn erblickt und fragte sich, wer das sei und was der wollen möge, der regungslos im Sturme stehen blieb und einen Krug anlächelte. Ein Händler schien es nicht und auch kein Käufer, am wenigsten ein besonders wünschenswerter. Sein Anzug war ärmlich. Das Barett aus schwarzem Sammet, der braune Mantel aus grobem Mönchstuch trugen Spuren langer Dienstbarkeit. In dem Äußeren des Mannes lag nichts Gewinnendes.

Er war von mittlerer Größe und zart gegliedert. Seine dunklen Haare flossen, hinter's Ohr gestrichen, auf den Nacken herab. Die Hagerkeit des Gesichts, der scharfe Schnitt der kurzen, geraden Nase ließen ihn auf den ersten Blick älter erscheinen als er, dem Schmelz der Haut, dem jugendlichen Glanz der tiefblauen Augen nach zu schließen, wohl war. Ihn für einen von den vielen, durch die Wechselfälle der unruhvollen Zeit herabgekommenen Edelleuten zu halten, konnte niemandem einfallen. Zu den geringen Leuten gehörte aber dieser Mensch, der so unscheinbar und ohne Geleite durch's Land zog, gewiß nicht.

Als Benesco auf die Schwelle seines Hauses trat und schroffen Tones fragte: „Was steht Euch zu Diensten?“ traf ihn ein Blick aus den Augen des Fremden, der ihn überraschte — und ihn gewann. Ein merkwürdig leuchtender, in die Tiefe schauender Blick.

„Schenkt mir Gehör, Meister Benesco. Ihr seid es doch?“

Pietro nickte und forderte ihn auf, ihm zu folgen. Sie stiegen über ein paar Stufen in einen Vorraum, der zu der Werkstätte führte, einem länglichen, dämmerigen Gelaß mit niedriger, aus Balken gefügter Decke. Auf breiten Borden an den Wänden lagerte der Vorrat an Geschirr. Drehscheiben, schwere Tische, die den zubereiteten Lehm und allerlei Werkzeug trugen, eine Wasserlupe standen auf dem ziegelgepflasterten Boden umher. In der Tiefe der Werkstatt, dem breiten Fenster gegenüber, das auf die Straße sah, befand sich ein kleineres mit der Aussicht in ein Gärtchen. Helles Sonnenlicht drang von dort herein, bildete einen blendend goldigen, scharf abgegrenzten Streifen und ließ die ganze Umgebung grau erscheinen. Wie eine Glorie aber lag es auf dem Haupte des Jünglings, der im weißen Arbeitskittel, ein weißes Mützchen auf dem lockigen Scheitel, am Fenster saß, eifrig mit dem Bemalen einer Schüssel beschäftigt war und beim Eintreten der beiden Männer nicht ausblinzte.

Um so mehr Interesse schenkte der Besucher ihm. Er stand und betrachtete das schöne Menschenbild, das ihm da wie in einen Lichtmantel gehüllt erschien, mit freudigem Wohlgefallen. „Euer Sohn Antonio,“ sprach er.

„Ihr kennt ihn?“

„Und er mich — fragt ihn nur.“

Antonio hatte aufgehört. Nun sprang er empor. Die Schüssel entsank seinen Händen und lag in Scherben. Und er stürzte vor und dem Fremden zu Füßen. „Tommaso Guidi! Tommaso Guidi!“ schrie er. „Ihr, Meister! ... Ihr bei uns!“ ...

„Du hast mich oft aufgesucht, wie ich höre, nun komme ich einmal zu dir ... zu euch — um seinetwillen,“ verbesserte sich Masaccio, das Wort zugleich an Benesco und an seine Frau richtend, die aus dem anstoßenden Zimmer getreten war. Groß, fast überschlanke, eine königliche Erscheinung in der reichen Tracht der Frauen von Ariccia.

„Mutter, meine geliebte, süße!“ rief Antonio, „das ist Meister Tommaso Guidi — er selbst — er kommt zu uns!“

Sie verneigte sich mit einer eigentümlich schüchternen Hoheit, und Masaccio dachte an seine Madonna am Fuße des Kreuzes, und sie kam ihm unedel vor im Vergleiche zu dieser herrlichen Matrone.

„Steh auf!“ herrschte Pietro den Sohn an, der schweigend gehorchte. „Um seinetwillen kommt Ihr, Herr Guidi? Was soll er?“

„Mein Schüler werden, wenn Ihr es gestattet, mir folgen nach Florenz, wohin Masolino mich ruft.“

Ein Jubellaut drang aus Antonios Brust: „Nach Florenz, dem gebenedeiten! ... Mit Euch, Meister ...“

„Beruhige dich,“ unterbrach ihn Pietro finster. „Meint Ihr einen Maler aus ihm machen zu können?“

„Er ist es, halb und halb.“

Pietro lachte höhnisch: „Halb und halb — und was er ist, wird er bleiben.“

„Wie könnt Ihr das wissen? Seine Malereien auf Euren Schüsseln und Schalen versprechen mehr, als Ihr ahnt.“

„Gut, gut, er erfülle die Versprechungen — an anderen Schüsseln und Schalen.“

„Damit Euer Geschäft gedeihe,“ fiel Antonio ein, fahl vor Grimm und Qual. „Ob ich darüber zu Grunde gehe, danach fragt Ihr nicht ... Aber Ihr, Mutter,“ er wendete sich an sie, „Ihr, die mich liebt — helft mir, ich bitte Euch, Mutter, helft!“ Ein glücklicher Einfall schien ihm plötzlich gekommen: „Ihr könnt es! Hat er nicht neulich gesagt:

„Nimm ihn! verfüge über ihn! Ich überlasse ihn dir.“ So verfügt denn, Mutter — meine geliebte —

„Nicht so, nicht so,“ unterbrach sie ihn mit sanftem, inbrünstigem Flehen und streckte die Hand abwehrend gegen ihn aus. „Dein Vater sprach die Worte im Zorn, sie sind nicht gesprochen. Verufe dich nicht auf sie, Antonio.“

„Also nein!“ Er stieß heftig mit dem Fuß gegen den Boden, zerbiß die Lippen, und Thränen, heiß wie Feuerjunken, schossen ihm in die Augen. „Auch bei Euch kein Erbarmen. Ihr verlaßt mich wieder, wie Ihr mich verlassen habt, als Lucca della Robbia um mich schied. Also nein! Aber wißt — es ist aus! Hier zurückhalten lasse ich mich nicht mehr, sperrt mich ein, bindet mich, ich entkomme Euch doch. Darf ich nicht mit Euch gehen, Meister Guidi, so folge ich Euch nach, und Euch will ich gehorsam und unterthänig sein. Den Weg zu meinem Meister finde ich, das schwöre ich Euch, Mutter, und — Euch!“ Mit unaussprechlichem Haß schleuderte er das letzte Wort dem Padrone zu, der verächtlich an ihm vorübergeblidt hatte und nun zusammenzuckte.

Seine Frau trat an seine Seite und berührte leise und beschwichtigend seine Schulter: „Laß ihn ziehen, Pietro,“ sagte sie, „laß ihn im guten ziehen.“

Er sah sie an. „Du willst es? du willst dich von dem Lichte deiner Augen trennen?“ fragte er mit grausamem Spott.

„Es ist Zeit. Ich bin, wenn er bei uns bleibt, weiter von ihm getrennt als durch Berge und Seen.“

Eine Weile noch kämpfte er, den Blick starr zur Erde gesenkt, die krampfhaft geballten Fäuste zusammengepreßt. Dann raffte er sich auf und sprach hart: „Die Folgen über ihn und dich! Er gehe. Er werde, was zu werden der Teufel ihn treibt, von dem er besessen ist. Ein Halber, der sich ein Ganzes dünkt und anderen weiß macht, daß er es ist ... Ein Schurke bloß und lebt auf Vorg, aber gut, borgen kennt kein Ziel. Die Zukunft zahlt, die große Zukunft, die er hat ... Ja der! was der noch leisten wird. Wartet ... wartet nur! Und darauf hin stiehlt er und raubt, stiehlt Hochachtung und Bewunderung und das Vertrauen der Männer und die Liebe der Frauen ...“

Ein fast unhörbares Wimmern, ein Flehen um Gnade zitterte auf den Lippen seines bleichen Weibes, und plötzlich, als hätte ein Peitschenhieb ihn getroffen, hielt Pietro inne.

Antonio trat auf seine Mutter zu und schloß sie in die Arme. Sie lehnte sich an seine Brust und sah voll Leid und Liebe zu ihm empor. Masaccio war ganz vertieft in ihren Anblick. Er betrachtete die feinen Linien ihres edlen Profils, und vor sein malendes Auge trat ein Bild voll hoher und rührender Schönheit, dessen Mittelpunkt und Glanzpunkt das emporgerichtete, vergeistigte Angesicht der wundervollen Matrone war.

„Merkt Euch die Worte!“ rief Antonio über das Haupt der Mutter hinüber dem alten Manne zu. „Der Tag kommt, an dem Ihr sie bereuen werdet. Merkt Euch die Worte, ich vergesse sie nie!“

* * *

Außerhalb der Stadtmauer von Florenz, unsern des cypressengelkrönten Monte Oliveto, stand ein schmutziggelbes Haus mit schmaler Eingangsthür und breiter, niedriger Loggia. Es hatte die Form eines großen Würfels, auf dem ein kleiner thronte: der nicht mehr ganz wetterfeste Turm. Von den ärmlichen, wie aus der Wildnis emporgewachsenen Häusern in seiner Nachbarschaft unterschied es sich vorteilhaft durch seinen wohlgepflegten Garten. Eine üppig wuchernde Rosenhecke umgab ihn, und er bildete gegen den Monte Oliveto hin ein ziemlich ansehnliches Grundstück, aber nur einen Streifen zwischen dem Hause und der Straße zur Porta San Frediano, deren massigen Bau man von der Loggia aus betrachten und bewundern konnte. Das wurde redlich von der Herrin des Billino besorgt, schon aus Familienstolz. Zählte doch der Erbauer der Porta zu ihren Ahnen, war sie doch eine Pijano und durfte sich rühmen, dem Geschlecht zu entstammen, das der Welt die großen Bildhauer und Architekten dieses Namens geschenkt hat.

Ihre Vermögensverhältnisse waren bescheiden, erlaubten ihr aber ausschließlich zu sein in der Wahl ihrer Mietsparteien. Sie nahm als solche überhaupt nur Künstler an, am liebsten Maler, weil sie diesen so manche

launige und sogar wertvolle Ausschmückung ihrer kahlen Stubenwände verdankte.

Mit Stolz wies Jungfrau Pulcheria auf die Zeugnisse des Aufenthalts berühmter Leute unter ihrem Dache. In dem großen gegen Norden gelegenen Raume, der von ihnen als Werkstatt benutzt worden, sah man unter vielen anderen die ersten Versuche Paolo Uccellos, Reiter und Schlachtengemälde in grüner Erde auszuführen. Man sah eine Wirrnis von breiten, kühnen Strichen, in denen Pulcheria ganz deutlich die Entwürfe des Spinelli da Luca Uretino zu seinen Bildern des heiligen Benedikt erkennen wollte. Man sah auch drei sprechend ähnliche Darstellungen der Padrona selbst. Nicht zu verkennen war ihre schmächtige Gestalt und der kühn gewölbte Rücken, die stolze Adlernase und das spitzige Kinn. Gherardo Starnina hatte sie als Amazone an der Spitze eines Ragenheeres in Lebensgröße, Lorenzo Vicci als Sibylle verewigt. Da prophezeite sie ihm selbst aus einem Speiseschüsselnchen die Zukunft und zwar die nächste, nämlich die, daß er heute nicht satt werden würde. Und dem übermütigen Karmeliternovizen Filippo Pippi, war ihm nicht jüngst eingefallen, ein Seitenstück zu dieser Darstellung zu liefern? In seinem ganzen tollen Übermut war er erschienen, hatte sich über Pulcheria und ihre Schutzbefohlenen, die Ragen und die Künstler, lustig gemacht und die schätzbare Jungfrau mit Überbleibseln von Farben, die er im Atelier vorfand, abkonterfeit. Wieder als Sibylle; diesmal aber prophezeite sie aus einer reich besetzten Platte einem ruppigen Gefellen, daß er satt werden würde; und mit einem Ausbruch der Entrüstung erkannte Pulcheria in dieser elenden Figur den Liebling ihres Herzens, Tommaso di Ser Giovanni Guidi, den sie — ihr zu Gram und Schmerz — Masaccio nannten.

„Thut das weg! thut die abscheuliche Frage sofort weg!“ hatte sie dem Novizen befohlen, er aber lachend die Flucht ergriffen. Vor dem Hause war er stehen geblieben, hatte zu der Loggia, auf die Pulcheria, ihm nachscheltend, getreten war, hinaufgeschickt und laut und hastig ausgerufen: „Was ich vergaß, Euch zu melden: Stedt einen Braten an den Spieß und Euch selbst in ein neues Gewand. Macht Euch so

schön Ihr könnt und noch viel schöner. Er kommt.“

„Wer kommt?“

„Er. Meister Masolino läßt es Euch sagen.“

„Wer kommt? frage ich, seid Ihr taub?“

„Ihr seid's, fürchte ich. Wäre schade. Ihr könnt um alle die süßen Reden, mit denen er Euch aufzuwarten brennt, dieser Höflich, dieser Arbitr elegantiarum!“

„Wen meint Ihr, Spottvogel, Possenreißer? ... Du guter Himmel! ... Mir läßt Masolino sagen: Er kommt? ... Da meint er am Ende gar ... Filippo, Filippino — Schatz! ... Filippo — Schlingel!“

Er hörte sie nicht mehr; er war unter den Bäumen verschwunden. Ihr Geschrei unterbrach die schöne, grüne Stille, weckte aber keinen Wiederhall.

Die Seele Madonna Pulcherias befand sich in Aufruhr. Sie glaubte erraten zu haben, wessen Besuch Masolino ihr hatte ankündigen lassen. Es konnte sehr wohl der ihres Tommaso sein, der seine Aufgabe in Rom gelöst hatte und den Masolino nun nach Florenz berief zur Mitarbeiterschaft an der Kapelle Brancacci. Ein großer Maler, der Tommaso di Cristofano Fini, genannt Masolino, wer zweifelte daran? Am wenigsten sie, die ihn vor Jahren zum Lehrer Maso Guidis erkoren, weil er kein höheres Vorbild finden konnte als ihn. Heute stand es freilich anders; heute reichte die Kunst des Lehrers zu der des Schülers nicht mehr hinan.

Ob Masolino das empfand? Wie er es empfand, ob mit Stolz, ob mit Meid?

Die alte Kunstfreundin setzte sich auf einen Strohsessel, sah in die liebliche Landschaft hinaus und sah auf ihren Garten hinab, aber ziemlich zerstreut und ohne Interesse an ihren sorgfältig und eigenhändig gepflegten Blumen und Gemüsebeeten. Ihre Gedanken wanderten in die Vergangenheit zurück.

Des Ausflugs erinnerte sie sich, den sie vor Jahren nach Castel San Giovanni di Valdarno unternommen hatte. Und wie sie dort vor einem Hause stehen geblieben, auf dem mit Koble eine staffagenreiche Landschaft gezeichnet war. Im Hintergrunde ragte eine Burg empor, und auf den Wegen und Wiesen spazierten Menschen und Tiere, so gut und natürlich ausgeführt, daß man nicht nur

einen Mann von einer Frau und eine Kuh von einem Hund, sondern einen Erwachsenen von einem Kind und sogar eine Gans von einem Truthahn unterscheiden konnte.

Pulcheria hielt Nachfrage und erfuhr, daß es in San Giovanni noch mehr solchen Wanderschmuck gebe und daß er durch einen der fünf Söhne, die der verstorbene Notar Giovanni di Simone Guidi hinterlassen habe, hergestellt werde. Die Leute schenkten ihm dafür ein bißchen Geld oder Geware, und er nahm die geringste Spende voll Dankbarkeit in Empfang und trug sie heim zur Mutter. Die Familie lebte in großer Dürftigkeit, und man durfte auf eine Besserung ihrer Lage nicht hoffen, denn weder die Notarwitwe noch ihre Söhne waren danach angethan, sich durch Arbeit emporzuhelfen.

Einer unter den Fünfen vielleicht doch! dachte Pulcheria Pisano und ging hin und suchte die Familie auf.

Es wurde ihr leicht, die Notarwitwe zu bestimmen, ihr den kleinen Maso, der auf den ersten Blick ihr Herz gewann, anzuvertrauen.

Der Tag, an dem sie ihn zu Masolino gebracht, war ihr wie der gestrige. Unvergeßlich die Miene und das Achselzucken des Meisters und seine Worte: „Der Kaiser will schon etwas können?“ Er hatte aber doch eine Kohle vom Tisch genommen und gesagt: „Hier ist eine Kohle, und dort ist die weiße Thür. Auf die zeichne, was dir gefällt.“

Und da hatte der Kaiser die Kohle ergriffen und nach kurzer Überlegung erwidert: „Da will ich Euch zeichnen, Maestro,“ und war zur Thür hingeschritten und dort gestanden ...

O, sie sah ihn noch! Sie wußte noch, wie ihr zu Mute gewesen, als sie ihn dort stehen sah. Auf seinen spindeldürren Beinchen stand er, im armseligen, zerschlossenen Höslein, im Begriff eine Probe seines Talents abzulegen, von der vielleicht seine ganze Zukunft abhing.

Nachdenklich hatte er den Maler angesehen, sich gestreckt, die Augenbrauen zusammengezogen wie ein Alter ... die Zungenspitze zwischen die Lippen geklemmt wie ein Kind, wenn es recht aufmerksam ist ... Es war so lächerlich, Pulcheria hätte weinen können, wenn sie sich besann, wie lächerlich das war ...

Du lieber Gott! ... Und die Spannung, mit der sie jeder Linie folgte, die Masos

kleine Hand auf die weiße Fläche hinzog. Und ihr Stolz, als der feierliche Meister ihr lächelnd zugenickte: „Ihr habt ganz recht gesehen, Madonna. Respekt vor Eurem Auge! Aus dem Kaiser kann etwas werden, laßt ihn mir da.“

Nie hatte die plötzlich erwachte Liebe des alten Fräuleins zu ihrem Schützling sich verleugnet, obwohl er ihr viel Sorgen machte und sie beständig Krieg mit ihm führte.

Von dem, was es heißt, geordnet leben, zu bestimmten Stunden essen und schlafen, seine Kleidung in leidlichem Stand halten, wußte Maso nichts und wollte nichts davon wissen. War es denn nicht völlig gleichgültig, ob er das Stück Brot, das er brauchte, am frühen Morgen zu stillen, am Morgen oder am Abend verzehrte, und ob er mit dem bißchen Schlaf, das ihm nötig war, einige Tag- oder Nachtstunden verlor? Was vor allem lag daran, ob er ein Kleid nach dem oder jenem Schnitte trug und ob es braun oder blau, alt oder neu war? Er geriet in Trost- und Ratlosigkeit, wenn seine Wohlthäterin ihn ermahnte, doch einige Sorgfalt auf sein Äußeres zu wenden.

„Ich kann das nicht!“ rief er, „ich müßte mir dazu neue Sinne wachsen lassen. Mich hat Gott auf die Welt gesetzt, damit ich schöne Bilder mache, und nicht, damit ich den Leuten gefalle. Er hätte mich sonst ganz anders hergestellt. Ich handle in meinem Geiste, wenn ich mich um mein Aussehen nicht kümmere. Gebt das zu und kümmert auch Ihr Euch nicht darum, Mütterchen.“

So grenzenlos Maso Guidis Bewunderung für seinen Lehrer auch war, so unerreichbar Masolino ihm in vielen Dingen schien, strebte er doch in manchen über ihn hinaus. Gerührt durch seine Bitten, ließ Brunellesco sich herbei, ihm Unterricht in der Perspektive zu erteilen, der lebenswürdige, immer hilfbereite Donatello unterwies ihn im Altzeichnen und in der schwierigen Kunst der Verkürzungen.

Der rastlos Strebende segnete die zwei großen Männer, die sich zu ihm herabneigten und ihm Unbezahlbare spendeten aus dem Schatz ihres Könnens und Wissens. Pulcheria hingegen verwünschte den Baumeister und den Bildhauer. Sie sündigten auf Masos Genie, diese zwei! Er arbeitete

sich zu Schanden an den Aufgaben, die er von ihnen heimbrachte.

Eines frühen Morgens, als sie in die Werkstatt trat, um nachzusehen, ob die Magd schon Ausrüstung getroffen hatte, auch hier ihres Reinigungsamtes zu walten, fand sie Maso am Arbeitstisch eingeschlafen. Die Mappe lag vor ihm, er hatte die Ellbogen aufgestützt und hielt den Zeichenstift in der Hand. Sein Kopf war tief auf die Brust gesunken, und sein Gesicht sah aus so blaß und schmal wie das des Heilands auf Giotto's Kreuzifix, vor dem die ewige Lampe brannte.

Pulcheria stand schon eine Weile da, betrachtete ihn und dachte: Du stirbst jung! Ich sehe mich schon, mich Alte, Unverwundliche, dich zu Grabe tragen. Dürfte ich dir doch etwas abgeben, mein Liebling, von der zähen Kraft, die mir geschenkt ist, ich weiß nicht warum und wozu.

Sie konnte ein schmerzliches Aufstöhnen nicht unterdrücken, und er erwachte, erblickte sie und entschuldigte sich. Er begriff nicht, daß er über seiner eben erst begonnenen Arbeit eingeschlafen war.

„Eben begonnen?“ rief Pulcheria, „die ganze Nacht hast du über ihr gegessen. Vor Erschöpfung sind dir endlich die Augen zugefallen. Die Zeichnung ist fertig, die Lampe ist ausgebrannt, der Tag guckt zum Fenster herein, er ist nur,“ und jetzt gebrauchte sie einen der originellen Vergleiche, in denen sie Meisterin war: „Er ist nur noch grau wie ein eben ausgekrochene Vögelchen.“

„Wahrhaftig,“ der Jüngling richtete sich auf, erhob sich. „Ja, ja, Ihr habt recht ... die Nacht ist vergangen, ohne daß ich ein Bewußtsein davon hatte, und die Zeichnung ...“ er warf einen Blick auf sie, „mag für beendet gelten. Seht den Säulengang — reicht er nicht weit zurück? Seht auch, wie die Säulen sich verjüngen ...“

„Die Säulen, ja, die wohl,“ sprach sie summerkoll. „Wenn nur auch du dich verjüngen würdest! Wenn du nur so jung sein wolltest, als du wirklich bist ... Du willst nicht, du willst dich alt machen vor den Jahren, du tötest dich aus Bier, ein großer Maler zu werden ... Und,“ setzte sie lebhaft und eindringlich hinzu, „hat man je gehört, daß ein toter Mensch ein großer Maler geworden ist?“

„Deshalb muß ich es früher geworden sein,“ erwiderte er, „und wer weiß, wieviel Zeit mir dazu gegönnt ist. Laßt das gelten, Mütterchen.“

Wenn er „Mütterchen“ zu ihr sagte, war die alte Jungfrau entwasfnet und widersprach nicht mehr.

„Ja,“ fuhr er fort, „wenn ich nicht so elend gezimmert wäre, wenn ich auf ein langes Leben zu rechnen hätte, wie Giotto es erreichte und wie meine Lehrer es erhoffen dürfen, könnt ich behaglich schreiten. — Aber so ...“ Er öffnete die Arme, er that einen tiefen, leise leuchtenden Atemzug: „So heißt es: Raslos vorwärts stürmen ... die Kunst ist so schwer — das Ziel ist so fern!“

Jahre waren vergangen. Sie hatten ihm Ruhm gebracht. Um welchen Preis? Wie stand es sonst mit ihm? Hatte er sich nicht aufgerieben im Kampfe? ... Wie sah er aus, ihr Maso? Daß sein Name nur noch mit einer verunglimpfenden Endung genannt wurde, machte seiner alten Freundin schwere Sorgen.

* *

Er war kaum wieder da, der lang Ersehnte, als der Streit zwischen ihm und Pulcheria Bisano von neuem entbrannte. Ärmer als er gegangen war, kam er zurück. Jeder Goldgulden, den er verdient hatte, war in die Taschen der habgierigen Mutter oder der leichtsinnigen Brüder gewandert. Und jetzt wollte der älteste einen Hausstand gründen und hatte, um das zu ermöglichen, Masaccio dazu gebracht, seine Einnahmen auf ein Jahr hinaus zu verpfänden.

„Früher hattest du nichts. Das war glatt, das war einfach,“ docierte Pulcheria. „Jetzt aber steht zwischen dir und diesem glatten, einfachen Nichtshaben ein Berg von Arbeit und Mühsal.“

Eine schwere Enttäuschung bereitete ihr Antonio. Sie hatte sich gefreut, als sie ihn sah. Diesem Götterjüngling mußten die Liebesabenteuer aus dem Boden sprießen, wie Gras im Frühling sprießt. Sein nur um wenige Jahre älterer Lehrer konnte unmöglich gleichgültig bleiben all der Lebensfreude gegenüber, die sich rings um ihn entfalten würde. Ein Widerstreben dieser Lebensfreude

mußte farbenhell in sein ernstes Leben fallen und den Wunsch in ihm entfachen, auch sein Teil Erdenglück zu erringen.

Unmut ergriff die Jungfrau Pisano, als sie entdeckte, daß der Schüler von derselben Art war wie der Lehrer. Ebenso emsig, ebenso still, ebenso abgewendet von Zerstreuungen und Freuden. Zeichen und Wunder! da fanden sich in Italien zwei Exemplare männlicher Gattung, die mitten im Getriebe der Welt standen und freiwillig ein Mönchsleben führten und mit Fra Giovanni da Fiesole um die Tugendpalme ringen durften. Was geht vor? fragte sich Pulcheria. Hat unsere Sonne etwas von ihrer Glut eingebüßt? Vermag sie keine andere Leidenschaft mehr gar zu kochen als die, Farben aufzutragen auf Leinwand und auf Mauern?

Schon am ersten Tag nach der Ankunft in Florenz nahm Guidi den Antonio mit in die Brancacci-Kapelle. Der Jüngling war Zeuge des Wiedersehens Masolinus und Masaccios und fragte sich, ob denn auch wahr und denkbar sei, was er erlebe. Die er immer nur in Sternenweite über sich gesehen, unerreichbar hoch und fern, mit denen durfte er nun eine Luft atmen, sich versenken in ihren Anblick, durfte mit ihnen verkehren. Die Ehrfurcht, die Masaccio seinem ehemaligen Lehrer bezeugte, verdoppelte die Ehrfurcht Antonios für seinen Meister, der sich immer noch als Schüler fühlte.

Beide Maler hatten die Ausschmückung des Gewölbes beendet. Guidi zeichnete den Entwurf zu den Figuren des ersten Menschenpaares nach dem Sündenfall, die am Eingangsbogen das Seitenstück zu den von Masolino gemalten Stammeltern unter dem Baume bilden sollten. Die Fresken in der Kapelle selbst waren bestimmt, eine Verherrlichung der Thaten und Wunder der Apostel Petrus und Paulus zu sein, und die erste Aufgabe, die Masolino für sich wählte, war die Wiedererweckung der Tabita.

Er hatte die Arbeit eben begonnen, als ein Ruf des Kardinals Branda di Castiglione ihn nach Rom beschied.

Einige Tage nach seiner Abreise sagte Guidi zu Antonio: „Jetzt wird er den Kardinal schon gesprochen haben und nach San Clemente gegangen sein und meine Bilder kennen gelernt haben.“

Die Unruhe und lange Spannung, die den großen Künstler erfüllten, thaten seinem Jünger leid. Alles Lob, alle Bewunderung, die Masaccios Werke ihrem Schöpfer eingetragen hatten, waren vergessen. Von dem Urteil Masolinus schien allein die Entscheidung über ihren Wert oder Unwert abzuhängen.

Inzwischen verbreitete sich in Florenz ein seltsames Gerücht. Filippo Scolari, der im Dienst des Königs Sigismund stand und die Würde eines Obergespanns von Temesvar bekleidete, sollte den berühmten Masolino unter glänzenden Anerbietungen eingeladen haben, nach Ungarn zu kommen, um dort seine Kunst auszuüben. Die Kühnheit dieser Zumutung erweckte allgemein Staunen, Entrüstung und Spott.

„Scolari hat den Verstand verloren,“ sagten die Mitglieder der Malergilde. „Unmöglich könnte er sonst von einem, der bei uns ein großer Maler geworden ist, verlangen, daß er die Früchte seiner Meisterschaft den Barbaren vorwerfe.“

Früher, als man erwartet hatte, kam Masolino aus Rom zurück. Masaccio fand ihn eines Morgens in der Kapelle. Sein Herz klopfte, als er den Verehrten grüßte. Der betrachtete prüfend das eben beendete Bild der Vertreibung aus dem Paradiese. Er studierte jede Linie an den Gestalten des unseligen, ersten Menschenpaares, die Modellierung der Körper, den Ausdruck jammervoller Verzweiflung im Angesicht des Weibes, der Trostlosigkeit und glühenden Scham, mit der der Mann das seine in den Händen vergräbt. Über ihnen schwebt der Vot des Herrn und treibt sie von der Stätte der Schönheit und des Friedens in eine fremde, feindliche Welt.

Sehnlich wartete Masaccio auf ein Wort des Lobes — oder des Tadels. Auf eine Unterbrechung nur des grausamen, beschämenden Schweigens. Und nicht minder heiß verlangte Antonio, der in seines Meisters Seele durch dieses Stummsein litt, nach einem befreienden Wort.

Masolino stieg auf das Gerüst, das an der oberen Hälfte der Linkswand vor seiner Freske angebracht war, die Schüler gingen an die Einteilung der anderen Wände nach seinen Plänen. Sie sprachen nur flüsternd

miteinander. Die Verstimmung der beiden Meister teilte sich allen mit, lastete auf allen.

Ist er nicht in San Clemente gewesen? fragte sich Masaccio. Das ist ja undenkbar. Scheint ihm meine Arbeit nicht der Erwähnung wert? Ist der Eindruck, den sie ihm gemacht hat, schon verwischt?

Er suchte zerstreut nach einer Vorlage in seiner Mappe. Da war ihm, als ob er den Blick Masolinos auf sich ruhen fühle. Er erhob den feinen und begegnete den kalten, fast vorwurfsvollen Augen des Meisters. „Was ist?“ fragte er unwillkürlich. „Was habe ich gethan?“

„Du hast mich getäuscht,“ erwiderte Masolino, „oder vielmehr ich täuschte mich über dich. Als wir zusammen in der Katharinen-Kapelle malten, dachte ich oft: Eine Zeit wird kommen, in der die Menschen sich die Köpfe darüber zerbrechen werden, ob dieses oder jenes Bild, diese oder jene Gestalt dir oder mir zugeschrieben werden soll. Möglicherweise, daß ich selbst, wenn ich nach Jahren wiederkäme, mich fragen würde: Hat das Maso Guidi, habe das ich gemalt? Nun aber ...“

„Nun aber?“

Alle blickten gespannt zu ihm hinauf. Er war stolz und prächtig und fuhr in majestätischer Gelassenheit fort: „Nun weiß ich, daß ich so nicht fragen werde, daß ich nicht mit dem Bewußtsein sterben werde, einer bleibt zurück, der mein Werk fortsetzt. Nicht nachfolgen wirst du mir, du wirst deine eigenen Wege gehen, Maso, lichtere, weiterführende Wege. So räume ich dir denn auch hier das Feld und sage euch allen Lebewohl. Ich habe den Auftrag Filippo Scolari's angenommen.“

Stimmen der Überraschung, der Empörung wurden laut. Von allen Seiten erhob sich heftiger Widerspruch, dringendes Beschwören.

„Unmöglich!“ — „Das darf nicht geschehen!“ — „Um keinen Preis!“ — „Bleibt bei uns!“

Masolino gebot Schweigen, schritt langsam vom Gerüste herab, trat auf Masaccio zu und legte die Hand auf seine Schulter. „Italien braucht mich nicht mehr, es hat einen größeren, es hat dich!“

Guidi war wie betäubt, wie geblendet durch einen plötzlich hereinbrechenden Licht-

strahl. „Mich,“ wiederholte er leise und wie gewürgt, „dem der Lebensnerv der Größe fehlt: Selbstvertrauen? Mich, der in allem, was er schafft, nur die Fehler sieht? ... Mich elenden Schwächling, der lange nicht mehr da sein wird, wenn Ihr die Welt durch Eure Werke noch in Entzücken versetzen werdet?“

Masolino sah ihn an, und etwas ihm bisher Unbekanntes regte sich in ihm: Nührung.

Sein Ton war weich, und aus seinen strengen Augen brach ein milder Strahl, als er sagte: „Sei ruhig, Tommaso, wenn du morgen von uns gingest, für deine Unsterblichkeit wäre gesorgt.“

* *

Nach der Abreise Masolinos erweiterte und bereicherte Guidi die Komposition der „Wiedererweckung der Tabita“. Er umgab die Bahre der Heiligen mit einer lebensvollen Gruppe. Selige Bekommenheit, atemberaubendes Staunen, stilles, frommes Entzücken drückte sich in den Zügen des Wunders — jede einzelne Gestalt ein Meisterwerk — aus. Die Hand segnend erhoben stand der Apostel. Heilandsgröße und Heilandsmilde verklärten ihn, das todbesiegende Wort schwebte auf seinen Lippen. Und als Antonio eines Nachmittags in die Kapelle trat, da war auch die Hauptfigur des Gemäldes beendet. Das Bild seiner Mutter leuchtete ihm in Schönheit und Verklärung entgegen. Hingerissen stürzte er vor ihm auf die Knie. Guidi hatte ihr Gesicht im Profil dargestellt, wie er es sah, als sie gepeinigt an der Brust ihres Sohnes lehnte. Er ließ sie zu dem Wunderthäter emporblicken mit einem erschütternden Ausdruck im großen, von tiefem Schatten verdunkelten Auge. Sie schien sich mühsam aufgerichtet zu haben, Grabesblässe lag auf ihren Zügen. Die auf der Brust gekreuzten Arme hielten noch die weißen Grabtücher, von denen sie umhüllt waren, fest. Der Blick der Heiligen ruhte in dem des Apostels: Warum weckst du mich? Muß es denn sein? Du weckst mich zum Leiden.

Mit jedem Bilde, das er beendete, stieg der Ruhm Maso Guidis und zugleich — seine Unzufriedenheit mit sich selbst. Während er die letzten Striche an einer Arbeit

führte, erfaßte ihn schon ein fieberhafter Drang, die nächste zu beginnen, in der es ihm gelingen müsse, die Unvollkommenheiten der früheren zu vermeiden. Gelegenheit, immer Neues zu unternehmen, bot sich ihm reichlich. Klöster, Kirchenfürsten, weltliche Stifter wetteiferten um den Ruhm, ein Werk von ihm zu besitzen. Er mußte, um nur die dringendsten Aufträge zu erfüllen, oft monatelang seine Arbeit in der Kirche der Carmine unterbrechen. Wenn er sie dann wieder aufnahm, war der Zugang zur Kapelle mit Schau- und Lernbegierigen umlagert. Die einen vertraten ihm den Weg und sprachen ihn an, um sich rühmen zu können, daß sie einige Worte mit ihm gewechselt hatten, die anderen wiesen ihm ihre Arbeiten vor und hofften, daß er sie annehmen werde als Schüler. Sich so nennen zu dürfen, war ein schwer errungenes Glück. Daß es dem Töpfersohn aus Ariccia gleichsam in den Schoß gefallen, daß er zwei Jahre nach seiner Aufnahme schon neben Guidi auf dem Gerüste stehen und Einzelheiten an seinen Fresken ausführen durfte, erregte unter den anderen Kunstbesessenen Neid und Feindseligkeit.

Am giftigsten äußerten sie sich in den Reden und Anspielungen des viel älteren düsteren Andrea del Castagno, am übermütigsten trug Filippo Lippi sie zur Schau. Antonio nahm alles, was ihm angethan wurde, ruhig hin, als wenn es sich um Geduldproben handelte, die zu bestehen einem Schüler zukommt. Es ließ sich keine Lücke finden in dem Panzer seiner Kaltblütigkeit. Verspotteten sie ihn, schimpften sie ihn „Schüssel-dreher“, klagten sie ihn, um seines Fleißes willen, der Wohldienerei an — er zuckte die Achseln. Umdrängten sie ihn und suchten sie ihn bei der Arbeit zu stören, schob er sie still und gelassen von sich. Doch verriet er dabei eine so überlegene Kraft, daß sie für geraten hielten, sich in ein Handgemenge mit ihm nicht einzulassen.

Er war aus dem Gleichgewicht nicht zu bringen, weil er seiner selbst, seines Talents, der großen Zukunft, der er entgegenging, sicher war. Er bereitete sich auf sie vor wie auf ein Priestertum. Er wußte wohl, mit Malen und Zeichnen ist es nicht gethan. Die geschickte Hand, das sehende Auge machen

den Künstler nicht aus. Er braucht mehr. Er braucht die klare Weltanschauung, die ihm das Wissen geben wird, er braucht das Verständnis für andere Künste, das den Blick weitet.

Mühselig lernte er lesen und schreiben, studierte, was es gab an Übersetzungen der Alten, wußte ganze Gesänge der Divina commedia und mehr Sonette Petrarca's auswendig als selbst Pulcheria, die sich einer tiefen Kenntnis der Werke des hochgefeierten Dichters und Humanisten rühmte. „Wohl hat er seinen Namen,“ sagte sie, „und den seiner Laura unsterblich gemacht durch seine Liebesgesänge, aber bloß diese nennen, das wäre, wie wenn man von einem Hero's nur wüßte, was er sich ab und zu Schönes träumen ließ.“

Eines Nachmittags war Antonio mit der Ausführung eines Studienkopfes, der ihm besonders gelungen schien, beschäftigt, als Pulcheria und Filippo in die Werkstätte traten.

Das Fräulein verlangte einmal wieder kategorisch die Übermalung von ihrer und Guidi's Karikatur. Sie zog den Novizen beim Ohr zu seiner frähenhaften Schilderei hin: „Ändert das! Übersetzt das ins Menschliche!“

„Wie soll ich? ... Womit?“ Wie suchend, kindliche Unbefangenheit im feinen, rosigen Gesicht, sah er sich um. „Damit vielleicht?“ In einer Ecke hatte er einen Reißbesen entdeckt, sich seiner bemächtigt, war von hinten auf Antonio zugesprungen und hatte blitzschnell seine Zeichnung verwischt.

Antonio wendete sich. Er war feuerrot: „Vöberei!“ murmelte er.

Pulcheria kreischte, entriß Philippos Händen den Besen und führte mit ihm einen Schlag auf sein Haupt, der es in Staub hüllte: „Unheil, daß Ihr seid! Ja, Unheil! Da habt Ihr dem armen Jungen die Arbeit von vielen Stunden ruiniert. Ihr aber, Ihr Allerweltsschadenbringer, was könnt denn Ihr? Nichts! — das könnt Ihr!“

„Freilich, freilich! Es ist so,“ sagte Filippo in kläglichem Tone und senkte in affectierter Demut die Augen.

„Macht wenigstens eine Eurer Schandthaten gut — das macht gut.“ Sie reichte ihm einen der großen Pinsel Guidi's und wies auf die Wandmalerei.

„Wie soll ich? Wenn ich nicht kann? Sagt Ihr doch selbst, daß ich nicht kann . . .“

„Versucht zu können, Heuchellatz!“

„Ich will! ich will!“ rief er, als hätte plötzlich Begeisterung ihn ergriffen. „Her mit dem flammenden Vorstrebündel! her mit dem glorreichen Werkzeug, das einem Unsterblichen dient. Etwas von ihm ist darin zurückgeblieben, es durchdringt mich — ich fühl's. Bleibt stehen, Madonna Pulcheria, und seht mich an, ich male Euch um, daß Ihr Euch in dieser Frage nicht mehr erkennt, sondern ausruft: Wer ist die Herrliche? Bin das ich, oder ist es die Venus Anadymene?“

Er tauchte den Pinsel tief in den ersten besten Farbertopf, trat vor die Karikatur der Hausfrau und war im Begriff, sie zu übertünchen, als Antonio auf ihn zusprang, ihm in den Arm fiel und mit ungewohnter Lebhaftigkeit ausrief: „Laßt das! Laßt das stehen!“

Verwundert trat Pippi einen Schritt zurück und senkte die Hand mit dem Pinsel, von dem die Farbe herabtropfte auf sein Kobizzenkleid. „Warum?“ fragte er. „Wär Euch leid um das Herrbild? Gefällt es Euch?“

„Mir nicht. Aber schade wär's darum. Es soll stehen bleiben.“

„Wenn es niemandem gefällt?“

„Man muß es doch bewundern,“ erwiderte Antonio. „Es ist sehr häßlich, und man muß es doch bewundern.“

Filippo brummte einige unverständliche Worte. Daß der Schüsseldreher, dem er eben eine Arbeit verdorben hatte, die seine vor ihm selbst schülte, beschämte ihn. Hinzugehen und ihm die Hand zu reichen, fiel ihm nicht ein. Was hatte der Schüsseldreher ihn zu beschämen?

Pulcheria complimentierte ihn kurzweg zur Thür hinaus. Zu Antonio sagte sie nichts, dachte aber lange über ihn nach. Er hatte Instinkte, die ihr äußerst wohlgefällig waren, der Mensch. Nur leider nicht mehr Blut in sich als ein Malstock und nicht mehr Courage als eine Maus in der Falle.

Kaufleute, die auf dem Wege nach Venua waren, brachten Antonio die ersten Nachrichten von den Seinen. Benesco ließ ihm sagen, er möge des Abkommens eingedenk sein, das mit Meister Tommaso Guidi ge-

troffen worden war. Mehr als die Hälfte der Zeit sei verfloßen, in der es sich gezeigt haben müsse, ob Antonio bestimmt war, die Erwartungen seines Lehrers oder die Prophezeiung des Vaters zu erfüllen. Die Mutter hatte hinzugefügt, er solle nur endlich einmal Nachricht geben, und wissen solle er: ob ihr Sohn als angehender Künstler ob als Handwerker zurückkehre, sie würde ihn mit gleicher Liebe und mit offenen Armen empfangen.

Sie sei schwach und tränklich, erzählten die Kaufleute, und Benesco schwer bekümmert. Im Geschäfte ließe ein arger Rückgang sich bemerken; die Borte ständen voll unverkaufter Ware, die meisten Gesellen seien entlassen.

Von alledem ging Antonio nur das wirklich nahe, was sich auf seine Mutter bezog. Er machte sich bittere Vorwürfe, sie so lange ohne einen Gruß, ohne die kleinste Kunde gelassen zu haben. Als Trost und Glück empfand er nur, daß die Kaufleute sich bereit erklärten, eine Sendung an seine Eltern zu übernehmen, wenn sie nach einigen Wochen wieder nach Florenz kommen würden, um dort die Bestellungen der Maler an Gold und Purpur, der Reichen an Seiden- und Sammetstoffen abzuliefern.

Antonio benutzte voll Eifer die kurze Frist, um einen langen Brief und drei Zeichnungen für seine Mutter fertig zu bringen. Sie stellten drei Fresken Guidis dar, die Vertreibung aus dem Paradiese, die Wiedererweckung der Tabita und die Befreiung Petri aus dem Kerker durch den göttlichen Boten. Unter die Wiedererweckung hatte Antonio geschrieben: „Seht, Mutter, meine liebe Mutter, so habe ich Euch immer vor Augen, und wenn ich zu Euch zurückkomme als der große Künstler, der ich mit Gottes und meines Meisters Hilfe werden muß, sollt auch Ihr zu neuem Leben erwachen wie die Heilige, die Eure Büge trägt, aber viel glücklicher sein als sie, so glücklich, wie ich es mit meiner schwachen Feder nicht aufschreiben und wie keine Sprache es aussprechen kann.“

Masaccio spendete den Zeichnungen volles Lob. Er staunte über die Treue, mit der sie, obwohl aus dem Gedächtnis gemacht, Zug für Zug ihren Vorbildern nachgeahmt waren. Trotz des kleinen Maßstabs fehlte

nicht das Unbedeutendste und Nebensächlichste. Die Komposition, jede einzelne Gestalt, der Faltenwurf der Gewandung, der Ausdruck der Gesichter sogar fand sich auf den verzüngten Kopien wieder.

„Aber,“ meinte der Meister, der alle diese Vorzüge gelten ließ, „du solltest dir doch auch selbst etwas einfallen lassen.“

Wohin ist die Redheit gekommen, mit der er seine Thongefäße bemalte und die mich entzückte? dachte Masaccio. Gehört er zu denen, die verkümmern im Zwang der Schule? Wird ihm das Wissen zur Last statt zum Flügel? Bedeutet das Finden eines Schönheitsgesetzes ihm nicht ein Wiederfinden?

* *

Eine noch günstigere Gelegenheit als die, die Antonio zuerst geboten worden, seinen Brief und seine Zeichnungen nach Hause zu schicken, fand sich zulezt.

Pulcheria in eigener Person übernahm die Bestellung seiner Sendung. Sie konnte ihrer Sehnsucht, Masaccios Fresken in San Clemente kennen zu lernen, nicht länger widerstehen, und „einmal in Rom, will ich denn auch bis nach Ariccia stoßen und,“ sprach sie, „das Urbild der Tabita, Cecilia Benesco, begrüßen. Ich werde ihr von dem lieben Sohne erzählen, der die Bienen an Fleiß, die Fische an Stummheit und alle Tiere an Unfähigkeit, etwas Schriftliches von sich zu geben, übertrifft.“

„Ihr haltet das Schriftliche in Händen,“ bemerkte Antonio.

Und sie rief: „Rühme dich noch!“ und drehte sich so rasch gegen ihn, daß das Mäntelchen flog. „In Jahren ... zwei sind's und drüber — ja, drüber — in zwei Jahren schreibst du einmal, Unhold du! und einmal ist keinmal. Das wußte schon Adam im Paradiese, und in der Arche galt's für abgedroschen.“

Wohlverpackt und mit Reisezehrung versehen, wurde Pulcheria von Guidi den Neapolitanern übergeben. Voll Wagemut zog sie aus und kehrte einen Monat später in hochgehobener Stimmung heim.

„O mein Majo, Apostel du!“ waren beim Wiedersehen des Pflegesohnes ihre ersten Worte. „Fromm wie nie habe ich in San

Clemente gebetet. Auch mich hätte man martern können, während ich vor deiner Heiligen stand, ich würde so wenig wie sie etwas davon gemerkt haben. Der Engel der Andacht hätte die Stacheln der Qual stumpf gemacht.“

Donna Bisano kam nicht allein aus Ariccia zurück. Sie brachte Cencetta Vinutelli mit. Im Winzerhause, in dem der Kinderjagen sich einzustellen nicht aufhörte, war der Raum sehr eng geworden. Cencetta stellte ihren Eltern vor, daß für die Herangewachsenen die Zeit gekommen sei, dem Nachschub Platz zu machen. Sie setzte es durch, daß man sie mit der Pulcheria Bisano ziehen ließ, von der sie gern als Dienerin angenommen wurde.

Nun war sie da und freudeverklärt, denn Antonio benahm sich gegen sie nicht mehr so thonklumpig wie früher. Seine Augen leuchteten und lachten, als er die anmutige Heimatsgenossin erblickte. Nicht satt hören konnte er sich an den Bottschaften, die sie brachte, aus dem Städtchen, von den Bekannten, den Freunden und vor allem — von seiner Mutter. Entzückt war sie gewesen und gerührt von seinen Zeichnungen und von seinem Briefe. Die Zeichnungen mußte auch der Vater bewundern, tadelte nur den kleinen Maßstab, in dem sie ausgeführt waren. Aber Fenderigo belehrte ihn, in dieser Kleinheit läge eben die größte Kunst. Der gebenedeite Fra Angelico verschmähe nicht, die seine in dieser Art auszuüben und elfenbeinerne Täfelchen und Osterkerzen mit winzigen Figürchen zu bemalen.

— — — — —
Masaccio vollendete jetzt das Bild des tausenden Petrus auf der rechten Seite der Wand, die dem Eingang zur Brancacci-Kapelle gegenüber liegt. Die Komposition war reicher als die seiner früheren Gemälde. Eine Fülle von Gestalten umdrängte einen kristallklaren, grottenartig überwölbten Wasserpiegel. Der Heilige hatte aus ihm in eine Schale geschöpft und goß ihren Inhalt auf das Haupt eines Jünglings, der, die Hände fromm gefaltet, vor ihm kniete. Edel wie auf dem Tabita-Bilde war die Erscheinung des Apostelfürsten, und wieder sprach seine hoheitsvolle Miene und Gebärde: Ich wecke dich zum Leben.

Dem Knienden zunächst und schon losgelöst von der Gruppe der anderen der Taufe

Harrenden stand ein Nackter, schlank und schön, und blickte mit kindlicher Verehrung zu Petrus hinüber. Ihn fror; es durchrieselte ihn kalt vom Wirbel bis zur Sohle, er verschränkte die Arme fest um die Brust, und seine jungen Glieder zitterten.

„Herrlich!“ ließ eine Stimme hinter dem Meister und seinem am Gewande Petri malenden Gehilfen sich vernehmen. „Ich weiß keinen schlimmeren Herabwürdiger der Werke Masaccios als ihn selbst. Mit jedem neuen, das er malt, setzt er den Wert des früheren in Schatten.“

Lippi hatte es ausgerufen in völliger Hingerissenheit. „Herrlich,“ wiederholte er, „in hoher Schaffenslust habt Ihr das dargestellt. Herrlich alles, der Apostel, der Neophyte, herrlich die Bursche, die warten, daß die Reihe des Getauftwerdens an sie kommt ... Wie dicht aneinander gepreßt sie sind, und wie doch jeder nur seinen eigenen Raum einnimmt, ihn nicht dem Nachbarn wegschnappt ... Das hätte Giotto nicht machen können, den Ihr in den Himmel erhebt.“

„Wohin er gehört,“ versetzte Masaccio. „Wo ständen wir ohne diesen Neubegründer unserer Kunst. Was wäre ich, wenn sein Ruhmesstern mir nicht vorangeleuchtet hätte?“

„Ihr wäret, der Ihr seid!“ rief der immer gern und um jeden Preis widersprechende Novize. „Eure leidige Demut will immer den anderen alles verdanken. Ihr hättet keinen Lehrer gebraucht als Euer Auge und keine Schule als die Natur.“ Eine Weile sah er dem Meister zu, der sich in seiner Arbeit nicht unterbrechen ließ, und sprach dann: „O Einziger, so malen wie Ihr ist schön!“

„Lernt es doch, Talent habt Ihr, Euch fehlt nur der Fleiß.“

Da war das Wort gesprochen, das Lippi nicht hören konnte, ohne heftig zu werden. Er schob die Unterlippe trotzig vor, zornig funkelten seine freundlichen, eben noch um Wohlwollen und Sympathie werbenden Augen. „Fleiß!“ rief er wegwerfend, „Tugend der Maulwürfe und Handwerker.“ Voll Hohn deutete er auf Antonio. „Aber auch sträflich übertrieben, Eure Tugend, Meister.“

Der jähe Stimmungswechsel, dem er unterworfen war, hatte sich vollzogen; das Be-

dürfnis, den herabzusetzen, der ihm eben Bewunderung abgerungen, ergriff ihn. „Ich werde mich hüten, mich von der Teufelin behexen zu lassen wie Ihr; mich hüten, die Jugend, die Gesundheit ungenossen zu lassen, das Leben zu versäumen und das Glück, damit es einmal ein paar bunte Wände mehr in Kirchen und Palästen gebe ... Ich werde nicht in geflickten Kleidern herumlaufen wie Ihr, zum Mißfallen aller schönen Frauen, ich werde Euch nicht zum Muster nehmen und mich Pippaccio nennen lassen um eines Ruhmes willen, dessen Früchte ich vielleicht nicht einmal mehr zu kosten bekäme.“

Als er das sagte, wendete Antonio sich um und maß ihn wegwerfend: „Im Wams aus Goldbrokat mit den langen Ärmeln, in dem Ihr auf und ab segelt vor den Fenstern der Schönen, könntet Ihr freilich nicht malen. Zum Baden und Salben hättet Ihr freilich keine Zeit.“

Antonio der Schweigsame, der bis zum Stumpfsinn Nachsichtige, raffte sich auf, ertheilte eine Zurechtweisung? Durch das unerhörte Ereignis gereizt, ließ Filippo seinem Übermut die Zügel schießen. Er sprang aufs Gerüst, faßte den Arglosen von rückwärts an beiden Ohren und rief: „Baden und Salben dünkt dich sträflicher Luxus, Töpsersohn? Du kennst die Keckheit nur vom Hörensagen.“

„Euch haben sie schon in der Wiege gesalbt mit Schweinsfett und Ochsenblut, nicht wahr, Fleischersohn?“ entgegnete Antonio, und Guidi lachte.

Da begann Filippo zornglühend den Kopf seines Widersachers wie einen Pendel hin und her zu schwingen und schrie dabei: „Schmutzfinke, Schmutz—fin—ke, alle zwei! Schmutz—fin—ke von der Kunst Gnaden!“

„Hört auf!“ sprach Antonio, und als Filippo fortfuhr, ihn zu quälen, machte er sich mit einem kräftigen Ruck von ihm los, gab keinen Laut von sich, war aber weiß vor Wut. Im Nu hatte er den schwächtigen Novizen an den Schultern gepackt, drehte ihn um die eigene Achse, preßte ihn an die Wand und bohrte ihm das Knie in den Leib. Lippi stöhnte, seine Augen quollen aus ihren Höhlen, doch rief er nicht um Hilfe, bat nicht um Gnade: — Eher sterben! stand ihm in seiner höchsten Bedrängnis noch auf dem

zarten und energischen Gesicht geschrieben. Er stieß mit dem Kopf gegen Antonios Brust, mit dem Fuß gegen Antonios Fuß, er biß und kratzte, aber alle seine Wildheit vermochte nichts über den Stärkeren, der ihn bezwang, wenn auch nicht bändigte.

Guidi machte dem Kampf ein Ende mit Gewalt, denn seine Befehle waren ungehört geblieben. Nun stand er zwischen den zwei Gegnern und wollte Frieden stiften. Das sollte ihm aber nicht gelingen. Lippi, dem er sagte: „Ihr habt ausgehen wie eine an die Mauer genagelte Fledermaus,“ fraß seinen Zorn in sich hinein. Antonio, dem er zuharrichte: „Gieb ihm ein gutes Wort! Versöhne ihn!“ antwortete, nun wieder Herr seiner selbst und mit der angeborenen Würde, die dem Töpfersohn von dem popolo grasso so übel genommen und plebejischer Hochmut genannt wurde: „Verlangt etwas anderes von mir, lieber Meister. Zwischen Filippo Lippi und mir giebt es keine Versöhnung. Wir hassen einander und wollen ein anderes Gefühl nicht heucheln.“

„Einverstanden!“ rief Filippo erleichtert. Auch er scheute die Komödie einer rein äußerlichen Versöhnung.

Pulcheria hörte mit Vergnügen von der Balgerei zwischen Lippi und Antonio. „Du bist mir heute geboren,“ sagte sie zu dem. „Eben erst lebendig worden. Mich freut deine plötzliche Entfaltung, du schöne Menschenknospe. Mich freut die feuerfarbige Blume des Zornes, die aus dir hervorge-schossen ist.“ —

Eines Nachmittags kam Maso Guidi früher als gewöhnlich heim, denn er hatte Modelle zu sich bestellt. Im Gartenpförtchen kam Pulcheria ihm entgegen und sah recht unbehaglich aus. Der kurze Mantel, der stets ein eifriges Bestreben zeigte, die Gestalt seiner Gebieterin zu umkreisen, hing in müden Falten an ihr herab. Aus den scharfen Zügen der kleinen Dame sprach eine ihr völlig ungewohnte Betroffenheit und Ratlosigkeit. Nicht laut, wie es sonst ihre Art war, sondern mit einem stummen Wink begrüßte sie ihren Schüßling.

„Was ist Euch, Mütterchen?“ fragte der. „Was hat sich Neues begeben bei uns?“

„Bei uns nichts. Zu uns begeben hat sich etwas, etwas Wundervolles — ob zum

Verhängnis, ob zum Glück, wer das wüßte — und dort sitzt es, auf der Bank vorm Haus.“

Der Platz, den sie bezeichnete und auf den sie und Masaccio zuschritten, war von einem jungen Mädchen eingenommen, das sich jetzt, als die beiden nahten, erhob.

Guidis Augen ruhten auf der Fremden, und es war, als ob sie Licht tranken. In diesem herrlichen Geschöpfe war das Schönheitsideal verkörpert, das ihm in solcher Vollkommenheit nur als selige Vision vor die Künstlerseele getreten. Nichts klein, nichts zierlich an dieser göttlichen, das Mittelmaß überragenden Gestalt. Tadellos jede Form, die breite Brust, der runde Hals, der edel gewölbte Kopf. Unsagbar hold aber und von leidenslösender Macht der Blick der großen, schwarzbraunen Augen, die sich auf Masaccio richteten, etwas sorgenvoll, mit tiefem Staunen.

Er stand und sah sie an und rief plötzlich: „Wahrhaftig, das ist eine Leistung der Natur! ... Verzweifle, arme Kunst!“ Seine Stirn verdüsterte sich, sein Ton wurde rau. „Wer seid Ihr? Was wollt Ihr? Wollt Ihr gemalt werden?“

„Ich bin Margherita Guidi aus Fontana bei Castell San Giovanni. Meine Mutter schickt mich zu Euch ... meine Mutter, die gestorben ist ...“ Sie hatte mit leiser, aber fester Stimme zu reden begonnen, nun stockte sie und kämpfte einen schweren Kampf mit den Thränen, die heftig hervorzubrechen drohten. Doch blieb sie siegreich und vermochte nach einer kleinen Weile hinzuzusetzen: „Sie hat Giustina Guidi geheißt, meine Mutter, und war die Witwe eines nahen Verwandten von Euch.“

„Des Jacopo Guidi?“

Sie nickte.

„Da begrüße ich also in dir meine Base Margherita,“ sprach er. Ein inniges Mitleid mischte sich in seine Bewunderung.

Base Margherita war die Tochter einer braven Frau und eines wüsten Gesellen und mußte Not und Entbehrung aus dem Grunde kennen. Die Keinlichkeit ihres ländlichen Anzugs täuschte nur im ersten Augenblick über seine Armut hinweg. Die Stoffe des Nieders und des Rodes waren abgenüßt, ihre Farben verblaßt. In besonders trau-

rigem Zustande befand sich das Schuhwerk. Es hatte, vielfach übernäht und gestickt, seine ursprüngliche Gestalt verloren und verhüllte kaum noch die klassisch geformten Füße.

„Deine Mutter schickt dich?“ fragte Masaccio. „Deine Mutter, die gestorben ist?“

„Ja, Messere, ja. Vor drei Tagen. Und in ihrer letzten Stunde noch hat sie zu mir gesagt: ‚Bei uns, im armen Dorfe ist niemand, der sich deiner annehmen würde, wenn ich nicht mehr da bin ...‘“ Wieder rang sie mit den Thränen, und wieder siegte ihre Willenskraft, und sie weinte nicht. „Geh nach Florenz,“ sagte meine Mutter, ‚dort lebt einer, an dem du eine Stütze finden kannst, Tommaso Guidi, der ein berühmter Maler ist und reich. Ich habe seine Großmutter nie angerufen, in den schwersten Tagen nicht, vielleicht bestimmt ihn das, sie an dir zu üben ... Geh zu ihm, erinnere ihn an Giustina Guidi, die ihr Mittagsbrot mit ihm geteilt hat, wenn er von San Giovanni herüberkam, ein magerer, dürstiger Junge, vom Vater aus verwaist, von der Mutter vernachlässigt ...‘“

„Weiter,“ unterbrach sie Masaccio, „was sagte sie dir noch?“

„Nichts mehr. Sie meinte nur — habe ich es nicht schon gesagt? ... Ich habe ihm von meinem Wenigen gegeben,“ meinte sie, „vielleicht giebt er dir von seinem Überfluß.“

Pulcheria und Masaccio sahen einander an und lachten.

„Von deinem Überfluß, mein Majo!“

„Von meinem Überfluß, Mütterchen.“

Margherita hätte fast mitgelacht, wagte es nur nicht. Es kam ihr wirklich sehr sonderbar vor, daß dieser Better im Überfluß leben sollte; konnte er doch in den Zeiten, von denen ihre Mutter gesprochen hatte, kaum magerer und dürstiger gewesen sein und kaum ärmlicher gekleidet wie jetzt. Nur war er damals ein Kind und jetzt alt — unbegreiflich alt. Und das gute Frauchen, bei dem er wohnte und das er sehr zu lieben und das ihn anzubeten schien, und das gewiß hundertjährig sein mußte, bot auch kein

Bild des Überflusses in ihrem wetterwendischen Mäntelchen.

„Was gedenkst du jetzt anzufangen?“ richtete Guidi wieder das Wort an seine Vase.

„Willst du zurück nach Fontana?“

„Ich kann nicht. Ich habe dort keine Unterkunft mehr.“

„Wieso keine Unterkunft? Deine Mutter besaß doch ein kleines Haus.“

„Längst nicht mehr. Es gehört längst dem Bäcker Lazzaro ... und der erklärte — gleich nach dem Tode meiner Mutter erklärte er, daß er mich keine Stunde länger drin dulden würde, wenn ich nicht ... wenn ich ...“ Sie vermochte nicht, es auszusprechen, sie schluckte einige Male und mußte innehalten, zornige Verachtung funkelte ihr aus den Augen.

„Keine Stunde länger — wenn Ihr nicht ... das erklärte der Lazzaro, die Canaille?“ sprach Masaccio. „Und so seid Ihr ohne Dach und Fach ... Was fangen wir mit ihr an, Mütterlein Pulcheria?“

Sie überlegte. Ohne daß Guidi etwas davon erfahren, hatte sie ihr schon längst nicht mehr schuldenfreies Grundeigentum mit einer neuen Hypothek belastet. Ihrem armen Majo mußten doch wenigstens die dringendsten Gläubiger vom Hals geschafft werden. Der Sorglose gab immer mehr, als er hatte, willfahrte den unverschämtesten Heischern und vergaß seine eigenen Forderungen einzutreiben. Pulcheria verarmte neben ihm. War es klug, sich unter solchen Umständen eine neue Last aufzubürden? Gewiß nicht. Aber, dachte sie — ich bin zu alt, um mich noch erst lang mit der Klugheit auseinanderzusetzen, und ihr höchster Triumph wäre es doch auch nicht, ein schönes junges Ding wie diese Margherita schuppslos in die Welt hinauszustoßen. Das Fräulein jenszte und sprach zu Majo: „Was wir mit ihr anfangen?“ fragst du. Nun, ich denke, im Hause der Pisano wird sich Platz schaffen lassen für eine heimatlose Guidi. Wir wollen in Gottes Namen unseren ‚Überfluß‘ mit ihr teilen, so lang er reicht.“

(Fortsetzung folgt.)





THE NEW ENGLAND FOREST

The New England forest is a vast and varied landscape, stretching from the rugged mountains of the north to the rolling hills of the south. It is a land of ancient trees, of dense woods, and of a rich and diverse flora and fauna. The forest is a source of pride and a source of life for the people of New England. It is a land of beauty and of mystery, of wonder and of awe. The forest is a place where the past meets the present, where the old and the new are intertwined. It is a place where the spirit of the land is alive and well, and where the people of New England find their home.

[illegible]

100

100





Figure 1. A bright, glowing light source, possibly a sun or a large fire, illuminating a dark, silty or muddy environment. The light creates a strong lens flare effect, and the surrounding area is dark and textured, suggesting a natural setting like a riverbank or a cave entrance.

The first part of the study was a pilot study, which was designed to test the feasibility of the research. The pilot study was conducted in a small, rural community in the north of the country. The community was chosen because it was a typical example of a rural community in the country, and it was a community that was experiencing a high level of poverty. The pilot study was conducted over a period of six months, and it involved a series of focus group discussions, individual interviews, and a survey. The results of the pilot study were used to develop the main study, which was conducted in a larger, more diverse community in the south of the country. The main study was conducted over a period of twelve months, and it involved a series of focus group discussions, individual interviews, and a survey. The results of the main study were used to develop a series of recommendations for the government and the community.

The second part of the study was a series of focus group discussions, which were designed to explore the experiences of the participants in more detail. The focus group discussions were conducted in a series of small, informal groups, and they were facilitated by a researcher who had experience in conducting focus group discussions. The focus group discussions were conducted over a period of six months, and they involved a series of questions and discussions that were designed to explore the experiences of the participants in more detail. The results of the focus group discussions were used to develop a series of recommendations for the government and the community.



Figure 2. A bright, glowing light source, possibly a sun or a large fire, illuminating a dark, silty or muddy environment. The light creates a strong lens flare effect, and the surrounding area is dark and textured, suggesting a natural setting like a riverbank or a cave entrance.



Figure 1. A rectangular object with a complex, abstract pattern in shades of pink, purple, and brown.



The following is a list of the names of the members of the American Medical Association, who have been elected to the office of President of the Association for the year 1911. The names are arranged in alphabetical order of the names of the members of the Association, and are given in the order in which they were elected to the office of President of the Association. The names of the members of the Association who have been elected to the office of President of the Association for the year 1911 are given in the order in which they were elected to the office of President of the Association. The names of the members of the Association who have been elected to the office of President of the Association for the year 1911 are given in the order in which they were elected to the office of President of the Association.



THE AMERICAN MEDICAL ASSOCIATION BUILDING, CHICAGO, ILL.

The following is a list of the names of the members of the American Medical Association, who have been elected to the office of President of the Association for the year 1911. The names are arranged in alphabetical order of the names of the members of the Association, and are given in the order in which they were elected to the office of President of the Association. The names of the members of the Association who have been elected to the office of President of the Association for the year 1911 are given in the order in which they were elected to the office of President of the Association.

The following is a list of the names of the members of the American Medical Association, who have been elected to the office of President of the Association for the year 1911. The names are arranged in alphabetical order of the names of the members of the Association, and are given in the order in which they were elected to the office of President of the Association. The names of the members of the Association who have been elected to the office of President of the Association for the year 1911 are given in the order in which they were elected to the office of President of the Association.



Figure 1. Aerial photograph of the study area.



此塔之建，始於明初，歷代重修，至今巍然屹立。塔身由青磚砌成，高約三十餘丈，塔頂有金銅之寶瓶，塔身四面開有門窗，塔內有石梯可登。塔之周圍有石欄圍繞，塔前有一廣場，廣場上有石像生，有石馬、石獅、石象、石人等，皆係明代所刻，雕刻精美，栩栩如生。塔之東側有一小塔，名曰鐘樓，塔內有古鐘一口，為明代所鑄，鐘面刻有梵文，鐘聲宏亮，可傳數里。塔之西側有一小塔，名曰鼓樓，塔內有古鼓一口，為明代所鑄，鼓面刻有梵文，鼓聲宏亮，可傳數里。塔之南側有一小塔，名曰經閣，塔內有古經一部，為明代所刻，經文清晰，字跡工整。塔之北側有一小塔，名曰藏經閣，塔內有古經一部，為明代所刻，經文清晰，字跡工整。

此塔之建，始於明初，歷代重修，至今巍然屹立。塔身由青磚砌成，高約三十餘丈，塔頂有金銅之寶瓶，塔身四面開有門窗，塔內有石梯可登。塔之周圍有石欄圍繞，塔前有一廣場，廣場上有石像生，有石馬、石獅、石象、石人等，皆係明代所刻，雕刻精美，栩栩如生。塔之東側有一小塔，名曰鐘樓，塔內有古鐘一口，為明代所鑄，鐘面刻有梵文，鐘聲宏亮，可傳數里。塔之西側有一小塔，名曰鼓樓，塔內有古鼓一口，為明代所鑄，鼓面刻有梵文，鼓聲宏亮，可傳數里。塔之南側有一小塔，名曰經閣，塔內有古經一部，為明代所刻，經文清晰，字跡工整。塔之北側有一小塔，名曰藏經閣，塔內有古經一部，為明代所刻，經文清晰，字跡工整。

此塔之建，始於明初，歷代重修，至今巍然屹立。塔身由青磚砌成，高約三十餘丈，塔頂有金銅之寶瓶，塔身四面開有門窗，塔內有石梯可登。塔之周圍有石欄圍繞，塔前有一廣場，廣場上有石像生，有石馬、石獅、石象、石人等，皆係明代所刻，雕刻精美，栩栩如生。塔之東側有一小塔，名曰鐘樓，塔內有古鐘一口，為明代所鑄，鐘面刻有梵文，鐘聲宏亮，可傳數里。塔之西側有一小塔，名曰鼓樓，塔內有古鼓一口，為明代所鑄，鼓面刻有梵文，鼓聲宏亮，可傳數里。塔之南側有一小塔，名曰經閣，塔內有古經一部，為明代所刻，經文清晰，字跡工整。塔之北側有一小塔，名曰藏經閣，塔內有古經一部，為明代所刻，經文清晰，字跡工整。

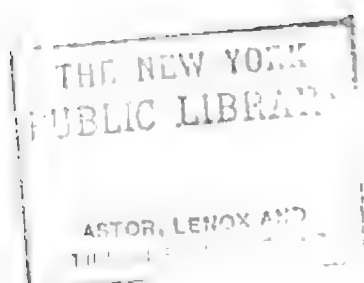
此塔之建，始於明初，歷代重修，至今巍然屹立。塔身由青磚砌成，高約三十餘丈，塔頂有金銅之寶瓶，塔身四面開有門窗，塔內有石梯可登。塔之周圍有石欄圍繞，塔前有一廣場，廣場上有石像生，有石馬、石獅、石象、石人等，皆係明代所刻，雕刻精美，栩栩如生。塔之東側有一小塔，名曰鐘樓，塔內有古鐘一口，為明代所鑄，鐘面刻有梵文，鐘聲宏亮，可傳數里。塔之西側有一小塔，名曰鼓樓，塔內有古鼓一口，為明代所鑄，鼓面刻有梵文，鼓聲宏亮，可傳數里。塔之南側有一小塔，名曰經閣，塔內有古經一部，為明代所刻，經文清晰，字跡工整。塔之北側有一小塔，名曰藏經閣，塔內有古經一部，為明代所刻，經文清晰，字跡工整。





Portrait of a man with a white beard and a red cap, wearing a red robe with a white collar.







auch sonst fehlen in seinem Nachlaß offenbar zahlreiche Briefe und Papiere, die von ihr handeln, und aus den wenigen erhaltenen sind in auffallender Weise bezügliche Stellen herausgeschnitten. Aus dem Briefwechsel der Liebenden untereinander ist auch kein Blättchen erhalten; einen vollständigen und unbedingt zuverlässigen Lebensabriß Peregrinas zu entwerfen, ist dem Mörike-Biographen darum ver sagt. Er ist auf einige verstreute Briefe angewiesen, ferner auf mündliche Überlieferung und auf Mörikes mit großer Vorsicht zu verwertende Peregrina-Dichtung. Wird das Dunkel hierdurch auch nicht erhell't, so fällt doch immerhin genug Licht auf die geheimnisvolle Fremde, um den Versuch zu rechtfertigen, mit einigem Vorbehalt ihr Bild und die Geschichte dieser interessanten Dichterliebe zu umreißen.*

Es wird im Jahre 1823 gewesen sein, als Mörike während der Vakanz zum Besuch bei seinen Ludwigsburger Freunden Lohbauer, Kauffmann und Hardegg weilte. Da lernte er im Wirtshause des Brauereibesizers Helm ein Schenkmädchen kennen, das unter den seltsamsten Umständen zu dieser Beschäftigung gekommen war. Helm hatte sie nämlich eines Tages, als er von Stuttgart nach Ludwigsburg fuhr, ohnmächtig an der Straße auf einem Steinhaufen liegend angetroffen. Er brachte sie wieder zu sich und nahm sie auf seinen Wagen. Da er an dem sauber gekleideten, überaus schö-

nen Mädchen von fremdartigem Reiz großes Gefallen fand, so erfüllte er gern ihren im Verlauf des Gesprächs sich äußernden Wunsch, sie in seine Wirtschaft als Kellnerin aufzunehmen. Er hatte sich in seiner Berechnung nicht getäuscht, denn die schöne Schenkin, deren Ruf weithin erging, lockte die ganze Stadt in sein Gasthaus, nicht zuletzt natürlich die gerade anwesenden Tübinger Studenten. Das Geheimnis ihrer Herkunft, das sie nur wenig lüstete, erhöhte ihren Reiz. Sie nannte sich Maria Meher, ging aber sonst über einige Andeutungen nicht hinaus, denen zufolge sie den Ihrigen in Österreich (oder Ungarn) entflohen sei, weil diese sie wider ihren Willen zur Nonne machen wollten. In Wahrheit scheint ihre Heimat die Schweiz gewesen zu sein, wohin sie die Tradition auch später zurücklehren läßt. Vor allem Mörike und Lohbauer waren von Maria bezaubert und gefesselt. Dazu trug nicht wenig bei eine für ihre gute Herkunft sprechende Geistesbildung: kannte sie doch Goethe und Jean Paul. Unter diesen Umständen setzten die Freunde alles daran, ihr Schicksal günstiger zu gestalten. Lohbauers Mutter nahm sie in ihr Haus auf, und seine Schwestern brachten ihr die schwärmerischste Liebe entgegen. Hier traf auch Mörike oft mit ihr zusammen, und seine Neigung wurde zur feurigsten Leidenschaft. Als er nach Tübingen zurückkehren mußte, begann er — gleich Lohbauer — einen Briefwechsel mit Maria. Er muß sie anfangs mit der überschwenglichsten Verehrung gleich einer Heiligen geliebt haben. Sehr bald aber scheint ihr Gebaren ihm Bedenken erregt zu haben über die abenteuerliche Rolle, die sie spielte. Zweifel an ihrem Seelenadel, an ihrer Herzensreinheit und Treue warfen tiefe Schatten auf seine anbetende Liebe.

War sein Vertrauen schon erschüttert, so traf ihn wie ein Schlag die Kunde, Maria sei plötzlich aus Ludwigsburg verschwunden. Ihre Spur tauchte erst in Heidelberg wieder auf, wo sie unter ganz denselben Umständen wie damals in Ludwigsburg gefunden und als Landstreicherin verhaftet wurde. Da sie sich auf ihre Freunde in Schwaben berief, zog die Heidelberger Polizei bei Frau Hauptmann Lohbauer Erkundigungen nach ihr ein.

* Den ersten dankenswerten Versuch, Mörikes Verhältnis zu Peregrina zu charakterisieren, hat Rudolf Krauß unternommen, der in den Biographischen Blättern Bd. II (1896) S. 466 bis 470 sorgsam zusammengetragenes Material verwertet hat. Auch ich habe hier, wo ich eine Vorstudie zu meiner demnächst im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung (Nachfolger) zu Stuttgart erscheinenden Mörike-Biographie gebe, auf dieser Skizze, die sich freilich zum Teil als überholt erweist. Krauß folgt vielfach mündlichen Mitteilungen des Universitäts-Russlanddirektors Professor Dr. Emil Kauffmann in Tübingen, eines Sohnes des Mörikeschen Jugendfreundes, die auch hier, unter steter Nachprüfung, benutzt sind. Einiges weitere Material, das Krauß nach seiner Veröffentlichung noch von Kauffmann erhielt, hat er mir gütigst überlassen; anderes dankte ich Kauffmanns persönlichen Mitteilungen. Ich habe noch mancherlei aus dem Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar sowie aus den Mörike-Papieren der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart beizubringen vermocht. Danach ergibt sich Krauß' Datierung, derzufolge Mörike erst im Herbst 1824 Maria Meher kennen gelernt habe, als irrig. Die ohne Quellenangabe gemachten Mitteilungen beruhen auf der mündlichen Überlieferung.

Wieder nahmen sich angesehene Freunde, von ihrer Schönheit betroffen, ihrer an. In diese Zeit gehört das erste erhaltene Dokument, das unzweifelhaft auf Maria Bezug hat: ein — heute in Weimar aufbewahrter — Brief Mörikes an seine Schwester Luise vom 26. Januar 1824, aus dem hervorgeht, daß der Dichter den Briefwechsel mit Maria abgebrochen und einen Brief, in dem sie wohl von neuem anzubahnen suchte, unbeantwortet gelassen hat. Mörike glaubte zu seinem schwer verhehlten Schmerz in Maria eine abenteuernde Kokette sehen zu müssen; er spielt auf ihren „Universitätsaufenthalt“ und auf dabei gezeigte Flatterhaftigkeit an. „Und doch,“ heißt es weiter, „scheu ich mich wie vor einem Gespenst, diesen Punkt mehr als halblaut vor mir zu gestehen, weil [ich] ihn wirklich nicht glaube bei Maria. Ihr Leben — soviel ist gewiß — hat aufgehört in das meinige weiter einzugreifen, als ein Traum, den ich gehabt und der mir viel genützt hat.“ Man sieht, Mörikes Herz wollte die Geliebte immer noch nicht ganz aufgeben, und um aus seiner quälenden Unsicherheit erlöst zu werden, um gegebenenfalls Bestätigung seines Mißtrauens zu hören, wandte er sich nach Heidelberg, und zwar an einen Maler Namens Köster, in dem der über Marias Verhalten gleichfalls tief bekümmerte Vohbauer einen teilnehmenden Freund gefunden hatte.

Köster beantwortete am 21. Februar 1824 Mörikes Brief, von dem er schreibt: * „Zu seinem hoffnungslosen Inhalt in betreff Mariens sage ich ein trauriges Amen! Denn er war ja wie ein Grabgeläute der Marie — jener Marie nämlich in unserem Gehirn.“ Des weiteren berichtet Köster: „Marie plauderte von Eduard und Rudolf und von Rudolf und Eduard. Ohngefähr sechs Briefe gab sie von euch zu lesen. Ich fühlte ganz eure kurze Seligkeit und die traurige Auflösung. Da fing an das Interesse für M. auf euch überzugehen. . . . Unterdessen hatten die Erfahrungen hier an der lebenden Marie

auch Fortschritte gemacht, so daß dermalen genug Materialien vorhanden sind zum Berzweifeln und nur ein dünnes rotes Fädchen [Fädchen] der Hoffnung übrig gelassen ist. Rudolf kann Sie beruhigen, daß es mit mir weiter nichts auf sich hat. Ich bin vierzig Jahre alt. Mein Herz zwar ist etwas jünger — als Maler — ledige Person u. s. w. Auch kam mir gegen die Gefahr des Giftes fast gleichzeitig das Gegengift zuhanden, so daß statt Donner und Schlag nur ein kurzes Wetterleuchten stattfand. . . . Ich glaube nicht, daß wir sie lange mehr hier behalten. Sie bequemt sich gar zu wenig und ist nicht selten unartig. Dieses kann nun in den edlen Familien hier, worin sie Ausnahme gefunden hat, freilich nicht geduldet werden. Mit einigen Vönnern ist sie schon zerfallen, und der Boden fängt an, unter ihren Füßen zu wanken. Sie hätte sehr anständig hier leben können. Du mein Gott, was ist das für ein Geschöpf! Seinem Schöpfer gleicht es von außen, inwendig ein Chaos.“ Eine Nachschrift bemerkt noch: „Ich gab mir Mühe, bei M., daß Ihre Briefe nicht weiter profaniert würden — sie ihr zu rauben, wäre grausam gewesen. Ach, es ist das einzige von Wert, was sie mit sich führt.“ Man sieht, Marias Zauber schlug nicht nur unerfahrene Jünglinge wie den neunzehnjährigen Mörike in Bann.

Mörike war in einer unbeschreiblichen Verzweiflung. Sein Verstand sagte ihm, daß Maria seiner unwürdig sei, sein Herz wehrte sich immer von neuem gegen diese Überzeugung. Vertrat jemand von den Eingeweichten die erste Ansicht, so fühlte er sich nicht verstanden und zeigte Mißtrauen, wollte jemand seine geheime Hoffnung nähren, so straste er sich und ihn mit bitteren Worten Lügen.

Am nächsten stand ihm als Vertraute seiner Liebe Luise; in ihre treue Schwesterbrust ergoß er seinen Schmerz. Ein wohl an sie gerichtetes und aus dieser Zeit stammendes Jugendgedicht, das gleichfalls in Weimar aufbewahrt wird, lautet:

An —.

Wenn ich dich, o schöne Schwester, sehe
Und betrachte deinen Ernst so gerne,
In den Augen diese klaren Sterne,
Ist's, als wolle weichen all mein Wehe.

* Kösters Brief ist von Mörikes Schwester Clara Emil Kauffmann übergeben worden, der ihn mir zur Verfügung gestellt hat. Ebenso verhält es sich mit dem weiter unten herangezogenen (undatierten) Brief Luise Mörikes, der von Vohbauers jüngerer Christusliebe spricht.

Denn da kann ich mir so plötzlich denken,
Dürft ich wohl in deine reine Seele
Das Geheimnis, das ich stets verhehle,
Dieses unverdienten Grams verjenten?

Daß er wie ein Leichnam sei im Grabe,
Rein du ihn zurechte würdest legen,
Und du sprächst über ihn den Segen,
Ach! auf daß ich fortan Ruhe habe.

Sie übernahm voll zärtlicher Liebe und voll heiligen Ernstes die schwere Rolle der Samaritanin und Veräterin. Ein ergreifender Brief an den Bruder sucht diesen gleichmäßig von Lohbauer und von Maria zu entfernen: „Rudolf und Marien — vertraue ihnen nicht zu viel. Sie sind beide nicht auf dem rechten Wege. Ich will sie beide nicht richten. Aber fragen möchte ich dich, was du von Rudolfs sinnlicher und sündiger Christusliebe hältst. Ach, seine Leidenschaft hat nur eine andere, aber keine bessere Richtung genommen, und unmöglich kann die Verblendung so weit gehen, daß R. selbst die wilde Flamme, die des Mädchens Schönheit und ihre ganze wunderbare Erscheinung in ihm wecken, als ein reines, Gott und der Tugend geheiligtes Feuer nährt und unterhält. Lies, ich bitte dich, Eduard, lies seine Blätter noch einmal und urteile dann unbefangener! Tief würdigt er darin die schöne göttliche Jesusreligion zu einem Spiel seiner Einbildung herab. Grevelnd entweicht er den heiligen Namen, dessen Klang noch [nicht] in sein Innerstes gedrungen ist. Hätte jene Anregung von außen so wie dich auch ihn geistig berührt, o, dann müßten sie anders sprechen. Doch gereizt auch, es wären jene Ausbrüche noch die Schlacken, die sein zum edlen geistigen Leben erwachter Sinn auswürfe, es wäre dies die letzte Gärung der Sinnlichkeit — müßte sich inzwischen nicht was besseres eingestellt haben, etwas, das sich auf eine erfreuende Weise im äußeren Leben kundgebe, müßte er dann nicht auch glücklicher, froher, liebender werden? ... Marien durchschaue ich noch nicht ganz. Abgesehen von dem, was die Menschen ihr Schlimmes nachsagen, erscheint mir ihr ganzes Wesen in einem geheimnisvollen, dunklen, ja fast könnte ich sagen, in einem zweideutigen Lichte. Was ich aus R.'s Papieren und durch dich selbst von ihr weiß, genügt mir nicht. Ich müßte sie selbst sehen und beobachten, um sie be-

urteilen zu können. Inzwischen muß meine Meinung von ihr immer dieselbe bleiben. Ich will nicht von meiner Art zu handeln, die der ihrigen geradezu widerstrebt, auf sie schließen. Hat doch ein jedes seine eigene Weise, durch die es sich vom anderen unterscheidet, wenngleich die Grundzüge des Charakters dieselben sind. Aber diese Züge müssen sich auch in allen äußeren Formen erkennen lassen, und der weiblichen, wahrhaft frommen, kindlichen Seele ist eine zarte Schüchternheit angeboren. Unter diesem lichten Schleier verbirgt sich das göttliche Gemüt, und ohne diesen erschaut das stille Heiligtum nur allein Gottes Auge. Genug, ich kenne Marien, ehe ich meine Zweifel nicht durch sie selbst widerlegt sehe, nicht für wahr halten. Aber dich mag ich auch nicht länger mit dem betrüben, was mein natürliches Gefühl gegen sie spricht. Achte du in ihrem Wesen immer das hohe Ideal der Reinheit und Tugend, das deiner Seele jenen mächtigen Schwung verleiht, der sie schnell empor, der sie zum Himmel trägt! Bewahre ihr Bild, das Bild der Tugend lebendig in deinem Innern und danke ihm das Gute, das es in dir schafft, aber sie selbst laß dir gestorben sein. Ist sie wirklich das, was sie dir scheint, so wird sie Gott nicht verlassen und die verworrenen Fäden ihres unglücklichen Schicksals herrlich entwickeln. Auch mir wird er dann mehr Licht senden, und sie wird mir das Unrecht gern vergeben, das die zärtlichste Sorge für die Ruhe eines geliebten Bruders und der Schein ihres Handels in mir aufsteigen ließ.“

Der sehr umfangreiche Brief ist undatiert. Er muß nach der Abreise Eduards aus den im Hause der Mutter verbrachten Ferien geschrieben und in das Tübinger Stift, dem Mörike angehörte, gerichtet worden sein. Luise gedenkt des thränenreichen Abschieds und der „um ihren Liebling“ so belümmerten Mutter. Die doppelten Beziehungen Mörikes zu Lohbauer und zu Maria sind in dem Briefe nicht ganz deutlich auseinander gehalten. Als psychologisches Dokument ist das offenbar tief durchdachte, sorglich abgewogene Schreiben von hohem Wert. Es ist bezeichnend, daß trotzdem Marias Bild das Schillernde behält. Es ist von

ihrem schlimmen Ruf, von ihrem unweiblichen Auftreten, ihrem unwahren Wesen die Rede, und doch läßt die fromme, sanfte Luise sie nicht fallen. Maria muß einerseits eine verführerische, die Sinnlichkeit reizende Seite gehabt haben, andererseits aber einen hochidealen Zug, der auf den Geist von starker Wirkung war. In ihrem Wesen war entschieden etwas Überirdisches, Mystisches, das eine förmliche Heiligenverehrung ihr gegenüber hervorrief, wie sie der damals noch in jeder Beziehung ausschweifende, phantastische Lohbauer ihr zollte.

Mörke bedurfte auch in Tübingen eines Menschen, mit dem er Brust an Brust von seinem Glück und Unglück rückhaltlos sprechen konnte: wer anders konnte das sein als Ludwig Bauer, sein geliebtester Freund! Ihn weihte er in dem verschwiegene Brunnenstübchen in alles ein. Wir wissen davon aus einem Gedichte Bauers, überschrieben: „Geheimnis. An E. M. Nachdem derselbe seinem Freund ein merkwürdiges Lebensereignis anvertraut hatte.“ (Ludwig Bauers Schriften. Nach seinem Tode in einer Auswahl herausgegeben von seinen Freunden. Stuttgart 1847. S. 384 f.) Leider hat Mörke später, an der Redaktion von Bauers Schriften beteiligt, dieses Gedicht, dessen Originalfassung nicht vorliegt, überarbeitet. Bauer giebt darin Mörke das Wort, und dieser beginnt mit einer Anrufung der heiligen Jungfrau, der hohen, schmerzgebeugten Maria, der des Himmels Glorie sich neigte, und die wiederum vor dem Kreuze die Unglücklichste war. Er möchte ihre Gottheit und ihr menschliches Erblassen in einem Bilde fassen — und zeichnet dem Freunde das Bild seiner Maria:

Ach, daß du einmal nur sie könntest schauen,
Wenn mit gesenktem Haupt sie schmerzlich lacht!
Sähest ihren Blick mit zäuberhaftem Grauen,
Den goldenen Ring in ihres Auges Nacht!
Hörtest die Melodie der Sprache klingen,
Die Schweizerlaute, die zum Herzen dringen!
Sähest du die Sonne, die ein Flur getrübet,
Die heil'ge Sünderin, die ich geliebet!

O welch ein Frühlingschein! o welche Sterne,
Die ich aus dem verklärten Auge trauf,
Wenn, rückgelehrt aus unbekannter Ferne,
Sie an das Herz mir liebeatmend sauf!
Ein Wort, so ward's ihr lichter, ward ihr freier,
Von ihrem Geiste fällt des Lebens Schleier,
Und, über finstres Nebelgarn gezogen,
Erschimmert mir ein goldner Regenbogen.

Und sähest zuletzt, wie ich, den Wahn erblickend,
Des thränenvollen Endes schon gewiß,
Der Heiligen die Hand noch einmal drückend,
Mich von der Sünderin, dem Weibe, riß, —
Und dort das Abendrot in stillem Brangen,
Der Tag im Busen ewig untergangen —
Mich hingegeben gotterfüllten Schmerzen,
Marias Namen einzig noch im Herzen!

Und der Freund antwortet in dem Gedicht darauf: auch seinem Leben gehöre nun Maria an, ihrer dreier Namen seien geheimnisvoll miteinander verknüpft. Der Bergquell, der aus ihrem Brunnenstübchen hinauseile, um dereinst zum Schacht zurückzukehren, werde dort, „in jener Ur-Nacht Gründen“, wo sich alles mit sich selbst vereint, vielleicht auch Marien wiederfinden: also eine metempsychotische Vorstellung, die im Hinblick auf Peregrina uns auch bei Mörke selbst begegnet.

Bauer betrachtete fortan diese Stunde als die Geburtsstunde seiner unlöslichen Freundschaft mit Mörke. Als er diesem, dessen Geburtstag auf „Mariä Geburt“ fällt, im Jahre 1828 zu seinem Feste gratuliert,* bemerkt er zu dem seltsamen Zusammentreffen: „Mariä Geburt — da fällt mir allemal der ganze Ursprung unserer Freundschaft ein.“

Die Dinge nehmen eine neue Wendung, als Maria — ihren letzten Brief hatte Mörke ja nicht beantwortet — plötzlich selbst in Tübingen erschien. Ein an Luise Mörke gerichteter Brief Bauers vom 10. Juli 1824 spricht von ihr als dort anwesend. Sie bat Mörke schriftlich um eine Zusammenkunft. Er lehnte ab; ob direkt oder indirekt, ist nicht bekannt. Ja, er verweigerte ihr sogar das erbetene Stammbuchblatt, da sie dessen nicht wert sei. Wie sehr er damals litt, berichtet beiläufig ein Brief Rauffmanns an seine Braut Marie Lohbauer.** Tief bekümmerte es ihn, wenn andere an Maria Meyer zweifelten. So beklagt er sich deswegen bei Rudolf Glad, einem anderen Stiftsfreunde, über Bauer.

* Dieser Brief Bauers vom Jahre 1828 befindet sich gleich den in den nächsten Zeilen erwähnten in Weimar. Ebenda wird auch ein anderer aufbewahrt, in dem Bauer schreibt: „In meinem Herzen steht dein Name an allen Ecken, und als meine Herzglocke Maria getauft ward, da bist du zu Gevatter gestanden.“

** Abgedruckt von Wilhelm Lang in den Württemberg. Vierteljahrsheften 1896.

Dieser verteidigt sich in einem Billet und in der Gestalt, in der sie zuerst ihm entgegengetreten war, alles später Geschehene sollte ausgelöscht sein aus seinem Gedächtnis. Bauer verstand ihn und schrieb: „Ich will dich gar nicht gestört wissen zu einer Zeit, wo du das heilige Nachbild der wandelnden Jungfrau festhalten willst. Ja, ist und ihre Nähe so unheimlich reizend halte es fest!“

im Augenblick so der tote Fort will
 schlafend nicht. Auf dem Augenblick
 Leben und ist in dem Nicht für dich,
 im Kind steht Maria.

mit Bismarck'sche mich nicht wieder

Meine Novelle beträgt nun 25 Bogen

Jetzt zur Geschichte: Wie geht es dir
 deine Geschichte? Ich habe sehr viel
 aufpassen müssen, zu schreiben, und
 jetzt ist es mir sehr schwer, in
 Gedanken meine Gedanken zu setzen.
 Meinem Buch ist es sehr schwer,
 in diesen ersten Morgen, wenigstens
 bis ich es in die Welt zu setzen.

Mit, das will, das ist das Ende.

Dein
 Eduard

zu
 da. Eduard

Schlussseite eines Briefes Eduard Mörikes an seine Mutter. Geschrieben zwischen 1830 und 1832.
 Original im Besitze von Dr. Harry Mahnc in Berlin. Die erwähnte Novelle ist der „Kater Rollen“.

macht. Du freilich hast die Göttin an ihr verloren, und dein Herz blutet.“ Er schilt den Freund, daß er jetzt mit bloßem Mitleid von ihr sprechen könne. Mörikes innerstes Gefühl war das gewiß nicht; er zwang es nur scheinbar, sich selbst belügend, seinem Schmerz und seiner Liebe ab. Er fühlte sich großen Affekten niemals gewachsen und stoh sie wie Goethe. Er wollte Maria sich nicht fürs Leben wiedergewinnen, sondern nur für seine Erinnerung; da sollte sie thronen

Von hohem Wert ist der bereits erwähnte sehr ausführliche Brief Bauers an Luise vom 10. Juli 1824. Luise hatte sich in ihrer großen Sorge um den Bruder an dessen treuesten Freund gewandt. Bauer holt weit aus und berichtet von den Anfängen ihrer Bekanntschaft, ehe Maria in den Mittelpunkt ihrer Gedanken trat: „Eduards freundliche Erscheinung hatte mich schon einmal der Verzweiflung entzogen. Um so feurer suchte ich von nun an, ihm näher zu

kommen: er wich mir aus, im richtigen Gefühl, daß zwischen uns noch ein Vorhang schwebte, den der Zufall hinwegnehmen müsse, um uns die innerste Bühne unseres Lebens zu öffnen. Damals hörte ich ihn sagen, daß er sich einem willenlosen Meere vergleichen müsse, das ohne Wahl alles gleich gut in sich abspiegele, Himmel und Erde, Hohes und Niederes. Ich wußte nicht, daß diese Stille durch gewalttätige Stürme herbeigeführt sei, daß dieses alles gleich leicht umfließende Licht nach bekämpfter Liebe, nach entrissenen Idealen an einem sternlosen Himmel schimmere. Da trat jener Zufall ein und führte uns in ein unterirdisches Hüttchen, und Eduard führte mir die Gestalt seiner Maria herauf. Mein Innerstes erbebt, alle Gründe meines Wesens standen aufgeschlossen vor mir da. Maria, die ihm das Rätsel seines Lebens aufgegeben und gelöst hatte, Maria ist auch der erwachte Traum meiner Seele, Maria ist selbst die Poesie, wie diese mit raschen Schritten auf und ab fliegend auf schwankender Himmelsleiter. Jetzt waren alle Schranken zwischen uns gefallen, und ohne ein Wort darüber zu sprechen, hatten wir die heiligste Freundschaft geschlossen, weil wir denselben Mittelpunkt unseres Lebens gefunden, weil wir unser Leben selbst ausgetauscht hatten. Von da an beginnt in meinem Leben eine neue Epoche; aber auch ihm war mit mir ein altes Bild wieder neu geworden, dem Irdischen enthoben, geschmückt mit dem Siegeszeichen der Freundschaft, thronte es heilig und unveräußerlich in seinem Innern. So gebär sich endlich der Entschluß, dieses vom Schicksal in seine Tage gegrabene Gedicht abzuzeichnen und in ein Trauerspiel zu verwandeln. Dieses schien ihm die höchste Aufgabe seines Lebens, und daher vielleicht auch das häufig erwachende bange Gefühl, als wäre nach dessen Vollendung alles geschlossen, als sollte er dann abtreten... Und — als wollten sich alle abgechiedenen Schatten noch einmal um ihn versammeln, plötzlich hörte er auch, Maria sei hier, sei ohnmächtig niedergefunken im Angesichte der Stadt. Sie, die er gerade jetzt nur als heilige Reliquie in seinem Herzen trug, erschien wieder vor ihm mit allen Zeichen der Wirklichkeit — gemeine Menschen wurden durch Zu-

fall in ihre Nähe gebracht, elende Gerüchte strichen an seinen Ohren vorbei, um ihn aber regte sich leise und mit Gewalt zurückgedrängt die Ahnung des Zauberkreises, den er einst betreten hatte. Maria, sein wanderndes Ich, pochte wieder an sein Herz, verlassen, krank, Fremden hingegeben, ohne Halt, ohne Stütze, in ihm allein die schönere, ätherische Seite ihres Wesens wiedererkennend. So von dem irren Geiste der Heimatlosigkeit angehaucht, selbst in seinem Innern vielfältig hin und her bewegt, mußte er entweder die Atmosphäre des rätselhaften Wesens betreten oder jenes schon früher rege gewordene Gefühl festhalten, das ihn denn auch mit neuer entschiedener Kraft ergriff und ihn weg aus dem Strudel der Empfindungen der heimischen Wohnung zuzog. So kam es, daß er mir zurief: „Ich muß nach Hause!“ und daß ich es eben so entschieden bejahte: „Ja, du mußt!“ ... Stellen Sie sich vor, Ihre Frau Mutter erführe [Maria's] Hiersein, Eduards Besuch bei Ihnen erfolgte nicht, wird nicht die Ungewissenheit, wie es doch eigentlich um ihn stehe, viel peinlicher sein als die kindliche Bitte, daß er gerne nach Haus möchte, um dem Befehle der Mutter um so gewisser gehorham sein zu können und allen Ungelegenheiten und Versuchungen zu entrinnen. Und denken Sie denn gar nicht an sich? Ich wette, Sie bleiben in den bängsten Sorgen wegen Ihres Bruders, bis er selbst vor Ihnen steht und, während er von Ihnen Trost sucht, Sie gleichfalls erheitert.“

Der Brief führt umständlich aus, wie Eduard, auch körperlich leidend, von Heimweh ergriffen sei, und wie er einen kurzen Urlaub erhalten könne, ohne damit im Stift aufzufallen und ohne andererseits die Mutter unnötig aufzuregen.

Mörke vermied auch weiterhin in Tübingen jede Verührung mit Maria; um so eifriger nahmen die Freunde sich ihrer an, die, wie aus Bauers zuletzt herangezogenem Briefe hervorgeht, ebenfalls trankelte. In Bauers Briefen an Mörke und dessen Geschwister finden sich nur ganz vereinzelt noch einige Stellen, die auf Maria Meyer Bezug haben. In einem seiner sehr flüchtig geschriebenen, schwer leserlichen Billets an den Dichter heißt es: „Wegen [?] der Maria

weiß man noch nichts Gewisses. Ich sah sie seither, aller Wahrscheinlichkeit nach, mit tags einmal mit einer Frau (?) an Bengels Hause vorübergehen, ein Sommerhütchen auf und halb blinzeln vor der unumwölkten Sonne.“ In einem seiner Schreiben an Mörikes Bruder August, der im Jahre 1824 starb, steht unter dem Datum „Tübingen, d. 11. August [1824] (die Dogmatik schwänzend)“ folgendes: „Was den langen Brief betrifft, den ich dir über Maria schreiben soll, so mußt du wissen, daß man einem dergleichen nicht eingiebt wie Rhabarber der Pächterin, wenn sie zu dick worden, sondern sparsam wie Steinwein. Sie ist ziemlich wohltauf, trägt sich gut, hat an Gmelin einen unerschütterlichen Gönner, darf aber nicht besucht werden.“ Dabei bekremdet der geheimnistuerische, des zu erwartenden Ernstes ermangelnde Ton.

Die Freunde sorgten dafür, daß Maria Tübingen bald wieder verließ; ein weiteres undatiertes Billet Bauers an Mörike bezeugt den Abschluß ihrer wohlmeinenden Bemühungen: „Bis Donnerstag reißt Maria nach Schaffhausen ab. Gmelin und Mme. Sehl (?) nebst einigen anderen Personen schaffen alles nötige Geld herbei. Es ist alles ganz gut gekommen, Gmelin blieb unbestechlich; sie verläßt uns in Frieden, schicke dein Stammblättchen! Ich bringe ihr's mit den letzten Grüßen.“ Von Schaffhausen spricht auch ein kleines Manuskript* Lohbauers, das, an Mörike gerichtet, einen phantastischen Traum ausmalt. Lohbauer sieht „Marie von Schaffhausen lebendig begraben.“ Endlich sei an dieser Stelle noch bemerkt, daß Maria mündlicher Überlieferung zufolge als brave Schreinersfrau und Mutter einer stattlichen Kinderschar zu Winterthur in der Schweiz gestorben sein soll.

Die gleichzeitige Überlieferung dürfte damit erschöpft sein, doch lassen sich aus späteren

Jahren noch einige Notizen beibringen. Im Februar 1827* berichtet Eduard seiner Luise von einer „herzigen Frau“, die er im Pfarrhause zu Möhringen, wo er damals Vikar war, kennen gelernt habe: „Sie erinnerte mich sehr an Maria M., nur daß sie allerdings um einige Mondscheinsfäden zarter ist.“ Wenige Monate später starb Luise. In ihrem Testament** vermachte sie ihrer Herzensfreundin Lotte Späth „die Sammlung von Papieren von und über Marie Meyer.“ Mörike machte der Freundin davon Mitteilung am 3. April 1827: „Jene Papiere über Marie Maier fand ich (mit einem schwarzseidenen Bande) zusammengebunden; ich habe sie eingewickelt und petschirt (doch versteht sich, daß dich Siegel Sie in nichts beschränken soll).“

Endlich enthalten Mörikes Briefe an seinen Lebensfreund Wilhelm Hartlaub*** noch einige ziemlich rätselhafte Stellen, die auf Maria Bezug haben dürften. In einem Briefe aus Cleversulzbach (ohne Datum) heißt es: „Aber wie rührte mich aufs neue, Freund, deine brüderliche Liebe, die dich so ganz im stillen hieß jenes verloren geglaubte Büchlein für mich bestellen! Es hat mich dies lebhaft an die Asiatin erinnert. Indes soll dich die Auslage nicht gereuen, du darfst das Bändchen lecklich zu deinen liebsten Büchern stellen.“ Und aus dem nächsten Brief Mörikes an Hartlaub ist folgendes heranzuziehen: „Dein letzter Brief und dessen Beilagen sind Goldes wert! Herzlichen Dank, besonders auch Konstanzen! Seit ich dies Büchlein las, liegt dieses herrliche Gemüt ganz faltenlos vor mir. Sie ist mir jederzeit wie eine Braut erschienen: insofern hab ich mich durch die Memorabilien nicht eigentlich rückwärts verjezt gefunden ... (Weißt du denn noch, wie du mir einst vom roten Schatol und der Muswiese recht auf der

* Gedruckt von Krauß in der „Deutschen Rundschau“, Jahrg. 1895. 1. Band. S. 108.

** In Weimar befindlich. Auf meine Bitte ist Herr Oberstudienrat Professor Dr. Julius von Hartmann in Stuttgart den Spuren der Erben Lotte Späths nachgegangen, ohne indes auf erhaltene Dokumente oder mündliche Tradition zu stoßen.

*** In der Kgl. Öff. Bibliothek zu Stuttgart. Konstanze ist Hartlaubs Gattin. „Muswiese“ (im zweiten Brief) ist die Bezeichnung für den altberühmten französischen Jahrmart zu Roth am See im württembergischen Oberamt Gerabronn.

* Im Besitz des Musikdirektors Rauffmann. Derselbe besitzt noch ein anderes Lohbauersches Manuskript, das Stücke einer Übersetzung des Byronschen „Manfred“ enthält. Darauf steht in Lohbauers Handschrift folgende Notiz: „Sign: Alt sechzehn Jahre. Statur sehr schlank. Haare blonde Locken. Hut schwarz ohne Federn. Kleid rötlich. Aufenthalt Frau Oberst von Stumpe (?) in Silberhaus. Aus Möhringen (?) Pfarrerstochter. Dinkelader.“ (Nach einer Abschrift von Krauß.) Ob das Signalement auf Maria Meyer geht, ist sehr fraglich.

Solter hast erzählen müssen?)“ Man ist um so eher geneigt, diese beiden Briefstellen auf Maria zu beziehen, als dem zweiten Schreiben zwei Korrekturbogen der „Gedichte“ beigelegt sind, auf denen auch die Peregrina-Gedichte stehen. Die Briefe fallen demnach wohl in das Jahr 1838, in dem Mörike's „Gedichte“ zum erstenmal erschienen. Um welches Büchlein, welche Memorabilien es sich in den Briefen handelt, entzieht sich meiner Vermutung.

Eine Hypothese über Marias Art und Herkommen giebt Friedrich Motter, allerdings erst fünfzig Jahre nach den Ereignissen und nur aus mündlicher Überlieferung, in seiner Charakteristik Mörike's (Eduard Mörike. Ein Beitrag zu seiner Charakteristik als Mensch und Dichter. Stuttgart 1875): „Sollte unter dieser Schweizerin (der Fremden, Peregrina) vielleicht eine im Jahre 1824, wo das Gedicht Peregrina nach der beigelegten Jahreszahl entstanden ist, nach Tübingen plötzlich aus der Schweiz auf geheimnisvolle Weise gekommene, ohne Zweifel noch vielen erinnerliche junge Wandrerin gemeint sein, die, von ausgezeichnete Schönheit und Liebenswürdigkeit, mit der bekannten Frau von Arndener in vertrauten Beziehungen gestanden hatte und nebenher durch einen halb somnambülen Zug ihres Wesens die Aufmerksamkeit erregte? Sowohl wegen dieses Zuges und ihrer dunklen Augen und Locken, als wegen ihres unstäten Umherziehens scheint sie sich in Mörike's Phantasie mit dem werdenden Bilde der umherwandernden Orientalin (Zigeunerin, wie es dort, sie eine Stufe niedriger fassend, heißt) im ‚Maler Nolten‘ verschmolzen oder dieses Bild vielleicht erst hervorgerufen zu haben.“

Die Thatsache, daß Motter um jene Zeit in Tübingen lebte und mit Mörike befreundet war, giebt diesem Zeugnis immerhin ein nicht zu unterschätzendes Gewicht.

Die letzte, hochwichtige, aber auch am meisten gefärbte Quelle zur Lösung der Peregrina-Frage liegt in Mörike's Dichtung vor. Von Anfang an suchte er nach einem poetischen Gefäß, in das er seinen Schmerz ergießen könne; er wollte ihn sich von der Seele herunterreiben wie Goethe im „Werther“, im „Tasso“. Der große Brief Bauers

an Luise sprach bereits von des Freundes poetischen Plänen. Mörike selbst äußert sich darüber gegen Luise schon in dem zum Teil angeführten Briefe vom 26. Januar 1824, in dem wir lesen: „Ich habe so etwas am Herzen, das auch eins mit [mir?] ist, das ich wie ein werdendes oder schon gewordenes Kind meines Herzens mit mir trage — seit ungefähr vier Tagen ihm zum erstenmal recht deutlich an die schlagende, lebenswarme Seite fühle wie an meine eigene. Würde mir das vielleicht auch genommen werden? Ich habe gefunden, daß vor allem eine weitläufigere Dichtung not thut, darin ich, endlich, mich niederlegen will — aber nicht um darauf einzuschlafen — oder vielleicht auch das; in jedem Fall beginn ich ein Trauerspiel zu schreiben auf den Sommer, wozu mir fürs erste die Fabel (mehr Nebensache) ziemlich klar geworden. Aber sage niemand etwas; nicht als wenn das so wichtig wäre, sondern eben weil's den Menschen zu unwichtig ist — und weil du's mir überhaupt zu Gefallen thust.“

Wie alle dramatischen Pläne jener Zeit kam auch dieser nicht zur Vollendung; wahrscheinlich hat Mörike gar nicht versucht, ihn in die That umzusetzen. Wir kennen seine poetische Peregrina nur aus der Zigeunerin des „Maler Nolten“ und aus den Peregrina-Gedichten, die an diese dort gerichtet sind und später etwas verändert in die Gedichtsammlung übergingen.

Zunächst ist beim „Maler Nolten“ nicht zu übersehen, daß dieser Roman volle acht Jahre nach dem Peregrina-Erlebnis erschien; schon dadurch muß man sich gewarnt fühlen, in ihm eine getreue Wiedergabe wirklicher Ereignisse zu sehen. Aber daß man das nicht thun darf, betont auch noch ausdrücklich eine Stelle, wonach Larkens, der ja im Roman der Verfasser der Peregrina-Gedichte ist, das Bedürfnis hat, „alles, was ihn auf längere oder kürzere Zeit interessierte, die Eigentümlichkeiten seines nächsten Umganges, das ganze Leben mancher Freunde, durch Rhythmus seiner Einbildung mit einem magischen Firnis aufzuheben, sich näher zu bringen und so alles auf zwiefache Art zu genießen.“ Es wird ausdrücklich von seiner Tendenz gesprochen, „die Geschichte mit der Zigeunerin ins Fabelhafte hinüber

zu spielen,“ so daß seine Peregrina=Gedichte sich in einer „wunderlichen Amplifikation“ ergehen; und als Nolten diese liest, heißt es: „wie lebhaft erkennt er sich und Elisabeth selbst noch in einem so bunt ausschweifenden Gemälde!“ Der Dichter warnt damit selbst davor, alles für bare Münze zu nehmen: Dichtung und Wahrheit ist es, was er verknüpft. Theobald Nolten ist nicht Mörike, und Elisabeth ist nicht Maria Meyer, sie haben beide nur von ihren menschlichen Modellen geborgt. So gewiß es ist, daß Elisabeth Züge von Maria trägt, so sehr muß man sich hüten, die Ähnlichkeit zu überschätzen, die Analogien zu pressen. Des Dichters greise Schwester Clara schreibt mir im Januar 1901: „Die Forscher suchen überhaupt viel zu viel Autobiographisches in Eduards Schriften, es schwebte ihm wohl da und dort oft etwas Gesehenes vor, wer weiß das? aber das Ganze ist Eingebung seiner reichen Phantasie.“

Manches in den äußeren Verhältnissen ist offenbar von Maria auf die Zigeunerin übertragen. In einer leeren Kastanienallee nahe einer Stadt, bei der man leicht an Ludwigsburg denkt, wird Elisabeth angetroffen, und entseelt findet man sie am Schluß wiederum auf öffentlicher Straße liegend. Man hatte „einige Versuche gemacht, sie in einer geordneten Familie unterzubringen; aber sie fing, ihrer gewohnten Freiheit beraubt, augenscheinlich zu welken an, sie ergriff zu wiederholten Malen die Flucht mit großer List.“ Nun weiter ihr Verhältnis zu Nolten. Wenn es von diesem heißt, daß er auf einem Gemälde der Elisabeth mit vollem Bewußtsein das getreue Porträt einer Person dargestellt habe, „welche einst verhängnisvoll genug in sein eigenes Leben eingegriffen hatte,“ so ist unmittelbar an Mörike zu denken. Auch in der körperlichen Erscheinung und in ihrem ganzen Wesen teilt Elisabeth vieles mit Maria. Es ist viel von ihrem fremdartigen Aussehen, von ihrer seltsamen Schönheit, von ihrem „asiatischen Kostüm“ die Rede, desgleichen von ihren „schwarzen Augen“, diesen „dunklen Sternen“. Die Mischung der Temperamente und Stimmungen gleicht sich ferner bei beiden. Elisabeth hat eine „äußerst arglose, ja kindliche Seite“ und ein durchaus unheilbar

scheinendes „melancholisches Wesen, mit der Muttermilch eingesogen.“ In ihrem Gesicht liegt „etwas unbeschreiblich Hohes, Vertrauenerweckendes, ja Längstbekanntes“; „Bildung des Gesichtes, Miene und Anstand hatte ein auffallendes Gepräge von Kraft, alles war geeignet, Ehrfurcht, ja selbst Vertrauen einzulösen, wenn man einem gewissen kummervollen Ausdruck des Gesichtes nachging.“ Auch ihr Gesang ergeht sich abwechselnd in düsterer Leidenschaftlichkeit und frommer Lieblichkeit. An eine citierte Stelle aus Bauers großem Brief an Luise erinnern des jungen Theobald Worte über Elisabeths Augen, in denen er, wie in einen unendlichen Brunnen hinabschauend, das „Rätsel seines Lebens“ liegen sah. Nolten spricht ein andermal von dem „heiligsten Gefühl“, das er ihr anfangs entgegengebracht; er schilt die „schändliche Wut“, in die ihre „schwesterliche Reigung“, ihre „teuflische Bosheit“, in die ihre „geheuchelte Herzensgüte“ sich verkehrt habe, und doch: „Meine Verbrecherin darf ich sie nennen — sie verdiente mein Mitleid, nicht meinen Haß!“

Weiterhin sind die Peregrina=Gedichte auf ihren etwaigen biographischen Gehalt zu betrachten. Mit der Figur Elisabeths hängen sie nur lose zusammen; sie stehen der wirklichen Maria näher, worauf schon die Zeit der Entstehung schließen läßt. Sie fallen nämlich, obgleich erst 1832 im „Maler Nolten“ zum ersten-, 1838 in den „Gedichten“ zum zweitenmal veröffentlicht, zum Teil wenigstens schon in das Jahr 1824. In der Fassung dieses Jahres hat Mörike selbst sie niemals veröffentlicht. Es sind im ganzen fünf Gedichte, wie sie die erste Gedichtausgabe vollständig bringt. Im „Maler Nolten“ fehlt noch das vierte, während das erste und zweite in der Reihenfolge die Plätze tauschen. Die Gedichte sind reich an bedeutenden und unbedeutenden Varianten. Das Gedicht „Der Spiegel dieser treuen braunen Augen“ trägt in der ältesten Form von 1824 den auffallenden Titel „Agnes, die Nonne“ und ist von doppelt großem Umfang als in den späteren Fassungen. Leidenschaftlich taucht darin der Dichter in der Geliebten tiefbraune Augen hinab, dem goldenen Schimmer in ihnen nachgehend, der ihn ein Widerschein aus Peregrinas Inn-

Des Dyfloss Rypers Gristen in Tübingen.
 Lullada beim Armin zu singen.

Der 6. alte Dyfloss mistet Gristen
 Ja blinght & so mal Japs den Glast
 Nun Kugel fällt, kein Kestern,
 mistet aber sein leug Grest.

Ist unkanfmalalieren
 Kest mich zu einem leugten Liff
 Der Dyfloss mistet sagt die Armin
 Kame Kestern Jold zu friff.

Du bist dich zu mir wieder.
 Nun alten Gristen wird eine mal
 Man schiffst sie und wieder
 Der Dyfloss mistet eine Zial.

Ja, eine der Tag Jagenen,
 Man Dyfloss mistet sagt eine Mästlinen wep.
 Nun Liffen ist zu leugten,
 Nun Kugel sagt zu Japs

Ob wir zum größten Japsen
 Aufsteht zu Japs die Kugel Kest
 Man Kestern wep Japs Grest?
 Ja, Japs ist Mästlinen

Der Mann, und Kest zu mollen.
 Zu wep Japs zu die Kugel Kest
 Kest eine Kugel mollen,
 Japs Grestlinen sagt zu.

Do setzen sie sich
 Auf Royal Stühlen dort herauf:
 Holz gepolstert und fein geschliffen!
 Das Lachen mack und auf.

Und wenn erst Thierchen
 Rufe aus der Gasse und Pöbelzucht
 Rufe Böllern, Rufen Gassen
 Und ganz verwirrt und.

Sie setzen sich fortsetzen
 In solchem Rausch und Lärm;
 Gleich haben sie sich setzen
 Und zusehen und juchzen
 In Witz und Lach und Lärm,
 So Witz: auch Ihr Lachen, mack amoralisch
 Wo ist der Spass und Lärm?
 Arzte sind sie zu zu Lärm?

Auf Küren, Lieber Küren,
 Derin werdet sie die ganze Nation.
 Rufe fünfzig Jahr und Lärm
 Lachen und Lärm.

Gott sei's in Lärm und Lärm
 Mit Lärm und Lärm und Lärm?
 Rufe so so so,
 Lärm und Lärm und Lärm.

Sie sind es und Lärm
 Witz: Mächtig Lärm und Lärm,
 In Lärm und Lärm zu werden:
 Man Lärm und Lärm.

Wo im Jahr der Signe Aethon
 Trug man den Sonnen Lich auf ein,
 Zerst. Saubere, und die Aethon
 droht auf der Kugelbasse.

Es kam der Herr, der Lichte! -
 Es zog sein Zerstörer der Herr,
 Der Herr der Herr von der Herr,
 Auf der Herr der Herr!

Es ging es in die Herr;
 Der Herr der Herr der Herr,
 Es ging es in die Herr,
 Der Herr der Herr der Herr.

Nun kam es in die Herr,
 Es ging es in die Herr,
 Der Herr der Herr der Herr,
 Es ging es in die Herr.

Der Herr der Herr der Herr,
 Es ging es in die Herr,
 Der Herr der Herr der Herr,
 Es ging es in die Herr.

Es ging es in die Herr,
 Der Herr der Herr der Herr,
 Es ging es in die Herr,
 Der Herr der Herr der Herr.

Der Herr der Herr der Herr,
 Es ging es in die Herr,
 Der Herr der Herr der Herr,
 Es ging es in die Herr.

Mit Ruhm und man geizt
 Dein Liefen, als am König groß,
 für dich Gewalt man feiert
 Zu Tümmen im Sloss.

Großes Stücken, cheteban
 Dein Liefen bringst vor der Luft,
 das man nicht für begreben,
 denn das von Gold ist.

Dann wird prophezeit
 dass nur erst findet das Liefen
 da wird die Frau kommt
 dann allen Königen.

So müssen wir fallen werden,
 wo das die Zeit erfüllt wird
 und in der Sloss wird das Liefen
 dann nicht mehr das Liefen.

Auf König, lieber König,
 jetzt zeige ich dir meine Liefen.
 die Nacht ist das Liefen
 auf König müssen wir Liefen.

In Sloss wird die Liefen
 und steht die Liefen,
 die Liefen meine Liefen
 und — Liefen ist meine Liefen.



Eigentliche Niederschrift des Dichters. Das Original hat in der vierzehnten Strophe für „Zwar
 Liefen“ die Bleistiftkorrektur „Versteht sich“, wie auch in der folgenden an erster Stelle ein „So“
 eingeschaltet ist. Original im Besitze von Dr. Harry Rahne in Berlin.

rem dünkt, aber nirgends kann er die goldenen Andern schauen und steht verzweifelt, von sehnsuchtsvollem Grauen umschüttelt. Er spricht von dem „heil'gen Gram“ des Mädchens, das, ein unwissendes (in der „Nolten“-Fassung steht „unschuldiges“) Kind, den Dichter einlädt, in die Nacht ihres Blickes hinabzutauchen, ledlich sich und sie zu entzünden, wovor er zürckschaudert: „Weg, reuebringend Liebesglück in Sünden!“ oder, wie es im „Nolten“ heißt: „Reichst lächelnd mir den Tod im Kelch der Sünden!“

Das Gedicht „Aufgeschmückt ist der Freuden-saal“ ist in keiner vor dem „Nolten“ liegenden Fassung erhalten; es ist auch in der ersten Auflage der Gedichte unverändert, wandelt sich aber später etwas um. Es schildert eine Hochzeit in südlich farbenprächtigen Bildern, im orientalischen Stil. Die schwarzgekleidete, lächelnde Braut trägt „schöngefaltet ein Scharlachtuch“ „um den zierlichen Kopf geschlagen“. Seltsamen Blicks dem Bräutigam mit dem Finger die Schläfe streichend, versenkt sie ihn jählings in tiefen Schlummer, in einen Wunderschlaf, aus dem er gestärkt erwacht zu glückseligen Tagen; die endgültige Fassung des Gedichtes unterbrückt diesen letzten Zug. Beide Fassungen schildern den glücklichsten Liebesgenuß. Die letztere sei hier zum Abdruck gebracht:

Aufgeschmückt ist der Freuden-saal.
Lichterhell, bunt, in laulicher Sommernacht
• Stehet das offene Gartengezelle.
Säulengleich steigen, gepaart,
Grün umranket, eherne Schlangen,
Zwölft, mit verschlungenen Hälsen,
Tragend und stützend das
Leicht gegitterte Dach.

Aber die Braut noch wartet verborgen
In dem Kämmerlein ihres Hauses.
Endlich bewegt sich der Zug der Hochzeit,
Fadeln tragend,
Feierlich stumm.
Und in der Mitte,
Nicht an der rechten Hand,
Schwarz gekleidet, geht einfach die Braut;
Schöngefaltet ein Scharlachtuch
Liegt um den zierlichen Kopf geschlagen.
Lächelnd geht sie dahin; das Mahl schon duftet.

Später im Lärmen des Festes
Stahlen wir seitwärts uns beide
Weg, nach dem Schatten des Gartens wandelnd,
Wo im Gebüsch die Rosen brannten,
Wo der Mondstrahl um Lilien ludte,
Wo die Weymouthsichte mit schwarzem Haar
Den Spiegel des Teiches halb verhängt.

Auf seidenem Rasen dort, ach, Herz am Herzen,
Wie verschlungen, erstidten meine Küsse den scheueren
Fuß!

Indes der Springquell, unteilnehmend
An überschwenglicher Liebe Geflüster,
Sich ewig des eigenen Plätschens freute;
Uns aber neckten von fern und lockten
Freundliche Stimmen,
Flöten und Saiten umsonst.

Ermüdet lag, zu bald für mein Verlangen,
Das leichte, liebe Haupt auf meinem Schoß.
Spielender Weise mein Aug auf ihres drüßend
Führt' ich ein Weilschen die langen Wimpern,
Bis der Schlaf sie stellte,
Wie Schmetterlingsgefieder auf und nieder gehen.

Oh das Frührot schien,
Oh das Lämpchen erlosch im Brautgemache,
Wacht' ich die Schläferin,
Führte das seltsame Kind in mein Haus ein.

„Ein Irrsal kam in die Mondscheingärten“ liegt wieder in einer Urform des Jahres 1824 vor. Der Liebende entdeckt in seiner „fast“ (später „einst“) „heiligen Liebe“ schauernd „verjährten Betrug“; und „mit weinendem Blick, doch grausam“ heißt er das ihn noch immer liebende, zauberhafte Mädchen mit einem „schönen, sündhaften Wahnsinn“ im Blick in die Welt hinaus gehen. Seit der Zeit träumt sein unheilbar verwundetes Herz von ihr und malt es sich aus, wie plötzlich der zugleich liebliche und beängstende Kopf des Zaubermädchens wieder auftauchen könne, oder, wie er es später ausdrückt, wie er sie, treuherzig zu ihm aufschauend, eines Morgens wieder mit dem Wanderbündel auf seiner Schwelle sitzen fände.

Das letzte Gedicht des Zyklus im „Maler Nolten“ ist ein Sonett:

Die Liebe, jagt man, steht am Pfahl gebunden,
Geht endlich arm, zerrüttet, unbeachtet;
Dies edle Haupt hat nicht mehr, wo es ruht,
Mit Thränen neket sie der Füße Wunden.

Ach, Peregrinen hab ich so gefunden!
Schön war ihr Wahnsinn, ihrer Wange Blut,
Noch scherzend in der Frühlingstürme Wut,
Und wilde Kränze in das Haar gewunden.

War's möglich, solche Schönheit zu verlassen?
— So lehrt nur reizender das alte Glüd!
O komm, in diese Arme dich zu fassen!

Doch weh! o weh! was soll mir dieser Blick?
Sie küßt mich zwischen Lieben noch und Hasen,
Sie lehrt sich ab und lehrt mir nie zurück.

Das fünfte Gedicht „Warum, Geliebte, dent ich dein“ fehlt im Roman noch. Es lautet:

Darum, Geliebte, denk ich dein
Auf einmal nun mit tausend Thränen
Und kann gar nicht zufrieden sein
Und will die Brust in alle Weite dehnen?

Ach, gern in dem hellen Kinderaal,
Beim Stimmer zierlich aufgesteckter Kerzen,
So ich mein selbst vergaß in Lärm und Scherzen,
Trast du, o Bildnis mitleid-schöner Qual;
Es war dein Geist, er setzte sich ans Mahl,
Fremd saßen wir mit stumm verhaltenen Schmerzen;
Zulest brach ich in lautes Schluchzen aus,
Und Hand in Hand verließen wir das Haus.

Außer diesen fünf, zu einem Zyklus zusammengefaßten Gedichten hat Mörike kein Gedicht weiter veröffentlicht, das sich mit Wahrscheinlichkeit auf Maria-Peregrina beziehen ließe. Doch gilt das von einem des Jahres 1824, das erst aus des Dichters Nachlaß bekannt geworden ist: „Im Freien.“* Es spricht von der „weichlichen Pein jener uneligen Liebe,“ die den unsterblichen Geist der Natur dem Dichter entfremdet habe; er möchte verzweifeln, weil er sein Herzblut gab für einen Schatten.

Wahrheit und Dichtung in der Gestalt Peregrinas zu trennen, ist so gut wie ausgeschlossen. Bewahrt sich Mörike in seiner Peregrina-Poesie selbst dagegen, eine Kopie der Wirklichkeit zu liefern, so müssen wir untererleits auch den sich altemäßig gebenden Quellen gegenüber skeptisch sein. Einmal ist es dem Dichter zeitlebens eigen, in geliebte Personen, sie idealisierend, mehr hineinzulegen, als von Natur in ihnen lag. Ein großer Menschenkenner, ein bewußter Psycholog und Beobachter war er nie; er unteruchte nicht, er fühlte nur. In einem Briefe vom 19. Oktober 1900, in dem mir Holde Kurz ihre Erinnerungen an Mörike mitteilt, bemerkt die Dichterin unter anderem: „Aufgefallen war mir seine geringe Fähigkeit, die Menschen zu durchschauen; besonders dem weiblichen Geschlecht gegenüber schien ihm jede Handhabe zur Beurteilung zu fehlen.“ Die mythenbildende Art seiner Phantasie liebte es zudem beständig, geringe Reime sich groß auszuwachsen zu lassen, unorganische Nebendinge mit selbständigem Leben zu begaben. Zweitens stammen fast alle brieflichen Zeugnisse über Peregrina von jugendlichen Personen, deren Drang zu idea-

lisieren naturgemäß besonders groß ist. Drittens ist gerade für diese Briefe die schwärmerische Zeitrichtung in Rechnung zu ziehen, der sie entstammen; ist es doch die windstille Zeit der Reaktion, die die Gemüter in „des Herzens heilig stille Räume“ verwies, die Zeit einer zweiten Wertherstimung, für die der sentimentalische Jean Paul den Grundton abgab, die Zeit so vieler empfindsamer Briefwechsel von einem heut unerhörten Umfang.

So wird auch Maria Meyer, zumal vom Reiz der Schönheit umkleidet, auf ein Piedestal erhoben sein. Ein Wort wie das Bauerische: „Maria ist selbst die Poesie“ fällt aus dem Rahmen objektiver Charakteristik.

Alles, was über Maria Meyers leibhaftige Existenz und wirkliche Schicksale nach dem vorliegenden Material gesagt werden kann, muß notwendig Hypothese bleiben, der denn ihr reizvolles Bild freilich Thür und Thor öffnet. Und nur als Hypothese will auch genommen sein, was im folgenden weiter erörtert wird.

Eine Zigeunerin wird Maria in Wahrheit zuverlässig nicht gewesen sein, sonst würden die historischen Quellen sicherlich unzweideutig davon reden. Dafür sprächen ihre angebliche Herkunft aus Ungarn, ihre fremdartige Schönheit, ihr orientalischer Anzug, ihr Wanderbündel, ihre Landstreicherei, das Heidenische in Stil und Apparat einiger Peregrina-Gedichte. Maria ist doch offenbar dem Dichter untreu geworden; darüber hätte er sich bei einer Zigeunerin nicht wundern dürfen. In seiner Poesie ist aber Elisabeth nichts weniger als untreu, und die Peregrina der Gedichte heißt „die treueste Liebe“, die am Pfahl gebunden steht. Das Zigeunermotiv ist also wohl rein litterarischer Herkunft, und das Orientalische war Mörike bei Byron nahe getreten und bei Freund Waiblinger, dem Byron-Schwärmer, dessen „Nalonafore“ z. B. ganz ähnliche Bilder und Szenen malt wie die betreffenden Peregrina-Gedichte. Auch die durch den Namen Meyer etwa für einen Augenblick heraufbeschworene Vermutung, Maria hätte als schöne Jüdin das Orientalische im Kolorit bedingt, ist alsbald wieder fallen zu lassen.

Auch das Motiv des Wahnsinns, des Somnambulismus könnte ja der litterarischen

* Gedruckt in der „Deutschen Dichtung“, Bd. XVII, S. 26.

Tradition und der ausgesprochenen Vorliebe Mörikes seinen Ursprung danken; doch scheint es am ehesten erlebt und würde das eigenartige Grauen gut erklären, das von Maria Meyer ausging. Notters Hypothese hat manches Bestechende, und mancher Beleg läßt sich dafür beibringen, daß Maria eine Somnambule gewesen ist; vor allem würde damit ihre mehrmalige Auffindung in bewußtlosem Zustand zwanglos gedeutet. Auch aus Bauers Gedicht „Geheimnis“ läßt sich eine vorübergehende Abwesenheit des vollen Bewußtseins bei Maria wohl herauslesen. Nicht nur die Elisabeth des „Maler Nolten“ ist geistesgestört, sondern, was wichtiger ist, auch die Peregrina der Gedichte hat einen „schönen sündhaften Wahnsinn“ im Blick; nicht nur Elisabeth übt die geheime magnetische Kraft des Bestreichens, sondern auch Peregrina in der später unterdrückten Stelle des Nolten-Gedichts „Die Hochzeit“. Dann freilich wäre sie in der That nicht als normal zu betrachten, dann wäre auch Maria, wie Nolten von Elisabeth sagt, keine Verbrecherin und verdiente Mitleid, nicht Haß. Dann müßte aber auch wohl die Überlieferung von ihrer späteren glücklichen Ehe beanstandet werden. Andererseits fehlt es an literarischen Vorbildern nicht. Wenn Peregrina mit fieberglühenden Wangen, „verwelkte Kränze in das Haar gewunden“, Scherz treibt mit der Frühlingsstürme Wut, so denkt man an die arme, gleichfalls noch im Wahnsinn schöne Ophelia bei Mörikes gerade damals über alles geliebtem Shakespeare. An ihn und die große Wahnsinns-scene im „Year“ gemahnt auch leicht Mörikes Vision im dritten, später umgearbeiteten Peregrina-Gedicht, wo ihr Bild plötzlich hervortauht aus dem wallenden Vorhang, hinter dem der Heidesturm tobt. Auch an Goethes „Mignon“ wäre zu denken, und ein „Wildnis mitleidichöner Dual“ gleich Goethes armem irrem Wretchen im Kerker handelt Peregrina, wenn sie wie diese sich von dem Geliebten abwendet, ihn küssend „zwischen Lieben, zwischen Haßen“.

Sehr auffallend ist, wie bereits erwähnt, die anfängliche Überschrift „Agnes die Nonne“ im ersten Peregrina-Gedicht (Zählung nach der Gedichtausgabe). Sie schließt sich an das Motiv an, daß Maria den Thron ent-

flohen sei, weil diese sie ins Kloster hatten stecken wollen. Es drängt das die Vermutung auf, daß Maria Meyer vielleicht schon die Keuschheitsgelübde abgelegt hatte, ehe sie entflohen und Mörike entflammte. So würde die den Dichter durchaus beherrschende Vorstellung von dem Heiligen auf der einen, von dem Sündigen auf der anderen Seite gut erklärt. Immer wieder wird auch von Bauer Marias heiliges Wesen betont; von einer „einst (fast) heiligen Liebe“, von des Mädchens „heil'gem Gram“ ist in den Gedichten viel die Rede. Dem gegenüber steht das Sündige des Verhältnisses, vor dem der Dichter voll Grauen zurückschrickt wie vor einem Sakrileg, und das er bei einem gewöhnlichen Weltkinde kaum so stark betont hätte. Die Katastrophe hätte dann bestanden in der Entdeckung „verjährten Betrugs“, d. h. der verheimlichten Gottesbrautchaft. So entsteht der den Quellen geläufige Begriff der „heil'gen Sünderin“. In Bauers Gedicht reißt sich Mörike, der „Heiligen“ die Hand noch einmal drückend, von „der Sünderin, dem Weibe“ los. So würde die Anschauung von dem sündigen, Tod und Neue bringenden Liebesglück gewonnen. Die beneidete Maria wird zur Maria Magdalena, zur Märtyrerin, zur Liebe, die, „am Pfahl gebunden“, endlich „arm, verlassen, unbeschützt“ dahingeht, ohne einen Ruheplatz für das Haupt, mit Thränen ihre Wunden nezend. Mörike wäre der Sünde frei; ob er von ihrem Gelübde gewußt hat oder nicht, jedenfalls brachte er ihr eine rein verehrende, platonische Liebe entgegen, bei ihr aber verkehrte sich, wie es im „Maler Nolten“ heißt, die „schweesterliche Neigung“ in „schändliche Wut“, und Mörike riß sich los von der Sünderin. Immerhin könnte ja aber der scharfe Zwiespalt zwischen Sinnlichkeit und Heiligkeit bei Maria rein auf ihr Äußeres, auf ihren Charakter beschränkt gewesen sein, ohne in ihrem Geschick so romantisch zu Tage zu treten. Der Kontrast zwischen äußerer Schönheit und innerer Wurmstichigkeit wird als ein ganz besonderer Reiz von Mörike auch in seiner im Jahre 1834 erschienenen Novelle „Lucie Delmeroth“ hervorgehoben: „... sie war mir durch den neuen, unheimlichen Charakterzug interessanter geworden, und wenn ich sie so von der Seite verstoh-

len anjah, kam sie mir unglaublich schön und zauberhaft vor.“

Erklärt würde durch diese Hypothese vieles, ja das meiste in dieser Liebe, erklärt auch die offenbare Neigung zum Katholicismus, die Mörike fortan bekundet. Seine Dichtung weiß zu sagen vom Muttergotteshause und von Weihrauchdüften, vom Priester und vom Hochamt in der Karwoche, die ein frommes Kind in Todesgrüften den Bräutigam suchen läßt. Der Pfarrer von Cleverjulsbach legt sich eine kleine Kapelle mit Altar, Reliquienschein und ewiger Lampe an, ja er heiratete später eine Katholikin, der er katholische Poesien abschrieb, übersepte und selbst dichtete; mit Vorliebe singt er das „Heilige Geist-Lied“ und schmückt am Fronleichnamstage in Mergentheim sein Haus. Allerdings lag auch die katholischende Neigung in der Zeit und ihrer romantischen Richtung.

So sind die verschiedensten Motive in Maria-Peregrina unlöslich verqu coast.

Auf den Dichter war dies tiefe Erlebnis von größter Wirkung. Nur sehr schwer trug er Marias Verlust. Die schöne Porträtzeichnung, die einer seiner Freunde, J. G. Schreiner, von dem Zweiundzwanzigjährigen anfertigte, verrät einen fremden Tropfen in Mörikes Blut. Das kindlich heitere Gesicht des idealschönen Jünglings ist hohlwangig geworden; ein leiser melancholischer Zug wohnt in Mund und Augen, ernstes Sinnen

auf der Stirn. Er vergaß nicht leicht. Der Dichter macht sich Gedanken und Vorwürfe, ob er der Geliebten nicht unrecht gethan. Er malt sich im dritten Gedicht ihre Wiederkehr aus:

Ein Irrsal kam in die Mondscheingärten
Einer einst heiligen Liebe.
Schaudernd entdeckt' ich verjährten Betrug.
Und mit weinendem Blick, doch grausam,
Hieß ich das schlante,
Zauberhafte Mädchen
Ferne gehen von mir.
Ach, ihre hohe Stirn
War gesenkt, denn sie liebte mich;
Aber sie zog mit Schweigen
Fort in die graue
Welt hinaus.

Krank seitdem,
Wund ist und wehe mein Herz.
Nimmer wird es genesen!
Als ginge, luftgesponnen, ein Zaubersaden
Von ihr zu mir, ein ängstlich Band,
So zieht es, zieht mich schmachtend ihr nach!
— Wie? wenn ich eines Tags auf meiner Schwelle
Sie sitzen fände, wie einst, im Morgen-Zwielicht,
Das Wanderbündel neben ihr,
Und ihr Auge, treuherzig zu mir aufschauend,
Sagte, da bin ich wieder
Hergekommen aus weiter Welt!

Und wie seine Gedanken oft noch weiltten bei dem schönen Fremdling aus der anderen Welt, so ließ er nicht ab, an seiner Peregrina-Dichtung immer von neuem zu feilen und zu bessern in jahrelanger Arbeit. Ihm gab ein Gott zu sagen, wie er leide, und wenn ihm die Helena auch entschwand, so ließ sie ihm doch die Hülle zurück.





THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY

ASTOR LENOX TILDEN FOUNDATION

1892

U

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR LENOX TILDEN FOUNDATION
1892



Westermanns JI
Deutsche Monat



Figure 1. A man and a woman standing together.



Wetterman
Deutsche l





100

100



Figure 1. The author in the field.

the field. The first step in the process is to identify the area of interest. This is done by looking at a map of the area and identifying the location of the area of interest. The next step is to go to the field and look at the area of interest. This is done by driving to the location and looking out of the car window. The third step is to get out of the car and walk to the area of interest. This is done by getting out of the car and walking to the location. The fourth step is to look at the area of interest. This is done by looking at the area of interest. The fifth step is to take a photograph of the area of interest. This is done by taking a photograph of the area of interest. The sixth step is to print the photograph. This is done by printing the photograph. The seventh step is to mount the photograph. This is done by mounting the photograph. The eighth step is to label the photograph. This is done by labeling the photograph. The ninth step is to store the photograph. This is done by storing the photograph. The tenth step is to use the photograph. This is done by using the photograph.

The first step in the process is to identify the area of interest. This is done by looking at a map of the area and identifying the location of the area of interest. The next step is to go to the field and look at the area of interest. This is done by driving to the location and looking out of the car window. The third step is to get out of the car and walk to the area of interest. This is done by getting out of the car and walking to the location. The fourth step is to look at the area of interest. This is done by looking at the area of interest. The fifth step is to take a photograph of the area of interest. This is done by taking a photograph of the area of interest. The sixth step is to print the photograph. This is done by printing the photograph. The seventh step is to mount the photograph. This is done by mounting the photograph. The eighth step is to label the photograph. This is done by labeling the photograph. The ninth step is to store the photograph. This is done by storing the photograph. The tenth step is to use the photograph. This is done by using the photograph.

the book, and the author's own experience of the process. The book is a valuable resource for anyone interested in the history of the book, and the author's own experience of the process.

The book is a valuable resource for anyone interested in the history of the book, and the author's own experience of the process. The book is a valuable resource for anyone interested in the history of the book, and the author's own experience of the process. The book is a valuable resource for anyone interested in the history of the book, and the author's own experience of the process.

The book is a valuable resource for anyone interested in the history of the book, and the author's own experience of the process. The book is a valuable resource for anyone interested in the history of the book, and the author's own experience of the process. The book is a valuable resource for anyone interested in the history of the book, and the author's own experience of the process.

The book is a valuable resource for anyone interested in the history of the book, and the author's own experience of the process. The book is a valuable resource for anyone interested in the history of the book, and the author's own experience of the process. The book is a valuable resource for anyone interested in the history of the book, and the author's own experience of the process.



The book is a valuable resource for anyone interested in the history of the book, and the author's own experience of the process. The book is a valuable resource for anyone interested in the history of the book, and the author's own experience of the process. The book is a valuable resource for anyone interested in the history of the book, and the author's own experience of the process.

The book is a valuable resource for anyone interested in the history of the book, and the author's own experience of the process. The book is a valuable resource for anyone interested in the history of the book, and the author's own experience of the process. The book is a valuable resource for anyone interested in the history of the book, and the author's own experience of the process.









Fig. 1. Patient before operation.







Antiquarische Briefe

Mitgeteilt

von

Paul Heyse

I.

(Nachdruck ist untersagt.)

Maderno, 28. Oct. 189.

Lieber, verehrter Sanitätsrath und Freund!

Sie werden sich wundern, wenn Sie lesen, von wo aus ich Ihnen schreibe.

Ich hatte versprochen, Ihnen erst die Ankunft an meinem Ziel zu melden, das sollte Gardone am Gardasee sein. Nun bin ich aber schon ein paar Stationen vorher hängen geblieben.

Maderno ist nämlich noch zehn Dampf- schiffminuten von jenem berühmten Winter- kurort an der Riviera entfernt und hat bis- her noch nicht viel von sich reden machen. Ich selbst hörte hier den Namen zum ersten Mal. Als aber der Venaco, auf dem ich fuhr, mit Prusten und Schnaufen am Lan- dungssteg anfuhr, entzündete mich eine süße kleine alte Kirche, die über den Platz her- überjäh, und das ganze alte Nest heimelte mich auf den ersten Blick an.

Ein mitreisender Herr, der den ganzen See wie seine Tasche kannte, bemerkte mei- nen Enthusiasmus und fand ihn sehr be- rechtigt. Er habe selbst einmal vier Wochen hier gewohnt, in einer ganz leidlichen Pen- sion, als er in Gardone kein Unterkommen gefunden hatte. Das könne mir ja auch passieren, dacht' ich, entschloß mich rasch, mein bißchen Gepäck ans Land bringen zu lassen, und eine Stunde später war ich denn auch richtig in einem etwas kahlen, aber sauberen Zimmer untergebracht, mit Pracht- aussicht auf den See und einem großen Bett, das gerade gegenüber dem Balkon steht und von wo aus ich alle Sonnenauf- gänge aus erster Hand habe.

Das war gestern. Seitdem habe ich noch nicht viel von meiner nächsten Umgebung gesehen, bis auf die Enttäuschung, die mir das Kirchlein gemacht hat. Es ist nämlich eine Alttrappe, nur eine architektonisch merk- würdige Fassade, aber nichts dahinter, das Innere ganz verwahrlost und uninteressant. Wenn ich aquarelliren könnte, würde mich das nicht anfechten. Denn die goldröthliche Farbe des Steins und die altromanischen Ornamente — ich hoffe doch, mit dieser Be- zeichnung blamire ich mich nicht — kurz, das ganze alte Coulißchen ist so malerisch, daß man sich nicht dran satt sieht.

Hiermit aber werde ich für diesmal mein antiquarisches Gewissen Ihnen gegen- über befriedigt haben. Ob ich überhaupt dazu kommen werde, mein Versprechen zu halten und Ihnen über meine Alterthums- studien ausgiebigen Bericht zu erstatten, weiß der Himmel. Der Anfang wenigstens hat meine Hoffnungen, auf meine alten Tage noch ein bißchen Kenntnisse zu sammeln, wie Sie mir zur Pflicht gemacht, sehr nieder- geschlagen.

Daß Sie mich überhaupt dazu aufgemun- tert haben, war ja gewiß sehr gut und ge- scheid von Ihnen. Denn wie ich seit dem Tode meiner Anita selbst wie lebendig be- graben in unserem öden alten Häuschen hockte, auch nachdem das sogenannte Trauer- jahr verstrichen war, mich nicht ins Leben wieder zurückfand, konnten Sie als unser alter Freund, Leibarzt und Seelsorger nicht ruhig mitansetzen. Die Diagnose aber, woran es mir fehlte, war leichter als die Heilmethode.

Sie hatten ganz Recht: wenn man eine große Liebe, die größte und einzige seines Lebens verloren hat, muß man sich nach neuen Liebesgelegenheiten umsehen, wären sie auch alle einzeln auf den ersten Blick kaum der Rede werth; „es läppert sich doch zusammen“. Wir überlegten, wie ich das anzufangen hätte. Vierzehn Jahr hatte ich meine geliebte Schwester in ihrer Gebrechlichkeit gepflegt, und ehe sie in dies Siedthum verfiel, auch eigentlich nur sie und ihren süßen Jungen geliebt, den wir so früh wieder hingeben mußten. Darüber waren mir all meine anderen Jugendbekannten entfremdet worden, und „verliebt“ für mein eigen Theil war ich ja überhaupt nur ein einzigesmal gewesen, auch da nur, wie man etwa eine Mode mitmacht, die einem nicht recht zu Gesichte steht. Mein Bräutigam war zwar selbst ein sehr hübscher Mensch; aber um so komischer kam es mir vor, daß er an meinem garstigen Gesicht Gefallen sollte gefunden haben, zumal er ein Maler war. Für seinen Kunstverstand war das nicht gerade ein besonderes Zeugniß. Zumal die moderne Richtung auf das Häßliche damals noch nicht eingerissen war. Ob nicht das bißchen Geld meine unansehuliche Visage in seinen Augen reizend machte wie einen alten Cimabue auf Goldgrund, darüber machte ich mir beständig Gedanken, und in einer richtigen Liebe sollen einem ja die Gedanken vergehen.

Na, das gütige Schicksal hat mir's denn auch eripart, dahinter zu kommen, was an der ganzen Liebschaft recht oder unrecht war. Der arme Mensch verunglückte, wie Sie wissen, bei einer Segelpartie. Ich war — Gott verzeih' mir's! — im Stillen ordentlich froh, daß ich meine Zärtlichkeit nun wieder ungetheilt meiner Schwester widmen konnte. Kindliche Liebe hatte ich nie gekannt, unsere Eltern starben so früh, der Vormund, der uns mit einer Gouvernante erzog, hielt es für sehr überflüssig, uns Liebe zu zeigen, wenn er nur unser Vermögen gewissenhaft verwaltete. Dann heirathete Anita, und ich lernte auch das Gefühl des Hasses und der Eifersucht kennen — gegen ihren Gatten, der ja ein sehr lieber und braver Mann war. Aber warum mußte er mir meine einzige Herzensfreude stehlen?

Sie sehen, verehrter Freund, wenn ich überhaupt nicht an dem bewußten Muskel unter der sechsten Rippe links zu kurz gekommen bin, so habe ich doch versäumt, ihn vielseitig auszubilden. In der Zeit, als ich nicht mit der Schwester zusammenwohnte — eben wegen meines rasenden Reides auf den Schwager — habe ich zwar versucht, mein Herz an etwas Lebendiges zu hängen, erst an einen Dompfaff, den ich einmal auf dem Markt gefunden, wo er in einem winzigen Käfig steckte und mein Mitleid erregte. Dann an ein Käzchen. Beide Male ist mir's schlecht bekommen. Ich habe, als die Thiere starben, so bitterlich geheult, wie sie wahrscheinlich gar nicht werth waren. Denn wir fühlen doch wohl in diese Geschöpfe weit mehr Herzliches und Menschliches hinein, als in ihnen selber steckt, und lieben in ihnen unsere eigenen idealisirten Phantasiewesen.

Seitdem, das heißt, nachdem der Schwager gestorben war, habe ich ein für allemal darauf verzichtet, etwas Menschliches oder Animalisches zärtlich ins Herz zu schließen, außer dieser einen einzigen, von mir leidenschaftlich vergötterten Schwesterseele. Sie haben sie hinlänglich gekannt, um es nicht geradezu verrückt zu finden, daß ich in ihr einen solchen Ausbund aller Liebenswürdigkeiten sah. Ein bißchen Überschätzung gehört ja zu jeder Liebe. Aber die Thränen, die ich in Ihren verhärteten alten Doktorsaugen sah, als unsere Anita die ihren für immer schloß, zeugten dafür, daß auch Sie nicht hatten widerstehen können und mir nachfühlten, wie leer die Erde für mich sein müsse, nachdem ich ihr diesen Schatz, mit ihm meinen ganzen Reichtum an Lebensfreuden, hatte zurückgeben müssen.

29. Oct.

Ich bin gestern nicht weitergekommen. Die Erinnerung hatte mich zu sehr angegriffen, da noch alles in mir zu sehr aufgelockert ist, um nicht bei der geringsten Berührung in heftige Bewegung zu gerathen.

Heute bin ich ruhiger. Ich habe sehr lange und traumlos geschlafen, so fest, daß ich von dem Überfall der Zanzaren, die mir über Nacht Gesicht und Hände gräßlich zerstochen haben, erst etwas merkte, als ich mich morgens im Spiegel besah. So wenig ich eitel

bin, — wie eine tätowirte Wilde mag ich mich nicht unten am Mittagstisch präsentiren und werde auch beim Ausgehen mein holdes Antlitz den Einwohnern von Maderno nicht ohne zwei dichte Schleier zu bewundern geben.

Dieser Brief ist schon so lang geworden, daß er doppeltes Porto kosten wird, und doch steht jaß nichts drin, was Sie nicht schon wissen, außer daß meine Adresse Maderno (Gardasee) ist. Damit aber soll nicht gesagt sein, daß ich eine Antwort von Ihnen erwarte. Sie haben Wichtigeres zu thun, als mit einer schwachhaften alten Patientin Briefe zu wechseln, zumal wenn Sie dieselbe im Stillen für unheilbar ansehen und sie, wie das auch bei Ihren Herren Kollegen der Brauch ist, nur in eine entfernte Kuranstalt geschickt haben, um sie loszuwerden.

Nichts für ungut.

Mit herzlichem Gruß Ihre ergebene

Rosa Maria Smidt.

* * *

M., 1. Nov.

Mit der berühmten „südlichen Sonne“ scheint es auch nur Schwindel zu sein. Seit gestern ist sie hinter einer dicken Nebelschicht nicht zum Vorschein gekommen, der lange Njerstrich drüben und die Gardainsel sind so verdunstet, daß man fast glauben könnte, da drüben dehnte sich das weite Meer. Immerhin hat der November hier am Gardasee noch Einiges voraus vor dem Winteranfang an unserer Alster, zunächst die große Windstille, dann die vielen Oliven-, Lorbeer- und Cypressenbäume, die den Gedanken, der Sommer habe definitiv abgewirthschaftet, nicht aufkommen lassen. Kranke, die hierher kommen, befinden sich auch in der stillen, weichen Luft trotz aller Sonnenlosigkeit ganz wohl, wie ich von meinen Tischgenossen höre. Nur wer so impertinent gesund ist, wie ich, aber desto schlimmer am Heimweh leidet, Heimweh nach einer Heimgegangenen, der empfindet den Druck dieser trüben Atmosphäre doppelt.

Zumal, wenn er sich des Zweifels nicht erwehren kann, ob das Heilverfahren, das Sie, mein gütiger Freund und Nothhelfer,

vorge schlagen haben, den gewünschten Erfolg haben werde.

Gewiß haben Sie Recht gehabt: so konnte es nicht fortgehen. Ich mußte meinem verwaisten Leben wieder einen Inhalt schaffen, meinem Kopf eine Aufgabe, wenn auch das Herz, das sonst alle Hände voll zu thun hatte, jetzt müßig bleiben muß. Da ich Ihnen erklärte, zu lebendigen Surrogaten könne ich mich nicht entschließen, mich weder an fremde Menschen noch an Katzen, Schweißhunde oder Zimmervögel attachiren, schlugen Sie mir vor, es mit irgend einer noblen Passion zu versuchen. Da war nun auch Holland in Noth. So alt ich geworden bin, habe ich nie ein Talent cultivirt, außer dem einen, meiner Anita so viel Liebes anzuthun, als sich irgend erdenken ließ. Ich habe weder Klavier gespielt, noch Blumen gemalt und — zu meiner Ehre sei's gesagt — nicht einmal als Backfisch Sonne auf Wonne und Herz auf Schmerz gereimt. Auch habe ich weder Schmetterlinge, noch Briefmarken gesammelt, und getrocknete Blumen zwischen Löschpapier waren mir ein Greuel. Ich machte also ein sehr dummes Gesicht, als Sie mir auseinandersehten, ich müsse mir durchaus eine Beschäftigung suchen, die meine Gedanken von dem ewig Einen, Trostlosen, Unwiederbringlichen ablenkten, wenn ich nicht bei lebendigem Leibe zur Mumie eintrocknen wolle. Ich sehe aber noch das feine Zwinckern Ihrer hellen Augen hinter der goldenen Brille, als Sie mir, wie wenn Ihnen plötzlich für einen aufgegebenen Patienten die rettende Arznei eingefallen wäre, mit Ihrer gebieterischen Stimme, die keine Widerrede duldet, verordneten: Sammeln Sie alte Möbel! Sie haben ja schon einige Kenntnisse in diesem Fach. Die sollen Sie vervollständigen, und in Jahr und Tag werden Sie sich zwischen all dem alten Gerümpel um zehn Jahre verjüngt fühlen.

Ich merkte gleich, wie Sie auf diesen Einfall gekommen waren. Meine Anita hatte diese Liebhaberei für Antiquitäten gehabt, es war also gewissermaßen eine Erbschaft, die ich antrat, wenn ich mich auch dazu aufschwang. Bis dahin hatte ich mich nur ihr zu Liebe für wurmstichige geschnitzte Schränke und Truhen und alte Brokatstoffe interessiert und war mir dabei oft als eine armselige

Unempfinderin vorgekommen. Wenn ich aber jetzt mich bemühte, etwas zu lieben, was sie geliebt hatte, war's doch immer, als wäre mir noch ein sichtbarer Teil von ihr geblieben.

Sie hatte ja nach und nach unser ganzes Häuschen am Harvestehuderweg „stilvoll“, wie sie behauptete, eingerichtet. Ich fand manches darin recht niedlich, anderes wieder hätte ich am liebsten in die Kumpelkammer geschafft. Aber da sie Freude daran hatte, war mir's auch recht. Nur das sogenannte Fremdenzimmer, wo wir nie einen Gast beherbergten, und eine Kammer daneben war noch mit ganz unwissenschaftlichen, will sagen, unhistorischen Mahagonimöbeln ausgestattet — und natürlich das Stübchen unserer alten Marieken, die uns lieber gekündigt hätte, als „so'n gräßigen Kram“ in ihrer Nähe zu dulden. Das Fremdenzimmer aber gleichfalls zu stilisieren hatte meine arme Anita noch in ihren letzten Tagen beschäftigt. Ich hatte zu verschiedenen Trödlern herumlaufen und ihr Bericht erstatten müssen. Ihre armen Augen hatten sich schließen müssen, ehe sie an der Erfüllung dieses letzten Wunsches sich weiden konnten.

Das sagte ich Ihnen, und Sie nickten sehr einverstanden dazu. Aber als ein schlauer und weitblickender Seelenarzt wollten Sie nichts davon hören, daß ich meine Alterthumsstudien in unserer Stadt in Angriff nahm. Was hier zu finden ist, sagten Sie, kennen Sie ja. Für das Fremdenzimmer müssen Sie was Apartes aufreiben, nicht immer das eintönige sechzehnte Jahrhundert. Gehen Sie auf eine Studienreise, treiben Sie sich ein bißchen in Süddeutschland und Tirol herum, da ist in den Bauernhöfen und abgelegenen Dorfkirchen noch manches zu finden, was den Händlern entgangen ist. Sie sollen sehen, so ein altes Trumm, das Sie selbst entdeckt und für ein Butterbrod erstanden haben, macht Ihnen ein ganz anderes Pläjä, als was Sie in einem reichen Antiquitätenladen mit schwerem Gelde bezahlen mußten. Und mit der Zeit kommen Sie in den Geschmack hinein, und das bißchen Kulturgeschichte, das an Möbeln und Hausgeräth hängt, gewinnt Ihnen immer größeres Interesse ab.

Ich merkte wohl, verehrter Freund, was Sie mit alle dem beabsichtigten. Mehr noch als an meinen Kulturstudien lag Ihnen an der Lustveränderung, die damit verbunden war. Ich sollte aus dem alten Häuschen, das noch nach Jahr und Tag ein Trauerhaus war, ein bißchen in die weite Welt, mir die Augen auswaschen, in denen noch immer Thränen Spuren zurückgeblieben waren. Und da ich von Hause aus eine resolute Natur bin und gar nicht zu weichlichem Hinbrüten angethan, sperrte ich mich auch nicht gegen Ihre Kurmethode.

Ich nahm, bevor ich ging, noch die Maße von den Wänden, die ich möbliren sollte, überlegte, was ich alles anzuschaffen hätte, schärfte Marieken ein, gehörig den Staub von den alten Schränken, Kommoden und Bilderrahmen zu wischen, und trat dann, freilich mit einem Seufzer, die weite Reise an.

2. Nov. Nachmittags.

Gestern wurde es früh in meinem Zimmer so dunkel, daß ich mit Schreiben aufhörte, da die elektrische Lampe zu hoch über meinem Tische angebracht ist, um bequem dabei zu lesen oder zu schreiben. Der Abend verging übrigens ganz angenehm. Es ist eine norddeutsche Familie in der Pension, mit der ich mich rasch ein wenig angefreundet habe. So verbrachten wir die Stunden nach dem Essen mit einer Whistpartie, wobei ich freilich Lehrgeld zahlen mußte, da ich die langen Jahre mit meiner Anita nichts als Grubuge gespielt hatte.

Nun fahre ich heute, wo es ausgiebig „drösch“ und man sich wie in einem nassen Sack klamm und fröstlich fühlt, in meinem Bericht an Sie fort. Dies soll denn auch der erste wirkliche „antiquarische Brief“ werden. Wenn er nicht so interessant wird, wie die Lessing'schen, liegt es nicht bloß daran, daß die Schreiberin kein Lessing ist, sondern am Stoff, der leider trotz seiner Überfülle nur einen kleinwinzigen Ertrag geliefert hat.

Denn als Sie mir sagten, in München würde ich mich wie in einem antiquarischen Paradiese fühlen, wenn ich in das dortige Nationalmuseum käme, haben Sie mir viel mehr wissenschaftlichen Sinn und Verstand zugetraut, als ich in meinem einfältigen fünf-

zigjährigen Altjungfernkopf besitze. Ich selbst kannte mich besser. Mir graulte schon vorher ein büschen, wenn ich daran dachte, daß ich mir angesichts all der Schätze wie ein dunimer Dorfdeubel vorkommen würde. Daß es so arg werden würde, hatte ich freilich nicht gedacht.

Von außen sah sich die Sache ja ganz nüchlich an. Keine solche Kunstkaserne sieben Stod hoch und eine halbe Meile breit, wie ich mir vorgestellt hatte, wenn ich dachte, daß der Hausrath und das Kunstgewerbe von acht Jahrhunderten darin untergebracht werden mußte, nein, eine kleine Stadt für sich, kleine, einstöckige Häuschen mit Thürmen und Erkern und Treppchen und Nischen dicht aneinandergereiht und nun in der Mitte ein höherer Bau, wie die Kluckhenne, die ihre Küchlein unter ihre Flügel nimmt. Das sieht sich ganz lustig an, und man ahnt nichts Urges, wenn man hineintritt. Aber kaum ist man über die Schwelle, ochott, ochott! da überfällt's einen, daß sich einem alles vor den Augen herumdreht. Natürlich nur, wenn man so'n einsältiges Geschöpf ist wie Schreiberin dieses. Denn ein solcher Wolkenbruch von Altertümern, wie er da von Zimmer zu Zimmer, von Halle zu Halle über einen hereinplakt, daß man in ein paar Stunden erlebt, wozu man eigentlich Jahre brauchte — nein, mein verehrter Freund, das auszuhalten, dazu gehören stärkere Nerven. Mir wurde schon nach einer Stunde so schlecht, daß ich mich durch den ersten besten Ausgang ins Freie retten mußte, obwohl ich noch nicht den zehnten Theil gesehen hatte — was man so sehen nennt — wie mit Fiischaugen, die alles anglozen, ohne sich was dabei zu denken.

Draußen, in der schönen Prinz-Regentenstraße, als ich zur Besinnung kam, schämte ich mich freilich nicht wenig. Das will eine Frau sein, die auf eine antiquarische Studienreise geht und auf der ersten Station sich so schauderhaft blamirt? Aber wie ich dann in die Hof hinunterkam und die schönen Ufer und von der Maximiliansbrücke aus die ferneren Berge sah, richtete ich mich aus meiner tiefen Erniedrigung wieder auf. Ist es denn so schamierlich, wenn einem in einer Regimentsküche, wo hundert Töpfe brodeln, der Appetit vergeht? Das war immer schon

meine Schwäche gewesen: lieber gar Nichts, als zu Viel. Ich aß als kleines Vör nichts lieber als Äpfel. Bei einem Besuch in Berlin, wo eine Tante von uns wohnte, kam ich einmal an den Weidendamm und sah die Äpfelkähne am Ufer liegen, die von den Werderschen Inseln. Statt daß mich der Anblick gelüstigt gemacht hätte, konnte ich wochenlang keinen Apfel, nicht den schönsten Gravensteiner mehr riechen.

Und daß dem König Salomo nicht die Liebe vergangen ist, wenn er sich unter seinen tausend Frauen und Kebsweibern sah, habe ich nie begriffen!

Addio für heute! Der Regen macht mich melancholisch. Wenn er an unsere Fenster am Harvestehuderweg schlug, setzte meine Anita sich an den Flügel und spielte ein büschen Bach, das überbraust die schläfrige Regenmelodie wie Meeresbrandung.

So gut wird mir's nun nie wieder!

Ihre ergebenste

Rosa Maria S.

* * *

Maderno, 5. Nov.

„Und der Regen, der regnet jeglichen Tag!“

Wir müssen's eben leiden und uns damit trösten, daß alle „tropischen“ Gegenden (ganze zehn Grad Celsius noch am 5. November, bitte!) ihre Regenzeit durchzumachen haben. Mi nich to schlimm, seggt de Swinegel, dem es freilich nicht darauf ankam, mit seinen kurzen Weinchen durch den Schlamm zu patschen. Ein eleganter junger Maler aber, der hier Studien malen wollte, hat es nicht ausgehalten, sondern gestern sein Bündel geschnürt, nachdem er ins Fremdenbuch unserer Pension den Platenischen Vers geschrieben hatte:

Nie laß mich wiedersehn, o nie
Die nebelreiche Lombardie!

Wir anderen bringen uns ganz leidlich durch den Tag, stapfen mit Regenmänteln und Gummischuhen durch die Gassen des kleinen Nestes, die freilich besser gelehrt sein sollten, und ich citiere zuweilen den Vers aus Dante's „Hölle“:

Così sen vanno su per l'onda bruna.

Denn meinen kleinen Dante habe ich natürlich mit hergebracht, auch eine Reliquie! Vor sechs Jahren, entsinnen Sie sich noch? hatte meine arme Anita sich's ja in den Kopf gesetzt, nach Rom zu reisen, und wir hätten's auch trotz Ihres Kopfschüttelns gethan, wenn nicht der Typhus dort ausgebrochen wäre, der den ganzen Winter anhielt.

Inzwischen hatten wir eifrig Italienisch zu lernen angefangen, und zwar tollerweise gleich mit der „Göttlichen Komödie“ (die übrigens bye the bye weit leichter ist, als die berühmten Promessi sposi, mit denen sich alle Anfänger pflichtschuldigt abquälen). Gerade bis ans „Fegefeuer“ waren wir gekommen, da wurde es schlimmer mit meinem süßen Sorgenkinde, und nach etlichen Monaten, als Sie ihr wieder einmal aus dem Größten herausgeholfen hatten, kam der Dante nicht wieder aufs Tapet.

Es ist aber immerhin so viel von meinen damaligen Exercitien an mir hängen geblieben, daß es mir hier entschieden zu Statuten kommt, und an den trüben Tagen lerne ich fleißig weiter.

Aber das interessirt Sie gewiß sehr wenig. Ich bin Ihnen noch die Fortsetzung der antiquarischen Erlebnisse schuldig.

Also: mit München war ich fertig, ehe ich noch recht mit ihm angefangen hatte. Es thut mir das wirklich leid, da ich bei einer Rundfahrt in einer Droschke sah, was für eine schöne Stadt es ist, auch wenn man sie, wie ich, nicht aus dem Gesichtspunkt des Maßkruges betrachtet. Aber selbst die berühmten Theken haben mich nicht halten können, nicht bloß, weil ich auch da mich vor dem Zu Viel fürchtete und mir keine Kunstindigestion zuziehen wollte, sondern weil ich all das Schöne, was ich sah, mit so schlechtem Gewissen genoß, wie ein Schulkind, das die Schule schwänzt. Ich war ja auf eine antiquarische Reise gegangen, vielmehr geschickt worden. Nun hatte ich aus der hohen Schule, die andere mit so großem Nutzen durchschmarozt hatten, Reißaus genommen, und zwischen dem Geklapper meiner Droschke glaubte ich hinter mir immer einen Ton zu hören wie von Goethes wandelnder Glocke, die dem durchgebrannten kleinen Mädchen nachlief.

Ich fuhr also am nächsten Tage weiter nach Süden, hielt mich auch in Innsbruck nicht auf, sondern kam Abends ohne Fahrlichkeiten in Bozen an. Sie kennen diesen Weg und erlassen mir gern die Beschreibung, zu der ich auch das Talent nicht hätte. Ja, daß ich's nur gestehe: angesichts all der schönen Alpenscenerien kam mir's so recht zum Bewußtsein, daß es doch einigermaßen verrückt sei, für warme Menschenherzen, die man verloren, sich an schneebedeckten Bergklöffen Ersatz oder wenigstens Linderung holen zu wollen. Ich bekam einen förmlichen Haß auf den berühmten Brenner, drückte mich in den Winkel meines einsamen Coupés und heulte wie ein Schloßhund, bis ich endlich darüber einschlief.

Dann dachte ich in Bozen ein paar Tage zu rasten. Das alte Nest hat mich aber etwas enttäuscht. Es hat ja eine sehr schöne Kirche, und der Blick von der Talferbrücke aus nach der Mendel und dem Rosengarten ist großartig, auch der weite Platz mit dem Walther von der Vogelweide auf seinem marmornen Ofen muß im Sommer sehr lustig sein. Im windigen Spätherbst aber hörte der Spaß auf. Man muß geradezu ein deutscher Professor sein und für den Magdalener Wein schwärmen, um sich auch dann hier wohl zu fühlen. Ich aber, die ich weder im Torggelhaus noch im Vahenhäusl mich festtrinken mochte, dagegen in den kellerhaft eisigen Lauben fror und in den anderen Straßen die Augen voll Staub kriegte, entjagte auch der Fahrt nach Gries und Meran und fuhr am dritten Tage weiter.

Diesmal traf ich's mit meiner nächsten Station — Trient — desto besser. Eine herrlich gelegene, schöne, schon ganz italienisch anmuthende Stadt — na, Sie kennen Sie ja wohl auch —, ein vortreffliches Hotel, das lieblichste Wetter und, für meine besonderen Umstände nicht das Letzte, ein Antiquar, bei dem man, obgleich das Meiste nicht echt ist, viel lernen und viel Geld sitzen lassen könnte.

Was mich betrifft, ist es zu beidem nicht gekommen.

Das Geschäft liegt in der schönen, breiten Straße mit den breiten alterthümlichen, mit Erfern und Fresken geschmückten Häu-

fern, an denen ich mich nicht satt sehen konnte. Dann trieb ich mich noch eine geschlagene Stunde auf dem Domplatz und in der wundervollen alten Kirche herum, und zum erstenmal gefiel mir die Welt wieder ein bißchen, in der ich so allein zurückgeblieben war.

Dann, wie ich noch einmal zu den beiden Häusern zurückschlenderte, in die ich mich förmlich verliebt hatte, stieß ich auch auf das Haus des Antiquars. Das Thor stand offen, die große untere Halle lockte mich hinein, und ich sperrte Mund und Augen auf, da ich hier vom Boden bis unter die Decke übereinandergestapelt unzählige geschnitzte Truhen erblickte, große und kleine in vier, fünf Etagen, alle mit ehrwürdigem Staube incrustirt. Eine sehr bethuliche italienische Frau begrüßte mich, so höflich wie eine Spinne, der eine dumme kleine Fliege eben ins Netz zu gehen Miene macht. Aber die Fliege war nicht so dumm, wie sie aussah. Truhen waren meine, will sagen meiner Anita Specialität. Wir waren so ziemlich dahinter gekommen, wodurch sich die nachgemachten von den echten alten unterscheiden. Und hier hätte auch ein unerfahrenerer Kunde gewarnt werden müssen durch die allzu gleichmäßige Decorirung mit Staub, während der Verkäufer bei einem guten Gewissen solche Mäpchen entbehren kann.

Ich imponierte der guten Frau sehr, als ich mit meiner Kennerchaft herausrückte, und sie gestand auch gleich, dies Alles sei *roba moderna*, es ließe sich ja auch zu so billigem Preise nichts Altes aufreiben, immerhin fänden sich in den Schlössern und Landhäusern der alten adeligen und bauerlichen Familien noch manche gute echte Stücke, und sie mache sich eine Ehre und ein Vergnügen daraus, mir zu zeigen, was sie an solchen besitze, wenn ich auch nichts kaufen würde.

Es waren wirklich recht hübsche Stücke darunter, schöne Chorstühle, Betischemel, prachtvolle große Schränke mit sehr gutem Figurenwerk, Waschtouletten mit zinnernen Delphinen, kurz, was das Herz nur begehren mochte. Das meine aber blieb ungehört, da sich's auf etwas anderes gestieft hatte.

Ich habe mir nämlich vorgenommen, das „Fremdenzimmer“ zur Abwechslung mit

Möbeln à la Louis XVI. auszustatten. Einen reizenden Schreibsecretär aus dieser Zeit mit schöner eingelegter Holzarbeit hatte Anita ja schon gekauft, halb wider Willen, da sie diesen Stil nicht sehr mochte. Es war aber ein gar zu appetitliches Möbel — Sie entsinnen sich vielleicht, es steht in dem schmalen Kabinet, wo die Pastellbilder hängen. Mir hatte es von Anfang an besonders eingeleuchtet und jetzt — ich habe mir lange Skrupel darüber gemacht, ob ich Anita das anthun könnte, nun das ganze Zimmer so einzurichten. Aber am Ende würde sie doch auch einsehen, daß der kleine Secretär nicht so einsam bleiben dürfe, und hätte sich mit Louis XVI. ausgejöhnt.

Von dem Stil nun fand ich kaum etwas bei der guten Frau, und als ich ihr's sagte, meinte sie, solche Sachen seien überhaupt rar in Südtirol, da müsse ich schon weiter hinunter nach der Lombardei. In Mailand, Brescia, Verona seien manche alte Familien so eingerichtet gewesen und jetzt ihres Mobiliars entweder überdrüssig, oder so heruntergekommen, daß sie's gern unter der Hand verkauften. Sie gab mir auch ein paar Adressen, und wir trennten uns als die besten Freundinnen, obwohl ich ihr nicht für einen Gulden zu verdienen gegeben hatte.

Santa Madonna! (wie die Rosina in unserem Hause alle zehn Minuten sagt) was für ein Ungeheuer von Brief ist das wieder geworden. Aber nun sind meine antiquarischen Erlebnisse ja auch sämtlich berichtet, ich werde nicht wieder ins Schwögen kommen. Leben Sie wohl, gütigster, nachsichtigster Freund. Hoffentlich haben Sie am Alsterbassin helleres Wetter als unter dem „ewig blauen Himmel des Südens“. Ihre Sie herzlich verehrende

Rosa Maria.

* * *

M., 20. Nov.

Bierzehn Tage lang keine Feder angerührt. Ich war so unerhört schlechter Laune, daß ich mir selbst am liebsten entflohen wäre, geschweige Anderen mit meiner unaussprechlichen Person zur Last fallen mochte.

Natürlich trug der Himmel die Hauptschuld. Es reizte mich förmlich, zu probi-

ren, wer ein grauereß, verdrosseneres, menschenfeindlicheres Gesicht machen konnte, er oder ich. Nur daß er keine so gute Entschuldigung dafür hatte, sondern von Gottes und Rechts wegen in schönstem Glanze strahlen sollte, da er den Vorzug hat, immer in diesen schönen See hinabzublicken. Ich aber —

Ach, verehrter Freund, manchmal zweifelte ich sogar an Ihnen, Ihrer alten Freundschaft für mich oder Ihrem Verständnis für meinen Zustand. Hand aufs Herz: konnten Sie wirklich im Ernst sich einbilden, mir wäre durch Luftveränderung zu helfen oder durch das Herumkramen in altem Gerümpel? Ist das eine Thätigkeit, die einem armen, im Erstarren begriffenen Menschenherzen zu einem frischen Blutumlauf verhilft? Und wenn ich wirklich mich Tag und Nacht gerührt haben werde und das Zimmer nun aus allen Ecken und Winkeln nach Louis XVI. riecht, was dann? Soll ich etwa ein ganzes Haus miethen und ein Alterthumsmuseum daraus machen und als mein eigener Custode darin herumspazieren? Oder gar mich unter die schriftstellernden Frauen mischen und gelehrte Abhandlungen über alte Bettladen, Spiegelrahmen oder Spuckkästchen verfassen?

Aber verzeihen Sie diesen Schmerzensschrei einer noch immer nicht geheilten Seele. Sie haben mir ja selbst gesagt, so geschwind werde es nicht gehen; mit einer „noblen Passion“ glücke es selten wie mit einer anderen Verliebung, die oft wie Blitz und Schlag vor sich gehe; man merke erst gar nicht, daß man Werth auf dies oder das lege, bis Eins zum Anderen komme, und einem endlich, wie bei einem Meisigfeuer, wo es lange nur so bescheiden knisterte, die helle Flamme überm Kopf zusammenschlage. Zuletzt komme noch der Ehrgeiz hinzu, etwas in seiner Weise Vollständiges zusammenzubringen. Ach ja, das mag wohl so sein. Auch Anita hatte eine unvollzählige Besteck-Garnitur, die ihr beständig im Sinne lag. So will ich denn auch für mich die Hoffnung nicht aufgeben und vor Allem besseres Wetter abwarten. Bei den Patienzen, die ich lege, der abendlichen Whistpartie und den Nebelpromenaden muß einem ja ganz lebensüberdrüssig zu Muth werden, und

Burdhardt's Renaissance hilft auch nur über ein paar Stunden hinweg. Das Beste war noch Ihr lieber Brief, in dem Sie mir so großmüthig Absolution für mein Auskneifen aus der Nationalgalerie ertheilten. Ich gelobe dafür auch, bei der Rückkehr mich tapferer zu betragen und wirklich wenigstens in die dortige Louis XVI.-Sammlung mich gründlich einzuarbeiten.

Mit der Rundreise in der Lombardei, die meine Trientiner Freundin mir angeraten, ist's vorläufig Nichts. Ich habe mir einen regelrechten Schnupfen zugezogen, als ich einmal eine Fahrt im offenen Wägelchen nach Toscolano und Gargnano machte. Ubrigens entzückend, diese Chaussee zwischen hohen Lorbeeren zu beiden Seiten, und die herrliche Straße am hohen Ufer, selbst in der sonnenlosen Luft. Das ist mit ein bißchen Niesen und Husteln nicht zu theuer bezahlt.

Seitdem habe ich nur kleine Spaziergänge im Ort und der nächsten Umgebung gemacht und dabei entdeckt, daß sich hier in Maderno selbst ein Antiquar befindet, wie man ihn sich nur wünschen kann, zugleich unterrichtet und kein Schwindler, noch dazu ein Deutscher. Bei dem bin ich nun ein paarmal gewesen und habe mich ordentlich mit ihm angefreundet.

Ich dachte es sehr schlau anzufangen, indem ich gleich beim Eintreten in seinen Laden äußerte, ich machte nur Jagd auf Louis XVI.-Sachen. Damit glaubte ich, da ich dergleichen hier wohl nicht finden würde, berechtigt zu sein alles anzusehen, ohne etwas zu kaufen. Nun hatte der Mann aber zufällig eine Garnitur von sechs Stühlen und einem süßen kleinen Sopha, mit braunem Seidenzeug und kleingebüht überzogen, vortrefflich conservirt, und forderte nun einen enormen Preis, in der Meinung, ich würde darauf eingehen ohne zu handeln.

Ich erichrak ein bißchen, behielt aber doch Contenance und sagte, da und dort hätte ich etwas ganz Ähnliches um ein Drittel billiger gesehen. Benahm mich auch, mit etwas Glunterei, so sachverständig, daß mein Mann zwar nicht mit dem Preis herunterging, aber eine entschiedene Hochachtung vor mir bekam und mir seine Schätze bereitwillig austrante. Zumal nachdem ich, während von Louis XVI. vorläufig nicht weiter die

Rede war, mich ehrlich entzückt über zwei andere Stücke äußerte: einen goldbrokatenen Rauchmantel, wie ihn die katholischen Priester beim Hochamt tragen, und einen prachtvoll erhaltenen rothdamastenen Stoff, drei Meter lang, anderthalb breit, wohl ein ehemaliger halber Fenstervorhang, den er mir um hundert Lire lassen wollte.

Ich bot achtzig und werde ihn für dies Spottgeld wahrscheinlich auch bekommen.

Für dies erste Mal begnügte ich mich mit der Umschau, versprach aber, bald wiederzukommen, wozu auch das immer noch anhaltende Schlackerwetter mich bald genug veranlassen wird, da das eintönige Leben in diesem „Paradiese“ sonst gar keine Zerstreuung bietet.

Übrigens mag es im eigentlichsten Paradiese, trotz des gewiß beständigen Sonnenscheins, nicht viel amüsanter gewesen sein, und Adam und Eva hatten nicht einmal die Ressource, in Läden mit Alterthümern shopping gehen zu können.

Aber im Ernst, verehrter Freund: wird denn nicht auch Ihnen mein Geplauder über Tragen, Stühle und Brokatstoffe auf die Länge so entsehrlich, daß Sie einen solchen

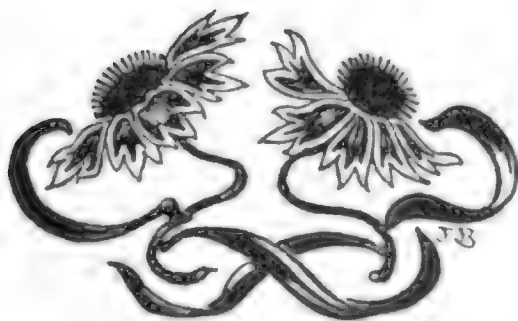
antiquarischen Brief, ohne nur das Couvert aufzuschneiden, in den Papierkorb werfen? Sie betrachten meine Berichte freilich wie fortlaufende Mittheilungen über die von Ihnen erhoffte Reconvaleszenz, wie etwa wenn sich's um andere Krankheiten handelt, die Notizen über die auf- und absteigende Blutwärme oder sonstige Symptome. Leider nur ist von Besserung noch immer nicht viel zu spüren. Jene beiden großen Seidenstoffe haben nur darum ein Interesse für mich, weil ich nun endlich eine Flügeldecke gefunden habe, wie meine Anita sie sich für ihr Instrument wünschte. Wenn es nicht gelingt, den Rauchmantel so zu zerschneiden und wieder zusammenzusetzen, daß er das richtige Format bekommt, kann der rothe Vorhangstoff jedenfalls dazu verarbeitet werden.

Sie sehen, ich bin um kein Haar breit weiter gekommen. Meine Gedanken drehen sich immer noch um das Eine, was unwiederbringlich ist. — —

In Zukunft will ich Sie mit Trödelberichten möglichst verschonen. Vielleicht kommt es doch wieder zu etwas lebendigerem Leben.

Ihre M. M.

(Schluß folgt.)





Eine Matinee bei Liszt im Jahre 1846.
(Nach einer Kriehuberschen Lithographie aus dem Musikhistorischen Museum von Nicolaß-Manske in Frankfurt a. M.)

Klaviermusik und Klavierspiel

Von
Karl Storch

I.

(Nachdruck ist untersagt.)

Aus Jahr 1820 schrieb der Musikästhetiker Wilh. Christian Müller in einem seiner „Briefe an deutsche Freunde“ voller Freude über das Wiener Musikleben: „Unglaublich ist's, wie weit die Liebhaberei für Musik und besonders für Fertigkeit auf dem Fortepiano geht. In jedem Hause ist ein gutes Instrument, besonders spielen die Frauenzimmer viel.“ Ein Menschenalter später schildert Verloz in seinen *Soirées d'orchestre* mit sarkastischem Humor, wie ein armer Flügel verrückt geworden, weil er an einem Tage dreißigmal das Mendelssohn-Konzert hat aushalten müssen. Und heute giebt es viele, die der übermäßigen Pflege des Klavierspiels gegenüber nicht nur die Freude, sondern auch den Humor verloren

haben. Sie möchten am liebsten nach der Polizei rufen, und ernsthafte Musiker sinnen darüber nach, wie der herrschenden „Klavierseuche“, „Klavierpest“, oder wie die freundlichen Namen sonst lauten, am besten könne gesteuert werden.

Die Pflege des Klavierspiels hat allerdings heute eine Ausdehnung angenommen, mit der sich die Pflege keiner Kunstübung, ja keines Sports zu irgend einer Zeit vergleichen läßt. Der Vorwurf, daß es deshalb an der Verflachung unseres Musiklebens schuld sei, ist aber durchaus zurückzuweisen. Es soll in keiner Weise geleugnet werden, daß im Hause wie im Konzertsaal fast alle Instrumente, von der Violine abgesehen, als Soloinstrumente vor dem Klavier haben wei-

chen müssen, daß deshalb überdies heute in Dilettantenkreisen die Pflege mehrstimmiger Kammermusik sich nur schwer ermöglichen läßt, schwerer wohl als zur Zeit Haydns und Mozarts. Aber andererseits hat gerade das Klavier unendlich große Kreise der Musikpflege erst erschlossen, und wenn es das Zusammenspiel vielfach verdrängt hat — was übrigens aus der Natur des Instruments durchaus nicht zu begründen ist —, so ermöglicht es umgekehrt dem einzelnen eine so eindringliche Musikpflege wie kein anderes Instrument. Es wird auch zweifellos viel zu viel geklumpert; durch die unglückselige Mode werden unzählige Unbegabte oft jahrelang gequält und vernachlässigen über den Klavierstunden manche Seite ihrer geistigen Erziehung, die für sie heilsamer geworden, verlieren manche Stunde körperlicher Übung, die ihnen nutzbringender gewesen wäre.

Das alles und noch vieles andere, wie die Überschwemmung des Musikalienmarktes mit wertloser Schlagerware, die Überhebung und Überfüllung des Konzertlebens — in beiden Fällen leidet das wirklich Gute unter der Last des Schlechten —, gebe ich gern zu, aber man muß den Grund dieser Erscheinung an der richtigen Stelle suchen.

Dann wird man erkennen, daß die große Bevorzugung des Klaviers durchaus nicht die Ursache der Verflachung unseres Musiklebens ist, daß an dieser vielmehr der ganze Zeitgeist die Schuld trägt, das Obenhinauswollen, die Brunnsucht, das Leben nach außen auf Kosten des Lebens nach innen.

Da mag es wiederum auf den ersten Blick seltsam erscheinen, daß unter diesen Umständen gerade das Klavier, das intimste aller Instrumente, den großen Zufluß der musiktreibenden Masse erhält. Das beruht aber gerade auf einem Vorzuge des Klaviers, darauf nämlich, daß es schon bei verhältnismäßig geringer Beherrschung eine umfangreichere und vielseitigere musikalische Aussprache gestattet als andere Instrumente bei vollkommener Meisterschaft.

Man sollte aber überhaupt einen Gegenstand, zumal auf dem Gebiete der Kunst, mehr nach dem einschätzen, was sich mit ihm im Guten erreichen läßt, als nach dem Mißbrauch, der mit ihm getrieben werden kann. Und da dient der unergleichliche Vorzug der Allumfassung des ganzen Tonmaterials in viel stärkerem Maße dem echten Musiker als dem bescheidenen Dilettanten. Dem Geschichtsforscher ersteht auf seinem Klavier



Titelbild zu der Originalausgabe „Musikalische Vorstellung Einige Biblischer Historien / in 6 Sonaten / auff dem Claviere zu spielen / allen Liebhabern zum Vergnügen / versucht von Johann Kuhnau. Leipzig. Gedruckt bey Immanuel Tieben. Anno MDCC.“
 (Königl. Musikbibliothek in Berlin.)

94

14

15

16

17

Doktor Del

52
Fantasia

Eine Seite aus „The Fitzwilliam Virginal-Book“.
(Breitkopf u. Härtel in Leipzig.)

die Musik aller Zeiten, aller Meister; dem Kirche, der Kapellmeister ins Theater, der Symphoniker ist es ein Orchester, dem Sänger Musiker schlechthin in den Himmel der ganzen die köstlichste Begleitung seines Gesanges; den Tontwelt. Und was bedeutet es erst für der Organist versetzt sich auf ihm in die den Musiker draußen in abgelegenen Orte.

Beliebtkeit gekommen ist, die ihm seit bald einem Jahrhundert treu geblieben ist. Die inneren Gründe lagen naturgemäß in der für das Klavier bestimmten Musik, und so können wir gleichzeitig sehen, was von der Arbeit der Vergangenheit im heutigen Klavier noch lebendig geblieben ist.

Das Klavier ist so recht eigentlich ein

der Persönlichkeit. Ein dem Mittelalter durchaus fremdes Verlangen nach Ausleben der Individualität, eine ganz andere Auffassung von ihren Rechten dringt jetzt durch. Das war die Zeit, wo aus dem Leben in der Gemeinschaft, in Stand oder Gilde das Sichausleben nach seiner persönlichen Ver-

anlagung, das Leben im Hause sich entwickelte. Es war einerseits eine Zeit des Kampfes und des Zweifels, andererseits eine solche materiellen Gedeihens des neuen Bürgerstandes, der das ab- und ausgelebte Rittersertum abgelöst hatte. Und diese Zeit trug Verlangen nach einer Kraft, die der einzelnen Individualität die Macht des Zweifels erhellte, aber auch nach einer Macht, die das blühende Haus zu verschönen vermochte. Das Gesuchte fand sich in der Musik.

Und so macht sich gegen Ende des fünfzehnten und im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts unabhängig voneinander in allen Kulturländern das Bestreben bemerkbar, die Musik von ihren bisherigen Vorbedingungen loszulösen und sie in den Dienst des einzelnen und seines Hauses zu stellen. Denn ihre bisherige Wertung war eine öffentliche gewesen und zwar vorzugsweise eine kirchliche. Die weltliche im Dienste der geselligen Festlichkeit der Großen war jener in Geist und Form durchaus ähnlich und

eigentlich nur im textlichen, nicht im musikalischen Inhalt verschieden.

Das Ausdrucksmittel der bisherigen Musik aber war die Menschenstimme und zwar in der Vielheit. In der Pflege der Kontrapunktik hatte diese Vieltimmigkeit eine hohe Blüte erlebt. Ein Mittel, das bisher Erregene aus der Kirche dem Hause zuzuführen, war die Übertragung desselben auf ein Instrument, zu dessen Bewältigung ein einzelner genügte. Die Kirchenorgel, die das

Préface

La Méthode que je donne icy est unique, et n'a nul rapport à la Tablature, qui n'est qu'une science de Nombres, mais j'y traite sur toutes choses (par principes démontrés) du beau Toucher du Clavecin. J'y vois même donner des Notions assez claires (du goût qui convient à cet instrument) pour être approuvé des habiles, et aider ceux qui aspirent à le devenir. Comme il y a une grande distance de la Grammaire à la Déclamation; il y en a aussi une infinie entre la Tablature, et la façon de bien jouer. Je ne dois donc point craindre que les gens éclairés s'y méprennent; je dois seulement exhorter les autres à la docilité, et à se dépouiller des préventions qu'ils pourroient avoir. au moins les dois-je assurer tous, que ces principes sont absolument nécessaires pour parvenir à bien exécuter mes Pièces.

Borde zu Couperin le Grand's „L'art de toucher le clavecin“, Ausgabe von 1717.

(Königl. Musikbibliothek in Berlin.)

Hausinstrument, und so sind alle jene Umstände für seine Entwicklung bedeutsam gewesen, die es für die Pflege der Musik im Hause überhaupt sind.

So fällt der Anfang aller Klaviermusik mit dem der häuslichen Musikpflege zusammen. Um die Wende des Mittelalters, als eine Umwertung aller Weltanschauungsfragen sich vollzog, als auch der Kreis des Erfahrungslebens eine ungeahnte Erweiterung erfuhr, entwickelte sich die Selbstherrlichkeit

übernahm, hat denn auch verschiedene kleine Ableger im Hause, die aber bald verdrängt werden durch das sich schnell bis zu einer ziemlichen Gebrauchsfertigkeit entwickelnde Klavier. Noch näher lag ein anderes Mittel, dem einzelnen zu seinem Rechte zu verhelfen, das in der Einstimmigkeit bestand, im einfachen Liede. Da es aber so im einzelnen Ton dem Ohre zu dürftig klingt, entwickelt sich die Kunst, diesen einzelnen Ton zu stützen, im harmonischen Accordspiel der Laute zunächst, die aber auch bald ihr Können von dem an Klang und Umfang überlegenen Klavier übernommen und weitergeführt sieht.

So sehen wir zunächst die allmähliche Loslösung des Klaviers von der Orgel und damit die Gewinnung eines eigenen Klavierstils, der gleichzeitig in gewissem Sinne die Überwindung der kontrapunktischen Polyphonie bedeutet, allerdings nur so weit, daß diese nicht mehr Selbstzweck ist, wohl aber immer als Mittel zum Endzweck auftreten kann. Hintereinander treten nun England, Frankreich und Italien, das jedoch von Anfang an für die formale Seite der Entwicklung bedeutsam ist, als treibende Kräfte in den Vordergrund. Ein jedes von ihnen führt die Entwicklung auch bis zu einem gewissen Endpunkt, über den sie auch in der Folgezeit im Grunde nicht hinausgekommen sind. Deutschland begnügt sich zunächst mit der Durchdringung und Zueinander-Verarbeitung alles dessen, was ihm das Ausland bietet, und bereitet so langsam den Boden vor, in den ein himmelstrebender Baum, wie der große Johann Sebastian Bach, Wurzeln senken konnte.

Betrachten wir das in den zweieinhalb Jahrhunderten von des blinden Konrad Baumann „fundamentum organisandi“ bis zu Bachs „Wohltemperiertem Klavier“ Ge-

leistete vom Standpunkt der individualisierten Ausgestaltung des Klavierspiels, so werden wir die Fortschritte nicht als groß bezeichnen können, zumal das von Bach Geleistete für diese Entwicklung zunächst ausfällt. Seine einzig dastehende Persönlichkeit schafft nämlich so Selbstherrliches, daß es unmöglich als Folgeerscheinung des Voran-

46

Endroits de mon premier Livre de pièces de clavecin, difficiles à doigter

à la milordine
page 6. dans les 2.^{me} et 3.^{me} mesures de la troisième partie

à la même pièce
dans les p.^{re} 2.^{me} et 3.^{me} mesures, les 9.^{me} et 10.^{me} parties.

Remarque quelle liaison les changements de doigts donnent au jeu. Mais on ne lira qu'il faut plus d'adresse que dans l'improvisation. Monsieur J'm envoie

Seite 46 aus Couperins „L'art de toucher le clavecin“.

gehenden aufgefaßt werden kann, wie es denn auch unverstanden und für die nächste Entwicklung unfruchtbar geblieben ist.

Vom Größten aller abgesehen, in der musikalischen Ausnutzung des Klaviers sowohl, wie in seiner Ausbildung als Hausinstrument, kommt das nächste Jahrhundert über das nicht hinaus, was die Engländer um 1600 erreicht haben. Der Grund für diese seltsame Erscheinung ist unschwer zu finden. Das Haus war über seinen Stand von 1600 auch nicht hinausgekommen, die individuali-

stische Entwicklung der Persönlichkeit ebenso wenig. Was daran schuld war, die großen Kriege, die den Wohlstand untergruben, die Verkleinerung des Gesamtlebens nach der ungeheuren Anstrengung des Jahrhunderts der religiösen und der socialen Umwälzung — das kann ich hier nicht genau untersuchen. Thatsache ist, daß die Höhe des Volkslebens des siebzehnten und der ersten Hälfte des achtzehnten

Jahrhunderts nicht so hochsteht wie im sechzehnten Jahrhundert. Und das nicht bloß in Deutschland, wo der Dreißigjährige Krieg alles erklärt.

* * *

Weniger um ihres absoluten Wertes für den heutigen Musiker willen — obwohl auch dieser bei den Alten manche harmlos frohe Stunde finden kann — als um der Teilnahme willen, die alle Anfänge einer Entwicklung, die so hoch führen sollte, erwecken, wollen wir dieses älteste Klavierspiel wenigstens in seinen Hauptlinien verfolgen.

Die Anfänge der Klaviermusik fallen im Grunde mit denen der Orgelmusik und damit aller kunstmäßigen Instrumentalmusik zusammen. Wohl war die Orgel viel älter, aber ihre technische Vervollkommenung zu einer umfangreicheren und leichteren Spielbarkeit war nur sehr langsam vorge schritten. Sicherlich weil kein Bedürfnis dafür vorlag. Und das ist das Entscheidende: die ganze Musik des Mittelalters ist so durchaus auf die Menschenstimme beschränkt, daß das Instru-



Paris chez Odeuvre Marchand d'Estampes Quay de l'Ecole vis-à-vis le côté de la Samaritaine, à la belle Image.

Frescobaldi.

(Aus dem Musikhistorischen Museum von Nicolaß-Mansky in Frankfurt a. M.)

ment eigentlich nur insoweit Bedeutung hat, als es dieser Stimme zur Ausführung ihrer Aufgabe behilflich ist. Für eine Entwicklung der Instrumentalmusik war die unerlässliche Vorbedingung: Emancipation von der Vokalmusik. Diese Befreiung vollzieht sich zuerst auf der Orgel, und das Klavier folgt ihr hier zunächst nur treulich nach. Bald aber schiebt sich das Klavier vor der Aufgabe, sich nun wiederum von der Orgel zu befreien und eine eigene Spieltech-

nik, einen ihm gemäßen Kompositionsstil auszubilden, der dann wieder seinerseits anregend auf die Orgel zurückwirkt. In der ersten Periode begegnen wir deshalb immer wieder einem Nebeneinander von Orgel und Klavier, und Johann Sebastian Bach ist die höchste Verkörperung dieser Vereinigung von Organist und Klavierspieler, die nach ihm, wenigstens nach der Seite der Komposition hin, immer seltener wird.

Forschen wir also nach den Anfängen eines kunstmäßigen Orgel-Klavierspiels, so kommen wir etwa bis in die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, und zwar in Deutschland. In der Liebfrauenkirche zu München zeigt ein Grabdenkmal die Inschrift: „Anno MCCCCLXXIII an S. Pauls beferung abent ist gestorben und hie begraben der kunstreichst aller instrumenten und der musica maister Kunrad Baumann Ritter purtig von Nurnberg und plinter geboren dem got genad.“

Dieser blind geborene (etwa um 1410) Nürnberger Konrad Baumann ist der erste Organist, von dem nicht nur der Ruhm

führt worden. Diese liturgische Thätigkeit des Organisten hatte die Ausbildung zweier Formen zur Folge. Einmal die des „Vorspiels“, des Präambulums, und dann die der Umkleidung einer gegebenen kirchlichen Melodie, die Choralfiguration, denn es war doch selbstverständlich, daß der Organist die Melodie nicht einstimmig, gewissermaßen mit einem Finger spielte. Für die letztere Form hatte er eine überreiche Fülle von Vorlagen in der mehrstimmigen kontrapunktischen Gesangslitteratur. Denn das Wesen dieser Kunst des Kontrapunkts bestand ja nach Luthers treffenden Worten darin, „daß einer eine schlechte (d. i. schlichte, leicht ins Gehör fallende, ja meist bereits bekannte) Weise hersinget, neben welcher drei, vier oder fünf andere Stimmen auch gesungen werden, die um solche schlechte, einfältige Weise gleich als mit Tauchzen gringsumher spielen und

und sich gleichsam Herzen und lieblich umfassen.“

War hier die Vorlage deutlich gegeben, so war der Organist beim Präambulum frei, und wirklich sehen wir hier zuerst den neuen Geist sich regen.

In derselben Weise nun, wie für die Kirche kirchliche Weisen, bearbeitete der Organist für weltliche Feste weltliche Lieder und Tänze. Im Stil, äußerlich ist zwischen diesen und jenen kein Unterschied zu bemerken. Der tiefer dringende Blick wird sie aber bald finden. Einmal liegt ein fruchtbarer Keim in dem ausgeprägteren Rhythmus des Tanzes, sodann ist beim weltlichen Lied der Lebhaftigkeit der Figuration, der Ausschmückung keine Grenze gesetzt. Und wenn auch die damalige Gesangkunst sich längst der Koloratur bemächtigt hatte, so ist diese doch im Grunde instrumentalen Cha-

racters, und jedenfalls mußte sie mit der steigenden Beweglichkeit der Spielbarkeit der Instrumente wachsen. Außerlich wichtig ist, daß schon Baumann diese Verzierungen aufschrieb und so festlegte, während sie beim Gesang der Improvisationskunst des einzelnen Sängers überlassen blieben.

Das alles mag dem heutigen Blick als wenig bedeutsam erscheinen. Es ist aber gerade der Grund für die stetige und großartige Entwicklung der Instrumentalmusik in dem Umstand zu suchen, daß sie sich nur langsam aus dem bisher Bestehenden heraus weiter entwickelte. Im Gegensatz dazu schwankt die Oper, die aus einem plötzlichen Bruch mit der Vergangenheit hervorstach, in Ziel und Aufgebot der Mittel unsicher hin und her.

So lernen wir auch die ausbreitete Lehrthätigkeit Baumanns hochschätzen, durch die ein Stamm von Künstlern herangezogen wurde, die von hier aus weiter arbeiteten. Neben ihm ragt in dieser



Karl Phil. Em. Bach.

(Aus dem Musikhistorischen Museum von Nicolaus-Mandlovj in Frankfurt a. M.)

springen und mit mancherlei Art und Klang dieselbe wunderbarlich zieren und schmücken und gleich wie einen himmlischen Tanzreihen führen, freundlich einander begegnen

gebreitete Lehrthätigkeit Baumanns hochschätzen, durch die ein Stamm von Künstlern herangezogen wurde, die von hier aus weiter arbeiteten. Neben ihm ragt in dieser

eben deshalb enthält die monodische Musik kein Element, das nicht auch bei ihm wirksam wäre. Auch diese durchaus ins Wesen dringende Vereinigung beider Stile bedeutet einen Ewigkeitsgehalt seines Schaffens.

Das fühlte Goethe, als er sagte: „Mir ist bei Bach, als ob die ewige Harmonie sich mit sich selbst unterhielte, wie sich's etwa in Gottes Busen kurz vor der Schöpfung mag zugetragen haben.“ Und Beethovens Wortspiel: „Nicht Bach, sondern Meer sollte er heißen!“ kündet das Gefühl für diesen Ewigkeitsgehalt der Bachschen Musik, die, seitdem sie wieder bekannt geworden, die Bibel alles musikalischen Schaffens von Beethoven bis Brahms ist.

Ja, Bach mußte erst wieder bekannt werden. Seine Zeitgenossen erkannten ihn nicht,

und die Folgezeit vergaß ihn. Der Bach, von dem Mozart sagte: „Er ist der Vater, wir sind die Buben,“ war nicht Johann Sebastian, sondern sein Sohn Philipp Emanuel Bach (1714 bis 1788). Wenn schon der im Oratorium so große Händel als Klaviertkomponist bewußt „populär“ ist, es nicht auf Tiefe des Gehalts, wohl aber auf Dankbarkeit der Spielart abzielt, so können wir in Philipp Emanuel geradezu den Begründer der neueren pianistischen Hausmusik sehen. Wenn heute noch auch der geübte Liebhaber im allgemeinen eine kaum überwindliche Scheu vor dem großen Johann Sebastian hat — wenn er's Ehrfurcht nennt, so ändert das nichts daran, daß sie jedenfalls ein Fernbleiben bedeutet —, so können wir es leicht einsehen, daß des Gewaltigen

Werke zu seiner Zeit erst recht nicht geeignet gewesen wären, das Klavier und die

Klaviermusik ins Haus zu bringen. Hier trat Philipp Emanuel ein, der im Gegensatz zu seinem später verkommenen Bruder

Friedemann, der dem Vater geistig verwandt gewesen, mehr die Spielfreudigkeit geerbt hatte. Auch diese war bei Johann Sebastian hoch ausgebildet. Sie hatte ihn dazu veranlaßt, allerlei fremde Musik durch Bearbeitungen dem Klavier zu gewinnen, sie hatte ihn zum Neu-



Ludwig van Beethoven. Nach einer Handzeichnung von Lysfer.

Nur so ist es zu erklären, daß er mit einer gewissen Vorliebe an den an sich geringwertigen Formen der Paraphrase und der Transkription hing. Im allgemeinen müßte es doch als ein Zeichen eines unschöpferischen Geistes angesehen werden, wenn er es sich daran genügen ließe, die Erfindungen anderer zu verarbeiten. Jenes Scherzwort: „Ja, wenn ich immer nur Faust- und Dantesymphonien geschrieben hätte, so könnte ich meinen Freunden keine Forellen mit Champagner in Eis vorsetzen“, kann nur oberflächlichen Beurteilern, wie Wendelin Weißheimer, der es übermittelt, eine Erklärung sein. Nein, der Grund liegt eben darin, daß hier die Technik zum Inhalt wird. Wie aber wächst auch dieser Inhalt! Man denke doch nur an die Don Juan-Phantasie. Da ist eben der ganze Gehalt der Mozartschen Oper durchs Klavier ausgesprochen, das mit seinen Mitteln die Charaktere zeichnet, mit seinen Mitteln fleht und droht, liebt, ja liebt und genießt. Es ist eine Dithyrambe des Gewusses, der Schwelgerei. Und so ein jedes seiner Stücke. Auch seine „Ungarischen Rhapsodien“ gehören hierher. Liszt selber hat sich darüber ausgesprochen: „Es erwuchs die Überzeugung in uns, daß diese zerstückten, zerstreuten Melodien die irrenden, flatternden, schweifenden Teile eines großen Ganzen seien, daß sie den Bedingungen zur Herstellung einer harmonischen Gesamtheit völlig entsprächen, welche allen Blütenstoff ihrer wesentlichen Eigenschaften, ihrer eigensten Schönheiten in sich erschöpfe und welche als eine Art Volksepos anzusehen sei, wie es dieses Volk, das in all seinem Thun einer ungewohnten, ungebräuchlichen Weise folgt, in einer ungewöhnlichen, ungebräuchlichen Form und Sprache gesungen hat. Von diesem neuen Gesichtspunkte aus mußten wir bald wahrnehmen, daß die fast unzähligen einzelnen Stücke der Zigeunermusik sich wie Oden, Dithyramben, Elegien, Balladen, Idyllen, Ohaselen, Distichen, Kriegshymnen, Grabgesänge, Liebeslieder und Trinkreime zu einem homogenen Körper, zu einem vollständigen Werke vereinigen ließen, welches derartig eingeteilt wäre, daß jeder Gesang zugleich ein Ganzes und einen Teil bildete.“

Hier offenbart sich der ganze Liszt. Er ist Sammler, feinsten Finder und Empfänger

dessen, was er hören kann. Aber er ist doch auch mehr. Er ist Entdecker verborgenster Fäden, geheimster Bedeutungen. Und dann ist er unvergleichlich in der Art, wie er diese heimliche, verborgene Schönheit, die vor ihm keiner gesehen, kaum einer geahnt, herauszuholen weiß, wie er die Fäden auszunutzen versteht, ineinander zu schlingen vermag, daß wir plötzlich vor einem prächtigen Gewebe stehen, vor dessen eigener Schönheit wir gar nicht daran denken können, daß das alles zusammengelegte fremde Stücke sind. Wird Homer oder der Dichter des Nibelungenliedes dadurch kleiner, daß wir wissen, daß sie den Stoff ihrer Werke in den Sagen und Gesängen ihres Volkes gefunden haben? Auch die Zigeuner besitzen ein Volksepos, das einen ersten Platz einnimmt in der Literatur aller Zeiten, es sind die Rhapsodien Franz Liszts.

Rhapsodien! Das eine muß ich doch noch gleich hier vorwegnehmen. Liszt ist eine durchaus rhapsodische Natur. Daraus erklären sich zum Teil seine ungeheuren Erfolge, da sein Spiel, das in jedem Augenblick das Einsetzen seiner ganzen Persönlichkeit, seiner fessellosen Begeisterung, seiner hinreißenden Überschwenglichkeit bedeutete, die suggestive Gewalt des Schöpferakts ausübte. Das aber macht auch einen großen Teil der Bedeutung seiner Kompositionen aus, in denen jeder Lauf, jede Figur die Gestaltung einer Anregung bedeutet, die er von der Vorlage empfangen hat, die er jetzt in seiner eigenen Weise ausgesprochen weitergibt. Man erinnere sich hier jenes oft mißverstandenen Wortes, das er der Partitur seiner „Symphonischen Dichtungen“ voranstellte: „Obgleich ich bemüht war, durch genaue Anzeichnungen meine Intentionen zu verdeutlichen, so verhehle ich doch nicht, daß manches, ja sogar das Wesentlichste, sich nicht zu Papier bringen läßt und nur durch das künstlerische Vermögen, durch sympathisch-schwungvolles Reproduzieren, sowohl des Dirigenten als der Aufführenden, zu durchgreifender Wirkung gelangen kann.“ — Hier ist das rhapsodische Wesen selbst dieser großen Orchesterkompositionen ausgesprochen.

Nein, Liszt ist kein Genie der Produktion — ich sage absichtlich nicht „kein produktives Genie“, weil das als unfruchtbar gedeutet

So gingst du neben mir. Wie fern entschwunden!
Ein langes Menschenleben folgte nach,
Hielt vor der Welt in Freundschaft uns verbunden —
Du aber hastest mich seit jenem Tag.

Seit jenem Tag, der in die Hand mir legte,
Was trunken machte jedes Herzens Schlag,
Und keinen Schlag in meinem Herzen regte
Und keinen Wunsch aus meinen Augen sprach.

Warum? Nicht weiß ich's. Nur daß es gewesen,
Mir selbst, bis heut noch, nicht enträtselbar,
Und daß dein Blick in meinem es gelesen
Und Haß die Antwort deines Stolzes war. —

Herbst ist's. Auch du dahin. Ich seh dich stehen,
Wie die Erinnerung mir dies Blatt belebt,
Und sehe dich in meinen Zügen spähen,
Ob doch geheimer Schlag mein Herz durchbebt.



Starengetriebe

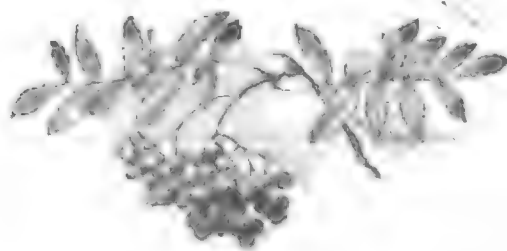
(Oktober)

Herbst ist's, und es hängt an dem unflugen Volke
Da draußen mein Blick. Nun stürmt es daher
Gleich einer sonnverdunkelnden Wolke,
Und wie ein Hagelsturz, schwirrend und schwer,
So bricht's in den Garten hernieder,
Herab auf die schwarzen fliederähren,
Hinein in die roten Vogelbeeren.
Ringsum nur blinkendes, buntes Gefieder,
Gescheßt und gewürfelt; tief unter der Last
Zu Boden krümmt sich Ast um Ast,
Laut rauschen die Blätter, die Zweige zerknicken.
Ein tausendfach hastiges Packen und Picken,
Ein Reißen und Rucken
Und Schlingen und Schlucken
Und Schmaßen und Schwätzen
Und Platschen und Klatschen
Herüber, hinüber.
Als hätt eine tosende Brandungswelle
Den Deich übertollt und umtobte das Haus —
Da über die Schwelle


Rasch durch die Balkonthür tret ich hinaus —
 Und jählings nun wie ein Wettergebraus
 Stiebt auf die Herde, die Horde, die Bande,
 Jagt weit schon draußen über die Lande,
 Ein schwarzes Gewimmel,
 Schwankt sie am Himmel
 Und stürzt sich plötzlich, drüber und drunter,
 Auf andre verlockende Beute herunter.

Doch taut's von den Dächern in blinkenden Perlen,
 Und schaukeln die Kätzchen an Birken und Erlen,
 Und kehren aus' Süden, vom Berghang hernieder
 Zum ersten Geplätscher des Wassers sie wieder,
 Da thun sie's nicht mit freischendem Schreien
 In sonneverdunkelnden, tobenden Reihen.
 Sie kommen verstohlen und heimlich zu zweien
 Und sitzen und putzen ihr Hochzeitsgefieder,
 Den wie von Saphiren durchglimmerten Fittich,
 Und zwitschern nur leise
 Zartflötende Weise,
 So sanft und so sittig,
 Als könnten sie niemals ein Wässerchen trüben.
 Ein musterhaft fleißiges Ehepaar, üben
 Sie wechselseitig sich in ihren Pflichten,
 Erzählen beim Ausruhn sich muntre Geschichten,
 Durchwandern mit langen
 Stelzbeinen die Wiesen in ehrbarem Schritte
 Und ziehn, wie ein Vorbild von artiger Sitte,
 Zum Herbst auf die wilden, tollköpfigen Rangen.

Die Alten, die Jungen —
 Solch Doppelbetreiben
 Mit Schnäbeln und Zungen
 War denn wohl von immer und muß wohl so bleiben.
 Und steigt von den Bergen mit singenden Wellen
 Aufs neue der fröhliche Frühling hernieder,
 Da hoff ich, wir sehn noch vergnüglich uns wieder
 Beim blühenden Flieder,
 Ihr närr'schen Gesellen.







Briefwechsel

zwischen

Gustav Freytag und Eduard Devrient

Herausgegeben

von

Hans Devrient

I.

(Nachdruck ist untersagt.)

Am 11. August 1901 war der hundertste Geburtstag Eduard Devrients. Ich möchte aus Pietät zur stillen Feier seines Andenkens, da eine schon längst geplante umfassende Darstellung seines Lebens und Wirkens in absehbarer Zeit noch nicht beendet sein wird, aus seinem reichen handschriftlichen Nachlaß wenigstens ein Bruchstück herausgeben, das ihn von der wichtigsten Seite seiner historischen Bedeutung schildert, der des Bühnenleiters und Dramaturgen. Es ist der Briefwechsel mit Gustav Freytag, das Denkmal einer Freundschaft, die über dreißig Jahre, bis über den Tod Devrients gedauert hat. • Gleichzeitig ist es mir als Verehrer Gustav Freytags eine besondere Freude, das deutsche Publikum seinem beliebten Schriftsteller aufs neue in die Dichter- und Freundesseele blicken zu lassen. Freytags Witwe hat mir in liebenswürdiger Weise aus ihres Vatten Nachlaß von Briefen Devrients zur Verfügung gestellt, was sich noch auffinden ließ.¹ Leider war es nur die kleinere Hälfte, die nicht ganz vollständigen Briefe von 1857 bis 1875. Aus Devrients Nachlaß sind die Briefe Freytags von 1842 bis 1873 vollständig vorhanden. Durch Devrients Tagebuchnotizen vielfach ergänzt, rollt sich ein immerhin annähernd abgeschlossenes Bild von dem Geistesverkehr

beider Männer auf. Es handelt sich, von zahlreich eingestreuten persönlichen Dingen abgesehen, die Gemüt und Humor beider Männer köstlich zeigen, besonders um die Bühnengestaltung Freytagscher Dramen, vor allem um die Feuertaupe der „Fabier“, bei der Devrient Gebatter stand, um gemeinsame Räte in den Verhandlungen der Schillerpreis-Kommission, um Devrients Bühnendirektion und um Freytags Prosaerke, um das Schicksal von Zeitgenossen und um die Politik.

Möge das Doppelbild aus älterem Mahmen auch ein neues Geschlecht noch erfreuen!

* * *

Mit Gustav Freytags erstem Bühnenwerk, der „Brautfahrt“, hängt auch sein Bekanntwerden mit Eduard Devrient, der Anfang ihrer Freundschaft zusammen. Seit 1819 war Devrient als Bariton an der Berliner Hofoper angestellt, 1836 war er in das Schauspiel übergegangen. Schon früh war er litterarisch thätig und als ästhetischer Faktor im Beruf und in der Gesellschaft, auch am Hofe des Königs geschätzt. Auf der Bühne trafen Devrient und Freytag zum erstenmal zusammen. 1842 kam Freytag, der neben drei anderen den von der Hoftheater-Intendanz für ein Lustspiel höheren Stils ausgeschriebenen Preis mit erhalten hatte, nach Berlin.

Am 21. September meldet Devrients Tagebuch: „Zehn Uhr Theaterprobe „Was Was“

¹ Frau Geheimrat Freytag, Exc., geht selbst mit dem Plan um, einen Band Briefe ihres Mannes erscheinen zu lassen. Möge meine Veröffentlichung das Interesse und den Wunsch wecken, weitere Briefe des Dichters zu lesen zu bekommen.

ser [Devrient spielte den Bolinbroke]. Auf der Probe sprach ich Dr. Freytag, einen der Preisdichter, lud ihn zu uns.“ Und am folgenden Tage: „Mittags Dr. Freytag und Fräulein Frommann¹ bei uns. Freytag gefiel uns sehr wohl, ein frischer, jugendlicher Humor. Wir unterhielten uns sehr lebhaft über das Theater, Ursachen und Abhilfen des jetzigen Zustandes, bei Tisch ging es munter zu. Die Frauen hatten Behagen an der heutzutage so seltenen Jugend unter den jungen Männern. — Ein belebter, angenehmer Tag.“

Am 30. nahm Freytag Abschied:

Mein theurer Freund und Herr!

Statt meiner armen Person, welche durch einen starken Katarth verhindert ist, menschlich zu erscheinen, präsentiert sich dieser Zettel, welcher den Auftrag hat, für seinen Absender Urlaub von Ihnen einzuholen und ihn Ihrem und Ihrer verehrten Familie Wohlwollen zu empfehlen.

Ich reise heut Abend ab, verpackt und verstimmt über das schlechte Wetter. Bewahren Sie mir ein freundliches Andenken und empfehlen Sie mich angelegentlichst den Ihrigen und unserem Freunde Weiß.²

Ein frohes und gutes Wiedersehen!

Ihr Freytag.

Berlin, den 30. September 1842.

Seit 1844 war Eduard Devrient als Regisseur und Charakterdarsteller am Hoftheater in Dresden thätig, 1847 kam Gustav Freytag auf ein Jahr dahin. Sie standen auch damals in gutem Verkehr. Freytag erzählt in seinen „Erinnerungen“, wie Devrients Haus ein Mittelpunkt für einheimische und zureißende Künstler und Litteraten war. Devrients kleine, geistig und seelisch so bewegliche und anregende Frau Therese sah an ihrem Theetisch als liebe Freunde Wendemanns und Hübners, Schnorrs und Niet-

schels. Auerbach ging aus und ein, Otto Ludwig wurde aus seiner Weltflucht herangezogen. Nur ein einziges, eiliges Blatt Freytags ohne bedeutenden Inhalt ist noch ein sprechender Zeuge von dem herzlichen Ton des Umgangs.

Im Herbst 1848 zog Freytag schon wieder fort nach Leipzig zur Journalistik. Hier traf er mit Julian Schmidt zusammen, sie übernahmen die Herausgabe der „Grenzboten“. Freytag aber befiel ein Nervenfieber, und auch den Freund in Dresden warf ein Nervenfieber nieder. Er hatte die schwersten Tage seines Lebens, den hervorbrechenden Konflikt mit dem Bruder Emil, zu durchkämpfen gehabt. Freytag schrieb danach:

Dezember 1849.

Mein theurer Freund!

Herzlichen Glückwunsch zu Ihrer Genesung, Ihre Freunde in Leipzig waren nicht am wenigsten bekümmert über Ihre Niederlage, zumal ich, der ich selber den Typhus gehabt habe. Möchte es Ihnen bald gehen wie mir, ich wurde nach dem Nervenfieber so gesund, daß ich mit einem gewissen renommistischen Selbstgefühl auf die Krankheit zurückblide. Es ist immer Etwas werth, was recht Großes überstanden zu haben. Dieser flüchtige Gruß ist die Hülse eines Briefes von Holtei,¹ den ich heut von Hamburg für Sie erhalten. Durch Auerbach habe ich mir von Ihnen erzählen lassen, über seinen Hoser² kann ich mich, nach dem, was er mir davon mitgetheilt hat, noch nicht freuen, ich habe ihm mit harter Rede in die schaffende Seele fahren müssen,³ aber ich fürchte, es wird nicht viel genutzt haben. Er hat mir gesagt, daß er mit Ihnen darüber spreche. Bitte, sein Sie recht streng gegen ihn, besser er drückt ihn gar nicht, als daß er etwas schreibt, was „einzelne Schönheiten“ hat und alle technischen Geleze des Kunstwerks ignorirt. Ich liebe Auerbach von Herzen

¹ Alwina Frommann, Schwester des bekannten Buchhändlers Friedrich Johannes Frommann in Jena, damals Vorleserin der Prinzessin Wilhelm, späteren Kaiserin Augusta. Vgl. Goethe-Jahrb. VIII, 243, 259, 261.

² J. G. F. Weiß (1790 bis 1853), seit 1827 Regisseur des Lustspiels, als Schauspieler besonders in scheuen, mährischen Bedientenrollen beliebt. Freytags „Grenzboten“ brachten 1853 I, S. 437 seinen Nachruf.

¹ Der Brief, vom 16. Dezember 1849 datiert, enthält nur die Bitte um ein Autogramm für eine „gebildete Hamburger Dame“.

² „Andreas Hoser“, Tr. (Leipzig 1850).

³ Ebenso heißt es am 29. April 1852 in Devrients Tagebuch: Freytag ist in den „Grenzboten“ auch hart mit ihm verfahren, wie er erzählt, er habe in neuer Zeit so manche Freundschaftsenthüllung erfahren u. s. w. Der arme Kerl! schon das zweite Werk mißlungen.

und möchte steuern, daß er jetzt gerade mit etwas heraustritt, was ihm Schaden könnte. Denn wenn es auch wahr ist, daß ein Kind erst durch Fallen das Laufen lernt, so ist es doch gerade für Auerbach, der ein hübsches Renommée zu wahren hat und außerdem weidlich empfindet, nicht vorteilhaft, wenn die erste Berührung mit der Welt auf einem neuen Gebiet des künstlerischen Schaffens eine unglückliche ist.

Überhaupt, wohin sind wir gekommen, mein Freund! Solche klägliche Erscheinungen wie die Robespierres, die Burgund und Waldmänner, Deborah u. s. w.¹ sind doch ein böses Zeichen, nicht weil sie schlecht sind, sondern weil sie gerade diese Fehler haben. Und die Bühne! Hier in Leipzig wenigstens spielen wir eine recht nichtswürdige Komödie. Es ist sicher, daß Laube nach Wien geht,² an dem Menschen Laube verliere auch ich, wenn er fortgeht, und die Kunst wird durch seinen Aufenthalt in Wien nicht gewinnen. Wozu haben Sie Ihre vortreffliche Theatergeschichte³ geschrieben, wenn die Leute nichts daraus lernen wollen.

Auerbach sagte mir, Sie hätten eine geniale Kraft für Theaterstücke entdeckt,⁴ wo ist sie? wir können sie sehr brauchen.

Gern möchte ich einmal nach Dresden kommen, ließe sich das so einrichten, daß ich dabei den Waldemar⁵ sehen könnte? Wenn

mir das Theaterbureau eine Zeile schriebe und den Termin anzeigte, oder wenn Sie selbst die Güte hätten, mich es einige Tage vorher wissen zu lassen? Bitte, thun Sie das. Nur in den Feiertagen kann ich nicht kommen, nach Neujahr aber immer.

Mein Weib empfiehlt sich dem Hause Devrient angelegentlich, ich küsse Ihrem Gemahl die Hand und bitte Sie, hold zu bleiben

Ihrem Freytag.

Sehen Sie Bedt,¹ so schütteln Sie ihm für mich seine redliche Hand.

Im Juni des folgenden Jahres besuchte Freytag Eduard Devrient in Dresden. Kurz danach reiste Devrient mit Frau und Tochter nach Oberbayern und Tirol. Ein geplantes Zusammentreffen mit Freytag in Leipzig kam nicht zu stande. Die Reise aber wurde bedeutsam, sie führte ihn nach Oberammergau, und die Schrift entstand, die das alte Passionspiel dem gebildeten Publikum unserer Tage wieder bekannt machte. Einige Zeit nach der Rückkehr schrieb ihm Freytag:

Mein verehrter Freund!

Soeben erfahre ich durch Behr,² daß Sie zweimal in Ammergau bei dem heurigen Passionspiel waren und die Absicht haben, etwas darüber zu schreiben. Können Sie nicht die „Grenzboten“ dafür benützen? Sie würden mir einen sehr großen Gefallen thun, die Sache würde sich auch in dem Fall arrangiren lassen, wenn Ihr Aufsatz die räumlichen Grenzen unserer Artikel überschreiten sollte; in diesem Fall ließe er sich vielleicht teilen, etwa in Form von Briefen, oder Sie hätten die Güte, für mich die Hauptsachen apart abschreiben zu lassen. Sie sehen, ich bin nicht blöde, Ihnen Vorschläge zu machen. Für den Fall, daß Sie Ihren Aufsatz den „Grenzboten“ verkaufen wollten, würden Sie immer noch die Freiheit behalten, ihn im nächsten Januar apart herauszugeben, und unser Honorar (12 rthl. pro Bogen, 22 1/2 ngr. pro 80 Seite) würde in diesem Fall nicht in die Lage kommen, sich für ruppig halten

¹ „Deborah“, Volkschauspiel in vier Akten von E. S. Rosenthal. „Robespierre“, Drama von Rob. Griesenerl. Der Nachweis der zwei anderen angeführten Stücke ist schwieriger. „Karl der Kühne von Burgund“ scheint damals beliebt gewesen zu sein: ein fünfziges Trauerspiel schrieb 1830 L. Hellstab in Berlin, im selben Jahre ein Anonymus ein Schauspiel (Zürich) und desgleichen ein Drama in fünf Akten mit Abhandlung über das vaterländisch-historische Drama (Leipzig), das 1840 G. Keller in zwei Teilen. „Der Waldmann“, Tragödie. Fünf Akte von Peschel, 1830. „Hans Waldmann“, historisches Schauspiel, fünf Akte und Vorspiel von G. Spindler, 1840.

² 1850 als „artistischer Direktor“ des K. K. Hof- und Nationaltheaters.

³ Geschichte der deutschen Schauspielkunst, Bd. I bis III, 1848.

⁴ Otto Ludwig; am 28. Dezember 1845 stellte er sich Eduard Devrient in Dresden vor. Devrient gewann den großen Dramen D. Ludwigs die Bühne.

⁵ „Graf Waldemar“, von Freytag 1847 in Dresden geschrieben. Vgl. zur Entstehung Freytags „Erinnerungen aus meinem Leben“, S. 141. Interessant, aber nicht einwandfrei sind die Aufstellungen Houbens in einer Veröffentlichung einiger Briefe Gustav Freytags an Emil Devrient (Vossische Zeitung, Juni 1901).

¹ Friedr. Bedt, Maler, Zeichner und Kunstschriftsteller, besonders durch seine Klassikergalerien bekannt.

² Regisseur am Leipziger Stadttheater.

zu müssen. Wir können in einer Nummer Aufsätze bis zu 16 Seiten 8° bringen; größere müssen wir teilen.

Bitte, lieber Devrient, überlegen Sie sich diese Bitte und, wenn es Ihnen nicht zu sehr zuwider, erfüllen Sie mir sie und lassen Sie mich Ihre Ansicht wissen. Im Fall Sie gnädig sein wollen, wage ich die eventuelle Bitte an Sie, recht bald Ihre Feder in Flug zu setzen.

Sie sind incognito hier durchgefahren, und wir haben wieder nicht das Vergnügen gehabt, Sie zu sehen. Haben aber fleißig Ihres Aufenthalts gedacht und Ihnen gute Freundschaft mit den Wettergeistern der Alp gewünscht.

Nebenbei habe ich Ihnen einen Auftrag auszurichten. H., der von hier nach Bremen abgeht, war bei mir und hat mich ersucht, im Fall ich Sie sähe, Gutes von ihm zu reden und Ihnen zu sagen, er habe leichtsinnig und wild gelebt, aber er sei nicht untergegangen, sondern habe gute Vorsätze und feste Entschlüsse gefaßt. Er wolle fleißig an Sie denken, das werde ihn stärken; schreiben wolle er Ihnen erst, wenn er einige Zeit brav gewesen wäre. Da diese lyrische Stimmung des guten Burschen durch nichts provocirt war, so sehe ich keinen Grund, an seiner Aufrichtigkeit zu zweifeln, ich ließ mich durch seine Pietät gegen Sie gemüthlich erbauen! Sein Abgang ist für das hiesige Theater ein bedeutender Verlust, und er wird schwerer zu ersetzen sein als die meisten anderen, denn er spielte unermüdlich, sang und gaukelte nach allen Richtungen.

Meine Frau sendet Ihren Damen ihre artigsten Grüße, ich bitte mich zu freundlicher Erinnerung zu empfehlen. Sie aber bleiben hold

Ihrem Freitag.

Leipzig, den 29. August 1850.

Leider war Freitag mit seiner Bitte zu spät gekommen. Eduard Devrient hatte schon in die „Leipziger Illustrierte Zeitung“ und in die „Mugsburger Allgemeine Zeitung“ Artikel geschrieben. Erweitert erschienen sie dann als selbständiges Schriftchen.

Das Jahr 1852 bedeutet für beide, Freitag und Devrient, einen wichtigen Wende-

punkt ihrer theatralischen Laufbahn. Freitag schrieb seine „Journalisten“, das Stück, mit dem er sich alle Bühnen erobert hat, und Eduard Devrient wurde nach Karlsruhe berufen, um nach dem Willen des jungen Regenten „der Verwilderung und Verderbnis des Hoftheaters ein Ende zu machen (wie Freitag im Nachruf schreibt) und in der Bühne eine wahre Kunstanstalt, ein neues Kulturmittel zu schaffen“.¹ Für Devrient selbst bedeutete das, die Verwirklichung seiner Ideale zu versuchen. Die beiden Thaten der deutschen Theatergeschichte begegneten sich, als Freitag beschloß, sein neues Stück der jungen Bühne Devrients zur Einstudierung und Aufführung zu übergeben, wie er in den „Erinnerungen aus meinem Leben“ schreibt, „zu einer Probe für mich selbst, um durch eigene Anschauung des Bühnenbildes über das Gelingene und Mangelhafte sicher zu werden.“

Leipzig, 28. October 1852.

Mein verehrter Freund!

Erst vor einigen Tagen bin ich nach Leipzig zurückgekehrt und schließe aus Notizen und Theaternachrichten, daß Sie in Karlsruhe bereits angekommen sind.

Zuerst alle guten Wünsche für Ihre neue Thätigkeit. Wenn ich bei der Freude über Ihren Entschluß eine kleine Sorge nicht ganz unterdrücken kann, so ist diese wenigstens nicht unfreundschaftlich. Sie empfinden so rein und — *salva venia* — zart in der Kunst, daß vieles Sie betrüben und kränken wird, worüber eine gröber organisirte Natur leichter weglieft. Und Sie werden viel Ärgerliches und Schlechtes zu bekämpfen finden, besonders wenn die vielen unartigen Kinder, welche Sie zu beherrschen haben, ihre ersten Scenen — die ideale Hingebung an die Kunst, vermischt mit den passenden Schmeicheleien — vor Ihnen fruchtlos abgepielt haben werden. Dann wird Ihnen Gemeinheit, Verleumdung und Klatscherei manchen trüben Augenblick machen. Sie haben alles in so reichem Maße, was in

¹ Ed. Devrients eigenhändige ausführliche Schilderung dieser Berufung ist von Otto Devrient als zweiter Teil zu Eugen Hilands trefflichen „Beiträgen zur Geschichte des Karlsruher Hoftheaters unter Ed. Devrient“ 1893 herausgegeben worden.

Ihrer Stellung wünschenswerth ist, nur eins wünsche ich Ihnen in geringerer Dosis, etwas weniger Glauben an die Güte und den Adel unsrer Künstlernaturen. Ein solcher Wunsch klingt schlecht, aber was hilft's, der Teufel ist mächtig auf Erden.

Eine Freude werde ich sicher haben. Eduard Devrient wird ein Tyrann werden, kein Holofernes Laube, aber ein recht feiner, lebenswürdiger, höchst humaner Despot und Wütherich. Je eher um so besser für uns.

Für Ihre Bearbeitung des Räthchens¹ sage ich Ihnen herzlichen Dank. Ich werde in den „Grenzboten“ das Nötige mittheilen.² Meine späte Ankunft in Leipzig ist Ursache, daß dies noch nicht geschehen.

Beiliegend sende ich Ihnen zwei Exemplare der „Journalisten“. Es wird mich sehr freuen, wenn das Stück Ihnen nicht mißfällt und für Ihre Bühne brauchbar scheint. Gefällt Ihnen das Opus nicht, so verlieren Sie deshalb nicht das gute Vertrauen, welches Ihre Freundschaft mir gönnt. Es wird mir wohl gelingen, etwas Bedeutenderes zu schreiben. Vorn hätte ich es Ihnen vor dem Druck mitgeteilt, aber es erschien mir unthunlich, Sie in dieser Zeit Ihres Lebens mit Fragen zu plagen. Ich habe mit Absicht das Stück so für die Aufführungen angepasst, daß ein schlechter Regisseur nicht gar zu viel verderben kann; ja ich hatte sogar im Sinne, die Tempi der Rede an die Seite zu drucken, es wäre das wirklich nicht unnütz und läßt sich ganz gut machen; ich habe es für diesmal unterlassen, um nach so langem Schweigen nicht gleich anmaßend aufzutreten.³

Ihrer Frau Gemahlin meine respektvollsten Empfehlungen, möge sie als Südlän-

derin unter Weinstöcken, Orangen — und wachsen nicht auch Kokospalmen in Karlsruhe — uns Nordländer und tabakrauchende Ungeheuer in freundlicher Erinnerung behalten.

Sie, mein lieber Freund, erhalten Ihre Teilnahme
Ihrem getreuen Freytag.

So oft Sie irgend etwas Interessantes aus Karlsruhe mitzutheilen haben, so bitte ich Sie, die „Grenzboten“ dazu zu benutzen. Ich stelle das Blatt ganz zu Ihrer Disposition. Falls Sie selbst keine Zeit haben, so haben Sie wohl die Güte, einen passenden Mann zu disponiren, daß er uns berichtet. Ich habe hinten im Blatt eine kleine Rubrik eingerichtet: Deutsches Theater, darcin gehört ganz besonders Ihre Thätigkeit. Ich in der Ferne kann im einzelnen Fall nicht immer das Richtige sagen. J. B. Eigenthümlichkeiten in der Scenierung eines wichtigen Stückes, neue Einrichtungen in der Verwaltung u. s. w. Es ist doch gut, wenn auch im großen Publicum ein Interesse daran rege gemacht und erhalten wird.

Am 11. November 1852 jagt Devrients Tagebuch: „Freytags neues Stück, die „Journalisten“, gelesen: ebenso anmutig und geistvoll wie sein Brief dazu.“ Am 13. November schrieb er ihm über sein Stück. Der Brief ist bis jetzt nicht im Freytagschen Nachlaß gefunden worden. Aus Freytags Antwort ersieht man die Änderungsvorschläge Devrients. Ihnen folgt der gedruckte Text. Doch fehlt leider das abschließende dramaturgische Urtheil Devrients gerade über Freytags bedeutendstes Bühnenwerk.

Leipzig, den 25. November 1852.

Mein verehrter Freund!

Erst gestern erhielt ich — von einer großen Reise nach Schlesien zurückgekehrt — Ihren lieben Brief und eile Ihnen dafür zu danken. Ihr Lob ist so warm und Ihr Tadel so schonend, ganz Ihre Art, eine für uns arme empfindliche Kränze sehr wohlthuende Art. Was Sie für das Stück sagen, ist freundschaftlich, wird von jetzt ab vorausegesetzt, sei abgethan; was Sie dagegen bemerken, will ich präcisiren, es ist etwas schlotterig gearbeitet. Ich weiß das. Ich

¹ August 1852 als Bühnenmanuskript im Selbstverlag erschienen.

² „Grenzboten“ 1852, IV, S. 237 bringen die Beschreibung: „Die Bearbeitung ist vortrefflich; ein Vergleich mit dem Original, sowie mit Holbeins roher Arbeit ist Schauspielern und dramatischen Schriftstellern dringend zu empfehlen. Devrient verspricht in solcher zeitgemäßen Bearbeitung älterer Stücke fortzuschreiten. Keiner in Deutschland hat dazu so wie er das Zeug, möge ihm nur nicht der Schlenbrian unserer Bühnen die Lust rauben, dergleichen Arbeiten ferner zu unternehmen, bei denen er außerdem seine Uneigennützigkeit und Liberalität erweist.“

³ Ausführlicheres zur Entstehung und Aufführung in Freytags „Erinnerungen aus meinem Leben“, S. 172 f.

kann es nicht entschuldigen, aber erklären. Das Stück ist nicht in einem Sommer gemacht. Schon vor drei Jahren schrieb ich die meisten Szenen und ließ sie unlustig liegen. Diesen Sommer habe ich's überfahren und zusammengebaut, und da wollte es hier und da nicht passen. Bei dem nächsten Stück soll dieser Theil der Technik besser sein.

Im einzelnen bitte ich Sie angelegentlich, zu ändern und zu streichen, was Ihnen irgend unbequem ist. Die arme Frau lassen wir weg,¹ ein paar andere Striche habe ich selbst gemacht,² außerdem lege ich den Text und das Arrangement des Ständchens bei. Je weniger man von den Worten versteht, desto edler wird die Poesie des Verses erscheinen. Zuletzt drei Exemplare im Paket, Sie werden vielleicht den Hauptrollen ein Exemplar geben wollen. Das für Sie hat als Marke einen Alex.

Ich überlege noch, ob ich's nicht in drei Akte zusammenziehen kann.³ Leider wird mir der letzte unrettbar zu dick. Finde ich noch etwas, so schreibe ich Ihnen citissime.

Alles übrige, was ich auf dem Herzen habe, schließe ich ein in die Worte, erhalten Sie Ihre Freundschaft

Ihrem getreuen Freitag.

Am 12. Dezember las Debrient (wie das Tagebuch angiebt) dem Personal das Stück vor, ohne selbst schon vom „theatralischen Effekt“ überzeugt zu werden, am 22. war Leseprobe bei ihm zu Hause. Tags darauf kamen noch Abkürzungen von Freitag gesandt mit einem Brief, der den Ausstellungen des Freundes mehr nachgab, als es der spätere Text im Druck zeigt.

Leipzig, den 20. Dezember 1852.

Mein lieber Freund!

Ich schreibe Ihnen noch mühsam als Patient. Habe einen mächtigen Anfall der

¹ Die ursprüngliche Eingangsscene des Stückes, wie ein dem Brief beiliegender Zettel zeigt.

² Wie derselbe Zettel zeigt, im dritten Akt in der Scene zwischen Adelheid und Ida und zu Anfang und Schluß des vierten Aktes.

³ Auch Debrient beschäftigte die Frage der Stoffverteilung; in einem Brief vom 1. Dezember schlug er dem Dichter vor, fünf Akte zu bilden, „und was er dazu thun solle für den ersten Aktschluß“ (Tagebuch).

Grippe gehabt und bin noch nicht satisfaktionsfähig. Unterdeß meinen späten, aber herzlichen Dank für Ihren letzten guten und weisen Brief. Sie haben schon recht, auch mit den fünf Akten. Ich hatte leise dasselbe Gefühl und lebhaft dieselben Grundsätze, ich war diesmal von der Fünfszahl abgegangen, weil die Handlung verhältnismäßig schwach ist und ich den Einschnitt mehr fürchtete, welchen die Trivialität unserer meisten Aufführungen trotz aller Ermahnungen im Text zu einer verhängnisvollen Verlängerung zu machen drohte.

Es soll aber alles so sein, wie Sie meinen. Ich bin noch sehr dumm und wüß und habe bis heut den rechten Schluß für den bisherigen ersten Akt nicht gefunden, sende ihn aber in diesen Tagen und lege einen Zettel bei, auf dem ich noch einige Striche notirt habe.

Während meiner Krankheit haben sie in Breslau eine schnelle Vorstellung des Stückes zusammengeschlortert. Zufällig ist es gut eingeschlagen, sie haben in Baumeister einen vortrefflichen Holz gehabt, wenigstens höre ich das. Aber das Stück hat dort doch über drei Stunden gespielt. Ich habe einiges gestrichen, machen Sie beliebigen Gebrauch von den Strichen.

Die Veränderung an Schluß von Akt 2 Strophe 1 erhalten Sie in den nächsten Tagen.

Heut nur herzlichen Dank, gute Freundschaft und die schönsten Wünsche zum Fest. Und nochmals bitte um freundliche Rücksicht mit Ihrem

fränklichen aber getreuen
Freitag.

In den Weihnachtstagen wurde tüchtig geprobt. Schon in der Scenierungsprobe am 24. — „die Rollen in der Hand“ — schöpfte Debrient wieder „Hoffnung für die theatralische Wirkung“.

Und doch war noch so manches an Stück und Darstellung zu ändern. Aus der Sängerin machte Debrient eine Französin und Tänzerin. Dabei half ihm, wie das Tagebuch verrät, seine Tochter Marie: „Freitag wird hoffentlich damit zufrieden sein.“

Die Probe am 31. Dezember ging schlecht, klagt das Tagebuch, die Schauspieler waren

in ihren Rollen noch nicht sicher, und der Volz (Lange) „noch nicht im Charakter“. So mußte die Rolle mit Lange einzeln durchgenommen werden, „und ein wenig auf Vertiefung, Gemüt und Poesie im Spiel zu wirken gesucht“. Tags darauf aber heißt es: „Es ging sehr gut, alles nahm sich auf meine Mahnung zusammen, so daß ich die auf morgen angeordnete Probe abbestellen konnte. Lange hat seine Rolle begriffen, alle sind natürlich, lebendig. Wenn's nur in der Aufführung so geht!“

Am 2. Januar 1853 war die Erstaufführung. Es war am kleinen Ort ein großer Erfolg der neuen deutschen dramatischen Kunst.

Das Tagebuch giebt drastischen Bericht, auch von den Außerlichkeiten im Zuschauer-raum wie auf der Bühne, die dem Erfolg eines Kunstwerks so verhängnisvoll werden können: „Die brutale Roheit des Hustens, Häusperns und Speiens und trompetenartigen Schnäuzens, worin das ganze Publikum des vollen Hauses wetteifert, dazu die mangelhafte Akustik dieser Schmierbude (Kottheater bis Beendigung des neuen Hauses) überhaupt waren den Feinheiten des Stüdes ungünstig genug. Ich mußte das Personal treiben, laut zu sprechen. Aber es ging gut, excellent und gefiel, wie hier in Pöotien etwas gefallen kann. Nach dem dritten (= zweiten) Akt Hervorruf, Lange und Mayerhofer (Piepenbrint). Zu bessern ist in nächster Vorstellung: Wellmaus (Morgenweg) muß einen Morgenschawl und bunt gemähle Hausfchuh tragen, als er die Tänzerin empfängt. Fräulein Scheidt (Ida) kein braunes Kleid und zuletzt kein Um-schlagtuch. Haase (Schmuck) muß schlechterdings deutlicher und darum weniger jüdisch sprechen. Die Theatermusik auf dem Ballo beim Beginn der Tänze lauter. In der letzten Scene zu kürzen. Adelheid (Fräulein Ernst) muß im dritten Akt¹ bei dem Auf schon näher stehen und das Bouquet, nicht den Fächer, nicht allzu flüchtig dazwi-

schen stecken. Lange (Volz) beim ersten Begeggen Adelheids wärmer, das war wieder förmlich. Auch im zweiten Akt traf er's nicht, da er vom Nordpol spricht. Sonst sehr gut. Wille (Oldendorf) weniger gedrückt, und Dent (Kleinmichel) ist gelegentlich zu laut und bellamierend. Männliche ruhige Haltung fehlt ihm. Mayerhofer (Piepenbrint) dehnt sein Spiel immer zu sehr, im vierten Akt war er unpräcis. Die Herren haben alle braune Röcke an. Ich schrieb an Freytag, sandte ihm meine Einrichtung. Es war ein lohnender Abend, Theresie hatte sich sehr ergötzt.“

Leipzig, den 7. Januar 1853.

Herzlichen Dank, mein verehrter Freund, für Ihre vortrefflichen Nachrichten und Mittheilungen. Ja, es würde mir wohl große Freude machen, Ihr Werk anzusehen, aber ich erschreke vor der Kühnheit dieses Gedankens, circa sechzig bis siebzig Meilen Eisenbahn sind mir jetzt im Winter zu stark. Aber im Frühjahr, im Sommer, komme ich, vielleicht läßt sich das Schicksal so fügen, daß ich dann noch die [Journalisten] sehe, wo nicht, was anderes, das Sie einstudiert haben.

Anbei sende ich Ihnen das Buch zurück und die Beilage, welche ich soeben verschickt habe. Sie werden daraus sehen, daß ich Ihre Änderungen sämtlich benutzt habe.

Sagen Sie den guten Leuten Ihrer Bühne allerbesten Dank des Verfassers, besonders Herrn Volz, dessen Rolle ich für die schwerste halte.

Ihrem Gemahl aber artige Empfehlungen. Und Sie, lieber Freund, erhalten Ihr Wohlwollen bis zum nächsten Stück

Ihrem dankbaren und getreuen
Freytag.

Devrient schrieb erfreut ins Tagebuch: „Freytag schickte mir das Blatt, worin er allen Theatern meine Einrichtungen mitteilt und empfiehlt. Das ist hübsches Zusammenwirken.“

Am 30. Januar schickte er das Autoren-honorar.¹

¹ Nach der späteren Einteilung in der zweiten Scene des zweiten Aktes, „in dem Augenblick, wo Volz Frau Piepenbrint küssen will.“ Bei der Karlsruher Aufführung scheint der zweite Akt mit seinem Scenenwechsel in zwei Akte zerlegt worden zu sein, so daß im ganzen fünf Akte entstanden.

¹ Die „Journalisten“ wurden in der Spielzeit 1852 bis 1853 viermal, bis 1870 noch fünfmal, „Graf Waldemar“ nur einmal aufgeführt.

Leipzig, den 9. Februar 1853.

Mein lieber Freund!

Den besten Dank für Ihre schwere Sendung. Und auch für den „Waldemar“! Wenn alle Bühnen solche Liberalität hätten, würde ein deutscher Theaterchriftsteller bald übermütig werden müssen. Die Quittung sende ich unterschrieben mit, erfreut, tief gerührt, äußerst dankbar.

Aus allem, was Sie mir sonst schreiben, sehe ich mit lebhafter Freude, daß Sie in Ihrer bedeutenden Thätigkeit sich wohl fühlen. Möge das neue Theater Ihnen dieselbe Freude machen, welche Sie jetzt in dieser Vorbereitungszeit für die große Weihnachtsbescherung Ihrer Bühne empfinden. Es wird Ihnen mit dem neuen Hause viele Arbeit kommen, die nicht willkommen ist, das Einleben in ein neues Haus wird den Mäusen sicher nicht leichter als einer bürgerlichen Haushaltung. Da will vieles nicht passen, die kleinen Einrichtungskosten nehmen kein Ende, und wochenlang kommt man nicht zu der besten Thätigkeit. — Aber auch das wird überstanden werden ...

Für Ihre guten Worte in Dresden bin ich Ihnen sehr dankbar. Ich höre, das Stück¹ wird dort einstudiert. Emil² habe ich ein Exemplar geschickt und ihn für den Volz zu interessieren gesucht, er hat das auch in seiner Weise versprochen. In diesen Tagen lese ich in der Zeitung, daß er den Oldendorf spielen will und wird. Was da wieder vorgegangen ist, weiß ich nicht. Nun glaube ich zwar, daß gerade das Moltenjach, dem die kleine Rolle des Professors angehört, am meisten für ihn paßt, und ich wäre sehr erfreut über diesen Entschluß unseres Freundes, wenn nur ein anderer für den Volz da wäre? Ich halte aber auf dem Grundsatz, mich in Rollenbesetzung nicht einzumischen, erstens nützt's nichts, und zweitens ist das doch Sache des Theaters, dem der Schriftsteller sich ja auch anderweitig übergeben muß.

Daß das Leipziger Theater so schlecht ist, macht mich recht arm hier, ich komme kaum alle vier Wochen herein. Und jetzt ist's noch schlimmer geworden. Denn es ist nicht

nur schlecht, sondern auch rührend. Die artistische Arbeit besorgen jetzt drei Regisseure: Behr (Oper gut), Rudolph¹ und Othegraben. Wenn je reine Liebe zur allerhöchsten Schönheit in zwei einfältigen Menschenseelen Unheil angerichtet hat, so thut sie es jetzt hier. Sie haben unendlichen guten Willen, sie glühen Tag und Nacht für die Kunst wie Coats oder Torfziegeln, aber leider sind sie in allerhöchster Ungnade bei Thalia, es ist eine hoffnungslose Glut. Mit Rudolph, der gelegentlich Coriolan, Götz oder Lear spielt, unterhalte ich mich manchmal über Kunst und Menschenleben, aus Grundsatz, aber es ist ein melancholischer Genuß.

Wenn Sie einen geschulten Tenor für erste und zweite Partien einmal brauchen, so ist hier der Schneider sehr zu empfehlen und Behr, abgesehen von einem Kehlkopfstremulo ein sehr tüchtiger Bassist, gebildeter Musiker, beide achtungswürdige brave Leute.

Meine Frau empfiehlt sich artig. Ich bitte mich Ihrem Gemahl zu wohlwollender Erinnerung zu empfehlen. Sie aber bitte ich, Ihre Freundschaft und liebevolle Güte zu bewahren

Ihrem getreuen Freitag.

In solcher Weise gab Freitag öfter dem Freund Auskunft in Personalfragen für Ergänzung der Karlsruher Bühne. So auch am 13. April 1853 von Leipzig aus über einen Theatermaler. Den Leipziger Maler kann er nicht empfehlen; dann aber heißt es weiter:

... Dagegen habe ich Maschinerie und Dekorationsweisen in Gotha sehr gut gefunden. Ich habe dort im „Freischütz“ eine Wolfschlucht gesehen, in der zwar eine höchst abgeschmackte Verschwendung von Schwärmern und ausgechnittenen Pappfiguren die Musik u. s. w. vernichtete, indeß war dies nicht Schuld der Dekoration, da die ganze Scene nach den Erfindungen eines größeren Theaters copiert war. Was man aber dort in Gotha selbst erfunden hatte, war sehr hübsch gemalt und geschickt arrangirt. Noch besser waren die Dekorationen in der „Cassilda“, so schön, daß ich mich kaum erinnere, etwas

¹ Die „Journalisten“.

² Emil Devrient.

¹ Adolph Rudolph war später unter Ed. Devrient in Karlsruhe Regisseur. (S. u.)

üblicheres gesehen zu haben. Nun sind in Gotha aber zwei recht tüchtige Maler, Hoftheatermaler Brückner und Hofmaler Notbart, offenbar mehr als nöthig. — Vielleicht wäre einer davon disponibel?

Oft denke ich an Sie und die Arbeit, welche Ihnen die Einrichtung des neuen Hauses machen muß. Die Kraft des Menschen wächst mit der Größe seiner Aufgaben. Unterdeß wird Ihr Lob mit Enthusiasmus von Ihrem Charakterspieler¹ gesungen, der in diesen Wochen in Gotha gastirt hat und den Herzog und Wangenheim mit Erstaunen über den idealen Zustand Ihrer Theaterleitung erfüllte. Schade, daß Sie den Mann kennen haben, ich habe ihn nicht gesehen, aber er scheint nicht unbedeutend zu sein.

Noch bin ich in der Stadt, aber ich denke abhast an Siebleben und die Ruhe des Sommers. In etwa vierzehn Tagen gehe ich dorthin ab, hoffe, Ihnen von dort etwas Neues zu schicken. Jetzt habe ich etwas nicht Dramatisches vor.²

Auf Gupflov's P. und P.³ bin ich so neugierig, als einem Gegner nur irgend erlaubt ist. Ich wünsche mehr etwas Löbliches, als daß ich es hoffe.

Werden Sie zu der Intendantenkonferenz nach Leipzig gehen. Es wäre vielleicht gut, wenn Sie es thäten. Ich habe mit Wangenheim — feuriger Enthusiast für alles Schöne ohne sicheres Urtheil — in Gotha über einige wünschenswerthe Anträge gesprochen, über die ich Ihnen später noch schreibe.

Jedenfalls bitte ich, wenn Sie nach Leipzig reisen, daß Sie nicht vergessen, wie Siebleben auf Ihrem Wege liegt.

Ich habe einige Unterredungen mit Ludwig⁴ gehabt. Er ist fleißig und sehr brav, aber ob er je eine verständige Handlung componiren wird? Wenigstens arbeitet er tüchtig an sich.

Meine Frau empfiehlt sich artig Ihrem Hause. Ihnen aber, mein lieber Freund, alle Liebe und Treue

Ihres Freytag.

Leipzig, den 24. November 1853.

Mein theurer Devrient!

Doktor Buddens, gegenwärtig zu Frankfurt a. M., Bruder der Frau Laube, Verfasser der bekannten Werke über Rußland u. s. w., ein vieljähriger Freund der „Grenzboten“ und ihrer Richtung und ein persönlicher Freund der Redacteurs, bringt Ihnen diesen Gruß. Er wünscht Ihre und Ihrer Bühne persönliche Bekanntschaft zu machen. Können Sie ihm beides und seien Sie ihm hold.

Ich werde Ihnen diesmal kein Drama, sondern einen Roman senden. Prüfet alles, und das Beste behaltet.

Ich denke perpetuirlich an Sie und zürne nur darüber, daß Ihr Theater so weit von hier liegt.

Uns geht's gut. Meine Frau ist noch auf dem Lande, ich erwarte sie Ende der Woche.

Noch eins. Thun Sie doch Grimms Deutschem Wörterbuch den Gefallen und senden Sie ihm direkt oder durch mich oder Sal. Hirzel ein halbes Duzend Zettel: die Erklärung der Bedeutungen der Hans Sachs und Ahrenschen Theaterausdrücke: Brücke, Loch, Finne u. s. w. Vielleicht haben Sie noch einige Wörter in eigentümlicher technischer Bedeutung, sowie eine Anzahl Redensarten, z. B.: Lampenfieber — zusammenstreichen u. s. w.

Weiße nicht, ob Sie bereits den Grimms geholfen haben. Haben Sie es nicht gethan, so erlaube ich mir auf der folgenden Seite die Größe und Konstruktion der Zettel zu formiren, auf denen eingesandt wird. Es soll Ihnen keine Mühe machen, nur was Sie schnell finden können. B ist im Vexikon am Ende, es ist also dafür wenigstens Eile.

Empfehlen Sie mich angelegentlich Ihrem Hause, Sie aber, mein theurer verehrter Freund, sollen hold bleiben Ihrem

treu ergebenen Freytag.

Ich habe Buddens ersucht, mir einen Artikel über Ihr neues Theater zu machen. Am besten wär's, Sie könnten ihm einige Notizen geben. Ferner bin ich sehr lüsternd, Ihre Scenirung des Don Quixote zu erhalten, am liebsten für das Blatt. Der hiesige musikalische Riese, unser Freund Otto

¹ Friedrich Haase.

² „Soll und Haben“, erschienen erst 1855.

³ „Philipp und Peter“. Am 17. April las es Devrient: „Wohin hat der Mann mit all seinem Talent sich geschraubt! Zur totalen Ungenießbarkeit.“ (Tagebuch.)

⁴ Otto Ludwig.

Jahn,¹ geht damit um, einen Artikel zu schreiben über den Regie-Schlendrian bei den Aufführungen dieser großen Oper und über die Übelstände, welche aus dem schlechten deutlichen Text hervorgehen. Wahrscheinlich haben Sie alles das, was er gebessert wünscht, bereits gründlich gebessert und noch mehr, und wir hier wissen's nicht. Wie ist's mit der kleinsten Mühe für Sie zu machen, daß wir darüber unterrichtet werden?

Bitte, bitte!²

Leipzig, den 5. März 1854.

Verehrter Freund!

Die betreffende Nummer der „Grenzboten“ sende ich Ihnen beifolgend unter Kreuzband. Möge Buddeus sich Ihnen und der guten Sache auch fernerhin nützlich machen können.

Mit Rudolph ist es eine eigene Sache. Dem Publikum ist er hier ziemlich fremd geblieben, was übrigens nichts sagen will, da ein Mensch von Ansprüchen in das hiesige Theater nicht zu gehen pflegt, die Wirtenschaft hier ist trostlos. Und ich fürchte, die hiesige Unzucht hat dazu beigetragen, ihm Eitelkeit und Ansprüche groß zu ziehen. Sehen Sie sich jedenfalls vor, wenn Sie's mit ihm probiren wollen, auch ein guter Gesell wird in einer so wüsten Anarchie, wie hier herrscht, verdorben.³ Und Rudolph ist nicht mehr jung. Von seinem Charakter weiß ich nichts Nachtheiliges, zum Umgange ist er nicht brauchbar gewesen.

Wir sind hier in größter Spannung über die nächsten Schritte, welche man in Berlin thun wird.⁴ Die Hoffnung ist nur klein,

daß die dortige Regierung nach der Größe des Moments handeln wird. Die nächsten Jahre werden schwer zu ertragen sein, auch für die Kunst, auch für Sie und Ihr Institut, mein Freund. Inter arma silent leges, zu deutsch: Theaterzucht ist schwer zu erhalten, wenn es trommelt.

Unter allen Umständen bleibe ich zugleich mit den besten Grüßen von Haus zu Haus, Ihnen, lieber Freund,

in Treue ergeben

Frentag.

Am 26. September 1855 zog Devrient bei Frentag Erkundigungen ein über den Charakter des Jahresfestes des Schillervereins, zu dem er einen Vortrag schon in Aussicht gestellt hatte. Frentag antwortete:

Stebleben b. Gotha, den 29. September 1855.

Mein lieber Freund!

Ihr Brief wurde mir von Leipzig hierher geschickt, wo ich bis zum 8. Oktober bleiben will, und kam erst heute in meine Hände. Zunächst also herzlichen Dank über die Nachricht, welche er mir von Ihnen giebt. So ab und zu erfuhr ich zwar durch die Blätter von Ihrem Theater und auch über Norburg kam mir manche Kunde, aber freilich ist das alles sehr ungenügend, und eine Stunde mündlichen Verkehrs wäre viel besser. Noch gebe ich die Hoffnung nicht auf, Sie bald einmal zu begrüßen.

Sehr verführerisch wäre nun die Perspektive, Sie zum November in Leipzig zu sehen. Aber wie sehr ich selbst dabei gewinnen würde, im Interesse wahrhafter Berichterstattung kann ich doch die Thätigkeit beim Schillerfest nicht recht empfehlen. Der Schillerverein in L[eipzig], bis zum Jahre 1848 durch den Genius Robert Blums getragen,¹ hat seit der Zeit nicht gerade an Weisheit und Gnade bei den Menschen zugenommen. Sein Publikum wird gebildet durch die guten Leute, welche enthusiastische Phrasen zu hören nicht müde werden, einst den demokratischen Ergüssen der Phrasenreue gläubig lauschten und jetzt zu Zweckessen zusammenlaufen ohne große Rücksicht auf die Qualität der Spei-

¹ Der Archäolog, Philolog und Musikschriftsteller (1813 bis 1869), Biograph Mozarts.

² Leider war Buddeus gerade gekommen, da acht Tage lang „nichts Präsentables“ gegeben wurde. Trotzdem sah er manches, „das nicht übel ging“. Er war viel mit D. zusammen: „Man diskutierte ganz angenehm, wir besprachen, was D. für unser Theater in der Journalistik zu thun wünscht. Er hat gewissen Eifer und die rechte Gesinnung dafür.“ Mit dem nächsten Brief schickte Frentag einen solchen Artikel von Buddeus aus den „Grenzboten“.

³ Devrient spricht sich in einem späteren Briefe in gleichem Sinne aus: „Welch eine miasmatische Atmosphäre haben die meisten Theater! Und dagegen soll nichts geschehen. Selbstkorruption! Überläßt man die denn einem anderen Stande? Warum diesem, der die härtesten Versuchungen in sich trägt!“

⁴ Preußens Beteiligung am Krimkrieg gegen Rußland war der romantische Wunsch liberaler Volksmänner gewesen.

¹ Der bekannte Führer der Demokraten in Sachsen stiftete 1840 den ersten Schillerverein.

sen, Toaste und Reden; die „gebildeten“ Familien Leipzigs sind fast ohne Ausnahme nicht dabei zu finden. Die Leiter sind Wuttke¹ und Gustav Kühne,² und was von kleinen Litteraten in Leipzig umherläuft, freut sich dabei zu deklamieren und zu sprechen. Im Grunde ist die Societät, trotz des zahlreichen Besuchs der Festfeier, ein wenig ruppig, und ihre Manöver sind nicht immer taktvoll. So haben sie vorigen Winter Diplome und Ehren diplome verteilt, auch an mehrere Fürsten, die aber in ihrer Ausstattung und Zusageart so wenig einnehmend waren, daß sie den Verein schlecht empfehlen. Er wird wohl zumeist durch den kleinen Wuttke zusammengehalten, der darin eine Gelegenheit findet, sich in Parade zu zeigen. Mich hatten sie im Jahre 1848 als Redner eingefangen, als ich noch ganz fremd in Leipzig war, ich bin seit dem Abend nicht mehr hingegangen: kurz, ich kann's Ihnen nicht raten, hinzugehen, zumal Sie eine Stellung in unserer Kunstwelt haben, welche Sie, und Ihre Freunde noch mehr, zu dem System führen muß, das Gemeine, auch wenn es gutmütig ist, von Ihrem Leben fernzuhalten!

Ihr Brief und diese Antwort geben mir eine Veranlassung, Ihnen endlich zu senden, was ich schon lange für Sie bestimmt hatte und einer persönlichen Dedikation vorbehielt — daraus ist nun bis jetzt nichts geworden. Möge Ihnen der Roman³ — wenn Sie eine Stunde Zeit dafür haben — keinen üblen Eindruck machen. Haben Sie keine Zeit, ihn zu lesen, so betrachten Sie ihn als ein specimen diligentiae. Mir war es Bedürfnis, ihn zu schreiben, nebenbei um zu untersuchen, wie man einen Roman macht, und vor allem, um einen Stoff loszuwerden, den ich anderweitig von mir nicht ablösen konnte.

Jetzt simulire ich wieder über einem Stück, doch ist's ein Trauerspiel.⁴ Aber ich werde es in keinem Fall für diesen Winter versenden, selbst wenn ich damit fertig werde,

was noch unsicher ist. Zwei Jahre habe ich mich mit dem Roman herumgeschlagen, seit dem Mai bin ich fertig, dann habe ich ein paar Monat gefaulenzt. Jetzt spinne ich mich wieder ein.

Für meine Theaterproduction ist ein rechttes Unglück, daß das Leipziger Theater in so schlechter Verfassung ist. Von der Gemüthlichkeit des Gotha'schen sehe ich wenig.

Persönlich geht mir's gut; in meinem Hause und draußen. Möchte es bei Ihnen überall ebenso sein. Haben Sie die Güte, mich und meine Frau Ihrem Hause in freundliche Erinnerung zurückzurufen und Ihre Freundschaft zu erhalten

Ihrem treuen Freytag.

Am 8. Oktober 1855 schrieb Devrient ins Tagebuch: „Freytag hatte mir seinen Roman ‚Soll und Haben‘ geschickt, auch in seiner lebenswürdigen Weise abgeraten, nach Leipzig zum Schillerfeste zu gehen. Die Compagnie ist dort nicht die beste. So bin ich die Arbeit los: ich wäre dazu gezwungen gewesen, ich habe Dinge zu sagen, die ganz an der Zeit wären, über Schillers dramatische Charaktere und die Art, in welcher die Schauspielkunst sie endlich behandeln sollte, d. h. charakteristisch, — und über die Leitung, die man dem Schillerschen Geiste, d. h. seiner Ansicht von der Bühne, über dieselbe übertragen sollte.“

Daß man der Bedeutung des Theaters, die seine Mannheimer Vorlesung proklamiert, ganz untreu geworden ist, habe die heutige Theaterkrisis herbeigeführt. — Vielleicht ist's auch gut, daß ich jetzt nicht zum Reden komme. —

Am Abendisch fingen wir Freytags Roman an. Namentlich der Anfang sehr schön, in Boz' Formen, aber anmutig und einfach und gehaltreich.“

Noch oft flüchtete sich der Sohn des Kaufhauses „Devrient Söhne“ aus der unendlichen Fülle der Mühen und Enttäuschungen des „theatralischen Geschäfts“ in die Welt von „Soll und Haben“. Und doch zeigen gerade die von nun an auch erhaltenen Briefe Ed. Devrients, wie diese Bretterwelt seine Welt war, in der er wirken mußte als Lehrer und Leiter, als Dramaturg und Regisseur.

¹ Heinrich Wuttke, Historiker und Politiker, 1848 Mitbegründer der großdeutschen Partei, Gegner Preussens (1818 bis 1876).

² Gustav Kühne, Verfasser des „Jungen Deutschland“ (1806 bis 1888).

³ „Soll und Haben“.

⁴ „Die Fäbier“. Erst im März 1859 sandte sie Freytag Devrient zu.

Den nächsten Anlaß zum Briefverkehr gab der Plan einer gemeinsamen Bethätigung vornehmer Gesinnung, zu der Freitag den Freund bereit wußte und bereit fand.

Freitag an Devrient.

Mein lieber, verehrter Freund!

Diesmal schreibe ich Ihnen nur als Wiltender.

Otto Ludwig, einst Ihr Schübling, ist durch sein körperliches Leiden in große Verdrängnis und Not gekommen, er kann nichts rechts arbeiten und so auch nichts verdienen, seine Frau und zwei hübsche Kinder sind mit ihm in Gefahr, zu hungern. Da es nun im gegenwärtigen Deutschland nicht wohl angeht, daß ein Schriftsteller von starkem Talent und würdigstem Streben in der gemeinsten Not sitzen bleibe, so sind einige ehrbare Männer in Leipzig, Dresden und Gotha zusammengetreten, um dem Poeten Ludwig durch eine jährliche Rente die äußerste Not fernzuhalten.

Jeder steuert ad libitum bei, verpflichtet sich auf drei Jahr jährlich zum letzten April seinen Beitrag einzusenden und bleibt als Mitglied einer kleinen stillen Societät jedermann unbekannt, am meisten seinem Schübling.

In derselben Methode sind seit der Göttinger Professorenzeit von Leipzig aus nicht wenige der besten Kräfte Deutschlands, welche durch äußere Verhältnisse ihre Basis verloren, gestützt worden, meist Gelehrte von Ruf, alle Männer unsrer Partei, zuletzt Schleswig-Holsteiner. Und man kann ohne Übertreibung sagen, daß durch solche zusammengeschlossene stille Theilnehmer viele Tausende im Laufe der Jahre versandt worden sind.

Im Kleinen wollen wir das auch bei Ludwig durchsetzen.

Jetzt weiß ich nicht, ob Sie nicht vielleicht schon mehrfach und anderweitig in ähnlicher Weise für Ludwig gesorgt haben. Es sähe Ihnen das äußerst ähnlich. Und ich bin deshalb Ihnen gegenüber durchaus nicht in der Lage, geradezu um einen Beitrag bitten zu können. Indeß als dem ältesten und förderlichsten Freunde und Gönner Ludwigs hielt ich es jedenfalls für

Pflicht, Ihnen von unserem Conat Nachricht zu geben und Ihnen das Weitere zu überlassen.

Diese Gelegenheit benutze ich, Sie recht von Herzen zu versichern, wie gern und oft wir Ihrer denken und wie sehr wir Sie näher wünschen. „Wir“ sind zunächst meine Frau und ich, welche sich Ihrer Frau Gemahlin artigst empfehlen lassen.

Sie aber, lieber Herr und Freund, bitte ich hold zu bleiben Ihrem

treu ergebenen Freitag.

Siebleben bei Gotha, 2. Juni 1857.

Devrient an Freitag.

Karlsruhe, den 8. Juni 1857.

Das ist eine schöne, recht herzlich dankenswerthe Einrichtung, die Sie da vornehmen. Mir insbesondere gereicht sie zu großer Beruhigung, denn Ludwig war in Bezug auf seine materielle Existenz gegen mich nicht nur zurückhaltend, sondern er machte mich gerne glauben, daß es ihm an nichts gebräche. Er schlug meinen Antheil an seinen Arbeiten immer viel zu hoch an und vermied darum wohl eine doppelte Verpflichtung. Nur durch Auerbach hörte ich vom wahren Stande der Dinge. Als ich ihn aber im Februar in Dresden sah, schien es ihm gerade gut zu gehen, wenigstens that er so gegen mich, als ich ihn trieb, die Preisbewerbung in München nicht zu versäumen, wo Weibel angelegentlich für ihn wirkt. Nun um so besser. Ich schicke Ihnen hiermit — — — für den vergangenen letzten April, von wo an doch die Einrichtung datiren soll, und verpflichte mich zu gleicher Zahlung auf drei Jahre. Hätte ich nicht noch drei erwachsene Söhne zu subveniren, würde ich mehr thun können; was dann wohl gelegentlich geschehen darf. Was mir sonst hier gelingen wird — ich zage, lieber Freund. — Mein Dienstherr wird wohl der einzige sein, den ich veranlassen kann; er ist hier „unter Larven die einzige fühlende Brust“. Sie hören weiter davon.

Ich fange an, von meiner Arbeit stumpf zu werden, das bemerke ich mit Grauen. Dazu habe ich seit Jahr und Tag Unglück. Junge, gutgerathene Talente erkranken, gehen

fort, sterben,¹ ich kann die Lücken nicht wieder gehörig füllen, die theure Zeit dehnt ihre Forderungen mit auflösender Gewalt in jeden Winkel, jede Fuge des Kunstinstitutes, wir haben kein Geld, der Sache Herr zu werden, es geht einmal Alles zuwider, Alles schlägt fehl. Genugthuung hat mir meine Einrichtung des „Faust“² gemacht, weil mir gelungen ist, dem Gedichte eine gewisse einheitliche Gestalt auf der Bühne zu geben.

Das wunderherrliche, reiche Talent der Seebach mit ihrer infamen Comödianterei und Coulißreißermanier haben wir auch hier gehabt. Ich siehe wie Cassandra bei dem Untergange der deutschen Schauspielkunst, es ist Einem um so schlimmer dabei zu Muth, wenn man es seit zehn Jahren gesagt hat, daß dies deutsche Theater den

Weg des englischen geht. — Aber unser Frühling ist in diesem Jahr vortrefflich gerathen, und ich hoffe, er gedeiht Ihnen so erquickend wie mir. — Griepenterl schreibt mir, daß auch Sie sein Trauerspiel¹ so vortrefflich gefunden hätten, Sie werden eben klüger gewesen sein als ich, der ich mir eine sehr gereizte Erwiderung und Antikritik durch meine Beurteilung zugezogen habe, die sogar nicht einmal ganz so unumwunden war, als er sie begehrt hatte. Wenn das Stück nicht im Kausch geschrieben ist, so weiß ich mir's gar nicht zu erklären. Lassen Sie mich doch endlich einmal Ihre Tragödie² haben, damit man sich seines Metiers einmal wieder freuen kann.

Meine angelegentlichste Empfehlung Ihrer verehrten Gattin, und behalten Sie mich lieb
Eduard Devrient.

¹ 1856 z. B. waren Friedrich Haase und Theodor Wille abgegangen, Wilh. Lorenz gestorben.

² Devrient hat nach der Aufführung einen Rechenschaftsbericht geschrieben über seine Einrichtung, die schon die Keime der Faustbearbeitung seines Sohnes Otto D. (1876) birgt. Hiervon, sowie von dem damaligen Gastspiel der Marie Seebach (als Gretchen und Klärchen) enthält das Tagebuch eine interessante ausführliche Schilderung, die bei anderer Gelegenheit veröffentlicht werden soll.

¹ Anna von Walsed. Das Tagebuch zeigt den Kern des Urtheils: die Personen lauter Gedankenresultate, kein blutwarmes unmittelbares Bewegen, alles fertige Dinge, kein Werden, keine Wirklichkeit — — trunken und exaltirt ohne jede Vernunft. Was soll man nun dem Autor sagen? — — Welch eine Fülle der unangenehmsten Aufgaben, den meisten Menschen nur Unwillkommenes sagen zu müssen.

² „Die Fabier“.

(Fortsetzung folgt.)





Der Sergeant

Von

Georg Freiherrn von Ompteda

(Nachdruck ist unterlagt.)

Anteroffizier Mischke war Sergeant geworden.

Der Dienst war zu Ende, und um seine Knöpfe leuchten zu lassen, ging er in sein Kasernenzimmer und zog die Extrauniform an, auf die der Schwadronschneider noch schnell das Abzeichen des neuen Dienstgrades hatte nähen müssen. Dann stellte er sich vor den kleinen Spiegel, an dem die eine Ecke fehlte, pomadisierte sich den Kopf ~~da~~, machte einen Scheitel, den er, so weit es irgend ging, hinten durchzog, wuschte sich den Schnurrbart in die Höhe, schnallte den Säbel um, bürstete noch einmal die Uniform ab und ging aus.

Auf dem Kasernenhof blickte er mit durchbohrenden Augen einen Rekruten an, der vorbeikam und, wie der Sergeant meinte, nicht stramm genug seine Ehrenerweisung machte.

Aber er sagte ihm nichts. Heute wollte er einmal ein Auge zudrücken, denn es war ein Ehrentag für ihn, ein Jubeltag, der seines dritten militärischen Advancements: zuerst Gefreiter, dann Unteroffizier, heute Sergeant.

Damit war es nach Sergeant Mischkes Ansicht noch nicht zu Ende, denn der Wachtmeister stand ihm in bestimmter Aussicht. Er wollte Wachtmeister werden, und er mußte es. Er war nie bestraft, nicht mit einer Stunde Nachexerzieren, er hatte als Dragoner niemals auch nur dem Verittsführer die Räumung ein zweites Mal vorbringen müssen, er hatte keine Ausstellung erfahren, seitdem er den bunten Rock trug.

Und der Sergeant hatte ein Recht dazu, er, der den strengsten Maßstab an sich selbst

legte, auch von seinen Untergebenen Ordnung, Pünktlichkeit, Gehorsam zu verlangen.

Die Sonne schien hell. Es war ein warmer Frühlingstag, schon dem Sommer nahe. Der Glieder duftete im kleinen Unteroffiziersvorgarten der Kaserne, dessen Oberaufsicht dem Sergeanten übertragen war.

Und er ging den zweimal gewundenen Weg bis zum Ausgang nach der Straße, sah sich in dem peinlich sauber gehaltenen Gärtchen um, das etwas militärisch Strammes und Straffes hatte, wo alles gerade stand bis auf den einen Weg, dem der Gärtner einen künstlerischen Schwung hatte geben wollen.

Rechts und links begleitete den Pfad eine scharf gerichtete Reihe von Rosenstöcken mit grünen, gelben und blauen Glaskugeln, ein Geschenk des Wittmeisters an die Unteroffiziere, die sich das auf Mischkes Antrag glühend gewünscht.

Der Garten war seine Liebe, seine Beschäftigung außer Dienst, denn was die Kameraden anzog: Tanz, Mädchen, ein Glas Bier, hatte für ihn keine Bedeutung.

Er hatte sich um die einfältigen Weiber nie gekümmert, wie er bärbeißig sagte. Er rauchte nicht, sondern sparte das Geld dafür; er trank nicht und sah es nicht einmal gern, wenn es andere thaten, denn — wie er zu sagen pflegte — ein Soldat soll immer den Kopf frei haben.

Dafür war er ein guter Sohn, und der Mutter schickte er von seinem Ersparten, soviel er nur konnte, mehr als irgend ein anderer.

Es war heiß. Der Sergeant ging langsam die lange Kastanienallee hinunter, die

nach Friedeberg führte, wo das Regiment in Garnison lag.

Die Straße war staubig. An der einen Seite sah man den Sommerweg tief ausgehöhlt, mit Sand beschüttet, von unzähligen Hufspuren bedeckt; dort ritt das Regiment durch den Ort zum Exercieren, denn der Exercierplatz lag jenseits Friedeburgs.

Aber dort ging der Sergeant nicht, das hätte die frischgewachsenen Stiefel beschmutzt, sondern er sprang mit einem Satz, indem er den Säbel hob, über den Graben und schritt auf dem schmalen bewachsenen Rasenraum hin der Stadt zu.

Er piffte Signale, denn auch außer Dienst pflegte er sich nützlich zu beschäftigen, so wie er gelernt, kein Pferd vorüber zu lassen, das er nicht auf Gebrechen und Bau angesehen, und keinen Wasserlauf, ohne sich zu fragen, wie man hinüberkäme, keine Ortschaft von weitem, ohne in Gedanken festzustellen, wie sie hieße, nach welcher Himmelsrichtung sie läge.

Das dauerte eine Weile. Er machte sozusagen das ganze Exercierreglement durch mit Pfeifen, ließ die Schwadron aufmarschieren, schwenken, abbrechen — endlich wieder Aufmarsch und nun zur Attacke angeleitet, Signal Trab! Signal Galopp!

Den untergelegten Text sprach er vor sich hin:

Schentel ran, Schentel ran!
Laßt ihn laufen, was er kann.

Er war so beim Exercieren, daß er beinahe über jemand gestolpert wäre, der auf seinem schmalen Rasenweg im Graben saß. Und der Sergeant erschrak fast, als eine Stimme rief: „Nu, sehen Se sich doch vor, Herr Unt'roff'zier!“

Der Sergeant blieb stehen. Das kränkte ihn: Unteroffizier war er nicht, seit heute nicht mehr. Und er wäre bald dem Weien im Straßengraben grob geworden, das ihn nicht bei der richtigen Charge angeredet. Doch es war ein Mädchen, das da saß, ein blondes, derbes, dickes, rotwangiges Ding mit prachtvollen weißen Zähnen.

Sie lachte ihn an, und er ärgerte sich, wollte aber nicht aufgehalten sein, machte einen Bogen und ging weiter.

Im Vorüberstreiten sah er, daß sie Schuhe und Strümpfe ausgezogen hatte, die links neben ihr lagen.

Er wollte sich von dem Weibsbild nicht anfechten lassen und ging weiter. Kurz vor den ersten Häusern des Ortes blieb er noch einmal stehen; zog sich den Wassenrock zu recht und stäubte mit dem roten Sacktuch die Stiefel ab, vorsichtig, um sein Tuch nicht zu beschmutzen.

Mit dem anderen Zipfel wischte er sich dann über die Stirn, denn ihm schien es drückend heiß zu sein.

Dann ging er stramm, aufrecht weiter, die Augen nach allen Seiten, ob er bei einem Dragoner eine Unvorschriftsmäßigkeit entdeckte oder ein Vorgesetzter in Sicht sei, den er zu grüßen hatte.

„Der Soldat muß immer die Augen überall haben!“ pflegte der Rittmeister zu sagen.

In der Thür eines winzigen Ladens, der zur Werkstätte führte, stand die Frau des Klempners Hirschold.

Der hatte für die beiden kleinen Lauben des Unteroffiziergartens Wetterfahnen gemacht, und der Sergeant fühlte das Bedürfnis, von seinem Avancement Kenntniß zu geben.

Die Frau redete ihn auch schon an: „Nu, Herr Mischke, so fein heute!“

Er strich sich den Schnurrbart und stemmte den Säbel auf: „Ja, heute is och Grund.“

Aber sie sah die Knöpfe nicht, und er machte sie aufmerksam: „Ich bin Sergeant, sehen Sie Frau Hirschold. Na, ich kann soweit zufrieden sein. 's is ganz hübsch schnell gegangen.“

Die dicke Frau hielt ihren Jüngsten auf dem Arm und lag der Last wegen ganz im Kreuz. Sie drehte sich herum, bat den Sergeanten, einzutreten, und als er im Laden stand, setzte sie das Kind zu Boden, holte aus der Ecke eine Flasche mit einem Korn, goß ein kleines Glas voll und sagte, da sie immer bestrebt war, für ihren Mann Geschäfte zu machen: „Nu, Herr Mischke, wollen Se nich zulangn. Und vergessen Se uns nich, wenn's wieder 'ne Arbeit giebt.“

An solchem Tag, in diesem Augenblick meinte er nicht abzuschlagen zu können. Er zog den rechten Handschuh aus, setzte das Gift an die Lippen und schüttete es in einem Zuge hinein.

Dann sog er es ein und strich sich mit dem Rücken der Hand über den Mund, worauf

er sofort den Handschuh wieder anlegte und mit ein paar Worten den Laden verließ.

Er ging langsam die Straße weiter. Aber drüben lag eine Materialwarenhandlung. Dort konnte er eigentlich nicht so vorüber, denn der Besitzer Hermann war der Schwager seines Wachtmeisters. Da schadete es nicht, sich einmal zu zeigen, einmal den Liebenswürdigen zu spielen, was er doch selten genug that. Es wurde sicher dem Wachtmeister hinterbracht, und beim Wachtmeister gut zu stehen, war gewiß nicht minder wichtig als beim Schwadronschef selbst.

Frau Hermann begrüßte ihn freundlich und beglückwünschte ihn sofort. Das gewann sein Herz, und wenn er gezweifelt hätte, ob er den Verwandten des Wachtmeisters etwas zu verdienen geben sollte, so entschied das, und er verlangte eine Flasche Bier, Lager, da es Einfach nicht gab.

An der Ecke stand eine Bank mit einem kleinen Tisch davor, eine Art Probierschank. Dort setzte er sich einen Augenblick hin. Der Materialwarenhändler erschien selbst und meinte, es habe sich jeder Mensch in Friedeberg gestreut über das Avancement, da habe es doch einmal den Richtigen getroffen. Und in Eifer und Glückseligkeit hatte der Sergeant seine Flasche beinah geleert, als es ihm einfiel, der andere möchte ihm Verschaid thun.

Doch er besaß nicht mehr genug, und in der peinlichen Lage bestellte er sofort eine zweite Flasche.

Aber Herr Hermann nippte nur, ward abgerufen, und ein sparsamer Mann, wie der Sergeant war, konnte er es nicht über sich gewinnen, etwas übrig zu lassen. So leerte er auch die zweite Flasche.

Der Tag kam ja nicht wieder, und einmal in seinem Leben konnte er sich wohl etwas leisten.

Aber lag es an der Hitze oder daß er zu schnell getrunken — genug, er fühlte, wie ihm die Hände brannten und ihm der Alkohol zu Kopf gestiegen war.

Darum ging er an die frische Luft, die Straße weiter hinunter durch den Ort, immer noch die Augen umherwandern lassend, ob man ihn auch wirklich bemerkte, was die Menschen dazu sagten, daß er, Unteroffizier Mischke, Sergeant geworden war.

Da bog ein anderer Sergeant von der dritten Schwadron um die Ecke, und sie standen einander gegenüber: „Donnerwetter, Mischke! Ich hab's ja geheert, du bist och avangciert.“

Der Sergeant bejahte sein Gegenüber, einen bartlosen hageren Menschen, mit dem er auf Reitschule gewesen. Es war eigentlich sein bester Freund, den er nur etwas aus den Augen verloren, da er bei einer anderen Schwadron stand.

Sie freuten sich, am gleichen Tage befördert worden zu sein, und der andere, Sergeant Kannebier, schlug vor, sie wollten zusammen einen Spaziergang machen vor die Stadt.

Das thaten sie denn auch. Und die beiden Chargierten bummelten langsam zum Schützenhaus hinaus.

Es lag am anderen Ende des Ortes, und täglich rüdten die Dragoner daran vorbei zum Exerzierplatz.

Aber jetzt ging Sergeant Mischke mitten auf der Straße, nicht mehr sorgfältig die gewichsten Stiefel schonend, als sei der erste Flecken mit dem Staub der Straße ihm schon angeweht.

Im Schützenhaus setzten sie sich in den Garten. Irgend etwas verzehren mußten sie, so bestellte denn jeder ein Glas Bier.

Die dicke Wuste brachte es, sagte, ohne gebeten zu sein: „Ich bin so frei!“ nippte an beiden Gläsern, wischte dann mit dem Tuch Rand und Boden ab und setzte sie auf den Tisch.

Es war Sonnabend und noch niemand im Lokal. So blieben denn die beiden allein sitzen.

Kannebier hatte bald sein Glas geleert und befand sich schon beim zweiten, als Mischke kaum noch etwas getrunken hatte.

Der von der dritten Schwadron höhnte: „Nu, Mischke, säuffst de immer noch nisch?“

Es ärgerte den Sergeanten. Eine Veränderung mußte mit ihm vorgegangen sein, denn sonst würde er sich nicht darüber aufgeregt haben: er war stolz darauf, nichts zu trinken. Jetzt aber setzte er das Glas an, leerte es, klappte damit auf den Tisch, das Mädchen erschien, ein neues Bier kam, die beiden stießen an: die Reitschulzeit! das Avancement! — und das zweite Glas war leer.

Der Sergeant war nichts gewöhnt und hatte längst zu viel getrunken. Wenn man ihm auch äußerlich nichts anmerkte, so fühlte er es doch selbst. Es erwachte in ihm etwas Grundjahlozes, etwas Empörtes und Empörendes, das Gefühl: es ist ja alles Wurst! Er hatte dem Dienst und der Pflicht gelebt, er hatte sich geschunden wie ein Hund, der Mutter einen Notgroschen geschickt, nie etwas für sich gethan, eine militärische Maschine seine Jahre abgedient — jetzt wollte er einmal an seinem Ehrentage sich verteuflert unterhalten.

Und plötzlich schlug er mit der Faust auf den Tisch und rief: „Kannebier! Heute wollen mer e Ding formieren!“

Der andere lachte laut, und zum Zeichen dessen bestellte er, was sie sich nie sonst boten, eine Flasche Rotwein.

Bei der saßen sie lange Zeit. Es ging nicht schnell — aber sie wirkte sicher. Es war aber auch ein mörderisches Zeug. Und als die ersten Gäste abends kamen, denn es sollte Tanzmusik sein, wie immer Sonntags abends und Sonntags auf dem Schützenhause, hatten die beiden Sergeanten ihre Flasche geleert, und Mischke stand am Eingang, drehte seinen Schnurrbart, qualmte wie ein Schlot mit roten Wangen, glänzenden Augen, befehls eines der Fabrik- und Bauernmädchen, die zu Tanze kamen, nach dem anderen, zwinkerte sogar dem Sergeanten Kannebier zu, wenn ihm eine besonders gefallen, und ging dann in den Saal.

In der Mitte lag der Tanzboden, rundum liefen Galerien mit einzelnen Tischen, oben spielte ein Civilorchester, fünf Mann der Stadtkapelle, die trotz der geringen Anzahl Instrumente einen ohrenbetäubenden Lärm verursachten.

Die roten Vorhänge an den hohen Fenstern wurden zugezogen, die Petroleumlampen am großen Kronleuchter angesteckt, der Tanzordner, ein Vorarbeiter aus der Anilinfabrik nebenan, stand in der Mitte mit krummen Weinen, zwischen denen die langen Schöße seines Fracks niederhingen wie der Klöppel in einer Glocke.

Er klatschte in die Hände, die Paare traten an, zählten den „Behnpsenger“, und dann ging es los: „Ach, wie so süß“, dann: „Komm, meine Hulda“, endlich der Galopp: „Mädel, Mädel, willst nie“.

Es echote in dem Raum, das Blech dröhnte, man hörte Scharren und Schleifen, mit angedächtigen Gesichtern drehten sich die Paare in schwerer Arbeit.

Ein Elegant tanzte gegen den Strich in der Mitte einen winzigen Kreis auf dem Schatten, den die Petroleumlampen des Kronleuchters niederwarfen.

Es war nicht so voll wie sonst am Sonntag, vor allem fehlten die Dragoner. Dafür machte sich das Civil breit. Die einzigen Vertreter des Militärs, die beiden Sergeanten am Eckisch, störten nicht.

Sie beteiligten sich auch nicht am Tanz, sondern tranken noch eine Flasche Wein, rauchten stumm mit hochroten Gesichtern und ließen nur ab und zu einmal klirrend den Säbel fallen.

Sonst waren sie ernst, sehr gemessen, ganz ihrer Würde bewußt. Der Wirt kam zu ihnen, redete ein paar Worte, die Wirtin erschien, begrüßte sie, und beidemal hatte es zur Folge, daß die Dragoner sich nicht lumpen lassen wollten und noch etwas bestellten, sei es ein paar Cigarren, sei es einen Schnaps.

Es war schon spät geworden, nach zehn Uhr. Um elf mußten die Chargierten in der Kaserne sein. Aber immer noch hatten sie nicht getanzt.

Sergeant Mischke legte sich mit beiden Armen auf die Brüstung, stützte sein Kinn in die Hände und blickte ein wenig verstört mit ausdruckslosen Augen auf die Schar der Tanzenden hinab.

Da ward er plötzlich aufmerksam. Er hatte etwas Bekanntes gesehen. Im nächsten Augenblick riß er sich zusammen: da drüben stand das Mädchen, das heute nachmittag im Graben gefessen. Und mit einem Male erschienen die bloßen Füße vor des Sergeanten Phantasie, und unwillkürlich lief sein Auge hinab, als müßte sie noch barfuß gehen.

Sofort hatte sie ihn erkannt und grinste über das ganze Gesicht. Dann kam sie herüber, ging langsam um den Saal und blieb wie von ungefähr vor dem Sergeanten stehen, ganz dicht, daß er das dicke Mädchen atmen sah und sein eigener Hauch, den er stöhnend ausstieß wie eine Lokomotive, ihr unordentliches Haar am Ohr ins Wehen brachte.

Er wollte nicht mit ihr reden. Der Wein schnaupte aus ihm, er wußte es selbst nicht, daß er sie angehaucht.

Sie aber drehte sich um und sagte, indem sie ihn grinsend ansah und die festgefügtten großen Zähne wies: „Was blasen Sie denn so, Herr Unt'ross'zier?“

Er ward böse: „Erststens blase ich nicht, und zweitens bin ich kein Unteroffizier!“

Da wandte sie sich ganz herum und den Tanzenden den Rücken: „Sie haben aber doch die Treppen, das versteh ich doch!“

Er deutete auf seine Knöpfe: „Nu, Mädels, 'nen Sergeanten wirst du doch erkennen!“

Sie schien sich nicht zu wundern, daß sie geduzt ward. Und er redete nun immer weiter, nannte sie „du“, „Mädel“, sagte allerlei Unsinn, während sie bei ihrem „Herr Unt'ross'zier“ und in der dritten Person blieb.

Inzwischen war Kannebier vom Tisch fortgegangen, und das Mädchen setzte sich, ohne aufgefodert zu sein, auf seinen Platz.

Sie blieben stumm nebeneinander und sahen dem Tanz zu. Er bewahrte seine Haltung, sie lächelte ihn ab und zu verstohlen an, als schäme sie sich. Da suchte er unter dem Tisch ihre Hand und drückte sie, ohne ein Wort zu sprechen. Sie war groß, kräftig, Feldarbeit gewohnt. Er legte sie sich aufs Knie, strich über den Handrücken — und wieder ließ sie es geschehen.

Im Saal war es unerträglich heiß geworden. Dem Sergeanten standen die Schweißtropfen auf der Stirn, und auch des Mädchens Finger fühlten sich feucht an.

Der Sergeant wollte eine Einleitung finden, aber er wußte nicht, was sagen. Endlich meinte er mit seiner gewohnten Anrede: „Mädel, wo bist du denn her?“

„Nu, vom Gute!“

„Was für eens denn?“

„Hartmannsdorf!“

Das war einer der Direktionspunkte beim Exerzieren; den „Kirchturm von Hartmannsdorf“ kannte er genau, und den Ortsausgang hatte er auf Felddienstübungen schon zweimal verteidigt.

„Mußt du denn heute wieder 'naus?“ fragte er.

„Nu, natürlich! Ich bin doch bloß 'rein-geschickt.“

Er erinnerte sich plötzlich der vorgeschrittenen Zeit, er mußte zur Kaserne zurück. Da schlug er ihr vor, weil er nicht sagen wollte, daß er zur bestimmten Stunde heim-zukehren hätte, er, Sergeant Mische: „Mädel, wenn du jetzt mitkommst, kann ich dich e Stief hinbringen.“

Sie war einverstanden, leerte noch, ehe sie gingen, sein Glas, und da Sergeant Kannebier nicht gleich wiederkehrte, warteten sie nicht erst, sondern brachen auf. Unter dem Vorwand, er wolle nach dem Kameraden sehen, ging er zuerst allein, und sie folgte. Er hatte trotz der umnebelten Sinne das Gefühl: das schickt sich nicht für einen königlichen Sergeanten.

Sie wählten den Weg außen herum über die Promenade, durch dunkle, schweigende Straßen. Er hob den Säbel, daß er keinen Lärm machen sollte, stampfte schwer mit seinem Reitertritt neben ihr her in wiegendem Gang, während leise die Räder seiner Sporen klirrten.

Mit der rechten Hand hielt er die des Mädchens. In der Dunkelheit rutschte er allmählich am Arm hinauf, schlug ihn um die Schultern, preßte das dicke Ding an sich und ging so, leise durch den Wein von der geraden Linie abweichend, den Weg zur Kaserne hinaus, den auch sie nehmen mußte, um Hartmannsdorf zu erreichen.

Unterwegs hatte es dreiviertel geschlagen. Sein soldatisches „Ich“ sagte ihm, an der Ecke mußte er sie lassen, sie hatte allein nach Hause zu gehen, er mußte in die Kaserne.

Aber vorher wollte er einen Kuß haben.

Doch sie stemmte ihm die Ellbogen entgegen: „Da giebt's nicht!“

Einen Augenblick entstand ein Kampf; aber das Mädchen hatte Kräfte, wehrte sich, und er wollte es nicht mit ihr verderben.

Sie meinte: „Wenn Sie mich noch e Stief hinbringen, über die Kaserne 'naus, Herr Unt'ross'zier.“

„Was dann?“

„Nu, das werden Sie sehn. Aber ich fürcht mich hier an der Kaserne.“

Er meinte noch Zeit zu haben und ging — ging weiter, immerfort, und immer ab und zu sagte er zu ihr, die er an seiner Seite fühlte: „Mädel, nu krieg ich 'nen Kuß!“

Doch immer hielt sie ihn hin, zog ihn weiter, und schließlich war er, vom Trinken verführt, von dem Mädchen bethört, weit, weit hinausgegangen, die lange Allee nach Hartmannsdorf hinab.

Immer zog sie ihn weiter, immer versprach sie ihm, nie hielt sie Wort.

Er kam in Wut, in Erregung, und schließlich rief er: „Iß mir alles eens, wenn ich den Ruß nich kriege, da soll doch gleich der dreimal gottverdammte Satan dreinfahren. Bei mir heeßt's Order parieren! Hörste!“

Er war so wütend geworden und hatte so drohend gesprochen, daß sie endlich in ihrem Widerstand etwas nachließ und er den großen Schnurrbart auf ihren Mund drückte. So blieben sie im Mondschein stehen, der ihren Schatten riesig lang zu einer Säule vereinigt auf die staubweiße Straße warf.

Sie hielten sich eine Unendlichkeit umschlungen, er schwankte hin und her, und sie umflammerte ihn jetzt. Da hörte er ganz fern irgendwo eine Turmuhr schlagen — zweimal.

Das ging ihm durch Mark und Bein: halb! Was war das? Halb elf nicht — denn elf mußte es schon gewesen sein —, halb zwölf. Er kam also zu spät. Nach elf Uhr konnte er nicht mehr herein. Ein Nachtzeichen hatte er nicht: das sollte er erst morgen bekommen. Und mit einemmal packte ihn das Entsetzen, der Wachmeister würde es erfahren, weiter melden, es kam zur Kenntnis des Schwadronschefs! Und er sah den Rittmeister vor sich stehen und hörte ihn sagen: „Nun, Mißchte, ist das der Dank fürs Advancement?“

Da riß er sich los und rief: „Mädel, kommst de morgen rein? Morgen is Sonntag.“

Sie sperrte den Mund auf, dumm, verstand nicht und antwortete endlich: „Nee. Morgen geht de Selma. Ich bin doch uf'm Rittergut.“

Da kam ihm ein Entschluß: „Wißt de zu Haus?“

„Natierlich!“

„Abends?“

„Nu ja.“

Und er dachte, ich bleibe morgen freiwillig in der Kaserne bis nach dem Abendstall! Wenn das der Rittmeister erfuhr, war er vielleicht befänstigt, denn solcher Dienstfeier machte guten Eindruck. Darum sagte er:

„Ich bin um meine gleich hinterm Gut am Weg nach Goldewig.“

Sie gaben sich noch einen Kuß, er riß sich los und lief nun, als gelte es sein Leben, den Säbel unter dem Arm spornstreichs die Straße hinab der Kaserne zu.

Untenwegs schlug er einmal hin. Er begriff sich nicht, hatte er denn so viel getrunken? Er raffte sich auf, sein Knie schmerzte, er fühlte an die Hose, ob sie zerrissen wäre, wischte die Montur ab, wo er beim Mondschein daran den Staub der weißen Straße sah.

Dann rannte er weiter. Als er an die Kaserne kam, schlug es dreiviertel.

Er sah vor sich eine Gestalt. Im ersten Augenblick blieb er stehen, zu erkennen, wer es wäre. Aber es war nicht deutlich zu unterscheiden. Doch in einem Augenblick, wo der Mondschein über die Mauer auf das Gesicht dessen fiel, der vor ihm herging, glaubte er sicher zu sein, daß es der Wachmeister war.

Nun rannte er nach. Er hoffte, mit ihm zu gleicher Zeit in die Kaserne zu kommen. Angesch nauzt würde er werden, aber vielleicht ließ der Gnade vor Recht ergehen, denn der Sergeant war doch jahrelang tadellos in seiner Führung gewesen.

Erst kurz vor der Kaserne erkannte er die Gestalt, und schon rief sein Rittmeister: „Sergeant, wo kommen Sie denn her?“

Der Schreck fuhr ihm in die Knochen. Er riß die Beine zusammen, hob vorschriftsmäßig den Säbel zur Hüfte, reckte sich und sagte schnell, kurz und laut: „Ich habe mich verspätet, Herr Rittmeister.“

Der Rittmeister wendete sich um, ging ihm ein paar Schritte entgegen und antwortete in gedämpftem Ton, daß es der Posten am Kasernenthor nicht hören sollte:

„Mißchte, das ist der Dank?“ Eine Weile betrachtete er ihn, während dem Sergeanten beinahe die Sinne schwanden.

Sein Ausdruck schien böse und finster, allmählich aber hellten sich seine Züge auf, er hob den Finger, drohte und sagte wiederum leise: „Mißchte, daß mir das nicht wieder vorkommt. Sie wissen doch, wenn Sie ein Nachtzeichen haben wollen, ein Unteroffizier von Ihrer Führung bekommt es bei mir jedesmal. Na, kommen Sie her, ich nehme

Sie mit rein. Aber lassen Sie es sich zur Lehre dienen."

Und die beiden gingen durchs Kasernen-
thor, daß der Posten geöffnet, stumm neben-
einander her. Dann, ehe der Rittmeister zum
Stall abbog, den er visitieren wollte, sagte
er kurz zu seinem Sergeanten, der stehen
blieb und die Beine zusammenschlug, daß es
frachte und flirrte: „Gute Nacht, Mischke!"

„Gute Nacht, Herr Rittmeister!"

* *

Am Morgen konnte es dem Sergeanten
Mischke keiner recht machen. Mit rollenden
Augen lief er im Stall herum, und erst als
die Leute hinaufgingen ins Revier, ließ er
sich gehen, trat in eine Ecke und spülte sich
den Kopf im Stalleimer, denn ihm war
wirr und wüßte zu Sinn.

Der Rittmeister erschien. Der Sergeant
wagte seinen Vorgesetzten gar nicht anzu-
blicken. Aber der Rittmeister that nicht, als
wäre irgend etwas passiert, sondern sagte
sogar ein freundliches Wort über die Ord-
nung, die in dem Veritt herrschte.

Doch die Worte klangen dem Sergeanten
als unverdientes Lob. Es zuckte ihm um
die Mundwinkel, während er stramm da-
stand, und er hätte in Grund und Boden
sinken mögen, wenn er an den gestrigen
Abend dachte.

Beim Appell war es dasselbe. Die Mann-
schaften standen in zwei Gliedern da in
ihrem Ausgehanzug, alles bligte und blinkte,
und Sergeant Mischke lief noch einmal, die
Kleiderbürste in der Hand, an der Reihe
seiner Dragoner auf und ab, um jedes
Stäubchen zu entfernen, das sich etwa auf
die blanken Röcke gelehrt hätte.

Dabei ging er gemessen, stramm ausgerich-
tet mit fürchterlichen Blicken und drohend
aufgewirbeltem Schnurrbart. Er schaute
jeden einzelnen an, als wollte er ihn ver-
nichteten, prüfte jede Kleinigkeit des Anzugs
und konnte sich nicht genugthun in Zurecht-
ziehen, Rechtsmachen lassen, Untersuchungen vom
Rußzustand des Säbels, der Knöpfe; er
ließ die Leute abwechselnd die Beine heben,
um zu sehen, wie die Sporen gepukt, ob
nicht etwa die Sohlen der Stiefel durchge-
laufen wären. Und als der Rittmeister kam,

der Wachtmeister „Stillgestanden" rief, stand
er in der Reihe der Unteroffiziere vor der
Front, als der Schwadronschef längst „Rührt
euch" befohlen, noch immer stumm da, einer
Erzfigur gleich, mit finsterem Dienstaussdruck,
als dürfte er sich niemals rühren.

Er begleitete den Rittmeister wie immer,
als er an seinen Veritt kam und die Front
abschritt, winkte dem Rekruten Gerlach, der,
wie er meinte, ein wenig den Kopf hängen
ließ, wütend zu, indem er das Kinn anzog,
sich aufrichtete und eine Haltung annahm
mit rollenden Augen, wie er sie bei dem
Rekruten an Strammheit wünschte.

Aber am Veritt des Sergeanten war nichts
auszusehen, die Leute traten weg, und der
Rittmeister blieb noch mit dem Wachtmeister
stehen.

Sergeant Mischke hatte seine Extrasachen
nicht angezogen. Da rief ihn plötzlich der
Rittmeister: „Sergeant Mischke!"

„Herr Rittmeister!"

Trab lief er herbei, stellte sich vor dem
Schwadronschef auf, schlug die Abjäge zu-
sammen, daß die Sporen klirrten, und blieb
starr stehen. Er erwartete nichts anderes,
als daß er noch einmal zur Rede gestellt
werden sollte, wobei ihm des Wachtmeisters
Anwesenheit besonders auf die Seele fiel.

Doch nichts dergleichen. Der Rittmeister
machte ein freundliches Gesicht, legte ihm
einen Augenblick leise die Hand auf die
Schulter, ließ sie wieder sinken und sagte
dann: „Nun, wollen Sie denn nicht aus-
gehen heute?"

„Nein, Herr Rittmeister."

„Aber es ist Sonntag. Sie müssen doch
Ihre Knöpfe zeigen!"

Der Sergeant wollte antworten, er sei
gestern ausgewiesen, aber in der Erinnerung
an seine schmachvolle Heimkehr wagte er es
nicht. Und der Rittmeister fuhr fort: „Ich
höre eben vom Wachtmeister, daß Sie kein
Nachtzeichen erbeten haben?"

„Nein, Herr Rittmeister."

„Warum denn nicht?"

„Ich wollte nicht ausgehen, Herr Ritt-
meister."

Der Rittmeister lächelte und sagte, indem
er halb dabei den Wachtmeister ansah: „Es
hat mich gefreut, Mischke, daß Sie so haus-
hälterisch mit Ihrer Vönnung umgehen, daß

Sie sogar Ihrer Mutter noch etwas schicken können. Das ist hübsch von Ihnen, und wenn ein Sohn gut ist gegen seine Mutter, wird es ihm, denke ich, wohl einmal vergolten werden. Da scheuen Sie wohl die Ausgabe heute, denn Sie werden doch irgendwo ein Glas Bier trinken wollen?"

Dem Sergeanten flimmerte es vor den Augen, als er seinen Rittmeister, den die Schwadron liebte und verehrte wie einen Vater, so reden hörte, und immer wieder brannte ihm sein Fehler von gestern auf der Seele.

Da fragte der Rittmeister noch einmal: „Also Sparsamkeit?"

Er mußte etwas antworten. Nein, konnte er nicht sagen, dann hätte er einen Grund angeben müssen, und eher hätte er sich die Zunge abgebissen. Darum log er zum erstenmal im Dienst und sagte kurz, scharf, militärisch, fast wütend klang es: „Zu Befehl, Herr Rittmeister!"

Der Schwadronschef drehte sich etwas zur Seite, that ein paar Schritte, suchte in der Tasche, dann trat er zum Sergeanten und sagte: „Ich freue mich, einen Mann wie Sie bei der Schwadron zu haben. Aber heute sollen Sie sich mal amüsieren, und wenn Sie die Ausgabe scheuen, so macht Ihnen das alle Ehre. Hier, Mischke, machen Sie sich mal einen guten Tag heute."

Dabei drückte er ihm ein Goldstück in die Hand. Der Sergeant riß die Augen auf und sagte, indem er wie zur Betonung plötzlich einen halben Schritt seitwärts trat und noch einmal die Beine zusammenschlug: „Danke gehorjamst, Herr Rittmeister!"

In diesem Augenblick trat zum Wachtmeister der Schwadronschreiber, der etwas zur Unterschrift brachte, und den Moment benutzte der Rittmeister, dem Sergeanten zu sagen: „Lassen Sie sich über gestern abend keine grauen Haare wachsen. Ich will nichts gesehen haben. Sie bekommen Nachtzeichen. Viel Vergnügen."

Der Rittmeister grüßte kurz und wandte sich, um die Unterschriften zu vollziehen.

Der Sergeant aber machte Kehrt wie ein Donnerwetter und ging davon, immer noch den Säbel in vorschriftsmäßiger Haltung. Er fühlte das Geldstück in der Hand, steckte es ein und ging in sein Kasernenzimmer hinauf.

Eigentlich wollte er trotzdem nicht ausgehen. Und den ganzen Nachmittag blieb er in der That auf der Stube, studierte das Exerzierreglement, orientierte sich noch über ein paar Punkte in der Schießvorschrift, ging dann, da es schon Abend geworden war, in den Stall, wobei der Wachtmeister erstaunt fragte, ob er denn noch nicht fort sei.

Da meinte der Sergeant, er müsse gehen, er beleidige sonst seinen Rittmeister, der ihm das Geld geschenkt und ihn am nächsten Tag fragen könnte, ob er sich gut unterhalten. Was sollte er dann antworten? Er konnte doch nicht sagen, er habe das Geld eingesteckt und sei zu Haus geblieben. Denn der Wunsch des Rittmeisters erschien ihm Befehl.

So zog er denn nach dem Abendstall seine Extrasachen an und ging die Kastanienallee hinunter zur Stadt.

Er wollte auf keinen Fall nach Hartmannsdorf zu dem Mädchen. Das war gestern sein Verderben gewesen, und es mußte ihm eine Lehre sein.

Aber sonderbar — wie er an der Stelle vorüber kam, wo sie gestern im Graben gesessen, stand mit einem Male das Bild wieder vor seinen Augen, die bloßen Füße, die ihn erregten, er wußte nicht warum, und das ganze aufdringliche, lockende, grinsende Wesen des breiten dicken Bauermädchens mit den festgefügt, fast fletschenden Zähnen.

Und plötzlich machte er Kehrt und war auf dem Wege zur Kaserne zurück.

Wozu? Zur Kaserne nicht, — er wollte nach Hartmannsdorf. Aber die Vernunft siegte. Nein, er durfte nicht! Und er ging abermals zur Stadt. Doch wie er zum zweitenmal an der Stelle vorbeikam, die er sich genau gemerkt, sah er das zerlegene Gras, staubgrau, niedergedrückt, als hätte eben noch dort jemand geruht. Und dieser Anblick brachte ihm das Bild des Mädchens wie eine Zwangsvorstellung ins Gehirn zurück. Es packte ihn eine solche Sehnsucht, ein solch wahnsinniges Bedürfnis, sie wiederzusehen, daß er zum zweitenmal Kehrt machte und beinahe Trab der Kaserne zulief.

Es war ja lächerlich! Was konnte denn geschehen? Er war doch seiner Sache sicher; nachdem der Rittmeister gestern ein Auge zugedrückt und heute so liebenswürdig mit ihm gewesen, war er nicht der Mann, um

dankebar zu sein. Aber er hatte es dem Mädchen versprochen. Was thaten denn die anderen? Sie handelten alle nicht anders. Er war der Vernünftigste, Solideste der ganzen Schwadron. Sein Versprechen wollte er halten.

Und bei diesen Betrachtungen ertappte er sich dabei, daß die Kaserne schon längst in seinem Rücken lag und er sich auf der Kastanienallee befand nach Hartmannsdorf.

Sie ging hier in Obstbäume über, so daß weniger Schatten fiel und ihm bald warm ward, denn die untergehende Sonne brannte noch immer.

Als er an das Dorf kam, begann es schon dunkel zu werden. Er suchte die Wegeabzweigung, wo er das Mädchen erwarten sollte.

Die Gebäude des Rittergutes, ein langgestrecktes rotes Dach mit einer Art Glockentürmchen darauf, schimmerten unbestimmt durch das Grün des großen Gutsgartens.

Der Sergeant ging an der Mauer hin. Er schlich vorsichtig, denn er meinte Stimmen zu hören, dann blieb er stehen, lauschte — nein, es war nichts. Endlich setzte er sich ins Gras, nahm die Mütze ab, wischte den Schweiß, legte den Säbel zwischen die Knie und blieb dort versteckt sitzen, das Nahen des Mädchens erwartend.

Doch niemand erschien. Er ärgerte sich, strich ein Streichholz an, um nach der Uhr zu sehen. Sie hätte längst da sein müssen.

Da kam ihm die Idee, sie hielte ihn zum Narren, und er dachte daran, nach Friedeberg zurückzukehren. Doch er verschob es von Minute zu Minute.

Aber Viertelstunde auf Viertelstunde verstrich. Schließlich erhob er sich und trat eine Schleichpatrouille an, wie er es bei sich nannte. Er ging um die ganze Mauer des Gartens, immer stehend bleibend und lauschend. Niemand war zu sehen und zu hören.

Endlich verlor er doch die Geduld, sprang auf die Dorfstraße mit einem Satz über den Graben zurück und ging langsam in den Ort hinein, in der unbestimmten Erwartung, er möchte sie vielleicht doch irgendwo erblicken.

Er sagte sich, er wollte sie nur von weitem sehen, und setzte sich eine bestimmte Zeit, die er auf diese Erkundigung zu verwenden gedachte.

Doch als die Zeit abgelaufen war und er noch immer nichts von ihr entdeckt hatte, gab er sich noch eine Viertelstunde zu, ging an den Eingang zum Gutshof, blickte hinein. Aber der weite Raum mit den Scheunen und Wirtschaftsgebäuden und dem riesigen Düngerhaufen in der Mitte, um den eine hohe Holzumzäunung lief, lag verlassen da, so weit er im matten Schein des Mondes erkennen konnte, denn die Luft war nicht klar wie gestern, sondern leichte Nebelschleier zogen ab und zu, das Nachtgestirn verdeckend, am Himmel hin.

Er ging weiter. Doch er wollte nicht auffallen. Er war ärgerlich: das Mädchen hatte ihn veriekt, sie kam ja doch nicht, nun wollte er zur Kaserne zurückkehren. Es war ihm ein Gefühl halb wie Erleichterung, als sei er durch die Umstände einer Gefahr entgangen. Es war vielleicht doch besser, er gab das Mädchen auf. Halb fühlte er sich in seiner Eitelkeit gekränkt, in seiner Ehre als Sergeant, ein Gefühl, als schände das Benehmen des Mädchens den Rock und das Regiment.

Er, der im Dienst immer entschlossen gewesen, schwankte jetzt hin und her, was er thun sollte. Und wieder setzte er sich eine Zeit, wieder verstrich sie, während er wie ein Posten vor dem Gutshof auf und ab schritt.

Eine Frau kam vorüber, die einen Eimer trug, dann zwei Bauern mit einem Mädchen, langsam, schwerfällig einherschreitend, alle drei je einen Meter voneinander entfernt, indem sie die ganze Dorfstraße einnahmen, ohne ein Wort zu sprechen, daß man nicht wußte, waren es Nebenbuhler, machten sie den Hof, hatten sie nur vielleicht die Schwester besucht, mit der sie jetzt spazieren gingen.

Als er die drei kommen sah, blieb er im Schatten einer großen Linde in der Nähe des Gutseingangs stehen und ließ sie vorüber.

Sie bemerkten ihn nicht.

Endlich riß ihm aber die Geduld, und er beischloß, das verfluchte Weibsstück, wie er es bei sich nannte, zu lassen, wo es war, und zur Kaserne zurückzukehren. Er freute sich über den Sieg, den er über sich davongetragen, überlegte, daß die Weiber nur Unglück und Verderben über einen ehrlichen Meiterzmann brachten. Und während er so die Straße hinunterging, träumte er von

weiterem Abancement, von dienstlichen Freuden und Ehren, von Männerwert und Veruf, überlegte sich ein paar Sachen, die er den Leuten seines Veritts noch zur Ermahnung sagen wollte, kurz, war mit allen Gedanken und Sinnen so bei seinem Veruf, daß er völlig die Versuchung, die ihm gedroht, vergessen hatte, immer schneller lief und schließlich dahineilte, als würde er vom Gottseibeiuns verfolgt.

Er war um das Rittergut herumgegangen, die Mauer umschreitend, und kam nun an der Wegabzweigung vorüber, wo sie versprochen hatte, ihn zu treffen.

Es war jetzt ganz dunkel geworden. Der Mond hatte sich völlig hinter dichten Wolken versteckt, und man sah nur unbestimmt die Straße leuchten, die sich in schnurgerader Linie nach der Kaserne zog.

Alles schwieg, kein Laut war zu hören im Dorf, im Gut und auf dem Felde, nur auf der Straße der flirrend eilige Gang des Sergeanten und ab und zu in regelmäßigem Takt das Aufstoßen der Säbelschleppe auf dem Boden.

Da plötzlich rief etwas, eine Frauenstimme. Deutlich klang es: „Herr Unteroffizier!“

Er war in Gedanken bei seinem Dienst, und er schrak jetzt förmlich zusammen, als sei das Kommando: Eskadron halt! erfolgt, blieb stehen, horchte hinaus, und einen Augenblick später fühlte er ein paar dicke feste Arme, die ihn umschlangen, als litten sie es nicht, daß er ginge.

„Mädel, wo warst du denn?“ rief er.

Sie überschüttete ihn mit einer Redeflut: sie hätte nicht kommen können, es wäre noch in der Küche zu thun gewesen, aber jetzt warte sie schon eine ganze Weile, und warum er sie im Stich ließe und unpünktlich sei.

Das ging wider seine Soldatenehre. Unpünktlich! Sergeant Mischke unpünktlich! Nein, das gab es nicht. Und er setzte ihr auseinander, wie lange er gewartet. Sie bezweifelte, er ereiferte sich — und während sie, als ob sie kämpften, miteinander redeten und sich dabei festhielten, überkam es ihn plötzlich, daß er sie packte und statt aller Widerrede seinen Schnauzbart auf ihren Mund drückte, sie an sich pressend, indem er breitbeinig da stand, der Säbel sich am Kop-

pel herumgeworfen hatte und nun hinter ihr quer vorlag, als wolle ihr die Waffe den Rückzug abschneiden.

Dann hatte er sie unter und ging mit ihr die Straße zurück dem Gutseingang zu.

Sie erzählte mit Zungenfertigkeit, geschwäpzig, was sie alles gethan, was sie noch thun müsse, daß sie erwartet werde, aber wiedertommen würde, er müsse auf sie warten, und dann habe sie Zeit, Zeit, so lange er wolle.

Das überzeugte ihn, und im Dunkel ließ er sie los, gab ihr noch einmal einen Kuß breit und schmaßend, sie versprach so schnell als möglich wiederzukommen, dann war sie davon.

Er stellte sich in den Schatten der Linde ganz nahe an den Stamm und wartete.

Leute gingen vorüber, laut redend, zwei Betrunkene, die sich stritten, dann erschien in der Ferne ein Licht, man hörte Räderrasseln, ein Korbwagen kam, darin ein Bauersmann im Sonntagsstaat, ein Mädchen neben sich, das er umschlungen hielt.

Als sie in die Nähe der Linde kamen, machte er den Versuch, sie an sich zu ziehen. Sie wehrte sich, er achtete nicht auf das Pferd, es lief im Zickzack, daß die Laternen schwankten und der Wagen beinahe in den Graben gefahren wäre.

Der Sergeant duckte sich tief in den Schatten, der Wagen rollte vorüber, tauchte wieder in die Dunkelheit, und alles war still.

Der Sergeant blieb stehen, lauschte in das Dunkel hinaus mit angespannter Aufmerksamkeit, als befände er sich auf einer Patrouille. Nichts war von dem Mädchen zu hören. Endlich vernahm er Schritte. Aber es war ein kräftiger, etwas schlürfender Gang, und er sah einen Bauernburschen kommen, den Hut im Nacken, die Cigarre im Munde, die Hände in den Taschen, über den Leib eine große silberne Uhrkette wie die Kinnkette an der Wandare gespannt.

Er sah das alles jedesmal, wenn der Bauer an der Cigarre zog, dann wieder verschwanden die Umrisse seiner Gestalt im Dunkel.

Der Bursche ging an den Gutseingang, blickte hinein, und gegen den Himmel zeichnete sich sein dunkler Schatten ab. Dann kehrte er zurück auf die Linde zu, so daß

der Sergeant das Gefäß seines Säbels fest packte, als nahte sich seinem Späherposten ein Feind.

Doch der Bursche ging weiter, dicht, kaum drei Schritte am Baum und an Mische vorbei. Und wieder sah jener, gerade als er vorüber kam, beim Ziehen an der Cigarre Gesicht und Hutrand, das Weiß der Manschetten über den beiden Hosentaschen und die mächtige silberne Kette.

Endlich verhallten seine Schritte in der Finsternis.

Es ward wieder ab und zu heller, der Mond trat aus den Wolken, mit einemmal huschte dann ein Schatten über die Gebäude, über das Thor, den Eingang, den weiten Hof — der Mond war fort. In der Ferne klang ein lautes Ruckzen, man hörte ganz weit einen Wagen fahren, aus dem Gutshaus tönten ein paar Takte Klavierspiel, dann schlug eine Thür zu — es war still.

Schon wurde der Sergeant ungeduldig. Er hatte ein paarmal die Dorfuhren schlagen hören, aber er wollte doch wissen, welche Zeit es sei. Nicht wegen der Heimkehr in die Kaserne, denn er besaß doch das Nachtzeichen, aber er konnte es nicht erwarten, bis das Mädchen käme. Endlich sah er im Thorweg eine Gestalt, es huschte jemand heraus, er trat ein paar Schritte vor: sie war es.

Sofort zog sie ihn in das Dunkel zwischen Stall und Linde und flüsterte ihm zu, ihn einmal „Herr Unt'ross'zier“, dann wieder „du“ nennend: „Du, die Kechin hat mir eben gesagt, daß der Wilhelm hier ist, er hat neingeguckt in'n Hof. Der darf's nicht wissen, der sagt's gleich der Herrschaft.“

Der Sergeant ärgerte sich: „Wer ist der Wilhelm?“

„Nu, der wollte mich doch haben — aber da wird nicht drauß!“

Der Sergeant richtete sich auf: „Das geht mich doch nicht an!“

„O ja, der läuft uns gleich nach, wenn er dich sieht, der ist furchtbar schlecht.“

Der Sergeant stampfte mit dem Fuße auf: „Laß 'n doch kommen! Der ist mir ganz pipe.“

Doch sie schien ängstlich zu sein: „Nee, nee, das geht nicht. Der ist so schlecht, der sagt's gleich dem Herrn. Daß er uns bloß nicht sieht! Er ist doch eben hier gewesen?“

Der Sergeant drehte sich den Bart: „Wie sieht er denn aus?“

„Nu, nicht so scheen wie Sie, Herr Unt'ross'zier. Das is e furchtbar eingebildeter Mensch, der thut sich riesig dide mit seiner dummen Kette.“

Das fiel ihm auf — er dachte an die Uhrkette von vorhin. Und er beschrieb dem Mädchen, was er gesehen. Es stimmte: er war es. Da hörten sie auch schon Schritte, sie lauschte, wußte es in einem Augenblick: Das ist er!

Und nun flüsterte sie ihm ins Ohr, während sie sich an ihn schmiegte und er sie preßte, als wollte er sie nie wieder loslassen: „Ich muß fortmachen. Ich komme gleich wieder. Der darf uns nicht weise werd'n. Sobald er weg is, komm ich naus. Ich kann hinter dem Laden gucken. Aber du wirscht ooch sicher hier bleiben?“

Sie wartete seine Antwort gar nicht ab, sondern huschte hinein. Und einen Augenblick später wuchß das Geräusch der Tritte, der glühende Punkt einer Cigarre tauchte auf, dicht neben dem Baum kam der mit der Uhrkette vorüber, und wieder glänzte sie, wenn er anzog.

Der Sergeant war wütend. Sein Zorn wuchß, als der Bauernjunge sich gerade am Eingang aufpflanzte und stehen blieb, als wollte er den Platz nicht mehr verlassen.

Es dauerte und dauerte. Der andere rührte sich nicht. Endlich ging er auf und ab, aber immer vor dem Eingang, als lauerte er auf das Mädchen.

Ein paarmal war der Sergeant nahe daran, auf ihn loszugehen und ihm zu befehlen, er solle sich seines Weges scheren. Am liebsten hätte er ihn einfach mit dem Säbel über den Haufen gestochen, aber er meinte, der andere würde es schon satt bekommen und gehen. Doch Viertelstunde auf Viertelstunde verstrich, und der Bauer wich nicht von seinem Platz, ja er machte es sich gemütlich, legte sich auf den Prellstein am Thor, steckte sich eine neue Cigarre an, kreuzte die Beine und gebrauchte sogar nicht einmal die Vorsicht, im Schatten zu bleiben, denn wenn der Mond sich auf Augenblicke zeigte, blieb er behaglich schmauchend im Licht sitzen, so daß der Sergeant deutlich die auffällige Riesenkette sah, an der er jetzt

ein gewaltiges silbernes Pferd als Anhänger erkannte.

Endlich, nachdem die beiden sich einander gegenüber geblieben waren, der eine, ohne vom Nebenbuhler etwas zu wissen, der andere lauernd wie auf einen Feind, den er bereit war niederzuschlagen beim ersten Anlaß, erhob sich plötzlich der drüben mit der Kette, ging am Stallgebäude entlang ein Stück in den Schatten, und der Sergeant hörte deutlich, wie er versuchte, einen Fensterladen zu öffnen, vielleicht um hineinzuspähen.

Wieder schlug die Dorfuh. Nun war es ganz dunkel geworden, der Mond schien auf Nimmerwiedersehen verschwunden zu sein, schwarze Wolken zogen herauf, es war, als bereite sich ein Gewitter vor, der Schwüle in der Luft ein reinigendes Ende zu machen.

Es war nur noch gerade hell genug, daß der Sergeant am Thor einen Schatten entdeckte, und er hörte leise die Stimme des Mädchens: „Herr Unteroffizier!“

Er wußte, der andere stand drüben am Fenster nicht weit entfernt, er mußte es gehört haben. Darum trat er plötzlich vor, ging auf den Eingang zu — verbergen konnte er sich nicht mehr. Er hätte es nie mitangehen, daß der prohige Civilist mit der silbernen Kinnkette, der wie ein Reiter that, nur weil er ein Pferd daran baumeln hatte, ihm zuvorgekommen wäre.

Das Mädchen schien nicht zu ahnen, daß zwei ihrer warteten. Es fragte den Sergeant: „Ist er fort?“

Niemand antwortete nicht. Er nahm sie nur beim Arm, als müsse er sie festhalten, wenn der andere käme.

Und er kam. Er näherte sich mit schlep-
penden Schritten dem Mädchen und trat mit einemmal auf sie zu mit den Worten: „Gleich kommst du mit.“

Dem Sergeanten stieg die Wut in den Kopf: „Was wollen Sie denn hier?“

Der andere antwortete: „Wer sein Sie denn?“

„Das geht Sie nicht an.“

Der Bauer hielt das Mädchen fest: „Lassen Sie gleich los!“

Der Sergeant stieß den Säbel auf den Boden: „Was fällt Sie denn ein?“

„Um Sie?“

Der Sergeant befahl, als hätte er einen seiner Leute vor sich: „Augenblicklich loslassen!“

„Das werd'n mir erscht mal sehen.“

„Los! oder ich hau zu.“

Der Bauer faßte die Dicke um die Taille, zog sie mit einem Ruck an sich, daß sie den Händen des Sergeanten entglitt, und höhnte: „Globen Sie, ich fürcht mich vor so 'nem lump'gen Dragoner! Was haben Sie denn hier zu thun, gehen Sie doch in Ihre Kaserne.“

Der Sergeant trat einen Schritt drohend auf den Bauernjungen zu: „Willste gleich 's Maul halten!“

„Sie haben mir gar nicht zu verbieten, ich werde doch reden könn'n, was ich will.“

„Aber keene solchen Unverschämtheeten!“

„Selber unverschämt!“

Da erwachte in dem Soldaten die Würde seiner Charge, und er donnerte den anderen an, alle Vorsicht vergessend: „Was erlauben Sie Bauernlummel sich gegen einen königlichen Sergeanten!“

Doch der andere rief: „Wilden Sie sich nur nicht ein, Sie dreck'get Soldate Sie!“

Das war eine Beleidigung des Standes! Und eine plötzliche Wut, ein jäher Anfall überkam den Sergeanten, daß er nicht mehr wußte, was er that, daß ihm das Blut zu Kopse stieg, er in einem Augenblick dunkelrot ward, sich ihm die Haare förmlich sträubten, er zusammenzuckte und mit einem Ruck nach dem Säbel griff. Im nächsten Augenblick war er heraus, und ehe der Sergeant zur Besinnung gekommen, hatte er dem anderen einen kurzen heftigen Schlag über den Kopf versetzt, daß der taumelte und sofort liegen blieb. Der Gestürzte hatte keinen Laut von sich gegeben, aber das Mädchen kreischte gellend auf und rannte davon, in den Gutshof hinein, wie irrsinnig mit den Händen in der Luft herumfuchtelnd, indem sie rief: „Hilfe! Sie machen sich tot, sie machen sich tot!“

Der Sergeant blieb stehen. Aber seine Hand, die den Säbel noch hielt, zuckte zurück — er war mit einem Schlag, wie er den anderen liegen sah, zur Vernunft gekommen, als sei ihm das Blut mit der Armbewegung wieder aus dem Hirn zurückgetreten. Er dachte nicht daran, dem Kerl da am Boden

zu helfen, er fand, ihm sei ganz recht geschehen; er dachte nicht daran, den Säbel wieder in die Scheide zu stecken, sondern blieb stehen, als hätte er ein Richteramt vollführt; er dachte nicht daran, daß das Mädchen durch sein Geschrei Gut und Dorf in Aufruhr brachte. Ihm schwindelte, er fühlte sich gelähmt, unfähig, sich fortzubewegen. Und in einem Augenblick sah er, wie im Gutschof Licht wurde, ein Fenster aufging. Ein paar Weiber kreischten, es schrie jemand, er hörte das Mädchen noch einmal rufen, es kamen Menschen heraus, und in räthelhafter Schnelligkeit sammelte sich das scheinbar im Abendfrieden erstorbene Dorf: Leute erschienen, man wußte nicht woher, einer mit einer Laterne, ein alter Herr aus dem Gutshause mit brennendem Licht. Die Menschen sammelten sich von überall her, man hörte Rufen, Sprechen, Kreischen, Thürenschlagen. Fenster gingen auf, aus denen der Lichtschein auf die Straße fiel, eine Menschenmenge strömte zusammen, ein paar Stimmen tönten: „Haltet ihn! Aufhalten!“

Aber der Sergeant dachte gar nicht daran, zu entfliehen. Das hätte er für eine Feigheit gehalten. Er blieb ruhig stehen, immer noch den Säbel in der Hand, eisern und starr, wie er im Dienst war — aber auch erstarrt in seiner Seele über das, was er gethan.

Der alte Mann mit dem Licht, der Gutsherr, fragte: „Was ist denn los?“ und leuchtete auf den am Boden.

Eine Stimme gab zurück: „Er hat ihn tot geschlagen.“

Jemand fragte: „Warum?“

Ein anderer: „Wer denn?“

Und eine Frau schlug die Hände zusammen und jammerte: „Nee, is das schrecklich! is das schrecklich!“

Aber sie half nicht, sondern ein paar Männer griffen zu und richteten den am Boden Liegenden auf.

Keiner wagte sich an den Sergeanten heran, der immer noch mit gezogenem Säbel da stand.

„Daß er nur nicht auspietscht!“ sagte jemand hinten, der in Sicherheit stand. Ein paar Leute wollten sich auf den Sergeanten werfen, doch der machte plötzlich eine Bewegung mit dem Säbel wie bei Säbelhieben

zu Pferde, fuhr mit der Klinge im Kreise rundum und brüllte laut, als könnten es die Menschen nicht hören: „Daß mir keener ran kommt. Ich bin Sergeant, ich lasse keenen mich anrühren.“

Aber ein paar Knechte vom Hof wollten sich doch auf ihn stürzen. Da streckte er ihnen drohend den Säbel entgegen und rief noch einmal mit Aufbietung aller Lungenkraft: „Ich steche jeden auf dem Fleck nieder! Habt ihr's verstanden?“

Keiner wagte sich heran. Ein paar Weiber waren kreischend zurückgefahren, und der Kreis weitete sich ganz allmählich, in dem nur in der Mitte der Sergeant blieb und der am Boden, um den sich die Leute bemühten.

Der Gutsherr hob sein Licht: „Sie müssen sich stellen. Wer sind Sie?“

Der Sergeant antwortete kurz und bündig: „Sergeant Mischke — vierte Eskadron.“

Und der Gutsherr, der Offizier gewesen, sagte: „Geben Sie mir Ihre Säbelnummer an.“

Der Sergeant faßte an die Scheide, hielt sie dem mit dem Licht entgegen, damit er lesen konnte, und antwortete dann, denn er wußte sie auswendig: „Nummer vierundsechzig.“ Dann wiederholte er: „Sergeant Mischke, vierte Eskadron. Ich werde es sofort dem Herrn Rittmeister melden.“

Der Gutsherr begnügte sich damit, da jemand, der den Verwundeten aufgerichtet, gemeint: „Er is bei Besinnung, es scheint nich so schlimm zu sein.“

Der Gutsherr fragte: „Ist der Hieb flach gegangen?“

„Nee, scharf. Aber er hat den Arm vorgehalten.“

Bei der Bestätigung, der Hieb sei scharf gewesen, zuckte über das Gesicht des Sergeanten einen Augenblick etwas wie eine kurze Befriedigung. Seine, des Sergeanten Mischke Hiebe waren immer scharf, pfißen stets — das konnte jeder in der Schwadron bezeugen.

Dann that der Sergeant ein paar Schritte vorwärts, sagte noch einmgl zum Gutsherrn, indem er dabei die Abjäge zusammennahm: „Ich werde es sofort dem Herrn Rittmeister melden!“ Den Leuten aber vom Dorf rief er zu: „Bahn frei!“

Dann schritt er, ohne daß jemand gewagt hätte, ihn aufzuhalten, durch die Menschenmenge, die teils bereitwillig, teils fluchtartig Platz machte. Er verschwand in der Dunkelheit.

Beim Gang auf der Dorfstraße, auf dem nur matt schimmernden Weg an der Mauer hin, hielt er noch immer den gezogenen Säbel in der Hand. Er ging nicht zu schnell, als wäre das Feigheit, nicht zu langsam, denn er trat fest und militärisch auf und machte weite Schritte, er ging, indem er eifern den Säbelgriff umspannt hielt, in die dunkle Nacht, als durchschritte er als einzelner ein vom Feinde besetztes Dorf.

Aber sobald er an den Ausgang kam, begann er seine Schritte zu beschleunigen. Allmählich ging er in Lauf über, und schließlich konnte er, mit der Linken die Säbelscheide haltend, in der Rechten den Säbel, leuchtend mit aufgerissenen Augen, während ein leises Zittern über seinen Körper rieselte, die Straße hinab. Sein Lauf wurde immer schneller, immer eiliger. Die Obstbäume hatten den Kasernenplatz gemacht, und leuchtend raste, als sei er toll geworden, Sergeant Mischke mit gezogenem, blutbeflecktem Säbel der Kaserne zu wie im Kriege, als müsse er vom Schlachtfeld eine Meldung seinem Rittmeister bringen, die Meldung: Sergeant Mischke hat ohne Berechtigung von seiner Waffe Gebrauch gemacht!

* *

Auf dem Kasernenhof stand beim Morgengrauen die Schwadron zum Ausrücken bereit.

Der Rittmeister kam. Der Oberleutnant meldete. Der Schwadronschef sah seine Eskadron durch, und während er mit dem Rittmeister sprach, rief er: „Trompeter an die Fete — Eskadron zu zweien rechts abrechen.“

Die Dragoner ritten an, und allmählich löste sich die Schwadron in eine lange Kolonne auf, die unter Trompetengeschmetter den Weg antrat zum Kasernen Thor hinaus.

Der Wachtmeister meldete seinem Vorgesetzten, was ihm seinerseits der Sergeant gemeldet. Und wie sie darüber sprachen, schlug sich der Rittmeister mehrmals mit dem Handschuh auf den rechten Oberschenkel und

sagte, indem sein Gesicht immer finsterner wurde: „Das ist aber unerhört! Das ist nun der Lohn dafür, daß ich den Mann so schnell zum Avancement eingegeben habe!“ Im selben Augenblick erhob er die Stimme und rief laut schallend dem Schluß der Kolonne nach, die eben zum Kasernen Thor hinauszog: „Sergeant Mischke!“

Von hinten ward der Ruf weitergegeben. Die beiden Worte pflanzten sich beim Getrappel der Pferde und unter dem Klang der Trompeten an der Kolonne fort: „Sergeant Mischke — Sergeant Mischke — Sergeant Mischke!“

Im Galopp kam er gesprengt. Einen Augenblick stockte sein Pferd, das mit den anderen hinaus wollte, doch er hielt es mit eisernem Schenkel, galoppierte vor den Rittmeister, variierte in vorschriftsmäßiger Entfernung, daß der Gaul sich in der Nachhand bog, und blieb halten, indem er seinen Eskadronchef mit großen Augen anblickte, ohne sich zu rühren, starr und steif sein Urteil erwartend.

Der Rittmeister konnte mit seinem Horn nicht zurückhalten. Er rief laut und heftig, indem er mit der rechten Hand sich immer wieder, als wollte er jedes Wort betonen, auf den Schenkel schlug: „Sergeant, sind Sie denn ganz von Gott verlassen! Was kommt Ihnen denn nur bei, solche Geschichten zu machen, solche Schweinereien! Sie, ein alter Mann, ein Unteroffizier, einer, den man zum Sergeanten befördert hat! Das ist der Dank dafür? Ich scheine mich ja in der Person tüchtig geirrt zu haben. Das soll die Belohnung sein? Ich hatte alle Hände darüber, daß in der Schwadron nichts passiert, und dann saugen noch Leute wie Sie solche verfluchte Schweinereien an. Ich weiß gar nicht — ich weiß gar nicht — ich weiß gar nicht ...“

Er rang nach Worten, ballte die Faust und schlug immer auf den Schenkel, daß sein Pferd anfing, unruhig hin und her zu treten.

Der Sergeant blieb ihm gegenüber immer in der gleichen Haltung, als wäre er wie sein Pferd aus Erz gegossen. Immer sah er den Vorgesetzten starr an. Und bei den Worten des Rittmeisters kam etwas Überwältigendes über ihn: ja, das war der Dank, das hatte er gethan, er — der sich

nie etwas hatte zu schulden kommen lassen, hinter dem eine matellose vieljährige Dienstzeit lag, er, der mit allen anderen unerbittlich ins Gericht ging, der nie einen Tropfen Wein über die Lippen brachte, der nie ein Frauenzimmer angesehen, er, der nicht ausging, um zu sparen, um das Exerziereglement zu studieren und die Felddienstordnung. Er begriff nicht, er verstand nicht, was in ihn gefahren, er kam sich vor wie irrsinnig. In zwei Tagen ein Unglück nach dem anderen! Der Rittmeister hatte recht: es war Undank, es war eine Schweinerei — wie er es so oft einem Mann gesagt, der im Dienst etwas verfehlt. Eine verfluchte Schweinerei!

Und wie der Rittmeister redete und nun wieder Worte fand und sich austobte, seinem Ingrimme die Bügel schießen lassend, ward es in der Seele des Heruntergemachten immer starrer. Und wie der Offizier ihm auseinanderlegte, daß das Unteroffizierkorps gegründet sei auf dem Ehrenpunkt, daß es fußen müsse auf treuer Pflichterfüllung, auf Zuverlässigkeit und Gehorsam, daß es ein Vorbild sein müsse für die Mannschaften — Worte, die er selbst so oft im Munde geführt, die er in der Instruktion gehört und weiter verbreitet, Worte, auf denen seine ganze Dienstzeit gebaut gewesen, die ihm übergegangen waren in Fleisch und Blut —, da fühlte er sich so gedemütigt, so seelisch gebeugt, da empfand er so seinen Unwert und seine Undankbarkeit, daß er wußte: er konnte den Rock des Königs nicht länger tragen. Er sah Strafe vor sich, Degradation, fühlte die Unmöglichkeit, den Leuten etwas zu predigen, das er selber nicht that. Das lastende Bewußtsein erdrückte ihn, er habe nun kein Recht mehr, anderen seine Meinung zu sagen, er war ein ehroloser Soldat — war mit allem fertig — es war aus mit ihm.

Und der Rittmeister schloß: „Sergeant, ich werde, um allem zuvorzukommen, sofort persönlich die Sache dem Kommandeur melden. Da dürste wohl Ihre Arretur verfügt werden. Also rücken Sie nicht mit aus, sitzen

Sie sofort ab, geben Sie Ihr Pferd ab und gehen Sie auf die Stube. Dort erwarten Sie weitere Befehle.“

Dann ritt er, ohne den Sergeanten zu grüßen, davon in einem Tempo, wie der pferdeschonende Mann es auf dem harten Boden des Kasernenhofes nie that, daß die Hufe klapperten und es noch lange nachhallte.

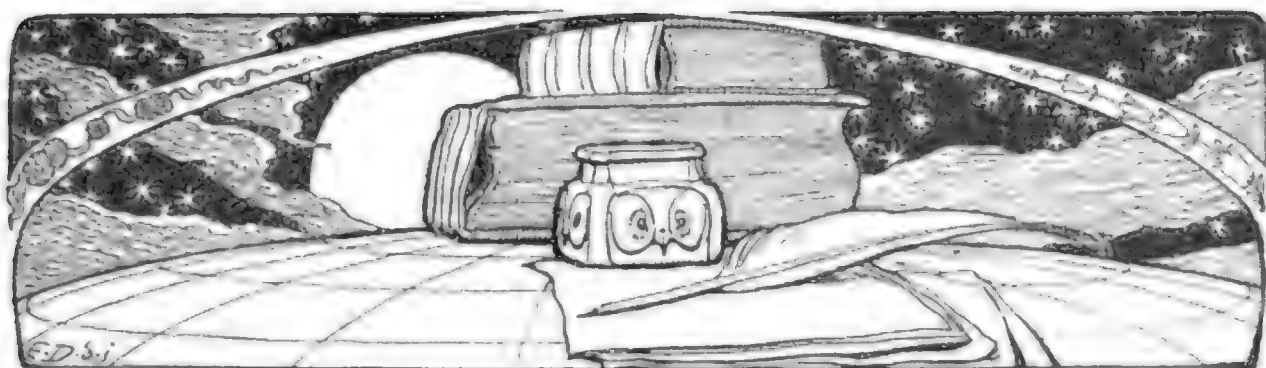
Der Wachtmeister folgte.

Einen Augenblick blieb der Sergeant halten, ihm schwindelte, er wäre beinahe vom Pferde gefallen. Endlich stieg er ab, führte seinen Gaul in den Stall, wies die Stallwache, die helfen wollte, zurück, sattelte ab, hob den Sattel vorschriftsmäßig auf den Pflod, zäumte ab, legte die Stallhalfter an, that die Zäumung an den Nagel, strich über die Sattelstelle, deckte das Pferd zu, überzeugte sich noch einmal, daß alles in Ordnung sei, lüftete an den Seiten die Streu, daß der Gaul fast bis an den Bauch hinan hoch im weichen Bett stand, ging dann, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, hinaus, öffnete die Bodentreppe, schloß sie, ehe es irgend jemand gesehen, vorsichtig wieder, stieg leise die Stufen zum Heuboden der Schwadron, der über dem Stalle lag, hinauf, band seinen Säbel ab, machte ihn vom Koppel los, stellte sich unter einen der großen Verstrebungsbalken des Daches, schwang sich mit einem Satz hinauf, schnallte das Koppel um den drei Meter über dem Boden hinlaufenden Balken fest, machte eine Schlinge aus dem Schwungriemen, steckte den Kopf hinein und sprang hinab.

Ein Ruck, ein Krachen — der Riemen spannte sich an — er hielt die Last des Körpers. Mit einem Stöhnen entfuhr dem Sergeanten die Luft — die letzte, die er that.

Der Körper schaukelte eine Weile. Immer geringer wurden die Schwingungen, endlich hing er ganz ruhig, lang, starr, steif, mit bläsender Zunge, die Hände an der Seite, die Beine ausgestreckt, die Absätze geschlossen, fast in militärischer Haltung, wie sie einem Sergeanten zukam.





Litterarische Rundschau

Kunstwissenschaft

Anter den verschiedenen Rembrandt-Publikationen, die in letzter Zeit erschienen sind, nimmt das Rembrandt-Werk der Firma Speltema u. Holkema in Amsterdam einen der ersten Plätze ein. Es handelt sich um sehr schöne und große Heliogravüren, die einige bekannte und mehrere unbekannte Werke des holländischen Meisters wiedergeben, im ganzen sechsundzwanzig Stück. Sie lehnen sich an die bekannten großen Rembrandt-Ausstellungen an, die im Januar 1899 in London und im September 1898 in Amsterdam stattgefunden haben. Eine Mappe mit vierzig Heliogravüren nach Rembrandt ist dieser Sammlung vorausgegangen. Die Drude sind so vorzüglich, daß man sich für Freunde Rembrandts keinen besseren Wandschmuck vorstellen kann. Wie bei allerbesten Druden nach Radierungen sind die tiefsten Schatten noch von einer großen Wärme, und der Übergang zu den Lichtern, der gerade für diesen Künstler so wichtig ist, vollzieht sich mit einer Sanftheit, wie man sie bisher selten bei Photogravüren wahrnehmen konnte. Die Photogravüre hat hier eine äußerste Noblesse der Wirkung erreicht, und man wird gut daran thun, von den früheren Vorurteilen gegen Druckervielfältigung immer mehr zurückzukommen, wenn ein so edles Nachempfinden malerischer Werte auf mechanischem Wege möglich ist. Das ganze Werk mit seinen sechsundsechzig Gravüren nach der Londoner und Amsterdamer Ausstellung, die fast das Lebenswerk von Rembrandt umfassen, ist ein schönes Denkmal holländischen Fleißes und Buchgewerbes, einem Künstler von seiner Nation errichtet. Den Text schrieb der in weiten Kreisen geschätzte Kenner Hoftede de Groot.

Das bedeutsame Werk der Berliner Photographischen Gesellschaft Das neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen, herausgegeben von Karl Werckmeister, ist nunmehr zum Abschluß gelangt. In fünf stattlichen Bänden liegt ein überreiches und bis ins kleinste mit Sorgfalt organisiertes Ma-

terial vor, das sich nur aus Biographien und nur aus Bildnissen zusammensetzt und auf diese Weise unter einem Gesichtspunkt geordnet ist, der Anspruch erheben darf, der interessanteste von allen denkbaren zu sein. Die ganze Kultur des abgelaufenen Jahrhunderts, seine große Arbeit auf technischem und geistigem Gebiete, seine Wandlungen in politischer Hinsicht, seine künstlerischen Thaten, alles das strahlt durch Persönlichkeiten hindurch, die wie ein Brennglas die kommenden Strahlen vereinigen und die ausgehenden in die Weite jenden. In der Persönlichkeit verdichtet sich für uns Streben und Träumen der Zeit, sie ist die greifbare Verkörperung des Willens, der durch die Epoche geht. Kaum hatten wir es für möglich gehalten, daß sich doch eine solche große Anzahl von allgemein wichtigen Männern des neunzehnten Jahrhunderts würde zusammenbringen lassen, wie sie uns die schönen Tafeln dieser fünf Bände bieten. Und doch ist kein einziger darunter, dem dieser Ehrenplatz nicht gebührte, der nicht das Seine beigetragen hätte zur Blüte der Zeit. Die imponierende Masse der Bildnisse, die bald nach alten Lithographien oder Stichen, bald nach Zeichnungen und Gemälden oder nach Photographien hergestellt sind, wird begleitet von Texten, an denen unsere ersten Autoren mit besonderer Liebe gearbeitet haben und deren Vereinigung eine selten wertvolle Geschichte der Kultur unserer Ara darstellt. Die letzte, fünfundsiebzigste Lieferung ist wieder eines von den Sonderheften, wie man es für Goethe, Wagner, Beethoven, Napoleon eingerichtet hatte. Sie ist Bismarck gewidmet, und den Text hat kein Zeringerer geschrieben als der Leipziger Professor der Geschichte und Spezialkenner Bismarcks, Erich Marsch. Als letzter der fünfzehnten, die in diesen Bänden als die Größten unserer Tage an uns vorbeibeflorten, trägt Bismarck die Fahne. Kurz zeigen uns seine Bildnisse die Entwicklung. Eine Photographie zur Zeit des Frankfurter Bundesstages führt uns den jungen Mann vor, wie

er in den Briefen an seine Braut uns jüngst erst bekannt wurde: Jäger, Rittersmann, Diplomat und heimlicher Schwärmer für Poesie. Eine Reihe weiterer Photographien führt uns bis ins Jahr 1889 und übertrifft durch die momentane Lebenswahrheit. Aber der eigentliche Bismarck konnte doch nur von einem Künstler gefaßt werden, und die Größe und Ewigkeit seiner Züge spricht nur aus den Lenbachschen Porträts zu uns. Hier ist das Tiefdämmernde, das hinter dem Soldaten und Parlamentarier lag, das Urmenschliche, das sich nicht in der Uniform und dem Mantel preisgibt, etwas von höherer Bestimmung, das durch alle Zufälligkeiten des Lebens hindurchleuchtet. Vergleicht man Lenbachs Werke mit den Photographien, so wird erst klar, wie nur der alles wägende Künstlerfinn diese Welt hinter der Welt zu fassen im Stande ist.

Der E. A. Seemannsche Verlag, Leipzig, dessen „Kunstgeschichte in Bildern“ hier schon mehrfach zur ersten Belehrung in kunsthistorischen Dingen empfohlen wurde, hat jetzt auch versucht, das Farbendruckverfahren in den Dienst des historischen Apparates zu stellen. Unter dem Titel *Die Malerei* erscheinen Lieferungen mit Bunt drucken nach berühmten Gemälden zu einem verhältnismäßig geringen Preis, von denen wenigstens einige einen Begriff von dem betreffenden Originalen geben, während im übrigen noch viel gethan werden muß, um — nicht die Identität mit dem Original, aber doch wenigstens eine geschmackvolle Wirkung im Druck zu erreichen. Immerhin wird man diesen neuen und kühnen Versuch, der, wenn er gelingen sollte, von unschätzbarem Vorteil wäre, mit Interesse verfolgen, zumal die den Bildern beigegebenen Texte von außerordentlicher Frische sind und oft in kleinem Rahmen einen ganz vorzüglichen kunsthistorischen Essay bieten.

Eine ähnliche als Cyclus gedachte Sammlung desselben Verlages sind die *Kunstgeschichtlichen Einzeldarstellungen*, die Adolf Philippi herausgibt. Durch Abgrenzung bestimmter Epochen ist dem Leser die Möglichkeit gegeben, sich auf eine stilistisch und kulturell zusammengehörige Zeit zu konzentrieren und so der Verflachung zu entgehen, die ein allzu hastiger Ritt durch die Gefilde der Kunstgeschichte zur Folge hätte. Der letzte uns vorliegende, bereits vor einiger Zeit hier kurz angezeigte Band behandelt „Die Kunst der Nachblüte in Italien und Spanien“, wo allerdings der Begriff des Nachblühens, der Decadence, des Niedergangs kaum so ernst zu nehmen ist, wie es der populär gewählte Titel vielleicht vermuten läßt. Es handelt sich um die großen Thaten des römischen Barockstils, um die eigentümlichen Dekorationsstile im damaligen Geschmack, um universale und geniale Meister wie Bernini. Dann fällt in diese Zeit die Schöpfung der sogenannten idealen Landschaft, die für die Erziehung des modernen Auges von ungemeiner Fruchtbarkeit geworden ist. Talente, wie Caravaggio und Salvator Rosa, lösen zum erstenmal gewisse Lichtprobleme, in Velasquez tritt ein

Künstler von so eigentümlichem Kolorismus und so großartigem Vortrag auf, daß er auf unsere Zeitgenossen von maßgebendem Einfluß wurde. Eine Nachblüte ist für den Forscher immer dort vorhanden, wo schon vorher etwas „geblüht“ hat. Der Kenner aber weiß, daß jede Zeit in irgend einem Punkte ihre Blüte hat, daß nirgends geschrieben steht, warum die byzantinische Kunst auffassung schlechter wäre als die niederländische und die des Salvator Rosa schlechter als die Raffaels, und daß es nur auf das Verhältniß der Empfindungs- zur Ausdrucksfähigkeit ankommt, das den Wertunterschied der Zeitalter macht. In derselben Weise, wie hier Italien und Spanien, ist in einem weiteren Band Belgien im siebzehnten Jahrhundert behandelt worden, und beiden Bänden ist eine Auswahl schöner und merkwürdig gut gedruckter Textabbildungen beigegeben. Der Band über das gleichzeitige Holland wird besonders folgen.

Auch der Cyclus der Städtebilder aus demselben Verlage hat inzwischen eine Erweiterung erfahren durch zwei sehr interessante Bändchen *Prag* von Neuwirth und *Brügge und Ypern* von Hyman. In beiden ist von sachkundiger Seite die Entwicklung der alten Stadtkulturen, ihrer Kunst und ihrer Bauten bis auf unsere Tage durchgeführt, und eine Reihe lehrreicher Abbildungen läßt das Gesagte zu anschaulichem Leben werden. Hübsche alte Sachen finden wir bei der Behandlung von Prag, die komisch steife Verehrung König Wenzels II. aus der Heidelberger Lieberhandschrift, die merkwürdig sprechende Büste Karls IV. auf der Triforiumsgalerie des Prager Doms, die alte Darstellung des Prachttheaters auf dem Gradstein mit dem prunkvollen Apparat an Kostümen zwischen den stolzen Renaissance-Decorationen. Und in Brügge verlieben wir uns wieder in die ewig reizvollen alten malerischen Winkel, die die Städte auf der Linie von Brüssel nach Ostende auszeichnen, in die faustdicken Thore, die ihre Körper im Wasser wieder spiegeln, die gemütlichen Wiebelhäuser, die enge Perspektive der Straße zum blinden Esel und die wunderbare Beguinenbrücke mit dem Beguinenhof, dessen schattige Alleen von poetischen Bäumen im Geschmack Corots gebildet werden. Diese Beguinenhöfe sind die Juwelen der kleinen belgischen Städte, still, weltabgechieden, eine Insel von Seligkeit. Dürer schon erwähnte sie in seinem Tagebuche, als er durch Brügge kam, wo er Michelangelos Madonna bewunderte, die noch heute in dieser Stadt, wie ein erraticus Blod, gezeigt wird. Die Beguinenfrauen bewohnen jede ihr kleines Häuschen, und über der Thür lieft man Mabelitate.

Neben diesen „berühmten Kunststätten“ wäre ein Unternehmen zu nennen, das der Wasmuthsche Verlag (Berlin) auf den Markt bringt. *Historische Städtebilder*, herausgegeben von Cornelius Gurlitt. Das erste Heft beschäftigt sich mit Erfurt und bringt auf denselben schönen großen Lichtdrucktafeln, wie sie Wasmuth seinen meisten Werken zu Grunde legt, eine Reihe von

Innen- und Außenaufnahmen dieser alten Stadt, die schon im zwölften Jahrhundert eine erste Blütezeit aufweist. Der Text giebt zunächst ein allgemeines Bild der Entwicklung Erfurts und verfolgt dann an der Hand der einzelnen Tafeln die verschiedenen wichtigen Gebäude, indem eine genaue Analyse der Einzelheiten gegeben und die baugeschichtliche Entwicklung streng durchgeführt wird, unterstützt durch allerlei lehrreiche Einzelheiten. Gurlitt weist mit Recht gerade an den Erfurter Beispielen nach, wie wenig in unserer Zeit, die so reichlich über Kunst redet, wirklich der Geschmack über die Banalitäten der Industrie die Oberhand behält. Eines der besten Renaissancehäuser, das Haus zum Stodfisch, Johannisstraße 169, 1607 errichtet von einem niederländisch gebildeten Architekten, ist über und über von modernen stillosen Firmenschildern bedeckt, die die Künste eines Damenmäntelschneiders oder Flaschenbierhändlers gegen die originale Ornamentik aller patriarchalischen Stile auspielen.

In das Gebiet moderner Baukunst führt uns eine Zeitschrift, die seit einigen Jahren erfolgreich am Werk ist, auch in Deutschland den Sinn für das Einfamilienhaus zu wecken. Die Bauhütte (Gut. R. Vincenz, Hannoverische Verlagsanstalt) hat sich dieses besondere Thema gestellt und wird in der modernen Bewegung sowohl für das

Publikum wie für die Architekten mancherlei gutes Material zur Anregung bieten. Die Bestrebungen, das Einfamilienhaus, das in England längst sich eingebürgert hat und dort in engster Beziehung steht zur ganzen Hebung der privaten Kultur, auch in Deutschland beliebter zu machen, haben bei dem wachsenden Nationalwohlstand zweifellos Aussicht auf Erfolg. Seit der Basinger Konkurrenz 1897, seit der Entwicklung der Grunewaldkolonie und vor allem seit der soliden Tätigkeit der Heimstättenvereine zweifelt man auch bei uns nicht mehr daran, daß es mit dem gleichen Aufwande, den der Mietszins erfordert, möglich ist, Grundstück und Bau sich allmählich zu eigen zu machen und, ohne daß einem zunächst nur ein Dachziegel gehört, doch selbst sich das Haus bauen zu können, dessen Pacht sich langsam abbezahlt. Wer den Sinn für Häuslichkeit hat, wird es nicht einem anderen überlassen, ihm das Haus zu bauen, er wird sich um alle Einzelheiten kümmern, wird jeden Winkel nach seiner Empfindung ausgestatten und manchen Traum eines Abends mit verhältnismäßig geringen Mitteln zur Wirklichkeit werden lassen. Dann wird man gern mit seinem Architekten in dieser „Bauhütte“ blättern, um durch Zustimmung oder durch Widerspruch sich über das Glück klar zu werden, das fast jeder erreichen kann: ein eigenes Häuschen. D. B.

Romane und Novellen

Der Offizier und sein durch die Besonderheiten des Berufs ausgeprägtes Gefühlsleben hat in unserer Roman- und Novellenliteratur lange im Schatten stehen müssen. Nun auf einmal ist er ein erklärter Liebling unserer Unterhaltungsschriftsteller geworden. Noch immer findet man unter dieser Literatur des bunten Tuches vieles, was durch die äußere Uniform nicht hindurchzubringen vermag; in anderem aber, dem besseren, ist ein ernstes und erfolgreiches Streben bemerkbar, etwas von den tiefsten und tiefsten Konflikten des Standes zu packen. Manchmal geschieht das sogar mit einer Offenherzigkeit und Rücksichtslosigkeit, die nicht überall mehr Anerkennung findet, ja, die manchmal sogar fremde Gewalten in das freie Reich der Dichtung einzuweisen läßt, die hier für gewöhnlich keine Machtbefugnis haben sollten. Ein Vorgang der jüngsten Zeit hat in dieser Beziehung viel von sich reden gemacht. Arthur Schnitzler, der Wiener Schriftsteller, der bereits in seinem Drama „Freiwild“ einen aus der Duellkultur hergeleiteten Konflikt des österreichischen Offizierlebens geschildert hatte, schrieb eine Novelle Leutnant Gustl (Berlin, S. Fischer), die das Thema der „Säbelchre“ behandelt. Leutnant Gustl ist einer jener Wiener Lebemanns-Offiziere, wie sie uns die moderne Literatur — ob wahrheitsgetreu oder nicht, bleibe dahingestellt — in letzter Zeit so viele vorgeführt hat. Er besucht eines Abends ein

klassisches Oratorium und macht schon während der Aufführung vor sich selber gar kein Geheim daraus, daß er sich sterblich dabei langweilt. Froh, als der letzte Ton verklungen ist, drängt er sich in einiger Erregung durch die Menge, die sich vor der Garderobe staut. Dabei ruft er einem behäbigen Bäckermeister, der ihm den Weg versperrt, ein herrisches: „Machen Sie doch Platz!“ zu. Es entsteht ein Wortgeplänkel, und plötzlich fühlt der Leutnant, wie sich ihm des Bäckermeisters fehnige Faust um den Degengriff legt. Dabei flüstert er dem Erschrockenen zu: „Seien Sie stat, Herr Leutnant! Jetzt, wenn Sie das geringste Aufsehen machen, zieh ich den Säbel aus der Scheide, zerbrech ihn und schick die Stück' an Ihr Regimentskommando, verstehen Sie mich, Sie dummer Bub?“ Das hat der Bäckermeister ganz leise geflüstert; niemand hat etwas gehört. Aber in Leutnant Gustl frißt es fort. Auf seinem nächtlichen Gange kommt er zu dem Entschluß, mit seinem Leben ein Ende zu machen. Er hat seine Ehre nicht verteidigt, er kann kein Offizier mehr sein, er darf nicht länger leben. So kommt er übernächtlich ins gewohnte Morgencafé, und das erste, was ihm der Kellner erzählt — mit Cafékellnern stehen sich Wiener Offiziere in der Literatur immer außerordentlich vertraut —, ist die Nachricht, daß der dicke Bäckermeister von nebenan, derselbe, der jeden Nachmittag hier seine Tarockpartie spielt, derselbe

der gestern abend noch das Oratorium besucht hat, um Mitternacht am Schläge gestorben ist. Über den Ehrgekränkten kommt eine unbändige Freude. Er hört in diesem Moment auf, Offizier zu sein, und ist nur Mensch. Etwas von jenem elementaren Lebenshunger kommt über ihn, den schon Vater Homer in die Worte sagte: Lieber hier oben der geringsten Knechte einer als drunten der Fürst der Schatten. Niemand weiß von der seiner Offizierssehre angethanen Veleidigung; er kann nun die „süße Gewohnheit des Daseins“ fortsetzen. So bricht er auf, um sich mit einem Kameraden zu schlagen ... Ein Zufall, keine innere Lösung hat den Handel ausgetragen. Dieser Ausgang giebt dem Ganzen etwas Skizzenhaftes und Spielerisches: ein Geplänkel, kein Gefecht. Ist es denn aber immer nötig, daß eine Frage konsequent und logisch gelöst wird? Darf nicht der Schriftsteller ab und an einmal seinen Ruhm auch in der psychologischen Schilderung und Zergliederung der Neben- umstände, der scheinbaren Neben- umstände suchen? Schnitzler thut das hier. Er legt das Hauptgewicht auf die Schilderung der „letzten Nacht“, die Leutnant Gussl vor seinem vermeintlich sicheren Tode verbringt. Und in dieser Partie, der weitaus umfangreichsten der — übrigens von Eoschell nicht sonderlich geschmackvoll illustrierten — Erzählung, liegen in der That viele Feinheiten. Das ganze Leben des Leutnants zieht in diesen Stunden noch einmal an ihm vorüber — er fühlt keine Reue, er steigt noch einmal hinab in all die kleinen Wonnen, die es ihm geboten hat, und schüttelt sich schnell ab, was etwa Unangenehmes mit emportaucht. Ein geringerer Künstler als Schnitzler hätte sich hier von dem Ernst der Stunde leicht verführen lassen, allzu ernst oder gar moralisch zu werden. Nichts von dem. Leutnant Gussl bleibt auch angesichts des Todes Leutnant Gussl, wie er angesichts der unvermuthet sich aufthuernden Hoffnung auf die Fortsetzung seines Lebens keine edlen Entschlüsse faßt oder sich selber wenigstens „Besserung gelobt“, sondern auch hier die Gedanken zu der blanken fröhlichen Waffe oder zu einem süßen Mädcl fliegen läßt. Wenn irgend etwas, so, denke ich, gehört diese so ganz im Charakter der Person und ihres individuellen Gefühls- und Gedankenkreises verharrende Charakteristik zu dem, was man Kunst nennt, Menschendarstellungskunst. Dies zu bejahen oder — wenn man einer anderen Auffassung huldigt — zu verneinen, damit hätte man sich begnügen können. Denn Schnitzler hatte eine Dichtung, keine Tendenzschrift gegeben. Nun ist aber der Autor zufällig nicht nur Schriftsteller, sondern auch Reserveoffizier. Die Folge war, daß er, sobald sein Leutnant Gussl erschienen war, vom militärischen Ehrengericht seines Offiziercharakters verlustig erklärt wurde. Uns scheint hier ein Fall vorzuliegen, der bezeichnend ist für eine neuerdings immer häufiger auftretende, deshalb aber keineswegs berechtigter werdende Erscheinung. Der Verlauf ist gewöhnlich folgender: ein Schriftsteller zeichnet den Angehörigen irgend eines

Standes in nicht besonders ehrenvollem Lichte; der Stand als solcher legt in einer geschlossenen Vertretung Verwahrung dagegen ein und ruft, wenn sich ihm die Handhabe dazu bietet, ein öffentliches Gericht an. Ob es sich dabei nun um einen Angehörigen des Offiziers-, des Lehrers-, des Musiker- oder des Kellnerstandes handelt, ist für unsere Betrachtung gleichgültig; Fälle jeder Art sind uns bekannt. Aber keiner von ihnen allen vermag uns in der Überzeugung zu erschüttern, daß hier eine gründliche Verkennung des dichterischen Prozesses vorliegt. Das ganze Unheil wird das einst viel gebrauchte Wort „typisch“ angerichtet haben, ein Begriff, mit dem doch eigentlich unsere moderne Litteratur, die noch in besonderem Grade den Vorzug oder die Schwäche hat, möglichst einzelne Gestalten, besondere Individuen zu sehen und darzustellen, fast ausgeräumt hat. Unsere modernen Schriftsteller lassen ihre Romane nicht mehr in einer „europäischen Hauptstadt“, sie lassen sie in Berlin, in Wien, in Paris spielen. Mit dieser Spezialisierung der Ortschaftlichkeit geht Hand in Hand die Individualisierung der Persönlichkeiten. Wenn heute ein Schriftsteller eine „schlecht erzogene Lehrerin“ im Dunkel des Berliner Tiergartens mit einem Handwerker Küsse tauschen läßt, so liegt es ihm ebenso fern, die „Lehrerin“ oder den „Handwerker“ als Vertreter ihres Standes aufzufassen, wie es einem anderen fern liegt, einen Hauptmann, der die Braut seines Vorgesetzten verführte, als Prototyp seiner militärischen Charge hinzustellen. Die Lehrerin, der Handwerker, der Hauptmann, den sie sahen — sie waren so, die anderen alle, die dem gleichen Stande angehören, mögen Muster der Ehre sein: sie existieren im Augenblick des Schaffens für die Phantasie des Schriftstellers gar nicht. Aus diesem Gesichtspunkt will uns auch die Maßregelung des Verfassers des „Leutnant Gussl“ als ein fremder Tropfen im Blute der Dichtung erscheinen, den wir ausstoßen sollten. —

Auch Paul von Szczeponski sucht sich seine Helden in der militärischen Sphäre. Seine *Spartanerjünglinge* (Leipzig, Georg Wigand; geh. 2 Mk., geb. 3 Mk.) sind die Zöglinge einer Kadettenanstalt, böse und gute. Der Held aber ist ein kleiner tapferer Kerl, der über all seine guten und schlimmen Erfahrungen seinem Mütterchen daheim rührend kindliche Briefe schreibt. Er geht an den Folgen eines niederträchtigen Streiches, den ein Kamerad ihm spielt, zu Grunde, sich den Schmerz und die Klagen darüber verbeißend bis zum letzten Atemzuge. Man möchte an der Lebenswahrheit der hier erzählten Dinge gelinde Zweifel hegen, wenn nicht bereits höhere preussische Offiziere, die selbst das Kadettenleben genau kennen, die „packende Wahrheit“ bestätigt hätten. Trotzdem wird man zugeben müssen, daß der Verfasser etwas allzu stark auf Nührung hingearbeitet hat, was ihm freilich in weiblichen Leserkreisen, für die das Buch hauptsächlich geschrieben ist, weit mehr Lob als Tadel eintragen wird.

Maximilian von Rosenberg, dessen Roman „Die Kugelsucherin“ vor einiger Zeit auch literarisch berechtigtes Aufsehen erregte, ist sich auch bei seinem neuen Roman *Vierfeldweber Starke* (Berlin, F. Fontane u. Co.; Preis 5 Mk.) bewußt geblieben, daß in der Schilderung militärischer Verhältnisse die Wurzeln seiner schriftstellerischen Kraft ruhen. So hat er auch hier wieder eine ergreifende Tragödie aus dem Kaserneleben gestaltet, die sich durch scharfe Charakteristik auszeichnet, aber auch, dank der warmen Teilnahme, mit der der Verfasser alle seine Figuren begleitet, unsere Sympathie für das an seinem Leichtsinne zu Grunde gehende Opfer bis ans Ende zu erhalten weiß.

Aus dem Militärischen ins Historische gehen ein paar Romane über, die sich schon stark der Grenze der bloßen Unterhaltungsliteratur nähern. In seinem Roman *Horks Offiziere* (Stuttgart, J. W. Cotta'sche Buchhdlg. Nachf.) schildert Wilhelm Arminius (Wilhelm Herm. Schulze), dessen historische Erzählung „Die beiden Reginen“ hier seiner Zeit aufrichtig empfohlen werden konnte, eine durch den Titel hinlänglich bezeichnete Episode aus den Freiheitskriegen. Arminius weiß in der altertümlich gefärbten Sprechweise und archaisierenden Darstellungsart weise Maß zu halten, so daß er schon dadurch ein starkes Stimmungsmoment für sich hat. Auch hier kommt ihm das zu gute, nur will sich das Prinzip der historischen Treue nicht überall recht mit der glühenden Vaterlandsliebe und -begeisterung vertragen, die der Roman zuweisen etwas gesucht zur Schau trägt. So kommt ein Zwiespalt in das Werk, unter dem die Wirklichkeitsstreue leiden muß. Nicht nur ein Drama, auch ein Roman will Höhen und Tiefen, Licht und Schatten haben, um zu rechter Wirkung zu kommen. Die Zeit des Dreißigjährigen Krieges, in der die prächtige Kanoniergeschichte von den „beiden Reginen“, der leidenschaftlichen und der erzgegoßenen, spielte, ist dem Verfasser lebendiger geworden als die uns doch viel näher liegende der Befreiungskriege. — Reichlich viel Geschichtsklitterung aus neuerer Zeit steckt in Fedor von Zobeltitz' Roman: *Besser Herr als Anecht* (Berlin, F. Fontane u. Co.). Der Held, ein preussischer Leutnant aus dem Hochadel, wird auf den Thron eines Balkanstaates berufen und findet seinen tapferen Tod in einem Feldzug gegen einen Nachbarstaat. Das Vorbild wird man um schwer erkennen; auch in der romantischen Heiratsgeschichte, in der der Fürst eine gar zu kindliche Rolle spielt, ist man versucht, nach Parallelen mit Vorkommnissen der neueren Geschichte zu suchen. An Spannung fehlt es nicht. Schon die wechselnden Schauplätze des Romans, der uns bald an einen deutschen Fürstenhof, bald in ein utopistisches Ägypten, bald in eine kleine Garnison, bald in den Konak einer Bergwäldnis führt, sorgen für eine bunte Gestaltenfülle, die Zobeltitz gut zu meistern weiß. Lesern, die sich von einem Roman zunächst und vor allem „romanhafte“ Verwickelungen erhoffen, wird gerade

dies willkommen sein. — Über ein gleich flinkes und schlagfertiges Erzählertalent wie Zobeltitz verfügt auch Rudolf Herzog, dessen Roman *Der Adjutant* (Dresden, E. Pierson) uns nach Venedig verlegt. Es handelt sich um den Kampf, den ein Herzog und sein Adjutant um die Liebe einer schönen Sängerin führen. In der Lösung des Konfliktes bietet der Verfasser viel Feinheit auf und zeigt ein großes Geschick, Situationen nach ihrem psychologischen Gehalt auszubenten und die Handlung zugleich um ein bedeutungsvolles Stück vorwärts zu treiben. Wir sind überrascht, wie sich alsdann scheinbar sein Äußeres nach innen wendet und die Lösung des Knotens zu einer Entwicklung der Charaktere führt. Auch Komposition und Sprache verraten den sorgfamen, auf sich haltenden Schriftsteller. — In die unmittelbare Gegenwart führt uns August Niemann mit seinem Roman *Gerechtigkeit* (Berlin, Otto Janke), einer Geschichte aus dem Burenkriege, die in einzelne, übrigens oft sehr lebendig ausgestaltete historisch-aktuelle Bilder zerfallen würde, wenn das Ganze nicht wenigstens locker durch die Liebesgeschichte eines tapferen Leutnants der Gordon-Füsiliers zusammengehalten würde. Zweifellos ist die Muse dieses Romans nicht sowohl der dichterische Schaffenstrieb gewesen als vielmehr die lebhafteste Begeisterung für die Buren; doch ist der Verfasser offenbar ein genauer Kenner der geschilderten Gegenden und versteht frisch und munter zu fabulieren.

An Sportromanen war in unserer Unterhaltungsliteratur schon seit Jahren kein Mangel. Seit kurzem aber kommt in diese bis dahin etwas spielerisch behandelte Gattung eine neue Note, die der Leidenschaft, des tragischen Verhängnisses. John Henry Macays Roman: *Der Schwimmer* (Berlin, S. Fischer; geh. 4 Mk.) trägt denn auch geradezu den Untertitel „Die Geschichte einer Leidenschaft.“ Er erzählt die Geschichte eines ausständiger, aber armer Berliner Arbeiterfamilie stammenden Jungen, den seine außergewöhnliche Begabung für die edle Kunst des Schwimmens bald zum Meisterschwimmer Europas macht und der auf der Höhe seiner Erfolge alle die keineswegs spärlichen und geringwertigen Ehren und Ehrenzeichen einheimst, die es heutzutage für diesen Sport giebt. Aber die Kunst, die ihn so hoch getragen, bereitet ihm auch seinen Untergang und sein feuchtes Grab. Denn auf dem Gipfel seines Könnens angelangt, wird er sich der Flüchtigkeit seines Ruhmes und der Nichtigkeit seines von Preis zu Preis hastenden Treibens bewußt, er fängt an, über sich und sein vom Ehrgeiz aufgezehrtes Leben nachzudenken, und damit ist seine Unüberwindbarkeit dahin. In dieser Stimmung faßt er den Entschluß, sich aus dem Dasein davonzumachen. Das Element, das ihn so oft zum Siege getragen, soll ihn nun auch in den Tod tragen. Aber er fühlt, dieses Element, mit dem er so vertraut, vermag ihn nicht zu töten. So steigt er denn aus Ufer, durchschneidet sich die Pulsadern und taucht abermals in die Flut. Ein Augenblick

nur, und er wird gewahr, wie das Wasser — zum erstenmal — ihn fallen läßt, wie er sinkt. „Den Lebenden hatte es geliebt. Der Tote war ihm nichts als eine Last, die es achtlos in seinen Tiefen begrub ...“ Mackay befeißigt sich in seiner ganzen Darstellung der größten Objektivität und Schlichtheit. Ihr verdankt das Buch seine schönsten Stellen. Aber im Grunde kann der Verfasser nicht verbergen, daß diese „Geschichte einer Leidenschaft“ eben einer geschrieben hat, der selbst ein Leidenschaftlicher ist. Diese Leidenschaft verführt ihn denn doch zu Breiten und Überschwenglichkeiten in der Schilderung der Kunst, die den Eindruck des Künstlerischen unzart zerstören. Freilich werden nach dem Buche gerade solche Leser besonders zahlreich greifen, die der gleichen Liebhaberei frönen. Für sie birgt es sicher viel Interessantes gerade an den Stellen, die im Zusammenhang betrachtet nicht zu den besten gehören. Und im übrigen: es steckt so viel Reinenmenschliches und Bleibendes in dem Buche, daß niemand die Stunden, die er ihm widmet, zu den verlorenen zählen wird.

Die Geschichte einer Leidenschaft erzählt auch Georg Freiherr von Ompteda; nur daß in dem jüngsten Roman dieses jetzt in der Hochblüte seiner Schaffenskraft stehenden Schriftstellers eigentlich nicht ein einzelner der Held oder das Opfer dieser Leidenschaft, der Leidenschaft des Spiels ist, sondern im Mittelpunkte der Geschichte das Spiel selbst steht, der Zubegriff, die hohe Schule, das Pandämonium des Spiels: *Monte Carlo* (Berlin, F. Fontane u. Co.; geh. 5 Mk.). Für Ompteda ist das Thema nicht mehr ganz neu. Schon in seinen „Drohnen“ hat er einzelne Spielertypen von verblüffender Lebensstrenge hingestellt, aber doch nur einzelne Gestalten — hier ist das Spiel selbst gewissermaßen verkörpert worden, verkörpert zu tragischer Größe und Furchtbarkeit. Es würde wenig helfen, hier kurz den Inhalt zu skizzieren. Das Drum und Drau ist die Hauptsache, die Psychologie des Spiels mit all ihren Ausstrahlungen. Ompteda schildert das Leben und Treiben Monte Carlos mit einer so packenden Kraft und lebensprühenden Anschaulichkeit, wie wir sie lange Jahre nur bei den Franzosen gesucht haben, während doch Ompteda schon ein halbes Duzend Roman- und Ro-

vellenbände geschrieben hatte. Es ist nicht zu verkennen, daß er mit diesem Roman einen Schritt hin zu dem Gehege gethan hat, in dem die Themen zu den sogenannten „Sensationsromanen“ wachsen. Aber er hat noch überschüssige Phantasie- und Gestaltungskraft genug, um den gefährlichen Stoff in eine künstlerische Sphäre emporzurichten und alle ernste Vergleichung zwischen ihm und jenen bloßen Machern auszuschließen.

Zu den Leidenschaften des Schwimmens und des Spiels noch eine dritte: *Die Passion der Liebe*, Roman von Oscar Myssing (Leipzig, C. F. Tiefenbach. Preis 2 Mk. Nr. 10 der „Kollektion Tiefenbach“). Hier vollzieht sich das, wovon Ompteda durch sein glückliches Übermaß an dichterischer Kraft bewahrt wird: ein begabter Schriftsteller, der auch heute noch Proben eines namentlich für alles Dramatische im Gang der Erzählung besonders stark ausgebildeten Talentes giebt, der auch die Tiefe nicht ganz vermissen läßt und über eine glänzende Diktion verfügt, ist doch auch hier nahe daran, sich mit Haut und Haaren der hege Sensation und Pikanterie zu verschreiben. — Man lernt so recht den Unterschied zwischen schriftstellerischer Maché und Dichtung kennen, wenn man nach Myssings „Passion der Liebe“ eine andere Romanveröffentlichung desselben Verlages zur Hand nimmt: Richard Schaukals *Interieurs aus dem Leben der Zwanzigjährigen* (ebda.; geh. 5 Mk.). Ein von Absonderlichkeiten strotzendes Buch, der Typus des Deladenten, Bleichen, Müden und Aparten um jeden Preis, aber doch voll lyrischer Stimmungen, die den Leser festhalten und ihm nachgehen, so skizzenhaft und inhaltlos die Säckelchen meistens auch sind. Die „Zwanzigjährigen“, das sind die jungen liebenden Menschen, die noch ganz in diese eine Empfindung Aufgehenden, sich mit etwas allzuviel Selbstgefälligkeit darin spiegeln. Doch auch anderes nicht recht in den Rahmen Passendes ist damit vereinigt: Selbstbekenntnisse, Gedanken über Menschen und Bücher, recht inhaltlose Tagebuchnotizen und was dergleichen mehr — das alles für den Durchschnittsleser, auch den guten, recht langweilig zu sein, und doch, so jugendlich unreif vieles von diesen „Fragmenten aus vergangenen Zeiten“ anmutet, Bruchstücke aus einem Dichterherzen. F. D.



Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. — Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.
Redaktion unter Verantwortung von Dr. Adolf Glaser in Berlin und Dr. Friedrich Büchel in Berlin-Friedenau.
Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig.

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen sind zu richten an:
die Redaktion von Westermanns Illustrierten Deutschen Monatsheften in Braunschweig.

Agave

Von

Marie von Ebner-Eschenbach

II.

(Nachdruck ist untersagt.)

Antonio hatte bis zum sinkenden Tage in der Kapelle gemalt, in Gesellschaft Filippo Lippis. Diesen Sklaven seiner Launen hatte auf einmal die Lust angewandelt, die „Vertreibung aus dem Paradies“ zu kopieren. Antonio führte den Sockel unter dem Taufbilde aus. Siekehrten einander die Rücken zu und wechselten kein Wort. Ohne Gruß verließ Lippi zuerst die Kirche, und bald darauf wurde auch Antonio durch die Dunkelheit, die in der Tiefe der Kapelle eingebrochen war, gezwungen, von seiner Arbeit abzulassen. Die Staffelei mit der Kopie Philippos stand vor dem Eingangsbogen. Ein letzter Tageschein beleuchtete sie schwach, aber deutlich, und Antonio blieb vor ihr stehen, und neidische Bewunderung ergriff ihn. Wie das mühelos hingestrichen war, wie das von Talent strokte! Wie dieser Filippo Lippi straflos alles durfte, wie er sogar zum Freskel berechtigt schien und sich vermaß, die Worte Fra Giovanni Angelicos mit der Anwendung auf sich zu wiederholen: „Ich ändere nichts, denn, so wie ich's zuerst gemacht habe, so hat es Gott gewollt.“

Er genoß das Leben, seine Heiterkeit gewann ihm alle Herzen, er wurde gesucht und geliebt und ließ sich finden und lieben. Schenkte er hier und da auch der Arbeit einen Tag, lohnte sie ihm dieses karge Geschenk überreich — um wie vieles reicher als

dem unermüdlich strebenden Antonio! Der kannte keine andere als die herbe Wonne des Fleißes; in sie vergrub er, was jung und freudedurstig in ihm war, wie in ein Grab und hatte nur eine Sehnsucht und rang nur nach einem Ziel — nach der Macht eines großen Könnens.

Er war nicht verblendet über sich, er sah ein: Was ich so heiß begehre, wonach ich rastlos jage — der das gemalt hat, der hätte es, sobald er die Hand danach ausstreckte ...

Eine fressende Pein ergriff ihn. Ist denn die Kunst eine Dirne, die sich dem treuen Bewerber versagt, um ihre Gunst dem Gleichgültigen zu schenken, der ihrer in flüchtiger Laune begehrt?

„Ich Narr! ich Narr!“ ... Sein Schrei schlug an die Wände der leeren Kirche, die ihn dumpf wiederhallten. Der unheimliche Schall sagte ihm zu, die rieselnden Schauer, die ihn durchliefen, milderten seine ägende Qual, das leise Grauen, das ihn erfaßte, schläferte sie wohlthuend ein. So fuhr er fort, in den hohen, dunklen Raum laut hineinzurufen: „Narr! Narr! Ich diene umsonst. Jahrelang umsonst. O der alte Mann, der mich haßt! O die Worte, die ich nie vergesse: Ein Halber! Ich habe den Fluch, er haßt. Hört es, ihr heiligen Mauern: Ich werde euch nie mit unsterblichen Werken

schmücken. Ihr seht meine Herzensnot, meine heiße Arbeit, meinen Ruhm werdet ihr nie sehen. Ich werde sterben, wie der Schrei meiner Verzweiflung zwischen euch stirbt.“

Er warf sich zur Erde nieder, stöhnend, rasend, in wahnsinnigem Schmerz. Er preßte sein wild klopfendes Herz an die kalten Steine und fühlte sich unsäglich elend und um alles Glück und um alle Hoffnung betrogen.

Daheim auf dem ersten Treppenabsatz traf er Cencetta.

Sie war für ihn wie nicht vorhanden und wartete doch Tag für Tag geduldig auf ihn, um ihm, wenn er kam, einen leisen Gruß zu bieten, der meist unerwidert blieb. Heute einmal nicht. Sie hatte, an die Rampe des Halbstockes gelehnt, die kleine Lampe mit weit ausgestrecktem Arm über die Stufen gehalten, die er heraufstieg, so langsam, so merkwürdig langsam. Und auf einmal erhob er den Kopf und richtete die Augen auf sie und lächelte sie an, die so demütig und so sehnsüchtig nach einem Blick der Güte von ihm verlangte wie er nach einem Zeichen der Huld von seiner Göttin. Es war aber ein gar trauriges Lächeln, das ihr ebenso weh als wohl that. Und doch würde ihre Seele gejauchzt haben, wenn sie hätte ahnen können, welcher Art die Gedanken waren, denen er in diesem Augenblick nachhing.

Du bist jung und lieblich und gut, sagte er sich. Und du bist arm, und vor dir liegt eine glanzlose Zukunft wie vor mir. Wär's nicht das beste, wenn wir einander die Hände reichen und fortwandern würden, weit weg von dieser Stätte des Ruhmes und des Glückes der anderen, nach dem stillen Uriccia. Dort klopfen wir an die Thür des Töpferhauses, und eine alte Frau schließt dich jubelnd in die Arme, wenn ich ihr sage: Da ist, die mein Weib werden soll, und ein alter Mann feiert den süßesten Triumph und vergißt darüber einen langgehegten Groll, wenn ich zu ihm sage: Da bin ich und wieder dein Gefelle, gieb mir Krüge und Schüsseln zum Bemalen ...

Das ganze Bild schwebte ihm vor. Wehmütig, leidvoll, bitter kam ihm alles zu Sinne, was seiner wartete ... auch aller Spott und Hohn ... Nur zu! Dir wird, was dir gebührt, du Thor und Träumer, du hoffärtiger Selbstbetrüger!

Cencetta blickte ihm beiseit nach, als er in das Zimmer des Meisters trat. Der Gruß, den er ihr im Vorbeigehen gegönnt hatte, war zutraulich und herzlich gewesen.

Den langen Sommertag hatte die Nacht abgelöst. In Masaccios großer Stube brannte schon die dreiarmlige Lampe. Der Meister saß am Tische mit dem Rücken gegen die Thür. Unberührt von ihm, der die Arbeit sonst sogar während der Mahlzeiten nur für Augenblicke unterbrach, waren die Zeichenmappe und die Kohlenstifte geblieben. Er hatte sich behaglich zurückgelehnt und führte — er, der Schweigsame — ein lebhaftes Gespräch mit einem jungen Mädchen, dessen Anblick auf Antonio wie der einer himmlischen Erscheinung wirkte. Sprachlos blieb er stehen, und Masaccio, der sich bei seinem Eintreten umgewendet hatte, mußte die Aufforderung, näher zu kommen und Platz am Tische zu nehmen, wiederholen, bevor der Jüngling ihr stumm und zögernd gehorchte.

Nun saßen die zwei schönen Menschen dem Maler gegenüber. Der volle Schein des Lampenlichtes fiel auf ihre Häupter, sie hoben sich glanzvoll aus der Dämmerung, die in der Stube herrschte. Masaccio sah das verzückte Staunen, mit dem Antonio die Jungfrau betrachtete, er sah auch — und dabei überschlich ihn ein nie gekanntes, bitteres Gefühl — die Röthe, die in Margheritas Wangen stieg, als sie nach einem Blick auf Antonio, der kaum weniger Staunen ausdrückte als der seine, die Augen senkte. Seine Waise, die eben so zutraulich geschwaßt und kindlich gelacht hatte, wurde plötzlich schweigsam und befangen. Leise und rührend beschattete ein träumerischer Ernst ihre glanzvollen Züge.

Ergriffen sagte sich der Meister, daß er Zeuge eines hohen Wunders war, des ersten Erwachens von etwas Allgewaltigem, für das ganze Leben Entscheidendem in zwei jungen, erbebenden Seelen.

Ja, sie schienen geschaffen, einander zu beglücken, die Blühenden, Schönheitbegnadeten! — Masaccio erhob seine Hände und ließ sie, fest angepreßt, an seinen eingefallenen Schläfen, seinen hohlen Wangen herabgleiten, stand auf, trug seine Stifte und seine Mappe herbei und sprach: „Mädchen, der

lange Bursche, dein Nachbar, der dich anstarrt, aber noch vergessen hat, dich zu grüßen, ist mein Schüler, Antonio Venezzo. Antonio, unser Gast, das ist Margherita Guidi, meine Base. Unterhalte sie, erzähle ihr etwas Lustiges und mache sie lachen, denn lachend möchte ich sie zeichnen.“

„Sie zeichnen?“ rief der Jüngling und hatte auf einmal die Sprache wiedergewonnen. „Versucht das nicht, Meister, versucht das nicht! Das kann kein irdischer Maler, das könnt nicht einmal Ihr: Sanct Lukas müßte vom Himmel steigen, um diese himmlische Schönheit zu malen.“

* *

Antonios Warnung erfüllte sich. Das erste Bild, das Maso von seiner Base entwarf, mißriet, und mit einem zweiten war er nicht glücklicher. Filippo Lippi geriet in Begeisterung, als er Margherita zum erstenmal erblickte, und schwur hoch und heilig: jetzt sei es ihm leuchtend aufgegangen, wozu ihn der Himmel mit Talent begnadet habe. Damit er Gottes vollkommenstes Werk nachschaffe — dazu! Und er malte das Dorfkind aus Fontana als heilige Rosa, als heilige Katharina, als heilige Cecilia, und es entstanden lebenswürdige und anmutige Bilder, keines aber hatte eine mehr als flüchtige Ähnlichkeit mit Margherita. Jeder Versuch, den er mit einer bei ihm unerhörten Beharrlichkeit anstellte, ihre Züge mit dem Stift und dem Pinsel darzustellen, bedeutete ein Mißlingen.

Ehrlich gestand Antonio seine Freude darüber ein. Was hätte es ihm auch genützt, sie verbergen zu wollen? Sie würde sich ja doch verraten haben, sie war so heilsam, diese Freude! Sie hob seinen eine furchtbare Stunde lang niedergeworfenen Mut, ließ den Glauben in ihm aufleben, daß er sich jede Fähigkeit und auch die zutrauen dürfe, die höchsten Güter des Lebens an sich zu fesseln: den heiß ersehnten Ruhm und die Liebe der Geliebten. Untrennbar erschienen ihm die beiden und eines das andere bedingend. Im Sturm war die Liebe gekommen, emporgestammt wie eine Feuersäule; er fühlte sich von neuen Kräften durchströmt, von einem Bewußtsein seiner selbst, wie er es nie gekannt hatte.

Die Zukunft lag in strahlendem Lichte vor ihm, und er traute sich das Erreichen der fernsten Ziele zu. Masaccio überflügeln, wie der Masolino überflügelt hatte, der größte Maler Italiens und im Besitze des schönsten Weibes sein, davon träumte er, das spiegelten wonnige, kühne Phantasien ihm vor.

Arme kleine Cencetta! Einen Augenblick hatte er sie an seiner Seite und in ihr seine Lebensgefährtin sehen können, als das lang verschmähte Gut, mit dem die Resignation sich endlich bescheidet. An seinem grauen Himmel war sie hingezogen wie ein weißes Wölkchen, eine Labe dem in trostlose Eintönigkeit blickenden Auge ...

Jetzt schimmerte der Himmel in allverklärendem Glanz, und die Sonne leuchtete über der glücktrunkenen Erde. Wer hätte da noch einen Gedanken für dich übrig, weißes Wölkchen, armer Dunst!

Mit Blitzesschnelligkeit verbreitete sich unter den Künstlern die Nachricht, im Pisanohause sei das schönste Mädchen zu Gaste, das jemals in Florenz gesehen worden war.

Von allen Seiten eilten sie herbei und baten um die Gunst, Margherita abbilden zu dürfen. Jeder versuchte es, keiner konnte sich des Gelingens rühmen, nicht einmal Ghiberti, nicht einmal Donatello. Viel weniger noch Andrea del Castagno, der sich mit bäuerlichem Eigensinn in die Lösung der lockenden Aufgabe verbiß, und Paolo Uccello, für den sie die köstlichste Naturstudie war. Der „fienesische Angelico“ Sandro di Pietro brachte von einem Besuche in Florenz Entwürfe mit, die das Entzücken seiner Landsleute erregten. Er jedoch fühlte, daß sie kaum einen leisen Begriff von der Schönheit Margheritas da Fontana, die sie darstellen sollten, zu geben vermochten.

Verhältnismäßig am nächsten kam Benedetto Petri mit seinem zarten Pinsel dem Ziele des allgemeinen Ehrgeizes. In seinen Miniaturen spiegelte doch etwas von dem lieblichen Glanze sich wieder, der Margheritas Angesicht umfloß. Die ideale Pracht und Reinheit ihrer Züge ganz treu nachzugestalten, dazu reichte auch seine Kunst nicht aus. Sie gerieten immer weniger fein oder herabgemindert ins Kleinliche.

„Wenn ihr doch aufhören wolltet, immer von neuem zu unternehmen, was Masaccio

als zu schwer aufgegeben hat!" sagte Antonio zu einigen jungen Malern. „Seht ihr nicht ein, daß eure Bemühungen zu Schanden werden müssen? Atmend nur, in vergänglicher Gestalt nur wollte uns der Schöpfer die vollendete Schönheit offenbaren. Sie zu verwewigen, ist der Kunst nicht beschieden.“

Er hatte wohl recht. Was sie von sich verlangt hatten, war vielleicht wirklich nicht Menschenfache. Um so mehr Menschenfache aber war es, nach dem Besitz des Unnachahmlichen selbst zu streben. Die meisten fühlten sich so gut wie berechtigt, für die Niederlage, die sie als Künstler erlitten hatten, als Anbeter und Bewerber entschädigt zu werden.

Filippo Vippi hängte, sobald es zu dunkeln begann, sein klösterliches Gewand an den Nagel und schlich in Goldbrocat, den Dolch im blinkenden Gürtel, um die Rosenhecke vor dem Hause herum. Die Herrin der Villa Pisano verglich ihn, aller Naturkunde spottend, einem „girrenden Leuchtkäfer“. Er spielte den Getrübten und wollte sie zur Weichtmutter seiner Liebesleiden machen, was sie ablehnte.

Einen anderen als Filippos tändelnden Ton stimmten Briefe und Sonette an, die täglich an der Pforte abgegeben und von Cencetta in Empfang genommen wurden zur Beförderung an die Geseierte. Über das glückliche Haus, das ihr zur Wohnstätte diente, ging ein Blumenregen nieder, Serenaden wurden vor ihm abgehalten, die süßesten Liebeslieder stiegen zu seinen Fenstern empor. Trieben die Musikanten es gar zu toll, dann erschien Pulcheria auf der Loggia von miauenden Katzen umringt und dankte verbindlich für die Huldigungen, die sogleich eingestellt wurden.

Auf Margherita machte die Verwunderung, die sie erregte, anfangs keinen besonderen Eindruck. Sie staunte nur darüber, wie über so manches in Florenz, und sah alles, was sie erlebte, auf Rechnung der Gebräuche, die in der Stadt gang und gäbe und eben ganz andere waren als die auf dem Dorfe. Daheim war es niemandem eingefallen, ein Wesen aus ihrer Schönheit zu machen, niemand hatte ihr einen Vorzug eingeräumt vor ihren Gefährtinnen. Sie hatte ihr eiförmiges Leben still dahingelebt. Sie hatte

gesponnen und gestickt und — wenn es etwas zu kochen gab — gekocht, die Woche hindurch. Und Sonntags war sie in die Kirche gegangen und in die Osteria und hatte am Morgen gebetet und am Abend getanzt. Und sie hatte ihre Eltern treu gepflegt, als sie erkrankten, und ihr Patengeschenk, ihren größten Schatz, ihr gesticktes Seidentuch, zu Gelde gemacht, um ein Kreuz auf das Grab ihrer Mutter setzen zu können.

Sie mußte an die Thränen denken, mit denen sie sich von diesem kleinen Tuche getrennt hatte, als sie eines Morgens ein viel schöneres am Kiegel ihrer Zimmerthür befestigt fand. Es war reich mit bunter Seide gestickt und mit Goldfäden durchwirkt und hatte lange seidene Fransen. Als sie es in die Höhe hob, kam ein Paar allerniedlichster Schuhe aus feinem rotem Leder zum Vorschein, das auf dem Boden stand und von den Fransen verdeckt worden war. Margherita stieß einen Schrei des Entzückens aus und konnte trotz Cencettas Versicherungen nicht glauben, daß auch die ihr gehörten.

„Wer schenkt mir das alles?“ fragte sie endlich und küßte die Schuhe und drückte das Tuch lieblosend an ihr Gesicht. „Wem soll ich danken?“

Cencetta durfte den Weber nicht nennen, sie hatte es hoch und heilig geschworen und hielt nur zu gerne Wort.

„Versprich, versprich es mir, gib mir die Hand, leiste einen Eid darauf,“ hatte Antonio gesagt, „daß du ihr nicht verraten wirst, wer diese Sachen gebracht hat. Willst du es mir versprechen, liebe, kleine, hübsche Cencetta? Thu's — und du sollst immer meine Freundin und Vertraute sein.“

So herrlich und gut redete er zu ihr und streichelte ihre erglühenden Wangen, und sie versprach und gelobte alles, was er wollte. Durch sie erfuhr Margherita nicht, woher die Geschenke kamen, die keine emphatischen Widmungen trugen, nicht von bebänderten Bagen überbracht wurden und nicht mit höflicher Empfehlung von Donna Pulcheria an den Spender zurückbefördert werden konnten.

Sie waren und blieben da. Margherita fand sie in Gestalt von Ohrringen, Ketten, Amuletten, kostbaren Stoffen unter ihrem Kopfkissen, in ihrem Schranke, ihrer Truhe. Ohne zu fragen: Woher nehmt Ihr alle die

Kosibarkeiten? ohne den geringsten Einwand zu erheben, befolgte Cencetta die Anordnungen Antonios. Nur wenn er sagte: „Du freust dich gewiß selbst an jeder Freude Margheritas. Sie ist so arm, hat nicht Dach noch Fach, nicht Vater noch Mutter“ — da schwieg Cencetta, schüttelte fast unmerklich den Kopf und lächelte traurig vor sich hin.

Dach und Fach, Vater und Mutter machen es nicht aus. Die kann eines haben und doch viel ärmer sein als die arme Margherita.

* *

Die Zeit verging. Der Verneiser Antonios war allmählich erloschen. Der früher unermüdlich Emsige fand nun täglich einen Vorwand, sich spät bei der Arbeit in der Kapelle einzufinden und sich bald wieder fortzuschleichen. Daß er deshalb nicht müßig ging, schien dem Meister ausgemacht. Guidi und Pulcheria zweifelten auch nicht daran, daß die Beschäftigung, die er hinter dem Rücken Masaccios betrieb, einträglich und daß er der Spender der geheimnißvollen Geschenke sei, die der schönen Hausgenossin dargebracht wurden. Einmal hatte Pulcheria ihre offenbar in die Sache eingeweihte Dienerin ins Verhör genommen. Doch war Cencetta in so heftiges Schluchzen ausgebrochen, hatte ihre Gebieterin so leidenschaftlich beschworen, sie nicht zu einem Treubruch zu verleiten, daß die edelmütige Dame darauf verzichtete, der Kleinen ein Geständnis abzurufen. Ihrem Mago sprach sie aber ins Gewissen und erklärte ihm die Notwendigkeit und die Pflicht, die Schliche seines Schülers aufzudecken.

Guidi ließ alles gelten, versprach Antonio zur Rede zu stellen — und verschob immer wieder die Ausführung des leidigen Auftrags. Er hatte ihn noch nicht erfüllt, als ein Zufall ihm die Gelegenheit dazu in die Hand spielte.

Eines Morgens, da er sich auf dem Wege nach dem Carmine befand, sah er zwei Männer längs des ölbepflanzten Hügels der Stadt zuschreiten. Sie schienen in lebhaftem Wortwechsel begriffen, gingen sehr rasch und entschwandten bald seinen Augen. In dem einen von ihnen hatte er Antonio, in dem anderen den Händler Giorgio Galantuomo

erkannt. Vater Galantuomo nannte der sich selbst, hatte ein breitpuriges Auftreten, biedere Manieren und ewig ein väterliches Lächeln auf dem fettglänzenden Gesicht. Offiziell vermittelte er Geschäfte zwischen Künstlern und Kunstfreunden und verkaufte allerlei Luxuswaren. Unter der Hand besaßte er sich mit dem Absatz von Geheimmitteln und — wie er glimpflich sagte — von face-tiösen Bildern.

In der Via Vinori befand sich sein wohlbekannter Laden, und dort suchte Masaccio ihn auf. Der Verdacht, den der Maler gesagt, als er seinen Schüler in Gesellschaft des Giorgio erblickt hatte, bestätigte sich. Nach einigem Zögern und Hin- und Herreden gab der Händler zu, daß Antonio ihm allerlei gangbare Ware für sein stets ausverkauftes Magazin von Ergötzlichkeiten liefere. Er ließ sich sogar herbei, einiges davon vorzuzeigen. Kleine Kupferstiche, sauber ausgeführte Darstellungen unsauberer Vorgänge. Einzelne Gestalten und Gruppen erinnerten noch an die Schildereien, mit denen der Töpfer von Ariccia dereinst seine Schüsselfen und Krüge geschmückt hatte.

Vater Galantuomo schrieb den tiefen Unmut, welcher sich in Masaccios Zügen aussprach, einem anderen als seinem wirklichen Grunde zu. „Unser lieber Benesco plündert mich aus,“ sagte er seufzend, „macht sich sehr kostbar. Wenn aber Ihr, Maestro, mir so ein paar Illustrationchen liefern wolltet, der Metamorphosen Ovids zum Beispiel oder, noch besser, einiger Novellen unseres Boccaccio, nach denen schon oft gefragt worden ist ... da wäre mir kein Preis zu hoch — das Doppelte ...“ Er erschrak über den Blick, den der Maler ihm zuwarf, und verbesserte, „das Behufache würde ich Euch bezahlen. Nicht größer als diese brauchten Eure Stiche sein. Das ist das beste Format, leicht in die Tasche zu stecken. Das kann jeder bei sich tragen, macht jedem Vergnügen.“

„Das beste Format,“ wiederholte Guidi so sanft, als die Enttäuschung, die in ihm lodte, es erlaubte.

„Dürftet meinethwegen auch ein anderes wählen. Was Ihr macht, wie Ihr es macht — mir ist alles recht ... Beglücken freilich — aber wer darf Euch darum bitten? —

würde mich ein Bild wie das, das unser lieber Benesco der Herr Fidelfo auf das Wirtshausschild gemalt hat und das ihr viel Gäste anlockt. Ihr kennt es nicht? Ja so — waret nie in der Gegend hinter la Trinità vecchia? ein gutes Stück vom Klosterchen? Kennt das Haus der Fidelfo nicht und nicht das Werk Eures Schülers? — ja so!“ Er blinzelte ungläubig: „’s ist doch sein Meisterstück ... wird sehr gelobt, freilich nur im stillen — aber von unseren exquisitesten Persönlichkeiten. Etwas dergleichen malt mir. Ich bedecke unserem lieben Meister sein ganzes Bild mit Goldgulden,“ sprach er vertraulich zuredend und wollte seine behaarte Hand auf die Schulter Guidis legen.

Der fuhr zurück wie vor der Berührung eines Ausfägigen.

Als Antonio ein nächstes Mal wieder vorzeitig Feierabend machen wollte, befahl ihm Masaccio zu warten, bis er selbst die Kapelle verlassen werde, und ihn dann zu begleiten. Er habe eine Entdeckung gemacht, die er ihm nicht vorenthalten dürfe, sagte er. Ungewohnte Strenge lag in seinem Tone, Antonio wagte keinen Widerspruch und folgte dem Meister auf dem Weg, den er einschlug und der zum Ponte alla Carraia führte.

Es war Nacht geworden, Sciroccolust wehte atembellemmend und schwer; träge wälzte der Fluß trübe Wellen durch sein halbversandetes Bett. Jenseits des Arno schritten die beiden Männer durch die Via Guelfa und weiter an einzelfiehenden, arm-seligen Häusern vorbei und gelangten endlich zu dem zwischen Buschwerk fast verborgenen Eingang eines Gartens. Ein dichter Laubgang empfing sie, den Masaccio mit sicherem Schritte betrat. Antonio suchte ihn zurückzuhalten. „Wißt Ihr, wohin wir da kommen?“ fragte er und trachtete nicht länger, seine furchtbare Unruhe zu verbergen. „Ihr wißt es nicht. Kehrt um! kehrt um!“

„Wir kommen zur Spelunke der neuen Locusta,“ versetzte Guidi ruhig. „Ich kann dir die Bekanntschaft mit ihr nicht ersparen. Vorwärts!“

Der freie Raum, den sie jetzt betraten, war fast menschenleer, nur hie und da eine Bank von stillen Leuten besetzt. Beobachter, schüchterne Neulinge, Späher vielleicht.

Schwelende Öllämpchen, auf Tischen aufgestellt, bildeten rote Zünglein im Dunkel. Buschwerk und Bäume, die sich schwarz abhoben vom bleifarbigem Himmel, umgaben das, wie es schien, geräumige Haus. Vershüllte Gestalten, eng verschlungene Paare glitten vorüber, traten lautlos ein. Schwacher Lichtschein stahl sich durch einige verhangene Fenster des oberen Geschosses, die des unteren standen offen. Die Klänge einer frechen Musik drangen aus ihnen hervor und zwischendurch Gesang und wüßtes Gezohle und das Zauchzen trunkener Weiber.

Mit bebender Hand umklammerte Antonio den Arm Maso Guidis: „Keinen Schritt weiter, lieber Meister! ... Die Bilder, die man dort zu sehen bekommt, sind nicht für Euer Auge!“

„Und doch ist dieses lärmende Laster Unschuld im Vergleich zu dem, das da oben flüstert, buhlt und Gifte braut,“ erwiderte der Meister und zog ihn unerbittlich näher zum Hause.

Auf der Schwelle erschien eine Frau in verschossenem Seidenkleide, Blumen und Goldflitter in der hochaufgetürmten Frisur. Ihre harten, scharfen Züge hatten etwas von der unheimlichen Starrheit einer Larve. Lauernd betrachtete sie die Herannahenden. Ein Lächeln bligte über ihr bemaltes Gesicht, als sie in dem einen von ihnen Antonio erkannte. Sie schien reden zu wollen, besann sich aber und deutete nur grinsend auf ein buntes Schild, das von Lampenlicht beleuchtet über der niedrigen Hausthür an einem Arm aus geschmiedetem Eisen hing.

Auch Maso Guidi erhob die Hand, und auch er deutete nach dem Schilde und sprach gebieterisch: „Sieh dorthin! das zu sehen, habe ich dich hergeführt. Dorthin, sage ich!“

Antonio gehorchte nicht. Er hielt den Blick fest auf den Boden gesenkt und wiederholte einmal ums andere: „Fort, lieber Meister, ich beschwöre Euch: fort von hier!“

„Du hast die Augen nicht erhoben und doch gesehen,“ sagte Masaccio, als sie sich wieder im Freien befanden. „Ein gewissenloser Vube bestiehlt dich und verhungert das Gestohlene. Dein Bildchen, die Entführung des kleinen Bacchus — liegt diesem schändlichen Spelunkenbild zu Grunde. Und viele andere deiner Jugendwerke, an denen ich

meine Freude hatte, noch bevor ich dich kannte, hat der Elende in Kupfer gestochen und alle verschändet. O! fröhlich scherzenden Übermut in cynische Niedertracht verwandeln, aus edler Traube Sauche pressen, ist eine Kunst ... eine beliebte und einträgliche, das weiß der Unterhändler, der die Zuchtlosigkeit unter die Leute bringt. Mache dem Treiben den Garaus, Antonio! Suche den Buben auf, der zwar besser zeichnen kann, als du vor Jahren gezeichnet hast, dem aber nichts einfällt und dessen Erfinden heißt: entadelnd wiederholen. Suche ihn auf, und wenn du ihn gefunden hast — dann erwürge ihn!"

Von dem Tage an erhielt Margherita keine anonymen Geschenke mehr, und sie war es zufrieden. Sie kam sich ohnehin schon reich genug vor, und überdies — bedurfte sie des Ruhes? Wenn sie in dem einfachen Kleidchen ausging, das Pulcheria ihr hatte machen lassen, wurde sie dennoch Madamigella und sogar Donzella nobile tituliert, und das schmeichelte ihr. Von der Meinung, die Art, in der man ihr in Florenz begegnete, sei auf Rechnung der städtischen Gebräuche zu setzen, war sie nach und nach abgekommen. Sie sah, daß weder Cencetta noch andere Mädchen so viel Aufmerksamkeit erweckten wie sie, und hätte stumpfsinnig sein müssen, um sich des Vorzugs, den sie genoß, nicht bald als eines ganz persönlichen bewußt zu werden. Nicht nur die Maler und die Bildhauer blieben stehen und sahen ihr bewundernd nach, wenn sie sich an Pulcherias Seite auf der Straße blicken ließ. Jung und alt, vornehm und gering huldigte ihr, und sie machte sich ein Vergnügen daraus, den Zauber, den sie befaß, mit vielerlei Neugier zu erproben. Sie konnte es gefahrlos thun, denn mehr, als sie mit Blicken anzufunkeln oder anzuschmachten, wagte keiner, die Nähe der alten Jungfrau Pisano bot Schutz und Schirm gegen Zudringlichkeit.

Jeder wußte das, nur Antonio wollte sich davon nicht überzeugen lassen. Er war wie auf dem glühenden Roste, wenn er Margherita auswärts vermutete, und stand oft wie aus dem Boden gewachsen vor ihr und warnte vor dem Eintritt in diese oder jene Straße, fabelte von der oder jener drohenden Gefahr.

Pulcheria empfing ihn bei solchen Gelegenheiten durchaus ungnädig: „Gefahr hin und her! Ist eine da, bin auch ich da und Mannes genug, ihr zu begegnen! Trollet Euch zu Eurer Arbeit, die Ihr strafbar vernachlässigt seit einiger Zeit.“

Ach Gott, ja! Wenn die Tochter der Pisano wollte, war sie Mannes genug, Zudringliche von ihrem Schützling abzuwehren. Wollte sie aber auch in jedem Falle? Antonio fand, daß es einen gab, gegen den sie sträfliche Nachsicht übte, den Sohn einer der vornehmen Damen, die dem alten Fräulein ab und zu einen Besuch machten.

Er hieß Bernardino und war das einzige Kind der reichen Patricierswitwe Isotta Montanini und ihr Abgott. Ein feines Fröchtchen, das schon zu vierzehn Jahren auf Liebesabenteuer ausgegangen, sich aber heute noch, zu zwanzig, vor einem bellenden Hunde verkroch. Er bewohnte einen schönen Palast, ritt die edelsten Pferde, kleidete sich prächtig und kunstvoll, hatte ein hübsches Gesicht mit lebhaften und unruhigen Bogelaugen und war hager und schlotttrig in seinen zarten Gliedern.

Dieser Montanini fand alle Augenblicke einen Vorwand, der hochverehrten Pulcheria seine Aufwartung zu machen, er stieselte hinter ihr her — allerdings nur wenn sie mit Margherita ausging ... In respektvoller Entfernung, ja! aber doch! — und: „Was hat er hinter Euch her zu klappern, der dürre Vasse?“ fragte Antonio so oft und so eindringlich, daß Pulcheria endlich ungeduldig wurde.

„Und was hat es Euch zu kümmern?“ erwiderte sie. „Ich kenne ihn, seitdem er auf der Welt ist, und seine Mutter noch einmal so lange. Unsere Häuser waren einst befreundet. Ich habe keinen Grund, ihm die Thür zu weisen.“

„Tausendfachen Grund. Ihr müßt doch sehen, daß er Margherita nachstellt.“

„Nachstellt! Ich rate Euch, Jüngling, legt Eure Worte, wenn Ihr mit mir redet, auf eine empfindlichere Wage ... Nachstellt! Er ist kein Fuchs, und sie ist keine Wachtel. Ich aber bin Pulcheria Pisano.“

„O Madama, Madama!“

„Was — Madama? Ich bin keine. Was meint Ihr mit Eurer: Madama? Wollt

Ihr mich auf meine Weiblichkeit aufmerksam machen, die für Euch so viel heißt wie Schwäche? Ich habe trotz aller Weiblichkeit immer verstanden, mich und meine Umgebung vor Unbill zu bewahren. Dieser kleine Bernardino denkt übrigens nicht daran, uns welche zuzufügen. Margherita gefällt ihm — wie sollte sie ihm nicht gefallen? Er liebt sie vielleicht, und warum sollte er sie nicht lieben? Und wenn er sie liebt, hat er auch redliche Absichten."

"Allmächtiger! ein reicher Patricier wird redliche Absichten haben einem armen Dorfkinde gegenüber! Ihr — so klug, so weise, Ihr haltet das für möglich?"

"Warum nicht, Antonio Benesco! ... Popolana und Patricier, das stimmt wieder in unserer Republik. Eine Zeitlang stimmte es nicht. Damals wäre eine Popolana zum Patricier nicht hinabgestiegen, der sich nicht in Florenz das Bürgerrecht verdient hätte. Vieles hat sich verändert; und doch besinn ich mich desselben Tages im selben Jahre, an dem in Santa Maria Novella ein Malespino mit einer Schreibers- und ein Giacomini mit einer Bäckerstochter getraut wurde."

"O Monna Pulcheria!" rief Antonio in Wut und Verzweiflung. "Und so meint Ihr ... Um Gottes und aller Heiligen willen, meint nichts dergleichen ... Bernardino und Margherita vor dem Altare — wenn ich das denke ... ich kann es nicht denken. — Das Urbild der Schönheit in diesen dürren Armen, die, weiß der Teufel wen, schon umfassen haben."

"Basta!" versetzte das Fräulein und erteilte ihm in einem Atem ein Verbot und einen Befehl. Das Verbot, in ihrer Gegenwart von unziemlichen Dingen zu sprechen, und den Befehl, sie von seinem Anblick zu befreien.

* *

Pulcheria und Margherita pflegten regelmäßig am Sonntag das Hochamt im Dome zu hören, und immer fand Bernardino sich dort ein und reichte ihnen am Eingang und am Ausgang seine in Weihwasser getauchten Fingerspitzen. Manchmal erwartete er sie auch schon in der Nähe von San Giovanni und folgte ihnen in gemessener Entfernung. Sie auf der Straße anzusprechen,

hatte er so wenig wie irgend ein anderer je gewagt.

Eines Sonntagmorgens, als über Florenz, der herrlichen, warmer Frühlingsodem strich, alle Bäume und Sträucher grüntem, in den Gärten die Blumen blühten und in den Herzen der Menschen die Liebesknospen schwellen, da hüpfte auch im Seelchen Bernardino ein Funken Mannesmut empor.

Sein Schneider hatte ihm einen längst bestellten, köstlichen Anzug aus weißer Seide gebracht. Als er sich seiner Mutter darin zeigte, weinte sie vor Rührung und sprach mit einem wonnigen Seufzer: „O Kind, du gleichst einem aus dem Ei geschälten Osterlamm!"

Es freute ihn, daß er so gut aussah. Er befahl dem Gärtner, die zwei schönsten Rosen, die es im Garten gab, abzuschneiden, nahm sie in Empfang und schlug den Weg zum Dome ein. Weil er aber in seiner blütenweißen Pracht und mit seinen Rosen in der Hand zu viel Aufmerksamkeit erweckte, zu viel spöttische Zurufe und feste Fragen zu hören bekam, trat er in ein dunkles Sadgäßchen und wartete dort ungeduldig und lange umsonst und verlor allmählich die Hoffnung, den kühnen Streich, den er eronnen hatte, ausführen zu können. Auch der Mut, der so angenehm in ihm geprießelt hatte, begann sich zu empfehlen, als die Ersehnten endlich sichtbar wurden.

Pulcheria kam langsam und feierlich einher, wie sie es auf dem Weg zur Kirche schicklich fand, und hatte nicht ihr leichtsinnig flatterndes Mäntelchen angelegt, sondern einen würdevollen Mantel aus dunkelgrünem Sammet.

Ein Erbstück, behauptete Filippo Tippi, nach Niccolò Pisano, der ihn in Perugia bei der Enthüllung seines berühmten Brunnens trug.

Ihren Gang nach dem der Badrona bemessend, kam einen Schritt hinter ihr Margherita, den Rosentranz um die Hand geschlungen, den schwarzen Schleier auf dem Haupte.

Wie schön! wie schön! dachte der Kleine, und es überrieselte ihn, und er sah, daß alle, die ihr begegneten, etwas Ähnliches empfanden wie er, ein Staunen, freudig und verwirrend, eine Bewunderung, in die sich Ehr-

furcht mischte. Das blendende, prunkende Tageslicht umspielte lieblosend die herrliche Erscheinung eines Vollkommenen mitten unter Unvollkommenheiten.

Bernardino schrumpfte ordentlich zusammen im Angesicht dieser Majestät und zog sich tiefer in sein Versteck zurück. Dabei streiften seine bauchigen Ärmel und sein Mantel die Wand, und da gab's ein Klatschen und Knistern von feinsten Seide und von schwerer Goldstickerei, so vornehm, so stolz, daß ihm sein entflohenes Selbstbewußtsein nach und nach wiederkehrte.

Er warf sich in die ausgepolsterte Brust seines Wamjes, ließ noch Pulcheria am Hause vorübergehen, trat leise und plötzlich vor Margherita hin und zwang sie, stehen zu bleiben. Nun war aber auch sein Heldennut erschöpft, die Worte, die er hatte sagen wollen, blieben ihm im Halse stecken. Stumm, mit einer stehenden Gebärde bot er ihr seine Rosen an.

Margherita war überrascht. Er kam ihr komisch und auch ein wenig rührend vor, sie deutete mit dem Finger auf die Blumen und sagte scherzend: „Für mich? diese fürstlichen Rosen für mich? Nein, nein — das kann ich nicht glauben.“

„D nehmt! nehmt!“ und er suchte sie ihr aufzudrängen.

Das Geläute der Kirchenglocken ertönte.

„Nun denn, so gebt und lebt wohl!“

Sie griff nach den Rosen, und Bernardino sammelte entzückt: „Himmliche! Ihr wißt, was das bedeutet?“

In dem Augenblick hatte Pulcheria sich nach ihrer Begleiterin umgesehen und rief ihr streng und hastig zu: „Halt! halt! Was fällt dir ein?“

Zugleich wurde Bernardino hart angelassen. Der unsichtbare Beschützer hatte sich einmal wieder in einen sichtbaren verwandelt. Antonio faßte den Arm des ertappten Schlaupops. „Sie weiß es nicht,“ sprach er, „und schändlich ist es von Euch, sie zu betrogen ... Margherita, diese Rosen sagen: ‚Ich liebe dich.‘ Wenn Ihr sie annehmt, sagt Ihr: ‚Ich liebe dich wieder ...‘ Wollt Ihr diesem Gesellen das sagen, Margherita?“

Sein Ton war voll Grimm und Schmerz, und aus den Augen, die er funkelnd auf sie richtete, sprach die glühendste Liebe, eine Liebe groß und prächtig, eine lodernde Flamme,

neben der Bernardino's zitterige Leidenschaftlichkeit ein schwaches Glänzen schien.

Antonio's nervige braune Hand lag noch immer auf dem weißen Atlas des Puffärmels und zerdrückte ihn unbarmherzig, und der magere Arm, der in ihm steckte, machte vergebliche Versuche, die Umklammerung loszuwerden. Auf einmal aber gab sie von selbst nach. Die starke Hand hob sich — mit einer fast entschuldigenden Bewegung.

Margherita hatte gesprochen: „Er träumt — der Mann da träumt, Messere, oder sieht Gespenster. Wie er sich's einbildet, war es von Euch nicht gemeint und nicht von mir. Ich für meinen Teil leugne: sagt auch Ihr nein.“

„Und wenn Ihr es auch nicht sagt, wir nehmen es für nein,“ entschied Pulcheria und warf ihm ein ungnädiges „Lebt wohl!“ zu.

Beschämt und getränkt wich der Kleine zurück.

Die Frauen setzten ihren Gang zur Kirche fort; Antonio folgte ihnen. Nach einer Weile sah Margherita sich nach ihm um und sagte: „Da seid Ihr wieder erschienen wie ein Geist und habt mich aus großer Gefahr gerettet.“

„Aus einer scheinbaren hoffentlich nur,“ erwiderte er.

„Wieso? Wie meint Ihr das? ... War sie nicht ernst?“

„Darüber könnt nur Ihr entscheiden, es kommt auf Euch allein an.“

„Auf mich?“

„Auf den Eindruck, den Ihr empfangen habt.“

„Eindruck?“ Sie wiegte den Kopf. Ihr Lächeln war voll holden Zaubers und schöner Rätsel.

„Es kommt darauf an, ob der Frieden Eures Herzens gestört ist, Eure Seelenruhe.“

„Wenn es darauf ankommt, bin ich nicht in Gefahr gewesen ...“ und jetzt lachte sie, und Pulcheria pflegte ihr Lachen mit in Musik gesehtem Sonnenschein zu vergleichen, etwas, das nur sie sich vorstellen konnte.

Heute hatte sie nicht die gewohnte Freude an dem süßen Schall. „Schweigt, ihr zwei!“ befahl sie, „und sammelt Euch. Wir gehen zur Kirche und nicht zur Disteria.“

Sie war im Begriff, zwischen die jungen Leute zu treten, als sie sich plötzlich von ihnen

getrennt sah. Ein Zug Ebirren bog aus einer Seitenstraße um die Ecke von Santa Maria Maggiore und schritt längs der Kirchenmauer in der Richtung des Domplatzes. Erschrocken drückte das Fräulein sich an die Wand und hatte plötzlich ihre Pflegebefohlene aus den Augen verloren. Margherita befand sich mit Antonio auf dem Platze des Baptisteriums, jenseits des Ebirrenzuges.

„Geseget diese wandelnde Wand!“ jubelte er. „Endlich kann ich Euch sprechen ohne Zeugen ... Endlich Euch sagen — Euch sagen ... Was Ihr wißt!“ brach er hochatmend aus.

Und sie, mitergriffen von der Glückseligkeit, die sein ganzes Wesen ausströmte, leuchtete ihn an mit strahlendem Blick. Ich liebe dich, denn du bist schön! sprachen ihre Augen, ihre Lippen aber sprachen: „Was ich weiß, und was ich errate ... alles errate ich — wer der ist, der mir immer Freude zu machen sucht, wer mir Bänder und Ketten und Ohringe geschenkt hat und“ — sie streckte die Spitze des Fußes vor — „diese schönen roten Schuhe.“

„Mehr als Bänder und Ketten und Ohringe, mehr als er Euch geschenkt hat, Margherita, habt Ihr ihm genommen.“ Er neigte seinen Kopf zu dem ihren und hauchte ihr ins Ohr: „Sein Herz, seine Seele, seine Gedanken. Er hat keine Sehnsucht mehr als die nach Euch, sein Fleiß, seine Ausdauer, sein Ehrgeiz, seine Lust an der Arbeit, alles fort ... Nur Ihr seid da und für ihn die Welt und alles, was ist und sein wird ...“

Sie hörte ihm zu in einem seltsamen Gewirr von Gefühlen. Geschmeichelt, wonnig erstaunt, ein wenig bang. Sie hätte seiner Stimme ewig lauschen mögen und seinen Worten und erwartete doch gespannt, daß der Zug der Ebirren ein Ende nehme.

Als er vorüber war und die Padrona wieder zum Vorschein kam, gab's ein Begrüßen wie nach langer Trennung. Margherita bedauerte die Beleidigte und segte ihr den Mauerstaub vom Mantel. Pulcherias Entrüstung über die rohe Soldateska fand einen energischen Ausdruck. An die Wand gepreßt von diesen Lämmeln die Tochter der Pisano wie — Lust! Bei lebendigem Leibe um das Bewußtsein ihrer Persönlich-

keit gebracht — das beschämende Gefühl der Auflösung in nichts!

Im Dome kniete Antonio hinter Margherita, und als sie einmal verstohlen nach ihm blickte, sah sie ihn, die Augen in Verzückung zum Allerheiligsten auf dem Altar emporgerichtet, mit einer Sehnsucht, einer Andachtsglut, als ob er die Seligkeit des Himmels zu sich herunterbeten wollte.

* * *

Am Abend, als alles still geworden war im alten Hause am Monte Oliveto, Margherita und Cencetta in ihrer großen Stube zwischen dem Zimmer der Herrin und der Kassenrezidenz schliefen, Antonio sich in seine Dachkammer begeben hatte, leistete Pulcheria ihrem Pflegejohn noch Gesellschaft beim Nachtmahl. Sie erzählte von den Vorgängen am Morgen: „Heute hat er sich erklärt, ja heute. Im Gesicht ist es ihm geschrieben gewesen und auch ihr. Ich konnte es nicht verhüten und er selbst nicht. Ebenjogut vermöchte der Besub seine Lava hinunterzuschlucken wie der Verliebte seine Liebesworte.“

Masaccios Lippen verzogen sich, als sie so sprach, zu einem seltsamen Lächeln. „Der Hoffnungslose muß es vermögen,“ sagte er. „Das zu sein wäre aber Antonio ein Narr. Die zwei schönsten Menschen sind füreinander geschaffen, Gott selbst hat sie einander bestimmt.“

Sein Lächeln hatte der Freundin weh gethan, und was ihr weh that, wies sie von sich als das Üble und Feindliche. Göttliche Bestimmung sei freilich alles, erwiderte sie gereizt. Auf der Hand pflege sie jedoch nicht zu liegen und am wenigsten sich in der Verliebtheit zweier Grasäffchen zu offenbaren. „Jugendliebe — wer hat die Kinderkrankheit nicht einmal durchgemacht?“ Sie legte den Finger an die Stirn, ein phosphoreszierendes Leuchten erglomm in ihren großen grauen Augen: „Und — zweimal! ... dreimal! ... Und“ — nun schlug sie mit der flachen Hand auf ihre Knie, kreuzte dann die Arme, richtete den Kopf empor und schloß: „Und ist doch eine alte Sibylle geworden.“

„Mit einem Sohne,“ sagte Masaccio.

„Mit einem großen Sohne,“ wiederholte sie stolz.

Am nächsten Tage schon nahm die alte Jungfrau Margherita ins Gebet: „Liebst du den Antonio Benesco?“

O ja! — Von allen Menschen gefiel er ihr am besten. Sie war ihm auch so gut, wie sie glaubte nie einem anderen sein zu können. Und dankbar, so dankbar war sie ihm! Sie wußte, daß er ihr gern alles, was er besaß, gegeben, ihr freudig jedes Opfer gebracht hätte. Ja, sie liebte ihn, von ganzem Herzen liebte sie ihn.

Seine Braut wollte sie aber noch nicht genannt werden, und wenn er sie darum bat, hatte sie hundert Ausflüchte.

„Halb Florenz würde unglücklich!“ erwiderte sie ihm scherzend. „Gönne mir noch eine Weile meine Freiheit!“ sagte sie ernsthaft. „Bin ich einmal Braut, dann bin ich auch bald Frau, und warum soll ich schon Frau werden? Ich bin noch so jung ... Und Donna Pulcheria ist — wie mir scheint — dagegen. Sie fragt: ‚Wovon wollt ihr leben?‘ Und ich weiß nicht, was darauf antworten.“

Sie scheute sich, dem bis zum Wahnsinn Eiferfüchtigen Rechte zu der Tyrannei einzuräumen, die er sich jetzt schon über sie anmaßte. Wenn er ihrer erst sicher wäre, würde er ruhiger sein, schwor Antonio ihr zu. Er würde sie nie mehr quälen, sich nie mehr so wild und unerträglich gebaren, wie es jetzt gar oft und zu seiner eigenen Beschämung geschah. Er würde auch die Arbeit wieder aufnehmen, bei der es ihn längst nicht mehr litt. Er irrte als Tagelieb umher, den Ermahnungen Masaccios zum Trotz, der schon gedroht hatte, ihn aus der Schule zu entlassen.

Das Johannisfest nahte heran. Großartige Vorbereitungen zu der kirchlichen Feier und zu den Spielen und den Wagenrennen, die ihr folgen sollten, wurden getroffen. Ganz Florenz befand sich in freudiger Aufregung, die Betrübten vergaßen ihr Leid, die Armen ihre Sorgen, gar manche Feinde ihren Haß. Eine fröhlich erwartungsvolle Stimmung war zur Herrschaft gekommen, ergriff alle, riß alle mit.

Sonnenhell spiegelte diese Heiterkeit sich im Gemüte Margheritas wieder. Sie war berauscht von den Schilderungen der Dinge,

die da kommen sollten, die sie mit ansehen, bei denen sie vielleicht eine Rolle spielen würde. Konnte sie sich doch nie öffentlich zeigen, ohne Aufsehen zu erregen, ohne um sich herum flüstern zu hören: „Margherita Guidi! es ist Margherita Guidi, das schönste Mädchen von Florenz!“

Filippo Lippi hatte ihr erzählt, daß vor fünf Jahren, als beim Wagenrennen Cintia Angrovalle auf ihrem Balkon erschien, unermesslicher Jubel sie begrüßte. Die Menschenmenge brach in Zurufe aus: Es lebe Cintia! Hoch die schönste Frau, der Stolz von Florenz! Er selbst, obwohl damals erst elf Jahre alt, hatte sich sterblich in die herrliche Frau verliebt und um ihre willigen große Pein gelitten, heftige Liebespein!

Und doch — was war die Schönheit Cintia Angrovalles im Vergleich zu der Margheritas? was ein Finklein ist im Vergleich zum Paradiesvogel, eine Feldblume zur königlichen Lilie. Filippo versprach sich vom Erscheinen Margheritas beim Feste ein unerhörtes Aufsehen. Sie lachte zwar und versicherte, sie glaube von seinen Geschichten kein Wort, redete aber von nichts anderem mehr als vom Johannistage und von den Wunderdingen, die er bringen werde. Sie hatte einen lebhaften Streit mit Antonio, der ihr das Versprechen abschmeicheln wollte, sich fern zu halten von den Feierlichkeiten. Er verließ sie im Zorne, kam aber schon nach wenig Stunden wieder und flehte, erschöpfte seine ganze Redekunst — umsonst. Sie hörte ihn mit komischer Aufmerksamkeit an und brach endlich in ihr silberhelles Lachen aus.

„Seid kein Narr, Antonio! versucht nicht, was unmöglich ist — mich fern zu halten von den Festen. Ich gehe hin,“ begann sie zu singen, „ich gehe hin!“

Bögelein im Neste!
Mit dem Nehlchen rot,
Lebend oder tot
Bin ich bei dem Feste!“

„Wenn Ihr mich liebtet, bleibt Ihr daheim. Ihr bräuchtet mir das Opfer,“ sagte er.

„Wenn Ihr mich liebtet, würdet Ihr es nicht von mir verlangen,“ sagte sie.

Er suchte endlich für ihre Weigerung dort Trost, wo er ihn schon lange nicht mehr gesucht hatte — bei der Arbeit.

Eines Morgens war er planlos durch die Straßen gewandert und zum Plaze vor Santa Maria Novella gelangt. Dort traf er eine Menschenmenge, die den Vorbereitungen zum Wagenrennen zusah. Als er diese Leute betrachtete, diese vielen, im Äußeren so unähnlich, wie sie gewiß im Inneren waren, und nun durch etwas, das doch nur ein Spiel, in einer und derselben Empfindung vereint, die wieder in jedem ihren eigenen Ausdruck fand — da löste sich eine besonders charakteristische Gruppe aus der Masse und gestaltete sich ihm zum Bilde. Und er ging nach Hause und zeichnete und malte, und sein alter, heiliger Feuereifer kam wieder über ihn. Er richtete sich seine Dachkammer als Werkstatt ein, er gedachte Masaccio mit einem vollendeten Werke zu überraschen. Die kühnsten Hoffnungen knüpfte er an das Gelingen: die Aufnahme in die Malergilde, viele Bestellungen, hohen Sold, die Möglichkeit, Pulcheria eine stolze Antwort zu geben auf ihre Frage: Wovon wollt Ihr leben?

Ein Blütenmeer lachte die Zukunft ihm entgegen, in den Himmel wuchsen seine Träume — da wurde ihm mit einem Schlag alles vernichtet.

Dem heißen Tage war ein schwüler Abend gefolgt. In der dumpfen Luft lagen die Düste der Olivenbäume und der Buchshecken schwer wie etwas Körperliches. Antonio trat an das offene Fenster und beugte sich hinaus. Pulcheria, Masaccio und die beiden jungen Mädchen waren im Garten. Er konnte sie nicht sehen, aber er hörte ihre Stimmen. Plötzlich gellte ein Schrei — ein Freudenschrei. Cencetta hatte ihn ausgestoßen, und nun rief sie, er vernahm es deutlich: „Niccolo!“ und noch einmal: „Niccolo!“

Das war ihr Bruder. Was wollte der? Was führte den nach Florenz?

Antonio stürmte die Treppe hinunter und in den Garten hinaus und rannte mit ausgebreiteten Armen auf den Ankömmling zu: „Junge! lieber Junge, willkommen tausendmal! Wie geht's daheim? Wie geht's meiner Mutter?“ rief er und wiederholte die Frage, da Niccolo mit der Antwort zögerte.

„Deine Mutter ist krank und sehnt sich nach dir,“ sprach Masaccio.

„Ist krank!“ wiederholte Antonio bestürzt. Niccolo sah ihn voll Teilnahme an: „Der Vater ruft Euch heim. Ihr sollt mit mir kommen. Ihr sollt bald kommen — gleich.“

„Gleich? ... Ist Gefahr im Verzuge?“

„Hoffentlich nein, aber kommt doch ... schlagt es Euren Eltern nicht ab.“

„Ich sollte von hier fort? — — von Euch, Margherita — von meiner Arbeit, mit der ich Euch überraschen wollte, Meister ...“ Er griff sich an den Kopf, seine Rede war leise und stockend: „Das kann ja nicht sein, das ist ja unmöglich ...“

„Es muß aber sein!“ rief Niccolo fast mit Weinen. „Ihr müßt mit mir kommen, ich darf nicht heimkehren ohne Euch ... Eure Mutter — Ihr habt es schon gehört — ist krank ... sehnt sich nach Euch.“

Antonio schwieg und starrte zu Boden.

„Morgen in aller Frühe brechen wir auf. Fuhrwerke, die uns ein Stück Weges mitnehmen, finden wir immer auf der Straße. In wenigen Tagen sind wir in Riccia.“

„Ja denn, ja,“ sprach Antonio nach einem leichten Besinnen, „wir wollen fort. Morgen, in aller Frühe.“

„O — zu traurig,“ ließ nun eine geliebte Stimme sich vernehmen, „daß Ihr fort müßt, gerade vor den Festen!“

Ein Blick des Bornes aus seinen Augen traf sie, die jetzt an die Feste dachte. Wie das gesagt war, wie so völlig ohne Traurigkeit, dieses „traurig“.

Margherita errötete; sie hatte seinen Blick mißverstanden und glaubte sich rechtfertigen zu sollen. „Seht mich nicht so böse an. Es fällt mir nicht ein, Euch zurückzuhalten. Gott behüte mich.“

„Dafür habe ich Euch zu danken,“ erwiderte er bitter, ergriff ihre Hand und drückte sie, ohne es zu wissen und zu wollen, so fest, daß Margherita halb lachend, halb unwillig aufschrie: „Laßt mich, es thut weh!“

„Es thut weh, sehr weh,“ murmelte er und stieß ihre Hand von sich.

Neben der großen, schmerzvollen Sorge, die ihn erfüllte, war eine kleinliche Qual emporgeschossen und vergiftete ihm die Seele. Die Trennung, die ihm so schwer wurde, empfand die Geliebte vielleicht als Erleichterung. Er hätte jeden zärtlichen Blick, der sich auf sie richtete, eifersüchtig überwacht,

ihr jede Huldigung mißgönnt, ihr die Festesfreude gestört — es war gut, daß er ging.

Pulcheria und Cencetta hatten indessen lebhaft und leise miteinander verhandelt. Das junge Mädchen flehte die Gebieterin demütig und inständig um die Erfüllung einer heißen Bitte an. Pulcheria schien über rascht zu zögern, zu bedenken ... Nun aber brach die Kleine in Danksagungen und Lobpreisungen der Padrona aus. Die Gütige, Edle, die Großmütige gab ihr Urlaub, sie durfte morgen mit Niccolo und Antonio die Reise nach Ariccia antreten. Sie würde die Ihren wiedersehen, alle Geschwister, und auf die Berge steigen würde sie wie einst als blutjunges Ding und schauen über Wälder und Hügel und Trümmer uralter Städte bis zum Monte Argento weit, weit. Niemand kann sich vorstellen, wie weit ... „Und Ihr kommt mit, Ihr müßt!“ sagte sie zu Antonio, trunken vor Freude und Glück.

Als die Glocken des Carmine zur Frühmesse läuteten, standen Niccolo und Cencetta an der Thür von Antonios Dachstube und warteten. Nichts regte sich. Es kam keine Antwort auf Niccolos Rufen und Klopfen; da öffnete er und trat ein.

Antonio stand mitten in der Stube angelleidet, übernächtigt, seine Haare waren zerrauft, seine Wangen fahl. Seine Stimme hatte einen müden, heiseren Klang: „Kommt nur, komm, Niccolo und auch du, Cencetta; kommt, Kinder — um wieder zu gehen — ohne mich. Ich kann nicht fort. Ich habe die ganze Nacht mit mir gerungen ... Ich müßte sterben unterwegs.“

„Antonio! Antonio!“ sprach Niccolo vorwurfsvoll, „das ist nicht Euer Ernst. — Sterben! woran denn sterben?“

„An einer Herzensqual und Todesangst, vor der dich Gott behüte, Niccolo ... Geht, sagt meiner Mutter, daß ich mich sehne, ihre Arme zu umfassen, ihre Hände zu küssen, ihre Füße ... Früher aber muß mein Bild gemalt und meine Braut mein sein ... Und dem alten Manne sagt, daß ich seinen Abschiedssegens nicht vergessen habe, daß er mir im Ohre nachklingt, immer, immer! und daß ich als ein ganzer Künstler wiederkehre.“

„Was heißt das alles?“ fragte Niccolo entrüstet. „Macht nicht so viel Worte und kommt mit.“

Cencetta war vernichtet. Einmal hatte sie zu Antonio hinaufgeblitzt in starrem Entsetzen und mit zuckenden Lippen gestammelt: „Ihr kommt nicht mit? nicht mit?“ Jetzt senkte sie die Augen, und unter den halbgeschlossenen Lidern quollen Thränen hervor.

Antonio zog sie an sich und küßte sie auf die Stirn: „Sage meiner Mutter, daß ich liebe und mich von der Geliebten nicht trennen kann. Meine Mutter wird mich verstehen ... meine Mutter wird mir verzeihen. Und nun geht! geht! Ich werde leichter atmen, wenn ich euch auf dem Wege zu meiner Mutter weiß ... Du sollst ihr alles sagen, Cencetta, und wenn sie krank ist, sollst du sie pflegen. Willst du, Cencetta?“

„Ich will ihr alles sagen, und wenn sie krank ist, will ich sie pflegen,“ sprach die Kleine.

* *

Der Johannistag rückte immer näher, und in ebensowenig festlicher Stimmung wie Antonio befand sich Bernardino. Seine unverwundete Liebe zehrte an ihm. Er schmolz zusammen in seinen von Gold- und Silberstickerei strohenden Gewändern, und wenn er am Sonntag neben Madonna Isotta im hohen geschnittenen Kirchenstuhle saß, nahm er sich in ihm aus wie eine kleine Reliquie im Heiligenschein. Seine Mutter konnte den Jammer endlich nicht mehr mit ansehen.

Kurz vor Johanni erhielt Pulcheria den Besuch ihrer Freundin Montanini. Er dauerte nicht lang. Die torpulente Dame war, blaß und schwerfällig wie immer, von zwei Dienern unterstützt die Stiege hinaufgekeucht und kaum eine Viertelstunde später, hochrot wie man sie nie gesehen, treppab geeilt und hatte sich atemlos in ihre vergoldete Sänfte sinken lassen.

Welchen Zweck der Besuch gehabt und was sich dabei ereignet, wußte Margherita außs Haar, denn sie hatte gehorcht trotz aller Ermahnungen der frommen Terefina, die jetzt im Hause die Stelle Cencettas einnahm.

„Hörcht nicht! das ist eine Sünde, das muß man beichten.“

„So beichte ich's!“ war ihre leichtfertige Antwort gewesen.

Und sie hatte ihr Ohr an das Schlüsselloch gepreßt und sich gewunden vor Lachen und leise, ganz leise die schweren Seufzer nachgemacht, die dem im Niederpanzer eingeeengten Busen der Madonna Isotta entstiegen. Mit einemmal war sie zurückgefahren, hatte sich emporgerichtet, stolz wie eine Hinde, den Kopf in den Nacken geworfen und mit geschlossenen Zähnen gesprochen: „Elende!“

„Was will sie?“

„Mich — zur Geliebten ihres Popanzens!“ Noch funkelte der Born in ihren Augen, und schon kam ihr ein Scherzwort auf die Lippen.

Wenige Stunden später kam Bernardino im schärfsten Trabe einhergeritten. Er hatte seiner aufgeregten Mutter das Geständnis des unseligen Schrittes, den sie unternommen, erpreßt und war nun da, um ihn gut zu machen. Er bot der Angebeteten feierlich seine Hand, seinen Namen an, seine Paläste in der Stadt und auf dem Lande, seine Güter und Gärten, alles, was er besaß. Sein Herz konnte er ihr nicht mehr darbringen, das besaß sie längst, damit konnte sie thun, was sie wollte, mit ihm spielen, es brechen, es zerreißen.

Er sagte das so ehrlich aus der Tiefe seines Seelchens heraus, daß Pulcheria sich eines leisen Erbarmens mit dem rettungslos Verliebten nicht erwehren konnte.

So sprach sie zu Margherita: „Überlege! Zweimal wird dir sicher dergleichen nicht geboten werden.“

Margherita überlegte aber nicht. „Ich liebe ja den Antonio,“ meinte sie, „ich bin ja beinahe seine Braut. Jetzt will ich mich noch unterhalten bei den Festen, tanzen und lachen und singen und mich freuen und dann, wenn er mit seinem Bilde fertig sein wird und viel Geld und viele Bestellungen bekommen wird, dann wollen wir in Gottes Namen heiraten.“

Wenig mehr als eine Woche war seit der Abreise Niccolos und Cencettas vergangen, Antonio dachte nicht daran, daß ihm schon Nachricht aus Ariccia zukommen könne — da traf sie ein.

Seine Mutter war gestorben, und der Vater sandte ihm seinen Fluch.

Er brach unter dem furchtbaren Schlage nicht zusammen, schrie nicht auf, klagte nicht.

Er schwieg und starrte nur jeden, der tröstende Worte an ihn richtete, stumm und fast feindselig an. Er wies sogar Margherita, die in Thränen ausgebrochen war und auf ihn zueilte, von sich. Ihr Herz trampfte sich zusammen, ihr war, als ginge eine tödliche Kälte von ihm aus. Etwas Udenkbares erschien ihr plötzlich als denkbar und erfüllte sie mit Schrecken: die Möglichkeit, daß er aufhören könne, sie zu lieben.

Drei Tage blieb er in seiner Dachstube, und Masaccio gab nicht zu, daß man ihn auffuche oder herabrufe. „Laßt ihn! Ihr könnt ihm nicht helfen, er muß allein mit seinem Schmerze fertig werden,“ sagte er.

Margherita hielt es aber endlich nicht mehr aus. Sie war überzeugt: besser als der Meister wußte sie, was dem armen Antonio taugte. Klopsenden Herzens stieg sie die Treppe zu seiner Kammer hinauf und trat langsam und schüchtern ein.

Antonio saß auf dem Malerstuhl neben seinem Bilde. Er hatte die Arme gekreuzt und den Kopf auf die Brust gesenkt. Sein blaßes Gesicht war schön wie das eines heiligen Sebastian. Todeswund erschien er ihr, von einer Trauer verzehrt, der Menschenkraft nicht widersteht. Eine namenlose Angst um ihn erfaßte sie und auch eine nie gekannte Scheu, eine Ehrfurcht vor der Größe dieses Leidens. Ängstlich näherte sie sich und flüsterte seinen Namen. Ihr bangte, daß er auffahren und sie fortweisen werde. Doch rührte er sich nicht, er sah sie ohne Überraschung an, als ob es sich von selbst verstände, daß sie zu ihm komme. Da rüdte sie einen Schemel heran, setzte sich ihm zu Füßen nieder und lehnte die Wange an sein Knie. „Lieber, Liebster, nimm mich in deine Arme, nimm mich an dein Herz ... ich bin dein.“ Sie kniete jetzt auf ihrem Bänkchen, und ihr Kopf lag an seiner Brust, und ihre Stimme schmeichelte zärtlich: „Du sagst immer, daß du mich mehr liebst als ich dich — das ist ein Irrtum. Ich liebe dich tausend- und tausendmal mehr. Ich weiß erst, wie ich dich liebe, seitdem du einen so großen Schmerz erfahren hast.“

„Meine Mutter ist tot,“ sagte er. „In Sehnsucht nach mir gestorben. Sie hat mich gerufen, und ich bin nicht gekommen. Ich habe sie sterben lassen in Sehnsucht nach

mir ... Ich wußte nicht, was ich that, Margherita."

"Deshalb wird Gott uns verzeihen," erwiderte sie und nahm die Hälfte der um ihre willigen begangenen Schuld auf sich. Sie stand auf, bettete seinen Kopf in ihren Arm und streichelte seine Stirn und seine Haare ... Und nun — plötzlich hatte sie das Bild erblickt, das er vor aller Augen verbarg, und stieß einen Schrei der Überraschung aus. Sie schlug voll Bewunderung die Hände zusammen, sie konnte sich an dem Werke des Geliebten nicht satt sehen, nicht satt loben: „O die Neugierigen! o diese Gesichter! o der Alte im roten Wams! — ich kenne ihn, es ist Giacomo Lanzetti, und neben ihm steht sein Schüler Ambrogio und hinter ihm der Kürschner Galliano, dem Lippi neulich den lösbaren Mantelbesatz abgekauft hat ... Und — wen erblicke ich? Den schönen Vereiter des Cavaliere Codrone. Ach, mein armes Herz! Antonio, halt es fest, es fliegt mir sonst davon, dem Bierbengel zu ... O, wie ähnlich! Und wie er nach dem jungen Weibe schielt, dem dort mit dem Korb auf dem Kopfe ... Wie sie sich drängen in der Ecke und schauen und blinzeln ... nun ja, das Licht blendet, 's ist Mittag und heiß. Was haben sie nur so zu gucken? ... O, ich errate! ich errate! Da ist Santa Maria Novella und der Platz ... sie sehen den Vorbereitungen zum Wagenrennen zu ... Prächtigt hast du das gemacht! prächtig!"

Er erhob sich und nahm sie bei der Hand und ließ sie einige Schritte zurücktreten und das Bild aus der richtigen Entfernung betrachten.

"Es ist gut, meinst du wirklich?" fragte er. In seine Wangen war wieder Farbe gekommen und wieder Leben in seinen Augen erwacht.

"Nur gut? Es ist herrlich, glaube mir ... Masaccio könnte es nicht besser machen und der eingebildeste Lippi schon gar nicht," entschied sie aus tiefster Überzeugung. „Und wenn es erst fertig sein wird, Antonio, welcher Stolz, welches Glück! ... Es wird sein wie damals — wann war es nur? — als sie das Bild eines Meisters — wie hieß er doch? — im Triumph aus seiner Werkstatt holten, die Florentiner, und singend und jubelnd durch die Straßen trugen ... O du,

mein Liebster, ich seh es kommen! so, ganz so wird es sein!"

Antonio mußte lächeln: „Und der Meister — was wird der Meister sagen?"

„Das wird er sagen!" Sie breitete die Arme aus und warf sie um seinen Hals, und er preßte sie an sich und drückte einen ersten, langen, seligen Kuß auf ihren Mund, der sich ihm nicht entzog, der ihm willig und freudig den Trank des Vergessens aller Leiden bot.

Das war die letzte glückliche Stunde, die Antonio seiner Liebe verdankte. Margheritas weiche und mitleidige Stimmung dauerte nicht über die nächsten Tage hinaus. Sie hatte mit Antonio getrauert, sie hatte ihn getröstet, nun sollte er auch getröstet bleiben und wieder Freude am Leben haben und ihr ihre Lebensfreudigkeit gönnen und — natürlich! — alle Triumphe, die ihrer warteten bei den Festen. Sie dachte nicht daran, auf die zu verzichten, und daß sie nicht daran dachte, brachte Antonio außer sich. Er weinte vor Born, als er sie am Johannis morgen mit Pulcheria fortgehen sah, die viel zu sehr Florentinerin war, um in Feierzeiten wie diese das Haus zu hüten. Antonio hatte in tropiger Verzweiflung geschworen, daß er sie nicht begleiten werde, und hielt Wort, warf sich auf sein Bett und lag wie auf glühendem Koste. Als sie heimkehrte, verdarb er der Geliebten das Vergnügen an allem, was sie gesehen und erlebt hatte, durch seine Vorwürfe und durch seine finstere Laune. Pulcheria wartete, bis er sich in seine Kammer zurückgezogen hatte, um Masaccio zu erzählen, wie Margherita und sie mit ihr gefeiert worden waren. Der Gonfaloniere hatte sie einer freundlichen Ansprache gewürdigt; der gelehrte Niccoli, dem doch niemand zutraute, er könne einen Blick übrig haben für etwas, das keine Handschrift war, hatte die Augen von Margherita nicht wenden können und sich auf einmal der guten Freundschaft erinnert, die einst zwischen ihm und Pulcheria Pisano bestand, und sie die Hüterin des Kleinods von Florenz genannt. „Die edle Montanini aber — ach die! Geblendet beim Anblick Margheritas, geblendet wie eine Kuh, die aus dem finsternen Stall ins grelle Sonnenlicht gerät. Ihr niederträchtiger Antrag von neulich, der hat sie arg

gereut. Sie hätte sich — ich sah's ihr an — ihr bißchen Haare aus Scham darüber austausen mögen . . . Sieb acht, ob die nicht bald demütig mit einem ganz anderen Antrag zu uns kommt."

Pulcherias Prophezeiung erfüllte sich.

Von ihrem Bernardino begleitet, kam die gute und gewichtige Dame vorgefahren, und nach einer kurzen Unterredung der beiden mit Donna Pulcheria wurde Margherita gerufen und feierlich gefragt, ob sie die Gattin Bernardino Montaninis werden wolle. Einfach und geradeaus erwiderte sie: Nein, sie taue nicht zur Gattin eines Patriciers. Wie würde sie sich ausnehmen als Patricierin?

"Himmlich!" rief der Verliebte und schilderte ihr die Herrlichkeiten des Lebens, das er ihr bereiten wollte. Er sah sie schon, umringt von einer glänzenden Dienerschar, die Marmortreppen seines Palastes — des ihren fortan — emporsteigen, die lange Schleppe ihres seidenen Gewandes hinter sich herschleifend. Er sah sie die hohen Säle betreten, die bildergeschmückten Galerien durchschreiten, den Vorsitz führen an der mit Silber- und Goldgeschirr besetzten Tafel, als gefeierte Hausfrau die Huldigungen der Gäste empfangen. Er schilderte ihr auch die Pracht seiner Landgüter und machte verlockende Beschreibungen des Lebens, das sie dort an seiner Seite führen und das noch mehr Freuden und Genüsse bieten werde als das Leben in der Stadt.

Margherita blieb bei ihrem Nein, aber diese Nacht und alle folgenden Nächte hindurch träumte sie von seidenen Schleppen, von goldenen Sälen, von märchenhaften Gärten. Und die Tage machte Antonio ihr schwer. Er hatte sie hinter Schloß und Riegel halten mögen. Wenn sie ausging mit Donna Pulcheria, die er jetzt anfeindete, weil ihm schien, daß sie der Vererbung Montaninis günstig sei, rechnete er auf die Minute nach, wie lange sie ausblieb. Zu Hause hätte sie dann Rechenschaft geben sollen von jedem Schritt, den sie gemacht, von jedem Gruß, den sie empfangen, und ganz genau auch von der Art, in der sie ihn erwidert hatte. Wenn sie verdrießlich wurde, war er gekränkt, wenn sie ihn auslachte, war er doppelt gekränkt. Sie sollte überhaupt

nicht lachen, da er sich grämte, ihre Heiterkeit verletzten ihn, und diese Heiterkeit war ihr doch angeboren und allen Menschen, sogar dem ernstesten Vetter Masaccio, lieb. Sie konnte nicht plötzlich ihre Natur verleugnen, sie konnte auch nicht ewig trauern um eine alte Frau, erklärte sie rundweg, die sie ihr Lebtag nicht gesehen hatte. Da schalt er sie herzlos und verständnislos und wechselte die längste Zeit kein Wort mit ihr. Aber gerade dann trug sie recht absichtlich die größte Munterkeit zur Schau, und wenn Pulcheria mißbilligend sprach: „Du thust ihm weh,“ meinte sie achtlos: „Ein andermal thue ich ihm wieder wohl, wie niemand anderer ihm thun könnte.“

Was in dieser Zeit in ihm vorging, ahnte sie nicht, und es kränkte und empörte ihn, daß ihr Herz ihr von dem Märtyrertum, das er im stillen durchlitt, nichts verriet.

Tagelang spernte er sich in seine Dachkammer ein und stand in Verzweiflung vor seinem Bilde. Jeder Strich, den er jetzt daran machte, war unheilvoll. Sicher und kühn hatte er begonnen und im voraus schon den Jubel des Vollendens genossen. Seine Augen hatten unfehlbar richtig gesehen, seine Hand war die Fackelträgerin des göttlichen Feuers in seinem Inneren gewesen, und jetzt, da es galt, die angelegten Früchte zeitigen, versagte seine Kraft. Mit knirschender Verschämung gedachte er wieder, wie an jenem Abend im Carmine, des alten Handwerkmannes in Riccia und seiner furchtbaren Prophezeiung. Ihrer nie zu vergessen, hatte er gelobt, sich selbst zum Fluche. Begann sie schon sich zu vollziehen? War alles, was in ihm gegoren und ans Licht gedrängt hatte, nur falscher Ehrgeiz, leere Sehnsucht gewesen? Sollte sein Leben ein Rennen werden ohne Ziel und ein Kampf ohne Sieg? Sollte — das war der bitterste Gedanke — der Meister, der so fest an ihn geglaubt hatte, in seinem Vertrauen getäuscht werden? Mit dem Gefühl eines Verbrechers ging er ihm aus dem Wege. Er hätte tot sein mögen, wenn Masaccio ihn freundlich ansprach und fragte: „Wie steht's mit der Arbeit? kann ich sie sehen? bist du bald fertig?“

Und sie, die ihm Trösterin und Vertraute hätte sein sollen, Margherita, die

einzig, der seine Seelenpein zu offenbaren ihn dürstete, tänzelte neben ihm hin, lachte ihn aus oder schmolte, wenn er ihr mit finsterner Miene entgegentrat. Ihr fiel nicht ein, daß seine Aufregung und seine Verstimmung noch einen anderen Grund haben könne als die Eifersucht, die ihr so lästig war. Immer breiter klappte der Riß zwischen ihnen, immer mehr Trotz und Anklagen häuften sich in ihren Herzen. Und als er nach einem heftigen Streite unversöhnt fortstürmen wollte, rief sie ihm nach und schwor ihm mit den heiligsten Eiden zu, es sei aus zwischen ihnen — aus für immer.

Wieder war Isotta Montanini dagewesen und hatte noch einmal, aber so gewiß als ihre eigene Würde und die ihres Sohnes ihr wertvoll sei — zum letztenmal, die Werbung Bernardino's vorgebracht und dem jungen Mädchen eine dreitägige Frist zur Entscheidung gegeben.

Nun erschien sie, um die zu holen, und nahm, als sie sich empfahl, Margheritas Antwort mit.

Die schmerzliche Überraschung Masaccios, seine Vorstellungen, seine Bitten waren ihrem unwiderruflichen Entschluß gegenüber machtlos.

„Ich will endlich Ruhe haben,“ erklärte sie, „und ein gutes Leben. Ich will nicht ewig nur Vorwürfe hören und meine besten Jugendjahre in Zank und Hader verbringen. Geht zu ihm, Better, und sagt ihm das, und daß er nicht kommen möge, mir fluchen und mir drohen oder mich anwinkeln. Es ist alles umsonst. Ich will nichts mehr von ihm wissen, liebe ihn nicht mehr und werde mich bemühen, von nun an nur noch meinen kleinen Verlobten zu lieben.“

* *

Wonne und Wohlthat wäre es für Antonio gewesen, wenn ihm Masaccio statt der Botschaft, die er ihm brachte, sein Todesurteil verkündigt hätte. Er tobte und rastete, er wühlte sich in seinen Schmerz hinein.

„Ich habe alles für sie hingegeben und hingenommen,“ schrie er. „Ich habe, um Spielzeug für ihre Eitelkeit herbeizuschaffen, meine Kunst entwürdigt ... Ich habe den letzten Segen meiner Mutter versäumt, den

Fluch des Vaters auf mich geladen — um sie! ... Ich habe sie teuer erkaufte, sie gehört mir. Ich gebe sie keinem anderen. Eher töte ich sie.“

„Das kannst du thun, und das thäte wohl auch der erste beste Popolano. Ich dachte, du wolltest mehr als der erste beste, du wolltest überhaupt das Höchste sein, was ein Mensch sein kann: ein Künstler.“ Es lohnte auf in seinen Augen, als er das Wort in weisevollem Tone sprach. „Wer ist aber noch je das Höchste geworden, ohne das Schwerste gelitten zu haben?“

Ziehernd vor Ungeduld hatte sein Jünger ihm zugehört: „Und weil Qualen zur Meisterschaft reifen, soll ich ihr wohl noch danken, die mir Qualen bereitet?“ Er brach in ein Gelächter aus, so furchtbar und wild, daß Masaccio ihm entsezt zurief: „Unglücklicher! Weine, heule, tobe — aber lache nicht!“

„Ich muß lachen,“ erwiderte der Jüngling, und dabei hob ein krampfhaftes Schluchzen seine Brust: „Es ist allzu komisch und allzu dumm! ... Sie begeht ein Verbrechen an mir, macht mich unselig — um selbst unselig zu werden. Mißhandeln wird sie dieser Montanini, wenn er ihrer satt geworden. Und das wird bald sein. Die Leidenschaft eines Bärtlings verbraucht schnell. Jetzt schon — ich habe es bemerkt — will ihm manches, das sie thut oder sagt, nicht gefallen. Sie ist ein armes Dorfkind und aufgewachsen unter ihresgleichen; er ist ein seidenes, verwöhntes Herrchen. Jetzt freilich fliegt das Mißfallen nur an ihm vorüber, er giebt sich davon kaum Rechenschaft, liegt in der nächsten Sekunde auf den Knien und lechzt nach einem Wort von ihren Lippen und stellt sich vor, wie das wäre, wenn diese süßen Lippen die seinen küssen würden ... Aber dann ...“ Er stieß einen markerschütternden Schrei aus: „O die himmlische, die vermaledeite Schönheit, die er für unsterblich hält!“

„Jeder Verliebte hält den Augenblick für die Ewigkeit,“ sprach Masaccio, „und ein Verliebter bist auch du.“

„Ich bin es,“ versetzte Antonio, „aber einer, bei dem die Liebe die Verliebtheit überdauert hätte. Ihre Schönheit war es, die mich zuerst bezwang, und dann allmählich war es ihr ganzes Wesen. Sie war's

mit all ihrem Guten und Unguten, Vorzügen und Fehlern. Und wenn eine Krankheit oder das Alter sie entstellt hätten, ich hätte sie immer gleich geliebt. Er aber — heute würde er sich von ihr wenden, wenn er sie sehen könnte, wie sie sein wird in zehn, in zwanzig Jahren ... Herrgott im Himmel!" brach er plötzlich aus, „thu ein Wunder! ... Zeige sie ihm, beraubt von dem Glanz ihrer Jugend und ihrer Schönheit. Zeige sie ihm, wie sie in Jahren sein wird, bei ihm geworden, an den sie sich verkauft hat ...“ Er stockte, trat einen Schritt zurück und stand wie gelähmt mit erhobenen, vorgestreckten Händen, mit weit geöffneten Augen, die, starr auf einen Punkt gerichtet, Unsichtbares zu erblicken schienen. „Seht Meister! seht!“ stöhnte er leise. Eine durchsichtige Blässe bedeckte sein Angesicht, es schimmerte wie erhellt von einem inneren Lichte. Den Meister überließ. Unheimlich fast war der Anblick des Jünglings, der in Verückung da stand. Was sah er? Wenn er malen könnte, was er jetzt sieht, es wäre eine Offenbarung ...

„Antonio!“ schrie Masaccio ihn an. Da erwachte er, that einen tiefen Atemzug und drückte wie ein Geblendeter beide Hände vor die Augen. Lange Zeit verging, bevor er sie wieder sinken ließ. Dann blickte er um sich, fragend, befremdet. Ein schweres Röcheln entstieg seiner Brust, und plötzlich lag er zu Füßen Masaccios und umklammerte schluchzend seine Knie: „Dank!“ preßte er keuchend hervor. „Dank, Lieber, Großer, Bester! Dank für Euer Vertrauen, Eure Güte! Dank dafür, daß ich leben durfte in Eurer Nähe, daß ich Euch am Werke sehen durfte, sehen, wie ins Leben tritt, was nicht sterben wird. Dank! Dank!“ Er ergriff die Hand seines Meisters, küßte sie heiß und inbrünstig und stürzte aus der Stube.

Monat um Monat verging. Antonio ließ sich nicht mehr sehen, und alles Suchen nach ihm blieb vergeblich.

* *

Bernardino führte seine Braut täglich zu seiner Mutter, und die Marchesa gefiel sich darin, ihre zukünftige Schwiegertochter in köstliche Gewänder zu kleiden, mit Schmuck

zu behängen, mit ihr zu spielen wie mit einer Puppe.

„Deine Schönheit,“ sagte sie, „muß ins hellste Licht gesetzt werden, sie ist dir statt des Reichtums und des Adels. Sie soll unsere Entschuldigung dafür sein, daß wir dich in unser Haus aufnehmen und deiner Ehren theilhaftig werden lassen.“

Vergleichen Reden wollten zwar Margherita nicht gefallen, doch sagte sie sich: Wenn eine Marchesa sie hält, werden sie wohl die richtigen sein. Manchmal kamen Streitigkeiten zwischen den Brautleuten vor. Die Standesgenossen Bernardinos machten ihm Vorwürfe über die Wahl, die er getroffen hatte, theils aus Hochmut, theils aus Mißgunst. Wie kam der unbedeutende Junge dazu, das schönste Mädchen von Florenz heimzuführen...? Da erschien er tief verstimmt bei seiner Braut und beklagte sich, daß er ihretwegen Tadel und Spott erdulden müsse.

„So laßt mich stehen und heiratet eine Ebenbürtige,“ erwiderte sie beleidigt. „Es wird unter den edlen Fräulein doch eine geben, die ebenso schön ist wie ich armes Bauernkind.“

Sie wendeten sich im Groll voneinander, er aber kehrte nach jedem Zerwürfniß gar bald demüthig und voll Reue zu Margherita zurück. Wenn er dann zärtlich werden wollte, sie in seine hageren Arme schloß und ihren Kopf an sein begehrlisches Herzchen drückte, ließ es ihr eiskalt durch die Glieder, und sie entwand sich ihm, so rasch sie nur konnte.

Einmal, da er ihr in höchst gesteigerten Ausdrücken von seiner Liebe vorschwärmte, unterbrach sie ihn: „Schon gut! schon gut! Ich weiß, was ich zu halten habe von dieser großen Liebe. Wo wäre sie, wenn ich die Blattern bekäme und häßlich würde?“

Er war entsezt: „Ihr werdet aber nicht die Blattern bekommen, der Himmel wird sich hüten, ein Meisterwerk, wie Ihr seid, zu zerstören.“

„Früher oder später muß es doch geschehen,“ sagte sie voll Schadenfreude an dem Jorn, in den er bei ihrer Prophezeiung geriet. „Wer nicht stirbt, wird alt, wer alt wird, wird häßlich. Ich werde dann mager sein und voll Falten wie Donna Pul-

cheria oder dick und unförmlich wie Eure Mutter.“

„Schweig!“ rief er und stopfte sich die Finger in die Ohren. Er war tief verletzt und dachte: sie hat das Gesicht und die Gestalt eines Engels, aber gar kein Zartgefühl.

Viel schlimmer noch, als seine Meinung von ihr, war die ihre von ihm. Im stillen nannte sie den Bräutigam einen kindischen Laffen und versteckte sich manchmal vor ihm in einem Winkel des Hauses, warf sich nieder, preßte das Gesicht auf den Boden und schluchzte: „Antonio, Antonio, komm zurück! Ich will deine Knie umfassen, und du wirst mir verzeihen oder mich töten, und was du auch thust, ich werde dich segnen!“ Ein paar Stunden später konnte sie dann wieder neugierig und beinahe vergnügt die Zurüstungen verfolgen, die zu ihrer Hochzeit getroffen wurden.

Madonna Notta ahnte nichts von den häufigen Zwistigkeiten zwischen dem Brautpaare, hatte sich in den Gedanken verliebt, ihrer Vaterstadt Florenz die Verbindung des Adels und des Reichthums mit der Schönheit in einem wunderbaren allegorischen Schaustück vorzustellen. Künstler und Handwerker wurden zu Räte gezogen und übertrafen sich selbst an glücklichen Einfällen und ihrer sinnreichen Ausführung. Margherita sah, wie die Gold- und Silberschätze des Hauses aus den Kellern und Schränken herbeigetragen wurden, um vor der schaulustigen und kunstsinigen Menge ausgestellt zu werden. Sie sah die Landleute von den Gütern Montaninis in hellen Scharen einherziehen, um ihr beim Hochzeitsfeste zu huldigen. Und eines Tages mußte sie sich zur Probe das Brautkleid anlegen lassen, das Kleid aus weißem Damast, in dem sie zum Altare schreiten sollte ... Und dort würde sie einem Manne ewige Treue schwören, den sie in tiefster Seele heute schon betrog.

Der Gedanke, mit dem sie glaubte fast vertraut zu sein, trat ihr plötzlich wie ein neuer, fremder entgegen und erfüllte sie mit Grauen vor sich selbst.

Voll Sehnsucht, sich anzuklagen, Rat, Hilfe zu suchen, kam sie heim. Aber da war niemand, zu dem sie flüchten konnte in ihrer Seelenpein. Pulcheria wollte keine Klage hören. „Du hast aus eigener Machtvollkom-

menheit entschieden, von keinem beeinflusst, aus freiem Willen. Jetzt ist dein Wort gegeben, jetzt halte Wort,“ sagte sie.

Im stillen hoffte Margherita immer noch auf Antonio.

Es war vermessen, aber sie konnte nicht anders. Ach, sie liebte ihn viel mehr, als sie geahnt hatte, da sie seiner noch so sicher war! Sie hatte sich furchtbar getäuscht, als sie wähnte, ohne ihn leben und glücklich sein zu können. Jetzt erst begriff sie, was seine immer wache, immer gleich heiße, ob zürnende, ob schmeichelnde Liebe ihr gewesen, und sie meinte: er muß es erraten, sein Herz muß ihm sagen, daß sie zur Einsicht gekommen ist ... Er will sie nur warten und schmachten lassen und sie strafen, wie sie es verdient. Im letzten Augenblick — daran glaubt sie, darauf baut sie — wird er kommen und sie vom Altar wegreißen. Und sie wird ihn küssen, wie sie ihn damals zum ersten- und letztenmal geküßt hat, und wird ihm sagen: „Verzeih! ich wußte nicht, wie unaussprechlich lieb du mir bist ...“

Kommt er aber nicht, dann ... dann stehle ich mich fort vom Hochzeitsfeste, dachte sie, und — Herrgott im Himmel, verzeih mir, gebenedeite Jungfrau Maria, all ihr guten und lieben Heiligen, betet für mich! ... Dann renne ich, renne und stürze mich in den Arno!

Bei ihrem Better Rat und Hilfe zu suchen, fiel ihr nicht ein. Masaccio war immer unzugänglicher geworden. Er hatte ihr nie einen Vorwurf gemacht, sich aber gänzlich von ihr abgewendet. Wenn er ihr zufällig begegnete, blickte er sie so finster, so unbittlich grollend an, daß sie voll Schrecken davonlief. Es war übrigens leicht, ihm auszuweichen, denn man sah ihn kaum noch zu Hause.

Er hatte die Arbeiten in der Brancacci-Kapelle abermals unterbrechen müssen. Neue und dringende Aufträge zwangen ihn dazu. Aber auch — das eiserne Müßsen. Immer größer wurden die Anforderungen der Seinen an ihn. Arme Schüler riefen die Großmut des Meisters an, und er gab, wenn er hatte, was er hatte, gab ohne zu zählen.

„Ich habe nicht Zeit dazu,“ antwortete er der Pflegemutter, die oft nicht mehr wußte, wie sie die Gläubiger ihres Maso

vertrösten sollte. Erbittert warf sie ihm seinen Leichtsinne vor und drohte ihm sogar mit der Hölle.

„In den vierten Kreis kommst du, Verschwender, dorthin, wo blinde Schuld ihren Lohn empfängt!“

Eine Reihe Tafelbilder, Predellenstücke, Altarwerke für verschiedene Kirchen waren unter der Hand des unermüdblichen Arbeiters entstanden, bevor er wieder zu seinem Lebenswerk zurückkehren konnte. Das geschah mit verzehnfachter Schaffenslust. Pulcheria mußte ihm das Essen in die Kapelle schicken, er verschlang es hastig auf dem Gerüst. Wenn er müde und erschöpft heimkam, suchte er sogleich sein Lager auf und fiel in einen todähnlichen Schlaf. Sobald der Morgen graute, sprang er auf, kleidete sich rasch an, stürzte fort wie gejagt. Seine alte Freundin sah ihm oft seufzend nach. So eilig er ging, es war nicht der geschmeidige Schritt der Jugend, der ihn vorwärts trug, es war ein unsicheres Hasten. Die Gewänder schlotterten an seinem Leibe. In dünn gewordenen Strähnen umflog das wirre Haar seinen mageren Nacken.

An Antonios Stelle war Filippo Lippi von Masaccio als Gehilfe angenommen worden.

Sie malten zusammen an den Fresken in der Kapelle Brancacci, und Lippi suchte die Malweise des Meisters nachzuahmen, was ihm in Einzelheiten überraschend gelang.

Aber noch waren die Vorzüge, die er sich aneignete, mehr äußerliche als innerliche, noch spielte er mit der Kunst, die ihm bisher nur gnädig zugelächelt, deren Ernst er noch nicht geschaut. Überhaupt wußte der maßlos lebensfreudige Jüngling nichts von Ernst außer in einem: der Bewunderung für den Meister. Sie wuchs mit dem Verständnis für ihn.

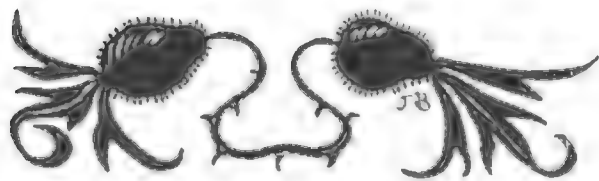
Stundenlang konnte er stehen, die Arme gekreuzt, und ihm zusehen, wie er den Pinsel führte. Als Masaccio ihn einmal zur Arbeit antrieb mit geschwungenem Maßstab, empfing er ohne Zucken den Schlag, der auf ihn niederfiel.

„Ihr seid die Fackel, ich bin ein Funke,“ sprach er. „Was liegt der Fackel daran, ob einer ihrer Funken erlischt.“

„Der eine Funke kann ein Licht entzünden, das die Welt erhellt; vielleicht gelingt dem Funken, was der Fackel mißlingt,“ erwiderte Maso Guidi.

Er hatte damals begonnen, den Zinsgroßchen zu malen.

(Fortsetzung folgt.)





ferung berechnet. Die Uhrmacher sitzen in kleinen Buden am Rande des Fahrdammes, die Briefträger tragen mächtige Regenschirme, und die Tabaksverschleiße sind an Stelle der in Paris üblichen Niciencigarren durch große Thonpfeifen ausgezeichnet. Das sind winzige Kleinigkeiten. Aber daß sie mir aufgefallen und im Gedächtnis haften geblieben sind, zeigt, daß es nicht gar viel Wichtiges dem Gedächtnis einzuprägen gab. Ein paar herrliche alte Türme und ein großes Theater im unverfälschtesten neuklassischen Stil, das sind die Hauptsehenswürdigkeiten der größten Stadt des südwestlichen Frankreichs. Das Museum ist geräumig, aber nicht eben sehr reich, die Kirchen kommen in der Reihe ihrer französischen Schwestern erst an ziemlich später Stelle. In den Vorstädten haben sich die reichen Handelsherren sehr prunkvolle Häuser erbaut, die das sonstige Elend und den Schmutz nur um so krasser hervortreten lassen. Zumal in den Seitengassen herrschen entsetzenerregende Gerüche. Um gerecht zu sein, muß ich allerdings hinzufügen, daß ich die Stadt an einem unglücklichen Tage besucht habe. Wenn, mit geringen Unterbrechungen, vom Morgen bis zum Abend ein feiner Regen herniederprüht, sind auch die schönsten Städte kaum erträglich.

So wäre denn Bordeaux eine ganz gute Vorbereitung auf Spanien gewesen. Nur in einem nicht. Die Gascogner sind, im Gegensatz zu den Spaniern, Gourmands und Gourmets, Schlemmer und Feinschmecker zugleich; sie verstehen es meisterhaft, die Güte ihrer Schloßabzüge durch eine sorgfältig gewählte Kost ins rechte Licht zu setzen. Den rechten Vorgeschmack lastilischer Wirtschaft gab uns die französische Südbahn-Gesellschaft. War der Pariser Blitzzug trotz seiner Durchschnittsgeschwindigkeit von 85 Kilometern in der Stunde pünktlich in Bordeaux angekommen, so brachte es der Zug zwischen Bordeaux und der Grenze, der nur 60 Kilometer stündlich zurückzulegen hat, in vier Stunden auf siebenzig Minuten Verspätung. Was scherten aber diese Herren auch die acht bis zehn Spanier, die in dem Zuge saßen; stiegen doch die Franzosen mit einer einzigen Ausnahme alle in den Winterkurorten ihres Landes aus. Kurzum, das Er-

gebnis war, daß, als wir in Irun, der Grenzstation, ankamen, der Madrider Schnellzug soeben abgedampft war.

Eine angenehme Einleitung für eine Reise im wildfremden Lande! Vor die Wahl gestellt zu sein, zwölf Stunden zu warten und dann für den Süderpreß noch obendrein einen sehr hohen Zuschlag zu bezahlen oder aber die Nacht in einem Neste zu verbringen, das zwar höchst malerisch gelegen ist, aber nicht einen einzigen menschenwürdigen Gasthof aufweist. Schließlich thaten wir das, was scheinbar alle in diesem Falle thun, der nicht ganz selten vorkommen soll: wir stiegen in den nächsten Bummelzug und verlebten einen köstlichen Tag in San Sebastian.

Der unfreiwillige Aufenthalt in Irun aber verschaffte mir ein hübsches und seltsames Schauspiel. In dem Zuge waren drei Spanierinnen mitgekommen, eine Mutter mit ihren beiden Töchtern, von denen die jüngere nicht hübsch, sondern wunderbar schön war. Eine hohe, edle Stirn, klare, tiefe, schwarze Augen, eine herrlich gebogene Nase, ein kräftiger, voller und doch vornehmer Mund und ein stolzes Kinn erinnerten an die Römerinnen, denen man so oft auf Gemälden und so selten in Rom begegnet. Ihre Kleidung aber war das Wunderlichste, was ich je von Farben- und Formenzusammenstellung gesehen habe. Über einem dunkelblauen Rock und rot und schwarz karrierter Bluse aus ziemlich warmem Wollstoff ein weißes gehäkeltes Tuch und eine violett karrierte Leinenschürze. Soweit schien das Kostüm also mehr für eine Dienerin denn für eine Dame gemacht. Darüber aber kam nun ein ganz moderner grauer, pelzverbrämter Umhang, und in den glänzendschwarzen, über die Ohren gescheitelten offenen Haaren ein edelsteinbesetztes Diadem. So saßen die drei statuengleich, die bewundernden Blicke wohlgefällig entgegennehmend, ohne sie zu erwidern, sich mit vollendetem Anstand in das Unvermeidliche schickend ...

Über San Sebastian werde ich nichts schreiben. So schön die bergumkränzte Bucht ist, die „Muschel“, wie sie sie nennen, so majestätisch sich das Meer zeigte, einen rechten Eindruck von der Stadt kann man doch nur im Sommer gewinnen, wenn das Bade-



ist es mit einer so fürchterlichen Häßlichkeit gepaart.

Schließ'st dem Armen du die Pforte hier,
Poßtst vergebend an die Himmels Thür,

heißt ein spanisches Sprichwort. Gern erinnert man sich anfangs seiner. Nicht lange; denn nirgends wird man rascher abgestumpft. Wenn man überall dasselbe Bild gesehen hat, grenzenlosen, leicht erworbenen und ebenso leicht vergeudeten Reichtum neben dieser entsetzlichen Armut, dann fragt man sich, warum man als Fremder hier eingreifen soll, wo der Staat selbst sich mit einem vergnügten Laissez aller bescheidet. Es sind die Sünden der Väter, die sich furchtbar rächen. Das sind die Nachkommen jener auf ihren Christennamen so stolzen Kastilier, die die Mauren mit Feuer und Schwert ausrotteten, die Juden vertrieben und jede freie Regung des Geistes mit dem Scheiterhaufen bedrohten. Und noch immer haben sie nichts gelernt und nichts vergessen. Denn noch immer sind sie Hidalgos, hochmütig gegen die Fremden, hochmütig gegen die eigenen Brüder im Süden und Osten und Norden. Dort aber, wo ein fröhliches und arbeitsames Volk dem Boden ungeahnte Schätze entreißt, da regt sich's, und wenn man den Leuten in die Seele schaut, da findet man einen tiefen Groll, ja Haß gegen die „Raubritter“ in Kastilien. Bei uns kann jeder seinen Unterhalt verdienen, sagte mir ein Katalonier. Aber bei denen da oben giebt's einen unerschöpflichen Vorrat an Bettlern und Faulenzern, aus dem wir immer von neuem versorgt werden. Mit unseren Ersparnissen mästen sie sich, und ihr Elend schicken sie uns als Entgelt.

Das Urbild des mittelalterlichen Kastiliers, des unbändig stolzen und rücksichtslosen Kriegers, kam in Burgoß zur Welt: Don Rodrigo Diaz de Bivar, zubenannt der Campeador (vom deutschen Kämpfe) oder auch der Cid. Draußen vor den Mauern der Stadt, unweit des Friedhofs, zeigen drei mächtige Steine die Stelle an, wo sein Haus gestanden hat, in der Kapelle des Rathhauses liegen seine Gebeine, in der Kathedrale wird sein Feldkoffer aufbewahrt. So sagemühevoll ist seine Geschichte, daß man sogar, wie beim Tell, die Frage aufgeworfen hat, ob er denn überhaupt je egi-

stiert hat. In spanischer Sprache haben wir an authentischen Dokumenten nur seinen Heiratskontrakt mit Jimena, der Tochter König Alphons' VI., und eine Notiz über seinen Tod. Es stünde also schlimm um die Forschung, wenn ihr nicht die zehn Jahre später (1109) geschriebene Dattirah des Arabers Ibn-Bassam zur Hilfe käme. So feindselig dieser dem Gegner seines Volkes gesinnt ist, seine Bewunderung kann er ihm doch nicht ganz versagen. Meist heißt er ihn einen galizischen Hund, einen Geier, einen Tyrannen, einen Spießbuben, dann aber wieder spricht er von seiner Ruhmesliebe, seiner klugen Festigkeit, seinem Heldennute. Die Cid-Romanzen haben die Tüchte ihres Helden stark idealisiert. Mindestens paßt das Lob der Lehenstreue wenig für einen Mann, der bald für, bald wider seinen Monarchen focht. Was konnte ihm aber auch dieser charakterlose Schwächling sein, ihm, der aus seinem Vornamen die Bestimmung des Geschicks las, der Rächer des letzten westgotischen Königs Roderich zu werden und dessen Reich wieder aufzurichten!

Kein Reisender würde sich in Burgoß aufhalten, wenn es in seiner Kathedrale nicht einen der köstlichsten Schätze der spanischen Architektur besäße. Es ist etwas Eigenes um die Gotik. Man pflegt sie als die Baukunst des spiritualistischen Mittelalters schlechthin zu bezeichnen; aber es ist, als ob sie nur in ihrer eigentlichen Heimat völlig hätte gedeihen können. In Nordfrankreich stehen ihre schönsten Bauten, dann in Belgien, in den deutschen Rheinlanden und in Süd-England. In Italien und Spanien aber wird etwas ganz anderes aus ihr. Ein aus der maurischen Kunst übernommener, aber ins barbarisch Schwerfällige übertragener Gang zu überreicher Ornamentik macht sich wenigstens in den späteren spanischen Denkmälern nur zu oft geltend. Die 1221 begründete Kathedrale von Burgoß geht in ihrer ursprünglichen Anlage ganz auf die französischen Vorbilder zurück. Aber am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts wurde dann das Menschenmögliche gethan, um sie spanisch zu gestalten. Das Hauptkennzeichen dafür ist die Anlage des Chors. In den anderen Ländern öffnet sich dem durch das Westportal Eintretenden ein weiter, feierlich stimmender Durchblick







den aufsehen, all das bietet ein ewig wechselndes, stets amüßantes und farbenprächtigstes Schauspiel, und wenn einer der großen Fechter den Stier auf einen Stoß zu Falle bringt, so ist das gewiß kein zu verachtendes Bravourstück. Darüber hinaus aber bietet die Corrida zu viel des nicht nur moralisch, sondern auch ästhetisch Abstoßenden.

Madrid ist für mich überhaupt eine große Enttäuschung. Die „langweiligste Stadt der Welt“, wie sie ein Engländer nannte, das ist vielleicht zu viel gesagt. Wer das moderne Rom kennt, kann sich ungefähr einen Begriff von Madrid machen, und auch an manche Teile von Berlin erinnert es. Das heißt, es hat breite neue Straßen und schöne neue Anlagen, aber die Schönheit ist eine Allerveltschönheit ohne Charakter. Ein junger Mexikaner, mit dem ich zusammen reiste, meinte nun zwar, Berlin sei die schönste Stadt des Kontinents, es sei so geräumig, so massiv, so — amerikanisch. In mancher Beziehung macht Madrid selbst Paris gegenüber einen fortgeschrittenen Eindruck mit seinem elektrischen Licht und seinen elektrischen Straßenbahnen. Aber die hat es lediglich ausländischen Gesellschaften zu verdanken. Die echten Madrilenen wären nie auf den Gedanken gekommen, daß sie nötig oder auch nur wünschenswert seien.

Und doch, Madrid, ich nehme alles zurück, was ich gesagt habe, doch bist du eine der herrlichsten Städte der Welt. Denn du birgst Kunstschätze in dir, mit denen sich nichts vergleichen läßt. Dein Velazquez-Saal hat alles gehalten, was ich mir von ihm versprochen, und noch unendlich viel mehr. Was ich dort erlebt, das gehört zu den unauslöschlichsten Erinnerungen meines Lebens.

Es ist eigentümlich, wie verschieden zwei aufsteigende folgende Generationen denselben Werken der Kunst gegenüberstehen können, und wie allgemein und nicht einmal auf ein einzelnes Volk beschränkt der Meinungsumschlag ist. Man kann heute mit Engländern, Franzosen, Italienern reden, und die Verschiedenheiten in der Beurteilung der Künstler werden weit geringer sein als zwischen uns und den Männern, die um 1850 schrieben. Wie konnte die Welt Raffaels „Spasimo“ so hoch stellen, das ebenfalls im Bradamuseum hängt, dieses in der Kompo-

sition gekünstelte, im Ausdruck theatrale, in der Farbe unerträglich harte und nicht einmal in der Zeichnung ganz befriedigende Werkstattsbild? Und wie konnte sie die „Meninas“ des Velazquez als grob naturalistisch verschreien, dieses Wunderwerk freier und edler Komposition, vollendeter Zeichnung, vornehmsten Farbensinnes und großartigsten Ausdruckes?

Das waren die Gedanken, die mich bewegten, nachdem ich mich von dem ersten sprachlosen Erstaunen erholt hatte, welches jeden befällt, der zum erstenmal vor diesem Bilde steht. Und da traf es sich, daß der einzige Mensch hereintrat, der mich in diesem Augenblick zugleich abzulenken und doch nicht aus der Stimmung zu bringen vermochte: Eleonora Duse stand plötzlich neben mir. Sie trug ein schwarzes Kleid mit weißer Kravatte, einen schwarzen Hut mit weißem Schleier und einen kostbaren braunen Pelzumhang und sah aus, wie ich sie immer gesehen, in Wien, in Berlin, in Paris. Das schönste Gesicht, wenn Schönheit den äußeren Ausdruck tiefsten Seelenlebens bedeutet. Und die Blicke wanderten von dem Bilde blühendsten Lebens, das Velazquez festgehalten, zu der bleichen müden Frau und zurück. Wo war das Leben, wo die Kunst? Wie mir jede Bewegung vertraut war, das hypnotische Fixieren des Bildes, das flüchtige Abwehren mit der Hand, als der Diener ihr die Figuren erklären wollte, das unmerkliche Lächeln, das dann wie ein Sonnenstrahl über ihr Gesicht fliegt, ein kurzer, den Bruchteil einer Sekunde dauernden Sonnenstrahl! Neben dem am wenigsten konventionellen Kunstwerke der Welt die am wenigsten konventionelle Künstlerin. Die beiden gehören von nun ab in meiner Erinnerung untrennbar zusammen.

* *

Lag es an meiner Stimmung, lag es an dem Tage, einem unendlich klaren Novembertage, daß mir das Escorial so ganz anders vorgekommen ist, als man in den Reisebeschreibungen liest? Eine wilde, felsige Einöde, wo weder Baum noch Strauch zu sehen ist? So hatte ich noch den Abend vorher in dem Buche des Malers Israëls



nieße hier froh die Ruhe und das himmlische Gewölbe“, heißt es auf dem einen, „Siehe, du hast die Wahrheit geliebt“, auf dem anderen.

Noch heute fröstelt's mich, wenn ich an das Innere des Escorial denke. Und doch würde ich es wieder besuchen, wenn mich mein Weg wieder nach Spanien führte. Eine enge Treppe führt uns am Schlusse nach den „Zellen Philipps II.“, drei oder vier kleinen Räumen, die noch viel kleiner erscheinen, weil man aus großen Hallen kommt. Der eine wird von dem Bette fast völlig ausgefüllt. In dem vorderen und geräumigsten empfing der König die Gesandten. Ein einfacher Lehnstuhl stellt den Thron dar, noch einfacher sind die übrigen Sitze. An der Wand hängt eine Jungfrau von van Orley und eine auf eine Tischplatte gemalte Darstellung der sieben Todsünden von Bosch. Alles ist primitiv wie in einer Mönchszelle.

En este estrecho recinto
Murió Felipe segundo,
Cuando era pequeño el mundo
Al hijo de Carlos quinto.

Am mächtigsten aber ergreift das hinterste Zimmer. Dort steht ein kleiner Sessel vor hölzernen Fensterläden. Und wenn man die Läden zur Seite schiebt, dann erscheint ein Gitter, und durch das Gitter hindurch erblickt man den reichen Hochaltar des Domes. Hier also verbrachte der König seine letzte schwere Zeit in andauerndem inbrünstigem Gebet. Lange, lange blickte ich hindurch. Und ein eigentümlicher Zufall wollte es, daß plötzlich durch den Dom ein langgezogenes, eintöniges, klagendes Responsorium erklang. Unsichtbare Mönche sangen. Ich wußte wohl, woher die Stimmen kamen, hatten wir doch vorher den Chor gesehen. Und doch durchschauerte mich's. Die Jahrhunderte schwebten, und ich glaubte die hagere, von furchterlichen Krankheiten zerfressene Gestalt mit den zitternden Händen und der herabhängenden Lippe neben mir zu spüren. Der grausame, herrschsüchtige Mann, vor dem zwei Welten zitterten und der doch nach der Pfeife fanatischer Mönche tanzen mußte, der reiche, stolze Mann, dem zwei Welten Tribut zahlten, und der hier in Armut und Elend dahinsiechte. Nein, nein, die Tragödie liegt

nicht im Egmont, sie liegt nicht im Carlos, sie liegt im Herzen dieses einsamen Mannes. Wer aber vermöchte zu schildern, wer nur zu ahnen, was da vorging?

Hinaus aus den engen Mauern, hinaus aus dem Geruch von Weihrauch und Moder in die herrliche freie, das Herz weitende Gebirgsluft! Schon senkt sich die Sonne bedenklich der Sierra zu, laßt uns der herrlichen Aussicht noch einmal genießen! Wie schön ist's jetzt auf der Terrasse! Allerdings blühen nur hier und da noch die Rosen. Selbst das Schloß sieht von hier aus weniger grauenerregend aus. Ein reizender Pavillon ist auf dieser Seite angebaut, der die Dürsterkeit anmutig unterbricht. Schlanke Säulchen tragen das obere Stockwerk. Alles ist höchst einfach, aber von so glücklichen Verhältnissen, daß man an die besten Meister der Renaissance denkt. Hatte man so viel Geschmack in Spanien, als Prinz Karl 1772 diese Casita del Principe erbauen ließ, hatte man das Kokoto schon so gründlich überwunden? Das ist allerbestes Louis XVI-Stil, und den Namen des Baumeisters, Villanueva, muß man sich merken.

* * *

Pradomuseum und Escorial verlohnen an sich die weite Reise nach Madrid, noch weniger aber darf der Reisende den Abstecher nach Toledo versäumen. Sehen Sie das Escorial, Toledo und Granada, jagte mir ein spanischer Gelehrter auf der Fahrt von Trun nach San Sebastian, und Sie haben Spanien gesehen. Granada und Toledo bilden in der That die Gipfelpunkte der spanischen Reise, und ich weiß nicht, welcher von den beiden Städten ich den Vorzug geben soll. Poetischer ist ja vielleicht Granada mit seinem Märchenschloß und der Schneekette der Sierra Nevada, die einen so ergreifenden Kontrast zu den blühenden Orangenbäumen und Myrten bildet, großartiger aber ist Toledo. Und vielleicht habe ich es auch mit der Jahreszeit günstiger für Toledo getroffen. Die Alhambra muß man im Frühling sehen, wenn eine märchenhaft üppige Vegetation den Boden bedeckt und die Nachtigallen in den Zweigen der Ulmen singen, zu Toledo's graubraunen Felsentrümmen und



Arbeiter, wie selbst der Offizier. Und gerade als ich von Toledo nach Madrid zurückfuhr, wiederholte es mir ein Eisenbahnbeamter, der auf Urlaub fuhr. Buen país, malo gobierno.

Aber wundervoll ist die Stadt und die Landschaft trotz alledem. Schon von weitem macht Toledo auf den mit der Eisenbahn Ankommenden einen majestätischen Eindruck. Wer Siena und Orvieto kennt, kann sich annähernd eine Vorstellung davon machen, und auch an Laon in der Île de France hat mich die stolze Lage hoch oben auf dem Berge mit der mächtig dominierenden Kathedrale erinnert. Aber gerade mit Laon verglichen zeigt es auch die größte Verschiedenheit. Während in Nordfrankreich alle Konturen in der weichen, bläulichgrauen Atmosphäre zerfließen, zeichnen sie sich hier ganz scharf vom klaren Himmel ab. Der graubraune Ton der Gesteinmassen und Gebäude giebt dem Bilde überhaupt etwas unendlich Herbes. Und Siena und Orvieto fehlt wieder das Beste von Toledo, das zerklüftete Thal des Tajo, der die Stadt von drei Seiten kreisförmig umzieht. Am schönsten ist der Blick auf die Stadt von der Wallfahrtskapelle Santa Maria de la Cabeza, dem Höhepunkt einer Wanderung auf dem jenseitigen Tajoufer. Wie in Burgos streitet auch hier alles mit dem, was man sich gemeinhin unter Spanien vorstellt. Ringsum steil abfallende Berge, auf denen hier und da Ziegen- und Schafherden herumklettern. Die Hänge sind zum Teil ganz kahl, zum Teil mit Öl- und Obstbäumen bewachsen. Das Graugrün giebt mit dem Gelb und Graubraun im Herbst einen ernsten und schönen Zusammenklang. Aber auch die Aussicht nach der Ebene liebe ich, wie sie sich im Norden der Stadt darbietet. Wie auf dem Escorial verliert sich der Blick in schier unendliche Fernen. Vorn schlängelt sich der Strom in weiten Windungen, ein wirklicher Fluß im Gegensatz zu den meisten anderen in Spanien, von denen man nur die ausgetrockneten Betten sieht — gegenüber grüßt eine alte Feste auf steilem Felsen, links liegen rotbraune Hügel. Ist es dieses Rotbraun, das die Ferne so tiefblau erscheinen läßt? Einzelne Silberpappeln sind in der Ebene verstreut, hier und da auch Öl-bäume,

sonst sieht man nur wenig Gebüsch. Blendweiße Häuschen glänzen wie eingesepte Edelsteine. Es ist die echte kastilische Hochebene, die Velazquez so oft gemalt hat, Velazquez der Zauberer, der alles vorweggenommen hat, was je in der Malerei erfunden werden sollte, der die Blätter der Silberpappeln mit einer Zartheit und Leichtigkeit gemalt hat wie nach ihm nur Corot wieder.

Das Innere der Stadt hat noch ein ganz maurisches Gepräge. Die Straßen sind so eng, daß kein Wagen hindurchfahren kann. Die mit fünf Maultieren bespannte rumpelige Kutsche, die uns vom Bahnhof den Berg hinaufbringt, muß deshalb mehrere hundert Schritt vor unserem Hotel halten. Ja, manche Straßen sind so schmal, daß die Nachbarn sich die Hände von Fenster zu Fenster reichen können. Und wenn die Enge den Wagenverkehr nicht hinderte, so thäte es das holperige Pflaster und das ewige Hin- und Hinunter. Denn die Stadt selbst ist völlig gebirgig. Aber lustig sind diese Straßen. Überall leuchtet uns eine höchst amüsante Architektur entgegen: rote Backsteinwände zwischen Sandsteinquadern, reichgeschmückte Fenster mit lustigen, hellgrünen Läden, oftmals Blumengewinde und bunte Grottesken. Gütliche Täuschung! Tritt man näher hinzu, so wird man gewahr, daß nicht nur die letzteren, sondern daß die ganze Architektur, oftmals sogar die Fenster und Balkone, auf glatte getünchte Wände aufgemalt sind. Sehr lustig sind auch die Balkone. Aus der Mauer ragen zwei eiserne Arme heraus, über die eine Diele gezimmert ist, und darüber erhebt sich ein ganz einfaches Glashaus. Die nach dem Freier ausblickende Schöne, die man so von Kopf bis zu Fuß sieht, nimmt sich von weitem aus wie ein Vögelchen in seinem Bauer. Allein im allgemeinen spielt sich das Leben gar nicht auf den Straßen ab. Dazu sind sie eben zu eng, und die Luft ist zu übel in ihnen. Nein, nach echt maurischer Art haben die Häuser im Inneren ein Patio, d. h. einen Hof, auf den Thüren und Fenster gehen, mit Säulen im Untergeschoß und einer Gallerie im Obergeschoß. In reicheren Häusern plätschert wohl zwischen Oleanderbüschen ein munterer Springbrunnen und stehen bequeme











ten Spaziergang zu sehen: die Waffenfabrik, die allerdings nicht mehr ihr früheres Ansehen besitzt, das Kirchlein Cristo de la Vega jenseits des Tajo mit seiner berühmten Statue der heiligen Leocadia von Verreguete, den erzbischöflichen Palast, das Rathaus mit seiner schönen Renaissance-Fassade, von deren Vernachlässigung die vielen zerbrochenen Fenster Scheiben Zeugnis ablegen, um nur einiges zu nennen. Manche historisch und künstlerisch interessante Bauten befinden sich auch unter den Privatpalästen. Dazu gehören z. B. die Ruinen des angeblich von Samuel Levis erbauten Palastes des Marquis von Villena, den sein Eigentümer niederbrennen ließ, nachdem er auf Befehl Karls V. den Herzog von Bourbon hatte beherbergen müssen, un fementido traidor que contra su rey combata:

Und wenn er mein Haus verlassen,
Oh zu ihm ich wiederkehre,
Werd ich reinigen mit Feuer
Seine Wände, seine Pforten . . .

Heut noch mahnen an so große
Handlung ein paar alte Mauern,
Tief geschwärzt von Rauch und Flammen,
In der hehren Stadt Toledo.

Höchst merkwürdig, aber fast schauerlich ist Toledo bei Nacht. Wie beinahe alle spanischen Städte ist es elektrisch erleuchtet, allein die Lämpchen sind so klein und in so weiten Abständen angebracht, daß sie nicht heller leuchten als die alten über die Straße gespannten Öllaternen, die man wohl immer noch in kleinen Städten finden kann. Hier und da tauchen in den engen, menschenstillen Gassen verummante Gestalten auf, den Hut tief ins Gesicht gedrückt, die Capa bis an die Nase heraufgenommen. Diese Angst vor Wind und Kälte ist ja allen Spaniern eigen-

tümlich, aber hier wirken die Gestalten ganz besonders unheimlich, man vermutet den „Dolch im Gewande“. Am ersten Abend hatte ich einen Brief einzusteden. Im Tabaksbureau sagte man mir, der Kasten werde erst am nächsten Nachmittag ausgenommen, und so beschloß ich auf die Hauptpost zu gehen. Und nun suchte ich den Weg in diesen dunklen Gassen, in denen kein Schild zu erkennen war. Endlich fragte ich einen Schuhmann, der mit einem Kollegen zusammenstand. „Weh nur gleich mit,“ sagte der andere, „der Herr findet's ja doch nicht.“ Und nun ging's wieder durch ganz enge, immer enger werdende Gassen, bis wir endlich in einem Hofe standen, in dem eine Art Stalllaterne brannte. Das war das Hauptpostamt von Toledo! Als ich wieder auf dem hübschen Bocodover, dem Hauptplatze, angekommen war, war es mir, als hätte ich ein schlimmes Abenteuer überstanden. Ich wollte ein Glas Bier trinken, aber das beste Caféhaus war so von Qualm erfüllt, schmutzig und voll Lärm, daß ich mein Vorhaben aufgab. So ging ich denn in mein Hotel zurück, das mit seinem geräumigen Patio und seinen reichen Stuckornamenten einen palastähnlichen Eindruck machte. Aber auch hier war es ungemütlich. Im Lesezimmer brannte wohl ein kleines Kaminfeuer, aber der Tisch war zum Lesen zu mangelhaft beleuchtet. Kein Gast außer mir im ganzen Hause. Und dazu der Portier, zwei Kellner, der Hausdiener und ein Dolmetscher. Wollten sie alle auf meine Kosten satt werden? Mir war, als fühlte ich ihre begehrlichen Blicke beständig auf mir ruhen. So kam es, daß ich am ersten Abend in Toledo um neun Uhr im Bette lag. Sonderbare Stadt!





Briefwechsel

zwischen

Gustav Freytag und Eduard Devrient

Herausgegeben

von

Hans Devrient

II.

(Nachdruck ist untersagt.)

Im März 1858 war Devrient zu einer Konferenz des Bühnenvereins in Dresden gereist. Darauf bezieht sich der folgende Brief.

Devrient an Freytag.

Karlsruhe, den 16. April 1858.

Sie werden vernommen haben, mein werther Freund, daß wir auf der Dresdner Konferenz uns mit dem Gedanken geplagt haben, in welcher Weise der Bühnenverein sich den Interessen der dramatischen Autoren fördern zeigen könnte. Außer einer Steigerung des Autorengeldes, die ein jeder Vorstand noch den besonderen Verhältnissen seines Plazes anstreben sollte, hätte man sich gerne mit besonderer Förderung noch unbekannter Talente, oder Gott weiß mit was, beschäftigt, aber es zeigte sich immer, daß das Autorthum keine geschäftliche Handhabesache. Obgleich man es schon als ein kahles: heiß euch Gott! bezeichnet hat, blieb uns doch nichts übrig als die Aufforderung: daß die Autoren sich organisiren mögen, wie die Pariser es gethan — was freilich unvergleichlich leichter war —, damit der Verein sich mit ihrem Centralorgan dann verständigen und in Geschäftsverbindung setzen könne. Nun aber ist unser Präsidium selbst in Verlegenheit, wie diese Aufforderung nur in richtiger Weise zu insinuiren sei. Es ist der Einfall aufgetaucht, da anzuknüpfen, wo etwas dem Verlangten Ähnliches existirt, in Leipzig nämlich bei dem Schriftstellerverein. Nun sagen Sie mir unver-

hohlen, was Sie davon halten. Vermuthlich respektiren Sie den Verein nicht sonderlich, aber könnte er nicht doch der propagirende Ausgangspunkt zu einem Autorenverein werden? Die Lage Leipzigs, sein Buchhändlergewicht macht es geschickt zum Centralplaze. Oder glauben Sie, daß man eine anständige Vereinigung unmöglich mache, indem man sie von dort ausgehen ließe? Dramatiker stecken außer dem faulen Gustav Freytag — der mir das versprochene Trauerspiel immer noch nicht gesandt hat — auch nicht in Leipzig. Die Musiker müßten übrigens sich auch anschließen. Ist also der Leipziger Verein zu benutzen oder nicht. Und welchen Weg halten Sie für richtig? Eine Aufforderung in der Augsburgerin und weiter nichts?

Es ist kaum zu denken, daß die deutschen Autoren in allen Vaterlandswinkeln sich organisiren werden, aber da wir nicht mit der Gesamtheit der Autoren verhandeln können, ohne daß sie organisiert sind, so möchten wir wenigstens die richtige und anständige Aufforderung dazu erlassen und nicht bei einer Schmiede vorbeigehen, die, wenn sie auch nicht ganz die richtige, doch vielleicht das atomistisch zerstreute zusammenzuschweißen vermöchte. Also Ihren Rath! Dann aber Ihre „Flavier“ [Fabier]! Ich muß die Ausführung vor den Ferien vorbereiten. — Die Konferenz hat meine Erwartungen übertroffen, es war ein guter energischer Gesamtgeist darin. — Ludwig habe ich immer weiter verfehltsamt gefunden in wenig erhebendem Realismus. Auf mein Einstürmen in ihn sagte er mir zuletzt: er sei wohl auch

weniger ein Dichter als ein Naturforscher. Dies Selbstbekenntnis hat mich sehr niedergeschlagen, es ist so geworden. Er sucht die Winkel der Menschenseele durch und ist dann befriedigt mit dem, was er gefunden, er will auch nichts weiter darin suchen, als er wirklich und erweislich darin findet. Er hat den Enthusiasmus für das Ideal aufgegeben. Traurig, daß die Bedeutendsten in unseren Tagen sich darin den Frivolen und Blasirten, den Dumas, Sohn und Konforten, anschließen, ohne es zu wollen.

Muerbach habe ich nur flüchtig gesehen, Gupkow glücklicherweise gar nicht.

Nun aber Ihre „Fabier“

Ihrem Eduard Devrient.

Freundliche Grüße an Julian Schmidt. „Was Ihr wollt“ in gedrängtem Original, d. h. mit zwei Geschwistern, zum erstenmal in Deutschland, ist uns sehr gelungen.

Freitag an Devrient.

Mein verehrter Freund!

Was den Schriftstellerverein betrifft, so bin ich in der unangenehmen Lage, entscheiden von seiner Benutzung abzurathen zu müssen. Er war stets ein trauriges Institut, dessen bedeutendste Person Dr. Kühne, dessen Protektor Professor Buttkc war. Da er jahrelang durchaus nichts that, hatte er nicht nöthig, förmlich abzusterben, und existierte dem Namen nach fort. — Zeitweise wurde sein Name im Verein mit einer Künstlergesellschaft genannt, um eine literarische Ressource hervorzubringen. Aber auch diese hat nicht Dauer gehabt. Sicher besteht er noch. Aber von seinem hiesigen Vorstande und Mitgliedern ist schwerlich eines, welches auch nur ein Bühnenstück geschrieben hat, und die Interessen einer Kategorie von Schaffenden in die Hände durchaus unsicherer und urtheilsloser Menschen zu legen, scheint mir doch mißlich. Leicht würde Gupkow vermocht werden, sich ihm anzuschließen, aber auch er kann ihnen nichts nützen. Und ich bin, selbst wenn ich guten Willen hätte, nur ein halbes Jahr in Leipzig und könnte ein leitendes Interesse nicht vertreten.

Aber ist denn ein Schriftstellerverein irgend nöthig? Wie ich verstehe, handelt es

sich darum, die dramatischen Schriftsteller besser zu honoriren. Zwar unter uns scheint mir das durchaus nicht nöthig, denn der dramatische Schriftsteller wird bereits gegenwärtig soviel besser bezahlt als jeder andere Deutsche, daß das Verhältniß sehr auffallend ist.

Christliche Gedichte erhalten nichts und zahlen die Hälfte der Druckkosten — nur wenige Ausnahmen —, Romane werden — wenige ausgenommen — in c. tausend Exemplaren gedruckt und pro Bogen selten höher honorirt als mit zwei bis drei Luisdor. Vier Luisdor ist schon ein sehr hohes Honorar und fünf Luisdor äußerst selten.

Dagegen bringt ein leichtes Stück, was irgend aufführbar ist und den Abend füllt, schwerlich weniger als 1200 Reichsthaler, und wenn es Beifall findet, sicher an 2000 Reichsthaler. Diese Summe verteilt sich etwa so: 300 bis 500 tant. in Berlin, 400 bis 600 tant. in Wien, 500 bis 600 tant. die etwa zwanzig Theater, mit denen ein Autor selbst zu verkehren gut thut, 100 bis 200 tant. die kleineren Bühnen, welche die Agenturen besorgen. Ich halte für nützlich, daß der Dichter selbst mit den anständigeren Theatern verhandelt. Ich habe die Theater-carriere meiner wenigen Stücke nicht poussirt, aber ich habe ein wenig Buch über die Einnahme geführt: „Valentine“ 1800, „Waldemar“ c. 1000 (mit Druck), „Journalisten“ bereits 2000 Reichsthaler. Venedig aber und die Birch verwerthen ein Stück viel höher. Allerdings ist ein Uebelstand, daß fast Zweidrittel der gesammten Einnahme von Wien und Berlin abhängen; aber es sind einmal die großen Städte Deutschlands. — Nun ist recht hübsch, daß Sie das Honorar erhöhen wollen, nur wird man auf die Hoffnung verzichten müssen, dadurch eine stärkere Produktion brauchbarer Stücke hervorzubringen, denn die Geseze künstlerischer Produktion lassen sich zuletzt nicht durch Gold reguliren. Die neue Einrichtung aber denke ich mir einfach so: Wenn Sie, wie ich lese, eine Centralagentur für den Geschäftsverkehr des Theaters einrichten wollen, so lassen Sie dieses Institut doch auch den Vertrieb und die Einlassirung der Theaterstücke und Honorar, soweit der Dichter dies nicht selbst thun will, besorgen. Die bis-

herigen Agenten nahmen zehn bis fünfzehn Procent, wenn also das neue Bureau fünf Procent nimmt, ist Alles gut. Ein Verein dramatischer Schriftsteller? Viroh, Venedig und wenn Sie mich dazu rechnen wollen, da Sie selbst in der Kategorie der Patrone stehen. Wer sonst noch? — Doch das wissen Sie alles besser als ich.

Mein Stück erhalten Sie zuerst, sobald ich mit der Vereinigung der Verse fertig bin, welche Arbeit zu den lästigsten der Erde gehört. Was Sie über Ludwig schreiben, bekümmert mich sehr. Wir haben aber kein Recht zu hoffen, daß ein so Kranker und Isolirter der Kunst gesund bleiben werde. Mit den deutschen Realisten aber hat's keine Gefahr, mein lieber bejorgter Freund, schon deshalb nicht, weil sie nicht viel schreiben. Ludwigs letzte Novelle¹ habe ich bis jetzt nicht gelesen, der Titel, der greulich ist, hat mich abgeschreckt.

Empfehlen Sie mich angelegentlichst Ihrer Frau Gemahlin, erhalten Sie freundliches Wohlwollen

Ihrem Freytag.

Leipzig, den 27. April 1858.

Freytag an Devrient.

Lieber Freund!

Beifolgend sende ich Ihnen das erste Exemplar des Trauerspiels, welches der Verleger mir zuschickt. Es hat lange gedauert und mit großen Unterbrechungen, Krankheit, Tod meines Bruders, zuletzt ein Brand in der Druckerei, der den fast beendigten Druck noch einmal zu beginnen nöthigte.

Was ich Ihnen sende, ist, wie Sie sehn werden, für das Theater geschrieben. Doch habe ich mir diesmal nicht versagt, namentlich in den ersten Akten einiges weiter auszuführen, als für die Zeit eines Theaterabends bequem ist. Ich habe einige energische Striche in Bereitschaft. Wenn aber das Stück auch für die Bühne geschrieben ist, so würde es doch, so scheint mir, selbst bei kräftigerem Leben unserer Theater eine schwere Aufgabe sein, in gegenwärtigem Zustand mag es wohl aussehen wie ein Ungeheum, herb, lang, übermäßig schwer und

zweifelhaft selbst für einen wohlwollenden Theaterdirigenten. Das Alles empfand ich lebhaft während der Arbeit, und ich bitte Sie, den Stolz, mit dem ich die Gewöhnungen des Publicums und die lieberliche Bühnenwirthschaft vor den Kopf schlage, nicht Hochmuth zu nennen. Es schien mir grade in unsrer Zeit keine unnütze Forderung, einmal ein Stück zu schreiben, welches an Regie, Darsteller und Ernst der Zuhörer die höchsten Forderungen macht und darin bis an die Grenze des Möglichen geht. Wie auch der Erfolg der Arbeit sei, die Empfindung habe ich, mit vielleicht ungenügender Kraft Würdiges gewollt zu haben.

Sie nun, mein verehrter Freund, bitte ich, Ihre bewährte Treue mir zunächst dadurch zu erweisen, daß Sie das Stück als Director durchlesen und, falls Sie dasselbe für Ihre oder andere Bühnen praktikabel halten, mir sobald Ihnen möglich die Ihnen wünschenswerthen Striche und Aetirungen communiciren. Ich würde, wie bei den Journalisten, einen halben Bogen für die Theater besonders drucken lassen.

Heut weiter nichts als herzliche Grüße an Sie, Empfehlungen an Ihr Haus von Ihrem treuen Freytag.

Leipzig, 28. März 59.

Am Tag nach dem Empfang las Devrient schon zwei Akte am Abendtisch den Seinen vor. Das Tagebuch kritisiert sogleich: „Streng, monoton, der zweite Akt aber effectvoll in der Construction. Die Darstellung wird Mühe haben mit der etwas trockenen und steifen Redeweise.“ Tags darauf heißt es: „Ich las Freytags Tragödie aus. Viel schön und männlich Gedachtes, viel dramatische Wirkung, aber eingehüllt in trockne umschweifige Sprache, undeutlich, die Katastrophe nicht gut geordnet, nicht klar und der Empfindung gerecht. Daß der junge Scilius [der Bauer] zufällig schon fort ist, als der Vater ihm die Braut [eine Fabia] verschafft hat, und darüber auch das Liebespaar verunglückt, ist unnütz, auch brauchte der junge Scil gar nicht zu sterben, der Schicksalgerechtigkeit nach. Die wirkliche tragische Nothwendigkeit für den Tod der Fabier läßt die Vernichtung der unschuldigen Liebenden als Spielerei erscheinen; oder des

¹ „Aus dem Regen in die Traufe“ erschien 1857.

Consuls Ehebewilligung ist der Fehler. Es ist keine freie breite Wirkung von dem Stücke zu erwarten, es ist gar zu römisch.“ Am 6. März theilte er Freitag seine Kritik¹ mit. Leider ist das erste Blatt des Briefes bis jetzt nicht im Nachlaß Freytags zu finden gewesen.

Es ist auffallend [heißt es auf dem letzten Bogen], daß der Consul so schnell mit seinem Verdacht auf Marcus fällt und in dem bloßen Fortreiten des Sohnes zur Pferdeschau die volle Bestätigung findet, und ebenso daß auf dem Marsfelde Marcus sofort dem Vater ansieht, daß er alles wisse. Ich fürchte, das Publicum wird nicht willig folgen in beiden sprunghaften Momenten, einige Mittelglieder, welche hier und dort die Ueberzeugung glaubhaft wachsen ließen, würden hier gewiß gut thun. Dem ließe sich wohl noch nachhelfen.

Für den ganzen fünften Akt hätte ich mir einen breiteren Schritt, ein volleres Crescendo gewünscht, die Wirkungen zerfahren etwas, und die Dispositionen sind kleiner als in I. II. III. IV.

Nehmen Sie mit den ersten Wahrnehmungen vorlieb, ich lese das Stück in den nächsten ruhigen Stunden und mache mir spezielle Notizen. Ihrer Mittheilung der Abkürzungen sehe ich entgegen.

Wenn für die Aufführung nicht bei aller Einschränkung doch Decorationen gefertigt werden müßten, würde ich sogleich daran gehen und das Stück noch vor den Ferien, also binnen 6—7 Wochen bringen. Diese Nothwendigkeit zwingt die Aufführung in neue Reihenfolge, die von dem Maleratelier abhängt. Schade! — —

Ihr Eduard Devrient.

Freytag an Devrient.

Mein lieber Freund!

Großen Dank für den Anteil, den Sie den Fabiern gönnen. Und zugleich eine bis zu Ihrer Antwort reservirte Bitte. Ich habe das Stück bis jetzt an kein Theater versandt, nur an Sie. Und ich hoffte, Sie

¹ Vergl. zu diesen und allen folgenden Ausstellungen Devrients die spätere Selbstkritik Freytags in „Erinnerungen aus meinem Leben“, Seite 191 bis 195.

würden früher bewiesene Freundschaft wieder walten lassen und mir das Stück zuerst aufführen. Freilich wäre mir in diesem Fall sehr wünschenswert, wenn es vor den Ferien geschähe, damit ich den anderen Theatern einen festgestellten Text etc. offeriren könnte. Deshalb bitte ich Sie, diesen Punkt noch einmal in wohlwollende Erwägung zu ziehen.

Daß die Decorationen Schwierigkeiten machen sollen, war mein Wille nicht. Wie ich die Scene vor Augen habe, ist sie doch sehr einfach. Die Treppe ist die Hauptsache, alles andere leicht zu machen. Ich dachte die Treppe von der 2. (3.) Couliße aufsteigend zu mehr oder einem Drittel der Bühnenhöhe, oben eine Plattform von wenigen Schritt Breite, nach dem Hintergrund ein Abstieg, in den Coulißen nach der Plattform dito Treppen, die natürlich nicht sichtbar sind.

Lieb ist mir, daß Sie die Schwierigkeiten des Einstudirens, namentlich das zahlreiche Chorgeheiß, für nicht übermäßig schwer halten. Ich meine, auf weniger disciplinirten Bühnen wird das am Bedenklichsten sein.

Die Striche lege ich auf besonderem Blatt bei¹ und bitte Sie, mir Ihre Vorschläge darüber, sobald Ihnen möglich, zu gönnen.

Ihre sonstigen Bedenken, mein lieber Freund, haben mich wenigstens nicht überrascht.

Das schnelle Erraten des Consuls werde ich durch eine oder zwei Zeilen, die ich dem Sijenna gebe, motiviren. Daß die Ehe im 5. Akt nicht bewilligt wird, da der Bewilligungsakt unterbrochen wird, war meine Intention. Da ich sehe, daß die letzten Worte des Virginius [2. Consul] undeutlich sind, werde ich dieselben etc. ändern.

Das Zurücktreten des Liebesverhältnisses ist freilich nicht zu ändern. Sie sehen, ich habe es nur als ein Motiv zur Handlung betrachtet, und mit gutem Grunde. Da das Stück die Fabier heißt und das finstere Geschick eines ganzen Stammes behandelt,

¹ Darauf sind etwa hundertsechzig Verse gestrichen, die Freytag jedoch alle — bis auf wenige Worte des Consuls (S. 231) — in den späteren Druck in den „Werken“ wieder aufgenommen hat. Devrient hat auf der Rückseite desselben Blattes mit Blei noch weitere hundertdreißig zu streichende Verse aufgeschrieben. So wird das Stück um dreihundert Verse kürzer gespielt worden sein, als der Text angiebt.

hatte die Liebe des einen Mitgliedes kein höheres Anrecht. Und ist ein anderer Grund, sie in den Vordergrund zu stellen, als die Gewöhnung des Publicums, Liebende zu genießen? Wir wollen ein wenig helfen, ihm das abzugewöhnen. Den 2ten Teil des 5ten Aktes halte ich für gut gearbeitet, ob für die Vorstellung nicht zu herb, das wage ich nicht zu beurtheilen. Aber finden Sie im Charakter des Spurius [des alten Bauern], namentlich im 5ten Akt etwas unfertiges. Darüber möchte ich gerne Ihre Ansicht hören.

Es ist dumm, daß die Entfernung so groß ist. Geschriebenes Wort in solchen Sachen halbes Wort.

Nochmals herzlichen Dant und die Versicherung alter Treue

Ihres Freytag.

Leipz., 9. April 59.

Devrient an Freytag.

Karlsruhe, 15/5 59.

Lieber Freund!

Noch einmal die Fabier in Mitten der Kriegsspannung und der peinlichen Schweben. Ich denke, man darf seine Friedensgeschäfte deshalb nicht an den Nagel hängen. Schon vor länger als acht Tagen, gleich nach der Sitzung unsres Lesecomité, die sich fast ausschließlich mit den Fabiern beschäftigte, hätte ich Ihnen geschrieben, wären die Verpflichtungen nicht so dringend gewesen, die mir die von so vielen Seiten zu meinem 40jährigen Jubiläum erzeigten Ehren auferlegten. Ich wollte, Sie hätten der Discussion über das Werk beigewohnt.

Stärker als in meinem früheren Briefe halte ich mich nun verpflichtet, in Ihrem und der deutschen Bühnen Interesse, Sie zu mahnen: noch einmal tief eingreifende Hand daran zu legen. Das Doppelinteresse, welches Sie für den Kampf der Stände und für die Liebenden und das Ehegesetz anregen, ist, wenn Sie beide nicht durch ein Endresultat verschmelzen wollen, entschieden nachtheilig, spaltet den Antheil und läßt keine Hälfte zur Befriedigung kommen. Besser wäre es dann gewesen, Liebespaar und Ehegesetz ganz aus dem Drama zu lassen und es einfach auf den politischen Conflict zu stellen. Am besten aber ist es gewiß: das

Ehegesetz in seiner ganzen staatlichen Wichtigkeit in dem Stücke fast dominiren zu lassen, es als Resultat am Schlusse aus Tod und Untergang herausretten und den Anarchismus davon ohne alle Sorge auf sich zu nehmen.

Dazu gehörte, daß [der Volkstribun] Sicanius schon seine Ausstoßung aus dem Patriciat wegen einer Mißheirath viel stärker betonte und eindringlich und ausführlich ins Interesse des Zuschauers schöbe. Daß in Icilius die Empörung gegen die unnatürliche Scheidung der Stände in vollster Berechtigung hervorträte, daß Spurius nicht bloß als guter Bauernvater die Liebe des Sohnes unterstützen, sondern mehr den Anlaß wahrnehmen wollte: zugleich dem Staate gründlich zu helfen. Wie denn auch vor allen Dingen Spurius eine bedeutendere Figur werden müßte, mehr Bürgergröße zeigen der Adelsgröße gegenüber. Sie wiederholen Shakespear's Fehler im Coriolan, daß Sie Ihrem Adelshelden gegenüber das andre Rom gar zu klein und lumpig zeichnen. Spurius muß von Act zu Act wachsen, bei Ihnen aber wird er immer kleiner und geringer. Icilius' Opfertod, der doch nur aus einem modernen point d'honneur hervorgeht, scheint mir immer unnötiger, ja verfehlt. Wäre es nicht natürlicher, daß der Jüngling trotzig auf das Eherecht bestünde, mit Ueberwindung und im heftigen Kampfe gegen die Thränen der Geliebten? Dann mag er, als die Ehebewilligung ausgesprochen ist, Heldenthaten sonder Gleichen vollführen, die Bejenter schlagen, den sterbenden Consul herausheben, selbst mit Wunden bedeckt. Wie Capulet und Montague sich über den Leichen der Kinder die Hände reichen, ähnlich mögen die Liebenden sich die Hände geben. Die große Niederlage muß doch irgend ein Resultat über die höhere Menschheit gebracht haben. In Ihrer Tragödie bleiben die Junker Sieger, auch im Untergange, die Bauerntölpel haben sich für die gnädigen Herrn totschlagen lassen, nichts weiter, und in dem jungen Quintus wird uns ein neues Junkergeschlecht verheißen. Das ist wirklich nicht erbaulich, lieber Freund.

Neben diesem tiefgreifenden Tadel könnte es einem Fremden seltsam erscheinen, daß ich

nicht destoweniger das Stück für so voll von Trefflichkeiten halte und Sie um deswillen bestürme, zur Ehre und zum Vortheil der deutschen Literatur, der deutschen Bühne, ernstlich meine abermaligen Ausstellungen zu prüfen und an eine Bearbeitung des Stückes zu gehen, sobald es Ihnen wieder etwas fremder geworden ist.

Ziehen Sie es zurück! die Zeit ist oben- ein in jeder Hinsicht der Aufführung ungünstig, und geben Sie es einer besseren Zeit in besserer Gestalt wieder. Thun Sie es, lieber Freund! Ich habe mich bei unserer Discussion hier überzeugt, daß die Mängel des Werkes seiner Wirkung entschieden nachtheilig sein werden.

Nehmen Sie mein unverschämtes Schreiben als ein Freundeswort auf.

Möge es Ihnen gut ergehen und der Himmel sich über Deutschland erbarmen. Welch ein politischer Zustand, daß ein Schwindler¹ die gute Jungfer Europa dergestalt beim Schopf nehmen und herumzerren und schütteln darf. Aber wie bewundernswert die deutsche Volksstimmung! für das bloße Ideal eines Vaterlandes so real begeistert und opferwillig. Hier ist alles in Waffen, wüthet gegen Frankreich, aber beinahe ebenso gegen Preußen. Gott helfe uns, wir können's nicht.

Ihr Eduard Devrient.

Freitag an Devrient.

Mein lieber Freund!

Seit Sie mir so freundschaftlich und treu über die Fabier geschrieben haben, ist Krieg und Frieden durch die Welt gelaufen. Daß ich Ihnen erst heute antworte, hat einen Grund, von dem ich hoffe, daß er in Ihren Augen Gnade finden wird. Ich hatte das Stück hinter mir, um ein Urtheil darüber zu gewinnen, mußte ich ihm fremd werden. Habe mich bemüht, so wenig als irgend möglich daran zu denken und, um das zu können, mich sofort aus allen Kräften auf eine andre Arbeit geworfen. Sie werden die Bilder aus der Vergangenheit erhalten, sobald der 2te Band gedruckt ist, was bis Ende des Monats geschehen soll.

Unterdeß habe ich Ihre Briefe sorgfältig mit nach Siebleben genommen und vor 14 Tagen, nach Beendigung des ersten Bandes, dankbarlich hervorgeholt und benützt. Wie tief ich Ihnen für die eingehende und herzliche Weise verpflichtet bin, in welcher Sie sich mit dem Stück beschäftigt haben, möchte ich Ihnen am liebsten mündlich sagen. Liebevoll, verständig, ehrlich, durchaus in Ihrer guten Art. Und wer stützt außer Ihnen den Schaffenden in Deutschland? — Ei, es ist eine Wüste geworden.

Ihre Striche und kleinen Bemerkungen habe ich wohl sämtlich gehorsam adoptirt. Es war mir die detaillirte Mittheilung lehrreicher und förderlicher als irgend ein anderer Einfluß von Außen, den ich je erfahren. Auch den Schluß des vierten Aktes habe ich etwas zusammengearbeitet. Die elegische Rede des Consuls lag in meiner Absicht, und ich halte diese Farbe auch jetzt für die richtige.

Die Hauptsache nun, Ihre Ausstellungen gegen den Spurius am Schluß und die Plebejerstellung habe ich stark in mir herumgewälzt. Das Resultat ist auf beifolgenden Blättern deponirt. Wahrscheinlich ist die Änderung geringer, als Sie meinten, ob sie wirksam sein wird, weiß ich nicht. Aber mehreres hielt mich ab, weiter zu gehn. Es schien mir, die Plebejerpartei dürfe nur skizzirt werden, das Stück heißt die Fabier, und das Haus der Fabier ist nun doch einmal die Hauptsache, auch die Aufführung dürfte nicht noch größere Schwierigkeiten erhalten. Dem Icilius habe ich nicht ganz die Position gegeben, welche Sie in Ihrem letzten Briefe vorzuschlugen, ich habe ihn vielmehr etwas nach der anderen Seite gedrängt und den Gegensatz zum Vater schärfer gesagt. Durch die Einführung des Publius hat Spurius eine Partei gewonnen, und das Ehegesetz muß von ihm durchgebracht werden, so kann er auch die Schlußworte sprechen.

Es würde mich sehr freuen, wenn Sie im Ganzen mit diesen Änderungen einverstanden wären. Und wenn Sie jetzt wagen wollten, das Stück vor das Publicum zu bringen. Hoffe, es ist doch noch nicht zu spät für den Winter.

Noch hätte ich Ihnen viel zu schreiben über die Politik, die hier immerfort beschäftigt, und die Zukunft Preußens, dem Sie

¹ Napoleon III. in der italienischen Frage.



Nur über den sprachlichen Ausdruck muß ich doch noch Klage erheben. Das römische Kostüm der Rede, die Unwundenheit und Ungenauigkeit des Ausdrucks lähmt die große und schöne Energie der Gedanken. Ich fürchte sehr, die Schauspieler werden die Sprache nicht verständlich bringen, und selbst der beste Redner wird Mühe haben, daß ihm der Hörer sympathetisch folgt. Dann bitte ich nochmals um Abänderung der ersten vier Verse Seite 143; der Volz=Finkesche Ton ist mir hier gar zu sehr gegen den Strich.

Nun aber weiter nichts als Zustimmung und Beifall, Lob und Preis und das dringendste Verlangen nach der Aufführung. Ich möchte gern damit der erste sein, und Rudolphs Todeskrankheit lähmt das Unternehmen, ich habe den Consul nicht. Nun sinne ich hin und her, wie ich Rat schaffe, und hoffe ihn noch zu finden.

24/11. Seit ich unterbrochen worden, habe ich unsern Regisseur noch über die neue Gestalt des Stückes gehört, und ein Wunsch in Betreff des jungen Scilius hat sich doch wieder laut hervorgedrängt. Lassen Sie doch dem braven Burschen das Leben! Er stirbt aus keiner tragischen Nothwendigkeit, nur ein nutzlos großmüthiges und echt bürgerliches Opfer zur Ehre des hohen Adels. Sie haben in „Soll und Haben“ solch eine bürgerliche Aufopferungswuth so ausführlich und treffend geschildert, warum wollen Sie das hier wiederholen, wo es, mir wenigstens, so schwer wird, eine Bedeutung davon zu erkennen.

Die ganze Tragödie liefert ein strenges, eherneß, finstereß Bild, lassen Sie doch das eine Streiflicht einer fröhlichen Menschenhoffnung darauf fallen. Da Sie nun das Ehegesetz zugegeben haben, lassen Sie uns auch die Aussicht, daß die Liebenden hier die ersten sein werden, die Versöhnung zu feiern und zu befestigen. Der junge Scil. bleibt nobel genug gestellt, er ist ohne Hoffnung hinaus zum Todeskampfe geeilt, lassen Sie ihn tüchtig zusammenhauen, mit seinem Blute den jungen Quintus retten, indessen hat der alte Bauer den Vortheil sicher für ihn eingefangen und bringt ihm die Verheerung zu des alten Consuls letztem Danke liegen. — — — Ueberlegen Sie diesen Vorschlag noch einmal, ich Sorge indessen,

wie ich die Aufführung im neuen Jahre ermöglichen.

Henze hat ein Stück gesandt „Elisabeth Charlotte“, die Pfälzerin am französischen Hofe. Recht hübsch, fein, anmuthig in der ihm eignen Weise kleidsam. Das wird sich besser herumspielen als die Sabinerinnen. Bodenstehts „Brautfahrt“ habe ich noch nicht gelesen, es soll lau und flau sein.

Nun möchte ich einen Rath von Ihnen. Die Rede, die ich hier bei der Schillerfeier im Museum gehalten, habe ich bisher beharrlich zum Druck verweigert. Getheilt in Zeitungen, stände sie ungünstig, hier mit zwei andern gekoppelt, war mir's auch nicht recht. Sie allein herausgeben ist prätenziös, und in dem Wust von Schillerreden würde sie verzettelt. Gleichwohl möchte ich öffentlich Akt davon nehmen lassen. Ich habe Schillers charakteristische Kraft hervorgehoben und zu zeigen gesucht, daß die bisherige mangelhafte Interpretation der Schauspielkunst — die sich immer nur auf den rhetorischen Vortheil geworfen hat — großen Theil an der Veringschätzung von des Dichters Charakteristik habe. Diesen Zankapfel möchte ich wohl ins Publicum werfen; aber nicht ins Pêle-mêle. Glauben Sie, daß im Allgemeinen eine Schillerrede in die Grenzboten passen würde, die natürlich den Festton trägt, so will ich Ihnen die Rede zu genauerer Prüfung senden, und Sie sagen mir dann, unumwunden wie ich zu Ihnen spreche, ob die Rede in den Grenzboten am Platz sein würde, oder wohin sie gehöre, oder ob sie am Besten ungedruckt bleibe.

Von Gupkow hatte ich in diesen Tagen einen curiosen Brief. Er ist empört über die preussische Preisaussetzung.¹ Dadurch wäre jeder Dichter genöthigt zu concurriren, ohne es zu wollen. Es würden innerhalb dreier Jahre mindestens 2—3 Stücke da sein können, von denen keins gegen das andre eine Zurücksetzung, eine öffentliche Beschimpfung verdiene. Man säe Unfrieden, hänge ein Damoclesschwert auf u. s. w. Schließlich meint er, habe ich in meiner gemischten Autorität die Votation, mich dagegen zu erheben. In dieser anmuthigen Weise soll ich auf's Glatteis und in die Thorheit hinein

¹ Schillerpreis, s. u.

persuadirt werden. Er eifert sehr für Mannigfaltigkeit der Gaben und daß die Bühne keine Gaben zurücksetzen lassen solle. Daß er niemals gekrönt werden kann, weiß er zu genau — darum. — Ich muß ihm nun darauf schreiben.

Wir gelten diese 1200 Rthlr. von der preussischen Regierung auch nicht mehr als eine hübsche Zusage zu der Einnahme der dramatischen Literatur. Es kann sie ja jeder bei Publication eines Stückes im Voraus ausschlagen, so ist er der stillschweigenden Concurrenz enthoben.

Mit herzlichen Freundesgruß, meine gelegentliche Empfehlung Ihrer verehrten Gattin, auch an Julian Schmidt

von Ihrem Eduard Devrient.

Devrient an Freytag.

Karlsruhe, 12/1. 60.

Werther Freund!

Warum haben Sie mir auf meinen letzten Brief nicht geantwortet? Ich bin geneigt zu glauben, er sei verloren gegangen, da auch eine persönliche Angelegenheit darin besprochen war, die doch wohl rein geschäftliche Berücksichtigung gefunden hätte. Sie ist indeß erledigt. So ist denn auch meine Beförderung eines noch wesentlich veränderten Schlusses der Fabier nicht an Sie gelangt? Lassen Sie mich doch darüber Gewißheit haben, es liegt mir sehr daran, denn wie ich die Erndte der letzten drei Jahre übersehe auf dem Felde der dramatischen Literatur, finde ich nur Ihre Tragödie für den Preussischen Preis¹ vorzuschlagen. Daß sie die Probe der Darstellung noch nicht bestanden, ändert an meiner Ansicht nichts.

Um nun meine Ansicht geltend machen zu können — und die Vorschläge sollen noch im Laufe dieses Monats geschehen —, muß ich sechs, nach den neuen Aenderungen eingerichtete Exemplare haben — der Kürzungen bedarf es natürlich nicht darin, die sind nur für die Aufführung. Lassen Sie mich diese schnell haben und schreiben Sie mir umgehend, ob Sie meinen Brief nicht erhalten haben, in dem ich Ihnen meine Freude

über die getroffenen Abänderungen geschrieben und um Leben und Verheirathung des jungen Landmanns gebeten habe. Haben Sie ihn nicht erhalten, so will ich — so überhäuft ich auch bin — nochmals an eine Motivierung der Bitte gehen.

Freundlichen Gruß.

Eilig. Sein Sie es auch!

Eduard Devrient.

Freytag an Devrient.

Mein lieber Freund! Allerdings habe ich Ihren letzten Brief erhalten. Warum ich ihn nicht beantwortet habe? weil mich in dieser frommen Weihnachtszeit mein Buchbinder im Stich gelassen hat. Bis heut war er nicht dazu zu bringen, mir die gebundenen Exemplare der Bilder aus der Vergangenheit zu liefern. Und es ist trotz neuer starker Bedrängung sehr wahrscheinlich, daß auch dieser Brief abgehen wird, bevor ich das Buch einpacken kann. Ich sende es Ihnen ohne Brief nach und bitte wiederholt um freundliche Aufnahme.

Was nun Ihre Ansicht über den Berliner Preis betrifft, so ist das ja sehr schön. Und ich wünsche lebhaft, daß die Commission von ähnlichem Wohlwollen für die Fabier beiseit sein möchte. Bin nicht für Preise, außer vielleicht, wenn ich sie erhalte. Und auch dann. — Ich fürchte, es liegt bei unsrer dramatischen Literatur nicht an schlechten Einnahmen der Dichter, daß wir tappen und nichts schaffen. Oft habe ich gedacht, es wäre meine Pflicht, wieder ein wenig unter die Künstler zu gehen. Wie man auch die Kunst in Valentine und Waldemar gering anschlagen möge, ich lebte doch viel mit Schauspielern, als ich sie schrieb, die Zeit von 45—47 war meine Schulzeit am Theater, auch bei mäßigen Leuten (Komödianten) fand ich eine Fülle Gelegenheit zu lernen und zu beobachten. Dann kam 48 die Politik, die Geschichte, seitdem lebe ich so fern von der Bühne wie ein Eremit. Daraus kann nichts Gutes kommen. Man verlernt und verliert die sichere Empfindung, solche Confusion, wie am Schluß des IV. Akts in den Fabiern war, wäre mir vor zehn Jahren nicht passirt. Was Sie in Ihrer Geschichte des Theaters oft durchscheinen lassen, davon bin ich aufs Tiefste überzeugt, der

¹ Schillerpreis. Diese und die folgenden Briefstellen über die Schillerpreiscommission mögen als Ergänzung und Berichtigung zu Freytags „Erinnerungen“ (S. 198 bis 200) dienen.

dramatische Schriftsteller muß eng mit der Bühne verbunden sein. Aber wie soll ich's machen? Wirsing?¹ Alle halbe Jahr eine neue Gesellschaft, Sommertheater. Und soll ich selber ein Theater übernehmen? Ein Hoftheater à la Dingelstedt?² Meine armen Bücher, und daß man dann als gewissenhafter Mann soviel zu thun bekommt, daß die Zeit zu Schreiben ganz schwindet, das sehe ich an Ihnen selbst, dem doch Alles viel besser und leichter von der Hand geht als mir!

Und so meine ich, allen unsern dramatischen Schriftstellern fehlt die rechte Lust, das Leben um Coulissen und Souffleurkasten.

Ihren Aenderungsversuch in Betreff Zeilii habe in getreuem Herzen deponirt. Nun Sie wissen von früher her, daß ich auf Ihre Ansicht so hohen Wert lege, wie auf die von keinem andern Menschen. Aber diesmal, mein Freund, schreit etwas in mir dagegen. Warum mißt sich der alte Spurius so willkürlich spekulirend in den tragischen Kampf des Stammes? Warum fordert der Sohn so dreist gegen das Gesetz des Staates des Herzens Recht? Warum treibt ihn dieselbe „Willkür“ aus der Bucht des Vaters zu den verderbenden Fäbiern? Wer sein leidenschaftliches Begehren gegen die Ordnung seines Staats durchsetzen will, der muß nicht zugleich weich und menschlich schön empfinden wollen, er muß hart und klug und berechnend sein, wie der alte Spurius ist. Das würde wohl überall gelten, vollends in der Römerlust. Der Consul spricht im 2. Akt das Todesurteil des Zeilius, wenn er sagt: die Ahnen haften den, welcher des Herzens Trieb über Recht und Sitte hob. — Nichts gilt der Einzelne und sein Gelüst. — Daß wir doch mit diesem Einzelnen herzlich sympathisiren, das, scheint mir, macht seinen Untergang gerade tragisch, das heißt nothwendig. So, Freund, empfinde ich gegen diesen Durschen. Ich wäre, wie Sie denken können, sehr vergnügt, wenn Sie diese Gründe gelten lassen könnten. Können Sie nicht, so hassen Sie das Stück, nicht den Verfasser, welcher, sich selbst zu rühmen, Ihnen bekennt, daß er Ihrem Rath

gegenüber durchaus mißtrauisch gegen sich selbst ist und aus herzlichem Respekt vor Ihrem Urtheil in jedem Fall Ihre Ueberzeugung adoptirt, wo er sich nicht sicher fühlt. Hier aber ist eine eigene Empfindung da, die nicht unterzukriegen ist. Und doch macht mich Ihr Urtheil nachdenklich. Denn es wird schon eine sehr berechtigte Empfindung vertreten. Nur, meine ich, liegt der Uebelstand nicht im Tode des Zeilius, denn sterben muß der Racker, sondern darin, daß das intentionirte Reden in ihm nicht stark genug indicirt ist. Das geschah nicht wegen des Markus und steht leider nicht zu ändern. — Ich muß schließen, habe Ihnen aber noch wegen etwas anderm zu schreiben, was citissime geschehen soll.

Erhalten Sie gute Freundschaft im neuen Jahr

Ihrem treuen Freitag.

Leipzig, d. 16. Jan. 60.

Immer wieder und wieder vertiefte sich Devrient in das Stück und suchte seinen Schwächen abzuhefen, seine Längen zu kürzen. Auch Freitag strich noch größere Partien, so im ersten und vierten Akt je eine ganze Scene (Seite 161—164, 251—269).

Freitag an Devrient.

..... Sein Sie so gütig, lassen Sie mich gelegentlich wissen, ob Sie damit einverstanden sind. In Dresden schrieb mir Anfang Dezember Lüttichau,¹ er wolle das Stück zum neuen Jahr geben, ich solle ihm dasselbe schicken. Natürlich wurde es nicht gegeben, da sich sofort die Unmöglichkeit erwies, dasselbe in 4 Wochen fertig zu bekommen. Seitdem liegt's dort. Da ich in solcher Weise kaum vermeiden konnte, den Theatern fern zu bleiben, sandte ich noch nach Berlin und Wien ein Exemplar, ich darf wohl sagen, zögernd und ohne Eifer und ohne Hoffnung auf eine liebevolle und gescheute Ecce-nirung.²

Und jetzt von Ludwig. ... Er wird als erster Pensionär der Schillerstiftung bezeichnet. In diesen Tagen erfahre ich Genaue

¹ Rudolf Wirsing, Direktor und Unternehmer des Leipziger Stadttheaters.

² Damals in Weimar.

¹ Generaldirektor des Königl. Hoftheaters.

² Die Angabe in den „Erinnerungen aus meinem Leben“ S. 193 ist danach ungenau.

reß darüber. Die große Ausdehnung, welche die Lotterie gewinnt, droht oder verheißt der Stiftung Dimensionen zu geben, an die ursprünglich nicht gedacht wurde, und welche die bisherige Organisation der Local- und Centralbehörde nicht überall genügend erscheinen lassen. Bis jetzt hat das Ganze einen zu speziell Dresdner Anstrich, auch möchte die Heimlichkeit der Auszahlung, welche im letzten Jahr adoptirt worden war, aufhören. Es ist doch mehr Ehre, Pensionär des deutschen Volkes zu sein als eines Fürsten. Dann müßten freilich ein Kollegium der besten Namen Deutschlands als Pensionsvertheiler gesichert sein. Ludwig hatte im vorigen Jahr erklärt, nicht annehmen zu wollen, wenn ihm der Betrag öffentlich gegeben würde. Ich hoffe, daß er anderer Meinung wird.

Alles Gute und Herzliche Ihnen im Wunsche beipackend, bin ich

Ihr treuer Freytag.

Leipzig, den 20. Januar 60.

Es ist unglaublich, wie zäh Devrient an der übernommenen Pflicht festhält, das Stück des Freundes bühnengerecht gestalten zu helfen. Er liest es in verschiedenen Kreisen vor: zu Haus, bei Hof und im Theater dem Personal; er prüft und vergleicht die Wirkungen, die er dabei beobachtet hat, und berichtet an Freytag mit größter Ausführlichkeit und Offenheit. „Die drei ersten Akte machten grandiosen Effekt, die zwei letzten nicht den guten Eindruck der ersten; aber Kürzungen können viel helfen. — Ich habe dabei neue Erfahrungen an mir und anderen gemacht.“ Dem Freund gegenüber kommt er zum „Schluß, daß Freytag nach Karlsruhe kommen möge, um wieder bühnenvertraut zu werden.“ Seitenlang macht er dann Aenderungs-vorschläge, besonders bemüht, große Stimmungseinheiten herzustellen, „die Sammlung des Eindrucks“ nicht durch neue Interessen zu stören: „die Empfindung des Publicums muß in großen Gruppen zusammengehalten werden.“

... Den Schluß betreffend [schrieb er am 5. Februar], ist bei der Vorlesung und deren Eindruck meine erste Ansicht davon wieder stark und unabänderlich durch all

mein Bemühen, mich Ihnen zu accommodiren, hindurch hervorgetreten. ... Wollen Sie den armen Icilius schlechterdings umbringen, so nehmen Sie ihn hin, aber lassen Sie nur den Consul noch reden. ... Der Held des Stückes muß sein Resultat aussprechen. ... So, da haben Sie das Resultat meiner abermaligen eingehenden Durcharbeitung des Stückes, das übrigens auch bei meinen Zuhörern auf die größte Sensation, die tiefste Bewunderung hinausging. Ihr Werk stellt sich neben Ludwigs Massabäer als das entschieden bedeutendste, was für die Bühne in unsern Tagen geschaffen ist. An poetischem Inhalt macht nur Werthers Columbus beiden den Preis streitig. Seien Sie gesegnet dafür, mein Freund!

Ihr Eduard Devrient.

Freytag an Devrient.

Mein lieber Freund!

Die Pflicht des Dankes wird unendlich. Ihre Vorschläge lege ich mir zurecht, zweifle nicht, daß ich mich überzeugen werde, daß sie wohlthuend sind. Ich habe aber jetzt 2 Tage angestrengter Arbeit über Revisionen und Korrekturen zu einer 2ten Auflage des letzten Buches gehabt und gewinne erst am Sonntag die Muße, andächtig und ununterbrochen mich in das vertiefen zu können, was Ihre Freundschaft für mich gesorgt. Will Sie aber nicht wieder säumig warten lassen. Sende also die alten Korrekturen, die Sie forderten.

Mit größtem Interesse verfolgen wir Ihren Kampf. Wenn nur die Vorkämpfer dafür sorgten, daß gute und ausführliche Berichte in die Zeitungen kämen, auch in die großen norddeutschen: Nationalzeitung, die Allgemeine, zuletzt auch in die Grenzboten. Sie würden sich in der That ein Verdienst erwerben, wenn Sie dahin wirkten. In dieser Richtung sind die Deutschen noch äußerst ungelent; namentlich unsere Freunde im Süden.

Ueber Ludwig sprechen wir, wenn mir die Freude wird, Sie zu sehen. Ich bin der Meinung, daß jetzt von den Schillervereinen etwas geschehen wird. Vor 14 Tagen sprach ich ihn auf kurze Zeit, er war so frisch, als ihm seine Krankheit erlaubt.

Mit den Fabiern wird es in Dresden vor sich gehn. Wie Lüttichau sagt, weil der König die Aufführung wünsche. Sie haben dort bereits Leseprobe gehalten. Winger Consul, Davison Marcus, Quanter Spurius, Porth alter Fabius. Ich habe ihnen noch einiges gestrichen, Davison betreibt dort in seiner Art das Einstudiren, vor einigen Tagen kam die Nachricht, daß sie's den 10ten März geben wollen. Da es nicht möglich war, in Karlsruhe den Anfang zu machen, so ist mir Dresden doch noch lieber als ein anderes Theater. Freilich die Freude verliere ich, mit Ihnen die erste Aufführung durchmachen zu können. Und dabei hübsch zu profitiren. Ich hatte fast darauf gehofft und nirgend hin verandt. Da kam, wie ich Ihnen wahrscheinlich schon geschrieben, im Ende vorigen Jahres ein Brief von Babs¹ und Davison, worin das zugerichtete Stück verlangt wurde. Daß glaubte ich nicht verweigern zu dürfen.

Dieser Brief sollte Ihnen nur Notizen und meinen innigen Dank für Ihre neue Sorge senden. Ueber die einzelnen Aenderungen, an die ich sogleich gehe, in den nächsten Tagen. Und nochmals Dank von
Ihrem treuen Freitag.

Leipzig, 10. Februar 60.

Am 16. Februar 1860 schrieb Devrient selbst an Davison in Dresden:

... Daß Sie mit der Aufführung der Fabier vorangehen, gönne ich Ihnen nicht, um aufrichtig zu sein. Ich hätte die Ehre des Vortrittes gern gehabt und wäre längst damit heraus, wenn mir der Tod nicht den Consul aus unserm Personal geholt hätte. Bestes Gelingen für alle Sorgfalt, die das Prachtwerk fordern wird. Ich habe Freitag neuerdings noch Abkürzungen vorgeschlagen, helfen Sie ihn zur Annahme zu bewegen.²

Am 23. Februar 1860 schrieb Freitag an Devrient:

Lieber Freund!

Nur wenige Zeilen. Ihre Striche adoptire ich dankbar, Ihre Aenderungsvorschläge

in specie V. Akt, Beschaffung des 2ten Schlachtberichtes, Abgang des Marcus und Konjuls, sowie Dableiben des Quintus jun. wälze ich herum und werde in den nächsten Tagen Ihnen die Remedur senden. ...

Auf einer Reise im März d. J. sah Devrient den Freund. Auch mit Otto Ludwig traf er zusammen.

Devrient an Freitag.

Karlsruhe 18/4 60.

Es war sehr hübsch, mein lieber Freund, daß wir uns auf den Schienen wiedersehen, aber zu besprechen war nichts, was uns allein anging. Also Fabier und kein Ende. In Dresden haben sie die Aufführung viel mehr verhudelt, als zu Ihrer Wahrnehmung gekommen ist. Selbst nach Aussagen von Davisons eifrigsten Anhängern war er als Marcus abscheulich und hat dem großen Publicum einen ganz falschen Gesichtspunkt für das Stück gegeben. Das muß man suchen besser zu machen. Man behauptet, die Vorstellung sei noch zu lang gewesen, Sie selbst waren der Meinung. Hatten Sie denn alle meine nachträglichen Abkürzungen adoptirt? Man hat über Monotonie in der scenischen Einrichtung durch die stete Sichtbarkeit der Erhöhung geklagt, darin kann man Recht haben. Ich glaube, es wird zweckmäßig sein, sie aus dem Atrium zu entfernen, wo sie nicht natürlich und für das Spiel der Personen nicht nothwendig sind. Endlich möchte ich Ihnen ein langes Gespräch zu referiren im Stande sein, daß ich mit Ludwig über die Fabier gehabt. Er giebt dem Gedichte seine Krone aus vollem Herzen, aber seine Ausstellungen waren ebenso scharfsinnig und durchgeföhlt als sein Lob und gaben meinem Wunsche für den Schluß wieder neuen Stachel und neue Kraft und Berechtigung, aus einer neuen Begründung. Er findet, daß das Drama zu verschiedene und starke Interessen anrege, es seien der tragischen Geschehnisse, welche unsern Antheil fordern, zu viele. Damit machte er mir auf einmal ein dunkles Gefühl klar, das mir, neben meinen anderen Gründen gegen den Tod des jungen Landmanns, immer noch unausgesprochen zurückblieb. Und dieß Gefühl ist von großer Wichtigkeit für

¹ Sekretär des Hoftheaters, Hofrat Dr. Zul. Babs.

² Den Brief hat Davison an Freitag geschickt. Er fand sich im Fabier-Fascikel des Nachlasses.

den Totaleindruck des Gedichtes. Nicht allein, daß ich die tragische Verschuldung, welche Sie aus Ihrer Ansicht dem Jüngling auffinden, entweder gar nicht oder als zu gesucht nur anerkennen kann und bisher alle Stimmen darüber auf meiner Seite gefunden habe, so ist es auch für die Oekonomie der Wirkungen nicht wohlgethan, das junge Paar gewaltsam in das tragische Geschick zu stürzen, während der Ausgang ihres Zusammenhanges mit dem finstern Schicksale der Fabier gerade die ewig-junge Menschheit repräsentiren soll, der zuletzt alle Frevel und aller Untergang zum Segen gereichen soll. Ich habe dies Argument schon früher gegen Sie geltend gemacht, aber nur als ein Moment des Gefühles und der höheren Weltanschauung, jetzt aber vertrete ich damit die Ausstellung eines Fehlers der Wirkungsökonomie, eines der wichtigsten Dinge in der Dramatik. Der Untergang der Fabier ist in seiner Größe nothwendig, wir sympathisiren vollständig damit, er erhebt uns. Der Untergang des Liebesglückes daneben stört die große berechtigte Wirkung in dem Hauptgeschehniß, daß die Tragödie darstellt, ist entschieden gegen unsere Sympathie, stößt auf Zweifel und Widerstreit in uns und verschuldet den Mangel an reinem Eindruck des Totalen, dem ich nur zu oft begegne. Das große, strenge und finstern dargestellte Geschick bedarf eines leuchtenden Reflexes auf die überdauernde Welt, eines erlösenden Resultates, um uns zu befriedigen. Ich darf Ihnen nicht verschweigen, daß Ihre Gründe, die Familie Spurius schuldig zu finden, mir immer kleiner und enger erscheinen und eine Art von staatsrechtlichem Anstrich tragen, der sich poetisch wenig bequemen will. Wollten Sie doch nur hier, bevor Sie die neue Ausgabe hervortreten lassen, bei der Auführung Ende August oder Anfangs September einen Versuch nach meinem Vorschlage machen, Sie können ja dann selbst über die Zulässigkeit urtheilen. Dies für heute in mitten meiner Directionsconfusion, die ich vor-

gefunden, mit angelegentlichster Empfehlung Ihrer verehrten Gattin und herzlichsten Grüßen für Dr. Schmidt.

Der Ihrige Eduard Devrient.

Freytag an Devrient.

Mein lieber Freund!

Dies ist keine Antwort auf Ihren treuen gütigen Brief, sondern nur ein Gruß und das Exemplar der Dresdner 2ten Vorstellung. Sie werden finden, was zu viel gestrichen und was verwischt ist: Act IV. Und doch hats noch 3¼ Stunde bei nicht langsamem Tempo gedauert. Die „Person“ der Fabier, Chorus, war ganz geschwunden, Consul am besten; Davison war nicht schlecht und nicht gut, er war keine Persönlichkeit, aber sprach mehrere Hauptstellen sehr eindringlich. Daran geht er mit schnellem Schritt zu Grunde, es ist keine Einheit mehr in seinen neuen Rollen, in den alten freilich auch nur zum Theil und unvollständig.

Ihre Aenderungsvoor schläge wälze ich brummig immer fort unter lautem Schrei meines Gewissens in mir herum. Ich werde dem Teilius doch nicht das Leben schenken können, er thut mir leid und der vielleicht davon abhängende Erfolg auch, aber es giebt ein verdamntes Gefnurr in dem Zwinger meines Herzens, über das ich nicht wegkomme. Wollen Sie's in Karlsruhe menschlicher mit ihm machen, so habe ich nichts dagegen, es soll mich freuen, wenn Ihnen eine Kluge — ich sage mit Bescheidenheit: weise — Regieerfindung ein fröhlicheres Ende möglich macht, so setzen Sie gütig, nachsichtig, in bewährter Treue immerhin das wedelnde Schwänzchen an mein ungesälliges Bulldoggstück. Ich selber bin noch nicht capabel, ich schelte mich, ich ermahne mich, ich streiche mich, aber ich bleibe tückisch.

Bleiben Sie aber hold

Ihrem treuen Freytag.

Leipzig, 3. Mai 60.

(Fortsetzung folgt.)





Vormund wurde der gewissenlose Onkel, Karl, Herzog von Södermanland, der Freund der Geisterseher, von dem man glaubte, er habe die Hand in Bruderblut getaucht. Der junge Fürst, der mit Vollendung des achtzehnten Lebensjahres am 1. November 1796 die Regierung selbst antrat, war von ungewöhnlicher Herzensgüte und Herzensreinheit, wahrheitsliebend, treu, zuverlässig; er entbehrte aber, vom Oheim schlecht beraten, jeder politischen Klugheit, handelte eigenmächtig und eigensinnig, dem Abenteuerlichen nicht abhold, betonte gern die absolute Machtsfülle, die ihm von den Ahnen überkommen sei, wurde ein Starrkopf, und sein legitimistischer Stolz artete in unbeugsamen Trotz aus. Seine streng protestantische Gesinnung feierte den höchsten Triumph, als er die geliebte Braut, die Großfürstin Alexandra Pawlowna, im letzten Augenblick vor dem Throne Katharinas II. und angesichts des ganzen Kaiserhofs lieber aufgab, als ihr die Beibehaltung der griechischen Religion im Schweden des Reformationkönigs zu gestatten: damals verließ er urplötzlich, alle Unterhandlungen abbrechend, die russische Residenz, und Katharina traf der erste Schlaganfall. Die steten Eingriffe Großbritanniens in den Seehandel der neutralen Staaten führten aber unter Kaiser Paul Gustav IV. Adolph zur Erneuerung des 1780 geschlossenen Bundes der bewaffneten Neutralität mit Rußland, Preußen und Dänemark. Die Spitze seiner Politik kehrte sich, je mehr die Revolution in Frankreich sich in der Person Napoleon Bonapartes ausbreitete, gegen diesen; mystisch angehaucht, sah er in dem verkörperten Realisten das Tier der Apokalypse, während die französische Presse ihn mit Schmähungen überhäufte und zum Don Quixote der Legitimität verzerrte. Er machte mit Großbritannien Frieden, 1804 sogar ein Bündnis und trat 1805 der Koalition gegen Frankreich mit zwölftausend Mann bei. Als der Herzog von Enghien auf deutschem Boden aufgehoben und nach Frankreich geschleppt ward, um in Vincennes nach dem Spruche eines Scheingerichts erschossen zu werden, suchte der König von Schweden zu intervenieren, was Talleyrand zu einer derben Abweisung veranlaßte, aber unbefümmert

darum protestierte Gustav Adolph mutig am Regensburger Reichstage gegen den unerhörten Frevel; er war damals gerade in Karlsruhe bei den Verwandten: am 31. Oktober 1797 hatte er ja die liebreizende Prinzessin Friederike von Baden, die Enkelin des badischen Kurfürsten, heimgeführt. Er wies nun den französischen Gesandten aus, legte mit seinem Hofe Trauer an, und als der König von Preußen dem mit Enghiens Blut besprigten Kaiser Napoleon den Schwarzen Adlerorden schickte, sandte er im April 1805 die ihm verliehene Dekoration mit den Worten zurück, er erkenne in Bonaparte und seinesgleichen nicht die Würde des Rittertums; den gleichen Schritt that er im November 1807 mit dem St. Andreas-Orden gegenüber Kaiser Alexander I. Im Januar 1806 trat er für Pommern aus dem Deutschen Reiche aus, da „einzig Usurpation und Egoismus die Entschlüsse des Reichstags beeinflussten“, und erklärte offen in einer Note an den Reichstag: „Es ist eine Zeit, in der man die Sprache der Ehre nicht reden soll und in der man noch weniger ihren Gesetzen folgen darf, wenn man Gehör verlangt.“

Ein 1808 mit Rußland begonnener Krieg, der Schweden Finnland kostete, vermehrte die wachsende Mißstimmung der Nation mit dem ritterlichen, aber unglücklichen Fürsten; Adel und Heer zumal erstrebten eine Umwälzung, der Oheim hatte wohl auch wider die Hände mit im Spiele, die gegen Norwegen bestimmten Truppen rückten im März 1809 in Stockholm ein, ihre Generale verhafteten den Monarchen am 13. März „im Namen der Nation“, nahmen ihm den Degen ab und führten ihn nach Schloß Drottningholm, dann nach Gripsholm. Hier entsetzte er am 29. März der Krone. Hiermit war aber die Revolutionspartei nicht zufrieden, sie verwarf die Abdankung, und der Reichstag erklärte Gustav Adolph und seine Nachkommen am 10. Mai des Thrones auf ewig verlustig. Der Oheim, seit dem Schreckenstage des 13. März Reichsverweiger, willigte in die schmähslichsten Bedingungen ein, beraubte Neffen und Großneffen ihrer Rechte, beschwor eine die Krone zu Gunsten des Adels einengende Verfassung und wurde als Karl XIII. König. Gustav Adolph lehnte verachtungsvoll jede Unterstützung ab,

die ihm der Usurpator anbot, nahm auch die ihm von der Regierung ausgesetzte Pension niemals an und verließ im Dezember 1809 Gripsholm und sein undankbares Vaterland. Unter dem Namen eines „Grafen von Gottorp“ lebte er mit seiner Familie in Bruchsal bei der Mutter der Königin. Hier nun setzen meine Forschungen ein, die ich teilweise schon in Erwin Bauers „Nordischer Rundschau“ (Hebel 1884), in Naumers „Historischem Taschenbuch“ (Leipzig 1888) und in meinem letzten Werke „Bayern und Hessen 1799 bis 1816“ (Berlin 1900) veröffentlichte, größtenteils jedoch im vorigen Jahre dem königlichen Staatsarchiv zu Marburg (Akten des hessischen Ministeriums des Äußeren und des Hauses XXVI., 29, und Schweden. Kasseler Kabinettsakten 1766 bis 1820) entlehnte und hiermit zum erstenmal benutze.

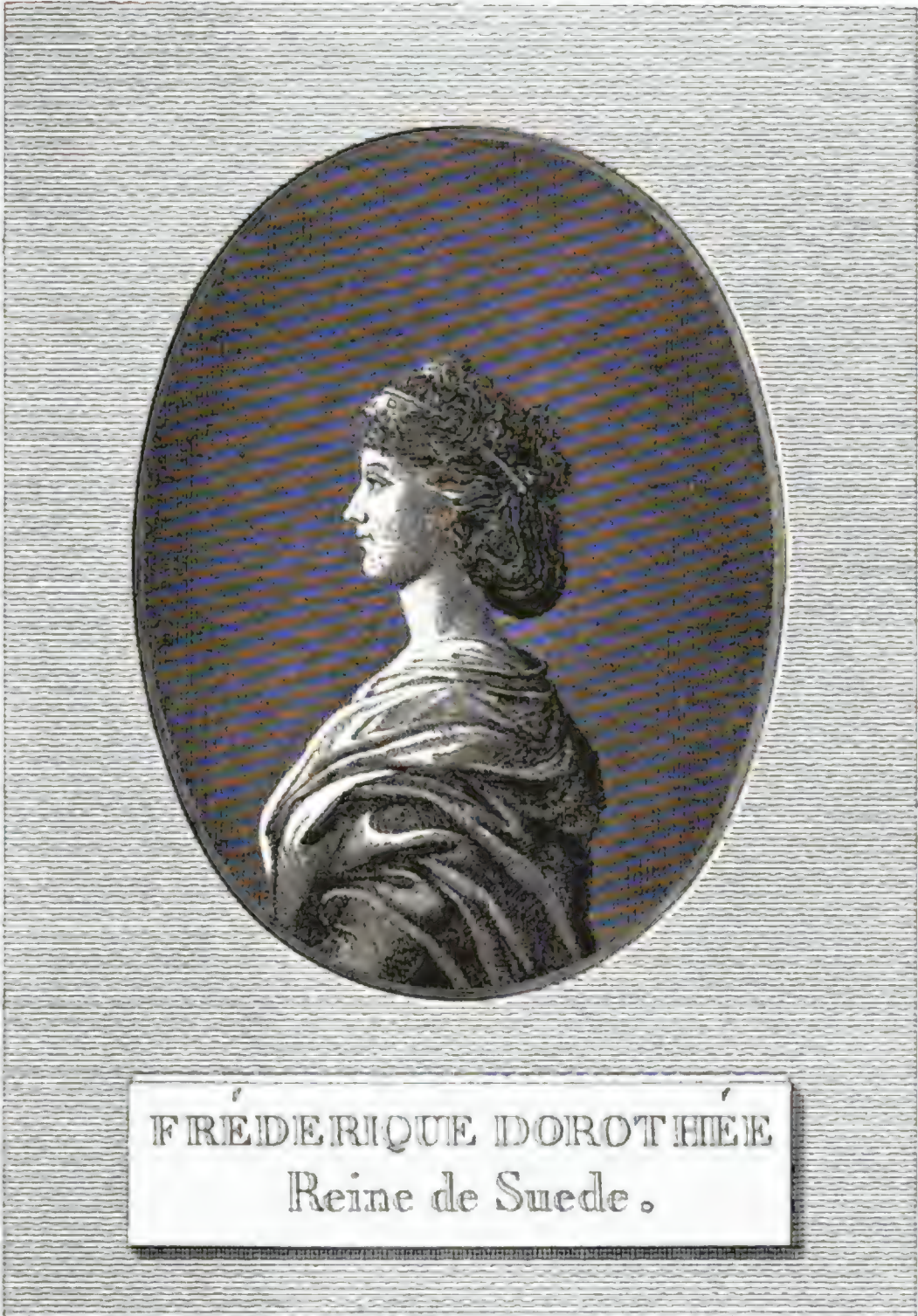
Mein Vetter, der kurhessische Hofrat Becker, sah den Entthronten im Januar 1810, als er, nur von einem Diener begleitet, auf dem Wege nach Bruchsal durch Kassel kam; der große magere Mann im blauen Überrock und mit den Reitstiefeln sah wie ein Offizier des ancien régime aus, das weißblonde Haar war zurückgestrichen, und das Gesicht mit der mächtigen Adlernase war todblaß. Anfänglich gedachte er sich in Meersburg am Bodensee niederzulassen, und auf die aus Karlsruhe an Napoleon ergangene Anfrage erfolgte denn auch bedingungslos die Erlaubnis: Napoleon erklärte, er kenne zwar Gustav Adolphs Meinung von ihm, erinnere sich aber jetzt nur seines Unglücks und erteile ihm gern Schutz. Von Meersburg ging Gustav Adolph sehr bald in die Schweiz, verließ sie aber urplötzlich und erschien unter dem durchsichtigen Inkognito eines Grafen von Gottorp im Sommer 1810 in Leipzig, von wo er einen Kurier an den schwedischen Gesandten in Berlin, Baron Taube, schickte; doch war seine Ungeduld so groß, daß er alsbald selbst über Wittenberg nach Berlin reiste und zum Entsetzen Taubes am Morgen des 3. August bei ihm abstieg. Der Reichstag in Örebro stand vor der Thür, auf dem der zukünftige König von Schweden gewählt werden sollte, und der Vertriebene wollte alles daran setzen, die Wahl auf seinen einzigen Sohn, den als Thronfolger geborenen Prinzen Gustav, lenken zu lassen.

König Friedrich Wilhelm III. war zu ängstlich und ihm wegen früherer politischer Händel zu abgeneigt, um ihn zu empfangen, obwohl er in Potsdam und auf der Pfaueninsel anklopfte, sandte jedoch seinen Bruder Wilhelm zu ihm. Prinz Wilhelm wie zuvor der Stadtkommandant fanden ihn im Gasthose über die Bibel gebeugt; freimütig setzte er dem Prinzen seinen Herzenswunsch auseinander, und am 4. August reiste er nach Wittenberg ab, in Berlin Bestürzung und Mißtrauen zurücklassend. Friedrich Wilhelm war fest entschlossen, ihm den Aufenthalt in Preußen niemals zu bewilligen, während man in Paris wenig Gewicht darauf legte, wo er lebte. Am 10. August traf er in Leipzig ein, obwohl ihm der zaghafte Taube abriet; seine Geldnot war derart, daß er sich vom Bankier Frege, bei dem er speiste, tausend Thaler borgte, mit denen er über Wörlitz und Preßsch nach Herrnhut reiste. Taubes Zurückhaltung fand in Stockholm das vollste Lob, dem Grafen von Gottorp hingegen gab man gar keine Antwort.

Was führte ihn nach Herrnhut? Der Freundlichkeit des Archivars der dortigen Brüder-Unität, Herrn A. Glitsch, verdanke ich den Aufschluß; er gab mir im März 1901 Details über Gustav Adolphs Beziehungen zu den Herrnhutern aus den Protokollen der Unitätsdirektion. Als der Verbannte im August 1810 in Herrnhut erschien, wollte er seinen Sohn dem in Groß-Hennersdorf bestehenden Brüderpädagogium für Adelige übergeben, die Direktion erwog aber die Frage reiflich und lehnte dann sein Anerbieten ab.

Von Herrnhut reiste er nach Leipzig zurück und lebte der Hoffnung, die Schweden würden brav genug sein und seinen Sohn zum Thronfolger wählen; er rief darum die Königin Friederike zu sich, damit sie sofort nach der Wahl des Sohnes mit demselben nach Schweden reise — da traf ihn die Nachricht, am 21. August sei der Marschall Bernadotte in Örebro zum Thronfolger gewählt worden, wie ein Donnerschlag. Die Königin war in Altenburg kaum bei ihm eingetroffen, so entließ er sein Gefolge, da er es nicht mehr bezahlen könne, und reiste, Friederike fünfundneunzig Louisdor zurücklassend, ohne sie vorher zu benachrichtigen, davon. Die preussische Regierung geriet von

neuem in Sorge, denn am 9. September sah man ihn in Berlin; er aber reiste der russischen Grenze zu. Ein preussischer Kommissär begleitete ihn auf Schritt und Tritt, hemmte seine Einschiffung nach England und folgte ihm bis an die Grenze. Alexander I. schrieb ihm nach Polangen, er sehe in ihm nur den Schwager, tilge aus seinem Gedächtnis alle Erinnerungen alten Zwists und stelle ihm frei, wo immer er in Rußland wolle, außer in St. Petersburg, zu leben oder sich unter russischem Schutz nach England zu begeben; er sandte ihm fünftausend Dukaten und zwanzig Dragoner unter seinem Adjutanten, dem General Grafen



FRIEDERIQUE DOROTHEE
Reine de Suede.

Friederike Dorothea Wilhelmine, Königin von Schweden, geb. Prinzessin von Baden, geb. 12. März 1781, gest. 25. September 1826.

Dzarrowski. Friederike folgte ihrem Gemahl nicht, wie man in Stockholm und Berlin befürchtete, sondern blieb mit dem Sohne und den Töchtern in Baden. Alexander veräumte übrigens nicht, Napoleon, den Freund, über seine Haltung gegen „den König Gustav“ offiziell zu unterrichten, und erhielt dafür freundlichen Dank; eigentlich war es auch Napoleon mit der Gleichgültigkeit wegen Gustavs nicht recht Ernst. Alexander schickte dem Schwager noch einige tausend Dukaten nach Riga, von wo derselbe am 22. Oktober nach England absegelte. Der

einzige Grund der Reise nach England war die Hebung der einst als König dort angelegten Gelder; man verweigerte ihm jedoch jezt, wo er kein König mehr sei, die Auszahlung; entrüstet verließ er England rasch wieder, lehnte das Anerbieten einer Pension ab und kehrte nach dem Kontinente zurück, nach wie vor jede Pension von Schweden ausschlagend. Von der großen Politik hielt er sich so fern, daß Napoleon Befehl gab, ihn beliebig hin und her reisen zu lassen. Von einem dänischen Offizier begleitet, berührte der Graf von Gottorp im Septem-

ber 1811 Kassel wieder auf dem Wege von Holstein nach der Schweiz; während des Pferdewechsels trat er bei dem an Jérômes Hof beglaubigten dänischen Gesandten Baron Selby ein, den er von Stockholm her kannte, und sagte, es sei seine Schuldigkeit, daß er als Unterthan des Königs von Dänemark, wie er sich gern nannte, dessen Gesandten bitte, ihn seinem königlichen Vetter Friedrich VI. zu Füßen zu legen und ihm für die Güte zu danken, mit der er ihn in Holstein aufgenommen habe; er reiste von Tönningen in offener Kalesche bis Hamburg mit dänischem, von da mit französischem Passe. Eine gewisse Resignation lag auf seinen Zügen, als er zu Selby äußerte: „Sie sehen in mir einen fahrenden Ritter, der kein Vaterland mehr hat und Asyl sucht.“ Er beklagte sich über Schweden und England, sprach mit Achtung von Bernadotte, ohne ihn als Kronprinzen zu bezeichnen, und lehnte das Prädicat „Majestät“ für sich ab, als Selby ihn so anredete; er bat, ihn nur Graf zu nennen, sprach aber von Friederike stets als „die Königin“. Als ihn Frau von Selby fragte, ob er zu Frau und Kindern nach Karlsruhe gehen würde, sagte er nein, weil er ihnen nichts Gutes melden könne; er wolle nach Basel fahren, wohin er den Weg auf einer Karte suchte, und wolle in der Schweiz, von aller Welt vergessen, in Ruhe seine Tage beschließen. Der Postmeister wollte ihm anstatt drei vier Pferde anspannen, er ließ es aber durch Selby ablehnen, weil er die Kosten scheuen müsse und nur von seinem Privatbesitz lebe. Nach anderthalb Stunden schied er von der tiefbewegten Familie, die ihrer Nührung laum Meister blieb; in jedem Bolle König!

Im Oktober 1811 hörte man, Gustav Adolph habe seiner Gemahlin eine Scheidungsakte zugesendet. Die Königin weigerte sich, hierauf einzugehen, Gustav Adolph aber bestand auf seinem Vorsatze und stellte am 24. Januar 1812 in Basel vor L. Schmid, Notar und Licentiat der Rechte, eine von ihm, dem Schweizer Bundesobersten Nikolaus Burcard und dem Postdirektor G. Gemuseus (als Zeugen) unterfertigte Akte aus, die Spittler, ein Schweizer Offizier, Friederike am 28. d. M. überbrachte. Nun willigte die Königin am 12. Februar ein. Hören wir ihre ergreifenden Worte!

[Französisch.]

Wir, die Königin Friederike Dorothea Wilhelmine, geborene Prinzessin von Baden, erklären durch Gegenwärtiges in Gegenwart Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs von Baden, Unseres teuersten und liebsten Bruders, wie in Gegenwart Seiner Durchlaucht, des Markgrafen Friedrich von Baden, Unseres teuersten und liebsten Onkels, die Beide mit Uns gemeinsam diese Akte unterzeichnet haben, daß nach den wiederholten Bitten, die an Uns, sowohl direkt an Uns wie an Unsere teuerste und liebste Frau Mutter, Ihre Durchlaucht die Frau Markgräfin von Baden, durch Herrn Gustav Adolph Grafen von Gottorp dahin gerichtet worden sind, von Uns die Scheidung zu fordern, ohne jedoch diese Bitte durch irgend einen reellen Grund oder Ursache zu motivieren, Wir, geleitet durch die Gefühle unverbrüchlicher Zuneigung, die Uns jederzeit verknüpft hat und die selbst in diesem traurigen Augenblicke noch Uns mit der Person des Herrn Grafen von Gottorp verknüpft, Uns bisher standhaft geweigert haben, einem ebenso peinlichen wie Unserer Denkart wenig entsprechenden Vorschlage beizupflichten.

Da jedoch Unsere Zuneigung an die Person des Herrn Grafen von Gottorp zu rein und zu wirklich ist, um Ihm nicht alle Opfer zu bringen, welche, wenn sie selbst Unser Glück zerstören, zu Seinem Glücke und zu Seiner Zufriedenheit beitragen können, so erklären Wir nun in Gegenwart oben erwähnter Zeugen, daß nach der Akte, welche der Herr Graf von Gottorp in Basel unter dem 24. Januar 1812 vor Herrn Schmidt (sic), Notar und Licentiat der Rechte, gemacht hat und die sowohl vom Herrn Grafen von Gottorp selbst wie von den Herren Burcard, schweizerischem Bundesoberst, und Gemuseus, Postdirektor, als Zeugen unterzeichnet worden ist und die Uns unter dem Datum des 28. Januar 1812 von Herrn Spittler, schweizerischem Offizier, überbracht worden ist, durch welche Akte der Herr Graf von Gottorp Uns die Scheidung feierlich erklärt — Wir Uns Seiner Bitte nicht widersehen, indem Wir Ihm die Freiheit lassen, in Zukunft zu thun, was Er will, dies alles jedoch unter der einen und einzigen Bedingung, daß nämlich der Herr

Graf von Gottorp Unserem Mandatar, den Wir, um Ihm diese Akte zu übermitteln, nach Basel senden, im Austausch eine andere Akte übermittelt, welche notariell gemacht und vom Herrn Grafen von Gottorp selbst wie von Zeugen unterzeichnet ist, durch die Er Uns die Leitung der Erziehung Unserer Kinder anheim giebt und auf jeden Schritt verzichtet, der darauf abzielen könnte, sie von Unserer Person zu trennen.

So in Karlsruhe doppelt gegeben am 12. Februar 1812.

(L. S.) Friederike Dorothea Wilhelmine.

(L. S.) Karl m. p.

(L. S.) Friedrich, Markgraf von Baden.

Am 17. Februar erfolgte in Basel die Scheidung durch folgende Akte, die Friederike die Erziehung ihrer Kinder zusprach.

[Französisch.]

Im Jahre 1812, am 17. Februar, um elf morgens, haben wir, die erforderlichen Zeugen und Notar,

nämlich seitens des Herrn Barons von Verdheim,* geheimen Rates Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs von Baden und Obersthofmeisters Ihrer Durchlaucht der Frau Markgräfin von Baden, Herr Groos, badischer geheimer Legationsrat, und Herr Dagobert Ohjendörfer, Distriktspräsident in Basel,

und seitens des Herrn Grafen von Gottorp Herr Nikolaus Burcard, schweizer Bundesoberst, und Herr Peter Gemuseus, Postdirektor, alle beide Baseler Bürger, wir uns mit ihnen in dem zu den Beratungen des Schweizer Landtags bestimmten Saale in der Post dieser Stadt vereinigt, wo Herr Baron von Verdheim, der in der Eigenschaft als Mandatar Ihrer Majestät der Königin Friederike Dorothea Wilhelmine da war, das Wort ergriffen und folgendes gesagt hat:

„er sei von Ihrer Majestät der Königin Friederike Dorothea Wilhelmine entsandt, um dem Herrn Grafen von Gottorp eine Akte zu übermitteln, durch die Ihre Majestät die Königin Sich dem Wunsche nach der Scheidung nicht widersezt, den Ihr der Herr Graf von Gottorp durch Akte

vom 24. Januar 1812 erklärt hat und der Ihrer Majestät der Königin unter dem Datum des 28. Januar d. J. signifiziert worden ist.“

Nachdem Herr Baron von Verdheim besagte Akte mit lauter Stimme verlesen, hat der Herr Graf von Gottorp das Wort ergriffen und folgendes gesagt:

„seit ziemlich lange schon seiner Einkünfte, die er aus Schweden zog, beraubt, indem er infolge der Umstände darauf freiwillig verzichtet habe, sei er nicht in der Lage, die Sorge für die Erziehung seiner Kinder beanspruchen zu können, und darum habe er nichts gegen den Vorschlag Ihrer Majestät der Königin einzuwenden, doch mache er die Bedingung, daß die Erziehung der Kinder der Religion, in der sie geboren seien, dem Range, den sie in dieser Welt einnehmen, und den Pflichten, die sie eines Tages erfüllen sollen, analog sei.“

Hierauf antwortete Herr Baron von Verdheim: „Diese Bedingungen werden gewissenhaft beobachtet werden.“

Über diese Fakta und Erklärungen haben wir gegenwärtiges Protokoll entworfen, es ist doppelt ausgefertigt, die requirierenden Parteien und wir Requierirte haben es unter Beifügung unserer Wappen oder Petschaste und des notariellen Siegels unterzeichnet, und eines der Exemplare, dem das Original der Erklärung Ihrer Majestät der Königin Friederike Dorothea Wilhelmine beigelegt und angeheftet ist, wurde dem Herrn Grafen von Gottorp, das andere, begleitet von einer authentischen Kopie besagter Erklärung, dem Herrn Baron von Verdheim in seiner Eigenschaft als Mandatar Ihrer Majestät der Königin Friederike Dorothea Wilhelmine übergeben.

So geschehen in Basel, d. 17. Februar 1812.

(L. S.) Gustav Adolph m. p.

Graf von Gottorp. †

(L. S.) Karl Christian Baron von Verdheim, geheimer Rat Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs von Baden und Obersthofmeister Ihrer Durchlaucht der Frau Markgräfin von Baden.

(L. S.) Nikolaus Burcard, schweizer Bundesoberst, als Zeuge.

* Starb am 1. März 1849.

- (L. S.) P. Gemuseus, Postdirektor, als Zeuge.
 (L. S.) Georg Emanuel Groos, geheimer Legationsrat Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs von Baden, als Zeuge.
 (L. S.) Dagobert Ohlendorff (sic), Distriktspräfekt zu Basel.
 (Notarsiegel.) F. Schmid, Vicentiat der Rechte und Notar m. p.

Gustav Adolph hatte schon im Oktober 1811 seinen Kindern und seiner Gemahlin seinen ganzen Besitz in Schweden unter der Bedingung abgetreten, daß sie keinen Anspruch auf seine weitere Habe und etwaige Erwerbungen machen dürften. Er wollte von ihnen ganz frei sein — um wieder heiraten zu können! Der darmstädtsche Gesandte am Hofe Jérômes, Baron Morainville, meldete diese Absicht am 25. April aus Kassel dem Großherzoge Ludwig I., dessen Schwiegertochter die Schwester Friederikens war und der darum an allen Schritten des Sonderlings lebhaften Anteil nahm. Sich stets als dänischer Unterthan ansehend, erschien „der Graf von Gottorp“ am 1. Mai bei dem dänischen Geschäftsträger in Wien, ließ sich als Verwandter und Unterthan Friedrichs VI. anmelden und verlangte Quartier. Graf Lewenhaupt suchte ihn vergebens los zu werden, nannte sein Haus zu bescheiden u., der Souverän a. D. aber wich nicht und beschlagnahmte ein Zimmer. Mit Lewenhaupt ging er viel spazieren und fiel mit seinem ungeheuren Dreispiße im Prater auf, wo alle Welt, auch die Erzherzoge, mit runden Hüften promenierten. Er schickte von Wien einen Diener nach Dänemark, um aus Geldnot Friedrich VI. den Rest seiner Brillanten, darunter einen Solitär im Werte von 40 000 Thalern, gegen eine lebenslängliche Rente anzubieten, Friedrich aber lehnte zu seiner Bestürzung ab. Und trotzdem ging der königliche Bettler auf Freiersfüßen. Am 9. Mai reiste er von Wien nach Herrnhut, um sich eine Braut zu holen. Er sprach diesen Wunsch der Gräfin Charlotte Sophie von Einsiedel,* der Vorsteherin des ledigen

Schwesternhauses in Herrnhut, aus; irrigerweise hat man sie für die Auserkorene gehalten, sie sollte ihm nur durch ihre Verbindungen in hohen Kreisen zu einer Braut verhelfen.

Denselben Wunsch sprach er dem Bischof Cunow, dem Präses der Direktion der Brüder-Unität in Berthelsdorf, aus. Zunächst aber erklärte er Cunow im Mai 1812, er wolle Mitglied der Brüdergemeinde werden und als geschieden sein Leben in Stille verbringen, denn er wünsche vor allem religiöse Erbauung. Man entgegnete ihm, man sei bei seiner Lage außer Stande, ihm diesen Wunsch zu erfüllen; wolle er jedoch, ohne Mitglied der Brüdergemeinde zu sein, als Freund an ihren religiösen Versammlungen teilnehmen, so sei es ratsam, wenn er sich in einer kleinen Stadt niederlasse, bei der sich ein Bruderhaus befinde, wie z. B. in Neuwied; man wolle ihn den dortigen Brüdern warm empfehlen, damit er an ihrem Gottesdienste teilnehmen dürfe. Dies schien ihm zu behagen, doch kam es anders.

Der Bischof Cunow meldete am 20. Mai der Direktion, der Graf habe bei ihm und bei der Gräfin Einsiedel die dringende Vorstellung gemacht, ihm eine Schwester aus der Brüdergemeinde zur Heirat vorschlagen zu wollen, da er selbst ratlos und ohne Bekanntschaften sei. Sehr bestimmt bedeuteten ihm sowohl der Bischof wie die Gräfin, sie wüßten keine für ihn passende Schwester. Als er dann wünschte, einen Ort oder eine Familie namhaft gemacht zu sehen, wohin er sich wenden könnte, war man ihm hierbei nicht behilflich, sondern wies ihn an den bekannten Hofrat Jung-Stilling, der ihm bei seiner Bekanntschaft mit weiteren religiösen Kreisen vielleicht Auskunft geben könnte, doch wollte der Graf von Gottorp hiervon nichts wissen. Unterdessen stellte ihm die Direktion am 14. Mai eine schriftliche Erklärung zu, die ihr Bedauern, seinem Wunsche nicht entsprechen zu können, aussprach und auf ihre Grundsätze und Überzeugungen als Hindernis, ihm irgendwie behilflich sein zu können, hinwies; sie hob hervor, sie enthalte sich zwar eines Urteils darüber, daß er trotz des ihm auf sein Verlangen erteilten Gutachtens der Direktion die Scheidung vollzogen habe, hingegen würde

* Geboren am 12. November 1769, Schwester des späteren königlich sächsischen Oberschenken Grafen Heinrich, verstorben in Herrnhut am 3. April 1855.



Spornstreichs verließ Gustav Adolph Herrnhut und stieg bald darauf — er liebte ja solche Überfälle — am 23. Juni um zwei Uhr nachts bei Graf Luckner, dem dänischen Geschäftsträger in Dresden, ab, ging nach Teplitz, reiste zwischen Teplitz, Wien und Dresden hin und her und wollte nach Jerusalem, um sich dort zu etablieren; tatsächlich hat er diese Reise im Jahre 1815 von Basel aus angetreten, ist aber schon in Morea umgekehrt.

Als „Prinz von Holstein“ kam der Ruhe-lose am 30. Juni 1813 in Kassel an und siedelte am 1. Juli aus dem Hotel zu Selby über, wozu ihn der Gesandte aufgefordert; er wartete auf Erlaubnis, nach Dänemark zu gehen. Jérômes Minister, die Grafen Siméon und Fürstenstein, warteten ihm sofort auf, er erwiderte ihre Besuche, ging aber sonst nur ins Theater oder spazieren, sehr einfach gekleidet, jedoch stets gestiefelt und gespornt. Fürstenstein übermittelte ihm die Teilnahme, welche König Jérôme an ihm nehme, und die Bereitwilligkeit, ihm Erleichterung, Geldhilfe u. zu bieten; er lehnte gerührt alles ab. Jérôme, der wirklich an ihm Anteil nahm, unterhielt sich lange über ihn mit der Baronin Selby, tadelte bitter seine Scheidung und begriff nicht, daß er auf den unverlierbaren Titel „Majestät“ verzichtet habe. Als Selby es wagte, dem Prinzen von Holstein zur Wiedervereinigung mit Friederike zu raten, wurde dieser ärgerlich, sagte, er habe gute Gründe zur Scheidung gehabt, die unwiderrüflich sei, und tadelte den badischen Hof. Er sah leidend aus, war zerstreut, in sich gekehrt, launenhaft, suchte aber allmählich etwas Gesellschaft, trank jeden Abend bei Frau von Selby den Thee und sprach mit, wenn andere da waren, besuchte auch ein Fest des ihm seit lange bekannten österreichischen Gesandten Baron Schall. Er wußte jeden zu bezauern, erzählte mit Grazie witzige Anekdoten und sagte einmal beim Schachspiele zu Morainville: die einzige Erholung seines Vorfahren Karls XII. sei das Schach gewesen, wobei er aber stets König und Königin vertauscht und die Königin matt gesetzt habe, weil dem Könige nur irrig eine so subalterne Rolle hinter der Königin zufalle. Er sprach von Schweden, von seinem Unglücke, gern

von Kaiser Paul, selten von Alexander I., in dem er einen lieblosen Sohn sah. Eine unwillkürliche Wehmut beschlich die Menschen, wenn er plötzlich im Theater, oder wo es sonst war, in Träumerei versank und zu weinen anfang. Von seiner Einfachheit und Wahrheitsliebe entzückt, schrieb Morainville nach Darmstadt: „Der Strohstuhl, auf dem dieser Fürst so bescheiden sitzt, dünkt mir ein Thron. Er flößt mir einen heiligen Respekt ein.“ Friedrich VI. lud Gustav Adolph trotz aller Briefe nicht ein, sich in Holstein, dem Stammlande seines Hauses, niederzulassen, und der Unglückliche schickte nun auch ihm den Elefantenorden zurück. Er ging nach Frankfurt, wo ihn sein Sohn Gustav, von Bruchsal kommend, besuchte; das Wiedersehen der beiden war ergreifend; nach der Abreise des Sohnes schloß der Vater sich ein und stöhnte laut auf.

Während der Kongreß in Wien tagte, ließ Gustav Adolph eine Note überreichen, in der er die Rechte seines Sohnes auf den schwedischen Thron betonte, und der restaurierte Ludwig XVIII., der in Erinnerung an sein Asyl in Schweden (1804 und 1807)* am 21. Oktober 1814 an Talleyrand geschrieben hatte: „Meine Thür wird niemals jemandem verschlossen sein, der mir die seine geöffnet hat,“ fragte im Januar 1815 bei Talleyrand in Wien an, ob denn der Entthronte überhaupt jemals für seinen Sohn habe auf den Thron verzichten können.

Am 9. Mai 1814 erklärte Gustav Adolph als „Herzog von Holstein-Gutin“ in Weinheim vor dem badischen Staatsminister Freiherrn von Berckheim und den als Zeugen gezogenen Freiherrn von Ompteda und Generalsekretär Büchler, sein Sohn, „Seine Königliche Hoheit der Prinz Gustav von Holstein-Gottorp“, solle mit siebenzehn Jahren mündig gesprochen werden. Niemand protestierte dagegen, und Gustav Adolph erwartete nun, daß sich der Prinz zu ihm begeben, um sich bei ihm Rat zu holen; er wollte vor allem nicht, daß derselbe jemals nach Schweden reisen möchte. Am 9. Mai verzichtete er auch zu Gunsten seiner Kinder völlig auf die Erbschaft, die ihm durch den in Ulrik-

* Gustav Adolph hatte ihn auch 1811 im Exil zu Hartwell (England) besucht.

dahl am 21. August 1813 erfolgten Tod seiner Mutter, der Königin-Witwe Sophie Magdalena, zugefallen war. Seine geschiedene Gemahlin sollte alljährlich dem Vormundsamte der Stadt Frankfurt a. M. einen Rechenschaftsbericht über die Verwaltung dieser Erbschaft vorlegen und damit beweisen, daß durch Ersparnisse der Fonds für „die lieben Kinder“ erhöht werde. In aller Form erneuerte Gustav Adolph diese Erklärung am 23. Mai in Frankfurt a. M., was Omyteda und der Legationsrat Dr. Cämerer beglaubigten, und forderte, die Dienerschaft der Königin solle künftig die badische Livree tragen, „da Wir von Ihrer Majestät der Königin Friederike Dorothea Wilhelmine, früheren Königin von Schweden, gänzlich geschieden sind.“

Mit der Erziehung seiner Kinder war er im höchsten Grade unzufrieden. Dies bezeugen unter anderem seine Noten an den bevollmächtigten Minister Dänemarks am Bundestage, Baron Friedrich von Eyben (starb als Graf am 6. November 1825), vom 28. März, 17. April und 3. Mai 1817. Er beschuldigte die Königin Friederike geradezu, alle ihr durch die Scheidungsakten auferlegten Bedingungen umgestoßen zu haben. Die Bedingungen forderten eine Erziehung, analog der Religion, in der die Kinder geboren, dem Range, den sie in der Welt einnehmen, und den Pflichten, die sie einst erfüllen sollten. „Ihre Majestät die Königin, die Mutter Meiner Kinder, hat ohne Mein Wissen Meinem Sohne einen Erzieher gegeben, der calvinischer Religion und aus der Schweiz gebürtig ist, folglich zwei Verstöße Ihrer Majestät der Königin gegen den Wortlaut obiger Bedingungen: Religion und republikanische Herkunft des Erziehers. Ihre Majestät die Königin, die Mutter Meines Sohnes, hat Ihm mehr als einmal verboten, sich Mir vorzustellen, besonders zur Zeit Seiner Mündigwerdung, gegen die Seine Mutter ohne jede Berechtigung dazu protestierte, indem Sie Sich in ebenso verletzender wie den Rechten und Pflichten Meines Sohnes widersprechender Weise dagegen auflehnte. Dritter und vierter Verstoß gegen den Wortlaut obiger Bedingungen in dem Scheidungsbriefe, den Ich kraft der Scheidungsakte vom 24. Januar und 17. Fe-

bruar 1812 vom Karlsruher Konsistorium erhielt.“ Gustav Adolph hebt immer hervor, daß er vollberechtigt sei, den Zeitpunkt der Mündigkeit seines Sohnes zu bestimmen, denn er sei der Vater, und sein Sohn sei als sein Unterthan geboren; dem Konsistorium in Karlsruhe spricht er jedes Recht zur Einmischung in die Mündigkeitserklärung ab. Der Prinz weigerte sich, zu ihm zu kommen, und gab als Hauptgrund an, er habe seiner Mutter das Ehrenwort versprochen, jetzt keinerlei Verbindlichkeit oder Entschließung, welcher Art immer es sei, für Gegenwart oder Zukunft ohne ihre Einwilligung zu treffen. „Wenn Mein Sohn nicht mündig ist,“ so schreibt der Vater an Eyben, „so kann Er sich zu nichts Derartigem verpflichten; es zeigt aber, wie sehr Er von Seiner Mutter unterjocht worden ist.“ Die Königin erlaubte ihrem Sohne, den Vater nur vor Zeugen in Schwezingen zu sehen. Dies reizte den durch sein Unglück ohnehin verbitterten Vater aufs ärgste; er suchte durch den Prinzen Christian von Hessen-Darmstadt, dem er schon 1812 ein Rendezvous gegeben hatte, den Großonkel seines Sohnes von mütterlicher Seite, auf die Königin vermittelnd einzuwirken; er wollte den Sohn sehen und ihn mitnehmen, wenn er sich seinen Befehlen nicht fügte.

Im August 1816 tauchte Gustav Adolph plötzlich in Hanau auf; die Kurfürstin Wilhelmine von Hessen, Schwester König Christians VII. von Dänemark, war auch eine Schwester von Gustav Adolphs verstorbener Mutter, und er erwartete daher eine freundliche Aufnahme bei dem Kurfürsten Wilhelm I.; diese blieb völlig aus, und er apostrophierte daraufhin dem Onkel am 9. Oktober 1816:

„Mein Herr Onkel!

Ich gestehe, ich war nicht darauf gefaßt, Ihrerseits hier einen so kalten Empfang zu finden. Ich bin seit 11. August hier; ich habe meiner Frau Tante geschrieben, um Sie durch dieselbe von den Motiven meines Aufenthaltes in Ihren Staaten benachrichtigen zu lassen, und nichtsdestoweniger ließen Sie mir nicht das leiseste Zeichen von Rücksicht bekunden. Ich weiß sehr wohl, daß ich, unter dem Namen eines Grafen von Eutin

hier eingetroffen, niemals Ehrenbezeugungen hervorragenderer Natur erwarten durfte noch auch wollte; aber ich weiß auch, daß es Nuancen zu beobachten giebt, und ich weiß, man läßt sie nicht gern ohne Absicht beiseite. Ich weiß ferner, daß Sie, mein Herr Onkel, die Ehre haben, mit einer Prinzessin aus königlichem Hause vermählt zu sein, und daß ich durch diese in verwandtschaftlichen Beziehungen zu Ihnen stehe. Darum bin ich aber auch empfindlicher gegen diesen Mangel an Rücksicht und Aufmerksamkeit. Nehmen Sie diese aufrichtige Aussprache hin, mein Herr Onkel, und suchen Sie mir den Zweck eines solchen Verhaltens zu erklären.

Ich bin, mein Herr Onkel, mit Wert- schätzung

Ihr Nefse G. A. Gustafsson.“

Hanau, den 9. Oktober 1816.

Die Antwort des Kurfürsten war nicht zu finden. Ob er wohl überhaupt eine gegeben hat?

Um diese Zeit schrieb der Verbannte an seinen Sohn; der Brief ist bezeichnend für ihn, seine Stimmung und seine Verbitterung gegen Schweden.

„Mein Sohn!

Ich habe die Volljährigkeit Eurer Königlichen Hoheit auf den Zeitpunkt des 9. November d. J. bestimmt; es ist der Jahrestag Ihrer Geburt, an dem Sie siebenzehn Jahre vollenden.* Ich bin wohl der Erste, um zuzugeben, daß dieser Zeitpunkt frühzeitig sei, Ich habe Mich aber nach reiflicher Überlegung aus folgenden Gründen entschlossen. Eure Königliche Hoheit sind in Schweden als Thronerbe geboren worden. Die unglücklichen Ereignisse, welche die hauptsächlichste Ursache Ihres Ausschlusses vom schwedischen Thron gewesen, sind der Christenheit und Europa nur zu wohl bekannt. Wenn es über Meine Denkungsart Zweifel gegeben hat, so muß es natürlich noch mehr über die Handlungsweise Eurer Königlichen Hoheit bei Ihrer Mündigwerdung geben. Nach allem, was Mir und Meiner Familie geschah, und nach allen Ungerechtigkeiten,

welche der politische Verlauf dieser Welt Uns erdulden ließ, war es Meine Pflicht als Vater, alle in Meiner Macht stehende Ordnung zu schaffen; da aber das künftige Los Eurer Königlichen Hoheit nicht vor Ihrer Mündigkeit entschieden werden konnte, so mußte Ich für das Glück Eurer Königlichen Hoheit den Zeitpunkt der Mündigkeit beschleunigen, so viel Mir möglich war.

Eure Königliche Hoheit hätten durch Mich in Schweden mit siebenzehn bis achtzehn Jahren mündig erklärt werden können, um dort zu herrschen, und da es sich jetzt um Ihre Zukunft handelt, so mußte Ich diesen Termin wählen. Da dieser entscheidende Tag angebrochen, so habe Ich Eure Königliche Hoheit zu Mir gerufen, damit Eure Königliche Hoheit Sich wegen Ihrer Rechte an den schwedischen Thron feierlich erklären: bevor aber Eure Königliche Hoheit Ihre Erklärung abgeben, muß Ich pflichtgemäß Ihnen Meine Abdankungsalte verlesen und Ihnen dann als Ihr Vater Meinen Rat geben. Wenn Eure Königliche Hoheit dies gehört haben, so haben Sie das unbestreitbare Recht, Sich nach Ihrer Überzeugung und, was noch mehr bedeutet, nach Ihrem Gewissen auszusprechen.

Mein lieber Gustav! Sobald das schwedische Volk die heiligsten Bande feierlich brechen konnte, die es an Sie, Mein Sohn, knüpften und die Ihnen Ihre Rechte garantierten, wie sie sich im socialen Rechte aller civilisierten Staaten der Christenheit begründet finden, so haben gleicherweise Ihre Verpflichtungen, Mein Sohn, gegen das schwedische Volk aufgehört, welches Sie aus seinem Schoße feierlich verstoßen hat. Ich sage, feierlich hat das schwedische Volk diesen Akt begangen, weil die Stände des Königreichs Schweden angesichts des ganzen schwedischen Volkes jenes Urtheil zu fällen wagten und weil das Volk nicht nur durch stillschweigende Einwilligung, sondern auch durch den Grundsatz, daß die Mitglieder der Stände durch das Volk gewählt und mit seinen Vollmachten versehen werden, dem beigespflichtet hat. Dieser in seinen Grundsätzen verfassungswidrige Akt wurde also dergestalt in constitutionellster Weise bekräftigt. Welches Vertrauen können hiernach die Schweden Ihnen, Mein Sohn, einflößen, und wären sie selbst

* Geboren zu Stockholm am 9. November 1799.



mit dem schwedischen Volke zu beschäftigen. Mein Sohn! wenn Gott Ihr Leben während dieser Augenblicke des Sturmes und der politischen Erbitterung bewahrt hat, wenn Er Ihrem alten Großonkel Karl erlaubte, Sie aus dem Gefängnisse zu befreien, daß Sie mit Ihrem Vater, Ihrer Mutter und Ihren Schwestern teilten — o könnten Sie doch während Ihres ganzen Lebens die Güte Gottes erkennen, der vom zartesten Alter an stets über Uns wacht, indem Sie Ihm den Tribut Ihrer Dankbarkeit durch ein vernünftiges und Seinen Dekreten entsprechendes Verhalten, frei von jeder persönlichen Rache, abstaten. Erinnern Sie Sich zumal der Worte Jesu Christi, der da sagt: Suchet das Gute, und Ihr werdet es finden!

Mein Sohn! Ich glaube, es ist eine heilige Pflicht zu herrschen, wenn man durch Gottes Gnade dazu berufen wird; ich glaube aber nicht, daß man danach streben soll. — Ich bitte jetzt Eure Königliche Hoheit um Ihre definitive und feierliche Erklärung, ob Sie entschlossen sind, Ihren Rechten an den schwedischen Thron zu entsagen. Ja oder nein! möge Ihre Sprache den Charakter des Blutes tragen, dem Sie entstammen, einen Charakter, den Sie in der Folge in festester und loyalster Weise aufrecht erhalten sollen.

G. A. Gustafsson."

Am 9. November 1816.

Bald bestürmte Gustav Adolph die dänischen Diplomaten als „Unterthan“, was Eyben und seinen Sekretär am Bundestage, den Freiherrn von Pechlin, in Atem hielt, bald die badiſchen; der badiſche Legationsrat Wüchler hatte die strengsten Befehle von seinem Hofe, „ſich in keiner Weiſe in die Privatangelegenheiten Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Gustafsson zu miſchen“, und ließ ihm dies in aller Form durch Pechlin am 28. Mai 1817 auseinanderſetzen. Nun klammerte ſich Gustafsson, wie „der Graf von Gottorp“ ſich in letzterer Zeit mit Vorliebe nannte, an ſeinen Neffen in Kaſſel und wollte ihn gegen die Königin und ihren Bruder, den Großherzog Karl von Baden, auspielen. Ein Phantaſt durch und durch, der den gegebenen Verhältniſſen niemals

Rechnung trug, forderte er allen Ernstes vom Kurfürsten, ja vom Hanauer Stadtkommandanten, dem Oberſtleutnant Johann Heinrich von Bock, eine Armee, um den Sohn zu reklamieren. Er ſchrieb dem Kurfürsten am 25. und 26. Auguſt. Der Brief vom 25. lautete:

„Eure Königliche Hoheit!

Mein Sohn Gustav hat mir in peinlichster Weiſe nicht gehorcht, indem er ſich weigerte, am 9. November 1816 die Majorität anzunehmen. Und in der beleidigendſten Weiſe, indem er hartnäckig dabei blieb, nach meinen ihm mehrfach wiederholten Befehlen ſich nicht zu mir zu begeben. Seine Frau Mutter, die ehemalige Königin von Schweden, hat Ihren Sohn in Seinem mir gegenüber ſubordinationſwidrigen Betragen ermutigt. Und der Großherzog von Baden trieb die Ungerechtigkeit ſo weit, daß Er Seiner Geſandtschaft in Frankfurt am Main verbot, Meinerſeits irgend etwas in Bezug auf Meine Affairen anzunehmen. Ich habe mich in einem Briefe vom 2. Juni an den Großherzog gewendet, in dem Ich Seine guten Dienſte als regierender Großherzog reklamiere, um den unangenehmen Folgen der Hartnäckigkeit der Königin, Seiner Schwestern, vorzubeugen, die mir meinen Sohn rauben will. Der Großherzog hat die Beſchimpfung ſo weit getrieben, mir nicht zu antworten. Ich habe mich ſomit an den Oberſtleutnant von Bock, den Stadtkommandanten, gewendet, um ſeine Miithilfe zu erlangen und um meinen Sohn mit einer bewaffneten Armee zu reklamieren. Der Kommandant entgegnete, ich ſolle direkt an Eure Königliche Hoheit gehen, und ich mache es mir zur Pflicht, Ihnen die Reklamation zu wiederholen, die ich in meinem Namen für Meinen Sohn erhebe.

G. A. Gustafsson,

früher König von Schweden."

Hanau, den 25. Auguſt 1817.

Der Kurfürst antwortete ſehr höflich:

„An Seine Majeſtät den ehemaligen König von Schweden in Hanau.

Eure Majeſtät haben Mir gütigſt von der Diſharmonie berichtet, die ſich zwischen

Ihnen einerseits, Ihrer Majestät der Königin und dem Prinzen, Ihrem Sohn, anderseits erhob, indem Sie mir durch diese Mitteilung einen unzweifelhaften Beweis Ihres Vertrauens gaben.

Ich bedaure unendlich den Kummer, den diese Sache Ihnen natürlich verursachen muß, aber die gegenwärtige Lage der Dinge und vor allem die Fundamentalakte des Deutschen Bundes berauben Mich absolut der Möglichkeit, Ihnen die geforderte Hilfe vermittelt einer bewaffneten Armee zu leisten.

Bei jeder anderen Gelegenheit werde Ich beeifert sein, Ihnen Beweise der vollkommensten Hochachtung zu geben, mit der Ich nicht aufhören werde, zu sein

Eurer Majestät
(eigenhändig) affektioniertester Diener
und treuer Onkel.“

Kassel, 28. August 1817.

Wilhelm ließ ihm den Brief durch den Polizeidirektor in Hanau, Regierungsrat F. v. Rieß, sofort zustellen; Gustafsson protestierte gegen das Prädikat „Majestät“, „da Er als geborener Königlicher Prinz während Seiner dermals unglücklichen Verhältnisse den Titel „Königliche Hoheit“ führe.“ Er verhielt sich sehr ruhig und ging wenig aus. Am 6. September ließ er Rieß rufen, um ihm folgenden Brief an den Kurfürsten zu übergeben:

„Eure Königliche und Kurfürstliche Hoheit!

Soeben erhalte ich den Brief, den Eure Königliche Hoheit am 28. August an mich richteten. Bevor ich mich aber mit der ganzen Ihnen schuldigen Aufrichtigkeit erkläre, muß ich ihnen die große Verehrung bezeugen, die ich für die erhabenen Gefühle hege, mit denen Eure Königliche Hoheit Sich entschuldigen. Der Deutsche Bund erfordert so väterliche Gefühle wie die Eurer Königlichen Hoheit, um nicht in seinem Grundsatz umgestoßen zu werden, sobald es sich um außergewöhnliche Fälle handelt. Ich entsinne mich des traurigen Voses, das den Kurfürsten von Baden und das Kurland 1804 bei der Aufhebung des Herzogs von Genuien traf, jenes geliebten und von der erhabenen Bourbonenfamilie noch immer be-

klagten Prinzen. Er wurde Seinem Vater, Seinem Großvater und Frankreich mitten aus der Ruhe heraus, die er im Großherzogtum Baden genoß, entrißen. Ich entsinne mich, daß, wenn dadurch die Ruhe des Deutschen Reiches trotz aller Proteste und Schmerzensschreie, die sich in seinem Centrum wie im Norden erhoben, nicht völlig gestört wurde, Mein Geist darum nicht weniger durch die unheilvolle Voraussetzung der verderblichen und blutigen Ereignisse gestört ward, welche diese Katastrophe in den Grundlagen der deutschen Reichsverfassung herbeiführen mußte. Diese Zeiten aber, Königliche Hoheit, sind vorbei. Es handelt sich nicht darum, einen Fürsten in seinen Rechten zu kränken; es handelt sich nur darum, einen Sohn in die Arme seines Vaters zurückzuführen, eines Vaters, der nur das Glück seines Sohnes will, eines Sohnes, der selbst nur als junger Mann, den Frauenintriguen irre gemacht haben, behandelt werden darf.

Der Großherzog von Baden hat unter diesen Umständen eines seiner edelsten Rechte preisgegeben, sobald er nicht die primitive Verpflichtung aller regierenden Fürsten erfüllt, Ungerechtigkeiten zu rächen und die Unschuld zu schirmen. Und wenn er auf die Reklamation nicht antwortet, die ich um meines Kindes willen zu machen wagte, so ist für mich keine Zeit mehr zu Ausflüchten, denn ich könnte mich nur den bittersten Vorwürfen meines Gewissens aussetzen. Ich will nichts weiter darüber sagen, als daß die Ruhe aller Familien ein glückliches Resultat in dieser Angelegenheit erheischt.

Ich bin mit ausgezeichnetster Hochachtung
Eurer Königlichen und Kurfürstlichen Hoheit
affektioniertester Vetter

G. A. Gustafsson, Königliche Hoheit,
ehemals schwedischer Oberst.“

Hanau, den 5. September 1817.

Mit der Reklamation seines Sohnes an der Spitze eines Heeres war es nichts; so forderte denn Gustafsson vom Kurfürsten, er solle als Doyen der deutschen Regenten ein Kraftwort mit dem Karlsruher Hofe reden und an den Deutschen Bund appellieren. Alles Ernstes mutete er ihm dies in folgendem Briefe zu:

„Eure Königliche und Kurfürstliche Hoheit!

Infolge des Schrittes, den ich eben bei Eurer Königlichen Hoheit gethan habe, um Meinen Sohn Gustav aus den Staaten des Großherzogs von Baden zu reklamieren, glaube ich die Bitte noch hinzufügen zu sollen, Eure Königliche Hoheit wollen der Mittler in dieser Angelegenheit werden. Auf Meine väterlichen Rechte gestützt, habe ich Meinen Sohn mit dem Beistande Eurer Königlichen Hoheit mit aller Wärme, wie Meine Pflicht sie Mir vorschrieb, reklamiert. Wenn Eure Königliche Hoheit, um nicht gegen die Formen des Deutschen Bundes zu verstoßen, Mir Ihren Beistand verweigert haben, so werden Sie Mir doch Ihre Vermittelung zu Meinen Gunsten und zu Meines Sohnes Gunsten nicht verweigern. Eure Königliche und Kurfürstliche Hoheit werden wenigstens als Vöthen der in Deutschland regierenden Fürsten die festeste und deutlichste Sprache mit dem Großherzoge von Baden und Seiner Schwester der Königin, der Mutter Meines Sohnes, reden; Sie werden, wenn es not thut, an den ganzen Deutschen Bund gegen die Ungerechtigkeit appellieren, daß man auf die Zukunft und auf die Ruhe Meines Sohnes Einfluß ausüben will, indem man ihn verhindert, Meinen Befehlen zu gehorchen und die Pflichten zu erfüllen, die einem Sohne gegen seinen Vater vorgezeichnet sind.

Mit dem vollen Vertrauen, welches die lange Erfahrung Eurer Königlichen Hoheit mir einflößt, und im Hinblick auf die unzweideutigen Beweise Ihrer Freundschaft, die Sie Mir hier in so auszeichnender Weise bezeugten, übergebe Ich, ohne jede Spur eines politischen Zwedes, Eurer Königlichen Hoheit so teure Interessen. Ich bitte Eure Königliche Hoheit, die Versicherungen der Hochachtung und aufrichtiger Freundschaft entgegenzunehmen, mit denen Ich bin

Hanau, den 26. September 1817.

Eurer Königlichen und Kurfürstlichen Hoheit
sehr affektionierter Vetter und ergebener Neffe
G. A. Gustafsson.“

In weiteren Briefen erneuerte Gustafsson seine Zumutung, Wilhelm aber lehnte in freimütiger Weise eine Vermittelung ab; sein Brief lautete:

„An Seine Königliche Hoheit

den Prinzen Gustafsson in Hanau.

Indem Mir Eure Königliche Hoheit durch Ihre Briefe vom 26. September, 13. und 25. Oktober einen neuen Beweis Ihres Vertrauens gegeben haben, möchte Ich nicht zögern, Ihnen Meine Ansicht betreffs der Mediation, um die Sie Mich angehen, mit dem ganzen Freimut auszusprechen, den dies Vertrauen erfordert.

Die Differenzen, die sich zwischen Eurer Königlichen Hoheit und Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzog von Baden wie Ihrer Majestät der Königin jetzt in Bezug auf die Mündigwerdung des Prinzen, Ihres Sohnes, und auf seine Rückkehr zur Person Eurer Königlichen Hoheit in Ihrer Vater-Eigenschaft erhoben haben, diese Differenzen sind, wie Mir scheint, dem Deutschen Bunde völlig fremd und dürften nicht an den Bundesstag gebracht werden; der letztere hat übrigens ausdrücklich seine Inkompetenz in allem erklärt, was Familiensachen der erlauchten Häuser in Deutschland angeht.

Übrigens erlauben Mir Meine Beziehungen zu Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzog von Baden selbst nicht, eine Ablehnung auf Mein Dazwischentreten, das in diesem Falle seinen Zweck verfehlen würde, zu riskieren.

Zu jeder anderen Gelegenheit wahre Ich Mir das Vergnügen, Ihnen Beweise der vollkommensten Hochachtung zu geben, mit der ich nie aufhören werde zu sein &c. &c.“

Basel, 29. Oktober 1817.

Am 27. Oktober reiste Gustafsson von Hanau über Frankfurt nach Basel, wo er sich als Oberst Gustafsson niederließ. 1818 Bürger wurde und in sehr bedürftigen Verhältnissen lebte. Mit seinem Sohn war er völlig überworsen. Wie ein Scheidebrief lautete sein Schreiben vom 17. August 1820:

„Mein Sohn!

Seit über vierthalb Jahren lassen Sie durch Ihren Ungehorsam mich den empfindlichsten, ganz unerwarteten Kummer empfinden. Meine Worte sind ausdrucksvoll genug, um Ihnen auszusprechen, wie viel Schmerz Ihr Verhalten mir verursachte, als Sie, nachdem ich Ihnen so viel Beweise Meiner väter-

lichen Gesinnungen gegeben, sich gegen Mich nicht, daß mich irgend ein Furchtgefühl, ob in Ihrem Respekto als Sohn und auch in ich wohl zu reüssieren hoffen könne, zurück- Ihrer Dankbarkeit, auf die ich so starke An- zuhalten vermochte. Ich habe das letzte rechte erworben zu haben behaupten darf, so Hilfsmittel versucht, von den Geseßen Ge- rechtigkeit zu verlangen, aber ohne Erfolg! Nach allem, was zwischen uns vorgefallen ist, giebt es kein Annäherungsmittel mehr. und doch gab ich Beweise desselben, indem Von heute an stelle ich Sie, Mein Sohn



Gustav, Prinz von Vasa, geb. 9. November 1799, k. k. österreich. HM., gest. 5. August 1877.

ich verschiedene Versuche, Sie zur Pflicht zurückzuführen, machte, stets jedoch umsonst. So sehe ich mich in der Hoffnung betrogen, in Ihnen einen Sohn umarmen zu können, der mir so teuer war, weil ich ihn für treu und dankbar hielt. Da alle meine Schritte, Sie mit Milde zurückzuführen, fruchtlos blieben, so standen mir nur noch die der Gewalt offen, und Gott weiß, daß ich zu ihrer Anwendung entschlossen war, wenn ich Männer meiner würdig gefunden hätte, die mich unterstützen wollten. Glauben Sie ja

Gustav, unter das Urteil des Allerhöchsten! Und ich verbiete Ihnen auf immer, Sich vor mir zu zeigen.

Geschehen in Basel, den 17. August 1820.

G. A. Gustafsson."

Oberst Gustafsson ließ dies Schreiben in hundertdreißig gedruckten Exemplaren an den Bundespräsidialgesandten Grafen Buol-Schauenstein senden, um es an alle Bundesfürsten zu verteilen. Buol nahm natürlich keine offizielle Notiz davon; der kurbessische

Gesandte am Bunde, Georg Ferdinand von Lepel,* schickte es dem Kurfürsten und schrieb dazu von Gustafssons Schritten, die wir bereits kennen.

Von Frankfurt aus verwendete sich Gustafsson wenige Monate später bei Wilhelm I. für einen früheren schwedischen Major von Wachenhusen, daß er ihn in seine Armee aufnehme, doch erklärte der Kurfürst, es sei kein Platz frei, und es sei bei ihm Grundsaß, „keinen Fremden zu einem höheren Offizier zu ernennen.“

Gustafsson blieb den Höfen ein Unbehagen. Mit Schrecken sah ihn Graf Eyben 1820 wieder in Frankfurt; er schrieb seinem Freunde in Kassel, dem Geheimen Kriegsrat G. Wilh. von Starckloff, am 30. November:

„Von meinem König habe ich den Befehl, den unter dem Namen Obristen G. A. Gustafsson sich jetzt hier aufhaltenden ehemaligen König von Schweden, soviel es, ohne meinen öffentlichen Charakter zu kompromittieren, geschehen kann, von Thorheiten abzuhalten zu suchen, die die Würde der souveraine, zu denen er einstens gehörte, herabwürdigen könnten; dieses nötigt mich, den genannten Gustafsson öfter, als mir lieb ist, zu sprechen und von ihm Mitteilung seiner Pläne zu erhalten. Gegenwärtig hat er einen, den ich ihm umsonst auszureden suchte. — Er besitzt ein Porcelain-Tafelservice, welches Louis XV. dem König Gustav III. schenkte; als Antiquität ist es merkwürdig und ist von der schönsten Masse, Vergoldung und Malerei; allein, wie Sie sich leicht denken können, von so altmodischen Formen, daß nur noch die Teller zu gebrauchen sein dürften. — Dieses will er verkaufen und, wie er mir sagte, Seiner Königlichen Hoheit dem Kurfürsten für eines seiner Schlösser antragen. Vergeblich stellte ich ihm vor, daß Seine Königliche Hoheit silberne und Porcelain-Service hinreichend für alle Ihre Schlösser hätten; er bleibt dabei, dem Kurfürsten es für sechzig Friedrichdors anzutragen, und behauptet, von Seiner Königlichen Hoheit einen Brief in Händen zu haben, in dem mit klaren Worten stehe: daß

Seine Königliche Hoheit sein damaliges Gesuch, / sich bei dem Großherzog von Baden wegen des Prinzen Gustav zu verwenden, / zwar nicht erfüllen könnten, allein bei vorkommender Gelegenheit ihm gern einen Beweis Ihrer Gewogenheit geben würden; diese Gelegenheit sei nunmehr da; er müsse wünschen, das service verkaufen zu können, da er des Geldes bedürfe, das service habe über zwanzigtausend Franken gekostet, er lasse es für sechzig Friedrichdors. Nun dachte ich mir, daß es Seiner Königlichen Hoheit dem Kurfürsten unangenehm sein würde, von dem ehemaligen König ein Schreiben zu erhalten, in dem er dieses Ansuchen ausdrücke, daß Seine Königliche Hoheit gewiß lieber Höchsthro gnädige Entschließung durch Sie an mich gelangen ließen als direkt an den Obristen Gustafsson, und so glaubte ich, aus Verehrung für Seine Königliche Hoheit anbieten zu müssen, ich wollte anfragen, ob Allerhöchstdieselben das service kaufen wollten, nur der Obriste möge nicht direkt sich an Seine Königliche Hoheit wenden. —

Nun bitte ich Sie, mein lieber Starckloff, die Befehle des Kurfürsten darüber einzuziehen und mir solche in einem ostensiblen Schreiben mitzuteilen, denn ich muß dem armen Obristen die Antwort selbst lesen lassen, sonst glaubt er gar nicht, daß ich mich des Auftrags entledigt habe, da er gesehen hat, wie ungern ich ihn übernahm, und er schreibt doch direkt dem Kurfürsten, denn mit Schreiben ist er immer sehr bereit. —

Glauben Sie, nun sei mein Auftrag zu Ende, so irren Sie; jetzt kommt ein anderer. Der Obriste Gustafsson besitzt auch ein großes eisernes, schon vom Roste angegangenes Schwerdt, ganz in der Form der alten deutschen Ritterschwerdte, auf welches er einen großen Wert legt und mit Kosten aus Schweden mitgebracht hat, weil — wie er sagt — es das Schwerdt sei, welches auf der schwedischen Flotte immer dem kommandierenden Admiral vorgetragen ward, daher auch den Königen, wenn diese kommandierten. In Rücksicht der Verwandtschaft des heftigen Hauses mit dem König Friedrich von Schweden will er es also Seiner Königlichen Hoheit dem Kurfürsten für die schöne Löwenburg auf Wilhelmshöhe zum Geschenk anbieten und war im Begriff, es einzupacken

* Später Oberkammerherr, Minister des Aeußeren, starb als kurburgischer Staatsminister a. D. in Koburg am 10. November 1873, vierundneunzig Jahre alt.

und nach Kassel zu schicken; ich machte ihm jedoch bemerklieh, daß er erst wissen müsse, ob Seine Königliche Hoheit auch von ihm ein Geschenk annehmen wollten in dem Augenblick, wo er die Absicht habe, ein Service an Seine Königliche Hoheit zu verkaufen, dies sei nicht delikat gehandelt und heiße, den Kurfürsten nötigen wollen, für das Geschenk das Service zu kaufen. So gab er mir daher den Auftrag, die Absichten Seiner Königlichen Hoheit einzuziehen; dies daher der zweite und — gottlob — letzte Auftrag.

Nun bitte ich Sie, mein alter Freund, auch hierüber mit wenigen Worten die Befehle Seiner Königlichen Hoheit ostensibel zukommen zu lassen."

Stardloff berichtete dem Kurfürsten am 2. Dezember, dieser aber lehnte beide Anträge durch Randnote an Stardloff an demselben Tage ab, und Stardloff motivierte dies tags darauf in einem Briefe an Eyben: der Kurfürst sei gewohnt, von Silber zu speisen, und auf der Löwenburg sei „mehr als hinlänglicher Vorrat an alten teutschen Waffen“, auch wolle er „Seine Königliche Hoheit um so weniger eines Schwertes berauben, das für einen schwedischen Prinzen von weit größerem Wert sein müsse“.

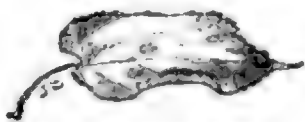
Noch einmal erschien Gustafsson 1823 in Hanau: er kam in einer Lohnkutsche mit einer Klagd und einem Kinde ohne Diener an, war elend gekleidet, und der Stadtkommandant Generalmajor G. W. L. F. von Dalwigk-Lichtenfels, der zugleich dem Hofhalte der in Hanau lebenden gemütskranken Schwester des Kurfürsten, der Herzogin von Anhalt-Bernburg, vorstand, hielt ihn für nicht ganz bei klarem Verstande; die Herzogin, die übrigens niemanden empfing, lehnte seinen Besuch ab. Gustav Adolph wohnte im „Riesen“, erklärte aber Dalwigk, dort sei es ihm zu teuer, und er wolle deshalb eine Privatwohnung nehmen, falls es sein Onkel erlaube.

Dalwigk berichtete dem letzteren am 6. Juni, der Kurfürst aber replizierte am 9. von Wilhelmshöhe: „Ist demselben der dortige Aufenthalt zu erschweren; weshalb der Kommandant Generalmajor von Dalwigk und der Polizeidirektor (Neuhof) das Weitere einzuleiten haben; ist letzterem hiervon Nachricht zu geben.“

1827 bis 1829 erscheint der Friede- und Heimatlose bald in Leipzig und in Aachen, bald in Holland, endlich in St. Gallen. Als die „Biographie des Contemporains“ und Ségurs „Histoire de Napoléon et de la Grande Armée“ Notizen über ihn brachten, widerlegte er sie 1829 aus Leipzig im „Mémorial du Colonel Gustafsson“ (französisch und deutsch); auch veröffentlichte er 1833 (französisch und deutsch, Aachen) „Nouvelles considérations sur la liberté illimitée de la presse“ und 1835 (französisch und deutsch) die Schilderung seiner Absehung „La Journée du 13. mars 1809“.

Seine unglückliche Gemahlin war im September 1826 auf Villa Villamont in Lausanne gestorben — recht interessant sprechen von ihr die 1856 erschienenen Memoiren einer Hofdame —; ihn selbst nahm der Tod erst am 17. Februar 1837 in St. Gallen hinweg, als er neunundfünfzig Jahre alt war. Von seinen Töchtern wurde Sophie Großherzogin von Baden, Mutter des hentigen Großherzogs, und Cäcilie Großherzogin von Oldenburg; sein Sohn Gustav trat als „Prinz Waja“ in österreichische Dienste und starb als Feldmarschallleutnant in Pillnitz am 5. August 1877. Seine einzige Tochter von seiner nach vierzehnjähriger Ehe von ihm geschiedenen Gemahlin, seiner rechten Cousine Luise von Baden, ist die Königin Karola von Sachsen.

Oberst Gustafsson aber ruht in Oldenburg von allen Irrfahrten aus, ein Phantast, der die Wirklichkeit verkannte, Unerreichbares verfolgte, aber ein Charakter — im edelsten Sinne das, was seine Feinde ihn im Spotte nannten, „der Don Quixote der Legitimität“.





am Ende des ganzen Neßs — nein doch, jenseits des oben erwähnten Platzes Vittorio Emanuele liegt ja noch eine Fortsetzung mit einer eignen Kirche und größeren Gebäuden — aber mein Sald war hier zu Ende, denn hier wohnte mein Antiquar.

Ich hatte, über und über fröstelnd, mein bißchen gute Laune, Neugier, Neugier, Neugier und Alles verloren, als ich die enge steinerne Treppe hinaufstieg, und fand das Alles auch oben nicht wieder. Der Herr war abwesend, statt seiner empfingen mich zwei seiner Töchter, große, richtige Italienerinnen mit hohen Frisuren, die sich ihrer Würde als Schatzhüterinnen einer so ansehnlichen Alterthümer-sammlung vollauf bewußt zu sein schienen. Ich fand auch wirklich sehr viel werthvolle und fast nur echte Sachen, Truhen, Buffets, Geschirr, Kupfer- und Zinngeräth, auch Spitzen von großer Schönheit, die mir die Fräuleins besonders anpriesen. Da ich aber für meine Toilette ohne Spitzen auskomme und im Übrigen mein Louis XVI. fast gar nicht vertreten war, hielt ich mich nicht lange in den unheimlich düsteren und kalten Räumen auf — Notabene das ganze hohe und tiefe Haus, das bis zum See hinuntergeht, war mit antiquarischer roba angefüllt —, sondern sagte, ich würde wiederkommen, wenn der Papa antwesend sei, und verabschiedete mich so eilig, als es möglich war, ohne nach einer wilden Flucht auszuweichen.

Einmal und nie wieder! sagte ich vor mich hin, als ich unten in der schwarzglimmerigen Straße angelangt war. Ich war schrecklich traurig. Wie hatte ich meinen Beruf zu dieser „noblen Passion“, die Sie mir verordnet hatten, so gründlich wie hier bezweifelt, seit meinem panischen Schrecken im Münchener Nationalmuseum. Wie ich so über das schlechte spitze Pflaster hinschritt und dachte: so wirst du nun von Stadt zu Stadt, von Trödelbude zu Trödelbude pilgern und überall unverrichteter Sache wieder abziehen, überfiel mich ein solcher Jammer, ein so tiefes Mitleid mit mir selbst, daß ich nahe daran war, loszuheulen wie ein armes Kind, das sich in einem dicken dunklen Wald verirrt hat und fürchtet vom Wolf gefressen zu werden.

Etwas besser wurde mir, als ich auf den kleinen Hafenplatz hinauskam und den Dam-

pfer wieder bestieg, der mich nach Madero zurückbringen sollte. Es war aber inzwischen so abendlich geworden, und die Kellerluft von Sald steckte mir noch so in den Gliedern, daß ich es vorzog, schon in Gardone auszustiegen und die Stunde bis zu meiner Pension zu Fuß zurückzulegen.

Mir wurde auch warm und behaglich, schon eh ich nach Fasano kam. Auch war der Weg ganz herrlich, die Abendröthe mir im Rücken färbte das Schneehaupt des Monte Baldo mit dem schönsten durchsichtigen Rosentoth und das Ufer zu seinen Füßen mit tiefem Violett. Ich konnte mich nicht satt sehen und schritt dahin wie im Traum.

So war ich nach Fasano gekommen, bis zu dem letzten Hause unten an der Landstraße, wo eine Osteria ist mit drei hübschen Mädchen, von denen sich aber diesmal keine bliden ließ. Dagegen kam die steile steinige Straße herab, die um die Ecke herum nach Fasano di sopra führt, ein kleines, etwa acht- bis neunjähriges Mädchen herunter, an dem auf den ersten Blick nichts Besonderes war — ein mageres flinkes Ding, „dünn wie 'ne Bahlerble“, in einem sehr dürrstigen Fähdchen von leichtem Wollenstoff, das ihm nicht weit über die Kniee reichte, die Beinchen in vielfach gestopften rothen Strümpfen und an den Füßen Lederpantoffeln mit dünnen hölzernen Sohlen, die bei jedem Schritt auf den Steinen klapperten.

Auch das Gesichtchen war gar nicht auffallend, höchstens durch seine großen dunklen Augen, die aber still vor sich hinsahen. Ein hageres Kindergezicht mit einem blassen, aber energischen Mündchen, die Wäddchen ganz ohne Farbe, doch nicht krankhaft. Das Kind hatte aschblondes Haar, ziemlich ordentlich frisiert und in einem putzigen kleinen Schopf oben auf dem Kopf zusammengesteckt, wie es die kleinen Mädchen hier zu Lande tragen. Und um die hübsche blasser Stirn wehten kleine krause Härchen, die sich aus dem Scheitel vorgestohlen hatten.

Das Alles war ziemlich alltäglich und würde meine Aufmerksamkeit nicht gefesselt haben. Was mich bewog, stillzustehen, das Kind vollends zu mir herunterkommen zu lassen und ihm nachzugehen, als es an mir vorbeisloß, die Straße entlang, die hier sacht bergan steigt, war das zärtliche Ver-

hältniß, in dem die Kleine zu einem sehr häßlichen schwarzen Hündchen stand, das in kleinen Sprüngen neben ihr her lief und mit Begierde kleine Broden von der goldgelben Polenta auffing, die das Kind, indem es selbst davon abbiß, zwischendurch ihm zuwarf. Es that das ganz zierlich und geschickt, während es unter dem Arm eine leere gläserne Flasche festhielt und ein dünnes wollenes Tüchchen, das es um den Hals geschlungen hatte, mit seinen langen Zipfeln ihm dabei in die Quere kam.

Ich ging ein Weilchen hinter den beiden her, holte sie aber endlich ein und redete das Kind an.

Buona sera, piccina!

Riveriseo! antwortete sie. (Diese höfliche Grußformel wird hier den Kindern beigebracht, wenn sie kaum noch lallen können.)

Wie heißest du?

Ippolita. (Der Accent auf der drittletzten Silbe.)

Wo gehst du hin, Ippolita?

Ich hole Milch für die Mamma.

Wer ist deine Mutter und wie heißt sie?

Cipani Angela. (Jede dritte Familie in Fasano führt den Namen Cipani, auch die drei Grazien in der Osteria.) Meine Mutter ist Schneiderin. Jetzt ist sie krank.

Oh! Sehr krank?

Schon seit dem Sommer.

Hat der Doctor ihr die Milch verordnet?

Das Kind sah mich groß an. Ein Doctor? Der war nie bei uns.

Hat der Vater ihn nicht geholt, da es mit der Mutter nicht besser werden wollte? (Ich konnte mir die Frage sparen. Daß die Leute hier in der Gegend lieber zu einem Heiligen oder einer Hege, als zu einem Arzt ihre Zuflucht nehmen — sie müssen ihn ja auch bezahlen — davon ist oft in unserer Pension die Rede gewesen.)

Der Vater ist todt, vor vier Jahren ist er gestorben.

Was war dein Vater?

Er hat in den Bignen und Oliveten gearbeitet. Einmal, beim Oliven sammeln, ist er von der hohen Leiter gestürzt. Am dritten Tage war er todt.

Wie das Kind das Alles sagte, mit der stillen Miene und ohne jede Verlegenheit, erschien sie um einige Jahre älter. Dabei

hörte sie selber auf zu essen, warf aber dem Hündchen immer noch seine Polentabroden zu.

Ich sah jetzt auch, daß ihr Röckchen viel gestickt war, mit Läppchen von anderem Zeug und großen, unbeholfenen Stichen, die offenbar nicht von der Hand der Schneiderin-Mutter, sondern von dem Kinde selbst herrührten. Aber bei aller äußersten Armuth hatte das süße Gör etwas von einer kleinen Prinzessin aus dem Märchen, die nur eine Weile verwunschen ist, die Gänse zu hüten.

Ist das dein Hund? fragte ich, sehr einfältig, bloß um die Conversation nicht einschlafen zu lassen. Ich sah jetzt, daß er hinkte und um das linke Vorderbein einen kleinen schmutzigen Verband trug, ein graues Streifchen fest um die verwundete Stelle geknüpft.

Vor vier Tagen, erzählte nun die Kleine, habe sie das arme Thier auf der Straße liegend gefunden; ein großer Roter habe es so zugerichtet, und es habe sich natürlich nicht wehren können, da es halbverhungert gewesen sei. Das habe sie nicht ansehen können und ihm das blutende Knie verbunden und es in ihr Haus getragen, da sei noch ein bißchen Milch gewesen und ein Stückchen Polenta. Und da sei die povera creatura wieder zu sich gekommen, und Nachts zu ihr ins Bett gekrochen. Eine Nachbarin habe sie gescholten, sie hätten selbst nicht genug zu essen, sie sollten so ein gefräßiges Maul aus dem Hause jagen, es sei auch nicht Schade um das häßliche Thier. Aber Moretto — den Namen habe sie ihm selbst gegeben, weil er so schwarz ist — sei ihr schon viel zu lieb geworden, und auch die Mutter habe ihn gern, sie müsse manchmal lachen über seine drolligen Sprünge, und sonst lache sie nie mehr. Nein, sie wolle lieber selbst sich nicht satt essen, als Moretto hungern lassen.

Dabei bückte sie sich, nachdem das letzte Bröckchen von dem kleinen Fresser aufgeschnappt war, und streichelte ihm mit den mageren Händchen den struppigen Kopf, und er streckte das rothe Büngelchen hervor und legte ihr den Arm. Mir fiel Just's Pudel aus der Minna ein: ein häßlicher Pudel, Herr Major, aber ein guter Hund.

Und was mir vor Allem auffiel außer der Mildherzigkeit des Kindes, da sonst bekanntlich alle Italiener, klein und groß,

grausam mit den Thieren umgehen: sobald sie auf das Mörchen zu reden kam, sprach sie so fließend und ausführlich, wie ich ihr nach den einsilbigen Antworten auf meine ersten Fragen nicht zugetraut hätte. Ihr Verhältniß zu dem häßlichen Findling, dem sie Samariterdienste geleistet, lag ihr offenbar näher am Herzen, als selbst das zu der kranken Mutter.

Ein so zartbesaitetes Kinderherz ist in diesem Lande gewiß selten zu finden.

Seit ich freilich in der Zeitung gelesen habe, wie weit es auch in unserm „hochcivilisirten“ Deutschland mit der abscheulichsten Thierquälerei kommen kann, hüte ich mich vor der hergebrachten pharisäischen Verdammung der Italiener wegen ihrer Gefühllosigkeit gegenüber den Thieren. Alles, was hier, da das Volk auf dem Standpunkt unerzogener Kinder steht, an armen Pferden, Eseln, Singvögeln in winzigen Käfigen und ähnlichen Gräueln gesündigt wird, ist, da es ganz gedankenlos geschieht — „Thiere haben ja keine Seele“ —, das reine Kinderspiel gegen die grauenhaften Mißhandlungen des edlen Pferdes in den Bergwerken am Rhein und in Westphalen, wo man aus gemeiner Gewinnsucht die Thiere so barbarisch schindet und ihre Kraft bis zum letzten Hauch ausnußt, daß einem mildherzigen Menschen beim bloßen Lesen die Haare zu Berge stehen und ich gestern die ganze Nacht darüber nicht habe einschlafen können.

Was habt ihr zu Mittag gegessen, Zppolita? fragte ich die kleine Barmherzige.

Polenta.

Und was werdet ihr zu Abend essen?

Polenta. Die Mamma trinkt Milch dazu.

O verehrter Freund, ist es nicht gräßlich? Diese Armuth und die Krankheit noch dazu — und ich schelte noch manchmal, wenn die sehr gute Küche in meiner Pension nicht genug Abwechslung bietet.

Wenn du sagen solltest, Zppolita, was du am liebsten äßest — was würdest du dir wählen? fragt' ich.

Sie blieb einen Augenblick stehen, sah nachdenklich gen Himmel und sagte dann ordentlich wie von etwas ganz Herrlichem träumend: pane!

Ich erspare Ihnen, wie diese Antwort auf mich wirkte. Zum Glück hatten wir

eben das obere Gäßchen erreicht, das zu der Milchwirthschaft führt, einer ziemlich ansehnlichen Molkerei, wo die Milch von allen benachbarten Bauernwirthschaften hingeliefert und Butter und Käse fabricirt wird für die Hotels in Fasano und Gardone. Seitwärts sah ich einen Laden, in dessen Schaufenster Weißbrod und die seltsam geformten in einander gedrehten Wecken aus sehr weißem festem Mehl lagen. Ich kaufte ein paar, auch einen Ziegenkäse und ein Stück Speck, ich hätte gern einen ganzen Sack mit allem Eßbaren gefüllt, was der kleine Laden enthielt, bloß um das gräuliche „Polenta, Polenta“ aus dem Sinn zu bringen. Das Kind aber konnte nur einen kleinen Vorrath neben seiner Milchflasche tragen, doch zufällig fand sich ein Spantörbchen vor, in das auch noch ein halb Duzend Eier verpackt werden konnten. Einmal wenigstens genug zu einer ordentlichen Cena!

Während ich meinen Einkauf machte, war Zppolita mit ihrem treuen Kameraden nach der Molkerei weitergegangen und hatte sich die Flasche füllen lassen. Als sie zurückkam, wollte sie es nicht glauben, daß das Körbchen für sie bestimmt sei, dann aber leuchtete eine so helle Freude in ihren hübschen Augen auf, wie nicht jedem Kinde aus gutem Hause angeichts der reichsten Weihnachtsbescherung. Sie bedankte sich in den zierlichsten Worten, wie sie ihr für solche Fälle beigebracht waren, und stellte dann die Milchflasche noch in den Korb, den sie sorgsam in die Hand nahm. Einen Gruß an die Mamma, rief ich ihr noch nach. Sarà servita, versetzte die kleine Höfliche. Dann eilte sie flink die Straße zurück, daß ihre Pantöffelchen klapperten, und ich sah noch, wie sie von dem Brode ein Stückchen abbrach und es Moretto, der hoch an ihr emporprang, in das nimmerfatte Schnäuzchen steckte.

So! Nun habe ich mich ganz stumpf und heiß geschrieben. Da ich Sie aber als Menschen- und Thierfreund kenne, fürchte ich nicht, daß Sie die Achseln zucken werden, wenn dieser Brief, der so ernsthaft antiquarisch anfing, mit einem unbedeutenden menschlichen Abenteuer endigte.

Nur daß Moretto ein so gräulich garstiger Bastard ist, würde Ihnen das Interesse an meiner neuen Bekanntschaft, wenn

Sie dabei gewesen wären, getrübt haben. Ich weiß ja noch, wie stolz Sie auf die reine Race Ihres herrlichen Cäsar waren.

Ihre H. M.

* *

M., 12. Dec.

Heut müssen Sie noch mehr als sonst Rücksicht mit mir haben, bester Sanitätsrath; erstens mit meiner schlechten Schrift, da ich meine Kratelfüße auf der Chaiselongue liegend hinkriple, und dann mit meiner spottschlechten Laune, die nur noch verschlechtert wird durch das göttliche Sonnenwetter, das ich wegen meines dummen verstauchten Fußes nur vom Fenster aus genießen kann. Wenn Sie wüßten, wie schön es hier ist, sobald ihre Majestät die Sonne zu scheinen geruht, würden Sie begreifen, daß ich einfach wüthend bin, bei übrigens kerngesundem Leibe ins Zimmer und auf das Lotterbettchen gebannt zu sein. Und noch dazu zur Strafe für ein Werk der Barmherzigkeit!

Aber nein, ich will ehrlich sein, es war nicht eigentlich die Nächstenpflicht, die mich trieb, die kranke Schneiderin Angela Cipani zu besuchen, sondern der Wunsch, ihr kleine süße Deern, die Zppolita, wiederzusehen, die mir's geradezu angethan hatte. Ja sogar nach ihrem hinkenden und kläffenden Hündchen hatte ich eine Art Heimweh. Das rothe Züngelchen, das sich aus dem schwarzen Rottelkopf vorstreckte, erschien mir sogar im Traum. Von dem Rauchmantel oder dem Louis XVI.-Sopha hatte ich nie geträumt.

An dem Tag aber, nach dem ich diese Bekanntschaft gemacht hatte, regnete es wieder einmal, da war's nichts mit Fasano di sopra. Erst am folgenden wurde das Wetter wieder spazierlich, da hielt mich Nichts zu Hause, und ich machte mich schon früh am Vormittag auf den Weg. Ich hatte für das Kind allerlei Kuchen und Naschwerk gekauft, für das Möhrchen eine kleine Wurst. Was die Kranke etwa erquickt hätte, mußte ich erst bei ihr selbst erfahren.

Das war aber ein halsbrechender Weg, der in das alte Fasano hinaufführte, eine steile Straße, über deren hartem Pflaster noch ein Geröll spitzer Steinbrocken lag, wie wenn ein Gießbach im Frühling alle losen

Felsplitter zu Thal geschwemmt hätte. Ich kletterte sonst ganz fix, hier aber mußte ich alle dreißig Schritt stehen bleiben, um Athem zu schöpfen. Dazu war's schauerlich kühl zwischen den Mauern der Neben- und Delhalden, obwohl hier noch die Sonne ein büschen hereinsah. Als ich aber die Häuser des alten Nestes erreicht hatte, wehte mich eine Grabesluft an, die mir in Mark und Bein drang.

Sie haben keinen Begriff, was für einen öden, tristen Eindruck dieser übereinander gethürmte graue Häuserhaufen macht, lauter cyklopische Steinhöhlen wie aus der Urzeit, manche ohne Fensterscheiben, bloß mit Holzläden verwahrt, nur selten dazwischen ein büschen Grün. Daß da Menschen wohnen, nicht nur im Sommer, wo diese Naturkinder ja halb im Freien zu leben pflegen, sondern auch bei Regen- und Frostwetter, kann Unser-eins mit seinen russischen Öfen, Doppelfenstern und dicken Teppichen nicht verstehen. Und doch sind diese Menschen in ihrem Gott vergnügt, wenn man wenigstens nach dem Außern schließen darf, da mir nicht einmal ein Bettler begegnete, nur Weiber, die vor ihren Hausthüren und aus den Fensterlöchern herunter laut miteinander schwapten und lachten, während eine Horde ungewaschener und schlechtgelämmter Kinder auf den Treppen hockte oder hin und her sprang.

Ich mußte im Stillen mein kleine süße Zppolita mit diesen Wildfängen vergleichen und wunderte mich, woher sie ihre Sauberkeit und Ernsthaftigkeit hatte. Freilich sah ich auch unter den anderen kleinen Mädchen manche, die ein noch unmündiges Brüderchen oder Schwesterchen herumschleppten, denn der mütterliche Trieb verläugnet sich auch unter den jungen Wildinnen nicht.

Ich wurde natürlich neugierig angegafft, aber weiter nicht belästigt. Als ich nach der sarta, der Schneiderin fragte, erbot sich sogleich ein schwarzhaariges Dämchen, mich nach ihrem Hause zu führen, sagte mir aber, wenn ich ihr eine Arbeit auftragen wollte, die könne sie nicht mehr annehmen, sie sei krank.

Das Haus, wohin das Kind mich führte, war eines der letzten und höchsten und so verwittert und verwahrlost, daß sich mir das Herz zusammenzog, als ich in die Thüre

trat. Eine alte Frau saß drinnen auf einem Schemel, ein sehr braunes, verhubeltes Hexengesicht, dem die silbergrauen Haare bis an die noch kohlschwarzen Augenbrauen hereinhängen. Der zahnlose, welcke Mund bekam aber einen ganz freundlichen Zug, als ich nach der Kranken fragte, und sie stand rasch auf, um mich zu ihr zu führen.

Ich verstand, mit einiger Mühe, da sie den hiesigen lombardischen Dialekt sprach, nur so viel, daß ihr selbst das Haus gehöre und die Angela schon seit ihrer Verheirathung zur Miethe darin wohne. Seit dem Tode des Mannes habe sie sich nicht mehr recht erholt, auch zu fleißig gearbeitet, um sich und das Kind durchzubringen. Nun könne sie schon vier Monate lang nichts mehr thun und liege fast immer zu Bett. Es würde eine grazia di Dio sein, wenn sie bald erlöst würde.

Aber das Kind, das dann eine Waise wäre?

O, für das würde dann schon gesorgt werden, im asilo infantile von Sald. Und jetzt hätte es die Ippolita auch sehr hart, immer die kranke Mamma zu bedienen, Alles einzuholen, morgens schon früh ihr die Milch zu bringen, denn andere Nahrung könne sie nicht mehr ertragen, nie zum Spielen mit andern Kindern auf die Straße hinaus, und aus der Schule sei sie auch schon Jahr und Tag weggeblieben. Und es sei ein so gutes und braves Kind und lasse nie eine Klage hören, aber ein Jammer sei's, wie sie dabei herunterkomme, denn sie — die Hausfrau — sei selber arm und könne nicht viel für sie thun, als dann und wann ihr ein Süppchen kochen, damit sie doch einmal etwas Warmes in den Leib bekomme.

Das Alles strudelte die Alte an mich hin, während sie mich die enge, eiskalte Stein-
treppe hinaufführte. Im ersten Stock traten wir dann in eine dunkle Kammer, in der allerlei Gerümpel stand, dann in ein größeres, doch auch nur einfenstriges Zimmer, das trotz des grellen Sonnenscheins draußen nur ein schwaches Licht hatte, weil das Haus gegenüber ihm nur ein paar schräge Strahlen zukommen ließ.

Es war ein hoher viereckiger Raum mit lahlen, ehemals weiß getünchten Wänden, der zugleich als Küche diente, wenn auf dem

Steinherde an der Wand dem Fenster gegenüber ein Feuer angezündet wurde. An Möbeln sah ich nur einen schmalen schwarzen Schrank — keinen geschnitzten —, eine Kommode, auf der ein kleines Petroleumlämpchen stand, und zwei Kaffeetassen, eine Truhe im Winkel, daneben eine mit einem Tuch verhängte Nähmaschine und in der Mitte einen länglichen, sehr wurmstichigen Tisch mit zwei Strohstühlen. Hinten in der Ecke neben dem Herd stand das Bett der Kranken, darüber eine kleine ausgetuschte Lithographie der Madonna in einem stockfleckigen Goldrähmchen, an der Wand neben dem Fenster eine Kinderbettstatt, aus der die Ippolita längst herausgewachsen war.

Das Kind hatte am Tisch gegessen, Moretto zu seinen Füßen auf dem kalten Estrich aus rothen Ziegeln, und stand fast erschrocken auf, als es mich mit der Hausfrau eintreten sah. Es hatte in einem alten Schreibheft die Vorschriften mit Bleistift nachgetrigelt, da es offenbar nicht Alles verlernen wollte, was man ihr in der Schule beigebracht hatte. Nun kam es mit flinken Schritten auf mich zu und reichte mir das magere Händchen, und der Hund umwedelte mich mit freudigem Wellen wie eine alte Bekanntschaft.

Ich konnte aber dem Mädchen nur zunicken und über das Haar streichen, da ich mich sogleich nach der Kranken umfah. Sie schien ein wenig geschlummert zu haben, schlug die Augen erstaunt zu mir auf, große, viel zu große Augen in dem abgekehrten, durchsichtigen Gesicht, das aber noch vor nicht langen Jahren sehr hübsch gewesen sein mußte.

Klein Ippolita glich ihr auffallend, so daß ich ordentlich Angst bekam, die Tochter möchte auch die Krankheit von der Mutter überkommen haben.

Ich setzte mich auf den Stuhl, den die Kleine mir aus Bett trug, und that ein paar theilnehmende Fragen, auf die ich mit einer dünnen, zitternden Stimme nur kurze Antworten erhielt. Die Hausfrau machte den Dolmetsch, sagte, wie sich die Angela gefreut habe, als das Kind das Körbchen mit den Gewaaren gebracht, und habe auch eines von den Eiern gegessen, die anderen seien noch nicht angerührt, Ippolita weigere

sich, sie der Mutter wegzueissen, sie habe nur das Brod und den Käse sich zugeeignet und Moretto das Meiste davon gegeben.

Die Kranke nickte von Zeit zu Zeit bestätigend und sah dabei das Kind an mit einem so rührenden Ausdruck der zärtlichsten Liebe, daß mir die Augen naß wurden. Ich fragte, ob ich ihr nichts zu Liebe thun könne, sie schüttelte sanft und ergeben den Kopf und streckte nur die Hand nach mir aus, die meine mit ihren knöchernen wachsbleichen Fingern zu drücken. Dann, als ich meinenbeutel auspackte und der Zppolita gab, was ich ihr mitgebracht hatte, überflog ein leises Roth ihr Gesicht und ein glückliches Lächeln erschien an dem abgezehrten Munde, dessen blanke Zähne sichtbar wurden. Moretto fraß sein Würstchen, Zppolita gab so gleich den größten der Kuchen an die Hausfrau, biß aber selbst in einen anderen ein und legte ihn doch geschwind auf den Tisch, als die Mutter einen Hustenanfall bekam, wobei das Kind sie mit so kräftigen Armen, wie man es den dünnen Trommelflöckchen nicht zugetraut hätte, unterstützte, bis die Qual einmal wieder vorüber war.

Es war eine so feuchtkühle Luft im Zimmer, dessen Fenster offen stand, daß ich fragte, ob nicht ein Feuer auf dem Herd der Kranken wohlthun möchte. Sie sei nicht daran gewöhnt, sagte die Padrona. Zppolita hätte wohl einen Haufen dörres Holz zusammen geschleppt, den wollten sie aber „für die kalten Monate“ sparen. Auch schien die Kranke in der That in ihrem Bett, dessen bunte Überzüge sehr reinlich waren, warm genug aufgehoben zu sein, und ihre Wangen sahen aus dem alten gelben Shawl, den sie um den Kopf und die Schultern gewickelt hatte, ohnehin vom Fieber erhitzt hervor.

Also stand ich auf, drückte der Ärmsten noch einmal die Hand, küßte das Kind auf die Stirn und stieg schweren Herzens die Treppe wieder hinab, indem ich der Hausfrau auf die Seele band, es mich wissen zu lassen, wenn sich irgend wie eine Hülfe zu leisten Gelegenheit bieten sollte.

13. Dec.

Ich bin gestern nicht weiter gekommen, es war gar zu unbequem, im Liegen zu schreiben.

Heute darf ich schon wieder aufsitzen, wenn auch noch nicht im Zimmer herumgehen. Auf dem Herabstieg auf der steinigen Straße, die vom gestrigen Regen noch schlüpfrig war, glitt ich aus und verknachte mir den linken Fuß am Knöchel. Ein Wagen war nicht aufzutreiben, so hinkte ich noch die halbe Stunde bis nach Madero und der Knöchel schwoll natürlich auf. Aber der Doctor — ein recht geschickter Mann, obwohl nur ein Italiener, die ja bei euch vornehmen deutschen Ärzten nicht ganz für voll gelten — hat mich sorgfältig behandelt, und in ein paar Tagen soll ich wieder hinaus dürfen.

Freilich, noch nicht wieder hinauf. Das hat mir aber mein Doctor abgenommen. Er mußte mir gleich am nächsten Tage den Gefallen thun, nach der armen Kranken zu sehen, und brachte mir leider trostlose Nachricht. An eine Besserung sei nicht zu denken, es handle sich überhaupt nur höchstens um Wochen, und das sei noch ein Glück, da das Kind, das ja der Mutter immer ganz nahe komme, Gefahr laufe, angesteckt zu werden. Indessen habe er der ärmsten Dulderin etwas Linderung verschaffen können, vor Allem ruhigen Schlaf in der Nacht.

Ich war ihm sehr dankbar, und er versprach mir, wenigstens einen Tag um den anderen nachzusehen und mir zu berichten.

Für das Kind sorgte ich selbst, indem ich ihm aus unsrer Küche zu essen schickte, auch ein Gläschchen von dem guten leichten Landwein. Ich hatte mir aber auch vorgenommen, da sie nun doch bald die Mutter entbehren und in das Waisenhaus kommen würde, sie nicht ganz so armseelig, wie sie ging und stand, in ihr neues Leben eintreten zu lassen.

Eine gutherzige Dame in der Pension that mir den Gefallen, nach Sald zu fahren und dort Zeug zu zwei Kleidchen, einem braunen und einem schwarzen, ferner ein halb Duzend Hemdchen und Strümpfe, auch zur Auswahl verschiedenes Schuhwerk einzulaufen. Die Kleider wollte ich selbst anfertigen, ich hatte ja überflüssig Zeit dazu in meiner unfreiwilligen Zimmerhaft, aber die Maße mußte ich an ihr selbst nehmen.

So brachte mir mein guter Doctor eines Nachmittags das Kind, das mit Moretto

etwas schon bei mir eintrat, aber bald vertraulich wurde. Immer noch nicht sehr gesprächig, doch unverlegen auf meine Fragen antwortend. Ich traktirte es, nachdem ich die Maße genommen, mit Chokolade und Kuchen, mußte aber erleben, daß sie nur eine kleine Portion zu sich nehmen konnte: sie hatte sich das Essen zu sehr abgewöhnt. Dann aber steckte sie das Übrige in die Tasche — natürlich hatte Mörhchen sein Theil wieder abbelommen — und empfahl sich mit einem Knix und tante grazie, so allerliebste, daß ich mir Zwang anthun mußte, das arme süße Ding nicht ans Herz zu drücken und mit Küßen halb aufzufressen.

Ich weiß nicht, verehrter Freund, was Sie zu all diesem Geplauder sagen werden. Wahrscheinlich interessiert es Sie nur mäßig, da Sie die betreffenden Personen nur durch meine sehr unvollkommene Schilderung kennen. Aber Sie haben ja auch ein Herz für die Armen und Elenden unter Ihren Patienten. Wie manchmal machten Sie uns die Freude, Sie bei Ihren wohlthätigen Werken ein wenig unterstützen zu können, also halten Sie mir's zu Gute, wenn die letzten Briefe nichts weniger als antiquarisch ausgefallen sind. Auch die Zeit für Louis XVI. wird ja einmal wieder kommen.

Addio! Heute acht Stunden Sonnenschein. Es ist wirklich kein Humbug mit der berühmten Sonne des Südens.

Ihre alte Verehrerin

Rosa Maria.

*

*

*

20. Dec.

Lieber, verehrter Freund!

Der Mensch denkt und Gott lenkt!

Ich weiß, daß Sie in diesem Punkt nicht mit mir übereinstimmen, ein so unverbesserlicher wissenschaftlicher Gottloser, wie Sie sind, dabei mit dem menschenfreundlichsten Herzen, das man nur wünschen kann.

Aber wenn Sie auch sonst darauf bestehen, daß höchstens die Natur lenkt, der ihr Doctoren ein bißchen nachhelft — bei dem, was ich hier erlebt habe, werden Sie doch stupig werden und das Walten einer gütigen Vorsehung wenigstens ahnen, die die dummen Gedanken armer Sterblicher zum Besten lenkt. Warum sie es freilich in so vielen

Fällen nicht zu thun für gut findet, ist ihr Geheimniß.

Schrieb ich Ihnen nicht in meinem letzten unantiquarischen Brief, auch für Louis XVI. werde die Zeit einmal wieder kommen? Heute weiß ich, daß der arme König mit seinen hübschen Möbeln wohl für immer vor mir Ruhe haben wird.

Aber ich will der Ordnung nach erzählen.

Mit meinem Trauerkleidchen war ich gerade fertig geworden, als mein guter schwarzbärtiger Doctor mir die Nachricht brachte, die arme Angela sei in der vorigen Nacht sanft eingeschlafen.

Das war am 15ten. Für diesen Fall hatte ich ihn gebeten, mir das Kind zu bringen, das ich nicht in dem schauerlichen Hause bei der todten Mutter lassen mochte. Der Doctor hatte das nicht zu Stande gebracht. Klein Zppolita, die mit starren, trockenen Augen neben dem Sterbebett saß, hatte heftig zu weinen angefangen, als man sie wegführen wollte, und nur des Nachts war sie zu der Hausfrau geschlichen, als ob sie sich doch fürchte, mit der Todten im Finstern allein zu bleiben. Sie hatte weder gegessen noch getrunken, nur Moretto gefüttert, den sie immer auf ihrem Schooße hielt.

Hätte ich meinen Fuß schon brauchen können, so wär' ich hingegangen und glaube, ich hätte es fertig gebracht, die arme Waise in Pflege zu nehmen. So mußte ich mich begnügen, ihr den Traueranzug zu schicken, zugleich mit einem schönen Kranz von allerlei immergrünen Zweigen und weißen Nelken, und das Kind der guten Hausfrau auf die Seele zu binden.

Am dritten Tage war das Begräbniß, bei dem ich auch nicht zugegen sein konnte. Ich hatte dem Doctor natürlich Geld gegeben, alle Kosten zu bestreiten, damit es so feierlich werde, „eine so schöne Leich“, wie man in Süddeutschland sagt, als es für diese arme Bevölkerung der höchste Wunsch ihres dürstigen Lebens zu sein pflegt. Auch hatte ich ihm aufgetragen, drei Seelenmessen lesen zu lassen; mein protestantischer lieber Gott wird mir das wohl nicht zur Sünde anrechnen.

Dem Kinde hatte ich sagen lassen, es solle nur ruhig in das Waisenhaus gehen, ich würde gleich am anderen Tage es dort besuchen.

Ich hatte vor, mir ein Wägelchen zu nehmen und nach Sald zu fahren. Zugleich wollte ich der Oberin des Asilo infantile — oder wie ihr Titel ist — die kleine Ausstattung des neu eintretenden Pfleglings übergeben und ein büschen Geld, damit das arme heruntergekommene Pflänzchen besser genährt und getränkt würde, um erst wieder aufzublühen.

Alles schien programmäßig zu verlaufen. Die Beerdigung sei unter großer Vetheiligung der ganzen Fasaner Einwohnererschaft von Statten gegangen, da Alle die Angela geschätzt und lieb gehabt hätten. Das Kind sei dicht hinter dem Sarge hergeschritten, an der Hand der Hausfrau. Es habe ausgesehen wie Mlabaster, oder come un panno lavato, sagte mein Doctor, aber keine Thräne geweint. Und eben so, wie wenn es innerlich versteinert gewesen wäre, habe sich's wieder nach Hause führen lassen und zum ersten Mal ein paar Löffel Suppe gegessen, die ihr die gutherzige Hausfrau gekocht habe.

Am nächsten Mittag sollte es mit der Übersiedelung in das Waisenhaus Ernst werden.

Ich war nun ziemlich beruhigt über das Schicksal meines kleinen Schüplings, wenn ich auch dachte, daß es ihm anfangs hart ankommen würde, sich in die Gesellschaft fremder Kinder und eine so ganz andere Hausordnung zu finden. Aber ich wußte ja, welch ein gutartiger, verständiger kleiner Mensch mein klein Zppolita war, und traute ihr zu, noch einmal auf die Manier dieser hiesigen Leute, die von der unseren so grundverschieden ist, glücklich zu werden, wenn es nur bei seiner jetzigen Umgebung ein bißchen Liebe fände.

Mich darüber zu beruhigen, war einer der Hauptzwecke meines Besuchs im Waisenhaus. Ich ließ darum auch den ersten Tag vergehen und bestellte den Wagen auf den Vormittag des nächsten Tages. Machte auch meinen ersten kleinen Spaziergang im Städtchen, noch am Stock, aber sehr vergnügt, daß ich doch ohne Schmerz wieder auftreten konnte.

Fast wäre ich gleich zu meinem Antiquar gegangen, nachzufragen, ob er sich wegen des Preises für die bewußte braunseidene Garnitur nicht eines Bessern besonnen hätte.

Aber vor dem Laden warnte mich etwas, nicht anzuläuten, und so kehrte ich in meine Pension zurück.

Es war schon Dämmerung geworden, übermorgen haben wir ja den kürzesten Tag. Ich fand aber in meinem Zimmer eine sanfte Helle, da der See im Abendroth heraufleuchtete, unterließ es, das elektrische Licht anzuknipfen, und streckte mich in behaglicher Ermüdung auf die Chaiselongue. Da überließ ich mich meinen Träumen, überlegte, ob ich noch im alten Jahr bei dem herrlichen Wetter eine Fahrt nach Brescia oder gar bis Bergamo machen sollte, und dachte an Alles andere eher, als an das, was kommen sollte.

Denn mitens — ich glaube, ich war ein büschen eingedrösel — höre ich ein Krachen an meiner Thür, rufe: wer ist da? — keine Antwort, nur ein leises, heiseres Wellen, in dem ich sogleich das Stimmchen Moretto's erkannte. In höchster Verwunderung, wie der kleine Kerl sich zu mir gefunden haben mochte, da er nur einmal hier gewesen war, steh' ich auf und eile nach der Thür. Wie ich sie aufmache, springt richtig das Möhrchen an mir herauf, hinter ihm aber steht das Kind, und auf meine Frage: aber bimba mia, was führt dich her? bricht sie in Thränen aus, fällt auf der Schwelle nieder und giebt keine Antwort, als daß sie mich unter Schluchzen immer wieder um Verzeihung bittet.

Ich hob sie auf und trug sie auf die Chaiselongue. Es dauerte aber eine ganze Weile, bis ich aus ihren wirren Reden flug wurde und begriff, wie Alles gekommen war.

Am Vormittag hatte die gute Hausfrau das Kind nach Sald geführt und es dort der Vorsteherin des Asilo übergeben, der es schon angemeldet war. Es scheint, daß man es freundlich aufgenommen hat. Nur hatte man sich durch die leidenschaftlichsten Bitten nicht dazu bewegen lassen, auch dem Hündchen Einlaß zu gewähren. Die Hausgesetze erlaubten das nicht.

Sie habe dann zuerst auch nicht in das Haus gewollt, wenn sie sich von ihrem kleinen Freunde trennen sollte, erzählte mir das Kind unter vielen Thränen, aber die Sora Bia — die Hausfrau — habe ihr so zugeredet, und die gute Dame und einige der

Kleinen Mädchen hätten sie halb mit Gewalt hineingezogen, da habe sie gedacht, es müsse wohl am Ende sein und ihre todte Mamma würde ihr böse sein, wenn sie nicht folge.

Zu Mittag aber habe sie keinen Bissen hinuntergebracht, immer habe sie geglaubt, Moretto draußen auf der Straße winseln zu hören, und endlich am Nachmittag habe sie die Gelegenheit ersehen, als gerade die Hausthür offen gestanden, hinaus zu entweichen, bloß um dem Hündchen ein Stück Brod zu bringen. Vielleicht, dachte sie, kann ich das jeden Tag thun, und er bleibt dann beim Hause, und wenn wir zum Spazieren gehen ausgeführt werden, erlaubt die Oberin, daß er neben mir herläuft.

Wie sie ihn aber draußen gefunden habe, sei er wie toll an ihr hinauf gesprungen, daß er sie beinah umgeworfen hätte, und mit einm sei es ihr gekommen, sie könne es nicht überleben, ihn Nachts draußen zu wissen, wo größere Hunde ihn hätten todt beißen oder böse Buben ihn mit Steinen werfen können, und da habe sie eine so schreckliche Angst erfaßt, und ohne zu bedenken, was sie that und ob man sie deßhalb strafen würde, sei sie Hals über Kopf davon gelaufen, immer los die Straße nach Cardone, und von da nach Fasano, und von Fasano endlich bis Moderno, und habe im Dahinlaufen nur manchmal sich umgesehen, ob ihr Kleiner aus dem Asilo nachsehe, Moretto immer hinter ihren Fersen, bis sie die Pension gefunden, wo ich wohnte, da erst habe sie aufgeathmet, weil sie wisse, ich meine es gut mit ihr und dem armen Moretto und werde nicht zugeben, daß sie getrennt würden.

Ich beruhigte sie mit den besten Worten, so daß sie zu weinen aufhörte. Während sie mir das Alles erzählt hatte, wieder mit einer ihr sonst ungewohnten Beredsamkeit, weil es das geliebte Hündchen betraf, hatte ich im Stillen meinen Entschluß gefaßt. Ich durfte mich doch von dem Kinde nicht beschämen lassen. Wollte sich das von dem Thier nicht trennen, das der Zufall ihm in den Weg geworfen, so durfte ich das arme verwaiste Menschenkind nicht wieder hergeben, das sich so vertrauensvoll zu mir geflüchtet hatte.

Zunächst sorgte ich für seine leibliche Erquickung, ließ ihm ein Süppchen bringen und brachte es dann in ein lauwarmes Bad. Es war rührend zu sehen, wie der arme magere Fisch in der weichen Flut sich so wohlthig streckte und plätscherte, zum ersten Mal in seinem Leben in einem warmen Bade. Nur im Sommer, wo die Hitze hier so enorm ist, war sie am dunkeln Abend mit Schulkameradinnen in den See hinabgetaucht. Als sie dann sauber und frisch heraustrug und ihre Härchen ordentlich wieder gekämmt und aufgesteckt hatte und in ihr schwarzes Kleidchen geschlüpft war, sah ich erst, was für ein von der Natur lieblich ausgestattetes, aber durch die lange Noth traurig heruntergekommenes Geschöpfchen mein klein süße Zppolita war.

Ich behielt sie auf meinem Zimmer, wo ich auch mein Abendessen mir auftragen ließ. Sie war noch nicht ganz beruhigt. Immer horchte sie auf jedes Geräusch draußen, ob man nicht käme und sie zurückforderte. Als ich ihr dann aber auf der Chaiselongue ihr Lager zurecht gemacht hatte, schlief sie doch hurtig ein, ehe sie noch mit ihrem Abendgebetchen ganz fertig geworden war, die eine Hand auf Morettos Kopf gelegt, der neben ihr liegen mußte.

Auch ich legte mich früh zu Bett; ich wollte mit dem grellen elektrischen Licht ihren Schlaf nicht stören. Und so viele Gedanken mir durch den Kopf gingen, schlief ich seltsamerweise doch auch bald ein. Die friedlichen Athemzüge meiner kleinen Schlafgenossin lullten mich in Schlummer.

Ich wachte aber nach einer Stunde auf, da es im Gang draußen noch lebendig war. Sogleich sah ich mich nach der Chaiselongue um. Das Kind und das Hündchen lagen noch, wie sie eingeschlafen waren, der Mondschein aber war durch die breite Balkonthür hereingeschlichen und versilberte jezt Brust und Schultern des Kindes und war zum Gesicht hinaufgeglitten, so daß die weißen Zähnen zwischen den blassen dünnen Lippen schimmerten und das gerade spitze Näschen noch beschienen war. Nur die Augen lagen noch im Dunkeln.

Ich konnte nicht widerstehen, ich erhob mich sacht vom Bette und schlich zu dem Lager des Kindes hin. Mein Kind! sagte ich so

für mich, wohl ein duzendmal, mein, mein, mein Kind! — mit einer stillen Wonne, wie wenn ich dies arme, süße junge Leben unter meinem eigenen Herzen getragen und mit Schmerzen geboren hätte. Sie merkte nichts davon, und ich hütete mich wohl, so gern ich's gethan hätte, ihren Schlaf durch einen Kuß zu stören. Indessen aber rückte der Mondschein zu ihren Augen hinauf, miteins wurde auch Moretto unruhig und winselte leise aus dem Traum, plötzlich öffnete sie die Augen ganz groß, aber noch nicht mit wachem Bewußtsein, sah mich unverwandt an und schien sich zu besinnen, wo und bei Wem sie war. Dann hob sie ganz sacht und schüchtern ihre beiden Ärmchen, legte sie mir um den Hals und zog sich sacht von ihrem Kissen in die Höhe. Im nächsten Augenblick fühlte ich ihre zarten kühlen Lippen auf meinem Munde, nur wie wenn man eine Blume daran fühlt; dann lösten sich die Arme, das Köpfchen sank zurück, und mit einem glücklichen Lächeln schloß sie wieder die Augen.

Zwei Stunden später.

Ich bin hier unterbrochen worden durch den Besuch des hochwürdigen Pfarrers.

Mit dem Sindaco hatte ich wegen der Adoption keine Schwierigkeiten. Die Comune ist nicht unzufrieden damit, daß ihr die Sorge für ein Waisenkind mehr abgenommen wird, und mein freundlicher Doctor hat mir alle amtlichen Schritte erleichtert, da auch er — wie übrigens die ganze Hausgenossenschaft — einen Narren an dem Kinde gefressen hat.

Nur daß ich, eine Protestantin, das Kind nach einer so für lutherisch bekannten Stadt wie Hamburg entführen wollte, war den geistlichen Herren doch nicht ganz unbedenklich erschienen. Indessen ließ sich auch diese Schwierigkeit leicht aus dem Wege räumen. Hatte ich doch schon durch die drei Seelenmessen, die ich gestiftet, meinen Respect vor der katholischen Confession der Kleinen bewiesen. Jetzt bedurfte es nur eines Reveres, den ich ausstellte, daß ich mein Adoptiv-

Kind der Kirche ihrer leiblichen Mutter nicht abtrünnig machen wolle, und der Versicherung, auch in Hamburg gebe es eine Kirche, in der täglich Messe gelesen würde, um das Gewissen des hochwürdigen Herrn zu beruhigen. Und als ich ihm vollends hundert Lire aufgedrängt hatte, pei suoi poveri, trennten wir uns mit gegenseitiger Hochachtung.

Und jetzt, theurer Freund, ist es höchste Zeit, daß ich diesen Brief schließe, wenn er vor mir nach Hause kommen soll. Ich werde, um das Kind nicht anzustrengen, in Trient und München eine Nacht rasten, dann aber in Einem Zuge bis zu meinem Harvestehudernweg fahren. Denn den Heiligabend soll mein klein süße Zypolita im Hause ihrer neuen Mutter feiern, mit einem richtigen Weihnachtsbaum. Was meine alte Marielen dazu für Augen machen wird, darauf bin ich mit einiger Sorge begierig. Anfangs wird sie brummen und den Kopf schütteln. Aber sie hat ein zu gutes Herz und dies Herz zu sehr auf dem rechten Fleck, um auf die Länge böse darüber zu sein, daß ich statt todter alter Möbel ein junges Leben von der Reise mitbringe.

Von meinem Antiquar freilich werde ich mich auf Französisch empfehlen. Statt aller Einkäufe, die ich in Aussicht gestellt, nur einen einzigen Rauchmantel! Denn auch den rothen Brokat lasse ich ihm. Ich hatte einen Augenblick daran gedacht, ihn zu Portieren im „Fremdenzimmer“ zu verwenden. Wenn das aber in Zukunft kein Fremden-, sondern ein Kinderzimmer wird, wäre der Luxus nicht am Platz.

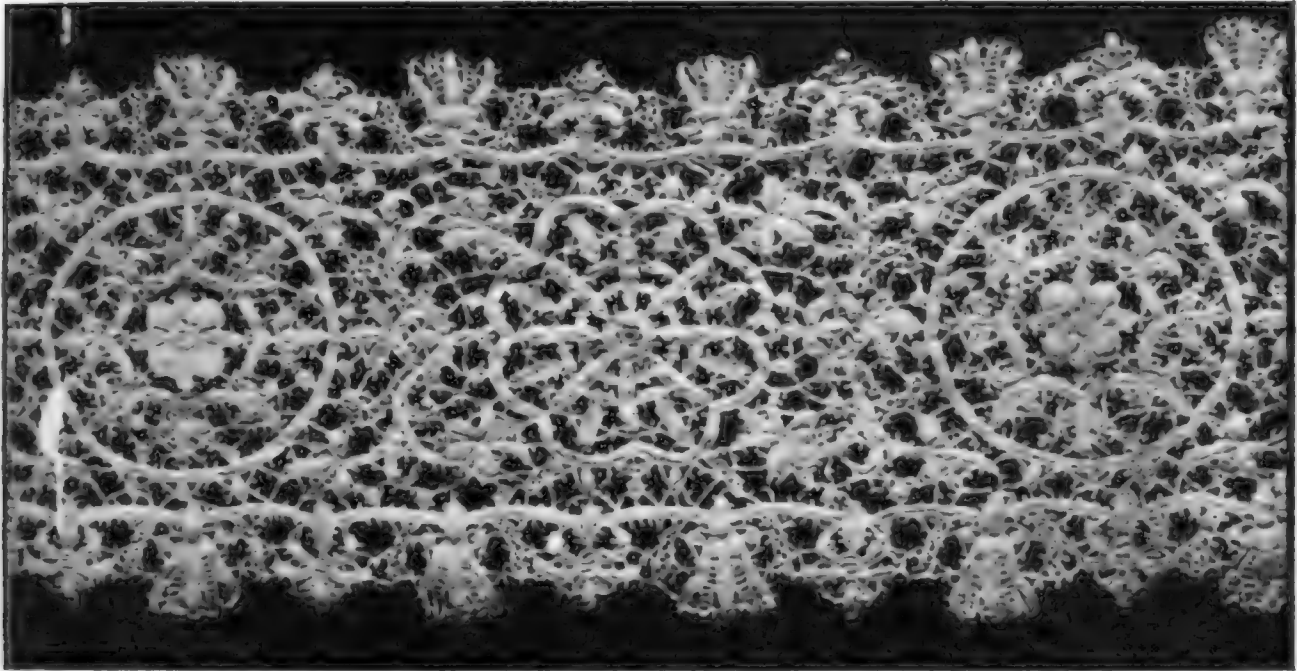
O, mein theurer Freund, lachen Sie mich nur aus, daß ich von meiner antiquarischen Reise nichts mit nach Hause bringe als ein hübsches Kind und ein häßliches Hündchen. Ich komme mir damit doch reicher vor als Saul, der Sohn des Kis, der auszog, seines Vaters Gelinnen zu suchen, und ein Königreich fand!

In alter Freundschaft

Ihre Rosa Maria.







Spitzenartiger Einsatz; Nadelarbeit im Typus der italienischen Spätrenaissance, etwa zweites Viertel des siebenzehnten Jahrhunderts.

Die Entwicklung der Spitze

Von

Moriz Dreger

(Nachdruck ist untersagt.)

Es ist nur ein kurzer Zeitraum, den die Geschichte der Spitze umfaßt. Man spricht zwar von „gotischen“ Spitzen und hat sich vielfach Mühe gegeben, das Vorhandensein der Spitze bereits im Mittelalter nachzuweisen — insbesondere ist das in dem weitverbreiteten Buche der Mrs. Burn Palliser (*A History of Lace*, London, 1869) geschehen —, in Wirklichkeit giebt es aber Arbeiten, die sich unter den heutigen Begriff „Spitze“ einreihen ließen, vor dem sechzehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung überhaupt nicht.

Ich setze hier natürlich einen ganz bestimmten Begriff voraus; die bisherigen Mißverständnisse hatten ihren Grund zum großen Teil ja schon darin, daß man sich, wie so oft, durch das Wort beirren ließ und nicht bedachte, daß das Wort als geschichtlich Gewordenes zu verschiedenen Zeiten eben ganz Verschiedenes bedeuten, andererseits auch derselbe Begriff verschiedenen Ausdruck finden kann und überhaupt Wort und Begriff sich nie völlig decken. Wenn wir uns aber recht klar zu machen suchen, was wir heute

unter Spitze eigentlich verstehen und was man in den letzten Jahrhunderten darunter verstanden hat, so muß man sagen: Spitze ist ein aus Fäden hergestellter, durchbrochener Besatz, der den Zweck hat, von dem festen Stoffe allmählich in das Leere überzuführen. Das Auflösen des festen Körpers, das Schaffen einer Übergangsform ist die Hauptsache.

Dasselbe Bestreben, die Masse zu lösen, herrscht ja auch auf anderen Gebieten der Kunst, insbesondere der Baukunst, in reichlichem Maße. Die Obelisken und Statuen, Spitztürmchen und Gitter, die wir über Hauptsimen und Dächer sehen, haben keinen anderen Zweck, als den vollen Bau ins Nichts auslaufen zu lassen; insbesondere gilt dies auch von den Zinnen, die seit spätgriechischer Zeit keineswegs mehr auf kriegerische Bauten beschränkt waren, sondern eines der beliebtesten Krönungsmotive für allerlei Bauten abgaben und so von griechischen Gräbern und dem ursprünglichen Kolosseum an bis zum Dogenpalast in Übung blieben; so werden denn auch die Spitzen in unserem





1. The first part of the document is a letter from the President of the United States to the Congress, dated January 1, 1801. It is a very important document, as it sets out the principles of the new government and the role of the President.

2. The second part of the document is a letter from the President to the Congress, dated January 1, 1801. It is a very important document, as it sets out the principles of the new government and the role of the President.

3. The third part of the document is a letter from the President to the Congress, dated January 1, 1801. It is a very important document, as it sets out the principles of the new government and the role of the President.

lich ein Erbteilungsvertrag der Schwestern Angela und Hippolita Sforza-Visconti, der am 12. September 1493 zu Mailand abgeschlossen wurde. Ich glaube aber mit Bestimmtheit nachgewiesen zu haben, daß in diesem Vertrage außer von Handarbeiten in Art der Kreuzstickereien nur von Reparaturarbeiten und Posamenterien die Rede ist, daß letztere aber mit Klöppeln (da ossi) ausgeführt waren.

Die Posamenterie arbeitet eben auch mit Fäden- oder ganzen Schnur- und Bandverschlingungen; sie dient aber in der Hauptsache zum Besatz schwerer und bunter Stoffe, sie hat daher auch selbst immer eine gewisse Schwere und Bunttheit.

Bezüglich der Kleidung kann man sagen, daß die Posamenterie sich an der kräftigen, farbenreichen Oberkleidung, die Spitze an der feineren, vorherrschend weißen Unterkleidung entwickelt hat.

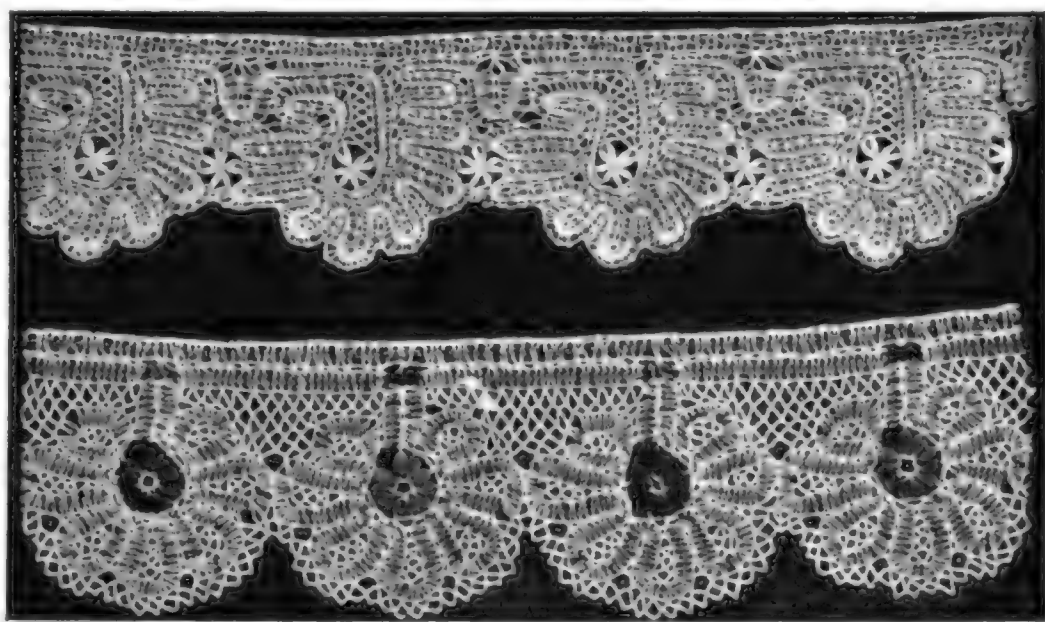
Die späte Antike und das

Mittelalter hatten einen so lebhaften Sinn für die Farbe, daß auch die Leinewäsche zumeist farbig geschmückt wurde, wie das auch heute noch im Orient und bei den Slaven in überwiegendem Maße der Fall ist.

Auch in der früheren Renaissance, sogar noch auf Holbeinischen Bildern sind wir fast ausschließlich bunte Leinenstickereien zu sehen gewohnt. Wenn nun mit diesen Leinenstickereien freie genähte oder geklöppelte Endigungen in Verbindung treten, so sind sie naturgemäß auch in mehreren Farben gehalten; so sehen wir denn in der That an älteren Kelchtüchern, Behängen, Wäschestücken der Renaissancezeit weiße Klöppelbesätze mit blauen, roten, braunen, grünen Einschlügen, manchmal zwei, manchmal drei Farben miteinander gemischt. Daher sind auch die orientalischen und slavischen Spitzen, die sich

nur selten auf reinweiße Stickereien beziehen, fast durchaus bunt geblieben. Solche Arbeiten stellen eben eine Art Mittelstufe zwischen Posamenterie und wirklicher Spitze dar. Wir dürfen als Kennzeichen dieser eben nicht eine bestimmte Technik, sondern eine bestimmte künstlerische Absicht ansehen.

Die wirkliche Spitze ist erst in dem Augenblick entstanden, da man bewußt einen künstlerischen Unterschied machte zwischen farbiger Ober- und weißer Unterkleidung. Diesen Schritt that aber zuerst die Renaissance, und zwar vor allem die nördliche Hälfte Italiens, und da wieder besonders Venedig, das in Fragen der Mode vom



Farbige russische Klöppelspitzen als Beispiel der entarteten Retlicella.

späteren Mittelalter bis ins siebzehnte Jahrhundert hinein, wo Paris an die Stelle trat, thatsächlich die tonangebende Stadt Europas war.

Wir erkennen es als einen durchgehenden Grundzug der Renaissance, daß sie den Farbenreichtum des Mittelalters zurückdrängt — in der Bau- und Bildhauerkunst geht sie ja schrittweise zur vollkommenen Farblosigkeit über —, dafür aber mehr die ursprünglichen Töne des Materials zur Geltung kommen läßt, so etwa Ziegel und Gestein nebeneinander in einem Baue, während man bis dahin wo möglich alles mit einer gleichmäßig, farbig reich gemusterten Schicht überkleidet hatte. Auch paßte dieses Betonen des Materiales zu dem entschieden verstandesmäßigeren, nüchterneren, wissenschaftlicheren Sinne der Renaissancezeit.





Eine weitere Eigentümlichkeit der Barockspitze ist das Schaffen der (technisch nötigen) Verbindungsstege zwischen den großen Rankenformen; doch brachte man diese Stege (bridles) zunächst als reinen Notbehelf so an, daß sie sich gegenseitig in der Wirkung aufhoben und künstlerisch eigentlich gar keine Rolle spielten. Dagegen suchte man die großen, wuchtigen Hauptformen noch auf eine andere Weise zu heben; man durchbrach sie stellenweise, besonders an den breitesten Stellen, durch zarte Musterungen. Das Relief trat an den anderen Stellen dann um so stärker hervor. Doch lag besonders hierin und in der Ausbildung der Stege die Möglichkeit einer neuartigen Weiterentwicklung. Und diese mußte naturgemäß eintreten, seitdem ein neues, nordisches Volk die Führung übernommen hatte.

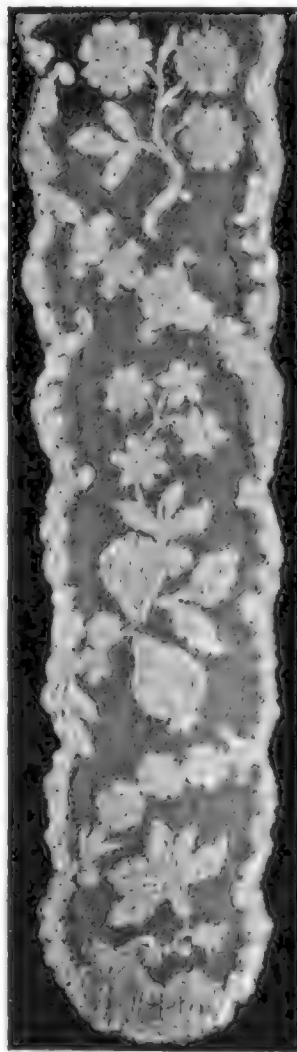
Zunächst unterschied sich die französische Spitze, die seit Gründung der staatlich privilegierten Compagnie (1665) „point de France“ genannt wurde, allerdings nicht von der italienischen; aber gegen 1700 hat sich der nordisch-französische Charakter doch bereits deutlich fühlbar gemacht.

Die Wucht der Barocke entspricht auf die Dauer doch nicht dem mehr verstandesmäßig kühl abwägenden Wesen des Nordländers, insbesondere des Franzosen und Niederländers.

So werden nun die großen Formen in der Spitze gemäßigt oder eigentlich zerrissen und aufgelöst, wodurch die zwischenliegenden Stege naturgemäß immer größere Bedeutung erlangen; es entsteht ein tatsächliches, zunächst unregelmäßiges, dann aber meist sechs- ediges Netz, in dem die einzelnen Formen nun förmlich schwimmen. Es scheint sogar, daß dieser Prozeß, dem Wesen der Klöppelspitze entsprechend, in dieser zuerst vor sich ging, und zwar wohl schon Ende des siebzehnten Jahrhunderts in den Barockspitzen Oberitaliens und denen der westlichen Niederlande, sowie in den Spätrenaissanceformen, die sich in den östlichen Niederlanden, dort durch die Barocke nie verdrängt, stellenweise eben bis in den Klassicismus erhielten. Hier wären auch besonders die sogenannten „Pottentanten“ zu erwähnen, bei denen Vasen mit ziemlich naturalistischen Blumen das Hauptornament abgeben, während die Gründe

allerlei reiche Musterungen nebeneinander aufweisen. Es sind das holländische Spätlinge der Renaissance, an denen sich die Gründe aber ziemlich früh besonders reichlich entwickeln.

Dieser Wandel, der im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts auch bereits in der Nähspitze hervortritt, ist der größte, den die Spitze überhaupt durchgemacht hat: es be-



Barbe „Valenciennes“, geklöppelt, gegen Mitte des achtzehnten Jahrhunderts.

ginnt nun die eigentliche nordische Spitze im Gegensatz zur italienisch-barocken, die auch in Italien selbst immer mehr an Bedeutung verliert und eigentlich nur in Spanien, das eben in der ganzen Entwicklung Halt macht, und mit gewissen Änderungen bei den Westslaven in Geltung bleibt. Es prägt sich nun in der Spitze das Wesen des modernen, raffinierten Nordländers im Gegensatz zum Gewaltmenschen der Renaissance und Barocke aus; insbesondere ist dieser Gegensatz ja bei der Frau deutlich — man begreift es sehr wohl, daß die feinen, hochgebildeten Damen des französischen Hofes, die durch Geist,

Intrigue und sanfte Gewalt herrschten, mit den wulstigen Barockformen um ihre zierlichen Glieder nicht mehr einverstanden waren.

Diese zarteren Arbeiten aus der Spätzeit Ludwigs XIV. führen denn auch naturgemäß in die Kokospitze über, die ja zum zierlichsten und düftigsten gehört, was man sich überhaupt vorstellen kann. Jetzt tritt auch wieder die Klöppelspitze in den Vordergrund; denn der Nähspitze haftet ihr gegenüber doch immer eine gewisse Schwere an, und jetzt soll die Spitze vor allem leicht und düftig sein. Es schlagen deshalb jetzt auch die Niederlande, die den allerfeinsten Faden





Zeit; ihr Schöpfer ist der Vater der Medizin, der große Hippokrates. Wie die Welt aus vier Urstoffen besteht, aus Feuer, Wasser, Luft und Erde, denen die vier Qualitäten des Warmen, Feuchten, Kalten und Trockenen entsprechen, so ist der menschliche Körper im wesentlichen aus vier Flüssigkeiten zusammengesetzt: aus dem Blut, welches der Qualität des Warmen entspricht, aus dem Schleim, welcher die Kälte repräsentiert, aus der gelben Galle, als dem Element des Trockenen, und der schwarzen Galle, als dem Element des Feuchten. Eine geheimnisvolle Kraft, *ἐμφυρὸν θερμὸν*, die im Herzen ihren Sitz hat, geht von hier aus durch alle Adern des Körpers und reguliert die richtige Mischung der vier Grundsäfte. In jedem Menschen wiegt ein Kardinalsaft vor, und dadurch wird der Charakter bedingt: das sanguinische Temperament durch das Blut (*sanguis*), das phlegmatische durch den Schleim (*phlegma*), das melancholische durch die schwarze Galle (*melas chole*), endlich das cholerische durch die gelbe Galle (*chole*). In der Sprache haben sich diese Anschauungen ja bekanntlich bis heute erhalten; wir sagen, daß die Galle überläuft, wenn jemand zornig wird, wir sprechen von einem „aufbrausenden“ Menschen. Sind nun die vier Kardinalsäfte in richtiger Mischung (*eukrasia*) vorhanden, meint Hippokrates, so besteht Gesundheit; Krankheit dagegen ist bedingt durch eine falsche Mischung, durch *Dyskrasie*. Ist zum Beispiel zu viel Schleim vorhanden, so kann er in die Lunge hinabfließen und erzeugt so *Katarrh*. Da man sich vorstellte, daß der Schleim im Gehirn produziert werde und durch das Siebbein nach unten fließe, so faßte man das Niesen als Anzeichen der Heilung auf; das ist der Grund, warum man heute noch „Projit!“ oder „Wohl bekomm’s!“ beim Niesen sagt.

Hippokrates wurde durch seine sonderbare dogmatische Auffassung vom Wesen der Krankheit nicht behindert, als echter Naturforscher die einzelnen Krankheiten auf dem sicheren Boden der Erfahrung zu studieren. Allein, wie Helmholtz sagt, „dann kamen die weniger begabten Schüler, welche den Meister kopierten, seine Theorie übertrieben, sie einseitiger und logischer machten, unbeküm-

mert um den Widerspruch der Natur.“ Insbesondere die beispiellose Autorität, welche der größte römische Arzt, Galenus, durch das ganze Mittelalter hindurch genoß, brachte es mit sich, daß die von ihm acceptierte Humoralpathologie herrschend blieb.

Es würde ermüdend sein, den Leser durch das verschlungene Gewirr der pathologischen Theorien und Systeme hindurchzuführen, die im Laufe der Jahrhunderte sich folgten. Bezüglich der Humoralpathologie genügt es, festzustellen, daß noch Moritzavsky (1804 bis 1878), der bedeutendste pathologische Anatom vor Virchow, in seiner Krausenlehre völlig auf humoralpathologischem Standpunkt stand. In Veränderungen der Blutmischung, in einer „Blutkrase“ sah er die nächsten Krankheitsursachen. So unterschied er eine Typhuskrase, eine Tuberkelkrase u. s. w.

Die Gegner der Humoralpathologen, die Solidopathologen, versuchten die Krankheit aus der veränderten Spannung der festen Teile zu erklären, aus dem *Strictum* und *Laxum*, dem *Tonus* und der *Atonie*, aus der Anspannung und Abspannung der Nerven. Der konsequenteste Vertreter dieser Anschauung war der Engländer John Brown (1735 bis 1788). Der „Brownianismus“ fußte auf der Lehre des großen Physiologen Albrecht von Haller von der *Irritabilität* oder *Reizbarkeit*. Diese Reizbarkeit sah man als die Grundeigenschaft des tierischen Lebens an; allen Organen und Geweben des Körpers sollte sie zukommen, nicht bloß den Muskeln und Nerven, sondern auch dem Blut und den Knochen. Die spezifische Art der Thätigkeit eines Organes führte man auf eine besondere Energie desselben zurück. Steigerung oder Herabsetzung der Reizbarkeit sollte die Ursache der Krankheit sein. Die Regulation der Reizbarkeit und Thätigkeit aber besorgte wiederum eine geheimnisvolle Kraft, die Lebenskraft. Diese Kraft war dasselbe, was der Schöpfer einer lange geltenden pathologischen Doktrin, Stahl, die Lebensseele genannt hatte. Helmholtz sagt von ihr: „Stahls Lebensseele ist im ganzen nach dem Vorbilde dargestellt, wie sich die pietistischen Gemeinden jener Zeit die sündige menschliche Seele dachten; sie ist Irrthümern und Leidenschaften, der Trägheit, Furcht, Ungeduld, Trauer, Unbedachtsamkeit,

Verzweiflung unterworfen. Der Arzt muß sie bald befänstigen, bald aufstacheln oder strafen und zur Buße zwingen.“ Zu allem diesem Unsinn gesellte sich der Mesmerismus, die schwindelhafte Lehre vom tierischen Magnetismus, und die Homöopathie. Zu welchen Übertreibungen diese Verirrungen führten, dafür nur zwei Beispiele. Der Professor der Medizin Joh. Nepomuk von Ringseis (1785 bis 1880) in München, das Haupt der „katholischen“ Wissenschaft in München und ihr Führer gegen Liebig, leitete die Krankheit aus der Sünde her und stellte eine spezifische „christliche“ Heilkunde auf. Und noch 1802 wurde in Jena von Joh. Heinr. Voigt in der Vorlesung über Physik gelehrt, daß es „ein männliches und ein weibliches Feuer“ gäbe, daß das „schöpferische Princip in der Natur dem Vater, das erhaltende dem Sohn, das einigende aber dem heiligen Geiste“ entspreche, und daß „Anziehung und Abstoßung in der materiellen Welt dasselbe seien wie Soll und Haben in der Buchführung“.

Schließlich kam gar noch die Einwirkung der sogenannten „Naturphilosophie“ Schellings dazu, über den nicht in Schopenhauerschen Ausdrücken zu sprechen für den wahren Philosophen und Naturforscher schwer ist. Welche Blüten des Unsinn der Schellingsche Geist in der Medizin trieb, erhellt aus zwei Stellen, die sich bei medizinischen Schriftstellern der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts finden. Salomo Steinheim (1789 bis 1866) sagt von der Cholera: „Sie ist, was ihre negative Sphäre anlangt, von einer outrierten Dekombustion der organischen Uräfte, von einer vollendeten Melanämie mit allen ihren begleitenden, aus dieser einzigen Quelle entspringenden pathologischen Affekten abzuleiten.“ Und ein anderer „Forscher“, E. S. Nathan (1807 bis 1862) urteilt in seiner „Physiologischen Analyse der Thräne“: „Die Thräne als Abstoßung und Aufopferung eines organischen Teiles ist das Symbol des Unterliegens unter die äußere Macht, aber auch andererseits der Anerkennung einer Erhabenheit, einer sittlichen Größe, ja des höchsten Weltgerichtes selbst.“

Doch genug! Diese kurzen Skizzen aus der Geschichte der Medizin werden genug-

sam den traurigen Zustand der Wissenschaft am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts illustriert haben. Wir hören ein leeres Phrasengeklänge, Worte, bei denen sich nichts denken läßt. Von diesem dunklen Hintergrund hebt sich um so heller der Fortschritt ab, den wir Virchow und seinen Zeitgenossen verdanken.

Rudolf Virchow war am 13. Oktober 1821 zu Schivelbein in Hinterpommern als Sohn des dortigen Syndikus geboren worden. Aus seiner Gymnasialzeit wird berichtet, daß er frühzeitig durch seinen Fleiß und seine Sprachgewandtheit, vor allem aber durch ein fabelhaftes Gedächtnis aufgefallen sei. 1839 bezog er die Universität Berlin, um Medizin zu studieren. Er war hier Zögling der „Pepinière“, des zur Erziehung von Militärärzten bestimmten Friedrich-Wilhelm-Institutes, dem auch Helmholtz angehörte. Wie eine glückliche Vorbedeutung mutet es uns an, daß gerade in das erste Studienjahr des jungen Mediziners die epochale Entdeckung fiel, auf der sich die gesamte moderne Wissenschaft vom tierischen Leben aufbaut: 1839 erschien Theodor Schwanns berühmte Schrift: „Mikroskopische Untersuchungen über die Übereinstimmung in der Struktur und dem Wachstum der Tiere und Pflanzen.“ Schwann zeigte hier, auf Schleidens botanischen Forschungen fußend, daß der tierische Körper, wie der pflanzliche, aus Zellen aufgebaut sei. Schwann war ein Schüler Johannes Müllers, des unsterblichen Begründers der modernen Physiologie, des Schöpfers der exakten naturwissenschaftlichen Medizin. Mit genialem Blick hatte Müller eben (1838) das Mikroskop zur Untersuchung der krankhaften Geschwülste angewandt; seines Schülers Virchow Forschungen blieb es vorbehalten, was der Meister begonnen, auszubauen zu einer vollendeten wissenschaftlichen Pathologie.

1843 war Virchow Unterarzt geworden und hatte in demselben Jahre auf Grund einer Inauguraldissertation „De rheumate praesertim corneae“ promoviert. Zunächst Assistent Robert Broriéps, wurde er, als dieser 1846 als Direktor des Landesindustrie-comptoirs nach Weimar ging, sein Nachfolger in der Professur der Charité. 1847 habilitierte er sich an der Universität Berlin

als Privatdocent der pathologischen Anatomie und begründete mit Benno Reinhardt das „Archiv für pathologische Anatomie und Physiologie und für klinische Medizin.“ Reinhardt starb 1852, und seit dieser Zeit bis heute redigiert Virchow allein die Zeitschrift, die, als „Virchows Archiv“ weltbekannt, die Entwicklung der Pathologie in den letzten fünfzig Jahren wiedergibt. Im Winter 1848 reiste der junge Gelehrte, vom Kultusminister beauftragt, nach Oberschlesien, um die dort ausgebrochene Hungertyphusepidemie zu studieren; die „Mitteilungen über die in Oberschlesien herrschende Typhusepidemie“ (1848) enthalten die Ergebnisse dieser Reise. Es ist bezeichnend für Virchows universelle Art, daß er sich schon hier nicht mit einer rein pathologischen Untersuchung begnügte. Die eingeflochtenen Studien über Land und Leute lassen den künftigen großen Anthropologen ahnen; und immer bestrebt, die erkannte Wahrheit praktisch zu verwerten und die Früchte seiner wissenschaftlichen Arbeit für die Allgemeinheit nutzbar zu machen, hält er nicht mit seiner Überzeugung zurück, daß die Regierung sich schlimme Unterlassungssünden habe zu schulden kommen lassen. Es fehlen aber auch nicht Vorschläge, wie durch eingreifende socialpolitische Reformen die Fehler gut zu machen seien.

Noch in einer weiteren Richtung bethätigte sich Virchow im Revolutionsjahr, einer Richtung, in der er sich auch späterhin große Verdienste um die Medizin und den ärztlichen Stand in Deutschland erwarb: er gab mit Leubuscher ein medizinisch-politisches Blatt, „Die Medizinische Reform“, heraus. Eine Forderung, die er hier aufstellte und die damals übertrieben erscheinen mochte, nämlich die Errichtung eines Deutschen Reichsministeriums für öffentliche Gesundheitspflege, ist seitdem durch Schaffung des Reichsgesundheitsamtes wenigstens teilweise erfüllt worden.

Eine Wahl als Abgeordneter mußte er ablehnen, da er mit seinen siebenundzwanzig Jahren noch nicht das gesetzliche Alter erreicht hatte. Indessen machten sich die Folgen der damit begonnenen Beteiligung an der damaligen politischen Bewegung für ihn bald sehr unangenehm fühlbar. Er wurde

durch den Minister von Ladenberg seiner Professur entsetzt; zwar erreichte die Fürsprache einflußreicher Freunde und Verehrer, daß er in seiner Stellung belassen wurde, aber nur unter dem Vorbehalte der Widerruflichkeit seiner Begnadigung. Aus solch unwürdiger und auf die Dauer unhaltbarer Lage befreite ihn Bayern. Der große Gynäkologe und Geburtshelfer Scanzoni von Vichtensfels in Würzburg regte seine Berufung an die fränkische Hochschule an, und Virchow ging infolgedessen 1849 als ordentlicher Professor der pathologischen Anatomie nach Würzburg. Die „Würzburger Schule“ war damals auf der Höhe ihres Ruhmes, und der Neuberufene zählte bald zu ihren hervorragendsten Lehrern. Für die wissenschaftliche Entwicklung seiner pathologischen Anschauungen war, wie er selbst gelegentlich hervorgehoben hat, bedeutungsvoll, daß er in Würzburg den großen Meister der Histologie und Embryologie traf, Albert von Kölliker (geb. 1817), der noch heute in Würzburg schaffte. Auch in seiner neuen Stellung hatte er, wie in Berlin, bald Gelegenheit, seine Wissenschaft in den Dienst des Gemeinwohls zu stellen, indem ihn die bayerische Regierung beauftragte, die im Speessart ausgebrochene Hungersnot zu studieren.

In litterarischer Beziehung war der Aufenthalt in der Stadt des heiligen Kilian sehr fruchtbar. Abgesehen von zahlreichen Einzeluntersuchungen begann er die Herausgabe des „Handbuchs der speciellen Pathologie und Therapie“ und übernahm mit dem physiologischen Chemiker Scherer die Redaktion des Constatistischen Jahresberichtes über die Fortschritte der gesamten Medizin in allen Ländern; dieser Jahresbericht, in der wissenschaftlichen Welt als „Virchow-Hirsch' Jahresbericht“ bekannt, steht noch jetzt unter der Leitung des greisen Gelehrten; er ist ein unentbehrliches litterarisches Hilfsmittel zur Auffindung der Quellen bei wissenschaftlichen Arbeiten geworden.

Nach siebenjähriger Abwesenheit ergab sich die Möglichkeit einer Rückkehr nach Berlin; der Minister von Raumer berief den schon berühmten Gelehrten als Professor der pathologischen Anatomie und allgemeinen Pathologie sowie als Direktor des neugeschaff-

nen pathologischen Instituts 1856 zurück. Hier entfaltete er sofort, umgeben von einer Schar tüchtiger junger Forscher, eine überaus vielseitige Thätigkeit. Schon 1858 erschien, als Resultat von Vorlesungen, dasjenige Werk, welches Virchows Name in die weitesten Kreise getragen hat und welches für immer sein größter Ruhm bleiben wird: „Die Cellularpathologie in ihrer Begründung auf physiologische und pathologische Gewebelehre“.

Wir erinnern uns des Streites zwischen Humoralpathologen und Solidarpathologen; beide Anschauungen sind von Virchow durch seine Cellularpathologie beseitigt worden, indem er den Sitz und das Wesen des Krankheitsprozesses in das letzte Formelement des Körpers, in die Zelle, verlegte. Diese Erkenntnis ist für das Verständnis des normalen Lebens, für die Physiologie, ebenso wichtig wie für die Erkenntnis pathologischer Vorgänge. Und hier glaube ich, als Physiologe, dem großen Pathologen ein hervorragendes Verdienst auch um die allgemeine Biologie zuschreiben zu dürfen; denn, um mit den Worten der Virchow-Festschrift von 1891 zu sprechen, „nicht nur das eigene Werk begründet des Meisters Anspruch auf die Ehrfurcht der Zeitgenossen und die Dankbarkeit des kommenden Geschlechtes. In gleichem Maße ehrt ihn auch das, was er durch schöpferische Gedanken bei anderen ins Leben gerufen, was durch die Klarheit und Wahrheit seiner Darstellungen er aus fruchtloser Bewegung in förderliche Bahnen gelenkt hat.“ In diesem Sinne will ich die Aufmerksamkeit auf die Thatfache lenken, daß, fast ein halbes Jahrhundert nachdem der große Pathologe das cellulare Princip als die Grundlage der gesamten organischen Forschung erklärt hat, jetzt erst die Physiologie eine Zellphysiologie zu schaffen beginnt. Nachdem Kühne, Engelmann, Heidenhain und andere hiersür Bedeutendes geleistet, ist in den letzten Jahren als konsequenter und bewußter Vertreter der Cellularphysiologie Max Verworn in Göttingen aufgetreten. Um die außerordentliche Fruchtbarkeit des Virchowschen Gedankens zu zeigen, darf ich wohl Verworns eigene Ausführungen citieren: „Um die elementaren, allgemeinen Rätsel zu lösen, müssen wir

einen ganz anderen Weg (als bisher) einschlagen. Worauf uns die Betrachtung jeder einzelnen Funktion des Körpers immer wieder hindrängt, das ist die Zelle. In der Muskelzelle liegt das Rätsel der Herzbe-
wegung, der Muskelkontraktion; in der Drüsenzelle ruhen die Ursachen der Sekretion; in der Epithelzelle, in der weißen Blutzelle liegt das Problem der Nahrungsaufnahme, der Resorption, und in der Ganglienzelle schlummern die Geheimnisse der Regulierung aller Körperleistungen. Längst hat uns die Zellenlehre gezeigt, daß die Zelle der Elementarbaustein, der ‚Elementarorganismus‘ ist, in dem die Lebensvorgänge ihren Sitz haben. Nur in der Physiologie hat man erst in der jüngsten Zeit angefangen, die einfache und mit so logischer Schärfe auftretende Konsequenz zu beachten, daß, wenn die Physiologie die Erforschung der Lebenserscheinungen als ihre Aufgabe betrachtet, sie dann die Lebenserscheinungen an dem Orte untersuchen muß, wo sie ihren Sitz haben, wo der Herd der Lebensvorgänge ist, d. i. in der Zelle. Will daher die Physiologie sich nicht bloß damit begnügen, die bisher gewonnenen Kenntnisse von den groben Leistungen des menschlichen Körpers noch weiter zu vertiefen, sondern liegt ihr daran, die elementaren und allgemeinen Lebenserscheinungen zu erklären, so wird sie das nur erreichen als Cellularphysiologie.“ Die Cellularphysiologie ist aber eine Frucht des großen Gedankens, mit dem Virchow seine Cellularpathologie schuf.

Heute, wo die Frage nach der Ätiologie des Krebses wieder einmal im Mittelpunkt der Erörterung steht, ist es angebracht, an die Zellpathologie zu erinnern. Man weiß es heute kaum mehr, daß früher auch die Entstehung krankhafter Geschwülste auf Grund humoralpathologischer Anschauungen erklärt wurde; man dachte sich, daß der Krebs eine Folge „schlechten Blutes“ sei, und daß er durch die Abscheidung schädlicher Stoffe vom Blute her entstehe. Damit war natürlich jede unmittelbare Einwirkung auf das Leiden unmöglich gemacht. Virchow war der erste, welcher zeigte, daß in den krankhaften Geschwülsten keine anderen Zellen vorkommen als die normalen Formelemente, und daß die Geschwülste lediglich eine lokale Zell-

wucherung darstellen. Damit sei die Möglichkeit gegeben, den Krankheitsherd zu entfernen, ja man müsse das so früh als möglich thun, ehe an anderen Stellen des Körpers „Metastasen“, Verpflanzungen der Geschwulst, auftreten oder die örtliche Ausbreitung des Leidens den Tod herbeiführe. Man kann also sagen, daß die Tausende von Männern und Frauen, welchen heute durch Operation eine Krebsgeschwulst entfernt wird, ihr Leben Virchow verdanken. Wie gesagt, man denkt heutzutage viel zu wenig an die Größe dieses Verdienstes. So kam es, wie die Virchow-Festschrift von 1891 sich ausdrückt, daß die methodische Grundlage der Medizin, durch die unermüdliche Thätigkeit ihres Schöpfers Allgemeingut geworden, aufhörte, das ausschließliche Eigentum ihres Schöpfers zu sein, und daß dieser selbst hin und wieder vergessen und sein Wort überhört wurde, wenn geschickte und erfolgreiche Einzeluntersuchungen die Aufmerksamkeit der Forscher einseitig auf einen Punkt bannen oder vielleicht einmal die Methode selbst in Gefahr kam, in der Flut der Methoden unterzugehen. Man denke nur an die große Gefahr, welche der Großbetrieb der Bakteriologie für die wahre Wissenschaft vom kranken Leben bildet. Das Züchten von Bacillen, das Suchen von Bakteriengiften und Gegengiften bringt nur zu leicht unbewußt das alte Gespenst der Humoralpathologie wieder ans Tageslicht. Es ist gewiß ein großer Fortschritt, zu wissen, daß ein spezifischer Mikroorganismus eine bestimmte Krankheit hervorruft; und es ist interessant und wichtig, zu erforschen, welche Toxine produziert, durch welche Antitoxine sie unschädlich gemacht werden. Nur darf man nicht vergessen, daß das alles noch nicht das Wesen der Krankheit ausmacht, daß dieses vielmehr besteht in den funktionellen, formativen und Ernährungs-Veränderungen der einzelnen Zellen.

„Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen.“ So wird die Großartigkeit der Virchow'schen biologischen Grundauffassung am klarsten erscheinen, wenn ich den Meister selbst zu Worte kommen lasse. In der vierzehnten Vorlesung der Cellularpathologie sagt er: „Ich möchte Ihnen den Schluß nahe führen, der, meiner Ansicht

nach, der Ausgangspunkt für alle weiteren Betrachtungen sein muß, welche über Leben und Lebensthätigkeit angestellt werden können, daß nämlich in allen Teilen des Körpers eineerspaltung in viele kleine Centren stattfindet, und daß nirgend, soweit unsere anatomische Erfahrung reicht, ein einziger Mittelpunkt existiert, von dem aus die Thätigkeiten des Körpers in einer erkennbaren Weise geleitet werden. Schon nach den allgemeinen Erfahrungen, die einem jeden fast von selbst zuschießen, ist dies die einzige Deutung, welche zugleich ein Leben der einzelnen Teile und ein Leben der Pflanze zuläßt und welche uns in den Stand setzt, eine Vergleichung anzustellen zwischen dem Gesamt-leben des entwickelten Tieres und dem Einzel-leben seiner kleinsten Teile, als auch zwischen dem Ganzen des Pflanzenlebens und dem Leben der einzelnen Pflanzenteile. Die entgegenstehende Auffassung, welche gerade in diesem Augenblicke mit einer gewissen Energie hervortritt, diejenige, welche im Nervensystem den eigentlichen Mittelpunkt des Lebens sieht, hat die überaus große Schwierigkeit vor sich, daß sie in demselben Apparate, in welchen sie die Einheit verlegt, dieselbeerspaltung in viele einzelne Centra wiederfindet, welche der übrige Körper darbietet, und daß sie nirgend im Nervensystem einen wirklichen Mittelpunkt zeigen kann, von welchem, wie von einem bestimmenden, alle Teile beherrscht würden. — Wollte man wirklich das Nervensystem mit seinen einzelnen zahlreichen Centren als Mittelpunkt aller organischen Thätigkeiten bezeichnen, so würde man damit nicht gewonnen haben, was man eigentlich sucht, die wirkliche Einheit. Macht man sich die Schwierigkeiten klar, die einer solchen Einheit entgegenstehen, so kann es kaum zweifelhaft sein, daß wir durch die Phänomene unseres Ichs immerfort irreführt werden in der Deutung der organischen Vorgänge. Wir, die wir uns als etwas Einfaches und Einheitliches fühlen, wir gehen allerdings immer davon aus, daß von diesem selben Einheitlichen alles bestimmt werden müßte. Wenn Sie aber die Entwicklung einer bestimmten Pflanze von ihrem ersten Keim bis zur höchsten Entfaltung verfolgen, so treffen Sie eine ganz analoge Reihe von Vorgängen, ohne daß wir auch

nur vermuten könnten, es bestände eine solche Einheit, wie wir sie unserem Bewußtsein nach in uns voraussetzen. Niemand ist im Stande gewesen, ein Nervensystem bei den Pflanzen zu sehen; nirgend hat man gefunden, daß von einem einzigen Punkte aus die ganze entwickelte Pflanze beherrscht werde. Alle heutige Pflanzenphysiologie beruht auf der Erforschung der Zellenthätigkeit, und wenn man sich immer noch sträubt, dasselbe Princip auch in die tierische Ökonomie einzuführen, so ist, wie ich glaube, gar keine andere Schwierigkeit da als die, daß man die ästhetischen und moralischen Bedenken nicht zu überwinden vermag.“

Man sieht, es ist wirklich nicht zu viel gesagt, wenn man Virchow auch als den Vater der Cellularphysiologie ansieht.

Es rechtfertigt sich wohl von selbst, daß wir so lange bei diesem einen Punkte verweilen. Die Cellularpathologie ist und bleibt eben, um ein Wort Schopenhauers zu variieren, „der große Diamant in der Krone des Virchowischen Ruhmes.“

Was Virchow außerdem auf dem Gebiete der allgemeinen Pathologie und der speciellen pathologischen Anatomie geleistet, ist so ungeheuer vielseitig, daß es geradezu unmöglich ist, dem Laien von diesem verwirrenden Reichthum eine auch nur annähernde Vorstellung zu verschaffen. Man darf sagen, daß er geradezu alle Kapitel der Pathologie von Grund aus umwälzend bearbeitet hat, so daß unter seinen Händen diese gesamte Wissenschaft gegenüber dem früheren Bestande eine völlig veränderte Physiognomie erhalten hat. „Ein großer Teil der Begriffe, mit denen wir heute in der pathologischen Anatomie operieren, ist von ihm neu geschaffen oder doch modifiziert worden. Die ganze moderne Pathologie trägt den Stempel der cellularen Doktrin, und es giebt thatsächlich kein Gebiet, das wir nicht von den Produkten Virchowischen Geistes und Virchowischer Arbeit durchseht finden.“ (Pagel.)

Eine Auswahl der wichtigsten pathologischen Forschungen des Jubilars kann dem Laien naturgemäß nicht viel mehr geben als Namen; um ein erschöpfendes Bild zu zeichnen, müßte man eben ein Handbuch der Pathologie schreiben. Die Widerlegung der

Mokitansky'schen Krasenlehre haben wir schon erwähnt; die Chlorose oder Bleichsucht wurde von ihm zuerst einer exakten Auffassung näher gebracht, indem er nachwies, daß sie häufig mit einer Hypoplasie, einer ungenügenden Entwicklung des Gefäßsystems und der weiblichen Genitalorgane, einhergehe. Er hat über die Thrombose (Blutgefäßverstopfung) und Embolie (Schlagaderverstopfung) grundlegende Forschungen angestellt; hat zuerst nachgewiesen, daß in den pathologischen Geweben, in den krankhaften Neubildungen keine spezifischen Zellen, sondern nur physiologische Typen vorkommen. Die Kontraktilität menschlicher Zellen wurde zuerst von ihm an den Lymphzellen beobachtet. Er fand die sogenannte amyloide Degeneration und die für diese charakteristische Jodreaktion. Die *Echinococcus*- (Hundebandwurm-) geschwülste, die trübe Schwellung bei Phosphorvergiftung, die Entwicklung des chronischen Magengeschwürs hat er studiert und erklärt. Er wies nach, daß aus den Muskeltrichinen nicht, wie Leuckart anfangs glaubte, *Trichocephalus dispar*, sondern ein davon verschiedenes Tier hervorgehe; daß der Wurm trichinenhaltigen Fleisches unmittelbar, ohne Dazwischentunst eines Zwischenwirtes infizieren könne. Von ihm stammt die genauere Kenntniss der pathologischen Pigmente, des Icterus, der Ursachen der Uterusflexionen, des Knochenwachstums, der Rhachitis (englischen Krankheit), des Kretinismus.

Schon ein Bruchteil dieser Leistungen würde genügen, dem Namen eines Gelehrten glänzenden Ruhm zu verschaffen. Aber bei Virchow sind sie alle zusammen nur ein Bruchteil seiner Leistungen. Denn ihn zeichnet aus, was den wahrhaft großen Forscher macht im Gegensatz selbst zum genialsten Einzelforscher: die Universalität der Auffassung und des Strebens. Auf der Naturforscherversammlung zu Innsbruck begründete er die Deutsche Anthropologische Gesellschaft, deren Präsident er 1870 wurde und die er bis heute mit Waldener und von Andrian-Werburg leitet. Die Anthropologie und Urgeschichte verdankt ihm wertvolle Arbeiten: so unternahm er ausgedehnte und erfolgreiche Forschungen über die Pfahlbauten Pommerns und der Mark; er ver-

anlaßte eine in ganz Deutschland ausgeführte Untersuchung der Schulkinder zur Feststellung der Verbreitung der blonden und der brünetten Rasse, eine Umfrage, welche durch einen Streit mit Quatrefages über die Abstammung des preußischen Volkes veranlaßt war. In seiner Schrift: „Über einige Merkmale niederer Menschenrassen am Schädel“ teilte er die Entdeckung mit, daß der Stirnfortsatz am Schläfenbein häufiger bei niederen Menschenrassen vorkommt, sowie daß bei den letzteren die Nasenbeine eine katarthine Beschaffenheit haben, das heißt, daß sie miteinander verschmolzen sind, was für die Affen als Regel gilt. Von dem berühmten Neanderthalschädel, welcher 1857 von Hühnerott bei Düsseldorf gefunden und von Schaaffhausen genauer untersucht wurde, wies er nach, daß es sich um eine pathologische Bildung handle, daß der Schädel also nicht einer niederen Rasse angehöre und deshalb auch nicht als Beweisstück im Sinne der Darwinischen Theorie gebraucht werden könne. Überhaupt ist er immer ein Gegner des Darwinismus geblieben, und diese Stellungnahme hat ihm heftige Angriffe von seiten der extremen Anhänger der Descendenzhypothese zugezogen. Die letzteren vergessen eben, daß der Darwinismus eine Hypothese ist, eine schöne und heuristisch fruchtbare Hypothese, gewiß, aber eben doch nur eine Hypothese. Vom Standpunkt der exakten Naturwissenschaft, im Interesse ihrer Methodik, muß man Virchow für seine scheinbar befremdende Belämpfung der größten und erfolgreichsten Hypothese des neunzehnten Jahrhunderts Dank wissen. Hier, wie so oft — ich erinnere an das Tuberkulin —, hat er „gestützt allein auf positive Wahrnehmungen, die aufgeregten Gemüter zu der sachlichen Aufgabe, auf den haarscharf bezeichneten Weg der exakten Wissenschaft zurückgewiesen,“ hat er „vorzeitige, sanguinische Auffassungen belämpft, ehe noch die Irrlehre in den dogmenstumpfen Bau der Naturwissenschaft sich einmischen konnte.“

Zu den Beweismitteln Virchows gegen die Descendenztheorie gehört auch sein Versuch, die Platyknemie zu erklären. Man versteht darunter eine sonderbare Gestalt des Schienbeins, eine auffallende Abplattung oder seitliche Zusammendrückung. Diese Regel-

widrigkeit findet man bei vorgeschichtlichen Höhlenbewohnern wie bei manchen jetzt lebenden wilden Völkern, bei Negritos u. s. w. Indem er die Platyknemie auf die Muskelentwicklung und Muskelwirkung zurückführte, machte er verständlich, wie sie auch bei wanderrüstigen halbcivilisierten Völkern der Troas und Transkaukasiens vorkommt. Wie scharf er als Anthropologe auf seinem Standpunkt beharrt, geht aus den Worten hervor, welche er vor wenigen Jahren in der feierlichen Eröffnungsrede auf dem Anthropologenkongreß in Wien sprach: „daß der Mensch ebensogut vom Schafe oder vom Elefanten als vom Affen abstammen könnte.“

Im Jahre 1879 beteiligte sich Virchow an den Ausgrabungen seines Freundes Schliemann in Hisarlik, worüber er in zwei Abhandlungen berichtete: „Zur Landeskunde der Troas“ und „Alttröjanische Gräber und Schädel“. 1881 veranstaltete er anthropologische Untersuchungen im Kautajus („Das Gräberfeld von Koban im Lande der Osseten“. Berlin 1883). Eine zweite Reise machte er gemeinsam mit Schliemann 1888 nach Ägypten, Nubien und dem Peloponnes; eine Frucht dieser Fahrt sind die Untersuchungen über die Königsmumien im Museum von Bulak.

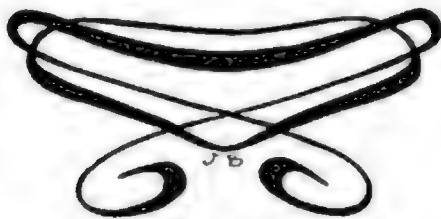
Was wäre nicht noch alles von der rein wissenschaftlichen Thätigkeit des großen Mannes zu berichten! Wie er auf dem Gebiete der Urgeschichte die erste Einfuhr eisernen Gerätes nach Deutschland in die voretrurische Zeit verlegte, wie er wahrscheinlich machte, daß die Germanen schon bei ihrer Einwanderung in ihre jetzigen Wohnplätze keine einheitliche Rasse mehr waren; wie er als Geschichtsforscher die Geschichte des Auslapes, der Lepra, die allgemeine Geschichte der Medizin bearbeitete; schließlich, daß wir ihn gar auch als Geographen zu feiern haben, indem er die physische Geographie, besonders Petrographie und Geotektonik Kleinasiens, Oberschlesiens, der Rhön, des Spessart förderte.

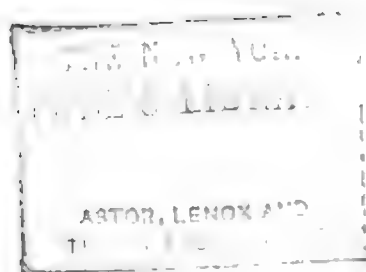
Doch genug! Solchem Reichthum gerecht zu werden, ist ja doch unmöglich; eine solche Universalität läßt sich nicht in wenige Spalten zwingen. Nach einer anderen Eigenschaft wollen wir den Blick lenken, ohne

welche Virchow nicht er selbst wäre. Ich meine das fast leidenschaftliche Bestreben, dem Gemeinwohl zu nützen. Virchow ist nicht denkbar als ein in der Studierstube und im Laboratorium abgeschlossener Gelehrter. Er will auf das lebendig pulsierende Leben direkt wirken. Seine Untersuchungen über den Hungertyphus in Schlesien, über die Hungersnot in der Rhön wurden schon erwähnt; 1866 und 1870 organisierte er die ersten preußischen Sanitätszüge und erbaute das Barackenlazarett auf dem Tempelhofer Felde bei Berlin. Er sitzt im Vorstand der Kaiser Wilhelm-Stiftung und im geschäftsführenden Ausschuß der „Victoria-National-Invaliden-Stiftung“. Wesentlich nach seinen Plänen wurden das neue städtische Krankenhaus im Friedrichshain, die Irrenanstalt in Dalldorf, das Barackenlazarett in Moabit gebaut; die Berliner Kanalisation, die Rieselfelder sind sein Werk. Nicht zu vergessen endlich ist die von ihm gemeinsam mit von Holzpendorff seit 1866 herausgegebene „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge“, die aus dem Bestreben hervorgegangen war, den Aberglauben zu bekämpfen und Bildung und Aufklärung im Volke zu verbreiten.

Aus dieser edlen Auffassung von den Pflichten des einzelnen heraus will auch Virchows politische Thätigkeit beurteilt sein. Wie man auch über diese Seite seiner Persönlichkeit denken mag, in unserer Zeit, wo die steifen Rücken nicht allzu häufig sind, klingt das politische Glaubensbekenntnis, das er, frisch, klar und markig, im Vorwort zur Cellularpathologie niederlegte, wahrhaft erquickend: „Ich halte auf mein Recht, und darum erkenne ich auch das Recht der anderen an. Das ist mein Standpunkt im Leben, in der Politik, in der Wissenschaft. Wir sind es uns schuldig, unser Recht zu verteidigen, denn es ist die einzige Bürgschaft unserer individuellen Entwicklung und unseres Einflusses auf das Allgemeine.“

Die Universalität seines Geistes, die Mannhaftigkeit seines Charakters, die edlen Bestrebungen für das Gemeinwohl, sie machen, daß Virchow mehr ist als bloß ein großer Gelehrter: er ist ein großer Mann. „Virchow ist ein Mann, auf den das deutsche Vaterland stolz sein darf.“ Ich wüßte nicht, wie ich den verehrten Meister besser ehren könnte, als indem ich mit diesen Worten schließe. Denn der sie sprach, war sein größter politischer Gegner: Fürst Bismarck.









und so frei wäre, so akademisch einwandfrei und doch so unphiliströs. Die meisten ernähren sich jetzt von einem Stil, den sie sich angewöhnt haben und den sie mit großem Genie entwickeln, Menzel hat den Stil nur aus dem Stoff entwickelt und doch mehr Stilarten geschaffen, als es moderne Zeichner giebt.

Das Bethätigungsfeld der modernen Zeichner erstreckt sich sehr weit, über alle Dinge, die durch den Aufschwung der reproduktiven Gattungen und technischen Verfahren künstlerisch sich zu schmücken im stande waren. Eine deutliche Entwicklung ist insofern wahrzunehmen, als auch hier, wie bei aller mo-

der als die zwischen den Künstlern, so wie es ja auch in der Architektur und im Gewerbe zu beobachten ist. Heutzutage steht es genau umgekehrt. Die Unterschiede zwischen Pariser und Berliner und Londoner Zeichnern bestehen in den Persönlichkeiten, nicht in den Klimaten. Es giebt in allen Städten aller Länder Zeichner, die sich sehr ähnlich sind, und es giebt in einer einzigen Stadt Zeichner, die in ihrer Ausdrucksweise nichts miteinander gemeinsam haben. Balthus, Raffaelli und Forain leben nebeneinander in Paris, so verschieden sie sind, aber es giebt in Deutschland wiederum Künstler, die diesen sehr verwandt sind. Die künst-

EDUARD SCHULTE
KUNSTHANDLUNG
BERLIN W
UNTER DEN LINDEN 1



NEUE AUSSTELLUNG
VOM 1. BIS 21. APRIL
1900

Otto Greiner fec.

Otto Greiner: Einladung zu einer Ausstellung.

deren Kunst, Zweckstile sich herausbilden, die je nach der betreffenden Aufgabe verschiedene Charaktere zeigen. Der Zeichenstil individualisiert sich so, wie er es bisher nicht hatte erreichen können. Wenn auch früher schon Persönlichkeiten im Zeichnen sich deutlich geltend machten, wenn die Art, wie Raffael eine Madonna skizziert und Rembrandt eine heilige Scene entwirft, ganz das Eigentum dieser Künstler war, so lag doch über bestimmten Epochen ein bestimmter Stil, dem sich auch der einzelne nicht ganz entziehen konnte. Die Art, wie im Rom des sechzehnten Jahrhunderts oder in den Niederlanden des siebzehnten Jahrhunderts gezeichnet wurde, bedeutete eine gemeinsame künstlerische Anschauung, die wieder von einer anderen gemeinsamen Anschauung abgelöst wird. Die Unterschiede zwischen den Epochen sind grö-

ßer als die zwischen den Künstlern, so wie es ja überhaupt seit dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert langsam internationaler geworden und gleichzeitig wieder persönlicher. Diese Gegensätze sind eingetreten für die früheren Gegensätze, die rein klimatischer Natur waren, und das Klimatische wird in Zukunft noch mehr absterben.

Wenn man die Geschichte der deutschen Zeichnung in den letzten Jahrzehnten überblickt, so sieht man den Eintritt dieser technischen Stile in die alte Überlieferung. Hofmann, Burger und andere zeichnen noch alle Aufgaben, die ihnen gestellt wurden, in derselben Art aus, immer mit den kleinen spazigen Figuren, die sie auf Bücher, Menüs, Einladungen in gleicher Weise setzten. Menzel erhebt sich sofort über sie, indem er aus dem Stoffe das Motiv entwickelt,







nungen heute noch von den Cigarrentlisten, die aller modernen Bewegung entgegen und unbehindert durch gute Plakate, die ihre Ware verkündigen, ihre Bilder im kindlichen Stil der ersten Buntdrucke belassen, sowie Tortenpapiere und Konfitüreneinlagen heut noch sogar mit den Ornamenten der Renais-

mit der Mode auszuschließen, im alten Stil fortgearbeitet werden. Aber bei den Cigarrentlisten kann man es nicht sagen. Sie sind Kinder des Luxus und von dem Dufte der Kultur umgeben, die der Mode nicht nur freundlich ist, sondern ihr sogar huldigt. Unsere Cigarrenbilder sind läppisch und von

Leuten gezeichnet, die weder in unserer Zeit leben noch den Geschmack alten Stils besitzen. Man wird sich die Etiketten der schönen Curaçao- und Benediktinerflaschen gefallen lassen, die mit einer gewissen Vornehmheit und einem gewissen patriarchalischen Stolz erfunden sind; man wird seine Freude haben an der alten charaktervollen Schrift auf den Etiketten einiger Danziger Spirituosen oder des Kölnischen Wassers, aber man wird die Ausstattung einer Cigarrentliste beurteilen, die mit Bonbonfarben einen Havannaduft darstellen und mit einem rotwangigen Porträt den Patron einer echten Marke verherrlichen will. Warum benutzt man nicht einfach dekorative Entwürfe, wie die drei Reiter Edmanns? Die Postkarte hat von allen diesen kleinen Dingen entschieden das meiste Glück gehabt. Die bunten Mosaikbeduten sind verschwunden, einfachsten Falls treffen wir Photographien, die leider oft durch einen hineinretouchierten Mond entstellt sind, besten Falls aber bewundern wir wahre Kunstwerke, die auf schmalem Raume einen Reich-



Caspari: Das Modell.

thum an Witz und Laune hergeben. Die schlechtesten Karten stellt heute der Staat her, der schon im Entwurf der Freimarken wenig Geschmack und Erziehungssinn bewiesen hat. Die Jubiläumspostkarte für 1900 war so ziemlich der größte Mißgriff, der bisher auf dem Gebiete der postalischen Kunst zu verzeichnen war. Dagegen haben sich Gründe, um in jedem Falle eine Klotterie

tum an Witz und Laune hergeben. Die schlechtesten Karten stellt heute der Staat her, der schon im Entwurf der Freimarken wenig Geschmack und Erziehungssinn bewiesen hat. Die Jubiläumspostkarte für 1900 war so ziemlich der größte Mißgriff, der bisher auf dem Gebiete der postalischen Kunst zu verzeichnen war. Dagegen haben sich Gründe, um in jedem Falle eine Klotterie

fruchtbaren Aufgabe angenommen, und vornehmlich Karlsruher Künstler sind mit einer ganzen Anzahl vorzüglicher Karten hervorgetreten. Volkmanns Neujahrskarten mit den „Luftschlössern“, dem Pierrot und den Schweinen, den Giraffen, die sich zu dem G des Wortes Glückwunsch so hingezogen fühlen, daß sie in einer spaßigen Linie ihres Halses die Verwandtschaft ihres Körperbaues mit besagtem Buchstaben dardhnen, diese seinerdachten Kompositionen haben die Blümchen-Neujahrskarten abgelöst, die heute nur noch für die Domestiken an den Ecken der Vorstadtstraßen verkauft werden.

Bei allen diesen Vorgängen beobachtet man denselben Prozeß. Das Stoffliche in der Zeichnung verschwindet zu Gunsten eines Vortrages, der persönlicher Anschauung entspringt und aus den technischen Mitteln seinen Charakter entwickelt. Wie es der Unterschied moderner Malerei zu den alten Schulen ist, daß sie

immer mehr die persönliche Anschauung gegenüber der rein materiellen Schilderung betont, so ist auch die Zeichnung heute ein Mit-



Jorain: Ein Mädchen. Federzeichnung.

tel geworden, die Gegenstände selbst in ihre Wiedergabe, den Stoff in das Mittel seiner Darstellung, den Vorgang in ein Motiv, die Komposition in eine Einheit von Linie, Farbe oder Rhythmus aufgehen zu lassen. Statt einer Versammlung von Menschen giebt der moderne Zeichner das Motiv gleich bewegter Körpermassen, statt einer Bedeute das Motiv Sonne und Schatten, statt eines Buchstabens das Spiel mit ihm und statt eines Porträts ein Wappen. Er führt reiche Affektionen herauf, weil er stets den nackten Stoff vermeidet und irgend eine Nuance, irgend ein Stückchen seines Wesens oder das Spiel des Lichtes über seine Flächen zum Inhalt seiner künstlerischen Darstellung macht. Er vermeidet episch zu schildern, wie es die alte Schule gern that, die so viel und eifrig zu erzählen wußte, er ist lyrischer, geschlossener, weil er von dem Augenblick des Sehens ausgeht und ein Motiv dieses Sehens allen Weit-

läufigkeiten und Detaillierungen vorzieht. Was früher oft nur als Skizze galt, dieses erste Auftauchen einer künstlerischen Vision

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX
TILDEN

nungsvortrag entwickelten, lassen sich die besten unserer Künstler auch durch den Buntdruck dazu anregen, ihre Stoffe gleich auf diese Wirkung hin zu sehen. Die Gleichmäßigkeit früherer in Strichmanier gehaltener Stiche und Holzschnitte ist heute verschwunden. Nachdem der Holzschnitt eine Zeitlang versucht hatte, zur malerischen, tonigen Wirkung abzuschwenken, hat er sich jetzt darauf besonnen, daß er seiner Natur nach weder mit bloßen Strichen, noch mit bloßen Tönen

nach einem Bild, wie ihn unsere Kunstwerke vielfach betreiben, unterscheidet sich heute von dem Buntdruck als Bild. Der Buntdruck als Bild, wenn er in der Hand von Künstlern liegt, wird gerade alles vermeiden, was an eine Gemäldewirkung erinnert, und sofort auf den Druck hinarbeiten. Der Druck ist hier kein Surrogat mehr, sondern Selbstzweck. Der Künstler macht sich einen Reiz daraus, mit drei oder sechs Farben, je nachdem gedruckt werden soll, den bunten Ein-

druck hervorzurufen, indem er einen koloristischen Stil entwickelt, der mit Abstraktionen arbeitet, wie der geistreiche Zeichner in seinen Linien es thut. In den Beziehungen der Farbe, in ihren Mischungen und wieder in ihren Nichtmischungen, in der kühnen Nebeneinandersetzung plakartartig wirkender Töne sucht er einen farblichen Zeichenstil auszubilden, der mit dem Geist der Druckmaschine denkt. Zu der künstlerischen Intelligenz der Strichdrucke ist die Intelligenz der Farbwalze getreten, und die Technik hat der Kunst geholfen, zugleich praktisch und geistreich sich ausdrücken zu dürfen.



Jacques Raffaelli:
Illustration aus Les Types de Paris.

arbeiten darf, sondern die starken Kontrastwirkungen heller und dunkler Flächen seinem Vortragstil zu Grunde zu legen hat, wie es bei Vallotton der Fall ist, und daß sich das auch nicht ändern darf, wenn die Farbe hinzutritt, wie es der Engländer Nicholson so vorzüglich versteht. Und ebenso hat die frühere Verwischung von Gemälden und farbigen Drucken, die keine andere Sehnsucht hatten, als wie ein Bild auszu-
sehen, zu Gunsten der scharfen Scheidung dieser Gebiete aufgehört. Der Buntdruck

Ähnlich wie auf wirtschaftlichem Gebiete durch die Entwicklung der Maschine die Erfindung neuer Produktionsarten gefördert wurde, hat die Industrie der Kunst dem Künstler, der nach persönlichen Ausdrucksmöglichkeiten suchte, eine vortreffliche Anregung gegeben, und gerade weil hier zwei so fruchtbare Triebkräfte modernen Lebens, die Industrie und die Persönlichkeit, sich einmal treffen, haben wir wirklich ein bemerkenswertes und für unsere Tage ruhmvolles Resultat erzielt.

(Schluß folgt.)



Erlöst

Ein Bild aus dem Schwarzwald
von
Adelheid von Sybel

(Nachdruck ist untersagt.)

Und die Weihkerzen vergiß nit, Joseph!" Der Großknecht saß im Staat auf dem Bernerwägle, um hinunterzufahren in den Marktfleden.

Allerjeelen stand vor der Thür, und auf so einen Feiertag hat ein Hausvater stets allerhand zu besorgen.

Auf dem Rolandshof vertrat der alte weißhaarige Großknecht Joseph, der hier jung und alt geworden war, die Stelle des Hausvaters.

Schon seit zehn Jahren!

„Die Weihkerzen vergiß nit, Joseph!"

Die es ihm mit einer hellen, hohen Stimme nachrief, war ein schlantes, fünfzehnjähriges Mädel; feingliederig, schwarzhaarig und mit einem blassen Gesichtchen — wie ein Stadtkind.

Ihre Erscheinung mutete fremd an in dieser Umgebung, wo alles groß und kraftvoll und weit war — stolzes Gebirgsleben.

Das Mädel war das Erbkind des Rolandshofes.

Der Joseph nickte, rückte den Hut zurecht, hob die Pfeife fest in den Mundwinkel, und dann sauste das leichte Gefährt rassend durchs Hofthor.

Der Alte brummte ein wenig vor sich hin. Als ob er in seinem Leben schon etwas vergessen hätte — vollends so was! So ein junges Bäckele — na ja, sie will sich auch einmal umthun, so ein bißchen schon die zukünftige Herrin spielen!

„Na, Brauner!" Unwirsch riß der Joseph am Zügel — dann kam ein schwerer Seufzer.

Es war ja ein liebes Kind, die Elisabeth! Aber — eben ein fremdes! Kaum ein Tropfen Rolandsblut in den Adern; der Vater nur ein entfernter Vetter vom Bauern, aber eben der einzige Blutsverwandte gewesen.

Volkschullehrer — und früh am Nervenfieber gestorben. Seiner Witwe, die sich mit dem kleinen Ding mühselig durchbrachte, kam das große Erbe, zu dem das Viejele auf einmal berufen wurde, wie ein Wunder vom Himmel vor.

Ganz ungläubig und zagend kam sie mit dem Kind, das auf dem Hof aufwachsen sollte. Lieber Gott, was war das für ein Häufchen Elend gewesen!

Die Mutter schwindföchtig vor Arbeit und Sorge, und das Kind erst! Haut und Knöchelchen!

Dem Joseph kam in der Erinnerung immer wieder das Gefühl wilder Verzweiflung, das ihn damals packte, als er das zitternde, blasser Geschöpfchen zuerst gesehen hatte.

Das war also die Erbin des schönsten Besitzes weit und breit; und ein Gott im Himmel ließ das zu!

Das Kind hatte sich leidlich herausgemacht, die Mutter war bald gestorben.

Der Alte brütete vor sich hin, die Zügel lässig in den Händen.

Die schwere, graue Dämmerung sank schon. Die Tannenberge starrten schwarz, und über die Wiesenhänge zogen schleichende Nebel. Der Himmel war unendlich hoch und farblos, wie durchsichtig. Im Westen, über dem Tiefland, dem der Wagen entgegenfuhr, stand ein niedriger, scharfer gelbroter Strich.

Es war kalt und toteneinsam.

Die hellen freundlichen Häuser des Rolandshofes auf der Höhe waren zu einer dunklen unförmigen Masse verschwommen. Einzelne matte Lichter blinzelten herunter.

Hier und da grüßte von den Bergwänden und aus den Thälern ein ähnlicher Schein. Alle anderen Spuren menschlichen Lebens verschlang die wachsende Spätherbstnacht.

Das Rollen des Wagens klang verloren durch die unermessliche Stille, unter den

Tritten der Pferde raschelte das dicht gefallene Laub der Nußbäume, die am Wege standen, und alles war so nächtig, so traurig, so trostlos, als ob die Sonne nie mehr scheinen wollte.

Der alte Mann biß die Zähne fest auf den Pfeifenstummel.

Es ist eine böse Zeit um Allerseelen! Sie haucht dunkle, dunkle Gedanken aus und weckt bitter schwere Erinnerungen.

Eine böse Zeit! Fünffachen Tod hat sie einstens auf den Rolandshof gebracht, als in einem nassen Herbst eine Seuche durch die Schwarzwaldthäler schlich.

Einen kraftvollen Vater und vier blühende Kinder hatte ein Tag dahingerafft, und der unermeßliche Jammer hatte dann die Seele der unglücklichen Frau und Mutter umnachtet und verwirrt.

Bis zu dem Tag das schönste, glücklichste Weib und seither ein wandelndes, stummes Bild, auf dessen Gesicht der wahnsinnige, fassungslose, nichts mehr verstehende Schmerz versteinert war, mit dem sie am Bett des letzten Kindes gelegen hatte!

An einem dunklen, nebelnassen Allerseelentag hatten sie die fünf Särge aus dem Rolandschofe herabgetragen auf den geschmückten Gottesacker.

Blasse, gramvolle Menschen hatten scheu am Kirchweg gekniet; die Herzen, die nach altem Brauch an diesem Tag auf den Gräbern entzündet waren, hatten rot und geisterhaft durch den Nebel geschienen, und der Ton der Glocken war so klanglos und hohl gewesen. An das alles würde er sich erinnern, und wenn er noch hundert Jahre leben sollte!

Auch wie die Bäuerin schwer an seiner Schulter gelehnt hatte, aber starr und teilnahmslos, ohne Empfindung, ohne Erinnerung, das war fast noch das Schwerste für den alten, treuen Mann gewesen, der nichts kannte und nichts liebte auf der weiten Welt als den Rolandshof und seine Leute.

Er hatte zu Anfang immer gehofft, sie würde mit der Zeit wieder anders werden. Aber sie war Jahr um Jahr so geblieben.

Sie hatten ihr gesagt, daß die kleine Elzabeth ihr das verstorbene Rosemareile ersetzen solle, daß Joseph Vormund und Berwalter des Hofes sei — sie schien nichts zu

hören. Dem Alten that das Herz weh, wenn er die müde, gebrochene Gestalt sah, wie sie einsam durch die Felder und den Wald ging oder stundenlang am Bergwasser saß.

Wie lange würde dies trost- und lichtlose Dasein noch dauern?

Sie wurde mit Sorgfalt gepflegt, mit allem Respekt, der ihr als Großbäuerin zukam; darauf hielt Joseph unerbittlich streng. Aber es war doch ein Elend, das nach barmherziger Erlösung schrie.

Die Pferde machten plötzlich einen erschreckten Seitensprung, daß dem Alten fast die Zügel aus der Hand gerissen wurden.

Gladernder Lichtschein fiel aus dem Dunkel quer über den Weg.

Hier war eine Biegung des Thales, wo sich zuerst der volle Blick auf das Land öffnete.

Unter Brombeergesträuch und Epheugerant stand da ein altes Bildstöckel, vor dem jetzt drei kleine Kerzchen brannten. Sie warfen einen ungewissen Schimmer über eine dunkle Gestalt, die auf der Steinstufe kauerte, das Gesicht, von den Händen bedeckt, auf die Knie gedrückt.

Dem Knecht graute.

Noch niemals hatte er um diese Stunde hier einen Menschen getroffen.

Wer konnte es sein, der hier betete? Was für ein Leid war's, das hier zu Füßen der Gottesmutter in der weiten Vergeinsamkeit durchkämpft wurde? — Die Flämmchen knisterten leise. In den Tannen tropfte der Nebel. Das eine Pferd wicherte bang hinaus in die Stille.

Langsam hob die Frau drüben den Kopf, strich sich das Tuch zurück und sah nach dem Wagen hinüber.

„Herrgott im Himmel!“ Mit einem Satz war Joseph vom Wagen, warf die Zügel um den nächsten Baum und ging — am ganzen Leibe zitternd — auf die Frau zu. „Bäurin!“ stammelte er, „Ihr seid's? Was macht Ihr da? Ich dent, Ihr seid lang daheim!“

Die Frau vom Rolandschofe starrte ihn an. Auf ihrem Gesichte arbeitete es wunderbarlich, in ihren Augen war ein angstvoller Ausdruck.

Sie schien etwas zu suchen — mühsam — angestrengt — unbeholfen —, dann glitt

auf einmal eine kurze Ruhe über die aufgeregten Züge.

„Joseph —“ sagte sie halblaut vor sich hin, ohne den großen, bohrenden Blick von seinem Gesicht zu lassen.

„Joseph!“ — Seit zehn Jahren hatte sie seinen Namen mehr genannt.

Sollte es noch Wunder geben in der Welt?

Der berühmte Doktor, der in den ersten Jahren einmal für sie gerufen worden war aus der Stadt, hatte gesagt „unheilbar“. Er hatte von einer Anstalt geredet, aber Joseph hatte gemeint, man solle sie daheim lassen. Wenn sie doch nie geheilt werden konnte! Und sie war ja so still und sanft — nein, sie sollte wenigstens daheim bleiben dürfen!

Und nun — nun auf einmal!

„Bäurin! Bäurin!“

Der Atem verschlug dem Alten vor Erregung. Aber dann sammelte er sich ein wenig. Es fiel ihm ein, daß er gehört hatte — früher einmal —, daß man bei Kranken, die besinnungslos gelegen hatten, sehr vorsichtig und ruhig sein müsse, um sie nicht zu erschrecken beim Erwachen. Und die Bäuerin war doch auch eine Kranke, die ohne Besinnung gelebt hatte.

„Ja, Bäurin, ich bin's,“ sagte er dann mit einer leisen Stimme, als ob sie ein kleines, krankes Kindchen wäre. „Aber Ihr solltet jetzt heimgehen, es ist ja so kalt!“

Sie sah ihn immer unverwandt an. „Heimgehen —“ murmelte sie, „heimgehen, und du —?“

Ihre Worte hatten einen lallenden, hilflosen Klang. Dem Alten kamen Thränen in die seit langem trockenen Augen, er wußte es selbst nicht. Rührende, unbeholfene Zärtlichkeit lag in seinem Wesen und dabei ängstliche, furchtsame Scheu vor etwas Unbegreiflichem.

„Joseph — Joseph —“ und es klang wieder ängstliches Suchen in den unbeholfenen Lauten.

„Joseph — aber das andere?“

„Ich fahr jetzt 'nunter nach Felskirch, Bäurin,“ sagte Joseph endlich. „Mächt'g unten und fahre morgen wieder heim.“

Er wußte nicht, ob sie ihn hörte und verstand. Die auf ihn gerichteten Augen schauten so eigentümlich.

„Ich hol Kränz drunten,“ fuhr er fort, „und Lichter auf Allerseelen!“

Da machte sie eine so plötzliche Bewegung, daß er erschrak. Sie zitterte, und ihr Atem ging leuchtend schnell.

„Da war's,“ murmelte sie, „da war's — aber — schon wieder fort! Aller— Allerseelen — Allerseelen —“

Und auf einmal warf sie sich vor dem Muttergottesbild hin und streckte die mageren, wachsweißen Hände mit einer kindlichen, traurigen Bewegung zu ihm hinauf.

„Weißt du's?“ sagte sie gespannt, und dann lauschte sie. Und unwillkürlich sah auch Joseph auf das Bild, das antworten sollte auf die geheimnisvolle Frage.

„Weißt du's?“ klang wieder die matte, heisere Stimme; „Allerseelen — Allerseelen — sag doch —“

Der Alte schlug ein Kreuz. Es war ihm unheimlich zu Mute.

„Allerseelen — wenn die — Toten kommen.“

Daß eine Kerzchen war heruntergebrannt und verlosch mit kurzem Bischen.

Die Pferde rüdten ungeduldig am Wagen. Und ringsum die große, dunkle Stille und das leise Riefeln im Geäst.

In dem Körper der Frau arbeitete wahnsinnige Erregung, ihre Stimme röchelte: „Die Toten — kommen.“

Joseph fürchtete sich jetzt in der That. Wenn sie verrückt würde!

Er hatte einmal einen Tobsüchtigen gesehen; das war der größte Schreck seines Lebens gewesen! — Er mußte sie heimbringen!

„Bäurin,“ sagte er, „kommt, ich fahr Euch jetzt heim, es ist schon spät. Wenn ich die Braunen dann laufen laß, bin ich immer noch zur Zeit drunten!“

Er richtete sie sanft auf. Wie er sie ansah, gab die Spannung in ihr nach, und ihr Körper sank haltlos zusammen.

Er trug sie in den Wagen und fuhr zurück.

Sie sprach nichts mehr und nahm nichts mehr wahr. Ihre Seele war weit fort.

Er sagte zu Hause nichts von dem, wie er sie gefunden hatte.

Am anderen Tag hob sich der Nebel nicht, kaum daß es hell wurde — ein trübses, graues Licht, in dem alles gespensterhaft und unwirklich aussah.

Auf dem Rolandshof ging's laut und geschäftig her wie immer am Vortage irgend eines Festes, aber ohne die vergnügte Erregtheit, die sonst bei solcher Arbeit herrscht.

So war's eben hier! — Es lag Segen auf allem Arbeiten und Ernten, aber keine Freude.

Joseph beachtete unausgeseht und ängstlich die Bäuerin.

Aber sie war still und theillos wie immer und starrte durchs Fenster in den unbeweglichen Nebel. So ging er am Nachmittag mit der Elisabeth und einer Magd auf den Kirchhof hinab, um die Gräber zu schmücken.

Die Bäuerin hatte ihn angesehen, als er mit den Kränzen überm Arm aus der Kammer kam, und hatte tastend die Hand ausgestreckt und die künstlichen Blumen berührt.

Er wartete gespannt, ob sie etwas sagen werde; aber sie blieb stumm.

Da ging er.

In ihrem Gehirn aber arbeitete und wogte es. Wirre, abgerissene, blickschnelle Gedanken und Vorstellungen flogen ihr vorbei, ohne daß sie etwas festhalten konnte.

Und in diesem Chaos suchte sie etwas — suchte — suchte — und wußte nicht, was.

Manchmal strich sie mit den Händen über ihr hohles Gesicht, über den Sammet der kurzen Jacke, das feine Tuch des Rockes und wunderte sich darüber.

Etwas in ihr verschwand, etwas Dumpfes, Schweres. Sie fühlte auf einmal das heftige Klopfen ihres Herzens.

Was war das? Wann hatte sie das schon gefühlt?

Früher? — Früher — oft!

Was war da gewesen? Was war jetzt?

Es kam ihr in den Sinn: eine Melodie, ein Wiegenlied, — und dann, daß sie müde sei. Und dazwischen immer das Wort — das eine Wort: „Allerseelen.“

Die Elisabeth, die ihr die Abendsuppe gab und sie dann mit einer Magd ins Bett brachte, meinte, die Base habe einen heißen Kopf und heiße Hände.

Die Magd merkte es nicht und sagte, das scheine ihr wohl nur so, weil sie gerade von draußen aus dem kalten Nebel komme.

So achteten sie weiter nicht mehr auf das Wesen der Frau als sonst auch. Elisabeth sah den unruhigen Blick nicht, mit dem die Base sie anschaute, und hörte ihr Murmeln nicht, als sie mit der Magd hinausging, das zitternde, fragende Murmeln: „Rosemarcile —“

Die Bäuerin war müde, müde.

Und es grub in ihr — grub und bohrte und wollte sich klären.

Und als sie einschlief, träumte sie, daß es Tag geworden sei.

* *

Es war Tag geworden, ein wundervoller, sonniger, klarer, stiller Tag.

Lichtblauer Himmel über den dunklen Tannenbergen und überall blinkender, funkelnder Nebeltau. Die Luft wehte fast mild.

Von allen Häusern und Höfen kamen die Leute und brachten die Kerzen, die auf den Gräbern angezündet wurden: das ewige Licht leuchtete ihnen.

Dann drängten sie sich alle in die Kirche zum Hochamt, und der Friedhof lag still und einsam.

Da ging mit schwankendem Schritt die Frau vom Rolandshofe durch die schmalen Wege und schaute rechts und links über die Blumen und Kreuze und Lichter. Sie wußte jetzt ganz deutlich: hier würde sie finden, was sie suchte — unablässig suchte in den letzten Tagen.

Die Rolandsgräber lagen nebeneinander, das des Vaters in der Mitte und auf beiden Seiten die der vier Kinder, alle von weißen Steinkreuzen überragt. Ein Tannengewinde, mit Silberdisteln durchflochten, umschlang die fünf Hügel. Bunte Kränze bedeckten den fahlen Rasen, in den blühende Astersrüde eingesenkt waren. Sträuße aus späten Herbstblumen lagen dazwischen, mit tiefrotem Laub, Ephuranen und Stechpalmen gebunden. Der Rosenstrauch, der auf jedem Grabe wuchs, war das einzig Nalle, Winterliche ringsum. An jedem Kreuz hing ein großer Kranz aus künstlichen Rosen, und davor brannten zwei hohe Wachskerzen, mit bunten Heiligenbildern bemalt.

Sie brannten schwach und leblos in dem hellen Sonnenschein.

Aus der Kirche drang tiefes Orgelsummen und eintöniger, murmelnder Gesang.

Dann der hohe Klang eines Glöckchens.

Es war Tag geworden!

Am Grab des Vatten kniete die Frau, heiße Thränen brachen aus den vereisten Augen, und die Stirn in die Blumen gedrückt, rief sie schluchzend die lang vergessenen Namen von Mann und Kindern in den kühlen Grund.

* *

Die aus der Kirche kommende Gemeinde bot ein würdiges Bild.

Andacht und Sammlung auf allen Gesichtern — fromme Erbauung, christliches Gedenden an alle selig Verstorbenen, eine gute Meinung und sanftmütige Verträglichkeit allen gläubigen lieben Nächsten — der Pfarrer hatte gar eindringlich von all dem gepredigt!

Ein paar von der Gemeinde — zumeist ärmlich Bekleidete — drückten sich gleich an der Thür still und scheu abseits an bescheiden geschmückte Gräber.

Aber der größte Teil blieb beisammen — man mußte einander doch die große Frömmigkeit zeigen, die man im Herzen trug.

Die Weiber, namentlich die alten, murmelten noch eifrig den Rosenkranz und sahen und hörten nichts. Manche tupften auch mit dem geballten Taschentuch an den Augen herum, manche wischten sogar ihre reichlicher fließenden Thränen mit dem schwerseidenen Schürzenzipfel ab.

Das waren solche, die zur Dorfsaristokratie gehörten. Dabei tauschten sie wohl auch etliche rührsame, wohlwollende Worte unter teilnehmendem, bedächtigem Wiegen des Kopfes und frommen Blicken zum Himmel.

Aber dann —

Ein aufgeregter Bienenschwarm summt und surrt nicht heftiger und aufgeregter als die trauernde Kirchengemeinde beim Anblick der kühlen Gestalt an den Molandsgräbern.

Was? Wie? Wo? Nein! War's möglich? Vergessen, unterbrochen jedes fromme Gebet.

Fast sehten sie sich in Trab; denn jeder wollte der erste sein, der genau sagen konnte, ob sie's war oder nicht, die „hinterjunte“ Molandsbäuerin!

Da standen sie nun alle, dichtgedrängt in einem Halbkreis um die Weinende, ganz Versunkene. Die alten Weiber vornan, die Hintenstehenden mit gereckten Hälsen, die neugierigen Burschen und die Kinder stiegen sogar auf die geheiligten Gräber, um besser sehen zu können — und sie schwapten halblaut und eifrig durcheinander, und jeder kam sich ungeheuer wichtig und weise vor.

War sie wieder „recht“ geworden, die Bäuerin, die damals den Verstand verloren hatte? Sie war ja seitdem nie mehr auf dem Kirchhof gesehen worden! Ja, damals! Das war wie ein Strafgericht des Himmels gewesen für den Stolz und den Übermut der Molandsleute, die in ihrem Reichtum und ihrer Schönheit und Gerechtigkeit wie die Fürsten droben saßen und sich für mehr dünkten als andere brave Leut. Gerade die Frau, die Agath — die hatte so einen Blick gehabt, so einen großen, unbekümmerten, und war immer so gewesen in allem — „was geht ihr mich an, ich thu, was ich denk!“ — Nicht daß man sagen konnte, sie sei böse gewesen oder hochmütig und hart — es hat sie keiner umsonst um etwas, aber sie war eben so —

Aber Dorfneid und Dorfklatz, und Gist und Galle, und jahrelange Schadenfreude, und unwillkürlicher Respekt — alles, was in den Leuten da lebte, das garte und brodelte in dem murmelnden, zischelnden Haufen durcheinander.

Auf einmal wurden sie still.

Mit dem Pfarrer und dem Bürgermeister kamen die Elisabeth und der alte Joseph daher. Die Elisabeth stolz und aufrecht, wie sie's fühlte als künftige Molandsbäuerin, der Alte schlicht und bescheiden in einer ruhigen Würde. Obgleich er immer dem Namen nach der Großknecht geblieben war, so genoß er doch die allgemeine Achtung, die dem Verwalter des großen Besitzes zukam.

Man wußte, daß der verstorbene Bauer den Joseph höher geschätzt hatte als irgend einen anderen Menschen.

Die Leute drückten sich zusammen und machten Platz. Mit einem Blick begriff der alte Mann. Also doch — da war's — das Wunder!

Auch der Elisabeth kam's, was das war — Genesung, Wiedererwachen. Und ohne daß

sie's eigentlich wußte, suchte ihr ein böses Gefühl gegen die Vase auf.

Mit zwei Schritten stand Joseph neben der Bäuerin am Grab. „Frau,“ sagte er leise, „Bäuerin.“

Da hob sie den Kopf und sah ihn mit einem klaren Blick aus den verweinten Augen an. „Joseph,“ sagte sie, „ich weiß jezt, seit gestern ist mir's gekommen — sie — sie sind tot!“ Und das Schluchzen erschütterte sie wieder.

Der Alte nickte traurig.

„Alle — alle,“ sagte sie weinend, „an einem Tag — ja — ich weiß! Aber — wie lang, Joseph, wie lang schon?“

Er zögerte. Ja, wie lang schon! „Zehn Jahr,“ sagte er endlich.

Die Frau schrie auf und zitterte am ganzen Leibe. „Zehn Jahr — zehn — zehn Jahr,“ wiederholte sie verständnislos.

Dann sah sie sich um. Überall sah sie Gesichter — Menschengesichter, die sie mit neugierigen Augen anglopten.

Wie viele waren's. Unzählige! Sie sah immer mehr, immer neue, alles schien voll davon! Nichts als Gesichter, Gesichter! Dumme, stumpfe, grinsende, häßliche Gesichter voll überlegenen, zudringlichen Mitleids!

Fragenhaft kamen sie ihr vor — widerlich, beängstigend wie Spukgespenster.

Menschen, waren das Menschen?

Und die Augen — diese leeren, stieren, bösen Augen!

Fort — fort!

Zurück in die reine, kühle, lautlose Dunkelheit, aus der sie herkam, durch die nur manchmal irgend eine himmelschöne Erscheinung wie ein Traum schwebte.

Nicht dieses Unnatürliche, Häßliche hier umher — diese unklaren, durcheinander wirrenden Stimmen — diese bunten überladenen Gräber — diese qualmenden Lichter in dem grellen Mittagschein! Nicht dieser drückende Dunst von Herbstmoder — von Wachs und welkenden Blumen!

Fort — fort!

Mit wankenden Knien raffte sie sich fieberwild empor — einen Augenblick stand sie — und dann brach sie in schwerer Bewußtlosigkeit zusammen.

In einer überirdischen Klarheit sank der Abend.

Auf dem Rolandshof war's den ganzen Tag über zugegangen wie in einem Taubenschlag, ein ewiges Aus und Ein.

Joseph hatte einen Knecht aufs Telegraphenamt nach Felskirch geschickt, um den Arzt aus der Stadt zu rufen.

Die Stube war stets voller Leute gewesen, und ihr Gerede und Kommen und Gehen war bis in das Hinterstübchen gedrungen, wo Joseph und der Pfarrer bei der Bäuerin waren, indes die blasse Elisabeth mit dem Bürgermeister die Leute abfertigte.

Sanft und schonend hatte der Pfarrer versucht, der armen Frau alles zu sagen: wie sie beim Tode von Mann und Kindern in Schwermut verfallen sei, und wie nun nach zehn Jahren Gott gnädig den Schleier wieder von ihrer Seele genommen habe.

Dem Joseph rannen beständig Thränen über die mageren, faltigen Waden. Er war viel faßungsloser als die Bäuerin selber.

Sie hörte still und verwundert zu. Gegen Abend bat sie, sie nun allein zu lassen, und dann stahl sie sich ungesehen hinaus ins Freie.

Sie schleppte sich hinab bis zu dem Bildstüdel, wo Joseph sie vor zwei Tagen gefunden hatte, und setzte sich dort nieder.

Ihr Kopf brannte — das Herz klopfte wild, und die Glieder waren ihr kalt und schwer wie Blei.

Sie krampfte die Hände zusammen und rang peinvoll mit ihren Gedanken.

Wie war das alles? — Wie sollte das werden?

Es graute ihr vor dem neuerstandenen Dasein — sie verstand es nicht mehr. Sie hatte die Menschen und das Leben verlernt. Was sollte sie da?

Früher — da mußte es anders gewesen sein als jezt. Ihr Mann — ihre Kinder — die waren gut und schön gewesen —, nicht so wie die Menschen jezt, vor denen sie schauderte. Sie mußten anders gewesen sein! — Und sie selbst — wie war sie gewesen?

Aber wie sie sich mühte, wie verzweifelt sie ihr Gehirn anstrengte, die große Leere blieb, und sie fand keine Brücke hinüber vom Jezt zum Einst.

Sie war entsetzlich müde und empfand es wohlthuend, wie allmählich eine dämmernde Unfähigkeit zum Denken und Grübeln über sie kam.

Ein weiches Träumen umfing sie, in dem ihr Bilder und Erinnerungen wiederkamen, wie es früher gewesen war.

Da wurde ihr selig und glücklich zu Mut! Die Sonne sank.

Es war ein wundervolles Farbenpiel: tief im Westen der dunkelrote, glühende Ball, der strahlenlos, ohne zu blenden, die Augen mit einem sanften, warmen Leuchten füllte. Das Grün der Wälder schien zum Himmel emporgestiegen, wo es von einem zarten, silbernen Licht wie vergeistigt war — und das Blau des Himmels war zum sinkenden Schleier geworden, der sich über Berge und Thäler wob.

Zwischen den Bäumen dünne, weiße Gewebe, in den Ästen hin und wieder ein leises Hüschen, ein kurzer Vogellaut, und das alte Muttergottesbild rosig überhaucht in mildem Lächeln.

Es hätte Frühling sein können, so schön war es, wenn nicht das ruhevolle „Vollbracht“ durch die Natur gelungen hätte.

Unverwandt sah die Frau hinunter in die Sonne, die eine unendliche Ruhe in ihre Seele goß.

Ja — so hatte sie mit ihren vier Kindern an Allerseelen hier gegessen; gerade so leuchtend war der Sonnenuntergang gewesen, und sie hatte den Kindern von Allerseelen erzählt, wie die Toten an dem einen Tag freigegeben sind und streifen dürfen über die bekannten, heimatlichen Stätten der Erde. Unsichtbar schweben sie um die Zurückgebliebenen und um die Gräber ihres

Leibes. Und wo ein Haus die Gräber seiner Heimgegangenen nicht pflegt, da wenden die Verklärten ihre Fürbitte ab, und die Seelen im Fegefeuer leiden doppelte Pein, wenn sie wissen, daß sie vergessen sind auf Erden. Und wenn die Sonne sinkt, dann müssen die Seelen zurückkehren und wieder Abschied nehmen von Erden für ein Jahr. —

So hatte sie erzählt. — Sie fuhr auf. Wo waren die Kinder?

Dort unten — wo die Sonne stand — waren sie dort unten —?

Über der Ebene wogten ruhelose Nebel, bald rosig, bald weiß, bald tiefviolett — leuchtend und schattend, ein märchenhaftes Spiel.

Dort unten waren sie — bei all dem Wandern und Weben.

Dämmerung stieg um die Frau, die Schläge ihres Herzens wurden langsamer und leiser.

Dort unten — da zogen die Seelen der Toten wieder fort von der Erde — mit der Sonne. Da waren die Kinder dabei — ihr Mann —

Mit einem Schrei fuhr sie auf und streckte die Arme nach der düster lohenden Scheibe aus, die schon halb verschwunden war.

Dort waren sie — dort winkten sie ihr — fünf weiße Gestalten —! Sie stiegen herauf — sie schwebten heran — ganz nah.

Die strahlenden Gesichter lächelten sie an — jetzt konnte sie die winkenden Hände fassen — und die wallenden Gewänder umfassen die Sinkende. — —

Die Sonne war untergegangen. Es wurde dunkel und kalt.

— — — — —
Mit verklärtem Lächeln fanden sie die Erlöste auf den Stufen des Muttergottesbildes.



ischen Telegraphenverwaltungen Mr. Preece. Er bediente sich zur Erzielung von Signalen der Induktionsströme.

Es ist eine allbekannte Thatfache, daß, wenn man durch einen Draht einen elektrischen Strom schickt, in einem zweiten in sich geschlossenen Drahte, der dem ersten parallel liegt, Stromstöße entstehen, wenn der Strom im ersten Drahte geöffnet und geschlossen wird. Die schnelle Folge der Stromstöße pflegt man als Induktionsströme zu bezeichnen. Je länger die beiden Drähte sind und je stärker der erste, der sogenannte primäre Strom gewählt wird, um so bedeutender darf ihre Entfernung sein, um noch Wirkungen zu erzielen.

An der Küste wurde nach den Angaben von Preece ein mehrere Kilometer langer Draht ausgespannt, der in Platten endete, die in die Erde oder in das Meer verjunkt waren. In den Draht schaltete man eine elektrische Batterie zur Stromerzeugung und einen sogenannten Morsechlüssel ein, mit dem man, wie bei den Telegraphenapparaten, den Strom zu öffnen und zu schließen vermag. Auf dem Feuerschiffe, fern im Meere, wiederum war ein Draht über das ganze Schiff und den Mast gespannt, der gleichfalls in zwei Platten endigte, die in das Meer tauchten. In diesen Draht pflegte man eine magnetische Busssole oder ein Telephon einzuschalten. Wurde nun mittels des Morsechlüssels auf der Küstenstation der Strom geöffnet oder geschlossen, dann hörte man auf dem Schiffe im Telephon ein knadendes Geräusch und bemerkte einen Ausschlag der Magnetnadel. Es war verhältnismäßig leicht, in dieser Weise ein System festzustellen, um sich im Interesse des Signaldienstes zu verständigen. Zur selben Zeit etwa hatte auch Ingenieur Rathenow in Berlin ähnliche Versuche am Wansee angestellt.

Inzwischen hatte der große deutsche Forscher Heinrich Hertz* ermittelt, daß die Induktionswirkungen sich frei durch den Raum hindurch in Wellenform ausbreiten, und Apparate erfunden zur Erzeugung und Wahrnehmung elektrischer Wellen.

Auf Grund dieser vielleicht größten Errungenschaft des technischen Jahrhunderts wurde eine Telegraphie ohne Draht erst wirklich möglich. Wir wollen zunächst, wenigstens in großen Zügen, die Einrichtung des Hertschen Wellenerzeugers, des sogenannten Oscillators, und des Apparates zur Erkennung der Wellen, des Resonators, hier darlegen.

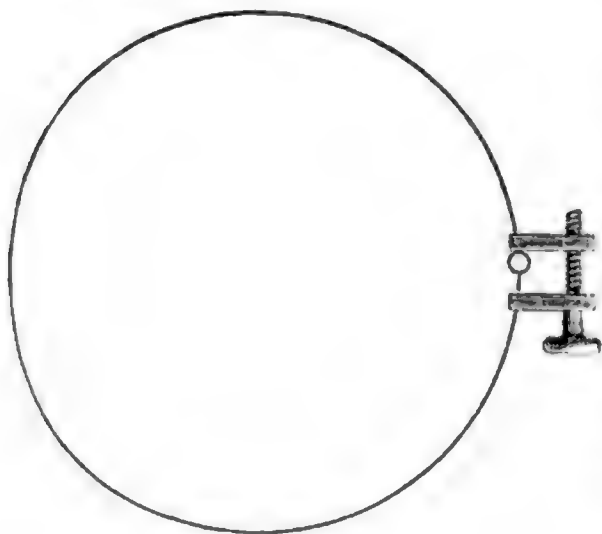
Figur 1 zeigt den Hertschen Oscillator (neuerdings Strahlapparat genannt), mit dem die elektrischen Schwingungen erzeugt werden, sowie die dazu notwendigen Nebenapparate. Die galvanische Batterie, die Stromquelle, sehen wir in S. Der elektrische Strom fließt aus ihr durch zwei Drähte zur sogenannten primären Spule des Induktionsapparates J. Aus diesem gelangen die Induktionsströme zum Hertschen Oscillator. Er ist, wie unsere Abbildung zeigt, auf zwei Glasstäben isoliert aufgebaut. Sie halten je einen Metalldraht, welcher am besten eine Dicke von 5 Millimetern und eine Länge von 75 Centimetern besitzt. Ein jeder Draht endlich trägt zwei Kugeln, und zwar eine solche von 30 Centimetern Durchmesser aus Zinkblech (A und B) und eine kleinere blankpolierte Messingkugel von 3 Centimetern Durchmesser (a und b).

Tritt der Induktionsapparat in Thätigkeit, dann beginnen zwischen den zwei kleinen Kugeln lebhaft Funken überspringen. Sie sind die Ursache der elektrischen Wellen.

Zur Erkennung der Schallwellen, welche die Luft durchdringen, und der Wellen des Lichts besitzen wir das Ohr und das Auge. Zur Wahrnehmung der elektrischen Wellen verfügt der menschliche Körper über kein besonderes Organ. Um ihr Dasein nachweisen zu können, mußte der geniale Entdecker der elektrischen Wellen erst besondere künstliche Organe schaffen. Sein elektrischer Resonator war höchst einfach. Er bestand im wesentlichen aus einem kreisförmig gekrümmten Metalldrahte, der an einer Stelle eine Unterbrechung besaß (Figur 2). Gelangen in seine Nähe elektrische Wellen, dann bilden sich in ihm Induktionsstöße, welche sich in winzigen Funken, die sich an der Unterbrechungsstelle bilden, offenbaren. Der Hertsche Resonator war wohl geeignet, die Eigenschaften elektrischer Wellen zu untersuchen und die Gesetze, nach denen sie sich im

* Vergl. über ihn den Aufsatz von Franz Wendt im Januarheft 1900 dieser Zeitschrift.

A stellt den Geber (Stromerregger mit Oscillator) dar in etwas anderer Anordnung, wie wir ihn oben schilderten, B den



Figur 2. Der Resonator.

telegraphischen Empfangsapparat nach der Lodge'schen Einrichtung. In A sehen wir zwei Drahtsysteme vor uns, die bei c und e parallel zueinander liegen. c deutet die Stromquelle des primären Drahtes an und k den Morse'schlüssel, mit dem der primäre Strom geöffnet und geschlossen werden kann. Zwischen den Kugeln im sekundären Draht b entwickeln sich dann die Funken, welche die signaltragenden Wellen erzeugen. Im Aufnahmeapparat B giebt uns a eine Ansicht vom Fritter. Die beiden kleinen Cylinder haben zwischen sich das Metallpulver, in dem sich die leitenden und trennenden Eigenschaften offenbaren. In c sehen wir eine elektrische Batterie und in d die Elektromagneten eines Morseapparates. Endlich ist noch am Fritter ein kleiner, elektrisch bewegter Hammer befestigt, der durch den Strom des Drahtes b in Nebenschaltung bethätigt wird. Er ist mit seinen Schaltdrähten in der Figur fortgelassen, um sie einfacher und verständlicher zu gestalten.

Die telegraphische Übertragung mittels Herzscher Wellen kommt nun in folgender Weise zu stande: Wird der Morse'schlüssel k niedergedrückt, dann durchläuft ein elektrischer Strom den nunmehr geschlossenen Drahtkreis a und veranlaßt durch Induktion

im Drahtkreise b die wellenerzeugenden Funken. Gelangen die elektrischen Wellen zum Fritter a, dann veranlassen sie, daß der Strom der Batterie c den Draht b durchfließt und den Elektromagneten des Morseapparates d in Thätigkeit versetzt. Im selben Augenblick schlägt das Hammerwerk gegen den Fritter und hebt dadurch den Stromschluß wiederum auf. Der Fritter ist also wiederum bereit zum Empfang neuer elektrischer Wellen.

Es war das Verdienst des jungen italienischen Physikers Guglielmo Marconi, die „Telegraphie ohne Draht“ vom einfachen Versuche zum praktischen System erhoben zu haben.

Vielleicht ist es nicht unangebracht, über den Mann, dessen Name jetzt in aller Mund ist, einige dürftige biographische Daten folgen zu lassen. Marconi wurde am 25. April 1874 zu Griffone bei Bologna geboren. Sein Vater ist Italiener, seine Mutter Engländerin. Schon in seinen Knabenjahren beschäftigte er sich mit Vorliebe mit physikalischen Experimenten. Er vertiefte seine elektrischen und elektrotechnischen Kenntnisse durch die Vorträge Professor Nighis. Seit 1892 hat er sich dann mit der drahtlosen Telegraphie beschäftigt, und etwa fünf Jahre später veröffentlichte er sein geistvolles System. Neben einer genauen und sehr präzisen Durcharbeitung der einzelnen Teile der von uns bereits geschilderten Anordnung, besonders des Fritters, besteht Marconi's Hauptverdienst in der Einführung vertikaler Luft-



Figur 3. Schema für die drahtlose Telegraphie zwischen zwei Stationen.

drähte, durch welche die telegraphische Verständigung über große Entfernungen erst möglich wurde. Schon im Garten seines Vaters, wo Marconi seine ersten Versuche anstellte, hatte er wahrgenommen, daß die Strecke, über welche man zu telegraphieren

vermag, sich sehr erweitern läßt, wenn sowohl die Kugeln des Oscillators wie die beiden Enden des Fritters einerseits mit der Erde und andererseits mit einem möglichst langen, vertikal aufgerichteten Drahte verbunden sind.

In unserem obigen Schema muß man sich dementsprechend die eine Kugel des Oscillators und das eine Ende des Fritters mit je einer Erdplatte durch einen Draht verbunden denken, die andere Kugel und das andere Ende des Fritters mit einem Drahte, der an einem senkrecht aufgerichteten Maste befestigt ist. Professor Slaby in Berlin hat sich auch des Luftballons bedient und an ihm die sogenannten Luftdrähte befestigt.

Marconi wandte sich im Sommer des Jahres 1897 an Mr. Preece, von dem wir oben schon berichtet haben und der über die reichsten telegraphischen Mittel verfügte. In England hat sich denn auch die Marconische Telegraphie zu ihrer heutigen Vollkommenheit entwickelt.

Als Marconi den englischen Boden zuerst betrat, hatte er ein sonderbares Abenteuer zu bestehen. Seine Instrumente erweckten den Verdacht der Polizei, er wurde als Anarchist verdächtigt und verhaftet, und seine Apparate wurden mit Beschlag belegt.

Über die ersten Versuche Marconis im großen an der englischen Küste unter Mitwirkung von Preece und anderer hervorragender Ingenieure besitzen wir eine interessante Schilderung von einem Augenzeugen, von Professor Slaby, der sich unter den Ingenieuren befand. Ihrer geschichtlichen Bedeutung halber möchten wir einige Abschnitte aus der Slabyschen Darstellung hier folgen lassen:

„Auf der etwa zwanzig Meter hohen Klippe von Lavernock Point, eine Stunde von dem freundlichen Badeort Penarth entfernt, war ein dreißig Meter hoher Mast errichtet, durch Drahtseile gehalten, über dessen Spitze ein cylindrischer Zinkhut von zwei Meter Höhe und einem Meter Durchmesser gestülpt war. Von dem Zinkcylinder führte ein isolierter Kupferdraht bis zum Fuße des Mastes an den einen Pol des Empfängers. Der andere Pol war durch ein langes Drahtseil, die Klippe hinunter, mit dem Meere verbunden. Mitten im Kanal, fünf Kilometer

entfernt von Lavernock Point, liegt das kleine Eiland Flattholm, auf seinen hohen Klippen mit Kanonen gespickt, zugleich der Standort eines Leuchtturmes. Dort war der Sendort. In einem Bretterhäuschen stand dort der Strahlapparat (Oscillator) mit einem verhältnismäßig kleinen Inductorium (25 Centimeter Schlagweite), von einem achtzelligen Accumulator gespeist. Die vollen Messingkugeln von 10 Centimeter Durchmesser waren bis auf 2 Millimeter genähert und durch eine Schicht Vaselinöl getrennt. Die äußeren Kugeln, gleichfalls voll, von etwa vier Centimeter Durchmesser, in einem Abstand von 10 Millimeter von den inneren Kugeln, waren einerseits mit einem Mast von genau gleichen Abmessungen wie in Lavernock Point, andererseits mit dem Meere verbunden.

„Es wird mir eine unvergeßliche Erinnerung bleiben,“ schreibt Professor Slaby weiter, „wie wir, des starken Windes wegen in einer großen Holzliste zu fünfen übereinander gekauert, Augen und Ohren mit gespannter Aufmerksamkeit auf den Empfangsapparat gerichtet, plötzlich nach Aufhissung des verabredeten Flaggenzeichens das erste Tiden, die ersten deutlichen Morsezeichen vernahmen, lautlos und unsichtbar herübergetragen von jener felsigen, nur in undeutlichen Umrissen wahrnehmbaren Küste, herübergetragen durch jenes unbekannte geheimnisvolle Mittel, den Äther, der die einzige Brücke bildet zu den Planeten des Weltalls. Es waren die Morsezeichen des v, welche der Verabredung gemäß herüberkamen.“

Es gelang Marconi damals, seine Botschaften über den Bristol-Kanal, also über eine Entfernung von fünf Kilometer zu senden. Er hat dann im weiteren im Dienste einer großen Gesellschaft, mit den reichsten Hilfsmitteln ausgestattet und unter dem Schutze der englischen Regierung, seine Versuche mit größtem Erfolge erweitert und immer größere Distanzen überwunden.

Im ganzen ist über Marconis Methode nur wenig veröffentlicht worden, und die Ingenieure anderer Staaten waren gezwungen, die Erfindungen Marconis gleichsam nachzuerfinden. So kann man denn in der Entwicklung der „Telegraphie ohne Draht“ seit dem Frühjahr 1897 einen interessanten Wettstreit verfolgen in der Länge, über

welche die verschiedenen Forscher ihre Signale zu übersenden vermögen. Gegen Ende des Jahres 1897 hatte z. B. Slaby in Berlin die bedeutendste Telegraphie-Entfernung mit 21 Kilometern erreicht, und etwa ein Jahr später konnte Marconi wiederum auf eine Leistung von 50 Kilometer hinweisen.

Sehr interessant waren die Erfolge des österreichischen Ingenieurs Schäfer, der während des Sommers 1899 eine Leistung von 61 Kilometern erreichte. Schäfer bediente sich nicht des oben geschilderten Fritters, sondern einer ganz neuen Vorrichtung, der sogenannten Schäferschen Platte. Sie besteht aus einem mit Staniol belegten Spiegel, dessen Belegung durch einen Schnitt in zwei Teile geteilt ist. Die beiden Teile der Belegung sind je mit einem Pole einer galvanischen Batterie verbunden. Natürlich vermag der Strom des Schnittes halber nicht zu fließen. Haucht man die Platte aber an oder veranlaßt in anderer Weise die Entstehung von Wasserbläschen, dann bilden diese sofort eine Brücke, und der Strom tritt in Thätigkeit. Treffen wiederum, während dies geschieht, elektrische Wellen die Vorrichtung, dann wird der Strom sofort unterbrochen. Die Hertz'schen Wellen wirken hier umgekehrt wie beim Fritter; sie veranlassen nicht den Strom zum Fließen, sondern sie unterbrechen ihn.

Durch einen Versuch, den Olivier Lodge gelegentlich ausführte, kann der soeben geschilderte Vorgang leicht erklärt werden. Lodge erzeugte zwei Seifenblasen, die sich fast berührten. Beim Auftreffen elektrischer Wellen flossen sie sofort in eine große Blase zusammen. Auf der Schäferschen Platte ist die Lücke zwischen den beiden Staniolblättern mit kleinen Bläschen dicht gefüllt; sie bilden die Strombrücke. Die elektrischen Wellen vereinigen viele kleine Bläschen in einzelne, gesondert liegende, größere Blasen, und die Lücken, die so entstehen, gebieten dem Strome Halt. Übrigens hat man seitdem von der Wirkung der Schäferschen Platte nichts mehr gehört, obgleich auch andere Techniker sich wiederholt mit dieser beachtenswerten Einrichtung beschäftigt haben.

Inzwischen war im Sommer des Jahres 1900 Marconi gelegentlich der englischen Flottenmanöver zu einer Telegraphie-Ent-

fernung von 108 Kilometern gelangt, und es war gelungen, das alte Projekt, die Signalisierung der Feuerschiffe, von dem wir ausgingen, zu erledigen. So sicher wirkten damals schon die Marconischen Methoden, daß die Regierung der Westindischen Inseln die „Telegraphie ohne Draht“ in den regelmäßigen Dienst stellte, um dadurch die kleinen Inseln miteinander in Verkehr zu bringen. Marconis Erfindung hatte sich also in der That die Praxis erobert!

Am besten gelingen die Versuche der Wellen- oder Funken-Telegraphie, wie man neuerdings die „Telegraphie ohne Draht“ auch nennt, auf dem Meere. Sie ist zum Verkehr unter den Schiffen bereits so weit entwickelt, daß mit ihr beim Bau neuer Fahrzeuge gerechnet werden muß. Die Ursache liegt hauptsächlich darin, daß auf dem Meere sich die elektrischen Wellen frei ausbreiten können und nicht durch Berge, Wälder und Städte behindert werden. Kleben doch gleichsam die elektrischen Wellen an allen vertikalen Leitern und vermindern dadurch ihre elektrische Energie und die Stärke ihrer Wirkung. Nach Slaby kann man mit denselben Einrichtungen auf der See etwa zehnmal so große Entfernungen überwinden wie auf dem Lande. Um über größere Entfernungen die signaltragenden Wellen zu senden, ist es notwendig, mit größeren Elektrizitätsmengen zu arbeiten, als wir es bisher geschildert. Wir sahen, daß man zur Funken-erzeugung, die ja die Quelle der elektrischen Wellen bildet, einen Induktionsapparat gebrauchte. Die Elektrizitätsmengen, die in einem solchen zur Wirkung kommen, sind außerordentlich gering. Marconi half sich dadurch, daß er einen Induktionsapparat, der fähig ist, einen Funken von etwa dreißig Centimeter Länge zu entwickeln, so einstellt, daß der Funke nur eine Länge von einen bis zwei Centimeter erreicht.

Vor etwa Jahresfrist hat Slaby bei seinen Versuchen im Interesse der deutschen Marine, um größere Elektrizitätsmengen in Bewegung zu bringen, sich ganz anderer Einrichtungen bedient. Er verwendete eine Wechselstrommaschine, die durch einen Elektromotor angetrieben wurde und in deren Stromkreis ein Hochspannungs-Transformator eingeschaltet war. Es konnten hier-

durch viel größere Energiewerte in Strahlung umgesetzt werden als mit dem Induktionsapparate.

Nach den neuesten Nachrichten ist es jetzt Marconi in der That gelungen, von der Insel Wight nach dem Lizard-Leuchtturm, also über eine Entfernung von 300 Kilometern, seine Signale zu senden. Um das zu ermöglichen, wurden auf beiden Seiten vier vertikale Drähte von je 48 Meter Länge und einem gegenseitigen Abstände von 1,5 Meter aufgestellt. Die zur Übertragung der Signale verbrauchte Leistung betrug hierbei 150 Watt.

Nach so viel Licht- mögen nun auch die Schattenseiten der „Telegraphie ohne Draht“ hervorgehoben werden. Die elektrischen Wellen wandern nach allen Richtungen der Windrose, und jedermann vermag sie aufzufangen und ihre Geheimnisse zu enthüllen. Den einzigen einwurfsfreien Schutz boten dagegen bisher nur verabredete Ziffernsysteme, wie sie ja auch sonst häufig in der Telegraphie für diplomatische Nachrichten in Gebrauch sind.

Vielleicht könnten auch, wie Slaby meinte, im Kriege feindliche Oscillatoren dauernde Störungen der Zeichen hervorrufen, welche die Verständigung unmöglich machen. Das gäbe dann einen interessanten Kampf unter den Wellen des Äthers! Das veranlaßt übrigens auch, daß die gleichzeitige Überführung mehrerer wellentelegraphischer Depeschen nach einem Ziele bis vor kurzem unmöglich war.

Die wirklich praktische Ausgestaltung der „Telegraphie ohne Draht“ ist erst während des letzten Jahres und, wie es scheint, zuerst ihrem Urheber Marconi gelungen. Das läßt sich wenigstens aus seinen Versuchen schließen, die der rühmlichst bekannte englische Ingenieur und Physiker J. A. Fleming kürzlich schilderte. Sie wurden zwischen zwei — 48 Kilometer voneinander entfernten — Stationen, von denen sich die eine in der Nähe von Poole in Dorset, die andere bei St. Catharine auf der Insel Wight befand, ausgeführt. Dort waren die neuesten Apparate Marconis aufgestellt, die so eingerichtet sind, daß der Empfangsapparat an der einen Station nur auf die Wirkung des entsprechenden Sendenapparates auf der andern Station reagiert und an-

spricht. Es war also Marconi gelungen, seine Apparate aufeinander abzustimmen. Das wurde in folgender Weise erprobt. Zwei Beamte, die sich in St. Catharine befanden, gaben gleichzeitig zwei Depeschen nach Poole auf; dort wurden sie völlig korrekt empfangen und durch Morseapparate auf Papierstreifen gedruckt. Sehr charakteristisch war auch der folgende Versuch: Von den beiden Beamten in St. Catharine gab zu gleicher Zeit der eine eine Depesche in französischer, der andere eine solche in englischer Sprache auf. Die beiden entsprechenden Empfänger in Poole schrieben unabhängig voneinander die Depeschen in englischer und französischer Sprache ohne Fehler nieder.

Um die Versuche noch mehr zu komplizieren und die Fähigkeit der neuen Apparate ins rechte Licht zu setzen, wurden zur selben Zeit, als die Signale zwischen Poole und St. Catharine sich vollzogen, durch die englische Admiralität Depeschen zwischen Portsmouth und Portland gewechselt. Die geographische Lage dieser Strecken ist so, daß die Wellenzüge sich durchschneiden müssen. Der Erfolg war dennoch vollkommen und ungestört.

Die Marconischen Versuche haben überall die größte Bewunderung und Verwunderung hervorgerufen, die nur dadurch beeinträchtigt wurde, daß nichts darüber verlautete, durch welche Einrichtungen sie ermöglicht worden waren. Trüge der Berichterstatter Fleming nicht einen Namen von so gutem Ruf, dann hätte man zu der Meinung gelangen können, daß hier nur ein englisches Reklamestückchen vorliegt.

Inzwischen sind durch Professor Slaby und dem Grafen Arco in Gegenwart des deutschen Kaisers Versuche vorgenommen, die etwa das gleiche zeigten wie die oben geschilderten Marconischen Versuche. Sie wurden aber mit dem ganzen erklärenden wissenschaftlichen Material veröffentlicht und traten in dem Gewande einer strengen wissenschaftlichen Theorie auf. Die Slaby-Arcosche Methode der Funkentelegraphie bedeutet einen hervorragenden Erfolg auf dem Gebiet der Schwachstromtechnik. Dem Versuch am 22. Dezember 1900 kommt daher geschichtliche Bedeutung zu.

Die Experimente vollzogen sich in den Räumen der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft in der Luisenstraße zu Berlin. Korrespondiert wurde mit der Technischen Hochschule in Charlottenburg, wo die Wellen von einem 16 Meter langen Draht, der sich auf dem Dach der Hochschule befand, ausgingen, und mit dem Elektrizitätswerk in Schönweide an der Oberpreze, wo wiederum ein zwischen zwei Schornsteinen herabhängender Draht den Wellenquell darstellte (Abbild. S. 282). Die erste Station war 4 Kilometer, die zweite 14 Kilometer vom Vortragssaal entfernt. Auf dem Vortragstisch standen zwei Empfangsapparate, die leitend mit dem Blitzableiter am Schornstein der elektrischen Centrale Schiffbauerdamm verbunden waren.

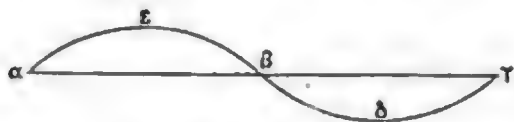
Der Versuch begann, indem der Vortragende einem Induktionsapparat einige zischende Funken entlockte, die den beiden fernen Stationen das Signal zum Beginn des Gesprächs gaben. Ein kurzer Augenblick des Harrens verstrich, und dann antworteten die beiden Apparate mit geschäftigem Tack-Tack. Ungehindert voneinander schrieben sie mit der üblichen eiligen Telegraphiergeschwindigkeit je den entsprechenden Stationsnamen auf den Morsestreifen. Die Korrespondenz war eröffnet.

Die wichtigste Neuerung bei den Slaby'schen und Marconischen Versuchen besteht darin, daß es gelungen ist, die Empfangsapparate auf elektrische Wellen von bestimmter Länge abzustimmen und in den Sendapparaten Wellen von gewünschter Länge zu erzeugen.

Überall wo auf der Welt sich Wellen bewegen, sind solche Abstimmungen zu erzielen. Am überzeugendsten läßt sich das an den Schallwellen zeigen, welchen Vorgängen ja auch der Name entnommen ist. Besitzt man zwei ganz gleiche Stimmgabeln, die auf gleiche Resonanzklängen aufgesetzt sind, und stellt sie an den entgegengesetzten Enden eines langen Saales fern voneinander auf, dann wird die eine Stimmgabel ganz von selbst zu klingen beginnen, wenn man die andere anstreicht. Die Wellen, die die erregte Stimmgabel in der Luft erzeugt, durchheilen den Saal und sind im Stande, das gleichgestimmte Instrument in heftige Bewegung zu versetzen.

Genau das gleiche vollzieht sich in den übereinstimmend eingerichteten elektrischen Telegraphenapparaten, nur daß hier nicht die Luft die Wellen trägt, sondern der Äther. Man könnte die Apparate gleichsam als ein paar elektrische Stimmgabeln bezeichnen.

Um zum tieferen Verständnis der Slaby'schen Abstimmungsmethoden zu gelangen, bedarf man einer genaueren Kenntnis der Lehre von der Wellenbewegung. Ist doch Slaby durch strenge theoretische und experimentelle Untersuchungen solcher Art zu seinen schönen Erfolgen gelangt. Das beste Beispiel zum Studium der Wellenbewegung bieten die Wellen dar (Figur 4), die man auf der Oberfläche eines stillen Landsees beobachten kann. Wirft man einen schweren Körper auf seine Oberfläche, dann beginnt ein Heben und Senken der einzelnen Wasserteilchen um ihre Gleichgewichtslage; es baut sich die Welle auf aus Wellenberg

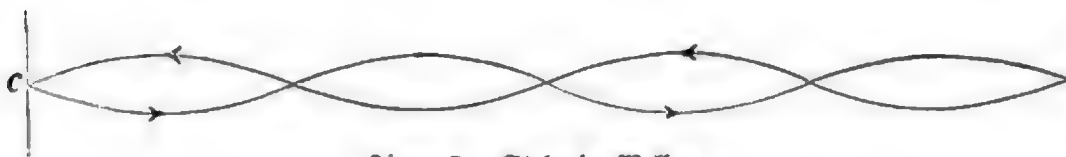


Figur 4. Die Welle.

und Wellenthal. Der aufmerksame Beobachter sieht bald, wie sich hier alles gesetzmäßig entwickelt.

Der Forscher, der in die Geheimnisse der Natur eindringen will, muß es verstehen, sie in geschickter Weise zu befragen. Die Fragestellung geschieht in der Form des Experimentes. Durch das Experiment ist in unserem Falle zu ermitteln, wie die Welle verläuft, wie lang sie ist, wie hoch sich ihr Berg erhebt und wie tief ihr Thal sinkt. Diese Erscheinungen lassen sich am besten an sogenannten „stehenden Wellen“ erkennen. Mittels einer elastischen Schnur ist eine stehende Welle leicht zu erzeugen. Knüpft man eine solche an eine feste Wand, während man das andere Ende in der Hand hält, und schlägt senkrecht auf sie herunter, dann beginnt ein eigentümliches Spiel. Wellen verlaufen zur Wand und auf demselben Wege wieder zurück, und wir haben gleichsam vor uns das Bild von zwei sich schneidenden erstarrten Wellen (Figur 5.) Die Teile, welche sich nach beiden Seiten heben, nennt man die Schwingungsbäuche, die Kreuzungstellen die Schwingungsknoten. Die

ersten sind die Stellen größter Bewegung, die zweiten die Orte größter Ruhe. Wie man aus der Figur unmittelbar sieht, entspricht die Entfernung zwischen zwei Schwingungsknoten einer halben Wellenlänge und die Entfernung zwischen einem Knoten und dem höchsten Punkt am nächsten Schwingungsbauch einer viertel Wellenlänge.



Figur 5. Stehende Wellen.

Sehr schön läßt sich die Wanderung der elektrischen Wellen, ihr Ausgang von dem vertikalen Luftdrahte des Oscillators und ihre Aufnahme von dem gleichfalls vertikalen Luftdrahte des Empfangsapparates an einem rein mechanischen Versuch erläutern (Figur 6).

Wiegen wir einen Stahldraht von etwa sechs Fuß Länge an beiden Enden um eine Strecke von je einem Fuß rechtwinklich um und bringen den einen dieser Schenkel in schwingende Bewegung, dann pflanzt sich durch den horizontalen Rest des Stahldrahtes die Bewegung ohne weiteres auf den anderen Schenkel fort und versetzt ihn in die gleiche Schwingung wie den ersten.

Verfolgt man diesen Vorgang genau, dann sieht man, daß ein Schwingungsbauch an der obersten Stelle des ersten und zweiten Schenkels liegt, während an dem Scheitel der rechten Winkel die Stellen der Ruhe, die Schwingungsknoten, sich befinden. Über die dazwischenliegende Strecke des Drahtes aber breitet sich eine Welle aus, deren Länge viermal so groß ist wie die Länge jedes Schenkels. Natürlich kann man die Länge des Drahtes beliebig variieren. Wünscht man also die Wirkung einer Welle möglichst vorteilhaft aufzunehmen, so dient dazu am besten ein Auffangedraht von ein viertel Wellenlänge; an seinem oberen freien Ende ist dann die Stelle der stärksten Bewegung.

Dieser Satz ist von allgemeiner Bedeutung; er gilt für alle Wellenübertragungen in elastischen Körpern, also auch für die Übertragung der elektrischen Wellen im elastischen Äther. Wir können z. B. mit seiner Kenntnis den elektrischen Wellen eine bestimmte Länge geben. Knüpft man an die

eine Kugel des Oscillators einen Draht von 40 Metern Länge, so erhält man dadurch Wellen, die viermal so lang sind, und sie werden am sichersten aufgefangen, wenn auch der vertikale Luftdraht am Fritter des Empfangsapparates die Länge von 40 Metern besitzt.

Eine der wichtigsten Fragen in der „Telegraphie ohne Draht“ war bisher die nach

der Stelle, wo der Fritter anzubringen sei, um am besten und sichersten zu wirken. Vor

Abschluß der Slabyschen Untersuchungen pflegte man den Fritter am unteren Ende des Luftdrahtes zu befestigen. Wie man jetzt sieht, ist diese Stelle die ungünstigste, die zu wählen war; denn hier befindet sich nach unseren obigen Ausführungen ein Schwingungsknoten, das heißt der Ort geringster elektrischer Wirkung. Jetzt zeigt uns die Theorie als besten Fritterort die höchste Spitze des Luftdrahtes. Die Stelle aber an der Spitze eines Blüthableiters oder eines hochragenden Mastes ist in der Praxis als Sitz für den Telegraphenbeamten nicht gerade empfehlenswert. Auch diese Schwierigkeit ist jetzt gehoben. Es ergab sich nämlich, daß, wenn man an der Stelle, wo sich der Knotenpunkt des Luftdrahtes befindet, einen horizontalen Draht von der Länge des Luftdrahtes anfügt, an seinem freien Ende auch ein Ort maximaler elektrischer Wirkung liegt. Hier hat Professor Slaby in der That den Fritter eingefügt. Damit ist das bis-



Figur 6. Wellenübertragung.

herige unklare Tasts nach dem Orte des Empfängers einer präzisen Regel gewichen. Die Konstruktion kann noch dadurch vereinfacht werden, daß man den angeknüpften horizontalen Draht auf eine Spule wickelt.

Die vorstehenden Ausführungen ermöglichen es verhältnismäßig leicht, die Slaby-Arcosche Abstimmungsmethode zu verstehen. Natürlich müssen wir uns hier mit einer Darlegung in großen Zügen begnügen, weil

das Eingehen auf Einzelheiten umfangreiche technische Kenntnisse vom Leser voraussetzen würde. Beginnen wir mit der Abstimmung des Empfängers.

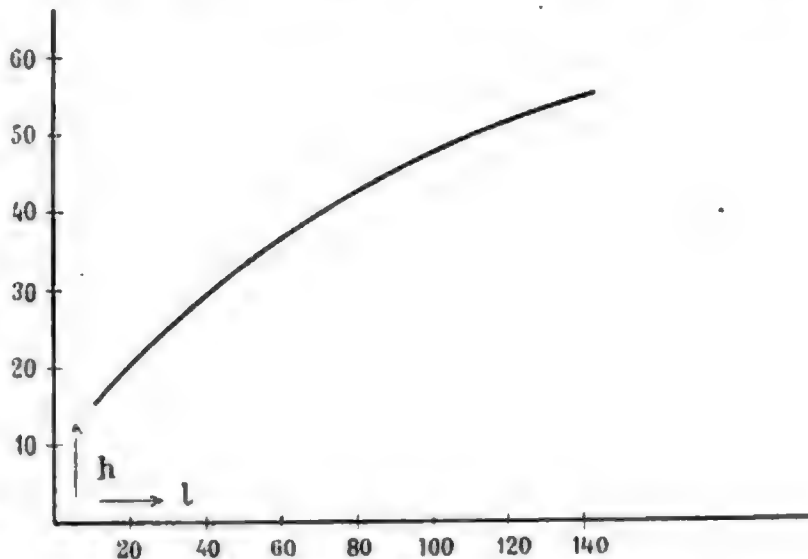
Kennt man die Länge der Wellen, welche die Bottschaften durch den Raum tragen, dann ist der vertikale Luftdraht, wie wir sahen, gleich einem Viertel dieser Wellenlänge zu machen. Das ist leicht an jedem Blitzableiter und ähnlichen vorhandenen vertikalen Leitern auszuführen, indem man entsprechend der notwendigen Länge die gewählte untere Stelle mit der Erde verbindet. Dadurch entsteht ein Knotenpunkt. Alle Wellen von größerer oder kleinerer Länge erreichen dann nicht den Fritter, sondern gehen durch den Knotenpunkt in die Erde. Um eine gleichzeitige Korrespondenz mit mehreren Stationen zu ermöglichen, muß die Schaltung ein wenig verändert werden. Es hat sich nämlich gezeigt, daß, wenn die Länge des Auffangedrahtes und seiner Verlängerung gleich der halben Wellenlänge ist, die zugehörigen Wellen nicht zur Erde wandern, sondern zum Fritter gelangen.

Professor Slaby hat diesen Vorgang in seinem berühmten Vortrage durch ein instruktives Zahlenbeispiel erläutert. Sollen mit einem Blitzableiter von 40 Metern Höhe Wellen aufgenommen werden, die größer als 160 Meter sind, die z. B. 200 Meter Länge besitzen, so muß man an den Vertikaldraht eine Drahtspule von 60 Metern anschließen. Es ist daher bei den Empfangsstationen stets eine große Zahl solcher Spulen von allen möglichen Längen vorhanden, um durch ihr Anschließen an den Apparat die Abstimmung zu vollziehen. Durch eine verhältnismäßig einfache Vorrichtung, die zwischen dem Verlängerungsdrahte und dem Fritter einzufügen ist, erzielte Professor Slaby eine sehr verstärkte Wirkung der Apparate. Am besten läßt sich der Wert des „Multiplikators“ verstehen, wenn man ihn mit der Einwirkung eines Resonanzbodens auf die Tonverstärkung einer Stimmgabel vergleicht.

Sehr große Aufmerksamkeit wendete Graf Arco der Ausgestaltung des Fritters zu.

Er ist luftentleert und im Innern keilsförmig gestaltet. Das Pulver in seinem Inneren wird dadurch dem Einfluß der atmosphärischen Luft entzogen und bleibt absolut trocken und leicht beweglich. Durch die Keilform wiederum kann je nach seiner Stellung die Zahl der Pulverkörnchen auf die entsprechende Raumeinheit verkleinert oder vergrößert und dadurch die Wirkung je nach Wunsch bestimmt werden.

Auf die Einrichtung des Senders brauchen wir für unseren Zweck nicht mehr weiter einzugehen. Die Erzeugung elektrischer Wellen von vorgeschriebener Länge wird mit ganz ähnlichen Mitteln erzielt, wie sie im vorstehenden beschrieben wurden. Ihre



Figur 7. Garantiekurve.

Länge und Wirkung hängt ab von der Länge der Drähte und von Leydener Flaschen, die in das System eingeschaltet werden.

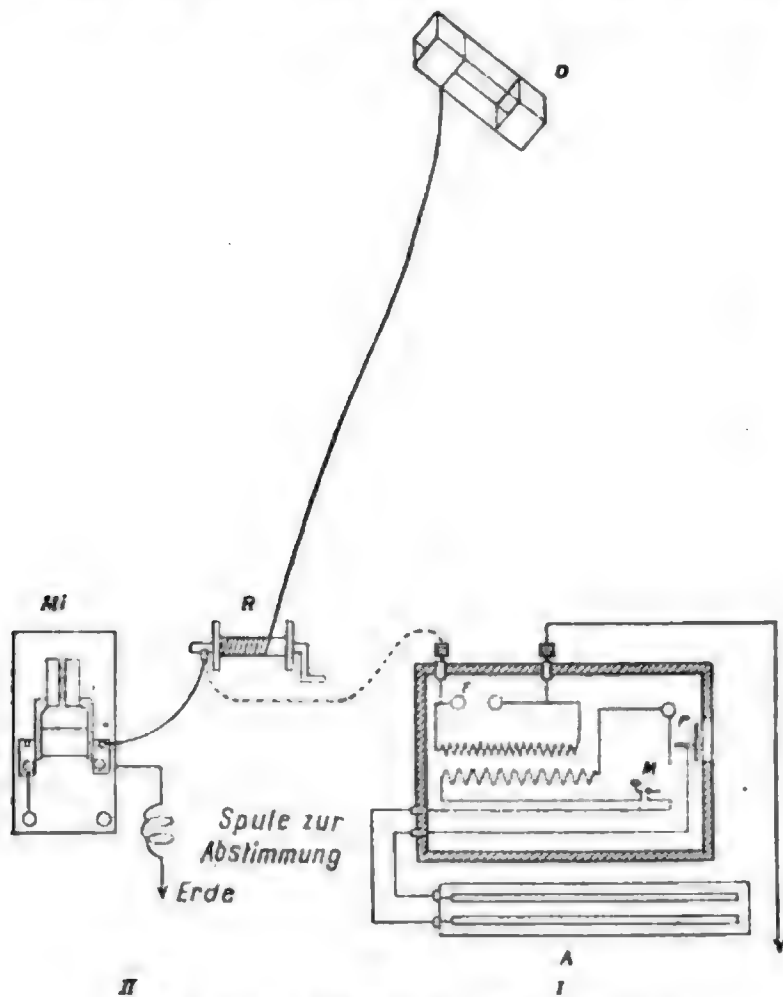
Die bedeutenden Erfolge, welche die Slaby-Arco'sche Methode der Funkentelegraphie erzielt hat, erklären sich nicht zum geringsten Teile daraus, daß das System unter der sachgemäßen Leitung von Ingenieuren und geschickten Mechanikern in den Räumen einer großen Fabrik, dem Kabelwerke der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft zu Oberschönweide bei Berlin, ausgeführt wurde. In der That ist die Gesellschaft im Stande, ihre Apparate unter Garantie einer bestimmten Leistung auf den Markt zu bringen. In höchst instruktiver Weise wird die garantierte Entfernung für funkentelegraphische Installationen, die über See wirken, durch die vorstehende Kurve (Figur 7) illustriert. Sie giebt zugleich eine Vorstellung

von den Fortschritten, welche die Technik der Funkentelegraphie seit den ersten Versuchen Marconis gemacht hat.

Von den beiden sich unter einem rechten

ständen erlangt werden, sondern daß sie, wie oben bereits erwähnt, garantierte Zahlen sind. Wie außerordentlich, selbst unter schwierigen Bedingungen, durch die vorzügliche Ausführung der Slaby-Arcoschen Instrumente die Masthöhe sinken kann, zeigt die Nachricht, die wir beim Niederschreiben dieser Zeilen empfangen. Es gelang, von der „Hohenzollern“ mittels eines Mastes von nur 28 Metern Höhe über eine Strecke von 70 Kilometern nach Helgoland zu sprechen.

Durch Apparatbilder und schematische Übersichten wollen wir nach diesen Vorbereitungen eine Vorstellung von den Stationen zu geben versuchen, wie sie jetzt nach dem Slaby-Arcoschen System überall eingerichtet werden. Das Schema zeigt den Zusammenhang der einzelnen Apparate miteinander, und Bild und Schema tragen für gleiche Teile die gleichen Buchstaben. In den Figuren 8 und 9 hat man es mit einer „leichten Feldstation“ zu thun. I giebt die Apparate für den Sender, II die Apparate für den Empfänger, und D giebt eine Vorstellung von



Figur 8. Schema für eine kleine Feldstation.

Winkel kreuzenden Linien deuten die Zahlen an der Vertikallinie die Länge des Luftdrahtes in Metern (h) an, die Zahlen an der horizontalen Linie die entsprechende Entfernung in Kilometern, über welche die funken-telegraphische Botschaft gesendet werden kann. Um z. B. festzustellen, wie lang der Luftdraht zu wählen ist, um über eine Strecke von hundert Kilometern zu telegraphieren, hat man nur bei der Zahl 100 der Horizontallinie ein Lot bis zur Kurve zu errichten und durch den Endpunkt in der Kurve eine Parallele zur Horizontallinie zu ziehen; wo diese die Vertikallinie trifft, kann unmittelbar die Länge des Luftdrahtes abgelesen werden. Wie man sich überzeugt, würde eine Länge von etwa fünfzig Metern genügen. Es ist dieselbe Länge, mit der Marconi einst über nur fünf Kilometer zu sprechen vermochte. Bei diesen Zahlen muß ausdrücklich betont werden, daß sie nicht zufällig und unter besonders günstigen Um-

ständen erlangt werden, sondern daß sie, wie oben bereits erwähnt, garantierte Zahlen sind. Wie außerordentlich, selbst unter schwierigen Bedingungen, durch die vorzügliche Ausführung der Slaby-Arcoschen Instrumente die Masthöhe sinken kann, zeigt die Nachricht, die wir beim Niederschreiben dieser Zeilen empfangen. Es gelang, von der „Hohenzollern“ mittels eines Mastes von nur 28 Metern Höhe über eine Strecke von 70 Kilometern nach Helgoland zu sprechen. Durch Apparatbilder und schematische Übersichten wollen wir nach diesen Vorbereitungen eine Vorstellung von den Stationen zu geben versuchen, wie sie jetzt nach dem Slaby-Arcoschen System überall eingerichtet werden. Das Schema zeigt den Zusammenhang der einzelnen Apparate miteinander, und Bild und Schema tragen für gleiche Teile die gleichen Buchstaben. In den Figuren 8 und 9 hat man es mit einer „leichten Feldstation“ zu thun. I giebt die Apparate für den Sender, II die Apparate für den Empfänger, und D giebt eine Vorstellung von dem amerikanischen Mastendrachen oder dem einfachen Drachen in der Gestalt eines Vogels, welche zum Halten der Send- und Empfangsdrähte dienen. Der sehr dünne Draht ist auf eine Spule R aufgewickelt und kann mit dem Send- oder mit dem Empfangsapparate, je nachdem man eine Depesche geben oder empfangen will, verknüpft werden. Der Oscillator (Sender) ist in eine feste Hülle eingebaut, aus der nur der Morse-schlüssel (M) herausragt. Im Schema sehen wir den Durchschnitt von Hülle und Sender mit der Funkenstrecke F, dem Morse-schlüssel M und dem bekannten Hammerunterbrecher P. Gepeißt wird der Oscillator durch Accumulatoren (A), welche in leicht transportablen Ledertaschen untergebracht sind. Am Empfangsapparat wird die Depesche bei diesen Stationen mit dem tragbaren Kopstelephon (T) aufgenommen. Die elektrischen Wellen wirken auf den Fritter bei Mi, der zumeist durch eine neue Einrichtung des Grafen

Arco, durch den sogenannten Mikrophon-Empfänger ersetzt wird.

Das Gewicht der vollständigen Feldstation, einschließlich der Drachen, des gelegentlich verwendeten Ballons und der Wasserstoffflasche, beträgt nur 30 Kilogramm und die größte Signalentfernung etwa 20 Kilometer. Die Erfahrung hat gezeigt, daß bei schwachem Winde am sichersten die amerikanischen Kasten-drachen, bei sehr schwachem Winde die Drachen in Gestalt von Vögeln wirken; bei absoluter Windstille müssen jedoch Kugelballons aus Goldschlägehaut Verwendung finden mit etwa einem Kubikmeter Gasfüllung.

Die Figuren 10 und 11 führen die Apparate für eine große Landstation und für eine Torpedobootstation vor.

Eine sehr geistvolle, rein mechanische Methode der Abstimmung wurde etwa gleichzeitig mit dem geschilderten von dem schwedischen Ingenieur Anders Bull geschaffen. Sie hat allerdings noch nicht das Fegfeuer der Prags durchlaufen, verdient aber auf

in dem gleichen Intervall aufzunehmen vermag. Gelangt also eine Anzahl von Telegrammen an irgend einen Ort, dann sucht sich ein jeder Empfangsapparat gleichsam die Zeichen heraus, auf welche er abgestellt ist. Natürlich wird auch die Bullsche Methode durch die Elabyschen Untersuchungen über den günstigsten Fritterort und dergleichen ihre Vorteile ziehen.

Die Telegraphierleistungen, welche wir im vorstehenden schilderten, bezogen sich fast ausschließlich auf den Verkehr über See. Neuerdings hat sich der italienische Ingenieur Emile Guarini besonders mit der Telegraphie ohne Draht für Überlandstationen beschäftigt. Es gelang ihm mittels eines neuen automatischen Relais, von Brüssel nach Antwerpen, also über eine Entfernung von 43 Kilometern, seine Signale zu senden. Die Luftleitung in Brüssel hatte eine Länge von 30 Metern, die in Mecheln, wo sich das Relais befand, dieselbe Länge; und die Empfangsstation in Antwerpen war mit

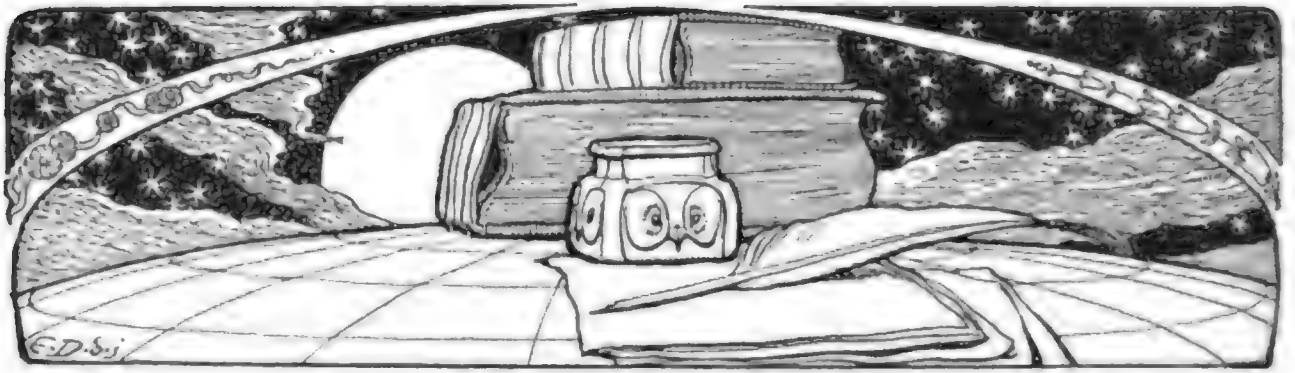


Figur 9. Apparate für eine kleine Feldstation.

jeden Fall hier genannt zu werden. Ihr Princip besteht darin, daß man die telegraphischen Zeichen für einen bestimmten Apparat in besonderen Zeitimpulsen giebt; und daß ebenso der Empfänger nur ein Zeichen

einem Luftdraht von 60 Metern Höhe verknüpft.

Die letzte, aber auch zugleich interessanteste Frage, die an den Telegrapheningenieur gestellt zu werden pflegt, ist die nach der



Litterarische Rundschau

Frauenbücher

Dem kleinen und doch so ungleichen Fährlein schriftstellersnder Frauen, die hier kritische Revue passieren sollen, wird vielleicht keine größere Ehre widerfahren können, als wenn an der Spitze ihres Zuges das ehrwürdige Banner Marie von Ebner-Eschenbachs entfaltet wird. Bevor unsere Dichterin ihre gesammelte Kraft dem großen Renaissance-Roman zuwandte, den diese Hefte der deutschen Leservelt zuerst darzubringen gewürdigt wurden, und in dem sie zum erstenmal das Gebiet der italienischen Kunst- und Kulturgeschichte betrat, hat sie in zwei stattlichen Bänden *Aus Spätherbsttagen* (Berlin, Gebrüder Pachtel; beide Bände zusammen 8 Mk.) die zerstreuten Früchte gesammelt, die ihr in der Zwischenzeit vereinzelt an Baum und Strauch ihres sonnegesegneten Gartens gereift sind. Die Dichterin hätte sie den Mäusen widmen können, denn es sind wie diese ihrer neun, wenn solche akademisch-mythologische Altertümlichkeiten ihrem Wesen nicht an sich fern lägen und die Erzählungen nicht durchweg mit dem Herzen der Gegenwart geschrieben wären. Eine Schülergeschichte steht an der Spitze, eine Tragödie der Examenstnot, wie sie leicht aus einer jener immer zahlreicher werdenden Zeitungsnotizen entsprossen sein kann, die von Selbstmorden überreizter oder überarbeiteter Prüflinge melden. Aber nicht der sensationelle Fall ist es, der die Dichterin anzieht; wie immer, wendet sich bei ihr auch hier alles ins Innere, ins Seelische, und still und lautlos, von keiner Hand gesät oder gepflanzt, blüht aus der Fabel die ernste Lebensmoral hervor. „Maslans Frau“ ist eine Ehegeschichte des Zornes und des Hasses, hinter denen sich doch ungestandene Liebe verbirgt. Von den lebenden Schriftstellern weiß keiner und keine so wie die Ebner unter Schutt und Asche das unverdorbene Gold der Seele zu finden. Immer geht ihr Herz mit, und auch in den verstöcktesten und verkommensten Seelen entdeckt sie das Menschliche. Man merkt ihr die reine, große Freude an, wenn sie es end-

lich gefunden hat, ihre Kunst strahlt dann eine innere Wärme und Berklärung aus, als habe sie leibhaftig mit eigener Hand einen Menschen aus dem Verderben zur Erlösung geführt. Wie aus Menschen Menschen werden, das bleibt ihr liebstes Thema, bezeichnend dafür ist der schlichte Schlusssatz in der kleinsten, nicht aber geringsten Gabe dieser Bände, der Hundegeschichte „Die Spizin“, die sich dem „Crambambuli“ ebenbürtig an die Seite stellt: „Das war die Wendung in einem Menschenherzen und in einem Menschen-schicksal“. Auch die Erzählungen „Uneröffnet zu verbrennen“ und „In letzter Stunde“ sind dem Eheproblem gewidmet. Letztere, ein Juwel der Ebnerschen Novellistik, in ihren Schlußteilen von einem ätherischen Glanze umspielt, kennen unsere Leser, ist sie doch gleichfalls in dieser Zeitschrift (April 1900) zuerst veröffentlicht worden; in der anderen steht ein treuloher Mann neben einer unheilbar leidenden Frau. Nach ihrem Tode findet er ein Paket Briefe mit der dem Mißtrauischen verdächtigen Aufschrift. Er schöpft Verdacht gegen seinen besten Freund und läßt sich zu Mißhandlungen, ja zum Totschlag hinreißen. Dann erst wird offenbar, daß die Briefe von ganz anderer Hand; so zeugt Schuld neue Schuld, auch wo sie sich zum Richter erheben zu können glaubt. Sehr kühn sind „Die Reisegefährten“. Sie behandeln das Thema: ist ein Mord erlaubt, wenn Höheres dadurch zu retten? Sturm hat in seinem „Bekenntnis“, auch Heyse hat in einer Novelle einen ähnlichen Stoff gestaltet, aber keiner von ihnen hat die sittliche Auffassung, die dem Schritt zu Grunde liegt, so zu vertiefen verstanden wie die Ebner; keiner Schuld und Buße so innerlich gesät wie sie. Die Meisterin zeigt sich auch in den kleineren Stücken der Sammlung, in „Fräulein Susannens Weihnachtsabend“, in dem „Original“ und der „Visite“. Wie ein heiteres Satyrspiel beschließt diese übermütige Karikatur des Blaustrümpfertums die Reihe meistens tiefster Tragödien des menschlichen

Herzens, die erschütternd, ergreifend und feierlich erhebend zugleich stimmen, ein Gebet und ein Gottesdienst. — Gleichzeitig mit den „Spätherbsttagen“ hat die Paetelsche Verlagshandlung den siebenten und achten Band der *Gesammelten Schriften von Marie von Ebner-Eschenbach* erscheinen lassen. Sie enthalten außer den besten Gaben der beiden neuen Einzelbände („Maslans Frau“ — „In letzter Stunde“ — „Ein Original“ — „Der Vorzugsschüler“ — „Die Reisegefährten“) einige größere Erzählungen aus früheren Jahren, unter anderem „Das Schädliche“, diese moderne Tragödie des Menschenglaubens, „Vertram Vogelweid“, dieses versöhnliche Lebensbild eines Journalisten, der durch Einklehr bei gesundem Fühlen und Denken zur Beseitigung von allen Gebrechen des modernen Litteraturschwindels geführt wird, ferner „Rittmeister Brand“, „Die Totenwacht“ und ein paar kleinere Kabinettstücke aus der Sammlung „Alle Schule“.

Der siebenzigste Geburtstag Marie von Ebner-Eschenbachs, der im vergangenen Herbst aus allen Ländern deutscher Zunge Liebe, Bewunderung und Ehren über sie ausschüttete, hat uns gleich zwei *Biographien der Dichterin* geschenkt. Die erste, hier schon besprochene (Dezember 1900), war die von Moriz Neger (Berlin, Georg Heinr. Meyer; geb. 4 Mt.), die das Hauptgewicht auf die Werke legt und die Charakteristik der Dichterin aus diesen analytisch gleichsam herauslöst; Kostproben aus den unzugänglicheren ihrer Werke finden sich beigelegt. Mehr biographischer Art, die — wenn man so sagen darf — „offizielle Lebensbeschreibung“ ist die von Anton Bettelheim: *Marie von Ebner-Eschenbach, biographische Blätter*. (Berlin, Gebrüder Paetel. Mit drei Bildern in Lichtdruck.) Dem Verfasser hat das reichste urkundliche Material zur Verfügung gestanden, das er ausgiebig, im Schlußkapitel, wo er über die Feier des siebenzigsten Geburtstages berichtet, fast allzu ausgiebig benutzt hat, während die Charakteristiken der einzelnen Werke mehr silhouettenhaft als malerisch eingestreut sind. Schon aus der Früh- und Werdezeit der Dichterin bringt Bettelheims Buch bereicherte Dokumente in Äußerungen Grillparzers, Heinrich Laubes, Friedrich Halms, Luise von François' und Eduard Devrients, zu denen nun der in unseren „Monatsheften“ veröffentlichte Briefwechsel Devrients und Frentags wertvolle Ergänzungen liefert. Autobiographisches in den Werken selbst ist geschickt aufgedeckt, das Milieu der Kindheit und der Jugend, vor allem der Freundeskreis der Frau in seiner Bedeutung für die Dichterin treffend geschildert. Genug, dieses Buch wird grundlegend bleiben, und wenn man auch im Interesse einer weiteren volkstümlicheren Wirkung einst eine in der Form und Komposition ausgeglichene Darstellung der persönlichen und literarischen Gesamterscheinung der Dichterin wünschen muß, so sind hier doch die Umrisse auch dafür ein für allemal festgelegt. Wie fast für alle größeren Werke, so weiß Bettelheim auch für Marie von Ebners jüngsten

großen Roman, die „Agave“, manches aus der Entstehungsgeschichte mitzuteilen, was die Leser dieser Feste besonders interessieren wird. Wir setzen deshalb einiges daraus her. „Für mich war Rom,“ hatte die Dichterin beim Abschied von Italien im Frühling 1899 geschrieben, „kein Ausgangspunkt, sondern ein Ziel. Keiner von euch kann ermessen, was es heißt, im neunundsechzigsten Jahr zum erstenmal seinen Fuß auf die Stätte zu setzen, die einst die Achse der Welt war. Über jeder neuen Offenbarung des Gewaltigen und des Schönen, die ich empfang, schwebte der Gedanke an das nahe Scheiden, und nie und niemals verließ mich die Überzeugung: Früchte werden diese goldenen Tage mir nicht tragen. Ich habe nicht mehr die Zeit und die Kraft, zu verwerten, was ich hier erwarb.“ Es kam anders. Immer herrlicher, immer höher blühte die „Agave“ auf, die Malergeschichte, in deren Mittelpunkt Masaccio und seine Schüler stehen sollten, die Geschichte eines Jünglings, dem in des Meisters Schule ein großer Wurf gelingt, nach diesem ersten Treffer aber die Kraft versagt. Immer größer wurde mit dem Wachsen und Reifen der Dichtung zugleich auch die Notwendigkeit, die Schauplätze der neuen Erzählung zu besuchen. Die erste italienische Reise hatte die Dichterin die volle Wahrheit von Goethes Wort erkennen lassen: „Man kann sich nur in Rom auf Rom vorbereiten.“ Nun sollte sie ihr Weg wiederum in die Siebenhügelstadt führen. Unterwegs machte sie diesmal aber Halt in Florenz, wo sie alle Herrlichkeiten der Arnostadt, insbesondere die Fresken Masaccios in der Kapelle der Brancacci gründlich studierte. Vom Winter 1899 bis Mai 1900 weilte sie wieder in Rom. Die Jubelstimmung des ersten römischen Winters war unwiederbringlich dahin. Aber die Empfänglichkeit der Dichterin für das den Göttern geheiligte Italien, ihre Verbegier, ihr Künstlerfleiß war unverändert geblieben, und überraschend schnell reiste jetzt die „Agave“ ihrer Vollendung entgegen.

In der mildmenschlichen Gesinnung, in dem warmen Verständnis für menschliche Schwächen, in der Versöhnlichkeit der Weltanschauung zeigt Malwida von Meyenburg (geb. 1816), die Verfasserin der vielgelesenen „Memoiren einer Idealistin“ (drei Bände, mit Nachtrag; Berlin, Schuster u. Loeffler), mit Marie von Ebner-Eschenbach eine gewisse Geistesverwandtschaft. Im übrigen aber ist die Freundin Alexander Herzens und Johanna Kinkels ein echtes Kind des vormärzlichen Idealismus, eine Erscheinung, die wie das Vermächtnis einer halb versunkenen Zeit in unsere nüchterneren Tage hereinragt. Alle ihre Äußerungen, mögen sie nun Erziehungsfragen, Lebensbetrachtungen, religiöse oder geschichtliche Dinge betreffen, sind, unausdrücklich oft, aber deshalb nicht weniger tief, mit einer politisch-liberalen Tendenz durchtränkt. Ganz im Geiste jener revolutionären Zeit, in der sie selbst eine Rolle gespielt hat, legt sie ihre Gedanken in tagebuchartigen Stimmungsbildern (ebenda; dritte

und vermehrte Auflage) nieder, die sich mit bewusster Betonung des Subjektiven und Persönlichen vornehmlich an jüngere weibliche Leser wenden. Ihre Lebensanschauung und Weltanschauung kennzeichnen Sätze wie die folgenden: „Sich selbst zu idealisieren, sollte das bestimmte Lebensziel jedes Individuums sein“, oder: „nach allem Höchsten zu streben und, soweit wir es vermögen, auch unseren Baustein hinzubringen zu dem Bau der Humanität und Bildung, an welchem die Menschheit von ihrer Geburt an arbeitet, und in welchem sie eintritt, erlöst vom Übel, zu wohnen hofft.“ Sie selbst nimmt mit Recht jenes Wort für sich in Anspruch, das ein Kenner des Altertums von den Griechen sagte: „Ihre Lebensanschauung war pessimistisch, aber ihr Temperament optimistisch.“

Wir bleiben in geistes- und geschmacksverwandten Kreisen, wenn wir uns von Malwida von Meisenburgs Bekenntnissen zu den Erinnerungen der Schornischen Familie wenden, die Adelheid von Schorn jetzt in einem starken Bande (508 S.) herausgegeben hat (Berlin, S. Fischer). Mehrmals sind die beiden durch gemeinsame geistige Interessen und Bekanntschaften verbundenen hochgebildeten Frauen einander begegnet, in Weimar, in Bayreuth, in Italien, und einmal bekennet die jüngere ausdrücklich, daß sie von den im „Lebensabend einer Idealistin“ ausgesprochenen Glaubenssätzen aufs tiefste ergriffen worden sei und jedes Wort davon unterschreibe. „Wie wohl thut es doch, die eigenen Gefühle und Anschauungen aus solchem Munde zu hören.“ Der Geist des Freimuths geht demnach auch durch die Schornischen Erinnerungen, wenn sie auch bei weitem nicht so frei und selbständig über den Dingen und Personen stehen wie die „Memoiren einer Idealistin“. Doch verspricht der Titel *Aus zwei Menschenaltern* quantitativ nicht zu viel; es ist hier in der That eine außerordentliche Fülle an Erlebnissen und Briefschätzen einer Familie aufgespeichert, die seit den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts mit im Mittelpunkt des reichen Weimarer Lebens stand. Eine bunte Gestaltenreihe zieht an uns vorüber: Herzogin Helene von Orleans, Friedrich Müdert, Berthold Auerbach, Ludwig Bechstein, Peter Cornelius, Franz Hugler, Joachim Raff, der zu Lebzeiten lange nicht genug gewürdigte Ästhetiker Heinrich von Stein u. a., vor allem aber Franz Liszt und die Fürstin Wittgenstein, von der eine beträchtliche Anzahl wertvoller Briefe über Liszt zum erstenmal mitgeteilt werden. Das Verhältnis beider, ein Seelenbund im wahrsten Sinne des Wortes, bildet recht eigentlich die Achse des ganzen Buches. Denn Adelheid von Schorn war die langjährige Vertraute der beiden und hat so nahe wie keine sonst den wunderbaren Künstlerroman der beiden Seelen sich entfalten sehen. Wenn sie manches daraus in seinem Interesse für die Allgemeinheit etwas überschätzt hat, so soll der warm mitfühlenden Freundin kein Vorwurf daraus geschmiedet werden, nur ein wenig mehr anschauliche

und charakteristische Schilderungsgabe möchte man ihr dann und wann wohl wünschen. Neu und aufschlußreich sind besonders die zahlreichen, meist französisch geschriebenen Briefe, die die vereinsamte Fürstin aus Rom an die Mutter der Herausgeberin und an diese selbst richtete. Wir sehen die in ihrem höchsten und heiligsten Gefühle enttäuschte Frau in religiöse Probleme vertieft, für deren Bewältigung ihr im Grunde doch die philosophischen Kenntnisse fehlen — ein wenig erhebender Ausgang einer trotz aller Geistigkeit einst großen und kühnen Leidenschaft. Freundliche, leuchtende Strahlen, denen es freilich für uns auch an Wehmut nicht fehlt, fallen in die Erinnerungen von dem Bilde des allzu jung verstorbenen Ästhetikers Heinrich von Stein, eines Neffen der Herausgeberin. Hier fließen meines Wissens die einzigen Quellen, die uns über den Lebensgang dieses hoffnungsvollen Gelehrten einiges vermitteln.

Diesen Denkwürdigkeiten zweier Frauen aus der geistigen Epoche Deutschlands mögen sich die Lebensbilder zweier anderer gesellen, die beide um die Wende des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts den Höhepunkt ihres Wirkens erreichen und doch in all und jedem grundverschieden geartet sind. Ein schlicht bürgerliches, hausmütterlich frommes Leben entrollt sich uns in den Briefen Marie Helene von Kügelgens (geb. Böge von Manteuffel), der Mutter des durch seine prächtigen „Jugenderinnerungen“ so berühmt gewordenen „alten Mannes“. (Leipzig, Richard Böpke; 420 S.; geh. 6 Mk., geb. 8 Mk.) Der ausschlaggebende Eindruck ist hier der einer echt deutschen, vorbildlichen Treue und Festigkeit des Charakters, die auch die stürmischen Zeiten nicht aus den Fugen ihrer Sittlichkeit und stillen Größe zu heben vermögen. — Wie anders verläuft das Leben Thereses Hubers (1784 bis 1829), das Ludwig Geiger jetzt auf Grund ihrer Briefe in einem besonderen Buche geschildert hat (Stuttgart, J. G. Cotta; geh. Mk. 7,50). Ist dort die Lust religiös, familiär oder allenfalls patriotisch, so ist sie hier litterarisch durch und durch. Worum in der Frauenwelt heute vielfach noch leidenschaftlich gekämpft wird, das hatte Theresie Huber bereits vor drei Menschenaltern erreicht: die Leitung eines an der Spitze der Zeitbewegung marschierenden Blattes. Doch braucht der Lebensgang dieser merkwürdigen, klugen und tapferen Frau an dieser Stelle nicht ausführlich geschildert zu werden, da gerade diese Hefte es waren, in denen Geiger zuerst ihr „Herzensleben“ genauer gezeichnet hat. Was in diesen Aufsätzen (Jahrg. 1897, Februar- u. Märzheft) angesichts des umfangreichen Stoffes nur skizzenhaft behandelt werden konnte, das ist in dem vorliegenden Buche erschöpfend und bis ins kleinste lebensgetreu dargestellt, und es wird nur dieses Hinweis bedürfen, um alle die, die jene Kostproben mit Teilnahme und Freude begrüßten, nunmehr an die vollbesetzte Tafel zu führen, wie sie in diesem „Lebensbilde einer deutschen Frau“ gedeckt ist. Das Buch ist eines

der lehrreichsten Dokumente der Zeit und zugleich ein geschichtlicher Beitrag zur Frauenbewegung, mit dem sich an Beweiskraft nur wenig zu messen vermag.

Therese Hubers Irren und Streben führt uns unmittelbar an die Schwelle der Romantik, der neuerdings eine jüngere deutsche Schriftstellerin ein höchst eigenartiges und beachtenswertes Buch gewidmet hat. Es heißt: *Die Blütezeit der Romantik* (Leipzig, H. Haessel; geh. 8 Mk., geb. 9 Mk.), und seine Verfasserin ist Ricarda Huch. Ein „Buch des Gefühls“, unterscheidet es sich wesentlich von den Elaboraten der gelehrten Literaturgeschichtsschreibung. Sich denen an die Seite zu stellen oder sie gar zu verdrängen, hat denn die Verfasserin auch gar nicht den Ehrgeiz. Sie beabsichtigt uns den Sinn der Romantik darzustellen, das Denken der Romantiker, wie es aus ihrem Wesen hervorging, und versucht deshalb in erster Linie, ein Bild der Menschen jener Zeit und ihrer Ideen zu zeichnen, rein aus den ursprünglichen Quellen schöpfend, ohne die sachmännische Forschung vor und um sich zu berücksichtigen. Das Buch ist alles andere eher denn ein Lehrbuch, es ist den Kennern und Liebhabern der Huchischen Muse vor allem ein Buch der Bekenntnisse, das ihnen sagt, wie diese Frau die Gestalten der Romantik sah und erfaßte, beurteilte und wertete, und welche innere Verwandtschaft zwischen heute und damals besteht. Was die Verfasserin einmal von Friedrich Schlegels Auffassung Hamlets sagt, das gilt von ihr selbst und ihrer Deutung gewisser Frauencharaktere der Romantik: „sie ist so persönlich, wie man einen fremden Charakter nur vermittels seines eigenen faßt, weil man mit seiner Seele lebt oder, was dasselbe sagen will, ihm die eigene Seele zum Leben leiht.“ Ihr Porträt der Kataline Schlegel, das Kapitel „Apollo und Dionysos“, die Charakteristik der „Romantischen Liebe“ sind voll von feinstem Verständnis, geistreich in der Erfassung des Stoffes, scharf und blank geschliffen in der Form. — Wie Ricarda Huch den Dingen immer etwas Apartes abzugewinnen weiß und selten einmal bei dem Nächtliegenden verharret, so zeichnet sich auch dies letztgenannte Kapitel durch eine feinsinnige Ergründung des Unterschiedes zwischen antiker und moderner, hellenischer und germanisch-christlicher Liebesempfindung aus. Und in diesem Zusammenhang sagt die Verfasserin einmal: „Beides, germanisch und christlich ist die mittelalterliche Legende von der Liebe des jungfräulichen Kindes zu dem aussätzigen Ritter, eine Liebe ganz Opfer, ganz Seele und dennoch leise und süß erwärmt von sinnlichem Blute.“ In ihrer Novellenammlung *Fra Celeste* (Leipzig, H. Haessel) hat Ricarda Huch diesen romantisch-christlichen Legendenstoff in einer Erzählung vereweltlicht, die für ihr dichterisches Schaffen bezeichnend ist. Sie nimmt einen Stoff aus dem Mittelalter auf, aber ihre Phantasie und ihre Persönlichkeit sind so stark und eigenartig, der Drang des modernen Lebens, der psychologische Wahrheitstrieb

sind so unzertrennlich von all ihrem Schaffen, daß etwas auch innerlich völlig Neues und Selbstständiges entsteht. Kein mittelalterlicher Dichter, auch unserer größten keiner, hätte den Gestalten diese feingeistigen Gefühle geben können, diese offene und versteckte Lust am Leben, die vornehm-lässige Herrennatur, die der „arme Heinrich“ bei Ricarda Huch in sich vereinigt. Die Novelle ist deshalb alles andere eher als eine historische Erzählung, deren äußeres Gewand sie trägt; sie ist, wie andere hervorragende Schöpfungen der Dichterin, ein trotz aller Stilisierung modernes Märchen, darin romantisch-phantastische Elemente sich mit modern-realistischen zu einem neuen künstlerischen Bunde zusammenfinden. Ganz prächtig ist in der Novelle die naive Lebens- und Genussfreudigkeit, die kindliche Selbstsucht des Ritters geschildert, mit der er sich über alles fremde Weh, sobald es sich seinem Wohlbefinden in den Weg stellt, lächelnd hinwegsetzt. Denn anders als beim frommen Sänger des zwölften Jahrhunderts geht die Erzählung bei der Dichterin des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts aus. Während dort die Güte und Treue des holdseligen Kindes das Herz des ritterlichen Herrn erweichten und er ihr Opfer nicht annahm, worauf er zur Belohnung seiner Krankheit ledig wurde und das liebe Geschöpf als sein Ehegemahl heimführte, läßt sich Herr Heinrich hier das Opfer ruhig gefallen, um, durch das Todesblut des liebenden Mägdeleins gesundet, neuen Liebes- und Lebensgenüssen zuzueilen, bis auch er als deren Opfer sinkt . . . Dies nur eine Saite des reichen, vieltönigen und doch so zarten Instrumentes, nicht die tiefste und vollste, aber eine, die den ganzen Zauber der Musik ahnen läßt, die in ihm schlummert. E. F. Meyers und Gottfried Kellers Einflüsse, die auch sonst bemerkbar, treten am deutlichsten in der Titelnovelle hervor, die auch im Stoff an eine von Meyers besten Erzählungen anklängt. Die Behandlung der Fabel — die leidenschaftliche Liebe eines italienischen Mönches aus der Humanistenzeit —, das Zeitkolorit, der fein eiselirte Stil, der Ausdruck, vor allem die Wahl und Durchführung einer prächtigen Reihe von eigenschöpferischen Gleichnissen, alles das zeugt von einer in sich ausgereiften, abgeklärten Kunst, die den Kranz der Meisterchaft verdient.

Eine Dichterin, die sich Ricarda Huch zur Seite stellen läßt, ist Isolda Kurz. Auch bei ihr die heute so seltene Vorherrschaft der Phantasie über alle anderen ihrer dichterischen Gaben, auch bei ihr diese kühne Verbindung zwischen Romantik und Modernität, die doch nirgends die Gesetze des Stils verlegt. Und noch eins haben beide gemeinsam: so groß der Reichtum ihres inneren Schaffens, so leicht es ihnen werden möchte, gleich anderen die Perlen ihrer Phantasie in ganzen Ketten fast ohne Unterlaß dahinrollen zu lassen — sie halten sich und ihren Reichtum meisterhaft im Zaume, sie wuchern mit ihrem Pflunde, sie lassen ihre Früchte geduldig ausreifen und brechen auch dann nur die vollsten und saftigsten von den

schweren Zweigen. Nach langer Pause hat uns jetzt Isolde Kurz' sparsames Schaffen wieder mit einem Erzählungsbande beschenkt. Er führt den Titel *Von dajumal* (Berlin, Gebrüder Paetel) und enthält sieben Stücke, von denen jedes einzelne ein künstlerisch geschliffener Edelstein in künstlerischer Fassung. Es sind dem Stoffe nach recht verschiedene Dichtungen: neben der philosophischen Plauderei steht das Märchen, neben einer Kindergeschichte ein Nachschabenteuer aus dem Eisenbahn-Coups — und doch tragen sie alle den Stempel jener zugleich scharf und zart ausgeprägten dichterischen Eigenart, die die Erscheinung der in Florenz lebenden Schwäbin zu einer so markanten und charaktervollen gemacht hat. Schon die strenge Beherrschung der Form, in der sich — Marie von Ebner-Eschenbach ausgenommen — keine der lebenden Schriftstellerinnen auch nur im entferntesten mit ihr messen kann, stellt sie auf einen gesonderten Platz. Mit dieser bildnerischen Formkunst aber, die nicht selten an Contr. Ferd. Meyers' gesättigte Plastik erinnert, vereint sich bei Isolde Kurz, was das eigentlich Bezeichnende für sie ist, eine Modernität der Empfindung und des Schauens, wie sie nur aus dem intensiven Mitleben mit unserer Zeit erwachsen kann, und eine so feinspürige Psychologie gerade für die heimlichsten und differenziertesten Seelenregungen, wie sie die oft zu Unrecht herabge setzte „alte Schule“ denn doch in diesem Maße nicht hatte und nicht haben konnte. Es ist ihr gegeben, sich in fremde Naturen mit einer Kraft und Sicherheit zu versetzen, ihnen ihre eigensten Vorstellungen und Gefühle nachzuempfinden, als lebten alle diese fremden Wesen gesondert in der Seele der Dichterin. Schon in den „Italienischen Erzählungen“ hatte sie eine Novelle, darin sie sich in das Traumleben eines Sonderlings versetzt, dem sich eine gespenstische, längst in Ruinen zerfallene Stadt mit den Gestalten der verjunkten Nacht des Mittelalters bevölkert. Auch in ihrer neuen Sammlung wieder hat Isolde Kurz aus der Phantasie eines solchen „Sonderlings“ gedichtet; daß es diesmal ein träumerischer Knabe ist, der in dieser Welt der greifbaren Thatsachen so viel leiden muß, macht die kleine Erzählung „Nachbars Werner“ nur um so ergreifender. Die kurz-sichtigen Leute, Eltern und Lehrer, halten den Werner, der allsonntäglich mit seiner kleinen Freundin Ida zwischen leeren Jahrmarktsbuden herumstreicht und sie sich zu einer märchenhaften Stadt Wajta aus schmückt, für einen unverbesserlichen Lügner, der Freundin wird es aber in späteren Jahren gewiß, daß auf seinem frühen Grab nichts anderes stehen sollte als: „Hier liegt ein Dichter.“ Wie still, ernst und groß Isolde Kurz diesen kindlichen Stoff dichterisch zu gestalten verstanden hat! Wie da aus der Gedankenwelt der Erwachsenen nichts Vernunftmäßiges und Kaltes in die poetische Sphäre dieser Kinderseele hineinragt! Der Romantik ein neues poetisches Heimatsrecht in unserer Gegenwartsliteratur erworben zu haben, das ist Isolde Kurz' Verdienst:

uns ist nichts tot, was ein echter Dichter zum Leben zu erwecken vermag.

Schriftstellerinnen, die einen Roman- oder Novellenstoff mit künstlerischer Ruhe und Reife wie ein Bildwerk außer sich gestalten können, sind trotz der weiblichen Massenproduktion so spärlich gezät, daß sich von der älteren Schule zu der jüngeren nur schwer ein Übergang finden läßt. Man möchte sich scheuen, neben den Namen der Ricarda Huch den der Clara Viebig zu setzen — so grundverschieden ist ihre Art zu sehen und zu bilden —, wenn nicht auch die Entwicklung dieser temperamentvollen Schriftstellerin seit einer Reihe von Jahren schon so energisch und sicher in die Höhen der großen selbstlosen Kunst strebte, die doch überall die eine ist. Mit einer Ehrlichkeit und Ursprünglichkeit sondergleichen ist sie vor etwa fünf oder sechs Jahren in die Literatur eingetreten, und diese in der modernen Frauenbewegung sonst keineswegs häufigen Tugenden haben ihr — von einer flüchtigen Entgleisung in dem tendenziösen Roman „Es lebe die Kunst!“ abgesehen — bis heute das Gepräge gegeben. Nach ihrem großen socialen Roman „Das tägliche Brot“ (Berlin, F. Fontane u. Co.), der im Juniheft dieser Zeitschrift seine ausführliche Würdigung erfahren hat, bietet sie jetzt eine Novellensammlung *Die Rosenkranzjungfrau und anderes* (Berlin, F. Fontane u. Co.; Preis 3 Mk.), deren Quellen auf den beiden von ihr so sicher beherrschten Gebieten fließen: auf dem des platten weltentlegenen Landes und mitten im Getriebe der modernen Großstadt. Wieder bewundern wir die Schlichtheit und die Herbe ihrer Darstellungskunst, die man fontanisch nennen möchte, wenn ihr mehr Humor gegeben wäre, und die Kühnheit und Treffsicherheit, mit der diese weibliche Kraft ihre Probleme packt. Die Provinz Posen, auf deren Boden die größere Hälfte der Novellen spielt, ist von modernen Schriftstellern vielfach zum Schauplatz ihrer Erzählungskunst erkoren worden. Es war wohl hauptsächlich die eigentümliche Mischung der an sich eine ganz eigenartige Stimmung bedingenden slavisch-deutschen Grenzbevölkerung, die hier anzog. Auch bei Clara Viebig giebt dies den Grundton ab — aber die Bilder, die sie auf diesem Hintergrunde zeichnet, sind ganz ihre eigenen Schöpfungen, bei denen man alle Vergleiche vergißt. Sie hat, eine lebens- und festefrohe Rheinlands-tochter, die heimlichen Schönheiten auch dieses Stück Landes erkennen und lieben gelernt. „In-seln gleich,“ so beschreibt sie es in einer autobiographischen Skizze, „liegen die Gutshöfe im Meer der Felder, abgeschlossene Reiche für sich, jeder Gutsherr ein König. Weit schweift der Blick über die nährnde Erde, und hier wächst unser Brot. Goldene Ähren wiegt der Sommerwind, der Kiefernwald blaut in der Ferne; am Horizont der Ebene sieht man die Sonne aufsteigen und versinken, rosige Wolken schwimmen in verklärtem Glanz...“ Polnisch und deutsch hat diese zweite Heimat zu ihr gesprochen. Die, freilich nur heimlich noch geschwungene Peitsche

mit den verknöteten Lederriemen, die so empfindlich die gebückten Rücken der Polaki trifft, hat sie ebenfogut kennen gelernt wie das gütig-patriarchalische Regiment, das noch auf dem weit über hundert Jahre in einer Hand ruhenden deutschen Stammgut geführt wird. „Die Rosiniern in Schlapphut und rotem Hemd traf ich im Feld und auch die deutschen Schnitter; fröhliche und verdrossene, aufrührerische und zufriedene, stupide und intelligente Arbeiter sind an mir vorübergezogen. Die Zeit ist mir nie lang geworden. Man bangt vor dem Gewitter und ersehnt tränkenden Regen für das verdorrte Land, man grämt sich wegen der Disteln im Acker und jauchzt jedem glücklich eingebrachten Fuder zu . . . Ich aber schlich mich von dannen, hinter die Scheuer und weiter über die Acker bis in den blauen Kiefernwald. Da blieb ich stehen im Heideltraut. Harziger Duft umschwebte mich wie eine Wolke, und in der Wolke kam ein Gruß jener anderen Kiefern, jener rotstämmigen, knorrigen Gesellen, die auf Eifelheiden wachsen. Natur ist immer verwandt, und Bauer ist Bauer, und Mensch ist Mensch.“ So ist die Verfasserin nicht bloß in dem Lande daheim, um es als Staffage oder als Stimmungselement verwerten zu können, nein, sie hat auch den Menschen ins Herz gesehen, mit ihnen gejubelt und noch mehr mit ihnen gelitten. Mit denen an der Warthe wie mit denen des rein polnischen Teils der Ostmark ist sie gleich vertraut, und immer weiß ihre Kunst scheinbar Enges, Kleines, Zufälliges zu tieferer, allgemeiner Lebenswahrheit auszugestalten. Ein Musterstück dieser polnischen Novellen ist „Zendrok und Michalina“. Da hat zarteste Poesie und unerbittlichste Wirklichkeitschilderung einen Bund geschlossen, um ein Lebensbild zu schaffen, das mit einem lieblichen Kindheitsidyll beginnt und in einer düsteren Alttagstragik versinkt. — Mit der zweiten Hälfte der Novellen kehrt die Verfasserin nach Berlin zurück, ihrer dritten Heimat, ihrer „dritten Braut“, wie sie einmal sagt, doch nur, um sich alsbald selbst zu verbessern: „Aber nein, was sage ich denn?! Keine Braut! Mit Berlin bin ich — verheiratet.“ Wenn sie dabei an das innige Mitfühlen und -leiden gerade mit den Armen und Elenden, an denen die Großstadt so überreich ist, gedacht hat, so strafen sie diese kleinen Erzählungen nicht Lügen. Geschichten wie „Roter Mohn“, „Hinter Mauern“ (des Arbeitshauses), vor allem aber der „Klingeljunge“, der in dem feinen Verständnis für Tier- und Kinderseelen und deren unverblümter und doch warmherzigster Schilderung an Marie von Ebner-Eschenbachs verwandte Erzählungen wie „Die Spinne“ u. a. erinnert, beweisen, wie liebevoll sich die Verfasserin des „Täglichen Brotes“ in das Berliner Kleinleben versenkt hat. Nur selten einmal, wie in den „Kleinen braunen Schuhen“, stiehlt sich ein falscher sentimentalischer Ton in diese düster-schwere Melodie von reiner, schöner Menschenliebe.

Der jüngste Novellenband von Anna Croissant-Rust, der unter dem Titel der Eingangs-

erzählung *Pimpernelle* (Berlin, Schuster u. Loeffler; geh. M. 2.50) drei Pfälzer Geschichten vereinigt, giebt uns das Recht, diese bis dahin als literarische Individualität recht wenig ausgeprägte Schriftstellerin in der unmittelbaren Nähe Clara Viebig's anzusiedeln. Auch hier eine Wirklichkeitschilderin ohne Tendenz, doch im Grundton weit weniger düster als die „Kosentrangjungfrau“ und deren Gefährten. Im „Pimpernelle“ webt sogar ein lächelnder Humor zwischen den trüben Schicksalen des Aschenbrödel's, das lange hinter dem Herde im Schatten sitzen muß, ein Stiefkind des Glückes, ein Lastträger aller Arbeit und Sorgen, indes die Geschwister sich an dem begierig geschlürften Lebensstrahl gütlich thun, bis endlich in dem wieder auftauchenden Gestirn einer Jugendliebe auch ihr die Sonne und ein bescheidenes Glück zu scheinen beginnt . . . „Pimpernelle“ ist die weitaus am liebevollsten ausgeführte Erzählung des Bandes; die noch angefügten beiden anderen Erzählungen „Nikolaus Kägele“ und „Duo, Trio und Duo“ sind zu skizzenhaft gehalten, als daß sich das pfälzische Lokalkolorit, der pfälzische Humor und die herzhafte pfälzische Lebensführung, die der ersten Geschichte hauptsächlich ihre Reize geben, voll entfalten könnten.

Mit Anna Croissant-Rusts Buch stehen wir bereits unmittelbar vor der Schwelle jener anderen Kategorie Schriftstellernder Frauen, denen das Schreiben nicht mehr reinen, selbstlosen Spieltrieb ihrer künstlerischen Schaffenskraft bedeutet, sondern denen sich mit ihm zugleich der aus den sozialen Bewegungen unserer Zeit entsprungene Ehrgeiz verbindet, der Frau als solcher eine neue Waffe in die Hand zu geben, um ihrer geistigen Regsamkeit ein immer weiteres und freieres Gebiet zu erobern. Helene Böhlau und Gabriele Reuter sind die Namen, die hier zuerst genannt werden müssen. Gabriele Reuter hatte in ihrem letzten großen Roman unserer Meinung nach der Erziehungstendenz gar zu sehr die Riegel schießen lassen, als daß nicht das Kunstwerk als solches darunter hätte leiden müssen. Aber mit ihrem jüngsten Werke, dem Roman *Ellen von der Weiden* (Berlin, S. Fischer) hat sie das reichlich und überreichlich wett gemacht. Die Dichterin steht hier auf der Höhe ihres künstlerischen Könnens und ihres menschlichen Verstehens. Sie hat uns in ihrer Heldin — das laute Theaterwort will freilich auf die Menschen des feinen und tiefen Buches nur noch schlecht passen — einen Charakter geschildert, der nur aus der innigsten Verbindung von Lebenswahrheit und Gefühl, von zerfasernder Psychologie und hingebungsvollem Nach- und Mitempfinden hervorgehen konnte. „Ellen von der Weiden“ ist keine Schöpfung, die eine ruhige, nie und nirgends zitternde Künstlerhand mit kühl abwägendem Verstande geschaffen hätte, „Ellen von der Weiden“ ist mit dem bewegten Herzblut der Verfasserin geschrieben, aber die Tendenz, die vielleicht darin steckt, ist aufgelöst und untergegangen in reiner Kunst. Nicht die ro-

manhaften Begebenheiten sind es, die das Werk so hoch erheben. Die Dichterin legt keinen Wert auf die spannende Handlung, ja sie läßt an der scheinbar entscheidenden Stelle, die äußerliche Talente zweifellos mit üppigem Behagen ausgesponnen haben würden, den Faden wie achtlos fallen. Wie Ellen ihr Schicksal aufnimmt, wie sie es in sich verarbeitet, wie sie es sich ausdrückt, wie sie seiner mächtig wird, wie sie darüber emporwächst und — nicht zuletzt! — wie sie das alles freimütig, mit schöner, sich selbst reinigender und veredelnder Ehrlichkeit bekennt — das ist das Große an diesem „Tagebuch“ einer weiblichen Seele. Auch vor ihm könnte als Motto das schöne Wort aus Marie von Ebner-Eschenbachs „Spätgeborenem“ stehen: „Nicht, was wir erleben, sondern wie wir empfinden, was wir erleben, macht unser Schicksal aus.“ Keine Frau, deren Fühlen und Denken über die Alltagsdinge hinausgeht, darf veräumen, dieses neueste Bekenntnisbuch Gabriele Reuters zu lesen; aber auch den Männern hat es vieles zu sagen.

Ilse Frapan nimmt unter den glücklichen Erbinnen und Verführerinnen alter und neuer Kunst längst eine der ersten Stellen ein. Der Titel ihrer Novellensammlung *Wehrlose* (Berlin, Gebrüder Paetel) möchte beinahe die Furcht aufkommen lassen, als solle auch hier ein Plaidoyer für die Emancipationsbestrebungen unglücklicher Frauen gehalten werden; aber bald überzeugt man sich, daß der Ehrgeiz der Dichterin höher geht. Auch sie giebt uns gewissermaßen Porträts aus jener stillen Galerie, wo die Sanftmütigen ihren Frieden suchen, die vor den harten Rutenstreichen des Schicksals demütig den Nacken beugen, denen das Schicksal keine Waffe mitgegeben hat, sich gegen seine Grausamkeiten zur Wehr zu setzen, die wohl Wunden zu empfangen, aber nicht Wunden zu schlagen wissen. Für die heimlichen Seelenmelodien solcher Armen und Stillen im Lande hat Ilse Frapan immer ein feines Ohr gehabt; aber was mehr ist: sie versteht es auch, diese Melodie uns selbst hören zu lassen, so nahe und eindringlich, daß sie uns zu Herzen geht. Man hat die Dichterin gern als spezifisch norddeutsche oder wohl gar Hamburgische Schriftstellerin „festlegen“ wollen; doch zeigt sich hier, daß sie auch in Süddeutschland, ihrer neuen Wahlheimat, am lieblichen, lebensfrohen Züricher See nicht bloß körperlich heimisch geworden ist. Freilich, die Sehnsucht bleibt — man merkt es „Philie Ohrens Glück“ an, einer Erzählung, an der man einmal wieder lernen kann, was echter Humor ist. —

Und nun ein Blick in die Zukunft! In einem mit feuriger Begeisterung geschriebenen Buche, das jedoch laut eigenem bescheidenen Bekenntnis nur für „reife Geister“ geschrieben ist, malt Elisabeth Dauthendey das *Neue Weib* und seine Liebe an die Wand (Berlin, Schuster u. Loeffler). Für sie freilich ist es schon da, es fehlt ihm angeichts der weit zurückgebliebenen Männerwelt nur an der rechten Resonanz, an der

rechten Möglichkeit, sich voll zu bethätigen. In den ersten Abschnitten ihres Prophetenbuches skizziert die Verfasserin die Geschichte des „neuen Weibes“: wie es in den Jahrhunderten seines Leidens langsam herangereift ist. „Tropfen um Tropfen hat es jedes denkbare Weh in seine Psyche aufgenommen — erduldet, in einen Teil seines Wesens verwandelt und dann plötzlich gefühlt, daß es nicht mehr dulden könne, daß es zu Grunde gehen würde an seiner Leidsfähigkeit, wenn es nicht endlich auch etwas anderes wollen könnte, etwas Stärkeres, Gesunderes, Freudigeres als das Leid.“ Das Neue an dem Weibe von heute: die Lust zu sich selbst und der Freiheit ihrer Wesensart, dieses Herrbleibenwollen über die Schätze der Seele und des Körpers, das macht es so einsam. Niemals wird ihm die letzte Vollendung seiner Wesensganzheit in der gebenden und nehmenden Liebe zum Manne ihrer Wahl werden; denn dieser Mann ist noch nicht da. Das neue Weib muß ihn sich erst bilden, in Gedanken ihn sich formen. Das „Hirnharte“ im Manne muß schmelzen, und das „Herzweiche“ im Weibe sich härten... *Satiram non scribere, difficile est* — wenn es überhaupt schicklich wäre, an Prophetien den nüchternen Maßstab der Verstandeskritik zu legen. Es geht eine „große, flügelbrausende Sehnsucht“ durch diese ersten Kapitel des Buches, die sich durch die Überzeugung, daß die Seherin auf ihrer Höhe vorläufig noch in frierender Einsamkeit steht, wenig von ihrer phantastischen Poesie nehmen lassen wird. Aber damit nicht genug, will Elisabeth Dauthendey der Thesıs auch den Beweis, der kühnen Theorie die Probe auf die Praxis folgen lassen, indem sie einen Roman erzählt, der ihre Sätze erhärten soll. Natürlich werden ihre Gestalten leblose, hölzerne Puppen, die die Tendenz an Schnüren hin und her zieht. An einem Sinnenmenschen und einem entnervten Mann des Siedtums erzählt Leonora, das „neue Weib“, nacheinander ihre Enttäuschungen — ihr ist das genug, um hinfort die einzig würdige Lebensgefährtin in dem — Weibe zu sehen. Aber auch hier muß sie erfahren, daß das Jahrhundert ihrem Ideal noch nicht reif. Erst die Pflegetochter, die sie ganz nach ihrer neuen Erkenntnis erzogen hat, findet sie würdig, mit ihr vereint durchs Leben zu gehen. — Noch einmal hat dann die Verfasserin versucht, aus der dünnen Luft ihrer Abstraktionen auf die Erde zu steigen, in der Novelle *Hunger* (ebenda; 2 Bd.); aber auch hier geht die junge Heldin, ein verarmtes Schloßkind aus altadeliger Familie, an der sittlichen Ureife der Männer ihrer Zeit zu Grunde, die sämtlich in dem Weibe nur einen Gegenstand ihrer sinnlichen Leidenschaft, allenfalls ihrer zärtlichen Gatticheleien sehen, während sie sich zur freien Höhe einer sich selbst bestimmenden Persönlichkeit emporzuschwingen sucht. Der phantasievollen Theoretikerin wird man auch diesmal Aufmerksamkeit schenken können, wenn man für die schwülstige Novellistin nur ein mitleidiges Achselzucken hat.

In diesem Zusammenhange mag denn auch ein Hinweis auf die zum fünfundsiebenzigjährigen Schriftstellerjubiläum des Autors erschienene illustrierte Liebhaberausgabe von Ernst v. Wolzogen's Roman *Das dritte Geschlecht* (Berlin, Rich. Edstein Nachf., F. Krüger; geb. 4 Mk.) erlaubt sein. Sie ist auf echtem Wittenpapier in nur tausend nummerierten Exemplaren gedruckt; jedem einzelnen aber hat der Verfasser sein „handschriftliches Autogramm“ mit auf den Weg gegeben. Noch eine Pilanerie mehr für diese humoristisch-cynische Satire auf die Emancipationsgelüste der Frauen — sie hätte sie gar nicht mehr nötig gehabt! — Übrigens macht Wolzogen Schule: Frau Aimée Duc, eine Französin, hat gleich ihm einen „Roman über das dritte Geschlecht“ geschrieben: *Sind es Frauen?* (ebenda; Edsteins Moderne Bibliothek Nr. 4), eine in Genfer und Münchener Studentinnenkreisen spielende Geschichte, mehr Diskussion als Roman, aber in vieler Hinsicht äußerst lehrreich, auch für die Theorie Elisabeth Dauthendens.

Aus den Untiefen der weiblichen Tendenzromane, die ausgesprochen aus dem Gesichtspunkte des Geschlechts die Dinge betrachten und die es deshalb verschmähen, durch Schilderung des objektiven Geschehens ein „Produkt der Phantasiearbeit“ zu schaffen, mögen uns zum Schluß ein paar den Durchschnitt ehrenvoll überragende Unterhaltungsrömane aus weiblicher Feder den Weg in friedlichere und gesündere Thäler führen. Auf's angenehmste überrascht war ich, die Lübeckerin Ida Boy-Ed aus einigen ihrer letzten Bücher als ein Talent kennen zu lernen, das weit größere Beachtung und Anerkennung verdient, als man ihr in der ernsten Kritik für gewöhnlich zu teil werden läßt. Es liegt wohl an den Stätten, an denen ihre Romane meistens zuerst erscheinen, wenn man sie immer wieder der Kategorie Marlitt-Werner-Heimburg einreicht oder sie wohl gar nur als deren Epigonin gelten lassen möchte. Schon ihr Roman *Zwei Männer* hatte mir durch die sichere Charakteristik und die energisch fortschreitende Darstellung wie durch die sarkastische Behandlung des etwas heiklen Falles Interesse abgewonnen, aber erst an ihren neueren Romanen *Am Helena* und *Die Lampe der Psyche* (beide in 2. Auflage bei J. W. Cotta Nachf. in Stuttgart) lernte ich sie als eine Schriftstellerin kennen, die auch Kraft und Größe haben kann. Die Wahl des Problems, die ernste, eindringliche Art, sich mit ihm auseinander zu setzen, die sorgsame, auch in der Sprachbehandlung auf sich haltende Darstellungsweise, der liebevolle Fleiß, mit dem sich Ida Boy-Ed in reale, von ihren Kolleginnen in Apoll meistens gar zu schnellfertig abgethane Einzeldinge versenkt, ohne doch darin unterzugehen — das alles hebt sie über das Niveau der „beliebten Familienschriftstellerinnen“ um ein beträchtliches empor. Freilich, die weibliche Feder verleugnet sich auch bei ihr nicht: eine gewisse Weichheit und Baghaftigkeit heißt sie manchmal gerade da einlenken oder umkehren, wo sich vielleicht ein gleich begab-

ter Mann durch einen kühnen Griff ungleich höhere Kränze herabgeholt hätte, eine gewisse schamhafte Scheu überredet sie öfters, um den springenden Punkt vorsichtig herumzugehen. Aber sie kennt die Grenzen ihrer Kraft und kollektiert nicht mit Künsten, die sie nicht hat. Es ist nicht zu leugnen: die Grundsabel in dem Roman „Am Helena“ erscheint konventionell. Das märchenhaft schöne, aber innerlich herzlose und hohle Weib zwischen zwei Männern, einem leichtfertigen, eleganten und einem schwerfälligen, aber treuen und tüchtigen — das ist ein Vorwurf, der zum Überdruß oft behandelt worden. Doch in das Thema mischt sich eine Note, die der Verfasserin eigentümlich und die daher auch der Geschichte sofort ein höheres künstlerisches Kennzeichen giebt. Wer den urgefunden, von der landläufigen Moral des Herkommens noch nicht angekränkelten Kraftmenschen so lebensvoll und überzeugend schildern kann wie die Verfasserin ihren Irne Hjelmersen, der wird auch an höheren Aufgaben nicht erlahmen, wenn er nur den Mut gewinnt, sie sich zu stellen. Doch scheint die Verfasserin von dem Beifall ihrer Leserschaft in Geleise gedrängt oder dort festgehalten zu werden, in denen ihre Begabung mehr spielend als ringend dahinrollt. So, scheint es mir, hat sie sich auch in der „Lampe der Psyche“ ihr Ziel niedriger gesteckt, als sie es nötig gehabt hätte. Es standen ihrer behenden Erfindungsgabe Mittel und keine Besonderheiten zweifellos genug zu Gebote, um die Liebesgeschichte der guten Magda Ruhland und des in schönem Künstlerfeuer lodernnden Musikers René Fleming eigenartiger und markanter zu gestalten, als sie es that, und ihre Anschauungskraft hätte sich leicht ein dankbareres und bewegteres Milieu schaffen können, als es der kleine Fürstenhof ist, der ihrem Roman das Relief giebt. Da scheinen, wie gesagt, der Dichterin selbst vielleicht ganz unbewußt, äußere Einflüsse gewaltet zu haben, denen sie sich auf die Dauer nicht unterwerfen sollte. Ida Boy-Ed hat künstlerische Eigenkraft genug, um, ohne ihrem erkorenen guten Sterne einer gemütvollen, gesunden und reinen Menschendarstellung untreu zu werden, tiefer und kühner in die Probleme des modernen Lebens hinabzudringen, als die „Lampe der Psyche“ es wagt. Ob sie dann freilich von ihrem Ruhme einer einwandfreien Familienschriftstellerin nicht ein klein wenig einbüßen würde, ist eine andere Frage. Doch giebt es eben in gewissen Dingen keine andere Entwicklung zum Höheren als die Überwindung.

Eine gewisse Hausbadenei in Erfindung und Stimmung scheint den Hanskatinnen nun einmal eigen zu sein. Bernhardine Schulze-Smidt, eine Bremer Schriftstellerin, deren Beliebtheit beim weiblichen Publikum man im übrigen wohl verstehen kann, verleugnet sie weder in ihrer „Liebesgeschichte“ *Ringende Seele* (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt; geb. 3 Mk., geb. 4 Mk.), noch in ihrer Novellensammlung *Arkadien* (Dresden, Carl Reißner). Ihre Spezialität ist die Seelenkunde der „späten Mäd-

chen". Wie sie dort die Herzengeschichte einer Gouvernante, reichlich umständlich zwar und mit einer allzu kleinseligen „Andacht zum Unbedeutenden“, wie Essen und Trinken, Kleidung und Wohnung, erzählt, wie sie hier eine alte Jungfer mit milder Resignation von ihrem Lieben und Leiden berichten läßt, das verrät uns das wohlige Behagen, mit dem sich norddeutsche Heimatkunst in solche und ähnliche stille Naturen einzuspinnen liebt. Die Verfasserin bietet auch da noch, wo ihre Psychologie versagt, eine Unterhaltung für den häuslichen Herd, die dem Gemüte viel Freundliches zu geben vermag, zumal da sie in einem reichen Außen- und Innenleben offenbar mancherlei wertvolle Erfahrungen und Beobachtungen gesammelt hat.

Wolke Unterhaltungsware, aber diese in geschickter und spannender Form bringen Agnese von Klindowström und Agnes Schoebel. Führt uns jene in ihrem Roman *Die Eidechse* (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; eleg. geb. 4 Mk.) in die Kreise der künstlerischen und literarischen Bohème im modernen Paris, um die Frage des Frauenstudiums anzuschneiden und ein ernstes, in sich gefestigtes junges Mädchen endlich über alle Fährnisse und Verführungen des Sündenbabels triumphieren zu lassen, während ihr Bräutigam, ein Maler, an den losen Reizen der „Eidechse“, eines leichtfertigen Modelles, zu Grunde geht, so zeichnet uns diese in den „Skariden“, der ersten und besten Novelle ihrer Sammlung *Über sinnliche Liebe* (ebenda; eleg. geb. 4 Mk.), ein willensstarkes Weib, das nach den höchsten geistigen Zielen strebt, ohne der „natürlichen Bestimmung der Frau“ untreu zu werden. Auch hier also ein Beitrag zur Frauenfrage, aber einer, der aus völlig entgegengesetztem Lager kommt wie die gewisser hypermoderner Tendenzschriftstellerinnen. Damit wäre der Kreis

denn wohl geschlossen, wenn an der Spitze dieser „Literarischen Rundschau“ nicht vielmehr der Name einer Erzählfungskünstlerin stünde, die eine Tendenz nie gekannt hat. So soll denn der Ring auch dahin auslaufen. Die Jugendgeschichte eines berühmten deutschen Malers — zweifellos in den meisten Zügen getreu nach der Wirklichkeit und daher zwischen Romansform und Erinnerungsform schwankend — erzählt uns immer fesselnd, wenn auch an einigen Stellen in etwas blassen Farben, Gabriele von Lieres und Willkau in ihrem Roman *Die Muse* (Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhdlg.). Es wird in dieser Erzählung zugleich ein Stück allgemeiner Entwicklungsgegeschichte des Genies gegeben, das sich blutend, mit Wunden bedeckt, aus den Armen seines Empfindungslebens losreißen muß, um für den ausschließlichen Dienst seiner unerbittlichen Entfaltung fordernden Kunst reif zu werden. — *Malergeschichten* (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow; fein geb. 6 Mk.) erzählt uns endlich auch Beate Bonus, aber sie weiß das alte Genre in einigen ihrer Novellen wunderbar zu beleben. Mit der Milieukennntnis und -beherrschung ist es allein nicht mehr gethan; man verlangt heute auch für „Malergeschichten“, die einst wohl ohne weiteres durch ihren interessanten Stoff zu fesseln vermochten, eine feinsinnige, am modernen Realismus geschulte Psychologie und eine scharf ausprägende Charakteristik. Über beides verfügt die Verfasserin, die die beiden hohen, sich so glücklich ergänzenden Metropolen der Kunst, Rom und München, mit gleicher Liebe und Sachkenntnis umfaßt. Das stellenweise von einem freundlichen Humor durchsonnte Buch würde auch ohne die gewählte, für Geschenkwende berechnete Ausstattung zu der vornehmen Unterhaltungslitteratur gehören, für die bei uns trotz aller weiblichen Massenproduktion kein Überfluß herrscht.

F. D.



Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unterliegt. — Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.
Redaktion unter Verantwortung von Dr. Adolf Glaeser in Berlin und Dr. Friedrich Düssel in Berlin-Friedenau.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen sind zu richten an:
die Redaktion von Westermanns Illustrierten Deutschen Monatsheften in Braunschweig.

Agave

Von

Marie von Ebner-Eschenbach

III.

(Nachdruck ist untersagt.)

Eines Morgens sah Masaccio, als er sich dem Carmine näherte, eine große Menschenmenge auf dem Platze vor der Kirche angesammelt. Einige Mönche sprachen zu den Leuten. Die einen aufreizend, wie es schien, die anderen besänftigend. Masaccio näherte sich und fragte, was es gebe, und man sagte ihm zu, ein Frevel sei begangen worden, ein abscheulicher. Er hatte Mühe, aus dem Gewirr durcheinander schreiender Stimmen zu verstehen, daß es sich um ein Argerniß erregendes Bild handle.

„Kommt, Meister! kommt und seht!“ rief ihm ein junger Mönch zu. „Seht, was ein Kirchenschänder gethan hat.“

„Wie Euch zum Hohn,“ fiel ein zweiter Karmeliter ein, „und Euren frommen Mälereien hat er eine schamlose Heidengöttin vor der Kapelle Brancacci ausgestellt.“

„Ich wollte das Bild entfernen lassen,“ sprach ein ehrwürdiger, alter Geistlicher mit großer Glorie und schneeweißem Bart leise zu Masaccio, „es hatten sich aber schon Leute gefunden, die es bewunderten und gegen jeden, sogar gegen uns, leidenschaftlich verteidigten — Eure Schüler,“ schloß er vorwurfsvoll. „Kommt mit und seht zum Rechten.“

Sie traten ein, und ihnen nach strömte die lärmende Menge.

Von weitem schon, als Masaccio die Kirche eilend durchschritt, leuchtete ihm ein Gemälde,

daß einige Mönche und einige seiner Schüler streitend umstanden, groß und herrlich entgegen. Ein Schrei der Freude entrang sich ihm.

„Zurück! zurück!“ befahl er, flehte er die Menschen an, die ihm nachdrängten. „Dies ist ein Kunstwerk, ihr Leute!“

„Teufelswerk! sinnbethörendes Teufelswerk!“ riefen die Mönche, und hundert- und hundertstimmig klang es wieder: „Teufelswerk!“ — „Ins Feuer mit der Versucherin!“ — „Verflucht und verdammt, der es vollbrachte!“

„Auf den Scheiterhaufen mit ihm!“ Männer und Weiber wetteiferten, steigerten sich in Ausbrüchen des Fanatismus.

„Verdammt auch, der es lobt und beschützt!“ erscholl es aus dem Kreise der Mönche, und zornfunkelnde Augen richteten sich auf Masaccio und seine Schüler, geballte Fäuste erhoben sich gegen sie. Vergeblich rangen sie, der Anprall der Übermacht war zu heftig, ihr Kampf war verloren ... Da kam Succurs!

Aus der Sakristei stürzte Filippo Lippi, und ihm folgten einige Freunde, unter ihnen Paolo Uccello und Andrea del Castagno.

„Herbei! herbei!“ rief Guidi, „herbei, wer sich einen Maler nennt!“ und im Laufe bewegten sie sich ihm und dem Bild entgegen, das zu retten er unternommen hatte.

Jetzt standen sie davor, umgaben es mit einem lebendigen Walle und hielten den Volkshaufen von ihm getrennt, dem der alte Mönch ruhig und eindringlich zusprach: „Hört das Urteil auch anderer Künstler, Männer und Frauen von Florenz. Hört das Urteil der Maßgebenden an, bevor ihr das eure vollzieht.“

Einen Augenblick trat Stille ein. Gespannte Aufmerksamkeit richtete sich auf die Gruppe der Maler. Ihre Mienen verrieten die verschiedensten Empfindungen. Verblüffung, neidisches Staunen, reines Entzücken.

„Wer hat das gemalt?“ fragte Uccello.

„Ich weiß es nicht, ich ahne es nur,“ erwiderte Masaccio.

Lippi sprach, und seinen Mund umzog ein seltsames Lächeln: „Auch ich ahne es. Ein Wunder, Freunde! Es ist ein Wunder!“

„Ein teuflisches!“ fiel Andrea del Castagno unter dem lauten Beifall der Menge ein ...

„Und Ihr,“ wendete er sich an Masaccio, „seid der Allerletzte, der diese Schamlosigkeit in Schutz nehmen darf. Gar zu nah geht sie Euch an.“

„Schamlosigkeit? ... Was nennt Ihr so? ... Die Darstellung eines vollkommenen Weibes? ... Masolino hat sie angestrebt in der Ewa dort, die euch zur Andacht stimmt; hier ist sie gelungen, hier hat einer erreicht, was uns allen unerreichbar war.“

„Schamlosigkeit nenne ich, daß der eine gewagt hat, in diesem Triptychon die Perle von Florenz als heidnische Diana darzustellen. Der Satan hat ihm die Hand geführt bei diesem zur Sünde reizenden Farbenbacchanal ... So malt kein christlicher Maler weibliches Fleisch ...“

„Du Schönheitsblinder, aus dir spricht der Neid,“ unterbrach ihn ein junger Maler, aber er wurde nicht gehört, dem düsteren Castagno jauchzten sie zu.

„Recht habt Ihr! Recht! Vernichtung dem Satanswerke! Reißt es in Stücke!“

Masaccio und die Seinen wurden gedrängt, ein erster Faustschlag traf das Bild.

Da gellte ein Schrei. Messerscharf durchschnitt er die Luft. „Halt! Schonung! Erbarmen!“ Ein Mensch — der Schatten eines Menschen — stürzte aus der Kapelle hervor: „Martert mich, tötet mich, aber verschont mein Bild!“

Erschöpft fiel er auf seine Knie, sank zurück, wie vom Fieber geschüttelt zuckten seine Glieder, sein Atem ging schwer, die blanken Zähne klapperten. Das zerfnüllte Hemd ließ den hageren Hals, die magere Brust sehen, staubbedeckt und zerrissen hingen die Kleider an ihm.

Beim Anblick dieser Jammergestalt waren die Leute zurückgewichen.

Masaccio hatte im Zweifel, ob er auch recht sehe, geschwankt. Nun sprach er tief erschüttert: „Antonio!“ und beugte sich über ihn und sah ihm in die verglasten Augen: „Antonio, woher kommst du? Was hast du gethan?“

„Gemalt, gemalt, gemalt!“ lautete die Antwort und klang wie die Rede eines Irren. „Mein Bild gemalt und es Euch in den Weg gestellt, daß Ihr es seht und ganz Florenz, bevor ich sterbe.“

„In die Kirche gestellt! ins Heiligtum des Herrn, ein zur Sünde verlockendes Idol! Hört es, ihr Leute!“ riefen die Mönche und suchten die fanatische Wut der Masse, die Staunen, Neugier, Mitleid einen Augenblick gedämpft hatten, von neuem anzufachen. Es gelang. In wilder Zerstörungslust stürmten die Aufgereizten auf das Bild ein.

Nun schien es verloren ...

Aber noch einmal staute die Menge. Aus der Reihe der Geistlichen selbst war der Heidengöttin ein Beschützer erstanden; Filippo Lippi deckte sie mit seinem Leibe vor den Andringenden: „Florentiner!“ flehte er sie an, „dies ist ein Kunstwerk! Schön, wie noch keines euch dargebracht wurde. Achtung vor dem Kunstwerke, Florentiner, Freunde der Kunst!“

Die Kapuze war ihm vom Haupte, auf dem schon die Tonsur zu sehen war, zurückgeglitten. Sein liebliches Kindergezicht glühte, die sonst so lachenden blauen Augen leuchteten in ernstem, edlem Feuer, sie überredeten und baten. An den erhobenen, ausgebreiteten Armen waren die weiten Ärmel herabgesunken. Wie Mädchenarme, so zart und weiß schimmerten, die den Kampf gegen Hunderte aufgenommen hatten. Die lichte, dünne Gestalt, die sich streckte und auf die Fußspitzen stellte und größer zu werden strebte, und die junge Stimme, die reine, helle, die da predigte und beschwor — machten Eindruck auf

die beweglichen Gemüther, besänftigten, gewannen. Der Novize fühlte es, sein Muth wuchs, eine zärtliche Liebe für diese Aufgeregten, die ihm Gehör schenken, sich beschwichtigen ließen, ergriff ihn.

„Meine Florentiner!“ schmeichelte er. „Kinder meiner Mutter Florentia! Eure Ehre ist meine Ehre, eure Schande zerreißt mir das Herz ... Schande wär's, dieses Bild zu zerstören. Seht es an, seht seinen Urheber und glaubt mir — o glaubt! Nicht zerkeln wollen sie — sie stehen um Schutz. Wurde jemals ein Heiligtum entweiht, weil ein Schutzlehender sich seiner Hüt befahl? ... Schon dieses Werkes — es bringt euch neuen Ruhm, ruhmvolle Bürger von Florenz!“

Er schwieg, horchte gespannt in das Summen und Schwirren der Stimmen, das sich erhob, als er seine Rede beendet hatte.

„Was denn? soll es verschont werden?“ fragte einer.

„Verschont, verschont,“ antworteten einige. Eine lebhaftere Beratung begann, und einzelne Hochrufe auf Lippi ließen sich schüchtern vernehmen, wurden aber bald laut und zahlreich.

Er schickte sich an, noch einmal das Wort zu ergreifen. Die zürnenden, entrüsteten Mönche drohten dem Novizen und geboten ihm Schweigen.

Er gehorchte, er hatte sein Ziel erreicht, die Olympierin war gerettet.

Antonio stand auf und trat ihn an: „Dant!“ preßte er hervor, und ein lang unterdrücktes Schluchzen brach aus seiner Brust.

Der alte Mönch ergriff seinen Arm. „Kommt,“ sprach er. „Ihr müßt Euch erholen, müßt ruhen.“

„Nehmt ihn in Eure Obhut, Bruder,“ bat Masaccio, „sorgt für ihn, ich folge Euch.“

„Nur noch mein Bild ansehen!“ rief Antonio. „In solchem Lichte sah ich es noch nie.“

Es war eine zauberhafte Beleuchtung, in der es prangte. Aus dem hohen Fenster in der Tiefe der Kapelle drang ein Sonnenstrahl, von Millionen glitzernder Pünktchen durchzittert, schräg herein und glitt über das Gemälde hin, ohne bis zu ihm herabzureichen, wie ein verklärter Glorienschein.

Die sprachlos gespannte Aufmerksamkeit aller war darauf gerichtet. Die Mönche hatten die Kirche verlassen.

Masaccio verwandte kein Auge mehr von dem Werke seines Jüngers. „Dein Bild?“ sagte er und schüttelte den Kopf. „Dieses Bild, diese drei Bilder, drei Phasen im Leben einer Frau, Morgen, Mittag, Abend, die haben nicht du, die haben Naturkräfte gemalt — die Liebe, die Leidenschaft, der Haß ...“ Langsam und schwer war die Rede seinem wortkargen Munde entquollen, allmählich kam sie in raschen, leichten Fluß: „Margherita, die darzustellen in ihrer Schönheit wir alle verzweifeln — da ist sie! da lebt sie! Ich sehe ihre zarte Brust sich heben, ich lese die Gedanken von ihrer klaren Stirn — Margherita. Diana, die jungfräuliche göttliche Jägerin, des ersten deiner Bilder, Antonio — du Ungläublicher, das malt dir keiner nach — diese Weichheit und Kraft der Formen, diesen Schmelz der Farbe ... Sie hat ihrem Köcher einen Pfeil entnommen und legt ihn schüchtern und zagend auf die Sehne ihres goldenen Bogens ... „Sind ich ihn ab?“ fragt sie, „darf ich? soll ich?“ Sie weiß noch nicht, daß sie muß, wie die Spinne spinnen, wie der Adler freisen muß, daß es ihr Beruf ist, edles Wild zu jagen — Menschenwild. Hier aber, in ihrer zweiten Gestalt, da fragt sie nicht mehr — sie weiß. Die herrliche Knospe hat sich ganz erschlossen, die Verheißung ist Erfüllung worden. Edler noch als in der Mädchenblüte erscheint die ausgebildete Pracht der Büge, der Gestalt. Dieses Bild hat die Leidenschaft gemalt, und es entflammt Leidenschaft. Halbgeleert ist schon ihr Köcher, ihre Pfeile fliegen, sie verdunkeln das Blau des Himmels ... So recht Weib! Siegerin! — Ziele, triff! Verwunde, töte Hunderte, ehe du einen beglückst. Daß jeder hoffte, der eine zu sein, ist Seligkeit genug für den Erdenjohn.“

Er hielt inne. Ein Gemurmeln der Unzufriedenheit, des Grimmes, hervorgerufen durch das dritte Bild, hatte sich erhoben. Man vernahm die Worte: „Sündhaft!“ — „Mißbrauch der Kunst!“ — „Verhängt das!“ — „Thut es ganz weg!“ — „Noch besser: vertilgen!“

„Doch erst, wenn ganz Florenz es gesehen haben wird, nicht wahr, Freunde?“ rief

Filippo. „Greift nur in euer Herz, meine geliebten, schadenfrohen, in Born und Thränen noch lachenden Florentiner, das größte Aufsehen wird nicht eures jüngsten Meisters erstes, nicht das zweite, sein drittes Bild wird es erregen!“

Masaccio hatte die Arme verschränkt. Finsternis und gequält hastete sein Blick auf diesem dritten, den Menschen abstoßenden, den Meister zur Bewunderung zwingenden Bilde.

„Das Werk des Hasses!“ sprach er langsam mit laut tönender Stimme. „Des Hasses, der einst Liebe war; ihr Kind und ihr Widerspiel. Da ist das heilige Licht der Schönheit in diesem Weibe bis auf den letzten Schimmer ausgetilgt ... Nicht mehr schön!“ ... Es klang wie Trauern um ein Gestorbenes. „Und doch unverkennbar sie! ... Alles dahin, was sie reizvoll machte und begehrenswert, verweltet die Blühende, entadelt die Königlische. Ins Gemeine heruntergezerrt, was wir angebetet haben ... Dein größtes Kunststück, Maler! Deine schönste Rache, verschmähter Liebhaber! Nichts lässest du uns übrig für die Gesunkene, nicht einmal den Bettelpfennig des Mitleids. Sie weiß und fühlt es. Kein süßer Wahn umschmeichelt sie, Bitterkeit und Verzweiflung sind des Triumphliedes Ende. Sie hat ihrem Röcher den letzten Pfeil entnommen — er ist stumpf. Der letzten Enttäuschung nach wird sie ihn entsenden ins Leere. Mit entnervtem Arm spannt sie den Bogen ... Du Schrecklicher! Hier hast du die Schönheit gemordet, die Liebe.“

Antonio hatte jeden Laut, Lob und Vorwurf dürstend eingesogen. Ein Echo dessen, was er in sein Werk hineingelegt, tönten ihm die Worte des Meisters entgegen. Alles Gute, alles Böse war von dem verstanden und nachgeföhlt worden. Wie er wird die Welt es verstehen und nachfühlen, es wird ins Bewußtsein treten, ins Leben!

Und nun, als wäre die Rede Masaccios der Halt gewesen, an dem er sich aufgerichtet hatte, und der, da jener schwieg, plötzlich versagte, stürzte er zusammen.

* *

Einige Stunden später war in der Stadt die Kunde verbreitet, daß ein junger, unbekannter Maler mit seinem Erstlingsbilde

die Werke der großen Meister übertroffen habe. Das Gemälde sei zu Uccello gebracht worden, der ihm in seinem Häuschen eine Stube eingeräumt habe, dort könne man es sehen.

Traurig nur und ewig schade, daß dem Urheber der erstaunlichen Arbeit die ruhmreiche Zukunft nicht blühen werde, die ein solcher Beginn verheißt. Er lag sterbend im Kloster der Karmeliter. Jeden Augenblick konnte das Totenglöcklein erschallen und sein Ende verkündigen.

Der Zudrang zu dem neuen Wunder der Kunst war ungeheuer. Nicht weniger allgemein aber als die Begeisterung, die es erregte, war der Tadel, den es erfuhr. So schnöde entstellen, wie auf dem letzten der Gemälde des Triptychons, hätte Antonio das Schönheitskleinod der Stadt, die Braut des jungen Montanini, nicht dürfen.

Ein verlegenes Geflüster ging von Mund zu Mund, als man unter den Neugierigen, die in das Haus Uccellos gekommen waren, Bernardino und seine Mutter bemerkte. Sie hatten das Bildnis, das Stadtgespräch geworden und das Hauptinteresse von Florenz auszumachen schien, auch sehen wollen. Nun standen sie davor — Bernardino ganz versteinert, Madonna Ippolita wie auf's Haupt geschlagen. Ihre zukünftige Schwiegertochter hatte sich dazu hergegeben, als Diana auf der Männerjagd dargestellt zu werden. Schrecknis über alle Schrecknisse! Wußte sie denn nicht, daß damit jede Verbindung zwischen ihr und dem edlen und frommen Hause, in das sie als Herrin hätte einziehen sollen, abgeschnitten war? daß Bernardino den Besitz einer Frau, deren Schönheit in solcher Weise öffentlich zur Schau gebracht worden, verschmähen mußte und werde? Sagte ihr Gefühl ihr nicht, daß Ippolita Montanini sie nie mehr an ihrer Seite werde sehen können ohne die schamvolle Empfindung: eine Halbentkleidete steht, geht, sitzt neben mir?

Bernardino hatte die beiden ersten Gemälde keines Blickes gewürdigt, er betrachtete nur das dritte unverwandt mit stieren Augen. In seinem Gehirn wirbelten die Gedanken, in seiner Seele die Gefühle durcheinander: „Mutter, Mutter!“ stammelte er. „Wer hat mir das gethan? ... Das ist ent-

sephlich, was man mir gethan hat, Mutter ... Mir meine Braut so zu malen, ist entsephlich, Mutter!"

Er sah Margherita in dieser Gestalt, reizlos, welt, alt, den Vorsiß führen an seiner Tafel, durch seine Säle wandeln, seine Gärten und die Balkone seines Palastes verzieren ... Lachen würden sie über ihn, lachen müßte er selbst über sich, der eine Popolana um ihrer Schönheit willen heimgeführt. Einer Schönheit, die sich, wer weiß wie bald, in ihr Gegenteil verwandeln und ihm Grauen erwecken würde und Haß.

"Mutter — so wird sie werden," flüsterte er schauernd. "Und — denkt nur, denkt! — sie weiß es, sie hat es mir vorhergesagt ... O Mutter! so wird sie werden und meine Frau sein ... O Mutter, warum habt Ihr zugegeben, daß sie meine Frau werde? Ihr durftet nicht!"

"Ich durfte nicht," erwiderte sie, in Thränen zerfließend, "du sagst es ... Ich gebe es nicht mehr zu, um keinen Preis geb ich's zu, mein armer Bernardino."

* *

Das Bild Antonios lockte viele Käufer heran, doch war die Forderung, die Masaccio im Namen seines Schülers stellte, so hoch, daß sich die meisten enttäuscht zurückzogen. Um die Ehre des köstlichen Besizes rangen bald nur noch einige reiche Edelleute und große Kaufherren. Jetzt schlug der Herzog von Bentimiglia alle aus dem Felde, indem er den Preis, den der Meister forderte, großmütig verdoppelte.

Als Antonio aus der Bewußtlosigkeit, in der er lange Zeit gelegen, erwachte, konnten seine gütigen Pfleger ihm sagen, daß er wohlhabend und berühmt geworden sei.

Der Herzog hatte öfter Erkundigungen nach ihm einholen lassen während seiner Krankheit, den Genesenden lud er zu sich nach seiner Sommerresidenz Setalla. Antonio sollte dort alles finden, was sein Herz begehren könne. Jede Sehnsucht seiner schönheitsdürstenden Seele sollte ihm erfüllt werden an der Stätte, aus der Generationen hoch- und feinsinniger Fürsten einen Wirklichkeit gewordenen Künstlertraum gemacht hatten, und die glücklich verschont geblieben

war von den Greueln des Krieges, die sie rings umtobten.

"Schickt ihn mir," schrieb der Herzog an die Brüder, "daß er in Setalla wieder auflebe und Werke schaffe, die ihm und dem Hause, in dem sie entstanden sind, Ruhm bringen."

Als er kam, wurde er aufs beste empfangen und gewann die Männer durch seine Anspruchslosigkeit, seinen Ernst, die Frauen durch seine Schönheit und durch sein träumerisches und weltfremdes Wesen. Es war etwas an ihm, das sagte: ich bin diesem Leben schon entrückt gewesen und muß mich erst wieder hineinfinden lernen.

Der Herzog und seine Gemahlin hatten ihren Hof zu einer Schule seiner Sitten und würdiger Geselligkeit gemacht. Sie hatten Gelehrte und Künstler herangezogen und ihnen durch großartige Gastfreundschaft für den Vorzug, sich ihres Umganges erfreuen zu dürfen, gedankt. Seit dem Tode der Herzogin nahm ihre Tochter, die verwitwete Fürstin Judith Altoviti, die Stelle der ersten Frau am Hofe ein, und sein Glanz wurde durch sie noch erhöht.

Antonio bewunderte die Pracht und den durch die Kunst veredelten Luxus, von dem er sich umgeben sah. Von den Säulenhallen und weißen Marmortürmen des Schlosses bis zur Kleidung, in der jeder einzelne sein Äußeres zur höchsten Geltung brachte, alles köstlich. Das Leben, das mitzuführen er eingeladen war, so überreich! Der Verkehr zwischen außerlesenen Geistern und hochgebildeten Weltkindern so schön! Was immer diese Menschen betrieben, den Dienst der Wissenschaft, eine schöpferische Thätigkeit, Gesang und Musik, Jagd und Vogelbeize oder bloßes Spiel — in allem strebten sie Vollendung an.

Bald nach der Ankunft Antonios hatte ihn der Herzog in einen Prunksaal geleitet, dessen Wände der malerischen Ausschmückung warteten. Vielgestaltig und farbenprächtigt sollte auf ihnen der Einzug der Königin von Saba in Jerusalem dargestellt werden und die Personen des Gemäldes treue Abbilder der Angehörigen des Schloßherrn, seiner Gäste und Hofleute sein. Die Aufgabe war lockend, und ohne Zögern bejahte Antonio die Frage, ob er sie übernehmen wolle. Er

blieb den Morgen über, im Saale, betrachtete den Raum, welchen zu beleben seiner Kunst zugetraut wurde, ermaß die Größe der Anforderung und fühlte sich von ihr bedrückt.

Munter und laut drangen Zurufe, drang Rosseschnauben und Degenklirren zu den Fenstern herauf. Unter ihnen befanden sich die Spielplätze und die Fecht- und Reitschule. Da wurde der Ball geschleudert, nach dem Ziele geschossen, da übten sich die jungen Leute im Wettlauf, im Ringen und Springen, im Fechten und in kühnen Reiterkünsten und kämpften um den Sieg im Spiele wie um einen höchsten Triumph.

Lange stand Antonio und betrachtete sie mit einer Teilnahme, die sich bis zum Entzücken, bis zu leidenschaftlichem Reide steigerte. Jeder Blutstropfen in ihm wallte, seine unverbrauchte Kraft schrie nach Bethätigung.

Die nächsten Tage fanden ihn auf dem Plane als eifrigsten Schüler der Fecht- und Reitlehrer und unermüdlich in der Pflegeritterlicher Übungen. Er überraschte alle durch seine Gewandtheit, seinen Mut.

Im Saale wurden die Wände zur Vermalung hergerichtet, die Gerüste aufgeschlagen, indes der Maler Antonio vergessen zu haben schien, daß er nach Setalla gekommen war, um da seinen Beruf auszuüben. Sein edler Wirt mochte nicht mahnen, ein innerer Antrieb fand sich nicht ein. Ihm war es recht, er scheute ihn wie die Krankheit, wie das Übel. Die glänzenden Fertigkeiten, die er sich aneignete, die Vergnügungen, denen er sich hingab, berauschten und erlösten ihn wenigstens stundenlang von einer fressenden Pein: der unüberwindlichen Sehnsucht nach Margherita. Glühend erfüllte ihn der Wunsch, zu erfahren, ob sie ihm fluche, ob sie in einer neuen Liebe Trost gefunden habe oder sich vor den Augen der Menschen und ihrer Neugier verberge. Ob sie die Schmach und Erniedrigung, die er ihr angethan, ganz empfinde?

Selbstquälerisch antwortete er sich. Was Schmach — was Erniedrigung! Die kommen nicht an sie heran. Ihre Schönheit ist ihr Schild. Ihre Schönheit behütet ihre Schuld vor Strafe. Auch von ihr hält die chypriische Göttin die Rache fern wie einst

von der treubruchigen Helena. Aber doch nur die gewaltthätige Rache. Vor der still nagenden Pein erlischt ihre Macht. Die bleibt dir nicht erspart, Margherita! sagte er sich zu kümmerlichem Troste. Wo du auch weilst, überallhin wird der Glanz meines Ruhmes dringen und der Klang meines Namens dich verfolgen. Und wenn auch die Liebe erloschen und nicht mehr verwundbar ist, durch deine verlebte Eitelkeit wirst du leiden. Du wirst andere Frauen in meinen Werken verewigt sehen und ermessen, welch ein Glück du verscherztest. Über alle Fürstlichkeiten hätte ich dich erhoben, mit dem Erfolg wäre der Reichtum mir zugeslossen. Ein Palast, wie dieser ist, wäre deine Wohnung gewesen, ich hätte dich in Sammet und Seide gehüllt. Auf goldgestickten Schuhen wärest du durch Bauberggärten gewandelt, eine Halbgöttin — mein Weib, das Weib des Einzigen, der das Geheimnis besaß, deine Schönheit im Wilde wiederzugeben, und sie in allen Gestalten, in denen die Frau auf Erden unsterblich geworden ist, der Nachwelt erhalten hätte; als Venus und Andromache, als Cornelia und Madonna ...

Einmal nach langer Zeit nahm er den Stift zur Hand und versuchte wieder die geliebten Züge nachzubilden. Aber sie wollten sich nicht gestalten lassen. Am nächsten Tage ging es nicht besser und in allen folgenden Tagen nicht, und immer ließ er entmutigt von der Arbeit ab, die immer mißlang. Endlich erwachte der Eigensinn, narren mochte er sich nicht lassen. War nicht die Kunst seine Dienerin? hatte er sie sich nicht unterworfen? Sein Können hatte zu kommen, wenn er es rief.

Er zeichnete rasch, heftig, mit fliegendem Stift, und was entstand, war eine Verzerrung. Er zerriß das Blatt und trat es mit Füßen.

* * *

Am Abend dieses Tages wurde ein Fest bei Hofe mit Musik und Tanz gefeiert, und Antonio bemühte sich, seine Seelenqualen hinter übermütiger Lustigkeit zu verbergen. Er riß viele mit und täuschte alle — nur eine nicht. Die Fürstin Judith Altoviti trat auf ihn zu, legte die Finger auf seinen Arm,

sah ihm fest und vertraulich ins Gesicht und fragte: „Was ist Euch, Benesco?“

Vom Anfang an hatte sie ihn mit Auszeichnung behandelt, und er hatte sich mehr zu ihr hingezogen gefühlt als zu einer der jugendlichen Schönheiten in ihrer Umgebung.

Die Fürstin war eine gebietende Ercheimung, eine blonde Italienerin, groß, von fast allzu üppigen Formen. „Nicht eigentlich schön, aber unwiderstehlich,“ hieß es von ihr. Sie flößte heftige Leidenschaften ein, obwohl sie nicht mehr in der Blüte der Jugend stand. Ihre angeborene Liebenswürdigkeit gewann ihr die Herzen im Fluge, ihr edles Wesen, ihr Geist sicherten ihr den Besitz der reichen und leichten Eroberungen. In ihrer ersten Ehe hatte sie kein Glück gefunden und sich bisher nicht bewegen lassen, eine zweite einzugehen. Endlich — kurz vor Antonios Ankunft — schien sie ihren Sinn zu Gunsten eines neuen Freiers, des ruhmvollen Feldherrn Alfonso von Aragon, des Grafen Del Nero, geändert zu haben.

Ihr Vater, ihr Bruder Camillo, der mit stolzer Bärtlichkeit zu der älteren Schwester emporjah, wünschten sehnlich diese glückverheißende Verbindung und begannen schon eine beschlossene Sache in ihr zu sehen, als Judith ihr Benehmen gegen den ernstesten und feierlichsten Bewerber änderte. Sie brachte keinen Gesprächen nicht mehr das frühere Interesse entgegen, fand selten noch für ihn ein schmeichelhaftes Wort.

Es fügte sich, daß der Graf, wie viele andere, Zeuge war der unbefangenen gütvollen Art, in der die Fürstin Antonio gefragt hatte, was ihm sei.

Camillo sah die richtende Miene, mit der Del Nero den nichtsagenden Vorfall beobachtete, und ihn verdroß die Regung kleiner Eifersucht in dem hochstehenden Manne. Er war aber auch unzufrieden mit seiner Schwester, die keine Rücksicht nahm auf des Grafen ihr wohl kaum unbekannte Empfindlichkeit.

Der Tanz war zu Ende, die Musik verstummt, und die Gesellschaft strömte in den Garten.

Das Parterre vor dem Schlosse, ein großes, architektonisches Blumengemälde, war von Hunderten von Fackeln beleuchtet. Am

dunkelblauen Himmel glitzerten die Sterne. Weiße Lüftchen, durchwürzt vom Dufte der nahen Cypressen-, Granaten-, Orangenbäume, strichen kühlend über heiße Stirnen, glühende Wangen.

Damen und Herren nahmen im Kreise Platz vor einem Gemächel, in dessen Mitte ein durchsichtiger Wasserschleier fast unhörbar vom Haupte einer Amphitrite in den Muschelwagen niederglitt, in dem sie, ihre Delphine lenkend, stand. Vor dem schneeigen Götterbilde auf einer teppichbelegten Marmorbank saß Judith zwischen Del Nero und ihrem Bruder, und ihr zu Füßen hatte sich Cintia gelagert, ihre Lieblingsdame und ihr Widerspiel, klein, schwarz und lebhaft.

„Spielen wir Decameron, erlauchte Frau!“ rief sie der Fürstin zu. „Ihr seid Pamphinea, die Königin, und befehlt einer oder einem von uns, eine Novelle zu erzählen; je lustiger, um so besser!“

„Das wäre Eure Sache, Graf,“ wendete die Fürstin sich lächelnd an Del Nero, der, statt auf ihren Scherz einzugehen, ablehnend erwiderte: „Ihr seid vom Gegenteile überzeugt, Madonna.“

„So führt meine Überzeugung ad absurdum!“

„Schon der Versuch erschiene mir frevelhaft.“

Die Reden waren harmlos, wurden aber in gereiztem Tone gesprochen. Camillo fiel ein: „Del Nero ist nicht aufgelegt, eine lustige Novelle zu erzählen oder zu hören. Ich schlage eine Disputa vor über den Einfluß der Gestirne auf unser Schicksal.“

Alle waren einverstanden, alle stimmten bei; nur Del Nero schwieg.

„Da seid Ihr in Eurem Elemente, Lionardo. Ihr redet pro, Ihr beginnt.“

Judith hatte einen ältlichen Mann angeredet, eine schwächliche Figur im dunklen Sammet. Es war ein gelehrter Humanist, den die eingefogene ciceronische Weisheit nicht vor Aberglauben und nicht vor der Thorheit bewahrte, nach einem unerreichbaren Besitz, dem der Fürstin, zu streben.

„Über den Einfluß der Gestirne. Beginnt! beginnt!“ wiederholte Cintia und unterdrückte ein leichtes Gähnen.

Lionardo erhob sich, lüftete sein Barett vor der Herrin und öffnete den Mund.

„Halt! halt!“ befahl sie. „Es ist jemand unter uns, der Euch vielleicht nicht hören will. Ihr, Graf,“ sagte sie dieses Mal unverhohlen spöttisch zu Del Nero, „obwohl Ihr als großer Condottiere eigentlich nicht zweifeln sollt, daß unser Schicksal in den Sternen geschrieben ist.“

Er zögerte mit der Antwort. Er heftete seine tiefstliegenden Augen fest mit eindringlicher Frage auf die ihren. Sie hielten groß geöffnet, stumm und kalt seinen Blick aus.

„Ich zweifle nicht, noch glaube ich,“ sprach er. „Ich bin auch in diesem Punkte ein Verzichtender. Mögen die Sterne für anders Geartete eine Sprache haben, mir schweigen sie.“

Am nächsten Tage war er abgereist, und wenige Wochen später kam die Kunde nach Setallo, daß er sich mit einem jungen schönen Edelräulein verlobt habe.

Der Herzog verbarg seine bittere Enttäuschung hinter dem Schein äußerer Gleichgültigkeit. Camillo überhäufte die Schwester mit Vorwürfen. Er verwünschte ihren Wankelmuth und den Leichtsin, mit dem sie einen Ehebund von sich gewiesen, der dem Hause zur Ehre gereicht und ihm neuen Reichtum zugebracht hätte.

Doch hielt er Judith viel zu hoch, um in die Redereien einzustimmen, deren Gegenstand sie nun wurde und die sie ergößten, statt sie zu verdrießen.

„Super=superflug ist Del Nero!“ sagte Lionardo. „Statt zu verzweifeln, heiratet er. Ein Adonis wurde ihm vorgezogen, er sucht Trost in den Armen einer Grazie.“

Die Fürstin lachte, sie ging mit großartiger Gelassenheit auf die Scherze ein, die über ihre auffallende Bevorzugung Antonios gemacht wurden. Sie erwiderte auf die Vorwürfe einiger Mißgünstiger und Neider: „Seid so schön wie der Jüngling aus Ariccia, habt so viel Talent wie er, und ihr sollt von mir dieselbe Bevorzugung erfahren.“

Einmal war sie feinettwegen von der Jagd fern geblieben. Sie hatte die Verstimmlung bekämpfen wollen, deren Beute er war, und das rechte Mittel dazu gefunden: gute, kluge Worte, die ihm einleuchteten und wohl thaten. Sie nahm seinen Arm, und sie schritten über die von Rasenbändern eingefassten Wege vor

dem Schlosse dem dunklen Laubgange zu, der zur Pineta führte. In seinen dichten Wänden aus Buchs und Steineichen waren Nischen ausgeschnitten, in denen Marmorstatuen von vorzüglicher Arbeit standen.

Die Fürstin deutete zu einer von ihnen, einem Adonis, empor. „Wißt Ihr,“ fragte sie, „daß man Euch mit dem Namen dieses Lieblings der Venus bezeichnet?“

„Man quält mich damit,“ erwiderte er.

„Quält Euch? Ist es kein Glück, mit dem Schönsten verglichen und bewundert zu werden?“

„Ich wollte, es gäbe an mir nur eines zu bewundern — den Maler. Ich wollte,“ brach er aus, „ich wäre ein Scheusal und könnte malen wie Masaccio!“

„Habt Ihr ihn nicht schon übertroffen?“

„Er hat es behauptet, und die anderen haben es ihm nachgeredet ... Masaccio übertroffen — den Schöpfer einer neuen Welt! Mit einem armen Wilde, einem einzigen, bei dem es vielleicht bleiben wird.“

„Welche Drohung! So plant Ihr Untreue an Eurer Kunst?“

„Ich — an ihr? ... Sie hat sich von mir gewendet, ich weine, sehne, schmachte ihr nach.“

All und alles, was ihn bedrückte, sprudelte er in verworrener Rede hervor. Er schütete sein ganzes schweres Herz vor ihr aus, und das ihre schlug, während er sprach und sie ihm mitfühlend zuhörte, heftig und beflommen.

Sie waren an einem der köstlichsten Aussichtspunkte des Gartens angelangt. Eine Steinbalustrade begrenzte seinen steil abfallenden Rand. Aus dem Erdreiche ragten Felsstücke hervor, und zwischen ihnen strömten rauschende Kasladen hinab und bildeten tief unten im Wiesengrunde drei Teiche, kristallklar, in Marmor gefaßt, von hehren Götterbildern umgeben. Eine Landschaft, an der die klassische Kunst, die Natur zum Garten zu machen, bethätigt war, breitete sich in der Ferne, auf dem nahen Abhang ein Meer von Wipfeln und Baumtronen, und der sanfte Wind, der über sie hinschlich, trug ihre feinen und edlen Düfte herauf wie einen Opfergeruch.

Die Fürstin hatte sich unter eine Niesekastanie auf eine der Steinbänke gesetzt, die

das Geländer abschlossen. Antonio lehnte an ihm, die Wange in die Hand des aufgestützten Armes geschmiegt, und sah finster und unbeweglich zu den brausenden Wassern nieder.

Eine leise und unsichere Stimme, die nach langem Schweigen seinen Namen sprach, weckte ihn. Erstaunt wendete er sich und begegnete dem Blick zweier tiefblauer Augen, der unaussprechlich liebevoll auf ihm ruhte.

Das Blut schoß ihm ins Gesicht. Was dieser Blick deutlich sagte, war ihm schon mehr als einmal durch den Sinn geflogen als kaum eingestandene Frage, die er mit herber Selbstverhöhnung von sich gewiesen.

Freude, Stolz, geschmeichelte Eitelkeit flammten in ihm auf. Er machte einen raschen Schritt auf die Fürstin zu ... doch schon hatte der Ausdruck ihrer Züge sich verändert. Sie warf den Kopf etwas zurück, sah an Antonio vorüber in den Schatten der Bäume und schien dem zärtlichen Gesang einer Drossel zu lauschen.

Ihre Stimme hatte wieder den gewohnten tiefen und sicheren Klang, als sie sprach: „Setzt Euch zu mir. Wir wollen von ernstlichen Dingen miteinander reden. Ich habe einen Auftrag meines Vaters an Euch zu bestellen. Er fragt durch mich an: wie steht es mit den Skizzen zu den Fresken, mit denen Ihr den Festsaal schmücken wolltet? Mein Vater will Euch nicht mahnen. Ihr kennt seine rücksichtsvolle Art. Doch versprach er sich und anderen so viel von diesen Bildern, sah im Geiste sie schon meisterlich von Euch ausgeführt. Wir alle,“ fuhr sie fort, da er schwieg, „wir alle dachten: Antonio, kaum wiederhergestellt, wird sich über die Arbeit stürzen wie ein Löwe. Statt dessen übt Ihr Euch in ritterlichen Spielen und nehmt den Pinsel nur zur Hand, um immer von neuem das Bild Eures ungetreuen Liebchens hervorzuzaubern. Kein Wunder, daß Eure große Geliebte — die Kunst — dazu nicht lächeln will. Laßt das gelten, junger Freund, laßt meine Weisheit gelten und auch meine prophetischen Worte: Ihr werdet die Fresken im Festsaal malen und uns die schöne Königin, die an der Spitze eines glänzenden Gefolges im Gepränge ihrer Reichthümer auszog nach Erkenntnis, herrlich und unübertrefflich darstellen.“

„Wäret Ihr doch nicht eine schöne Fürstin, sondern eine alte Sibylle, daß ich Eurer Prophezeiung Glauben schenken könnte!“ rief Antonio. Er hatte versucht, es leichtthin zu sagen, doch entrang sich ein schneidender Schmerzenslaut seiner Brust und verriet, was in ihm vorging.

„Mut!“ sprach die Fürstin, und er beugte sich und drückte seinen Mund auf ihre Hand, die sich auf die seine gelegt hatte. Sein Kopf wurde festgehalten, als er ihn wieder erheben wollte, weiche Lippen näherten sich seinem Ohr und flüsterten: „Könnt Ihr nicht vergessen, Antonio? Vergessen hieße frei sein, wieder erwachen zur Schaffensfreude und schwelgen in Schaffenskraft. Vergesst! Euer Können geht unter in Träumen und Sehnen. Vergesst! Es giebt noch andere Frauen außer Margherita, thörichtes Kind, das den Himmel haben könnte und immer nur nach einem versunkenen Stern ausblickt.“

„Das den Himmel haben könnte?“ wiederholte er und ließ sich auf die Knie vor ihr niedergleiten.

„Den Himmel haben und in den Himmel versetzen, statt zu leiden und leiden zu machen.“

„Wodurch leiden, Madonna? Antwortet mir! Ihr verwirrt mich, Ihr macht mich wahnsinnig, ich weiß nicht mehr, was ich rede — wodurch leiden?“ Mit Scheu, mit aufflammendem Entzücken sah er sie an, und sie zog ihn an sich, strich ihm die Haare aus der Stirn und ließ die Hand auf ihr ruhen, und er glaubte ein leises Beben dieser Hand und das Fliegen ihrer Pulse zu fühlen.

„Ich will Euch nicht wahnsinnig machen, ich will Euch heilen,“ sprach die Fürstin, sich mühsam zu überlegener Gelassenheit zwingend. „Eurer Kunst und damit dem einzigen, das Euch beglücken kann, will ich Euch wiedergewinnen. Morgen, Antonio, versucht Ihr einmal eine andere als Margherita, versucht Ihr mich zu malen, als eine der Gestalten im Zuge der Königin von Saba.“

Immer näher hatte sie sich ihm zugeneigt, indes sie redete, und in einem heißen, langen Kuß begegnete nun ihr Mund dem seinen, Antonio umfing sie berauscht vor Wonne.

„Als die Königin selbst will ich Euch malen!“ rief er. „Eure goldenen Haare,

Euer schimmerndes Antlitz sollen alles übrige verdunkeln ... Aus Euren Augen soll Euer hoher, herrlicher Geist leuchten, als die Seele der Welt will ich Euch malen, durch die alles, was sie umgibt, atmet, lebt, Licht und Farbe erhält."

"Nicht so, nicht so!" unterbrach sie ihn. "Eine im Buge will ich sein, nicht mehr. In Eurem Bilde darf sich nicht verraten, was unser tiefstes Geheimnis bleiben muß. Schweigen und Vorsicht heißen die Hüter unseres Bundes und die Bürgen seines Bestandes. Niemand darf eifersüchtig gemacht werden, Eifersucht sieht zu scharf ... Und vor allem darf Camillo nicht ahnen ..." Ein Schauer durchrieselte ihren Leib; mit unaussprechlicher Härlichkeit drückte sie den Jüngling an ihre Brust: "Er würde dich töten, du mein geliebtes, schönes, thörichtes Kind!"

Und hingerissen und geblendet von seinem unbegreiflichen, märchenhaften Glück in den Armen des königlichen Weibes, dachte Antonio mit knabenhaftem Triumphe: Wenn sie wüßte! wenn Margherita wüßte —

Als die Fürstin am nächsten Tage zur ersten Sitzung in den zur Werkstatt umgewandelten Saal kam, wurde die Aufregung, in die ihr Erscheinen den Maler versetzte, von ihrem Gefolge bemerkt und belächelt. Wie bewegt war der Arme! wie schüttelte ihn das Schaffensfieber! Die Künstlerschaft, man muß es gelten lassen, hat ihre unbequemen Seiten.

Über die Haltung, die Stellung, die Judith einnehmen sollte, wurde lange beraten, Antonio ließ sie den Kopf heben, senken, zur Seite neigen, die Augen auf den, auf jenen Gegenstand richten. Er vermochte keinen Entschluß zu fassen, sah sie ganz verzückt an und geriet in Bestürzung, wenn ihr strafender Blick seinem Verzeihung erslehenden begegnete. Die Fürstin selbst bestimmte endlich, daß sie ihre Aufmerksamkeit auf eine Kopie der Himmelfahrt Johannes des Evangelisten von Giotto, die seitwärts an der Wand hing, richten wollte. Ihre Begleiterinnen forderte sie auf, sie zu unterhalten, während Antonio zeichnete, ihr vorzulesen,

zu singen, zu musizieren. Er wußte kaum, was um ihn her vorging, sah nur sie, fühlte nur die berauschte Nähe der Herrin und Gebieterin, die ihn vor wenig Stunden ihren Herrn und Gebieter genannt hatte. Er saß wie betäubt vor seiner Staffelei, und als ein neugieriges junges Mädchen sich zu ihm schlich und ihm bei der Arbeit ein wenig auf die Finger sehen wollte, wurde er böse und erklärte, niemandem den Anblick des Bildes zu gestatten, bevor es vollendet sei.

"O Benesco, Lieber!" rief die Fürstin, "mich werdet Ihr doch ausnehmen von diesem grausamen Verbote!" Sie erhob sich und trat hinter Antonio und sah auf der Tafel nur ein wüßtes Durcheinander, ein Wirrsal von Strichen. "Nehmt Euch zusammen!" flüsterte sie ihm zu. "Wollt Ihr mich heute schon verraten?"

Ihre Worte brachten ihn zu sich. Mit dem Aufgebot seiner ganzen Willenskraft begann er zu zeichnen. Seine Anfänge kamen ihm in den Sinn, er gedachte seiner ersten Lehrzeit bei Masaccio und hatte die Empfindung eines halbblinden, tastenden Lehrlings; er zog seine Linien langsam und — stümperhaft, fühlte er. Der Kopf, der da entstand, war der einer Puppe, ähnelte kaum von fern dem edlen Kopf der Fürstin.

Sie aber, als sie den Entwurf sah, war überschwenglich im Lobe. Sie fand sich zwar sehr geschmeichelt, hatte aber dagegen nichts einzuwenden. "Ich werde sterben, mein Bildnis wird leben," sagte sie, "um so besser, wenn das Dauernde die verschönernte Gestalt des Vergänglichen ist."

Als das nichtsagende Gesicht Farbe bekam, steigerte sich die Zufriedenheit der Fürstin mit dem Werke Antonios, und ihre Umgebung, gewöhnt, ihr Urteil dem der kunstverständigen Frau zu unterwerfen, wagte keinen Widerspruch. Bald wurden den Arbeiten des jungen Malers alle Vorzüge zugestanden, die die Augen der Liebe in ihnen entdeckten. Er begann außer einem zweiten Bilde der Fürstin, dieses Mal in ganzer Figur, die Bilder der meisten Hofherren und Hofdamen zu malen und erntete so viel Bewunderung, daß er sich dem Glauben, sie zu verdienen, nicht mehr verschloß. Schon empörte es ihn, wenn ein Unüberzeugter schwieg, ein Unbeirrter fragte: "Warum wer-

det Ihr Euch selbst untreu? warum behaltet Ihr Eure frühere Malweise nicht bei? seht Euren glorreichen Anfang nicht fort?"

Der Herzog hielt mit seiner Meinung zurück, hatte sich noch immer nicht für einen der Entwürfe zu den Fresken, die Antonio ihm vorlegte, entschieden. Dafür aber verging kein Tag, an dem er der männerjagenden Diana nicht neue Bewunderung zollte.

Er hatte sie in einer ehemaligen Kapelle aufstellen lassen, zwischen der Werkstätte und der Galerie, die zu seinen eigenen Gemächern führte. Der halbrunde Raum mit den hohen Fenstern war mit grau-grünen Vorhängen und Stoffen verkleidet und bildete eine Art Heiligtum, das den Schatz des Hauses verwahrte und nur in Begleitung des Herzogs oder Antonios betreten werden durfte. Dieser aber begann sein Werk zu hassen, wie er das Werk eines verabscheuten Rivalen gehaßt hätte. Es beirrte, es machte blind für den Wert seiner jetzigen Schöpfungen, die ihm nun doch als die höheren und reiferen erschienen.

Und als die höheren und reiferen wurden sie auch von ihr erklärt, die er auf seinen Anien verehrte, für die er eine flammende und grenzenlose Dankbarkeit empfand, von der teuren Frau, die ihn ins Leben eingeführt hatte, an deren Herzen er herangereift war vom Jüngling zum Manne.

In einem Taumel des Selbstbewußtseins lebte er dahin, schuf hastig Bild auf Bild und wies jeden Zweifel, der in ihm aufsteigen wollte, gewaltsam von sich. Die Werkstätte hatte sich allmählich in einen Gesellschaftsraum verwandelt, in dem die Fürstin Hof hielt, Besuche empfing, Sänger und Musiker einlud, sich hören zu lassen. Regelmäßig kam auch Camillo, trieb Kurzweil mit den jungen Mädchen und Frauen, forderte einen der Männer zu einem Waffengange heraus, in dem er stets Sieger blieb unter dem lauten Applaus der Damen. Dann neigte er die schlank, geschmeidige Gestalt vor ihnen, lachte sie an und dankte, daß sie doch auch noch für ihn unbedeutenden Menschen, der nicht einmal eine Spinne porträtähnlich malen könnte, etwas Teilnahme übrig hätten. Mit gekreuzten Armen ging er von einer der Skizzen und Malereien zur an-

deren, betrachtete sie, nahm eine gewollt wichtige Miene an, nickte feierlich und empfahl sich schweigend.

Die Fürstin litt nicht weniger als Antonio unter diesem zur Schau getragenen Hohn. Sie machte ihrem Bruder Vorstellungen: „In deinem Benehmen liegt eine Mißachtung, die Venesco schwer erträgt.“

„Hat er sich beklagt?“

„Das nicht, aber sieh ihn doch nur an. Was in ihm vorgeht, kannst du auf seinem Gesichte lesen.“

„Wenn mir aber der Sinn nicht steht nach der Lektüre? Wenn ich diesen Menschen überhaupt fortwünsche aus meinen Augen? Bald jährt sich der Tag, an dem er nach Setalla kam, um es durch Kunstwerke zu bereichern. Wie lange wird er noch zögern, an seine Aufgabe zu gehen?“

„Als ob er nicht längst begonnen hätte!“

„Womit? soll das ernste Arbeit sein, die Puppengesichter, die er pinselt bei Spiel und Musik? Es scheint ihm nicht der Mühe wert, seine Kunst bei uns auszuüben; er geht hier nur seinen Freuden nach.“ Durchdringend blickte er Judith an. „Ich weiß nicht, ob es dir angenehm sein wird, zu hören, daß heute sein Zimmer leer, sein Bett unberührt gefunden wurde, als ich vor Morgengrauen zu ihm schickte und ihn fragen ließ, ob er mit mir zur Jagd nach Cascina ausreiten wolle.“

Die Fürstin verfärbte sich, behielt aber ihre stolze Fassung. „Er ist kein Mönch und wird Abenteuer haben so gut wie du und wie ihr alle.“

„Mag er! Nur das Haus zu verunehren hüte er sich.“

„Woher weißt du, daß er es thut?“

„Es fehlte kein Pferd im Stalle, der Pförtner hat seit gestern das Thor nicht aufgeschlossen.“

„Das beweist mir nichts.“ Sie zuckte die Achseln, sie brach das Gespräch plötzlich mit kalter Miene ab. Um ihre Seelenruhe war sie aber nun gebracht. Der Verdacht war da. Mit Bangen gab sie sich davon Rechenschaft. Sollte der Geliebte es erfahren? Konnte sie es ihm verbergen, und wenn — wie lange noch? Gepeinigt ging sie mit sich zu Räte; da kam Botschaft von Antonio, der sie in die Werkstätte bitten ließ.

Zugleich wurde ihr durch einen Abgesandten ihres Vaters gemeldet, Gentile da Fabriano sei in Setalla eingetroffen.

Der Künstler befand sich auf der Heimreise von Venedig, wo er reiche Vorbeeren geerntet hatte. Sein Wandgemälde: „Die Seeschlacht zwischen den Flotten der Republik Venedig und des Kaisers Friedrich Barbarossa“ war vom Senat mit der Verleihung eines Jahrgehaltes und der des venetianischen Patriciats belohnt worden.

In der Künstlerwerkstätte herrschte ein lebhaftes Treiben. Die Herren und Damen waren beschäftigt, ihre Bilder an den Wänden und auf den Staffeleien in neue Ordnung zu hängen und zu rücken. Unter Streiten und Scherzen verlangte jedes für sein Konterfei den besten Platz, das günstigste Licht.

Antonio kam der Fürstin mit raschen Schritten entgegen: „Gentile da Fabriano ist hier,“ sagte er und flucht leise und nur für sie verständlich ein: „Das Messer schon gezückt, das mir ins Herz gestoßen wird. Er kann für den Schüler Masaccio kein Wohlwollen übrig haben. Seine Kunst und die meines Meisters sind Gegensätze. — Der Herzog,“ fuhr er laut fort, „bringt ihn hierher. Wollt Ihr die Gnade haben, Fürstin, Eure gestrige Stellung wieder einzunehmen. Wir bilden den Zug, wie es bestimmt gewesen, und werden dann Gentiles Meinung hören.“

Nun entstand ein lustiges Durcheinander von Stimmen und ein Drängen und Schwirren:

„Das war gestern mein Platz!“

„Nein, der meine!“

„Ich stehe neben der Fürstin!“ rief Cintia.

„Immer Ihr! Gönnt einmal einer anderen den Vorzug!“

„Gut, da will ich selbst der Mittelpunkt einer Gruppe sein. Euren Arm, Camillo! Zu mir Messer Lionardo! Ihr bildet meinen dunklen Hintergrund!“

An eine strenge Anordnung war nicht mehr zu denken, aber anmutig und voll Leben war das Bild, das all diese jungen, schönen, nach eigener Willkür aufgestellten Geschöpfe boten, als der Herzog und Gentile eintraten. Stattliche Erscheinungen und kostbar gekleidet die beiden. Der Künstler

den Fürsten noch überragend, von hagerer Gestalt und stolzer Haltung.

Im ersten Augenblicke wagte niemand sich zu rühren, die tiefste Stille herrschte.

„Bravo!“ rief der Herzog. „Jetzt habt Ihr's getroffen, Antonio. Ändert keinen Strich mehr an der Skizze, nach der Ihr diesen Zug gestellt habt.“

„Bravo!“ wiederholte Gentile, „der Schüler Masaccio verrät sich in diesen schön komponierten Gruppen!“

„Nicht mein Verdienst. Dieses Bild hat sich von selbst, der Zufall hat es gemacht,“ erwiderte Antonio.

Gentile ging auf ihn zu und drückte ihm die Hand: „Wohl dem Künstler, der sieht und benützt, was sich von selbst gemacht hat ... Ein glücklicher Zufall? Ergreif ihn, unterwirf ihn, er wird ein glückliches Schicksal.“

Ein lautes Auflachen antwortete ihm. Camillo hatte es ausgesprochen und sprach nun: „Daß dieses Bild nicht nach einem Entwurfe unseres Antonio gestellt war, darauf schwöre ich. Seht die Entwürfe, die wir seinem Genius verdanken, und unter denen eine Wahl zu treffen mein Vater sich noch nicht entschlossen hat.“

Er ließ einige Rollen, die Antonio an die Wand gelehnt hatte, herbeibringen und auf einem Tische vor Gentile ausbreiten.

Das waren mehr als Entwürfe, es waren mit peinlicher Sorgfalt bis ins kleinste ausgeführte Zeichnungen, figurenreich und gedankenarm, steif, leblos und hölzern, eine Frucht, die Eigensinn der Talentlosigkeit abgerungen.

Sprachlos betrachtete Gentile die Blätter, und Camillo spottete: „Die Bewunderung macht den Meister stumm. Seid stolz, Antonio! Er sucht umsonst nach Worten für sein Entzücken und — seine Beschämung. Nicht wahr, Meister Gentile? Ins Feuer mit Eurer Anbetung der Könige! Was ist der Zug Eurer Morgenländer im Vergleich zu diesem Zuge der Königin von Saba? Versunken die ideale Welt, in der Ihr heimisch seid! Man preist ja nur noch, es gefällt nur noch eine Holzfiguren- und Drahtpuppenwelt.“

„Warum so grausam?“ fragte Gentile, und Antonio, seinen Zorn bemeisternd, be-

mühte sich, ruhigen Tones zu sagen: „Ich lege keinen Wert auf diese Versuche und hätte sie Euch nie vorgelegt. Hier ist besser, wie ich glaube und hoffe.“

Er führte Gentile zu den Staffeleien mit den Bildern der Fürstin und zu den Porträts und Skizzen, die an den Wänden hingen. Judith hatte mit bezwingender Liebenswürdigkeit den Arm des fremden Meisters genommen. Sie überhäufte ihn mit zarten Schmeicheleien und wagte ein schüchternes Lob der Werke des Geliebten. Bestätigt es, stimmt ein, flehten ihre Augen. Gentile senkte die seinen.

„Ein Wort der Ermunterung — aus Erbarmen!“ flüsterte sie.

„Ich kann nicht lügen, Fürstin,“ erwiderte er. „Besser nicht malen, als so malen.“

Der Herzog sah das tiefe Unbehagen des Meisters und die Pein, die Antonio litt, und wollte ein Ende machen. „Ihr seid nicht einverstanden mit den neuen Arbeiten Benescos,“ sagte er. „Wir wollen Euch eine seiner früheren zeigen. Tretet hierher, Gentile, und seht!“

Auf seinen Befehl wurden die Flügel der Kapellentür geöffnet, Margherita-Diana leuchtete dem Maler in ihrer Schönheit entgegen. Das letzte Bild des Triptychons hatte der Herzog verdecken lassen.

Gentile stieß einen Schrei aus. „Herrlich!“ rief er. „Euer Werk, Benesco? ... Aber nicht ein früheres, der Herzog scherzt — Euer jüngstes und ein unsterbliches! Von diesen Schildereien da,“ er beschrieb einen Kreis mit der erhobenen Hand, „ein Sprung, nein, ein Flug ... Benesco — ich beuge mich!“

Alle waren ergriffen von dem Anblick seiner Begeisterung, des großen Künstlers und strengen Richters. Der Herzog winkte seiner Tochter.

„Ich erwarte viel,“ sagte er zu ihr, „von dem Einfluß Gentiles auf unseren in die Irre geratenen jungen Freund. Lassen wir die beiden sich beraten. Unsere Anwesenheit behindert sie, komm!“

* * *

„Ihr wolltet mich ehren, Messere Gentile,“ begann Antonio, als sie allein geblieben waren, „und Ihr habt mich gedemütigt. Was

ich jetzt vermag, gilt Euch nichts, was ich früher vermochte, so viel! ... Ihr seid geblendet wie die anderen, Meister, durch die Schönheit des Modells, das mir vor Augen schwebte, als ich jenes unselige Bild gemalt.“

„Unselig?“ wiederholte Gentile gedehnt. Lang und fest heftete sich sein scharfer, klarer Blick auf den Jüngling, und mit dem Ausdruck innigster Wahrhaftigkeit setzte er hinzu: „Ich gäbe alles, was ich bis jetzt gemalt habe, darum, das Bild, das Ihr unselig nennt, gemalt zu haben.“

„Auch wenn Ihr wüßtet —“ rief Antonio leidenschaftlich aus — „es wird sich wie ein Stein auf Euren Weg legen, einen unübersteiglichen Wall bilden, Euch zurückschleudern, wenn Ihr gegen ihn anrennt, zurück zu Euren Anfängen, immer, immer! indes Ihr vorwärts strebt um jeden Preis, und wär's das Seelenheil!“

„Vielleicht sogar auch dann!“ erwiderte Gentile, der dem Wunderbild um einen Schritt näher getreten war. „Vielleicht gelänge es mir, die Einsicht zu gewinnen, daß die Kraft, der eine solche Schöpfung entsprang, fortan ruhen soll.“

„Und der, dem diese Kraft gegeben war — was soll der?“ Mit wildem Ungestüm stürzte er auf Gentile zu und faßte ihn an beiden Händen: „Sterben. Er hat nichts mehr vor sich.“

„Das Leben, das ganze, reiche Leben,“ lautete die Antwort. Gentile kreuzte die Arme und sah den blühenden Jüngling vorwurfsvoll an, der sterben wollte, weil ihm kein Bild mehr gelang: „Soll ich Euch raten, Freund? Werft Eure Pinsel in die Ecke, gürtet ein Schwert um, nehmt Dienst bei einem siegreichen Kapitän. Ihr habt als Künstler vollbracht, was Ihr nie mehr übertreffen werdet, vermutlich nie mehr erreichen werdet, vollbringt Eure nächsten Thaten mit dem Schwerte. Kriegshandwerk und Kunstlerschaft sind einander nicht allzu unähnlich, nähren sich beide vom Kampf, sind Kampf ... Der größte Heroß, der je der Kunst gedient, der Ghibelline mit der kühnen Feuerseele, stand als Soldat im Schlachtgewühl. Bevor Ihr aber Setalla verlaßt, Neues zu beginnen ...“

„Ein Kriegsknecht zu werden, meint Ihr —“

„Blutige Vorbreeren zu pflücken, meine ich, oder, wenn Euch das widerstrebt, vielleicht, fern vom Weltgetümmel“ — Gentile lächelte — „den goldenen Brautkranz um ein geliebtes Mädchenhaupt zu schlingen, — bevor Ihr Setalla verläßt, sage ich — glaubt mir: errichtet einen Scheiterhaufen und verbrennt alle Eure hier entstandenen Werke ... die ersten, im blutigen Schweiß des Angesichts zusammengestrichelten Entwürfe, die Ihr selbst verwerft, die Skizzen und Bilder, die Ihr später, hinter das Geheimnis des Kunstgriffs gekommen, aus dem Ärmel geschüttelt habt. Die edle Fürstin rühmte die allmählich erworbene, geniale Leichtigkeit Eures Schaffens ... O Freund, vor die Geburt alles Lebendigen ist der Schmerz gesetzt. Diese da“ — er deutete auf Margheritas atmende Gestalt — „habt Ihr nicht spielend hervor gebracht.“

Noch einmal versank er in die Betrachtung der Herrlichen, bevor er sich losriß und die Werkstatt verließ.

In Verzweiflung, in Entrüstung gegen ihn, der gekommen war, ihm allen Mut und alle Schaffensfreudigkeit in der Seele zu ersticken, blieb Antonio zurück.

Warum? fragte er, warum? ... Aus wirklicher Überzeugung? Oder — ein schnöder Verdacht ergriff ihn. Wahrlich, Gentile brauchte keinen zu beneiden: schleicht sich aber der Neid nicht auch in die Seelen derer ein, die angethan wären, ihn zu erregen?

Die Nebenbuhlerschaft Masaccios ist nicht die, die er zu fürchten hat. Zu verschieden ist das Gebiet, auf dem jeder von ihnen groß geworden. Antonio hatte unrecht gehabt zu fürchten, daß Gentile den Schüler Tommaso Guidis nicht gelten lassen würde. Im Gegenteil! den Nebenbuhler, der sich zu seiner eigenen idealisierenden Richtung hinneigte, den künftigen Rivalen, den wollte er aus dem Wege räumen. Mehr um! zu deinen Anfängen zurück oder werde ein Söldling ... Vorher aber vertilge, verbrenne, was meine Werke in Schatten stellen könnte!

Er griff sich an den Kopf. Wie sah es aus da drin? Wurden Gedanken des Wahnsinns da drin geboren? Spielte der Aberwitz mit ihm? ... Nein, doch nein! Er sah doch, was er sah — seine Bilder, die

Kindes seiner letzten Thätigkeit. Mit nie empfundener Liebe hing sein Blick an ihnen.

„Ihr seid ich,“ redete er sie an, „ihr seid, der ich immer war.“ Voll naiven Entzückens fand er das unbeholfene und doch so beglückend zuversichtliche Walten der Anna benhand in seinen neuen Werken wieder. Das ihm allein Eigentümliche war auch das für ihn allein Rechte. Sein Selbst zu wahren, ist das oberste Gesetz des Künstlers. Das sollst du sein, was kein anderer sein könnte. So sollst du es machen, wie kein anderer es machen könnte: „Du!“ wendete er sich an das Bildnis in der Kapelle, „bist noch von fremdem Geiste eingegeben und beseelt, und dich zwing ich noch! Du sollst mir herüber zu den Meinen!“

Hochatmend, in jagenden Gedanken stierte er die Göttliche an. Wie alles um ihn her sich hob und senkte, wie Blicke durch die Luft fuhren und dicht an ihm vorüber, und wie der Boden schwankte ... Und nun war ihm, als ob er ein Klopfen an der Thür vernähme, und mit leisen, unhörbaren Schritten schlich er hin und zog den Kiegel geräuschlos vor. Dann wendete er sich in unhörbaren Tigersprüngen zu der Kapellenthür, die nach den herzoglichen Gemächern führte, und verschloß auch die, und jetzt fühlte er sich als Herr in seinem Gebiete und trat vor die Abbilder Margheritas und ging ans Werk. Unsicher hastend führte er den Pinsel, setzte ihn zuerst an die Augen, die zu sehen schienen: schone uns, und die nicht sehen und berühren durften, nicht schauen durften wie lebendige Augen, sondern so wie die Augen derer, die im Saal von den Wänden herab lächelten. Und als es geschehen war, nahm er den Lippen ihren verführerischen Liebreiz und der Haut ihren Schmelz und jugendwarmen Ton. Und dann schien ihm, was er da gethan, doch nicht das Rechte, und er suchte einzelne Linien, die nun verwischt waren, wiederzufinden und — fand sie nicht. Ein Schleier tanzte ihm vor den Augen, in die Hand war ihm Blei gegossen worden, er ließ sie todmüde sinken.

Stunden waren verronnen, es begann zu dämmern. Antonio zog die Vorhänge von allen Fenstern der Kapelle zurück und betrachtete seine Arbeit im letzten Tageschein. Erst meinte er nicht recht zu sehen. Das

falsche Licht trog. Was es ihm darstellte, war nie und nimmer seine verbesserte, in die gute Manier umgemalte Männerjägerin. Das war eine Larve, fahl, leblos, ausdruckslos. Das war keine Spur mehr von Margherita, und an der Ähnlichkeit hatte er doch nicht rühren wollen. „Margherita!“ schrie er, „du bist da! komme! Margherita! ... Du willst nicht? versteckst dich vor mir! So hole ich dich! Ich kann! Ich bin der Schöpfer, du bist das Geschöpf, aus dem Nichts durch mich hervorgerufen. Margherita! du bist da! Erscheine!“

Auf dem Gange war es laut geworden, an die Thür wurde gepocht.

„Öffnet!“ rief Camillo, und da keine Antwort kam: „Öffnet, oder wir brechen ein.“

Drohungen wechselten ab mit Bitten. „Öffnet, lieber Meister! öffnet, Antonio!“ und er, der eben noch schauernd gefühlt hatte: eines Haares Breite bist du vom Wahnsinn entfernt — behielt Besinnung genug, um sich zu jagen: eher sterben, als sie einen Blick thun lassen auf die hinter eine entwürdigende Tünche verschwundene Diana ...

Er faßte alle Kraft zusammen, um der Stimme, die aus seiner glühenden Kehle kam, einen menschlichen Laut abzugewinnen, und: „Ruhe!“ stieß er hervor, „gönnt mir Ruhe!“

Sie beriethen lange.

Und er sah sich hastig, in rasender Angst im Gemache um. Wo fand er Rettung — da blinkte sie ihm entgegen, süß und erlösend wie ein Liebesblick dem Hoffnungslosen: die nackte Klinge eines in einer Panoplie befestigten Dolches. Er riß ihn an sich und küßte ihn heiß. Wenn sie kommen, rettet der; wird sein Befreier.

Doch kamen sie nicht, waren eine Weile noch unschlüssig, endlich entschied Camillo: „Lassen wir ihn, den Narren. Er durchschwelge die Nacht mit seinen herrlichen Frauenbildern.“ Lustig lachend zogen sie weiter.

*

*

Nun war Ruhe, Todesruhe. Nach einer Weile aber klopfte es wieder, diesmal vorstichtig und leise.

Die vertraute Jose Judiths drückte die Lippen an die Thürspalte und sprach: „Be-

nesco! Lieber! Ich habe Speise und Wein gebracht und hierher gestellt, holt sie, wenn Euch hungert und dürstet.“

O ja. Ihn hungerte, und er lechzte. Nur nicht nach irdischer Speise und irdischem Trank, und nie mehr sollten, nie der Hunger und der Durst, die ihn verzehrten, gestillt werden. Noch einmal hatte er sein Werkzeug zur Hand genommen und sich wieder angelrochen gefühlt vom Scheuel — Ohnmacht.

Vorbei! Alles Wahn, was ihn darüber täuschte! Aus dem Ring seines Lebens ist der Edelstein gebrochen, gelähmt seine Schöpfermacht.

Ein Haß gegen die Treulose wirbelte wie Sturm in ihm auf. Mergst du nun? Willst nichts mehr geben? Nimm denn auch, was du schon gabst, zurück! Zerstörungswut ergriff ihn. Er warf den Pinsel fort und begann mit dem Dolche über seine Diana zu streichen, wuchtig, mit der breiten, scharfen Schneide, strich und strich, bis nur noch einzelne Überbleibsel, schwache Umrisse, zarte Farbentöne verrieten, daß hier ein Schönes gelebt hatte.

Dann ging's an die Zwittergeburten eines falschen Könnens. Wild um Wild trug er herbei und schichtete eines über das andere auf die Steinfliesen. Im Kamin — die Jahreszeit war vorgerückt — hatten am Morgen mächtige Baumstämme in hellem Feuer gelodert. Antonio holte Kohlen, die noch glimmten, aus der Asche und schob sie unter die Bilder. Langsam, stoßweise stiegen kleine, weiße Rauchwölkchen aus den Zwischenräumen des Scheiterhaufens hervor. Winzige Flammenzungen wurden sichtbar, erloschen aber bald. Nur Qualm und Rauch verbreitete sich, kroch auf dem Boden weiter, klebte an den Wänden, formte gespensterhafte, ineinander verschwimmende Gestalten.

Stumpfsinnig, einer Art Halbschlaf hingegeben, sah der Maler zu, bis ein rasender Schmerz ihn plötzlich durchdrang und aufstachelte. Er stürzte taumelnd bis zur Kapelle, streckte die Arme aus und schrie: „Verzeih mir, Margherita! ... Im Sterben noch, Geliebte, verzeih!“ Ein Schwindel erfaßte, die Besinnung verließ ihn, er vernahm nur noch ein entsetzliches Röcheln, das aus seiner eigenen Brust hervordrang.

Wachen, die am frühen Morgen die Gänge durchschritten, sahen unter der Thür der Werkstätte Rauch hervordringen. Sie sprengten das Schloß, traten ein und fanden den ganzen Raum wie von Nebel erfüllt. Als sie die Fenster öffneten und frische Luft hereinströmen ließen, schlugen aus einem Haufen auf den Boden aufgetürmter Gegenstände schmale, kleine Flammen heraus. Mit geringer Mühe wurden sie unterdrückt. Still und ohne Lichterscheinung hatte die Glut, leise glostend, ihr Werk gethan. Antonios Bilder zerfielen in Zunder bei der ersten Berührung. Ihn selbst fand man leblos zu Füßen des verstümmelten Dianabildes ausgestreckt.

Er wurde in sein Zimmer getragen, gelabt, zu sich gebracht. Lange Zeit blieb er allein, dann bestellte ihm ein Page den Befehl, das Schloß zu verlassen beim nächsten Tagesgrauen. Ein Wagen, der ihn bis Carrara bringen sollte, werde bereit stehen. Was Antonio gethan, könne nur ein Wahnsinniger gethan haben, und als solcher müsse er gefangen gehalten und bewacht werden.

Daß der Herzog ihn nicht vor sein Angesicht forderte, war die letzte Wohlthat, die er ihm erwies. Er sagte seinen Dank an den Edlen und an die hohe Frau, die ihn mit unverdienter Huld begnadet hatte, in wenige unbededte, auf ein offenes Blatt hingestrichelte Zeilen.

Kein Blick in die Zukunft. Es gab kein Morgen, an das eine Hoffnung sich knüpfte. Er empfand keine Ungeduld, keine Sehnsucht. Er war ganz ruhig, ganz kühl, er kam sich vor wie sein eigener Schatten. In einer Art Traumwandel rüstete er sich zur Reise, legte, was sein war, zu einem Bündel zusammen. Den reichen, für sein Wild erhaltenen Gold, die Geschenke, die man ihm gemacht hatte, die Ketten und Schaumünzen, die er so kindisch stolz getragen, ließ er zurück. Der Künstler, den sie hatten ehren sollen, war tot, sie gehörten denen, die sie gespendet.

Als es zu dunkeln begann, trug ein Diener eine Lampe herein, brachte das Abendessen. Es geschah schweigend, und schweigend und scheu wendete Antonio sich ab. Er empfand die Anwesenheit eines Menschen als Qual. O, wenn es nicht so schändlich wäre, das edle Haus, das sich ihm wie ein Vater-

haus geöffnet, mit Selbstmörderblut zu besudeln! ... Jetzt, mit gutem Bedacht, würde er gethan haben, was zu thun er gestern nahe war.

Er setzte sich an den Tisch, legte das Gesicht auf die gekreuzten Arme und spann sich allmählich in stumpfes, ödes Gefühlsdämmern ein.

Das Geräusch der Thür, die wieder geöffnet und geschlossen wurde, weckte ihn nicht. Erst als eine Hand, deren Berührung er immer als Bönne und Wohlthat empfunden hatte, sich lieblosend auf sein Haupt legte, fuhr er empor und rief mit seligem Entzücken: „Judith! ... O — du!“ und wollte sie heranziehen — und stieß sie im selben Augenblick von sich. Alle eingeschlaferten Furien waren erwacht: „Fort! Fort!“ stöhnte er. „Meine Nähe beschmupt ... Ihr dürft nicht in meine Nähe, Fürstin. Fort! ... Wenn man es erführe!“

„Die Wächter sind nicht blind, Antonio, sie werden auch kaum stumm sein. Ich habe ihnen nicht Schweigen auferlegt,“ sagte sie gelassen.

Er staunte sie mit verglasten Augen an. Ihre sonst so rosig gefärbten Wangen waren marmorweiß, und der Stolz der Haltung war gebrochen.

„Erst dann würde ich es thun,“ fuhr sie fort, „wenn ich diese Schwelle wieder überschritte, wie ich kam — allein. Wenn wir uns trennen müßten, Freund!“

„Müßten? Müßten? ... Müssen wir denn nicht?“

„Es steht bei dir. Ich nehme dir im Unglück nicht, was ich dir im Glück geschenkt. Ich war dein, ich bleibe dein.“ Sie sprach es sanft, feierlich, mit einer Hingebung, inniger fast als in den Stunden höchster Leidenschaft.

Fingerissen sprang er auf und nahm sie in die Arme, und ohne Widerstand duldete Judith seine brennenden Küsse.

„Ruhig, Viel—Vielgeliebter,“ sprach sie endlich und nahm seinen früheren Platz ein, und Antonio kniete vor ihr und hielt sie umfassen. „Du hast gelitten in all den Tagen. Ich habe auch gelitten und nachgedacht und mein ganzes Leben an mir vorüberziehen lassen. Die Krone dieses Lebens, mein Antonio, sein höchstes Gut ist

deine Liebe.“ Eine unendliche Bärtlichkeit klang aus ihrem Ton und ein wehmütig scherzender Vorwurf: „Deine am Feuer der meinen entzündete Liebe. Mein Tag hat kein Licht ohne sie und mein Dasein keinen Wert. Sie hat meine Jugend, die entschwinden wollte, festgebannt, mir den übermütigen Frohsinn der Mädchenjahre zurückgezaubert. Ich kann dem Tod ins Auge sehen, aber nicht der Trennung. Du gehst — ich gehe mit dir. Ich werde dein Weib, Antonio.“

„Mein Weib?“ in namenloser Übertaschung, zweifelnd, ungläubig wiederholte er: „Mein Weib? ... O Judith, du Große! Großmütige! ... das würdest du? zu mir herabsteigen würdest du?“

Hastig unterbrach sie ihn, hielt ihn von sich mit beiden, in kaum noch bemeisterter Aufregung zuckenden Händen: „Herabsteigen? Deine Geliebte konnte ich nur im geheimen sein. Als deine Verlobte trete ich erhobenen Hauptes vor die Meinen. Welchen Grund hätte ich zur Demut, wenn du mir gesagt hättest: komm!“

Er starrte zu ihr hinauf, er verstand sie nicht. „Wenn ich dir gesagt hätte ...“

„Das Wort, auf das ich warte ... das du nur sprechen wirst, wenn du darfst.“

Sie richtete sich auf, glanzvoll und herrlich leuchtete wieder ihr alter Stolz aus ihrem Angesicht. „Du darfst es nur sprechen, wenn du mich liebst, wie ich dich liebe und immer lieben werde, ausschließend und heiß ... sonst wäre ja, was jetzt mein Ruhm ist: dir folgen als dein Weib — meine Schmach ... und die und deinen Undank ertrug ich nicht!“

Er hatte sich vor ihr niedergeworfen, und sie nahm seinen Kopf zwischen ihre Hände, ihr forschender Blick drang ihm ins innerste Herz.

„Fürchte nicht, mir wehe zu thun, fürchte nur, mich zu betrügen. Bei Gottes Erbarmungen antworte mir wahr und rücksichtslos. Bin ich für dich die Einzige und Eine, ohne die dein Leben arm und ein Stückwerk wäre? Du sagst ja, wenn du sagst: komm! Dein Schweigen heißt: bleibe — und stirb. Habe die Kraft zu schweigen, wenn du nicht sagen darfst: komm!“

Ein Stöhnen drang an ihr Ohr, so wild, als ob es die Kehle, aus der es kam, zerreißen müsse. Antonio verbarg sein Angesicht in ihrem Schoße. Er küßte schluchzend ihre Hände, küßte schweigend den Saum ihres Kleides. Sie verstand ihn wohl; er durfte nicht sagen: Komm!

(Schluß folgt.)



Unlust.

Ein Gesicht wie von grauem Papier,
Wie ein Kehrrechtzettel —
Was willst du bei mir,
Unlust, du grämliche Vettel?
Mit dem Aschenhaar,
Mit den Schlottergliedern,
Im Auge den Star
Unter Runzellidern! —
Du Alte, du Ekke, was trifft
Aus dem zahnlosen Munde
Dein Hauch mich wie Gift!
Wie von belferndem Hunde
Im Ohrgang braut
Und braust mir dein Schnaufen;
Ich fühl's mir die Haut

Mit Frost überlaufen.
Mir lähmt dein Gesicht
Wie einem Todfranken
Das Herz und zerbricht
Im Kopf die Gedanken —
Hinaus!
Ich will doch sehen,
Wer Herr ist im Haus!
Ich will —

Da zergehen,
Zerfließen in nichts
Die Züge des garstigen Angesichts,
Und in himmlischer Pracht
Umfängt mich die Macht
Einer Woge belebenden Sonnenlichts.

Wilhelm Jensen.

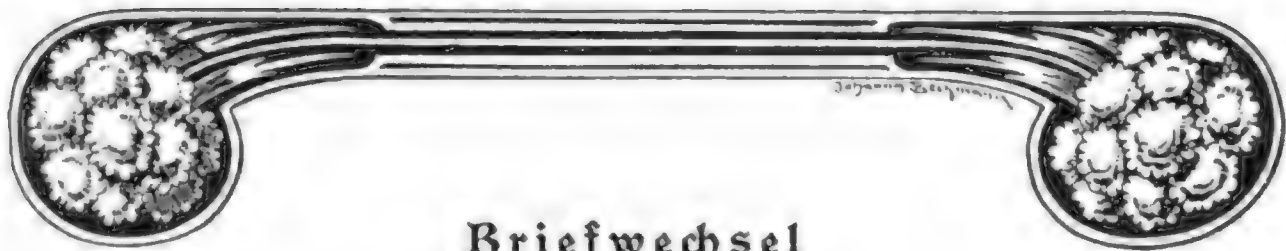












Briefwechsel

zwischen

Gustav Freytag und Eduard Devrient

Herausgegeben

von

Hans Devrient

III.

(Nachdruck ist untersagt.)

Devrient an Freytag.

30/6 60. Rippoldsau im Schwarzwald.

Hierher habe ich Reißaus nehmen müssen vor den nicht endenden Geschäfts- und Arbeitsverfolgungen, die mich schon um die Hälfte meiner Ferien gebracht hatten. Hierher hatte ich mir Ihre Fabier mitgenommen, um das Stück abermals, im Vergleich mit der Dresdner Einrichtung, durchzuarbeiten. Nun habe ich mich zwei Regentage hindurch damit beschäftigt, keine jezt das Gedicht fast auswendig, und wieder hat es mir imponirt und mich neu angezogen. Da ich vor meiner Abreise mit unserm Dekorateur ins Reine gekommen bin, das hauptsächlichste schon aufgestellt, das neu zu fertigende angeordnet hatte, so konnte ich nun meine Scenirung gleich skizziren und auch den Text damit ausgleichen. Ich habe noch hie und da gefürzt, manches von den Dresdner Strichen aber nicht annehmen können. Es giebt keine absolute Art zu kürzen, sie muß sich nach der jeweiligen Fähigkeit der Darsteller richten, ich habe die unsrigen im Sinn gehabt und mit ihnen alle Rollen durchgespielt. Leider sind zwei neue Mitglieder für Coniul und Icilius dabei. Wir müssen eben tüchtig arbeiten. In der praktischen Behandlung der Chorstellen ist von der Dresdner Einrichtung Einiges richtig, aber habituell darf es nicht werden: daß die Chorstellen erst von einem Sprecher vorgelegt und vom Chor wiederholt werden. Es ist das sicherste Verfahren, das ist bekannt, aber die faulen Verse können auch selbststän-

dig eintreten und müssen es, wo der Chorausdruck unmittelbar und leidenschaftlich sein soll. Einige der schönsten Wirkungen im IV. Akt haben sie sich nicht zugetraut und die Chorstellen einem einzelnen Schauspieler gegeben. Das ist nicht übel, so kann man sich auch in Kyritz helfen. Sie und da habe ich mir erlaubt ein Wort zu ändern, nur um in des Schauspielers Munde und für das Ohr des Theaterzuhörers die Verständlichkeit des Sinnes zu sichern.

d. 1. July.

Es regnet wieder und so habe ich Zeit gehabt das Stück, wie ich es jezt für unsre Aufführung ausgeputzt habe, den Versen nach durchzuzählen. — — — Die Summe geht wenig über 2440 Verse, das ist unter der Normalzahl, die jedem Akte im Durchschnitt 500 Verse giebt. Da ich nun keine 100 Verse neuerdings — gegen die Dresdner Einrichtung — unterdrückt habe, so kann die Zeitdauer der dortigen Vorstellung von 3 1/2 Stunde nur durch die Dauer der Zwischenacte erklärt werden. Wir wollen diese Dehnung zu vermeiden trachten.

Nun bitte ich Sie nur wiederholt um einen Vers für Marcus S. 186 zum Abgange, womit er sein Leben abschließt.¹ Die Scenirung des Schlußes vom Stücke habe ich mir folgendermaßen gedacht:

¹ Freytag schickte mit dem nächsten Brief die später auch in die Neuauflage aufgenommenen Verse (S. 273, B. 5 und 6): Horch! | Die Toten rufen! | (Das Schwert ziehend:) Auf, ihr dunkeln Schatten! | Ein Feldherr naht, rüstet euch zum Empfang! (stürzt ab).

Es folgt die energisch zusammengezogene Einrichtung der letzten vier Seiten. Sie wurde von Freitag vollständig und fast Wort für Wort aufgenommen für die Ausführungen. Auch in der späteren Fassung der Gesammelten Werke (III, S. 273 bis 276) ist einzelnes aus den scenischen Bemerkungen Devrients beibehalten. Der Schwerpunkt der Änderungsvorschläge Devrients lag auf der letzten Textseite. Die Briefstelle schließt:

Und nun etwa so: Consul (etwas aufgerichtet): Du lebst, mein Knabe. | Quintus (vor ihm auf einer tieferen Stufe kniend): Gaius schützte mich. | Consul: daß er das Blut der Fabier erhalten | dank ihm mit Deinem Leben wenn Du kannst. — | und weiter in einer Mahnung an den Knaben: wie er sein Leben und das Opfer des Stammes verstehen soll, eine Rede von wenigen Versen, des Sinnes wie Spurius Schlussrede. Der Consul könnte vor den letzten Worten sterben u. Spurius die Rede vollenden, so bekäme der Schluß vielleicht den besten Drucker. Ob Icilius stirbt oder nicht, braucht niemandem gesagt zu werden, ich meinestheils verhoffe seine Genesung, Ihre Cognose seines Zustandes mag anders stehn, der Vater fürchtet auch das Schlimmste, ich aber gebe nichts verloren, als die Todten. Ich denke mir das Vermählungsfest, wenn der arme Kerl wieder zusammen geflickt sein wird, sehr weisevoll für die Stadt aus, das geht ja den Autor gar nichts weiter an. Aber manche gute Seele wird meiner Einbildung folgen. — — —

Am 19. Juli 1860 dankte Freitag einwillen „für den hübschen und wohlwollenden Brief“ und empfahl dem Freund bei dieser Gelegenheit einen jungen Adelligen, der zur Bühne wollte: „Wenn Sie können, antworten Sie ihm in Ihrer wohlwollenden Weise. Es ist ja Ihr Beruf, Sämann zu sein, vielleicht ist sein Erdreich so, daß Sie ihm etwas Gutes zum Aufgehen bringen.“ Über einen Monat später erst kam die eingehende Beantwortung jenes Briefes. Und immer noch dauert der erhitzte Kampf beider um Leben oder Tod des guten Jungen Icilius.

Freitag an Devrient.

Mein lieber Freund!

Beifolgend das Versäumte, ich war in eine andre Arbeit eingesponnen. Habe nun weiter nichts gethan, als Ihre Remedur abgeschrieben. Wenn Sie die Stufen weglassen, wird der Kampf etwas zu lang werden. Zuletzt sehe ich, wie Sie mit systematischer Liebenswürdigkeit diesen Schlingel Icilius doch am Leben erhalten haben. Weil Sie's sind, muß ich ja wohl zugeben, aber Sie werden sehn, es wird dem verständigen Publico jetzt wieder nicht recht sein, daß die Sache zweifelhaft ist, und ein entschiedenes Wohlbefinden dieses kleinen Schurken wird doch auch Ihnen unmöglich erscheinen, nachdem er von seinem Mädchen so abschließend Abschied genommen. Ich fürchte dergleichen Theaterhelden ist schwerer wieder auf die Beine zu helfen, als einem wirklichen Soldaten, der bei Magenta seinen Hieb erhalten hatte. Und somit glückliche Fahrt und viel Glück.

Da ist nun diese Berliner Preisgeschichte. Sie verhindert mich, irgend etwas für die dortige Darstellung zu thun. Es ist mir ein demüthigendes Gefühl, als Concurrent um diesen Preis einzustudiren, Besuche zu machen, einen zweifelhaften Erfolg auf der Bühne und nachher die unter dem Summen des Publici möglicherweise mit allerhöchster Selbstüberwindung ertheilte Corona einzucassiren. Wie ich höre, ist Hüllens Theater in vollster Auflösung, der ehrliche Puttlik war dieser Tage hier und machte in seiner anspruchlosen Weise eine gräuliche Beschreibung. Nun steht es im Allgemeinen für den Verfasser so: er soll eine Vorstellung entweder vom ersten Anfange vorbereiten helfen, oder er soll sie gar nicht beeinflussen. Halbe Arbeit taugt nicht. Wäre die Preisgeschichte in Berlin nicht, ich wäre allerdings hingegangen, so lasse ich's ganz. Und ich wünsche, daß Sie damit einverstanden sein möchten.

Es wird an eine Veränderung in Berlin jetzt ernstlich gedacht, kein Mensch von denen, welche etwas zu sagen haben, versteht etwas davon oder hat ein inneres Interesse. Es ist Dingelstedt genannt worden, eine ganz schlechte Wahl. Nach meiner Meinung ist

nur Einer qualificirt und wenn Sieß nicht haben wollen, keiner. Und auch für Sie würde das ganz undisciplinirte insurgirende Personal keine leichte Arbeit sein. Ich möchte wohl wissen, ob Sie die Hand an diesen Pflug zu legen sich entschließen könnten, im Fall ein guter Geist Sie rief. — Wenn Sie diesen Herbst noch durch Gotha reisen, so wäre es doch sehr hübsch, wenn Sie mich vorher den Tag wissen ließen und einmal hier vorisprächen, das Handwerk zu begrüßen. Sie haben uns dies Frühjahr auf halbe Kost gesetzt.

Meine Frau empfiehlt sich mit mir Ihren Damen, Sie aber bitte ich hold zu bleiben
Ihrem getreuen Freytag.

Siebleben 30. August 60.

Wie Sie die correcte Zahl der Verse herausgebracht haben, darauf bin ich sehr neugierig.

Die Schillerpreissigung führte Devrient nach Berlin. Siebleben lag auf dem Wege.

Devrient an Freytag.

Karlsruhe 12/9 60.

Im Begriff abzureisen nur das Nöthigste! Dank bester Freund für die übersandten Aenderungen, ich habe am letzten Sonntag dem Personal die Fabier vorgelesen und ihnen einen grausamen Respekt davor eingestößt. Alles faßt sich zusammen zu einer ungewöhnlich ehrenvollen Arbeit. Die Konferenz ist gehalten über alle Benöthigungen, ein neuer Prospekt ist fertig, Aussicht auf Rom zum 1. Okt; freilich nicht so holzgedeckt und ruhig, als sie meinen, aber ich muß auf allgemeinen Gebrauch denken, wir können in Decorationen und Kostümen Mariolan und Fabier fast garnicht von Julius Cäsar und Vestalin und Titus unterscheiden.

Das eingerichtete Buch bringe ich Ihnen mit, wenn ich irgend die Zeit zu einem Besuche bei Ihnen abgeizen kann. Lassen Sie mich durch einige Zeilen wissen, ob ich Sie zu Haus finde? Der Brief trifft mich unter Adresse meines Sohnes Otto, der jetzt in Berlin am Hoftheater angestellt ist. — Auf den Verlauf unsrer Preisverhandlungen bin ich mehr neugierig als begierig. Man

war schon wieder nah daran, etwas recht Halbes und Blamables vorzunehmen. Immer das alte Hamlets Wesen: aus lauter Sucht nichts als das Vollkommenste zu thun, gar nichts oder recht Schöbigen zu Tage zu bringen. Nach den letzten Nachrichten scheint es doch gelungen diesen Vorichlag, der sich der Erfüllung von Gutzkow's Wünschen näherte, zu brechen. Ich habe mit vollen Backen in dies Kartenhaus geblasen, auch den ebenfalls etwas ziellos gesinnnten Gervinus auf meine Seite gebracht. Es ist ein Kreuz mit uns Deutschen, daß wir schlechterdings an dem Naheliegenden und Brauchbaren vorüber immer ins Unendliche hinausz wollen, je zielloser um so erhabener und begehrllicher. — Mündlich davon, wenn ich Sie sehen kann. Sind Sie nicht zur Zeit in Siebleben, oder muß ich vorüberreisen, so erhalten Sie das Buch durch die Post und einen Brief dazu. Vor allen Dingen richten Sie sich doch nur ein uns zur Aufführung der Fabier zu besuchen. Vorläufig ist die erste Vorstellung auf den 9. Oktober gestellt, wird aber wohl etwas gerückt werden. Die Journalisten wollen wir in die Nähe bringen und wenn Sie uns nur 8 Tage schenken, so werden Sie doch einen ungefähren Eindruck von unserem Treiben bekommen. Hoffentlich bespreche ich dies des Näheren mit Ihnen. Wir wollen nur trachten die Karlsruher Vorstellung der Berliner vorangehen zu lassen, Ihre Anwesenheit dabei würde der Sache auch Nachdruck und Glanz geben, haben wir dann hier die Wirkung festgestellt, so ist der Dresdener Eindruck überholt, und Berlin muß sich mehr zusammennehmen. Man ist jetzt in Berlin mit dem Kunstmeister¹ beschäftigt, und es wird sich daher die Aufführung der Fabier retardiren lassen.

Was die Angelegenheiten des Berliner Hoftheaters betrifft, so stehen sie freilich herzlich schlecht, aber es soll ja wohl so sein, und an den eigentlichen Schaden das Messer anzulegen, ist man sicherlich nicht gewillt. Das ganze Institut muß reorganisirt werden von oben bis unten, von außen und vornehmlich von innen. Das aber will ja

¹ „Der Kunstmeister von Nürnberg.“ Schauspiel in fünf Akten von Oskar Freiherrn von Redwitz.

der Hof garnicht. Der eigentlichen Bedeutung des Theaters, der Vernunft, Wahrheit und Rechtsschaffenheit der Sache geht man ja aus dem Wege und will es. Manschen will man mit dem Theater oder ein Schoßhündchen soll es sein, das man hätschelt und in die Ohren kneipt und mit den Füßen stößt, je nachdem einem der Kopf steht. Ein guter Geist, auf den Sie warten, wird nicht so leicht über die dortigen Zustände kommen. Dingelstedt möchte am Ende doch der rechte Mann sein, er wird einzelne curiose, lärmensmachende Dinge vornehmen, die dem Hofe als Verherrlichungen gelten werden, außerdem wird Alles herrlich beim Alten bleiben. Die Manscherei wird ihren Fortgang haben, der Intendant wird mitmanschen und sich und die ganze Wirtschaft ironisiren, im Uebrigen Orden und Würden und den Adel, den er dann endlich erlangen wird, mit guter Figur tragen. Dann wird man Hülßen zurückwünschen, der wenigstens ein ehrlicher Kerl ist, und dessen ganzer Fehler darin besteht, daß man ihn auf den Posten gestellt hat. — Ja, wäre das Alles total anders, wäre dort ein Sinn, wie ihn mein Großherzog — und hierin der einzige Fürst in Deutschland — treu ausharrend hegt, so wäre ich in meinem Alter noch Don Quixote genug, gegen die Riesen und Zwerge dort aufzustehen und würde mich nicht fürchten.

Auf hoffentliches Wiedersehen in Siebelen. Die angelegentlichsten Empfehlungen Ihrer verehrten Hausfrau

Eduard Debrient.

Freitag schrieb am 14. September 1860: „Ich werde, falls nicht unerwartete Abhaltung kommt, am 17ten auf den Bahnhof wandeln, Sie in Empfang zu nehmen. — Also ich hoffe auf gutes Wiedersehen. Was die [Schiller=]Preisvertheilung betrifft, so ist mir's zwar lieb, wenn ich den Betrag derselben erhalte, aber nicht leid, wenn ich ihn nicht erhalte. Sie selbst haben mir durch Ihre Theilnahme an dem Stück den Preis ertheilt.“ Die anderen Preisrichter kannte er gut genug, um ihre Stellungnahme zu seinem Gedicht vorher ahnen zu können. Debrient war schon am 12. nach Berlin gefahren. Am 14. hatte er, wie das Tagebuch erzählt, bei seinen Besuchen der anderen

Preisrichter (Intendant Hülßen, Gervinus, Gotha,¹ Voedh²) den nieder Schlagenden Eindruck: „Man wünscht sich mit Unentschiedenheit der Entscheidung zu ent schlagen.“ Am 16. war die Sitzung, von fünf bis acht Uhr. „Voedh war den Fabiern nach Kräften entgegen, — — — Mommsen, der allein zu mir im Urtheil über die Fabier steht, hatte sich davon gemacht nach München und ein schriftliches Botum eingesandt, das nur halb zu brauchen war. So hatte ich alle scharfgepißten Pfeile der ganzen Commission, die wahrhaft himmelverdunkelnd auf die Fabier abgeschossen wurden, mit meiner einzigen Brust aufzufangen und zu pariren. Ich setzte die Anerkennung der relativen Vorzüglichkeit der Fabier durch und bestand darauf, daß nur diese vom Statut gefordert werde und gefordert werden kann; man bestritt dies aber und bestand auf absoluter Trefflichkeit. — So wurde denn mit 9 gegen 7 erst entschieden, es sei kein Stück eigentlich des Preises würdig, und dieser sei auf den nächsten Termin zu verschieben; danach aber nahm Gervinus meinen Vorschlag auf, den ich nun nicht mehr bringen mochte, daß dem Ministerium anheimzugeben sei, wenn eine Verwendung des Preises ihr wünschenswerth sei, den Fabiern die 1000 Thaler, dem Testament³ die Medaille zuzuerkennen. So kam's im Umweg und Winkelzuge zum Resultat.“

„17. September. In Gotha verfehlte ich mich mit Freitag, ging hinter ihm her nach Siebeleben. Wir verlebten dann diesen Tag und die Hälfte des nächsten in lebhaftem Austausch der Gedanken. Ich referirte über die Preisvertheilung. Die Fabier wurden durchgenommen, andere neue dramatische Erzeugnisse, Allgemeines über dramatische Schöpfung und ihre Bedingungen. Zustand der Theater, des Berliner insbesondere. Freitag wird keine Intendanz annehmen; über seinen Eintritt in Staatsdienste sagte er mir frei[mütig] von bisherigen Angeboten und seinen Forderungen, er ist glücklich genug, sich nur da einspannen zu lassen, wo er mit allen und

¹ Heinrich Gust. Gotha (1802 bis 1873), Ästhetiker und Kunsthistoriker.

² Aug. Voedh (1785 bis 1867), der Alterthumsforscher und Philologe.

³ „Das Testament des Großen Kurfürsten“, Schauspiel von Gustav zu Putlig.

freien Kräften zu seiner Befriedigung wirken könnte. Er ist geneigt, zur Fabieraufführung zu uns zu kommen.

18. September. Regnerisch, so fuhr ich mit Freytag mittags nach Gotha, wir politisirten fort, bis der Zug mich mitnahm."

Am 1. Oktober 1860 fingen die Bühnenproben der Fabier an. „Ein schwer Stück Arbeit“ war zu bewältigen, bis das Römerstück „einigermassen eingefügt“ war. Als das Größte gethan war, wurde der Dichter zur Generalprobe und Erstaufführung eingeladen, auch an den Direktor des Berliner Schauspielhauses Düringer wurde die Anzeige geschickt. Zwischendurch beschäftigte Devrient der Schlußbericht über den Schillerpreis, und in seiner strengen Art machte er sich trotz seines tapferen Eintretens für die Krönung der Fabier doch Vorwürfe, „zu wenig vertheidigt zu haben“.

Donnerstag, den 11. Oktober 1860, war die Aufführung in Gegenwart des Dichters. Es wird nicht häufig vorkommen in der Theatergeschichte, daß ein so schwer zu gestaltendes und, wie der Dichter selbst gesteht, dem Bühnenton und -brauch so wenig mundgerechtes Drama mit solcher Liebe des Bühnenleiters einstudiert und so im Sinne des Dichters dargestellt worden ist, wie Eduard Devrient es hier dem Freunde zuliebe und aus wahrer ernster Überzeugung zur Bildung des deutschen Geschmacks geleistet hat. Das Personal ließ seinen Regisseur nicht im Stich, und Devrient konnte sich sagen: „Die Vorstellung gelang vollständig“ (Tgb.).

Den ganzen Tag der Aufführung waren die Freunde beisammen. Freytag war zu Devrient ins Haus gezogen. Schon beim Frühstück plauderten sie lange zusammen. Sie gingen ins Museum, die Tagesstunden zu verbringen. Am Abend saß Freytag mit in der Direktionsloge. Devrients Tagebuch betont wieder streng kleine Mängel in der Einzelleistung seiner Leute; Worte höherer Selbstbefriedigung über das Ganze gönnt er sich nicht.

Nach der Vorstellung waren die Schauspieler¹ noch bis nach Mitternacht bei De-

vrient mit dem Dichter zusammen. Zwei Tage blieb Freytag noch, sah am nächsten Abend Devrients „Verirrungen“, „die Vorstellung ging perfekt und flößte Freytag Respekt vor unserm Institute ein. Sonnabend, 13. Abschiedsstunden mit Freytag. Seine Geistesreise und Kenntniß der Dinge, sein sicheres Urtheil und gefälliges, männliches Betragen hat ihn uns sehr wert gemacht.“

Zur zweiten Aufführung kam Düringer von Berlin. „Die Vorstellung gelang wieder, Düringer imponirte sie außerordentlich, er verzweifelte sie in Berlin ebenso erreichen zu können.“ Der Großherzog war bei den ersten Aufführungen nicht in Karlsruhe, er ließ sich ausführlich vom Erfolg berichten. Im gebildeten Publikum hatte das Stück mächtig eingeschlagen. „Alle sind von der Vorstellung der ‚Fabier‘ erfüllt, und ich bemerke mit Freude, daß die Aufführung die Fehler des Stückes verhüllt, die Fülle der tragischen Geschehnisse eint sich sehr gut und klärt sich anschaulich.“ Mit einer gewissen Genugthuung konnte Devrient an den Vorsitzenden der Schillerpreiskommission Bericht erstatten. Devrients Briefe an Freytag aus dieser Zeit sind leider wiederum nicht vorhanden. Freytags Antworten lassen die Hauptsachen erkennen.

Freytag an Devrient.

Siebleben d. 16. Oktober 60.

Mein lieber Freund!

Diese Zeilen sollen nur brevi meine dankbaren Empfindungen darstellen. Ich gehe damit um, zum nächsten Jahr Ihnen und der stillen Gemeinde aufrichtiger Theaterfreunde eine Woche vorzuschlagen, wo mit Genehmigung des Großherzogs etwas öfters gespielt, und ein wohlwollendes zugereiftes Publicum durch andere Mustervorstellungen, als die unsrer Virtuosen, ergötzt werde.

Schneider; Quintus = Fr. Scheidt; Fabia = Frau Lange; Quintus Fabius = Mayerhofer; Numerius = Brulliot; Sergius = Krasel; Lucius = Morgenweg; Gaius = Eichrodt; Titus Virginius = Schönfeld; Sicanus = Hod; Vicinius = Schmid; Spurius Icilius = Lange; Gaius Icilius = Koberstein; Publius Panja = Mey; Aulus Annius = Konstantius; sein Weib = Fr. Kuhler; deren Sohn = Elise Schwarz; Sifenna = Feigel; Diener des Sicanus = Fischer; Larchno (Bejenter) = Oberhoffer.

¹ Besetzung der „Fabier“ am 11. Oktober 1860 (nach freundlicher Mitteilung des Herrn Dr. Eugenilian in Karlsruhe): Karso Fabius = Deeg; Marcus =

gut thun und Sie des Besuches bei uns gedenken. Meine angelegentlichsten Empfehlungen Ihrer verehrten Gattin.

Herzlichen Gruß von

Eduard Devrient.

Devrient an Freytag.

Karlsruhe 24/10 61.

Hier lieber Freund, der vierte Band meiner Kunstgeschichte. Er ist klein ausgefallen, weil ich mit der Arbeit nicht weiter vorgeückt war und es mir doch an der Zeit schien gerade diesen Zeitabschnitt jezt der Theaterwelt unter die Augen zu rücken, und weil der Stoff sich mit Immermanns Direktion so gut abschloß und rundete. Ich behalte mir vor Ergänzungen zu diesem Bande zu geben oder vielleicht besser zu hinterlassen.¹ Seit beinah zwei Jahren schon war das Bändchen druckfertig, ich habe Anstand genommen, den Vollblut-Intendanten den geschichtlichen Spiegel vorzuhalten, weil ich noch hoffte im Einverständnis mit ihnen für das deutsche Theater etwas wirken zu können: die Mißerfolge des Bühnenervereins haben diese Hoffnungen vernichtet, es kommt in unserm armen Vaterlande so bald nichts Gesundes zu Stande — und so muß man wenigstens rücksichtslos zu den Akten der Zeit geben, was dazu gehört.

Zu unsrer Gewerbeausstellung sind Sie richtig nicht gekommen und zu den Kunstausstellungen unsrer Bühne. Wir hatten ein stattliches Repertoire, und es ging Alles glücklich von Statten. Neuerdings ist uns die Maria Stuart in Schottland von Eschenbach² sehr gut gelungen. Ich sprach Ihnen in Siebeleben schon von dem neuen Dichter, der nun seit Jahr und Tag von allen Thüren abgewiesen worden ist. Vielleicht hilft unser Beispiel ihm auf.

Mein Sohn Otto, der nun doch in Leipzig geblieben ist, wird Ihnen wohl meine Sendung abliefern. Ich empfehle ihn Ihnen nicht besonders. Er hat eine poetische Alder und schriftstellerische Geschicklichkeit, vielleicht beachten Sie diese Seite an ihm. In seiner schauspielerischen Thätigkeit hat er sich jezt

¹ Der fünfte Band erschien 1874; ein sechster blieb ungedruckt.

² Vgl. darüber jezt Anton Bettelheim: „Marie von Ebner-Eschenbach.“ Berlin 1901. S. 48 ff. Devrients Briefwechsel mit Marie von Eschenbach blieb auf Wunsch der Dichterin noch unveröffentlicht.

in das charakteristische Fach geworfen, wozu er immer Neigung hatte. Ob auch Beruf? sehe ich nicht klar. Er ist jung und mag's versuchen. Er findet in L. wenigstens viel Beschäftigung, und Wirking scheint ihm wohlwollend und praktisch förderlich. Auch scheint der Regisseur Wohlstadt für Ordnung und pünktliche Arbeit zu sorgen. Otto gefällt sich in L. und so mag's gut sein. Nach einiger Zeit sagen Sie mir wohl einmal, wie sein Thun und Treiben Ihnen vorkommt.

Und nun, lieber Freund, lassen Sie mich einmal wieder hören, daß es Ihnen gut geht, daß Sie glücklich gearbeitet haben, vielleicht wieder an Dramatisches gedacht, und daß Sie und Ihre verehrte Gattin mir noch freundlich gesinnt sind.

Einen rechten Segen stiften Sie in meinem Hause, das muß ich Ihnen doch noch sagen. Meine arme Schwägerin¹ läßt sich „Soll u. Haben“ vorlesen, und es erfüllt ihr Marterleben mit dem frischesten Inhalte. Vielleicht ist das Buch noch nie so genau, lebendig und innig in allen kleinsten Einzelheiten verstanden und genossen worden. Ich empfangen täglich an diesem Krankenbette den kürzlich gelesenen Abschnitt in der wärmsten und lebensvollsten Reproduktion. Ich genieße das Buch nicht nur noch einmal, sondern ich gestehe, daß Vieles, was mir fremd und unheimlich geblieben, mir durch meiner Schwägerin Verständnis vertrauter aufgeht. Ich wollte, Sie könnten Ihr Buch aus dem Eindruck kennen lernen, den es auf solch ein sublimirtes Frauengemüth hervorbringt, das durch seine Vereinsamung so frei und rein in Empfänglichkeit und Antheil geworden ist.

Herzlichen Gruß von

Eduard Devrient.

Anfang Dezember 1861 kam das Widmungsexemplar der „Faber“.

Freytag an Devrient.

Leipzig 30. Nov. 1861.

Mein lieber Freund!

Nehmen Sie freundlich die Widmung der beifolgenden neuen Ausgabe² eines Stückes

¹ Eleonore Schlesinger, Thereses jüngere Schwester. Eduard Devrient hatte die seit ihrer Jugend schwer Leidende in sein Haus aufgenommen.

² Die zweite Auflage trägt die Widmung.

an, welchem Sie einen mehr als freundschaftlichen Antheil gegönnt haben. Es war ein lieber Wunsch von mir den ganzen Sommer hindurch, Ihren Namen auch vor dem Publicum damit in Verbindung zu bringen. Seit acht Wochen habe ich täglich auf die Vollendung des Druckes gehofft, erst jetzt hat die Buchbinderei Ihr Exemplar geliefert. Es ist ein kleines Zeichen der treuen Anhänglichkeit, welche ich gegen Sie empfinde.

In einigen Tagen erhalten Sie noch ein anderes Buch, dessen letzten Vogen ich heut revidirt habe. Und dies ist der erste Freundschaftsbrief, den ich seit Wochen schreibe. Möge das Buch mich bei Ihnen entschuldigen, daß ich bis jetzt auf Ihren lieben letzten Brief nicht geantwortet. Ich saß in Siebleben wie auf Kohlen, ich hatte die Verpflichtung übernommen, die Arbeit noch in alter Rechnung fertig zu machen, und hoffte auf die Zeit des Novembers, um wenigstens da nach Karlsruhe zu kommen. Es hat mich festgehalten bis jetzt. So ist mir die Hoffnung vereitelt, Sie zu sehen, und wenn nicht das Frühjahr hilft, werde ich Ihr Theater bis zum nächsten Herbst entbehren. Ich empfinde, daß dies ein Verlust ist. Ich bin, seit ich in Karlsruhe war, in kein Theater gekommen und weiß nicht mehr, wie es dort aussieht. Es ist mir das nicht gesund.

In diesem Winter soll mich Otto veranlassen, hier ab und zu etwas für meine Bildung zu thun. Ich werde ihn aussuchen, sobald ich meine Siebleber Sachen ausgepackt habe und ein wenig eingerichtet bin. Und ich freue mich darauf, den jungen Herrn diesen Winter hier zu haben.

Ihrer Gemahlin und Tochter bitte ich Sie die herzlichsten Empfehlungen auszusprechen.

Sein Sie so gütig, sagen Sie auch Langeß und den anderen Herrschaften Ihrer Bühne Artiges von mir. Für Lange sende ich Ihnen zu Weihnacht ein Ex. der Fabier, Sie sind dann wohl so gütig ihm das zu insinuiren.

Es wird mich freuen, wenn Ihnen die neue Ausgabe gefällt.

Leben Sie wohl, lieber Freund, bleiben Sie hold

Ihrem treuen Freytag.

Ihren 4ten Band habe ich gestern unter den Grenzboten=Büchern, die eingegangen sind, gefunden. Ich gehe sogleich an die Lectüre und werde ihn in 'den Grenzboten' besprechen.

Devrient an Freytag.

Karlsruhe 16/12 61.

Werther Freund!

Herzlichen Dank für Ihre Gabe und daß Sie meinen Namen durch die Widmung so geehrt haben, was Sie mir sonst noch verheißen, erfreut mich im Voraus; und daß Sie meinem Otto Theilnahme zuwenden, beruhigt mich. Ich hoffe er wird seine Scheu, lästig zu sein, Ihnen gegenüber etwas bei Seite setzen. Thue ich es doch auch heute, indem ich Ihren Rath in einer heiklichen Angelegenheit anspreche.

Lesen Sie doch erst die Einlagen, zwei Briefe von Gupkow, einer von mir.¹ — Nun geben Sie mir Rath, wie ich mich dieser Beschuldigung der Öffentlichkeit gegenüber am anständigsten verhalte. Kann ich mich schweigend dazu verhalten? — Das Liebste und Bequemste wäre es mir, aber darf ich mich so ruhig der Unwahrheit zeihen lassen? Wenn Sie glauben, daß ich etwas veröffentlichen müsse, soll es dann ganz kurz und nur das Nothwendigste sein? Gupkow verdiente eigentlich, daß man seine kindische Empfindlichkeit und seine Plunkeereien in ganzer Ausdehnung der Briefe preisgäbe, mich widert aber solche Veröffentlichung an.

Wenn ich aber doch etwas sagen soll, wo, in welcher Zeitung hat es zu geschehen? damit es den Gupkowschen Leserkreis trifft, einen anderen möchte ich mit der Sache nicht behelligen.

¹ „Grenzboten“ 1862, I, S. 67 bis 75, eine eingehende Besprechung, zugleich der Bedeutung von Devrients Karlsruher Wirken.

² Gupkow hatte in einer Besprechung des vierten Bandes der „Geschichte der deutschen Schauspielkunst“ in den „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ und gleichzeitig persönlich in einem Brief an Devrient (7. Dezember 1861) die Beschuldigung der Unrichtigkeit einer Anekdote (dieselbst Anm. zu S. 204) geäußert, die Devrient doch aus Gupkows eigenem Munde hatte. Gupkows erregte Briefe und Devrients ruhige Antwort lassen den Sachverhalt klarer erkennen, als hier des Raumes wegen auseinandergelegt werden kann.

soll uns Allen im Hause zu gut kommen, wir danken in pleno; nach dem Thee an stillen Abenden lesen wir daraus. Ihr Rath aber ist so köstlich als Freundesrath selten, denn er thut meinem Wunsch und meiner Neigung den größten Vorschub, während Freundesrath gewöhnlich gegen unsere Neigungen geht. Also schweigen darf ich und mich garnicht an Dr. Karl Gupkow kehren! Dieser Rath ist so trefflich, daß ich ihn auch in weitester Ausdehnung benutzen und nun garnicht einmal den prächtigen Privatbrief schreiben will, zu dem Sie mir das Schema geben; Sie stellen alle seine Folgen so köstlich lebensvoll dar, daß ich damit diese ganze Lebenserfahrung vorweg habe und sie mir und dem armen Schächer durchzuspielen erlassen kann. Herzlichen Dank!

Daß Ihnen Otto ernst erschienen, ist nur Eindruck bei Begegnung einer Respektsperson, er ist wesentlich Humorist in seinem Naturell, es wird Ihnen schon hervortreten. Lassen Sie sich doch allemännische, psalmsche und bairische Gedichte von ihm lesen.

Wie Sie nun nach Julian Schmidt's Trennung von den „Grenzboten“ damit zurecht kommen, wüßte ich gern, ich denke Sie mir ungern mit Zeitungsarbeiten überlastet, ich hoffe nun wieder auf ein Drama. Schmidt hat mir eine Menge Exemplare seiner neuen Zeitung zum Vertrieb hier gesandt, ich thue was ich kann, aber ich kann in solchem Betreff wenig.¹ Mir kommt der Ton des Blattes wenig insinuant vor. Und war denn ein Bedürfnis für noch eine Zeitung dieser Farbe in Berlin vorhanden?

Befolgen Sie denn unsre Landtagsverhandlungen? Unser ganzes Staatsleben ist, in dem hoffnungslosen Wirrsal der allgemeinen Zustände, wahrhaft erquickend und tröstend. Einen Fürsten zu sehen, der mit offenem Herzen sich den besten Köpfen seines Landes hingiebt und so edel, so menschlich vom Throne herab spricht und das Land, das einmal so ohne jegliches Mißtrauen, tapfer und besonnen, ohne alle Eiferung vorwärts gehen kann — ich bekenne, daß ich

es für einen großen Gewinn, ja für eine Extragnade halte, daß ich das Schauspiel noch am Ende meiner Tage so in der Nähe sehen und Theil daran nehmen kann. In einem Winkel Deutschlands also wird es doch bewiesen, daß der Fürst zum schönsten Glanze seiner Herrlichkeit an der Spitze seines Landes marschiren und ohne Schaden die nagelneuesten Ideen der Zeit auf seine Fahne schreiben kann. Was schreien denn die Legitimisten und Frommen über ihn? Er will ja eben den Thron wahrhaft und dauernd sicher stellen und will die Schrift erfüllen, die uns die Erziehung zum vollkommenen Mannesalter Christi, die Freiheit der Kinder Gottes verheißt. — Kurz, lieber Freund, man genießt hier wirklich politischen Wohlseins, das ist etwas in unserem armen Vaterlande.

Nun herzliches Lebewohl

Ihr Eduard Devrient.

Zu Weihnachten 1862 sandte Freytag seine „Technik des Dramas“ ohne begleitenden Brief. Am 27. Dezember dankte Devrient vorläufig „für die äußere Gabe des Buches, dessen Inhalt mir so ins Metier schlägt.“

Devrient an Freytag.

Daß ich Sie in Leipzig noch nicht traf und mehrmals mir das Schloß vor Ihrer Thür besah, war verdrießlich. Die Rückreise mußte ich über Bamberg und Würzburg nehmen, und nun ich Otto zu mir nehme,¹ da er uns gerade gut in die derzeitige Zusammensetzung unsres Personals paßt, werde ich wohl so bald nicht wieder nach Leipzig kommen. Nun setze ich umso mehr meine Hoffnung auf Ihren Besuch bei uns.

Wie gut unsere Kunstanstalt im Zuge ist, das hat mir neuerdings die Ehrenrettung von Heise's „Ludwig der Baier“ und Hiller's „Katakomben“ bewiesen, und nach einer noblen Darstellung der „Phädra“ die von „König Johann“. Es ist jetzt so viel Ton und Schick in der Art, wie unsre Kunstgenossenschaft die großen Arbeiten an-

¹ Tags zuvor hatte Devrient mehrere Exemplare an den Minister Roggenbach mit Empfehlung geschickt. Monatshefte, XCI. 543. — Dezember 1901.

¹ 1863 bis 1873 in Karlsruhe engagiert.

greift, daß es eine wahre Freude ist, mit solchen Kameraden zu arbeiten. Und das habe ich doch nur der zehnjährigen Beschäftigung mit den möglichst besten dichterischen Stoffen zu verdanken; am Shakespeare ist diese Genossenschaft so gewachsen, daß sie mit einer Arbeit, wie die Heyse'sche, leicht wie zur Erholung umgeht und sie hoch ausbringt. Wie stände es denn auch um die selbstständige Bedeutung der Schauspielkunst, wenn sie gar nichts weiter verstände, als die Trümpfe gewinnreich auszuspielen, die ihr der Dichter in die Hand steckt. Ihnen darf ich es wohl sagen, daß ich mit Befriedigung auf meine zehnjährige Arbeit hier zurücksehe —

Daß ich keinen Schauspieler für den Konfusius wieder bekommen kann, und darum die Fabier vom Repertoire bleiben, das ist mir ein großer Verdruß, mit Ludwigs Maffabären geht mir's ebenso aus Mangel einer Heldennutter. Das Heldengeschlecht scheint wirklich in Deutschland ausgestorben.

Im Ganzen geht hier unser Leben einen überaus behaglichen Gang in der staatlichen Entwicklung, und Sie glauben nicht, wie vorteilhaft das schon jetzt auf den Ton des geselligen Lebens gewirkt hat. Die Gesellschaft ist freilich auch an Kapacitäten bereichert worden, aber doch auch nur, weil sie seit zwei Jahren gern hergegangen sind. Alles regt und dehnt sich freier und selbstbewußter, wir sehen dem widrigen schmutzigen Strudel des großen politischen Stromes im Vaterlande vom sichern Ufer ruhig zu. Es ist ein Fehler, daß unsre Zustände nicht bekannter sind. Kommen Sie hübsch zu uns und sehen Sie sie in der Nähe an. Aber bringen Sie unsrer Bühne auch wieder etwas mit, oder machen Sie es hier, denn da draußen muß man wirklich vor Unmuth und Eifer zu keiner Sammlung mehr kommen können.

Leben Sie indessen so wohl Sie können, lieber Freund, empfehlen Sie mich Ihrer verehrten Gattin und wünschen Sie mir bald einige Muße, um Ihr Buch lesen zu können.

Ihr Eduard Devrient.

Die Beschäftigung mit dem Schillerpreis wurde für beide Freunde wieder er-

neut, als Freitag für 1863 in die Kommission berufen wurde, der auch Devrient wieder angehörte.¹

Devrient an Freitag.

Karlsruhe 31/12 62.

Lieber Freund Sie sollen auch zu der 1863er Kommission gehören, die sich abermals mit dem Preussischen Schillerpreise zu blamiren hat? Soeben erfahre ich es aus dem Ministerialschreiben, das mich auch wieder einlädt. Ich dachte sie hätten mich satt, nachdem ich Ihnen im September 60 so gründlich meine Meinung gesagt hatte. Nun hatte ich mir seitdem vorgenommen in keinem Fall eine Wiederberufung anzunehmen. Ihr Name auf der Liste macht mich schwankend. Sagen Sie mir, was Sie von der Sache halten; ob sie der Unterstützung werth sei und ob Sie sie der Sache leihen wollen; Ihr Beitritt könnte meinen Entschluß wankend machen. Man hat 1860 zu viel dummes und hochmüthig gelehrtes Wesen in der Kommission getrieben, dem müßte durch eine authentische Interpretation des § 6 des Statutes² ein Ziel gesetzt werden, sonst kommt man wieder nur zu dem, vor dem ganzen Auslande uns beschämenden Beschluß, daß in Deutschland nicht einmal alle drei Jahre ein einziges preiswürdiges Stück gemacht werde. Nachdem die Fabier nicht „in Gedanken und Form von dauerndem Werth“ erklärt worden sind, was für ein Stück soll denn aus der Periode 60, 61, 62 Gnade finden? Es ist genau so gekommen, wie ich den Herren vorausgesagt, man wird 1863 dem doppelten Preise gegenüber in verdreifachter Verlegenheit sein, was mit dem Preise anzufangen sei, und des Königs immerhin gute Absicht wird zum zweitenmale als eine verfehlte deklarirt sein. Was soll diesmal

¹ Auch die folgenden Briefe hierüber mögen als Ergänzung dienen zu Freytags Darstellung in den „Erinnerungen“ S. 198 f.

² § 6 lautet: „Zur Auswahl werden nur solche in deutscher Sprache verfaßte neue Originalwerke der dramatischen Litteratur zugelassen, welche durch eigenthümliche Erfindung und geübte Durchbildung in Gedanken und Form einen dauernden Wert haben. Dabei sind solche Werke besonders zu berücksichtigen, welche zur Aufführung auf der Bühne sich vorzugsweise eignen, ohne doch dem vorübergehenden Geschmack des Tages zu huldigen. Es gilt gleich, ob die Form eine metrische oder eine prosaische sei.“

gekrönt werden? Eins der Buttlig'schen Stücke? sie sind alle schwächer als das Testament des Kurfürsten war, und wirklich nicht preiswürdig. Hebbel's Niebelungen? Zu unorganisch, formlos und geschmacklos bei allen einzelnen Schönheiten. Heijse's „Ludwig der Bayer“ jedenfalls besser und werthvoller als die Buttliger, doch auch nicht bedeutend genug. Ich weiß nur „Maria in Schottland“ von Marie von Eschenbach vorzuschlagen. Was aber wird man daran alles zu mäkeln haben! Also wieder eine Impotenzerklärung unsrer dramatischen Literatur wird die Folge sein. Soll man nun dabei mitsprechen? Oder soll man darauf dringen, daß irgend ein Stück, das Beste der Vorhandenen, gekrönt werde? Dann muß der zweifelhafte § 6 geändert werden und dazu rathe ich unter allen Umständen, ja ich erachte es als die Bedingung, ohne welche man sich auf die Kommission garnicht einlassen kann. Der Streit über dauernden Werth oder nicht war so lächerlich und verdrießlich, daß man nicht wieder darauf eingehen kann; der ganze Ausdruck muß ausgemerzt werden. Wer kann im voraus dauernden Werth zuerkennen! „Eigen-

thümliche Erfindung und gediegene Durchbildung in Gedanken und Form, Bühnenwirksamkeit, ohne dem vorübergehenden Tagesgeschmack zu huldigen.“ — Dies sind genügende Bedingungen.

Nun lieber Freund, sagen Sie mir, ob Sie annehmen wollen und dann: ob Sie mit mir den Sturm auf § 6 unternehmen wollen. Schließlich erwarte ich auch dann kein ehrenhaftes Resultat der Preisurtheilung, wie ich vorher auseinandergesetzt habe. Was ist also anständigerweise zu thun? Sagen Sie mir Ihre Meinung, und sagen Sie sie möglichst bald, ich halte meine Entscheidung nach Ver in bis dahin zurück.

Von Ihrem Buche habe ich doch schon die Zueignung¹ gelesen, die mir über die Maaßen gefallen hat.

Für heut freundlichen Gruß

Eduard Devrient.

¹ „Die Technik des Dramas“ ist dem Grafen v. v. d. Hoffen gewidmet in persönlicher und allgemeiner Dankbarkeit. Freytag beruft sich an einer Stelle dieser Widmung auf die Erfahrungen des „treuen Bundesgenossen, der in Karlsruhe mit unermüdlicher Sorgfalt unbrauchbare Stücke beurtheilt“, und weist damit auf den Zusammenhang hin, in dem seine Arbeit mit Eduard Devrient's Wirken für die Technik des Dramas steht.

(Schluß folgt.)





(Nachdruck ist untersagt.)

Die alte Frau Dorothee Scheufelin wohnte, seit die Leute der kleinen Stadt dachten, in dem schmalen hochgiebeligen Haus am alten Markt.

Sie war in jungen Tagen auch einmal verheiratet gewesen. Mit einem Ratschreiber, einem blonden, schüchternen Menschen, dessen sich ältere Bewohner noch entsannen. Der Herr Ratschreiber Nikodemus Scheufelin war die gute Stunde selbst gewesen. Er hatte das Glück seiner Ehe nicht viel länger genossen als ein Jahr. Lästerzungen behaupteten, sein böses Weib habe ihn so frühzeitig unter die Erde gebracht.

Frau Dorothee besaß in der ganzen Stadt keine Freunde. Sie verkehrte auch mit niemandem. Selten, daß sie auf der Gasse zu sehen war. Seit Jahren kam es wohl nicht mehr vor, daß ein Mensch an die Thür ihres Hauses pochte, daß sie von dem Ratschreiber jelig geerbt hatte. Selbst Bettler und Handwerksburschen gingen ihren Vorüber. Denn es war noch nie erlebt worden, daß die Frau Dorothee einem Armen etwas geschenkt hätte. Ihr Geiz galt als sprichwörtlich, wie man sich denn auch von beträchtlichen Schätzen erzählte, die sie im Laufe der Jahre in ihren Stuben und Kammern aufgespeichert hatte.

Niemand erhielt in diese jemals Zutritt. Nicht einmal der Pfarrer. Der schon gar nicht. Denn die alte Frau war nicht fromm. Sie haßte alles, was nach der Kirche roch. Vor Jahren hatte sie zum Entsetzen des ganzen Städtleins dem Wefner, der auf der Sammlung zu einer neuen Kanzel auch an ihre Thür pochte, unter Reifen und Schelten ein Schaff Wasser aus der Viebelstube auf den Kopf gegossen. Da habe er was für

die Kanzel. Und wenn er etwa nicht gütig getauft sei, wolle sie das auch besorgt haben.

Es gab daher nicht wenige Leute, die sich vor dem Haus der Frau Dorothee Scheufelin bekreuzigten wie vor dem bösen Feind.

Den Verkehr mit der Außenwelt hielt die Brigitt aufrecht, die schon seit den Zeiten des seligen Herrn Ratschreibers es als Magd bei der schlimmen Sieben ausgehalten hatte. Sie mochte noch einige Jahre mehr zählen als ihre Herrin.

Wenn man die Brigitt auf der Straße sah, konnte man in Versuchung kommen, ihr einen Groschen zu schenken. So ärmlich war sie beisammen. Für den targen Thaler Monatslohn konnte sie sich freilich nicht austaffieren. Dabei munkelte man noch, daß die sparsame Frau Dorothee ihrer Magd abgelegte Kleider, Schuhe und Schürzen für teures Geld verkaufte und so einen Teil des bezahlten Lohnes wieder einheimste.

Viele schüttelten die Köpfe und konnten es nicht begreifen, warum die Brigitt bei der Frau blieb. Mit der Zeit war es ein öffentliches Geheimnis, daß die alte Magd, eine einfältige fromme Seele, es sich in den Sinn gesetzt hatte, ihre glaubenslose Herrin durch eifriges Dulden und Beten zu bekehren. Sie ließ alles über sich ergehen, um eine Seele für den Himmel zu retten. Sie war rührend in ihrem Aposteltum. Im Lauf der Jahre hatten sich jedoch die Leute daran gewöhnt und fanden das Schicksal der Brigitt selbstverständlich.

Im Inneren des alten Hauses der Frau Scheufelin war es düster und ungastlich. Niedere Stuben mit dunkelbraunem Gefäsel, wo tiefe Schatten in allen Ecken lauerten und die Sonne nur mit schüchternen Strah-

len durch die staubigen Scheiben der weit ausladenden Erker schien. Ein gewölbter finsterner Flur, in dem die Schritte der beiden einsamen Bewohnerinnen wiederhallten. Die enge und steile hölzerne Stiege schien jedesmal knarrend und krachend eine eigene Geschichte erzählen zu wollen, so oft die alte Frau oder ihre Magd die Stufen auf und ab kletterten.

Es gab ein Allerheiligstes in dem alten Giebelhaus. Da hinein hatte selbst die Briggitt selten ihren Fuß setzen dürfen. Das war eine enge Kammer neben der Wohnstube. Ein sonnenloses dumpfes Gemach, dessen einziges Fenster auf einen dämmerigen Lichtschacht führte.

Die ganze Einrichtung bestand aus einem gebrechlichen Spinett, einem gepolsterten wackligen Lehnstuhl davor und einem riesigen doppelthürigen Schrank, der fast die ganze eine Längswand der Kammer einnahm.

Dieser Schrank war das Geheimnis der Frau Dorothee Scheufelin. Ihn hütete sie wie der Drache in der Sage die Schatztruhen voll edlen Geschmeides. Er enthielt das ganze Besitzthum der Frau Dorothee an kostbaren Gewändern, Schmuck, Gold und Silber, Dukaten und harten Thalern.

Ein Altertümshändler hätte schon an dem Äußeren des Schrankes seine helle Freude gehabt. Er war mit kunstvollen Malereien verziert. Verschiedene Jagdszenen fanden sich auf den einzelnen Thürfeldern dargestellt. Muntere Jäger bliesen in das Horn. Schöne Damen tummelten ihre weißen Zelter. Jagdburschen zogen über beschneite Felder auf zierlichen Schlitten reiche Beute. Tapfere Weidmänner kämpften mit wilden Ebern. Tollkühne Schützen erklimmen schroffe Felsen, um der flüchtigen Gemse nachzuspüren.

Die alte Magd erinnerte sich nur einer einzigen barmherzigen That aus dem Leben ihrer Herrin. Vor vielen Jahren einmal, als armen Nachbarsleuten das siebente Kind geboren wurde, ließ ihnen Frau Dorothee Scheufelin ihre eigene Tauffertze. Eine schwere mehrgestaltige Kerze aus seinem Wachs mit vielen farbigen Zieraten und reichem Goldschmuck. Nicht ohne nachträglichen Arg zu schelten, als ihr zu viel von dem Wachse bei der heiligen Handlung verbraucht schien.

Seit diesem Tag hatte sich das Herz der Frau Scheufelin wieder ganz geschlossen, als wäre diese eine Regung des Mitleids wie eine unzeitige Blume des Frühlinges emporgesproßt, um unter dem kalten Schauer der ersten darauffolgenden Nacht zu erfrieren.

So waren die Jahre verstrichen, kaum beachtet und kaum gezählt. Die Herrin und die Magd waren nebeneinander alt und zitterig geworden, ohne es selbst so recht zu merken. Die eine im Banne ihres Geizes, die andere in der kindlich frommen Sehnsucht, eine verlorene Seele für das ewige Leben zu retten.

Es war im Advent. Ein harter Winter lag über der Erde. Draußen auf den Feldern tiefe gleichförmige Schneemassen. In den Straßen der Stadt knirschte die hartgefrorene Decke unter den Füßen. Auf den Dächern und Giebeln schwere Lasten. An den Gesimsen und Erfern hohe weiße Polster. Auf dem krausen Schnörkelwerk der alten Patricier-Häuser kleine und immer kleinere endlose Pösterchen, wie frisch gerüttelte Daunenbetten, blühweiße Ruhelissen und neckische Schlafmützen eines Zwergvolkes.

An einem Sonntagnachmittag humpelte die Briggitt heim von der Kirche. Sie trug große, ausgetretene Filzschuhe, die sie erst wenige Tage vorher ihrer Herrin abgekauft hatte, an den Füßen. Ein dünnes Tuch umhüllte die Schultern der Magd. Es froh sie in dem kalten Dezemberwind, der durch die Gassen pfiff. Endlich war sie zu Hause. Der Schlüssel knarrte in der Thüre. Die Stiege ächzte unter ihren Tritten. Sie kam in die Wohnstube.

Es war fast dunkel. Die Thüre zur Kammer stand offen. Sie konnte ihre Herrin nicht entdecken. Sie rief. Niemand antwortete.

Da schlich sie furchtjam in die Kammer. Beide Thürflügel des alten Schrankes waren aufgerissen. Viele von den Kleinodien, die er geborgen, lagen auf dem Boden verstreut.

Wieder rief die Magd den Namen ihrer Herrin, ohne eine Antwort zu erhalten. Ein Grauen erfaßte sie. Sie eilte aus der Kammer und machte Licht.

Was sie jetzt sah, machte sie im ersten Augenblick erstarren. Das Licht zitterte heftig in ihrer Hand und drohte zu erlöschen.

Frau Dorothee Scheufelin kauerte im Schrank, die Füße auf den Boden gestreckt, mit dem Oberkörper zurückgesunken, mitten unter ihren Schätzen. Ihre Fäuste umklammerten frampfhaft einen halb geöffneten Lederbeutel voll goldener Münzen. Die Augen stierten erloschen und glanzlos in das Leere.

Die Magd versuchte ihre Herrin mit einem Ausruf des Schreckens aufzurichten. Der leblose Körper lag wie Blei in ihren Armen. Frau Dorothee war tot. Ihre Seele stand vor dem ewigen Richter.

Und so gestorben ... so gestorben ohne geistlichen Beistand, ohne Verzeihung der Sünden, Ablass und Wegzehrung! So gestorben, mitten unter den Zeugen ihrer Habsucht! — schluchzte es wie eine jähe, schreckliche Erkenntnis in der Magd auf. Und die Brigitt hatte doch jahrelang gehofft und geduldet, gebetet und gedarbt um dieser einen Seele willen, die ihr jetzt unvermutet entflohen war. Entflohen zur Verdammnis. So gestorben ... so gestorben ...

Wie betäubt wandte die alte Magd wieder aus dem Haus und rief Leute. Zum erstenmal seit vielen Jahren fremde Stimmen, fremde Schritte im Flur, auf der Stiege und in den Stuben.

Dann kamen die Herren vom Gericht und verschlossen und versiegelten alles. Frau Dorothee Scheufelin hatte noch irgendwo entfernte Verwandte. Die trafen auch pünktlich ein. Wenige Tage nach dem Begräbnis. Das Gericht sprach ihnen die Erbschaft zu, und sie trugen Hab und Gut aus dem Haus.

Nur in der Kammer noch stand das Spinett, der Lehnstuhl und der alte Schrank, mit weit offenen Thüren, leer, ausgeräumt. Er hatte keine Geheimnisse mehr zu verbergen. Alle Stuben leer. Die Bilder von den Wänden. Die Tische, Stühle und Betten fortgetragen. Nicht einmal das elende Lager der alten Magd hatten sie zurückgelassen. Den kunstvoll bemalten Schrank und das Spinett hatte ein Altertumsfreund aus der Stadt gekauft, der Lehnstuhl ging daren. Der Käufer wollte sein Besitzum morgen abholen lassen.

Um die Brigitt hatte sich niemand gekümmert. Sie blieb unbeachtet in dem verlassenen Haus zurück, als die anderen gingen.

Es war spät am Nachmittag. Trüb schaute das dämmerige Licht des herannahenden frühen Abends durch die Scheiben der Wohnstube. In der Kammer war es fast dunkel.

Die Magd saß auf dem Lehnstuhl, vergrub ihr Gesicht in beide Hände und weinte. Nun war sie ärmer als je zuvor. Nun hatte sie auch ihr letztes Heim verloren und trotz aller Mühsal und aller Entsagung das nicht erreicht, wonach sie sich die langen Jahre gesehnt. Ihre Herrin war dahingegangen, unbekehrt und ungebeßert. Kein Licht würde ihr leuchten in der Ewigkeit, keine Freude ihr zu teil werden und kein Gebet ihr helfen. Ihr ganzes Leben erschien der alten Magd inhaltslos und leer, denn es war ja der Zweck dieses Lebens verfehlt.

Das grämte sie tausendmal mehr als die Sorge um ihre Zukunft. So gestorben ... so gestorben ... weinte sie leise vor sich hin. Und wenn nun Gott die Seele ihrer Herrin von der treuen Magd verlangen würde, was sollte sie zur Rechtfertigung sagen? — Auch dieser stumme Vorwurf quälte sie. Alle Mühsal umsonst, alle Last, alles Elend ...

Es war ganz dunkel geworden. Da horchte die Magd plötzlich auf. Zuerst leise und doch deutlich vernehmbar, dann immer mehr zu mächtigen Tonwellen anschwellend, drang eine vertraute Melodie an ihr Ohr. Halb Orgelspiel, halb Gesang, wie sie es in der heiligen Adventzeit jeden Morgen in der Kirche hörte ... *Rorate coeli Dominum — tauet Himmel den Gerechten* ...

Der ergreifende Choral kam aus dem alten gebrechlichen Spinett, als ob unsichtbare Hände die Tasten meisterten. Zusammenschauernd und in seligem Staunen hob die Magd ihr Gesicht. Da erstahlte um sie die enge Kammer in einem überirdischen Glanze. Mitten in dieser Lichtflut trat aus dem offenen Schrank langsam und feierlich die hoch gewachsene Gestalt eines Mannes, der ein schlichtes härenes Gewand trug, auf welches das Haupthaar in reicher Fülle niederwallte. Ein leicht gelockter Bart umrahmte die Gesichtszüge der Erscheinung.

Lautlos schritt der Mann gegen die alte Magd, die bebend auf ihre Kniee sank. Mit beiden Händen umfaßt trug der Fremde eine schwere brennende Taufscherze, von der das überirdische Licht auszugehen schien.

Er hielt die Kerze über das Haupt der Magd, neigte sich leise zu ihr nieder und sprach mit milder Stimme die Worte: „Selig sind die Betrübten; denn sie werden getröstet werden.“

„Amen,“ flüsterte die Magd.

„Kennst du mich, Brigitt?“ fragte der Mann mit der Taufkerze.

„Ich erkenne dich, mein Heiland und Richter!“ sagte die alte Brigitt und beugte sich noch tiefer gegen den Boden.

„Steh auf und schau mir ins Antlitz!“ befahl ihr der Herr.

Da erhob sie sich zitternd und sprach wie einer inneren Eingebung folgend die Worte des Psalmes: „Herr, lasse dein Antlitz leuchten über mir.“

„Und weißt du es, Brigitt,“ fuhr die Erscheinung fort, „daß ich ein allbarmherziger Richter bin?“

„Ich weiß es, Herr!“ antwortete die Magd.

„Warum zweifelst du dann an mir, Kleinmütige?“ fragte der Herr.

Zwei dicke Thränen rannen der alten Magd über die Wangen. Sie hob die Hände flehend und bat: „Allbarmherziger, lasse sie nicht verloren gehen in Ewigkeit!“

Und er sprach: „Was ihr dem geringsten eurer Brüder gethan, das habt ihr mir gethan. Von dem verzeichnet steht im Buche des Himmels auch nur das kleinste gute Werk, der wird nicht verloren gehen in Ewigkeit.“

Dabei hob der Herr die Taufkerze der Frau Dorothee Scheufelin empor wie zum Segen. Immer blendender wurde der Schein der Flamme. Die alte Magd aber hatte ihren Richter verstanden.

Der Herr ging aus der Kammer durch die Stube, immer die Taufkerze in beiden Händen tragend, als wollte er ein Heiligtum sorgsam behüten. Und wo er ging, wurde es licht in dem düsteren Haus. So licht, wie es drinnen nie gewesen war, auch an dem hellsten Sommertag nicht.

Die alte Magd aber folgte hinter ihm und betete laut und inbrünstig, wie sie vor wenigen Tagen gebetet hatte, als sie Frau Dorothee zu Grabe trugen: „Herr, gib ihr

die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihr! Herr, lasse sie ruhen im Frieden! Amen.“

Von der Kerze tropfte das Wachs auf die Dielen des Fußbodens. Hinter dem großen gelben Kachelofen der Wohnstube erhob sich, ohne von der alten Brigitt gesehen zu werden, eine fahle kauernde Gestalt, die deutlich die Züge der verstorbenen Frau Dorothee hatte.

Sie schlürfte unhörbar hinter dem Herrn, der ihre Taufkerze trug, bückte sich unermüdlich nach dem Boden und war eifrig bestrebt, das wegträufelnde Wachs von den Dielen zu kratzen und zu kleinen Klümpchen in ihrer Hand zu sammeln.

Als der Herr ihr Beginnen sah, lächelte er auf seinem Wege. Die Ruhelose aber blieb ihm ängstlich an den Fersen und spähte mit nimmer rastendem Geiz nach jedem fallenden Tropfen. Schon hatte sie die halbe Hand voll.

Die einzelnen Tropfen nahmen sich in dem hellen Lichtschein aus wie lauter kostbare Perlen. Da ging ein zufriedenes Lächeln über das von tiefen Schatten durchfurchte Gesicht der toten Frau Scheufelin. Fast dankbar sah sie nach dem Träger ihrer Taufkerze, der also gewöhnliches Wachs verwandeln konnte. Und sie freute sich jetzt des tropfenden Wachses und las es bis zum Hausflur von den Stufen der Stiege auf. Dann setzte sie sich auf die letzte Stufe und begann ihren Schatz zu zählen.

Mitten in dem Flur, der mit seiner Wölbung von dem Licht der Kerze wiederstrahlte wie ein Festsaal, neigte sich der Herr noch einmal gegen die alte Magd und sprach: „Selig sind, die eines reinen Herzens sind, denn sie werden Gott anschauen.“ Dann verschwand es vor den Augen der Magd allmählich, wie eine Sonne hinter die Berge sinkt. Endlich stand sie ganz allein in dem dunklen Flur.

Es schauderte sie. Eilig tastete sie nach der Thür und trat ins Freie.

Da schlich die Brigitt langsam in ihren Filzshuhen durch die spärlich erleuchteten nebeligen Gassen, bis sie zum Altweiberpittel kam.

Dort zog sie schüchtern die Glocke.



nur wie eine andere Form des königlichen Domainialbesitzes; mit dem spanischen Kirchenvermögen schaltet Karl V., ja selbst Philipp II. in viel größerer Freiheit als je ein deutscher König mit dem Reichskirchengut.

Die räumliche Entfernung und das Bewußtsein der eigenen Macht und der Verdienste ist es, was die spanische Kirche und die ganze spanische Nation so unabhängig von Rom gemacht hat, und Rom war klug genug, diesen Verhältnissen Rechnung zu tragen: in Fällen, wo Gregor VII. und seine Nachfolger in Deutschland mit Bann und Interdikt dreinfahren, schreiben sie nach Spanien sanft abmahnende Briefe. Über den Verdacht der Ketzerei ist der stolze Hidalgo erhaben, dem die Forderungen reinen Glaubens und reinen Blutes in eins zusammenfallen. Aber mag er, der typische Vertreter des hochgemuten und hochmütigen, des schwärmerischen und spitzfindigen Volkes, sich auch in Zeichen äußerer Devotion gegen das Papsttum erschöpfen, er würde demselben Papsttum und seinen Kurialen doch nicht die geringste von den reichen spanischen Füründen gönnen, über die die Könige ausschließlich nach politischen Erwägungen verfügen. Nirgends während des Mittelalters ist das Papsttum mehr geehrt worden als in Spanien, und nirgends hat es weniger zu sagen gehabt als in diesem klassischen Lande des Staatskirchentums.

Und gerade aus diesem Lande sollte der römischen Kirche ihr Retter erstehen, der wie Franz von Assisi ihren sinkenden Bau mit seinen Schultern erhoben hat. Der dies vollbrachte, war der Vaske Ignaz Recalde de Loyola.*

Ignaz' Jugend (er wurde zwischen 1491 und 1495 geboren) fällt in die große Zeit Spaniens, da das katholische Königspaar durch die Mauerbreche in das schimmernde Granada eintritt, in das letzte Bollwerk des Islams auf der Halbinsel, da Ferdinand von Aragon zum erstenmal über die natürlichen Grenzen der spanischen Macht hinausgriff und seine rotgelben Banner jenseits der Pyrenäen fliegen ließ, und da Columbus vor Isabella von Kastilien die Reichthümer

einer neuen Welt ausbreitete, die langsam aus dem westlichen Ocean emporstieg.

Abkunft, Erziehung und Neigung wiesen Ignaz die Wege der Konquistadoren oder der großen Kapitäne, die in der lombardischen Ebene Karls V. Schlachten schlugen — da zerschmetterte eine Stüklugel aus den französischen Schanzen vor Pampelona dem etwa achtundzwanzigjährigen Offizier Karls V. das Bein und setzte dessen militärischer Laufbahn ein Ende (1521).

Auf dem Krankenlager im väterlichen Schloß zu Loyola sind es die Leben der Heiligen, die Ignaz die Zeit verkürzen und seiner nimmer rastenden Phantasie eine neue Richtung geben. Die farbenprächtigen Bilder des Amadis de Gaule, den er früher mit Begier verschlungen, verblassen ihm vor den Gestalten der Wunderthäter und Bekenner, die immer lebensvoller aus dem Goldgrund der Legende heraustreten. Denkt er an Rittertum und Frauendienst, so mahnt ihn alsbald sein zerschossenes Bein an die freudlose Zukunft des Krüppels; stellt er sich aber vor, wie er trotzdem daselbe, ja größeres vollbringen könnte als Franz von Assisi und San Domingo, wie er sie in Werken der Selbstaufopferung, der Abtötung noch übertreffen könnte, so zieht Frieden und Ruhe in seine Seele ein; und der Stärke seines Willens gewiß nimmt er sich vor, künftig nur solchen Vorstellungen Raum zu geben, die Frieden bringen, und jene abzuweisen, die nur flüchtig erregen und mit Trauer abschließen.

Vom Krankenlager erhebt sich Ignaz mit dem Vorsatz, der Welt zu entsagen wie Franz von Assisi, die heiligen Stätten zu besuchen und dann ein armes Leben zu führen, dem Wohle der Mitmenschen geweiht. Noch in den ritterlichen Waffen, den einen Fuß im Stiefel, den anderen im weichen Schuh, verläßt er das Haus, seine Absicht in dunkler Rätseltrede verschleiend. Ein maurischer Ritter, einer von den Neubefehrten, der den frommen Gruß des Wallers mit einer Verhöhnung der heiligen Jungfrau erwidert, droht die Vorsätze Ignaz' zum Wanken zu bringen; schon legt er die Lanze gegen den Spötter ein — doch im letzten Augenblick beherrscht er sich und läßt den Ungläubigen ziehen, er selber aber setzt

* Vergl. Ignatius von Loyola und die Gegenreformation von Eberhard Gotheim. (Halle, 1895.)

seinen Weg nach dem Monserrat, dem heiligen Berg Cataloniens, fort. Hier hängt er am Marienaltar seine Waffen auf und hält bei ihnen die Nacht über Wache; so weiht er sich zum Ritter der Jungfrau. Am anderen Morgen vertauscht er die ritterliche Kleidung mit dem Bettlergewand und pocht an die Pforte des Dominikanerloklers von Manresa.

In der Einsamkeit von Manresa, ganz auf sich selbst gestellt, muß Ignigo oder, wie er sich fortan nennt, Ignatius den Kampf mit seinem früheren Leben kämpfen. Die vorige Zuversicht ist bald dahin: je mehr er sich in sich selbst vertieft, desto größer erscheint ihm seiner Sünden Last; je peinlicher er in der Gewissensforschung wird, desto mehr verzweifelt er an seiner Seele Heil. Nicht geistlicher Zuspruch, nicht die härteste Askese vermag Beruhigung zu geben, und der Ekel vor dem bisherigen Weltleben steigert sich in Ignatius bis zum Wunsch der Selbstvernichtung. — Die inneren Erlebnisse Luthers im Augustinerkonvent zu Erfurt bieten die Parallele und zugleich das Gegenstück zu diesen Seelenkämpfen; denn anders wie der deutsche Mönch hat der spanische Ritter die Meisterschaft über sich zurückgewonnen: in einem Augenblick der Erleuchtung entschließt sich Ignatius, einen Strich unter sein bisheriges Leben zu machen und auch in Gedanken nicht mehr darauf zurückzukommen; mit diesem Willensakt steht ihm fest, daß Gott ihm verziehen habe. — Und dann kommt der Umschlag: dieselben Reflexionen, die ihn bisher gequält, erfüllen ihn jetzt mit Bounne und Seligkeit. Überdenkt er abends nochmals seine Gedanken, so überkommen ihn so hohe Erleuchtungen und Tröstungen, daß er darob des Schlafes vergißt. Aber weil diese beseligenden Gedanken sich nicht disciplinieren lassen, weil sie den regelmäßigen Lebens- und Gedankengang stören, den er sich vorgenommen hat, weist er auch sie zurück.

Diese seelischen Erlebnisse zu Manresa liegen den vielberufenen *Exercitia spiritualia*, jenen geistlichen Übungen zu Grunde, denen sich jeder unterziehen muß, der sich später unter Ignatius' geistliche Leitung begiebt. Er, der einmal die seine Bemerkung gemacht hat, daß sich im Leben des Ordensstifters das

Wesen seines Ordens vorbildlich darstelle, hat von Anfang gefordert, daß jeder, der sich ihm anschließt, den gleichen Weg wie er selber zurücklege, dieselben seelischen Zustände, nur willkürlich und in vorgezeichneter Reihenfolge in sich hervorrufe, die der Meister zu Manresa erlitten — aber nicht, um bei ihnen zu verweilen, sondern um sie zu überwinden, dadurch zu lernen, der unregelmelten Affekte Herr zu werden und also gestählt gegen die Leidenschaft zum thätigen Leben zurückzukehren; „denn der muß tief in die Abgründe steigen, der sich einst zur Höhe schwingen will.“

Die *Exercitia spiritualia* sind eine Kunstlehre, die unregelmelten Affekte aufzuheben, indem sie mit bewußter Absichtlichkeit hervorgerufen und ebenso willkürlich abgeschlossen werden. Wie der von Ignatius gewählte Name schon andeutet, werden Grundsätze der militärischen Ausbildung von dem ehemaligen Offizier auf das seelische Leben übertragen. Die Frucht der *Exercitia* ist Abtötung der Leidenschaft und Schulung des Willens, d. i. Anerziehung jener Eigenschaften, die früh schon an den Jesuiten auffielen. Wie sich auf dieser Grundlage ein wohl abgestuftes System geistlicher Übungen ausgebildet hat, ist hier nicht näher auszuführen.

Von Manresa macht sich Ignatius auf, seinem ersten Vorsatz getreu, um die Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande anzutreten: von ihr kehrte er 1523 in seine spanische Heimat zurück.

Noch war Ignatius nichts als ein frommer Schwärmer, nur einer von den vielen, die auf anderen Wegen, als die Kirche empfiehlt, das Heil suchten, auf Wegen freilich, die ebenso bald zur Heiligkeit wie zur Ketzerie führen können. Den scharfen Augen der spanischen Inquisition ist die markante Gestalt des hageren Basten keineswegs entgangen, der in einem Kreis frommer Frauen zu Barcelona für seine *Exercitia* Propaganda machte; sie bemerkte auch seinen Verkehr mit den spanischen Mystikern, den *Alumbrados*, die Intellekt und Willen opfern, um durch das Gebet der Seele, durch den Zustand vollkommener Gelassenheit, in dem der Mensch der Welt erstirbt, zur Vereinigung mit dem Göttlichen, zur höchsten Vollendung

zu gelangen. Ignatius hat dieser Richtung — von einer Sekte wird man kaum reden können — nie eigentlich angehört, aber er hat ihre Bestrebungen gekannt und im Grunde in seinen Exercitia etwas Verwandtes zu erreichen gesucht: durch Bekämpfung der Affekte den Zustand der Gelassenheit herbeizuführen, in dem die Stimme des göttlichen Willens desto deutlicher vernommen, die Gabe des Rats, das *don de consejo*, desto leichter empfangen werden kann.

Mehr als einmal hat darum Ignatius in die Kerker der Inquisition wandern müssen, und wenn er sich auch gewandt und erfolgreich zu verteidigen verstand, ihm haften doch fortan der schlimmste Makel an, der den echten Spanier treffen kann: in der Reinheit seines Glaubens nicht ganz untadelig erfunden worden zu sein.

So war an eine Wirksamkeit in der Heimat nicht weiter zu denken, und Ignatius entschloß sich im Jahre 1528, Barcelona mit Paris zu vertauschen. Auf die Jahre des Sturmes und Dranges folgen die Lehr- und Wanderjahre. Zwar hatte Ignatius schon zu Barcelona begonnen, die Lücken seines sehr unvollkommenen Wissens auszufüllen; der Dreißigjährige hatte sich neben die Anaben auf die Schulbank gesetzt, um die Anfangsgründe des Latein zu erlernen, auch die Universität Alcalá hatte er besucht; trotzdem durchlief Ignatius auf der Sorbonne als Angehöriger desselben Collège de St. Barbe, das auch Calvin beherbergt hatte, noch einmal den ganzen von der scholastischen Pädagogik vorgezeichneten Studiengang von dessen unterster Stufe bis zu den theologischen Wissenschaften. Der unmittelbare Erfolg dieses Bemühens war nicht allzu groß; Ignatius hat öfter gellagt, daß ihm die philosophischen Spitzfindigkeiten nicht in den Kopf wollten, auch als Theologe hat er sich zeitlebens nicht ausgezeichnet; aber er gewann durch diese Studien und durch die Priesterweihe endlich die Legitimation, sich um das Seelenheil anderer bekümmern zu dürfen.

Neben den Studien betrieb Ignatius eifrig die Propaganda für seine geistlichen Übungen, besonders unter seinen Landsleuten, die gleich ihm in Paris studierten. Wieder erregte er das Mißfallen und das

Mißtrauen, diesmal der akademischen Behörden, die sich mehr denn je als die berufenen Hüter der reinen Lehre fühlten, nicht nur gegenüber der aus Deutschland eindringenden neuen Lehre, sondern auch gegenüber jenem wissenschaftlichen Rationalismus, dessen Vater Erasmus war.

Hier in Paris wird Ignatius wohl zuerst nähere Kunde von jenen neuen Strömungen in Glauben und Wissenschaft geworden sein, die trotz aller Hemmungen sich eben damals von Tag zu Tag mehr über Frankreich ergossen. Wir haben keinen Anlaß zu bezweifeln, daß Ignatius schon damals mit den starresten Vertretern der alten Richtung in der Beurteilung der Neuerungen im Herzen einig war; aber der Gedanke, selbst das erkorene Werkzeug zur Bekämpfung der Ketzerei zu sein, ist dem alten Studenten damals wohl ebenso fern geblieben wie dessen Freunden, die er vermöge seines Geschickes, auf jedes einzelnen Eigenart einzugehen, an sich zu fesseln verstand, die er in seine geistlichen Übungen eingeweiht und für den Plan begeistert hatte, mit ihm nach Palästina zu pilgern und dort unter den Ungläubigen das Christentum zu verbreiten.

Das war der wesentliche Inhalt des Gelübdes, das er mit seinen Freunden am 15. August 1534 in der Marienkirche auf dem Montmartre vor Paris ablegte. Doch damals schon sah der vorausschauende Ignatius auch die Möglichkeit ins Auge, daß äußere Umstände den frommen Vorsatz hindern könnten; in diesem Fall gedachte er sich und die Seinen dem Papst zur unbedingten Verfügung zu stellen. — Man hat jenen Tag als den Gründungstag des Jesuitenordens bezeichnet, aber kaum mit Recht; denn noch unterschied sich diese Vereinigung, die weder ein erklärtes Oberhaupt noch feste Satzungen besaß, äußerlich nicht von einer frommen Bruderschaft.

1535 verlassen Ignaz und seine Freunde Paris. Vor der Trennung wird verabredet, nach Ablauf eines Jahres in Venedig zusammenzutreffen und von dort aus die Überfahrt nach dem heiligen Land zu unternehmen. Ignaz kehrt nach seiner baskischen Heimat zurück und erschließt sich in der Nachbarschaft seines Stammschlosses, zu Azpeitia, das erste Versuchsfeld, mit öffentlicher Kir-

chenlehre und Straßenpredigt, mit Armen- und Krankenpflege und mit Bekämpfung öffentlicher Laster praktisches Christentum zu üben. Als er nach einem halben Jahre den Wanderstab weiter setzt, kann er hier bereits eine Bruderschaft zurücklassen, die in seinem Sinn weiter wirken will, den ersten Ansat zu den späteren Sodalitäten.

In Venedig treffen sich im Sommer 1536 die Gefährten. Ein Teil von ihnen hatte Deutschland durchwandert und dabei mit eigenen Augen den Abfall von der römischen Kirche beobachtet. Ihnen wird Ignatius wohl die erste genaue Kunde von den deutschen Zuständen verdankt haben, vielleicht auch die Kenntnis einiger Schriften Luthers. So mag in ihm jetzt zuerst der Gedanke geweckt worden sein, daß sich ihm dort jenseits der Alpen eine Stätte viel größerer Wirksamkeit aufthue als im fernen Palästina, zu dem noch dazu der eben entbrennende Krieg zwischen der Signorie Venedig und dem Großherrscher den Zugang wehrte.

Ein volles Jahr aber harret Ignatius aus, bis er endgültig den Plan der Pilgerreise aufgibt; nun aber tritt der Beisatz zum Gelübde in Wirksamkeit, sich dem Papst zur Verfügung zu stellen zur Ausbreitung des rechten Glaubens und zum Heil des Nächsten.

Dieses Jahr des Zuwartens ist für Ignatius und die Seinen in noch weit höherem Sinne Lehrjahr geworden als selbst die Pariser Studienjahre. Indem er sich in der Lagunenstadt und auf der Terra Firma in Spitälern, Armenhäusern und auf der Straße nützlich zu machen bemühte, lernte er einerseits alle jene Mißstände kennen, durch die der italienische Klerus so viel an Achtung verloren hatte, durch die die Laienwelt für alle religiösen und kirchlichen Fragen so gleichgültig geworden war, erfuhr er andererseits von den Bestrebungen einzelner Männer, diesem Übel entgegenzuwirken, die kirchliche Zucht, die Bildung des unwissenden Klerus zu heben, aber auch Schulen für die verwahrloste Jugend zu gründen und die Sittlichkeit zu fördern.

In solchem Sinn wirkte eben damals Giberti, jetzt der glaubenseifrige Bischof von Verona, einst der allmächtige Günstling Clemens' VII.; in diesem Sinne wirkte der

Gründer der Kongregation von Comasca, der fromme Laie Hieronimo Miani, der die Kinder auf der Straße aufsaß und mit Christentum und Arbeit bekannt machte; in diesem Sinn wirkte vor allem die Gründung der beiden Freunde, Cajetan von Thiene und Pietro Caraffa, der Theatinerorden, eine Vereinigung von Weltgeistlichen höherer Bildung, die durch Wort und Beispiel namentlich auf den Weltklerus einwirken und die legerischen Neigungen bekämpfen wollten, die unter Klerus und Volk gleichmäßig verbreitet waren.

Die Theatiner stellten sich Aufgaben, wie sie ähnlich, wenn auch noch in unbestimmten Umrissen, Ignatius sich gestellt hatte; aber schon jetzt fühlte er, daß er im Stande sei mehr und Besseres zu leisten als dieser aristokratische Orden, der auf ein Wirken ins Breite verzichtete, und lehnte darum die Einladung Caraffas ab, mit den Seinen in den Orden einzutreten, nicht ohne daß er sich dadurch die Feindschaft des stolzen und leidenschaftlichen Neapolitaners zugezogen hätte. Immerhin ist die Kenntnis von den Zielen und der Organisation des Theatinerordens Ignatius bei der Gründung seines Ordens wertvoll geworden; denn jetzt entschloß er sich, der von ihm gegründeten Genossenschaft Form und Norm zu geben und für sie die Sanktion des heiligen Stuhls zu gewinnen, um dem Verdacht legerischer Neigungen zu entgehen, der sich schon wieder, diesmal nicht ohne Caraffas Rathun, an seine Fersen heftete.

Bedeutung schien es Ignatius, für den neuen Orden einen Namen zu finden, der ihn von den älteren unterscheide und den festen Zusammenhalt der durch das Band des strengsten Gehorsams verknüpften Ordensmitglieder in kennzeichnender Weise ausdrücke. Nach langem Nachsinnen entschied er sich für den Namen „compañia de Gesù“, lateinisch „societas Jesu“, was nicht völlig entsprechend mit „Gesellschaft Jesu“ übersetzt wird. Der Ordensgründer hat den Namen in militärischem Sinne gemeint; er sah in sich und den Seinen die Soldaten des Zähnleins, dessen Feldhauptmann Christus ist; den abkürzenden Namen „Jesuiten“, der den Zeitgenossen zunächst wie eine Überhebung über die anderen Orden erschien, die sich

nach ihren Gründern nannten, haben Ignatius und die Seinen stets abgelehnt.

Zu Ostern 1538 stellte sich Ignatius mit zweien seiner Begleiter dem Papst Paul III. Jarneje vor, der mit dem Scharfblick des Weltmanns und Politikers die Brauchbarkeit der neuen Männer erkannte und seine schützende Hand über sie hielt, wenn der alte Argwohn und die in Rom wohl begreifliche Abneigung gegen die Spanier rege wurde. Hier in Rom, auf „der Bühne dieser Welt“, begann Ignatius' Thätigkeit ins Weite zu greifen; hierher zog er nach und nach seine ersten Anhänger und bildete mit ihnen die Verfassung des Jesuitenordens aus, für die er 1539 die Genehmigung des Papstes erlangte.

* *

Vielseitig gestaltet sich seitdem die Thätigkeit des neuen Ordens, dessen Stifter die Seinen anwies, allen alles zu sein. Die Jesuiten fassen an allen wichtigen Kulturstätten der Halbinsel Fuß, sie gewinnen die Gunst der fürstlichen Familien, sie beleben die römische Inquisition und erteilen dem religiösen Leben Italiens neue Antriebe. Des Beichtstuhls bemächtigen sie sich wie der Kanzel; besonders der lange vernachlässigten Predigt haben Ignatius und die Seinen von Anfang an die größte Aufmerksamkeit zugewendet. Er selbst hat einmal fünfundvierzig Tage nacheinander gepredigt; die improvisierte Straßenpredigt galt ihm nicht nur als ein wichtiges Mittel, um auf das Volk zu wirken, sie war ihm auch ein wertvolles Erziehungsmittel bei der Heranbildung seiner Novizen. Die Predigt sollte sich aber im wesentlichen nur auf zwei Themata beschränken: auf das Lob der Tugend und auf die Verurteilung des Lasters; die Kritik der bestehenden kirchlichen Einrichtungen und die Erörterung streitiger dogmatischer Fragen war unterlag. Ignatius hatte verstanden, daß nichts der alten Kirche so sehr Abbruch gethan, nichts die Reher mehr ermutigt hatte als jene wohlgemeinten Reformruse, die aus den eigenen Reihen der römischen Kirche erschollen waren.

Die Beichtpraxis, auf das subtilste ausgebildet, hat den Jesuiten gleichfalls zu man-

chen Erfolgen geholfen, ihnen aber auch manche üble Nachrede zugezogen. Hier vor allem hatte der Jesuit die Vorschrift seines Meisters zu erfüllen, einen jeden nach seinen besonderen Anlagen und Verhältnissen zu beurteilen. — Die Ausbildung dieser Fähigkeit ist in den Augen des jüngsten Biographen des Ignatius eines der Hauptverdienste des Ordens, aber Goethe erinnert zugleich daran, wie eben hierin die Gegner seit Pascal die Ursünde des Jesuitismus gesehen haben. Mehr aber noch liegt sie in der künstelnden Spitzfindigkeit der Kasuistik, in der Unsicherheit des Moralsystems, in dem die Willensabsicht gegenüber den Mitteln, die zur Erreichung des Zweckes dienen, übermäßig betont wird, überhaupt in der Stellung des Ignatius zum Problem der Sünde und Rechtfertigung. Aber das bekannte Wort von dem Zweck, der die Mittel heiligt, ist von Ignatius nie gesprochen worden, dem Frivolität nicht zugemessen werden darf, hat er auch einmal nicht verschmäht, seine Überlegenheit im Billardspiel zu verwerten, um dem Partner die Teilnahme an den geistlichen Übungen abzugewinnen.

Das Amt fürstlicher Beichtväter und Gewissensräte hat die Jesuiten in dauernde Verbindung mit der hohen Politik gebracht, wenn auch wenigstens anfangs aus dem Orden heraus mancher Widerspruch dagegen laut geworden ist. Daß sich der Orden mit der Zeit auf rein weltlichem Gebiet zur Geltung brachte, hat wirklich immer wieder den Haß gegen ihn geschürt. Die Thatfache an sich ist nicht so ungeheuerlich; auch die alten Orden hatten Zeiten großer politischer Wirksamkeit, man denke an die Cluniacenser. Freilich haben die Jesuiten sich weit länger als die anderen in dieser Machtsstellung behauptet — ein Verdienst ihrer Organisation.

Die Verfassung des Ordens ist seiner Aufgabe angepaßt: dem thätigen Dienst für die Mitmenschen. Der Jesuit dient vorzugsweise Zwecken, die außerhalb seiner selbst liegen; das unterscheidet ihn von den alten Orden. Ignatius verzichtete auf manche Äußerlichkeit: auf das gemeinsame Ordenskleid, auf das Chorgebet; auch die Übungen der Askese empfahl er nicht allzu sehr, verbot sie sogar unter Umständen: solch einen Hungerkünstler im Collegium Romanum ließ

er des Nachts aus dem Bette holen und hielt ihn zur Strafe des Ungehorsams an, eine tüchtige Portion Fleisch zu verzehren. Dagegen wollte Ignatius in Hinsicht des Armutsgelübdes wenn möglich noch über die Bettelorden hinausgehen. Freilich verstand er die Armut anders als die Minoriten des vierzehnten Jahrhunderts: nicht als absolute Besitzlosigkeit, die selbst von der Kutte nur den Nießbrauch haben will, sondern als vollkommene Gleichgültigkeit gegen die Freude am Besitz. Nur die Professoren, die vollberechtigten Mitglieder des Ordens, nahmen das Armutsgelübde auf sich, die unteren Stufen, die Koadjutoren und Scholaren durften Eigentum besitzen; nur die Professhäuser waren ohne eigenes Einkommen und auf milde Gaben angewiesen, die Kollegienhäuser, die Pflanzschulen des Ordens, sollten so reich als möglich ausgestattet werden. Für sie feste Stiftungen zu gewinnen, war Ignatius eine ungemein wichtige Sache. Der Erfolg war, daß der neue Orden die alten alsbald an Güterbesitz übertraf; aber auch hier haben es die Jesuiten nicht anders gehalten oder sich anderer Mittel bedient als die übrigen geistlichen Körperschaften.

Für die Zwecke des Ordens war nicht jeder geeignet, der sich darbot; nach strengen Grundsätzen wurde die Auswahl getroffen; wenn die anderen Orden mit dem Neß ausgingen, fischte Ignatius mit der Angel. Wer zugelassen wird, hat sich einer methodischen Erziehung zu unterwerfen: im Probationshaus wird zugleich mit den geistlichen Übungen das Studium der Selbstbeherrschung, die Einübung des vollkommenen Gehorsams betrieben, auf welchem die ganze Ordensverfassung beruht; darauf wird im Kollegium die wissenschaftliche Ausbildung gewährt. Strenge wird auf Gleichmäßigkeit gehalten; nach Ignatius' Sinn hätten Methode und Ergebnis der Erziehung in Köln und Goa dieselben sein sollen; darum auch die Verwischung der nationalen Eigenart bei den Ordensmitgliedern, darum die häufigen Verlegungen von einem Kollegium ins andere, darum die Errichtung einer Centralanstalt für das gesamte Erziehungswesen des Ordens: das Collegium Romanum. — Dem Lehrer muß das Seelenleben

des Schülers offen liegen wie ein aufgeschlagenes Buch; nicht nur jede Sünde, auch jeder Tugendanstreiß, jede Reflexion muß zu seiner Kenntnis kommen. Beim Eintritt in den Orden hat der Novize zunächst eine Generalbeichte abzulegen; häufig wird die Beichte wiederholt; dazu kommt noch das System der Denunziationen und Visitationen. Aber auch der General, den sonst in seiner absoluten Gewalt über die Ordensangehörigen weder die Assistenten noch die Generalkongregation wesentlich stören, unterliegt der Beaufsichtigung: der Orden setzt ihm seinen Beichtvater.

Es ist ein schlagfertiges Fähnlein, das also discipliniert sich dem Papst zur unbedingten Verfügung stellt, jeder einzelne in jedem Augenblick bereit, jeden Auftrag zu übernehmen. Und zur straffen Centralisation, die trotz der Zwischenstufen der Rektoren, Superioren und Provinzialen alle Macht in der Hand des Generals vereint, kommt noch die Ausstattung jedes einzelnen mit den neuesten und wirksamsten Waffen, wie sie die humanistischen Wissenschaften darboten. Dem ungelehrten Soldaten, der sich in vorgerückten Jahren auf die Schulbank gesetzt hatte, wohnte die deutlichste Einsicht von der Macht und dem Werte des Wissens inne. Religion und Wissenschaft stehen ihm fast gleich. „Beschäftigung mit den Wissenschaften, wenn sie mit dem reinen Streben eines Gottesdienstes getrieben wird, ist gerade darum, weil sie den ganzen Menschen erfaßt, nicht weniger, sondern noch mehr Gott wohlgefällig als Übungen der Buße.“ — Deutlicher und früher als einer hatte Ignatius erkannt, was dem leeren Schiff der Kirche not thue: eine wissenschaftliche Theologie, die das mittelalterliche System der Kirche vom Boden des neuen Humanismus verteidige.

So wird der Unterricht das wichtigste Gebiet der vielgestaltigen Thätigkeit des Ordens. In den ersten Jahren hatte Ignatius nur daran gedacht, daß die Seinen, wenn sie das Land durchziehen, in Verbindung mit der Predigt eine Kinderlehre halten sollten; noch unter seinen Augen aber ist seine Gründung zu einem Schulorden erwachsen, der sich in seinen Kollegienhäusern nicht nur selber den Nachwuchs erzog, sondern in Bethätigung der Caritas auch

Außenstehenden Unterricht und Erziehung gewährte, in zeitgemäßer Form und, was nicht minder bedeutungsvoll war, unentgeltlich. Für einen großen Teil Deutschlands wenigstens waren die Jesuiten nicht nur die besten, sondern überhaupt die einzigen Lehrer, die zu erreichen waren. Es hat zeitweilig der ganzen Fähigkeit des Ignatius bedurft, um zu verhüten, daß seine besten Kräfte an den Lehrstühlen der katholischen Universitäten festgelegt würden.

Als die Männer, die allein dem fortschreitenden Verfall des kirchlichen Lebens und der Unbildung des Klerus entgegenwirken und ein neues Geschlecht geschulter Krieger der streitenden Kirche heranziehen konnten, haben die Jesuiten die Gunst der katholischen Fürsten weit mehr gewonnen als durch ihre Beichtpraxis und durch ihre Geschmeidigkeit, die den Gegnern so gefährlich erschien. Als Schulorden hat der Jesuitenorden in Deutschland die Gegenreformation und in der Folge die Romanisierung der kirchlichen Kultur in den katholischen Teilen Deutschlands einleiten können.

Aber auch an Widerstand hat es nicht gefehlt. Kaum war der Orden zu Macht und Einfluß gekommen, so erwuchsen ihm aus den Reihen des Klerus selber zahlreiche Gegner. Zu ihnen gesellten sich bald die Universitäten, voran die theologischen Fakultäten, deren Professoren in den fremden Vätern ihre Erben ahnten. Schon 1554 fällt die Sorbonne über die Gründung ihres Jünglings das Urtheil: sie entziehe der ordentlichen Geistlichkeit den Gehorsam, der geistlichen und weltlichen Obrigkeit deren Rechte, den Unterthanen werde sie eine Last sein; darum sei sie im Punkt des Glaubens gesährlich, eine Störerin des kirchlichen Friedens, eine Umwälzerin des Mönchsseins und überhaupt mehr zur Zerstörung als zur Erbauung geeignet. Nicht immer haben die Fürsten und Obrigkeiten, die meist selber die Jesuiten herbeigerufen hatten, solchen Vorstellungen der Gegner ihr Ohr verschlossen. Hansen hat an der Geschichte der Ordensniederlassung in Köln gezeigt, wie schwer den Jesuiten die ersten Schritte auf dem fremden Boden Deutschlands geworden sind.

Von den Männern, die an Ignatius' Seite wirkten, sind die bedeutendsten Franz Xavier

und Peter Canisius. Xavier, aus einer der vornehmsten Familien Spaniens, ist wohl die anziehendste Persönlichkeit unter den Ordensmitgliedern. Er war der geborene Organisationsmann, beherrschte zwölf Sprachen und verstand noch vielseitiger als sein Meister unter Soldaten Soldat, unter Kaufleuten Kaufmann zu sein; gleich angesehen bei Juden und Heiden, war er weitherzig in allen Außerlichkeiten, doch streng in der Einheit des Dogmas; aus demselben Holz wie die großen Konquistadoren ist Xavier die Heldengestalt des Ordens. Doch dem stillen bescheidenen Niederländer aus Nymwegen war der dauerhaftere Erfolg beschieden. Canisius vor allem hat der römischen Kirche das katholische Deutschland erhalten. Unermüdlich reiste er hin und her, verhandelte mit Fürsten und Räten, gründete Collegien, beaufsichtigte die Ordensanstalten als Superior von Oberdeutschland und fand noch Zeit zu einer weitreichenden literarischen Thätigkeit, die er völlig praktisch in den Dienst des Unterrichts stellte.

Verdienste anderer Art um die römische Kirche haben sich die Theologen des Ordens erworben, voran Salmeron und Lainez, die Vertreter erst des Ordens, dann des Papstes beim Tridentiner Konzil. Lainez hat dort die Theorie von der Unfehlbarkeit des Papstes in Glaubenssachen entwickelt, er hat die Zugeständnisse an die Protestanten, zu denen die Kurie vom Kaiser und von katholischen Fürsten gedrängt wurde, zum größten Teil hintertrieben und die geplante Reform der Kirche an Haupt und Gliedern vereiteln geholfen. Wenn das Tridentinum nach manchen Wechselfällen mit dem Sieg des Papsttums schloß, so durfte sich Lainez dies zum guten Teil als sein Verdienst zurechnen. In Trient wurden dem Lehrgebäude der römischen Kirche neue Grundlagen gegeben, hier wurde die Gegenreformation in ihren Hauptzügen festgestellt — an beiden haben Ignatius' Jünger hervorragenden Anteil gehabt.

*

*

□

Ignatius' äußeres Leben verläuft fortan ohne wesentliche Störungen. Den hinfälligen Körper hält zähe Willenskraft zusammen: viele Wochen oft flieht ihn der Schlaf. In

den langen Nächten arbeitet er mit seinem Sekretär Polanco, demselben, dem wir die zuverlässigsten Nachrichten über die Anfänge des Ordens verdanken, geht die Berichte durch, die täglich aus allen Weltgegenden einlaufen, und erledigt die Tausende von Anfragen, Wünschen, Zweifeln; denn auch den geringsten Faden seines Gewebes will er in der Hand behalten. Nur selten mehr läßt er sich sehen, höchstens wenn er auf seinem Maultier nach dem Vatikan oder zu einem Kardinal reitet, immer mehr zieht er sich von seinen Genossen, auch den älteren, zurück; je mehr er über sie herrscht, desto weniger lebt er mit ihnen; schon liebt er es, sich in den Schleier des Geheimnisses zu hüllen. Empfängt er aber einmal Gäste, dann entfaltet er die sichere Gewandtheit des Hidalgo. Er wußte anregend zu unterhalten und jedermann, auch den Gegner, mit einem gütigen Wort zu entlassen. An Schwärmern, die ihn langweilten, rächte er sich, indem er geschickt das Gespräch auf den Tod und die letzten Dinge brachte, worauf der lästige Besuch sich meist schleunig empfahl.

Der Lieblingsgedanke seiner letzten Jahre ist die Gründung des Collegium Germanicum; denn in der Bekämpfung der deutschen Ketzerei sah er je länger je mehr die eigentliche Bestimmung seines Ordens. Die Stiftung, für die er Päpste, Kardinäle und Fürsten unaufhörlich in Kontribution setzte, nahm begabte Jünglinge aus allen Diözesen Deutschlands auf und erzog sie fernab von jeder ketzerischen Einwirkung im Sinne des strengsten Romanismus, um sie dann als zuverlässige Stützen des alten Glaubens zur Befestigung der Schwankenden und zur Wiederbringung der Abgefallenen nach der Heimat zurückzusenden, zugleich mit der frohen Aussicht auf reiche Pründen und glänzende Laufbahn. Der Ausführung des Vorhabens haben sich aber manche Hindernisse in den Weg gestellt. Es fehlte nicht so sehr an den notwendigen Mitteln wie an tauglichen Leuten; in den fünfziger Jahren des sechzehnten Jahrhunderts war es schwer, in Deutschland junge Leute von solchen Anlagen zu finden, wie Ignatius sie forderte. Dann kam der Rückschlag, als des Generals alter Gegner Caraffa als Paul V. den päpstlichen Stuhl bestieg. Des neuen Papstes glühenden Haß

gegen alle Spanier, der sich in dem thörichten Krieg gegen Philipp II. entlud, bekam auch Ignatius zu fühlen. Alle Unterstützung wurde ihm und seinem Orden entzogen, dessen Wirksamkeit durch beschränkende Bestimmungen gehemmt, und es hätte nicht viel gefehlt, daß das Germanicum gerade durch den leidenschaftlichsten Verfechter der Gegenreformation unterdrückt worden wäre. Für den Orden war es ein Glück, daß dieses bewegte Pontifikat nur vier Jahre (1555 bis 1559) dauerte.

Ignatius sollte freilich nicht mehr das Ende dieser Prüfung erleben. Zu Anfang des Jahres 1556 begann er zu kränkeln, ohne daß er, dem das Herrschen Bedürfnis war und der seiner Arbeitskraft alles zutraute, von Entlastung etwas hören wollte. Eines Abends befahl er seiner Umgebung, ihn allein zu lassen, am anderen Morgen fand man ihn schon im Todeskampf; noch am selben Tag, dem 31. Juli 1556, verschied er.

Es ist der Tag, an dem die römische Kirche, die ihn unter ihre Heiligen aufgenommen hat, sein Fest begeht. Gleichwohl ist Ignatius nicht einer von den Heiligen, wie sie zu Tausenden das Martyrologium Romanum erfüllen. Er hat zu seinen Lebzeiten nicht das geringste Wunder gewirkt, ihm eignete nicht die Fülle der Gesichte wie Franz von Assisi; der mechanischen Häufung von Gebet und frommen Werken, wenn diese nicht sichtbaren Nutzen schafften, war er abhold; die praktische Thätigkeit ging ihm über alles; er wußte es wie wenige, daß seiner Zeit andere Männer not thäten als fromme Väter und Büsser, daß der nimmer die Welt erobert, der sie flieht. So setzte er an die Stelle der mittelalterlichen Askese, der Abtötung des Fleisches, eine neue, die Abtötung der Leidenschaft, und an die Stelle des alten Gebetsopfers das Opfer des Eigenwillens, den vollkommenen Gehorsam.

Auf dem vollkommenen Gehorsam, dessen Wertschätzung Ignatius aus seiner militärischen Laufbahn mitgebracht hatte, der ihm über alle anderen Tugenden ging, beruht zur einen Hälfte das Geheimnis der Erfolge des Ordens, zur anderen auf dem Erziehungssystem, auf der Geschicklichkeit, mit der Ignatius die neuen humanistisch-philologi-

schen Studien den Zwecken der römischen Kirche dienstbar zu machen verstanden hat. Mit Luther und Melanchthon theilte der Spanier das Geheimnis, daß die Sprachen die Scheide seien, in denen das Messer des Geistes steckt, und darum steht das Erziehungs- und Unterrichtswesen der Jesuiten während des sechzehnten Jahrhunderts in keinem wesentlichen Erfordernis hinter dem des Protestantismus zurück. Indem aber der Orden sich noch dazu einer straffen Organisation, einer völlig einheitlichen Leitung erfreute, indem er mit dieser strengen Centralisation nach und nach die ganze römische Kirche durchdrang, gab er dem nachtridentinischen Katholicismus eine ersichtliche Überlegenheit über den Protestantismus, der in sich uneins war und seinerseits im harten Dogmatismus zu erstarren begann.

Es mag billig bezweifelt werden, ob der deutsche Protestantismus am Anfang des großen Religionskrieges aus sich selber die Kraft hätte schöpfen können, den Gang der Gegenreformation aufzuhalten, die nun auch über die realen Machtmittel der katholischen Fürsten verfügte, wenn nicht der politische Umschwung des Jahres 1630, der den seit zwölf Jahren tobenden deutschen in einen europäischen Krieg verwandelte, zunächst den militärischen Erfolgen der Katholiken im Reich ein Ziel gesetzt hätte, wenn nicht ungefähr gleichzeitig der Jesuitenorden von seiner Höhe herabzusteigen begonnen hätte, und wenn endlich nicht damals schon die allgemeinen Interessen von den religiösen Fragen nach anderen Gebieten geistiger Betätigung abgelenkt worden wären, wohin die Jesuiten nicht mehr folgen konnten.

Den Humanismus in ihr System aufzunehmen und sich dienstbar zu machen, war den Jesuiten wohl gelungen; der neuen Weltanschauung, die sich von dem Grund der neuen mathematischen und naturwissenschaftlichen Erkenntnisse und der neuen Methode erhebt und selbst in dem zertretenen Deutschland, aber nur im protestantischen, allgemach Wurzel faßt und Boden gewinnt, stehen die Jesuiten, die ihr Unterrichtssystem seit 1598 nicht mehr fortgebildet hatten, als verständnislose und mißvergnügte Zuschauer gegenüber. Vordem hatte die allzeit nach dem Neuen ausschauende Jugend sich im Jesuitenkollegium ebensogut wie in der protestantischen Gelehrtenschule an der einmal neu gewonnenen Wissenschaft vom klassischen Altertum ersättigen können, jetzt haben die Väter den Vorwärtstrebenden nichts mehr zu bieten.

In der Aufklärung erkennen von nun ab die Jesuiten einen gefährlichen Feind; vor ihm ihren zwischen 1570 und 1630 gewonnenen Besitzstand zu hüten, wird ihnen die wichtigste Aufgabe. Dazu schaffen sie jenes geistige Prohibitivsystem, das für anderthalb Jahrhunderte die litterarisch-wissenschaftliche Produktion fast allein auf das protestantische Deutschland beschränkt und jene Verschiedenheit der geistigen Entwicklung zwischen den evangelischen und katholischen Gebieten unseres Vaterlandes veranlaßt hat, die bis auf den heutigen Tag nicht völlig verwischt worden ist. — So tief und so dauernd hat der fremde Mann in das innerste Leben unseres Volkes, dessen Land er nie betreten, dessen Sprache er nie gesprochen hat, einzugreifen vermocht.





meisten Fällen verloren, und selbst wo sie es besitzt, wird es ihr durch Veröffentlichung geraubt, sobald sich auf den Künstler eine besondere Aufmerksamkeit lenkt. Die Verjelsbändigug der Zeichnung, die sich schon in der italienischen Schule des siebzehnten Jahrhunderts vorbereitet und bald über Frankreich und Belgien erstreckt, ist nun ganz allgemein geworden. Man sieht die Zeichnung nicht mehr mit gar so anderem Auge an wie das Gemälde, es ist nur eine andere Ausdrucksweise, aber eine gleichartige. Was einst eine Probe war, ist das Stück selbst, die Ausführung an sich geworden.

An zwei Beispielen, die kürzlich in Paris hervortraten, kann man die Extreme dieses Vorgangs gut studieren. Das eine ist die Mappe, die die Maison moderne unter dem Titel „Germinal“ herausgab und die zwanzig Reproduktionen nach Zeichnungen enthält, schwarze und bunte, sehr kostbar gedruckt, in stattlichem Format, nur in hundert Exemplaren abgezogen, die numeriert verkauft werden. Es ist eine Liebhaberausgabe zum Teil sehr privater und skizzenhafter Werke, die ursprünglich nicht alle für eine Reproduktion bestimmt waren und, so leicht wie sie gedacht sind, sich hier vielleicht etwas zu anspruchsvoll darbieten. Aber es ist ein Zeichen der Zeit, daß man Blätter, die zum Teil in vergessenen Mappen der Ateliers ruhen könnten, in der vornehmsten Form herausgeben darf, die der moderne Druck gestattet. Künstler aus allen Ländern, Zeichner aller Stile sind hier vereinigt. Holländer, Schweizer, Deutsche, Spanier, Franzosen treffen sich, aber der Unterschied der Nationen bedeutet nichts gegen den Unterschied der Persönlichkeiten. Da ist Degas mit einer seiner Valleretteusen, die er mit wenigen frischen Strichen hinsetzt. Rodin, der Bildhauer, bietet eine, wie er es liebt, braun getuschte Fünfminuten-skizze zweier sich umarmender Personen. Carrière hüllt seine Figuren in jenes dämmernde Gazeweben, das alle Schärpen mildert und etwas von Zimmerluft über die Flächen ausbreitet. Renoir spielt mit den Reizen eines jungen Mädchens, das er leicht und voller Charme skizziert. Vincent van Gogh, der Belgier, der auf seinen Gemälden sich eine eigentümliche fadenartige Technik ausbildete, beteiligt

sich mit einer nur roh in den Farben hingelepten Landschaft, die an japanische Bilderbogen erinnert. Maurice Denis zaubert in ganz matten verlorenen Farben den Rücken eines nackten Mädchens hin, das in Licht gebadet in einer Landschaft sitzt. Brangwyn, der englische Kolorist, skizziert mit zwei Farben zwei leicht gruppierte Gestalten. Van Rysselberghe, der belgische Neo-Impressionist, Toulouse-Lautrec, der Pariser Karikaturist, Gauguin, Buillard, Bonnard, der Dresdener Stremel, jeder ist mit einer besonderen Note vertreten. Toorop, der japanisch stilisierende Holländer, hat ein paar seiner fein und zierlich gezeichneten Frauenköpfe; Minne, ein anderer junger Holländer, schildert die Taufe Christi in absichtlich steifen, krinkeligen Strichen, deren Charaktere er der Gotik nachahmt; Zuloaga, Spaniens heutiger Velasquez, skizziert ein paar seiner vollblütigen Landsmänninnen; Behrens entwirft einen vegetabilischen ornamentalen Holzschnitt; Müller liefert eine seiner farbigen Radierungen, das Rendezvous zweier weißen Mädchen mit einer schwarzen Dame, und Liebermann steuert die von uns abgebildete Zeichnung eines lesenden Mädchens bei, eine richtige, gar nicht absonderliche Zeichnung, „von solider Kunst“, wie der Interpret dieser Sammlung, Gustave Geffroy, sagt, das einzige sozusagen Solide, was altgewohnte Augen in dieser Germinalwidmung an Bole entdecken werden. Der Kunstfreund wird sich je nach seiner revolutionären oder patriarchalischen Gesinnung interessiert oder unfreundlich zu dieser kühnen modernen Sammlung stellen. Der Kunsthistoriker aber wird sie keinesfalls übersehen als Ausdruck gewisser Amateurstimmungen unserer Tage und als Probe moderner Reproduktionskunst. In dieser gewaltigen Mappe aus Holzpapier mit den Lemmenischen Ornamenten liegen Radierungen, Holzschnitte und Lithographien traulich beisammen. Zwanzig Bilder sind es, und zwanzig Arten von Technik trifft man an. Einiges ist für die bestimmte Druckart gezeichnet, anderes ist nur durch eine passende Druckart publiziert. Alles, was schwarz war, ist schwarz gedruckt; alles, was bunt war, bunt. Zur Zeit der Dürer und Rembrandt gab man wohl Holzschnitt- und Radiercyklen heraus, aber die

intimen Handzeichnungen sammelte man nur, heute giebt man nicht nur die alten Handzeichnungen heraus, sondern wendet dieselbe Anpassungsfähigkeit moderner Technik, die diese im Druck erfahren, auch auf zeitgenössische Blätter an.

Das zweite interessante Beispiel knüpft an das Blatt von Müller an, das schon im „Germinal“ enthalten war. Dieser in Paris lebende Künstler hat im Verein mit Manuel Kobbe, Steinlen und anderen bewährten Zeichnern eine Technik in Schwung gebracht,

bunt gedruckte Radierung, die durch die Bestrebungen dieser Künstler plötzlich eine neue Kunstgattung geworden ist. Ältere bunte Kupferdrucke sind stets nur als Nachahmungen von Malereien gedacht gewesen, im Paris des achtzehnten Jahrhunderts blühte diese Technik, und sie weist heut noch in den ersten Pariser Kunstanstalten vorzügliche Proben auf. Indessen hat sich aber der Einfluß japanischer Buntdrucke zu stark geltend gemacht, als daß man bei dieser alten Methode hätte stehen bleiben können. Die

Japaner verwenden ihre Farben wie ihre Linien dekorativ, sie stimmen die Farben ab, aber sie setzen sie ohne Einzelmodellierung nebeneinander. Dies ist die richtige Sprache des Druckes, und als in unserer Zeit die Organe für diese Sprache neu erwachten, lernte man von dieser Koloristik sehr viel. Sie wird schon längere Zeit auf den Holzschnitt angewendet und hat jetzt mit der Radierung ein besonders fruchtbares Bündnis geschlossen. Die bunten Radierungen der Müllerschen Künstlergruppe wollen keine Gemälde nachahmen, aber lassen sich andererseits von den Nuancen der Radierung zu sehr weichen Tongebungen bestimmen. So entsteht eine wunderbare tiefe und warme Farbenwirkung, die weder der Radierung noch dem mehrfarbigen Druck etwas von ihrem Wesen nimmt, sondern aus beiden zusammen ganz einzige Effekte erzielt. Interieurs, Landschaften, Figuren, alles ist in dieser Technik bereits versucht worden, eine große Anzahl verhältnismäßig billiger Blät-



Phil May: „Give us a bite.“

die schon auf der Pariser Weltausstellung 1900 allgemeines Erstaunen hervorrief und seitdem sich Europa zu erobern begonnen hat. Es ist der farbige Kupferdruck, die

ter steht auf dem Markt, die Künstler haben mit einer bewundernswerten Anpassungsfähigkeit den Stil ihrer Entwürfe gleich auf die Wärme der Radierungstechnik und die



Geistreichum übertrifft sie alle der Graphitstift, der ebenso ein Auflösen der Form in quere Strichlagen nach der Art Lionardos gestattet wie ein festes Hinsetzen verschiedener sich berührender Töne, wie sie etwa die Photographie eines impressionistischen Gemäldes zeigen würde.

Besonders die rein malerische Anwendung des Bleistifts hat vom modernen Standpunkt aus ein großes Interesse. Ein geschickter englischer Zeichner, wie E. Worrough Johnson ist, spitzt seinen Blei schon in Rücksicht auf seine malerische Ausdrucksfähigkeit. Nicht bloß das Holz, sondern der Graphit selbst ist wie facettiert gespißt, so daß er außer der Spitze auch verschieden große Flächen zum Breitstreichen bietet. Man nimmt ihn zwischen ersten und zweiten Finger und zwar recht weit hinauf am Holze, so daß er sich ganz wie ein Pinsel aus dem Handgelenk führen läßt. Dann hat man ihn so in der Gewalt, daß man mit dem geringsten Druck und der kleinsten Drehung alle beliebigen Töne vom dunkelsten Schwarz bis zum gesprengelten Grau in breiten und schmalen Flächen hinsetzen kann. Natürlich thut das Papier da auch das Seinige, aber es ist nichts einfacher als ein Zeichenpapier für Blei. Johnson zum Beispiel benutzt gemeines Packpapier, das ein gutes Korn besitzt, ohne durch irgend einen Namen besonders gekennzeichnet oder berühmt zu sein. Erst die Außenlinien eines Kopfes leicht hingeseßt, dann die tiefen Schatten, darauf die Halbschatten, endlich die leichtesten Nuancen, dies ist die Methode, wie am besten mit dem Blei operiert wird. Er folgt wunderbar dem Enthusiasmus, ohne den kein gutes Kunstwerk entsteht. Eine Kontur wird leicht angelegt, in verschiedenen feinen Strichen versucht, bis der richtige erkannt und stärker betont wird. Das Verhältnis der anatomischen Einzelheiten, das der Künstler auswendig beherrscht, wird mit einem schnellen Blick kontrolliert, und so viel als nur irgend möglich geht von diesem Blick in die Zeichnung über, die dem Interesse an dem Gegenstand mit einer großen Schmiegsamkeit folgt. So wird der Blei zu einem richtigen Pinsel, der zwar nur mit dem silberigen Grau in allen seinen schönen Schattierungen arbeitet, aber mit einer wunderbaren Schnelligkeit

das festhält, was das moderne künstlerische Auge fesselt, die weichen Ränder, das Verhältnis der Töne, das Leben der Formen, die Reize von Lust und Licht.

Aber neben dem Bleistift behauptet die Feder ihr altes Recht. Seitdem die mechanische Reproduktion diejenigen Zeichner bevorzugt hat, die eine kräftige und scharfe Ausdrucksweise haben, ist die Feder von den Illustratoren sehr in Gnaden aufgenommen worden, und der Zwang, sich mit ihr wieder zu beschäftigen, hat die Künstler zu neuen Methoden gebracht, mit ihr auch Stimmungselemente wiederzugeben, die ihr früher unbekannt waren. In seiner letzten Special-Winter-Nummer hat der „Studio“ eine Übersicht über Federzeichnungen in aller Herren Ländern gegeben, die sowohl illustrativ wie textlich große Belehrung bieten. Tuschzeichnungen sind einbegriffen, die sich ja meist mit der Federtechnik, wie schon bei Rembrandt, ungezwungen verbinden.

In England und Amerika, wo das illustrative Wesen sich einer hohen Blüte erfreut und die Zeichnung als solche besonders geschätzt ist, trifft man die verschiedenartigsten Talente an. Anning Bell liebt die schlanken präraffaelitischen Formen, E. T. Reed erzählt uns in kräftigem historischem Stil Washingtons Anekdoten, Raven-Hill in etwas trockenem akademischem Stil schildert die Einkehr reisender Maler, Gordon Browne seßt einen Puppenpieler mit vollendeter Grazie hin, Sullivan, einer der wichtigsten Satiriker, entwirft den Tod unter Rosen, als bekränztes, bouquettragendes Skelett, Cameron führt uns mit wenigen Strichen geistreiche Landschaften und Städtebilder aus Italien vor, Phil May, einer der begabtesten Karikaturisten, skizziert mit ein paar charakteristischen Strichen typische Straßenscenen, John Hassall, der als Plakat- und Frieszeichner Geniales geleistet hat, ragt durch eine vollendet komponierte Prügelescene hervor, die im Stil Shakespearescher Rüpel erjunden ist. Der dekorative Zug der modernen Schule übt in England weitgehenden Einfluß, und bei Wilson, Walter Crane, Dorothy Smyth, Quested, Dean, Solon, Brickdale, Vall, Jones, King treffen wir in mannigfacher Stilisierung stets denselben Geschmack, diese zarten, steifen Menschen, die in irgend einer historischen Hand-

lung oder als Symbole mit kühler Eleganz Dichtungen zu illustrieren haben und in der Ruhe ihrer Haltung sich meist vortrefflich mit dem Letternbild zu einer Einheit zusammenfinden. Die Landschaftler fürchten sich nicht vor den kräftigen Tönen, und eine Heuernte von Parsons (aus seinem *Quiet Life*) oder eine japanische Bootscene von

Zeit vorbei, da man an der Nachahmung einer Radierung durch den Holzschnitt keinen Gefallen mehr findet, sondern den Holzschnitt lieber als eigene Kunst mit eigenen Mitteln, das heißt mit starken Flächenkontrasten, ausbildet. Um so mehr hat man an der amerikanischen Federzeichnung Freude. Edwin A. Abbey wird gewöhnlich als der

erste der amerikanischen Illustratoren angesehen. Er illustrierte unter anderem Herricks *Old Songs* und Shakespeares Komödien und hat in einigen Blättern eine ausgezeichnete Figurenvorstellung und Raumdisposition bewiesen, ohne sich von der Holzschnittflauheit amerikanischen Stils freimachen zu können. Charles Dana Gibson ist jecher und hat einen Stich *Paris*. In einem Werke „Die Amerikaner“ hat er nationale Typen vereinigt oder, wie in der „Erziehung von Mr. Pipp“, kleinbürgerliche Verhältnisse persifliert. Er hat seine alte Methode mit Schraffierung jetzt zu Gunsten der geistreichen Linie aufgegeben, wie er sie in *Paris* gelernt haben mag. Die Dame mit dem Strauß, die wir von ihm abbilden, ist mit ebenso großem Stilgefühl als sicherer Technik entworfen. Man erkennt, wie geistreich die paar Schatten in das Kleid hineingeworfen sind, wie geschickt der Schatten am Halse verwendet ist, und wie hübsch der Kranz gedacht ist, vor den die Sängerin projiziert ist, wie in einen



Gibson: Die Sängerin.

Mortimer Menges entbehrt nicht der starken Kontraste, während die beliebte Kemp-Welch sich mehr in den alten soliden Bahnen bewegt.

Die Amerikaner übertreffen vielleicht die Engländer an illustrativen Wirkungen. Schon die große amerikanische Holzschnittschule genoß ihrer Zeit einen bedeutenden Ruf, weil sie besser, als man es in Europa gewohnt war, die tonigen Schönheiten der Schnitte herauszuarbeiten verstand. Heute freilich ist ihre

Nimbus hinein. Die Schule Gibsons war groß, wenn auch viele nach dem Vorbilde von A. B. Wenzell der Federzeichnung die Ölfizze in Schwarz und Weiß vorzogen, welche ebenfalls für die Reproduktion große Vorteile gewährt. Als Federzeichner genießt jetzt, wenn wir den Ausführungen des Studiotextes folgen, Albert E. Sterner einen guten Ruf, aber man meint, seine Zeichnungen ließen die Sicherheit der Linie vermissen und seien oft mehr aus dem Ge-

fühl entworfen als aus einer klaren Anschauung. Doch ist es wohl nur sein impressionistischer, moderner Stil, der die Amerikaner stört; wer seine Augen an geistreichen Werken der Feder gebildet hat, wird Sterners Zeichnungen sehr sympathisch gegenüberstehen und von dem delikaten Reiz ihrer empfindungsvollen Sprache bald eingenommen sein.

Howard Pyle gilt als der dramatische Zeichner. Er arbeitet mit scharfen Gegensätzen und ist allmählich von einer gewissen archaisierenden Art, wie sie auch einige unserer deutschen Zeichner zeigen, zu der Schraffierungsmethode zurückgekehrt. Blum ist Spezialist für japanische Stoffe, die er für Sterners Magazine und anderweitig zeichnete. Pyle, Blum und einige Genossen bildeten eine hervorragende Gruppe amerikanischer Illustratoren, aber viele von ihnen haben sich, entgegengesetzt der europäischen Erfahrung, jetzt der Malerei zugewendet. Auch Pennell, der Landschaftszeichner, gehörte zu ihnen, er ist einer der wenigen, die der Zeichnung treu blieben. Pennell hat auch über Zeichnung selbst geschrieben, und seine *Pen Drawing* und *Pen Draughts* men sowie *Modern Illustration* gehören zu den wichtigsten Quellenwerken für die Entwicklung dieser interessanten amerikanischen Schule. Neben Gibson, Pyle, Sterner wäre noch an hervorragender Stelle Herford zu nennen, der seinen Stil ganz aus den Anforderungen der Reproduktion gebildet hat und mit schwarzen und weißen Flecken arbeitet, die an sich eine dekorative Wirkung haben.

Die große Masse der amerikanischen Zeichner, die Hastigkeit der Aufträge hat einen Wettbewerb und eine Spezialisierung hervorgerufen, die der siegreich vordringenden photographischen Illustration nur schwer weichen werden. Die feinen Straßenbilder Peizottos, die witzigen Kinderkarikaturen von Cory, die scharf gesehenen Figuren des Parrish, die geistreichen Interieurs von Lowell, die mit wenigen Schatten angedeuteten Tiere des Seton-Thompson, die stimmungsvollen Bäume des Banderhoof, Pennells tropfende, wie in Silberfäden laufende gotische Architekturen, eine so delikate und witzig gezeichnete Landschaft, wie diejenige von Mc Carter, die wir abbilden, — das ist eine Fülle von

Kunst, nur Federkunst, in der die Amerikaner ebenso eifrig mitarbeiten wie überhaupt am großen Werke der Malerei.

Aber gerade die kleinen Nationen, besonders die skandinavischen, die heute in der Malerei so ruhmvoll dastehen, setzen gern ihre Kräfte daran, auch in der Zeichnung nicht zurückzubleiben, und wir haben im Norden eine ganze Anzahl genialer Künstler, die sich mit der Feder ungewöhnlich auszudrücken wissen. Blomstedt, der Finne, zeichnete vor einem Jahr einige Segelbote, welche man von der Höhe des Ufers an einem knorrigen Baumstamm vorbei zu sehen bekommt, und hat in überaus geistreicher Weise die Entwicklung der kleinen spielenden Wellen vom Vordergrund bis zum Horizont durch allmähliche Abnahme der parallelen Striche, die nur von den weißen Spiegelungen der Segel unterbrochen werden, bis zu ganz leichten Punkten hinten am Ufer dargestellt. Nicht minder genial weiß sein Landsmann Gebhard eine Becherszene, die wir abbilden (S. 380), durch kräftige Schattenwirkungen und charakteristisch geführte Strichlagen zu einem lebensvollen Bilde zu machen. Die Dänen, die Holländer, die Belgier, alle haben sie spezifische Zeichentalente vorzuführen, und bei den Belgiern genügt es, nur einen Blick auf die Meuniersche Darstellung eines Brüsseler Streiks zu werfen (S. 381), um zu sehen, wie der berühmte Künstler, der jetzt fast nur als Bildhauer bekannt ist, auch mit der Feder sich selbständig und eigenartig auszusprechen versteht. Die gleiche Bewegung der Eisenstangen, die Silhouette des Militärs, die Häuser, die sich gegen den dunklen Himmel abheben, das ist wirkungsvoll hingeseht und durch die tiefen Schatteneffekte von einer aufregenden revolutionären Stimmung.

Deutschland und Frankreich weisen die klingendsten Namen auf, wenn man moderne Zeichner nennt. Die Amerikaner, die selbst wieder aus Paris schöpften, sind in Europa nicht so geehrt, wie es ihren künstlerischen Leistungen zukommt. Man hat hier die Namen der Pariser Karikaturisten und unserer Simplizissimuszeichner im Munde und darf allerdings der Überzeugung sein, daß uns von jenseits des Ozeans eine ernsthafte Konkurrenz niemals kommen wird. Was die deutschen Zeichner können, haben

sie wie die Amerikaner zum großen Teil aus Paris, vereinzelt auch aus London gelernt; nur jene Archaisien, wie Sattler, suchten sich ihre Vorbilder im deutschen Altertum selbst und haben es verstanden, den mittelalterlichen Geschmack zu einem dekorativen Spiel unserer Phantasie zu machen. Die Amerikaner wer-

Zeichnern, die aus bohémehaftem Spiel mit dem Leben eine feste Beobachtung und eine geniale Art, Figuren zu umreißen, gelernt haben. Willette, Steinlen, Forain, Caran d'Ache machten ihre Studien auf der Straße zwischen zwei Kabarets, in denen sie ihr Dasein pflegten und, wenn ihnen niemand



Henry McCarter: Das Ochsengepann.

den eine wesentlich neue Phase der Zeichenkunst nicht mehr bieten, die Deutschen stehen noch mitten in der Blüte und erfreuen sich zur Zeit einer so üppigen Einbildungskraft und vorzüglichen technischen Schulung, daß sie in den letzten Jahren selbst die Pariser Vorbilder überflügelt haben und eine Summe künstlerisch allererster Schöpfungen produzieren, wie man sie selten beisammen gesehen hat.

Die Quelle dieser ganzen modernen Schule ist Paris, ist jene leichte Gesellschaft von

die Zeichnungen abnahm, sie an die Wände hesteten. Ihr Stift war sehr nervös und folgte unbarmherzig noblen und unnoblen Leuten, die sie in ihren witzigsten Äußerungen auf das Papier bannten. Der eine war ein wenig sozialer gestimmt, der andere ein wenig karnevalistischer, dieser hatte noch eine Thräne im Auge, jener nur die beißende Ironie auf den Lippen, aber alle waren sich darin einig, daß nur die frechste Feder die Thorheiten dieser Welt am besten festhielte.

Die alte Schule der Daumier und Gavarni hatte noch etwas vom Bürgertum in ihrer Karikatur, von einer sonntäglichen Lustigkeit und politischen Witzblattstimmung. Das verschwand immer mehr, man zippte die Menschen auch an anderen Untugenden, man war ein Philisterhaffer ohne jeden Unterschied des Berufes. Die Ironie krönte man und versöhnte man mit dem Geschmaç. Was die Japaner damals zu lehren begannen, die Grazie der Karikatur, den Witz der Linie, das Ornament der Farbe, die Sprache der Bizarrierie, das alles beherzigte man in seiner Anwendung auf die Pariser Sitten, und jede Zeichnung war ein Kunstwerk, gemischt aus Weltironie und feinstem Takt. Wenn Rivière seine genialen Schattenspiele im chat noir vorführte, so war das nicht mehr der alte politische Witz, der das höhnische Lachen reizt und schlechte Instinkte aufweckt, sondern ein tieferes poetisches Weltbild, verdichtet in seiner Stimmung wie ein guter Chanson, in dem alte Klagen, weises Verzichten und Schönheitsfönn zusammenklingen.

Der gleiche Prozeß vollzog sich in Deutschland. Mit den Stoffen wechselte die Methode und mit der Stimmung die Manier. Auch hier wurden, zum Unterschiede von England, wo die Buchillustration die Hälfte aller Arbeit ist, die Zeichner nur durch die Witzblätter entdeckt und entwickelt. Erst dann kamen die Bücherillustratoren hinzu, die sich mit geringen Ausnahmen, wie Sattler und Vechter, aus den Witzblättern ihre Kräfte holen mußten. Die gleichen Kräfte, aus denen in England Bücher und Journale wachsen, haben dort auch eine gleichmäßigere Zeichenkultur zurückgelassen, während in Paris und München die Schule der Perisilage maßgebend war und das Auge für Plakate, für Illustrationen, für alle kleinen zeichnerischen Dinge erzog. Besonders in Deutschland war das Erscheinen moderner satirischer Blätter wie ein Alarmruf für große zeichnerische Talente, die bis dahin geschlummert hatten. Die „fliegenden Blätter“ mit ihren oft abgestandenen Witztöpfen und überlebten Kapiteln à la Schwiegermutter oder Sonntagsjäger hatten lange genug dem etwas philiströsen Geschmaç des deutschen Bürgers gedient. Hier, wo die Politik, auch die soziale, so ziemlich ausgeschlossen war, mußten

oft krampfhaft Gebiete herangezogen werden, die man sozusagen künstlich unter Witz setzte. Der Witz unseres Lebens selbst war nicht darin zu finden, und sogar gute Beobachter, wie Oberländer, hatten sich mit alten Tiercherzen aus der Ära der komischen Fabeln oder mit Wüstengeschichten aus der Puppenstube der kleinen Romantik zu plagen, während das Leben selbst draußen Wogen schlug. Ein Karikaturist, wie Busch, konnte nur durch die geniale Kraft, mehr noch seiner Dichtungen als seiner Zeichnungen, sich wie ein Einsamer behaupten, bis er von dem ganzen Trubel genug hatte und zu seinen Bienen flüchtete, im sicheren Gefühl, daß seine wunderbare Lebensphilosophie doch nur wenigen Auserlesenen etwas gegeben habe und sein Erfolg auf einem groben Mißverständnis beruhte, das ihn etwa mit dem Verfasser des Struwwelpeter verwechselte. Man mag nun politisch gestellt sein, wie man will, man mag rasen und zetern und von Vergiftung und Aufhebung sprechen, das sind kleine Übel der Zeit, die vorübergehen werden. Was bleiben wird, ist die unverkennbare Tatsache, daß endlich durch die Gründung eines deutschen Gil Blas illustré unter dem hübschen Namen „Simplicissimus“ ein Stab von Zeichnern auf den Plan trat, der nicht nur verstand das Leben zu packen, wo es wirklich zappelt, sondern auch künstlerische Eingebungen daraus zu gewinnen, die zu den überraschendsten aller Zeiten gehören. Caspari, Georgi, Schulz, Bruno Paul sind gute Künstler, Reznitzel aber, Thönn und Thomas Theodor Heine sind Genies von überzeugender Kraft und Eigenart und vorläufig noch unerschöpflich. Wer mit ihnen nicht zufrieden ist, wird beklagen, daß sie keine anderen Stoffe fanden; wer sie liebt, wird wissen, daß ihre Stoffe die rechten sind und es keinen Witz ohne Übertreibung giebt; niemand aber wird die reine künstlerische Potenz ihrer Zeichnungen leugnen, und niemandem wird es schwer werden, dieser Gruppe einen der sichersten Erfolge moderner Schule zuzuschreiben.

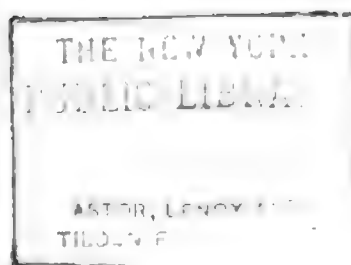
*

*

*

Im Zuge der Zeit kamen wir immer mehr von der Schule zur Persönlichkeit, von der Methode zur Eigenart. Es ist angebracht,





einige der wichtigsten zeichnerischen Persönlichkeiten unserer Epoche zu betrachten, ihr Werk als Einheit zu nehmen, ihre Anschauungen aus ihrer Linie abzulesen. Wir spazieren dabei durch England, Frankreich, Deutschland und nehmen einige charakteristische Physiognomien heraus, indem wir die Masse der teils über Verdienst berühmten, teils nur in gewohnter Modemanier arbeitenden Zeichner gern übergehen. Jedes Heft jeder Kunstzeitschrift bringt uns neues Material, stellt uns einen neuen Zeichner vor, der in seinem Kreise wirkt. Aber aus dem großen Wettbewerb bleiben immerhin nur einige Namen, welche ausgeprägte Individualitäten sind.

Ich stelle aus England Aubrey Beardsley und Nicholson zusammen. Beardsley ist vor kurzem gestorben, Nicholson hat seinen festen Stil, an dem er nicht mehr viel ändern wird. Es sind zwei Typen unserer Zeit, wie sie sich nur in England berühren können. Beardsley ein Sensitiver, überzart und weiblich, präraffaelitisch angehaucht, von allen Künsten eingenommen, die auf Nerven spielen — Nicholson ein Sportsmann, der die Menschen auf ihre Zuchtwahl und ihre Speciesnummer ansieht, der ihnen die Wahrheit derb ins Gesicht sagt und der Bücher illustriert, die man zur Erziehung von Kindern verwenden kann. Beardsley wurde von Pennell eingeführt, denn Pennell, der die Gotik nicht minder wie Pariser Weltausstellungen zeichnet, ist ein Kenner von Illusionen, von Nervenreizen, von Phantasiespielen, und seine Feder hat alle delikatsten Sünden einer sensiblen Kunst. Aber Beardsley machte eine geniale Welt aus dem, was Pennell nur so eben geistreich gemacht hatte. Er illustrierte mit überfinnlichen Figuren, die er in exotische Kulturen stellte. Seine Zeichnungen finden sich im *Morte d'Arthur*, den Dent herausgab, in *Mitter Malorns* Sagen, in der englischen Ausgabe von Oscar Wildes *Salome*, in *Popes Rape of the lock*, in zahllosen Heften der modernen Zeitschriften *Yellow-Book* und *Savoy*. Es ist die zierliche Welt leichtfüßiger schlanker Wesen, wie sie in der Phantasie des englischen Mythos leben. Beardsley zeichnete mit dem nervösen Bleistift, überzog ihn erst später mit der Feder. Nicholson braucht nur die

Feder oder den Holzschnitt, vor allem diesen mit seinen starken Kontrasten und scharfen Flächengrenzen, den er mit wenigen Farben, schwarz, gelb, rot, drucken läßt. Er zeichnet die Königin Viktoria, Cecil Rhodes, Whistler, die Sarah Bernhard oder einen Mann auf dem Dackart oder das Alphabet. Beide, Beardsley und Nicholson, lernten von den Japanern. Aber jener die kleinen Zierlichkeiten der Linie, dieser die Technik der bunten Holzdrucke.

Beardsleys Figuren sind fast alle unwirklich gezeichnet. Sie sind in die Länge gezogen und haben schmale kleine Köpfe, Füße, Hände. Sie haben alle das Leiden der Schwindsucht, das Beardsley selbst besaß und an dem er so jung starb. Und alle haben sie diesen hastigen Schönheitsdrang der Schwindtichtigen. Sie legen ihr Haupt schwärmerisch zur Seite und lassen das Haar über den Nacken streichen. Sie fassen ihre Gegenstände ohne Festigkeit an; selbst Salome betrachtet voll Gefühl das Haupt des Johannes, das sie wie Obst auf einer Schale trägt, und Isolde ergreift ihren Becher nicht wie den Todesstrank, sondern wie ein köstliches Erbstück. Beardsleys Figuren lieben den phantastischen Schmuck, wie man ihn an dem grünen Armbandgehänge und den seltsamen Kopfsblumen der Isolde sieht, um deren grüner Farbe willen der Vorhang so rot ist. Seine Figuren lieben nur zwei Arten Gewänder, das des *Nokoko* und das Japans. Die kleinen Falten der *Nokokostoffe* sind ein liebliches Ornament aus Ringelchen und Strahlen und umtanzen den schlanken Körper in anmutig geordneten Balletts. Die japanischen Stoffe haben blumige, üppige Muster, die wie ein Blütenregen über den Körper niederfallen, ohne tiefere Schatten, ohne den Realismus der Faltenberge, nur leicht in verschiedene Richtungen zusammengelegt, daß das ursprüngliche Muster in ein scheinbares Spiel mannigfacher Rhythmen verteilt wird, wie es die Kleider der Schauspielerinnen auf den japanischen Holzschnitten zeigen. Beardsley erträumt sich aus jedem Vorgang ein solches Spiel von Ornamenten, zu dem die nackten Leiber der Jungfrauen, die bauschigen Fältelchen des *Nokoko*, die Blütenregen in der Natur und auf den Kleidern beitragen.





Zeichnungen, die meist in Lithographie reproduziert werden, ist ein Gedichtchen derben oder süßen Inhalts, aber immer stofflich mindestens so wichtig wie zeichnerisch. Die Straßensänger, die mit ihren blöden Gesichtern die *l'île des Baisers* singen, das Weibchen auf dem Kanapee mit der Nase spielend, während hinten der Mann auf dem Pianino spielt (das Blatt hat den hübschen Titel *Quand nous serons vieux*), ein Interieur mit zwei Provinzlerinnen, Figuren vom Montmartre (*Bibi la Purée*), Straßenprügeleien, Typen der Straße und des Marktes vereinigt, Putzmacherinnen, Dienstmädchen, die bei der Laterne ihr Briefchen lesen — das ist die Skala seiner Stoffe. Seine Technik ist spielend. Er hat sich einen leichten Strich von links nach rechts angewöhnt, mit dem er bald kräftiger, bald leiser über die Formen wegstreicht und lustige Töne, besonders zarte Hintergründe, erreicht, die in der lithographischen Wiedergabe nichts von ihrer Weichheit verlieren. Vielleicht kommt die Verschiedenheit der Naturelle nie so gut heraus, als wenn sie für eine bestimmte Aufgabe in ungewollter Konkurrenz engagiert werden. Man beobachte und vergleiche Notentitel. Steinlen illustriert eine Sammlung *Montmartre-Chansons* mit einem vergnügten Zug seiner Straßensängerinnen. Cheret zeichnet zu einem Liede „*l'île heureuse*“ einen Titel mit einer Colombine und einer Colombine mit Balletteusentwädchen und mit einigen *Pierrots* ganz im fesischen und auf ein paar Farben fest berechneten Genre seiner genialen Plakate. Rivière, der Künstler der Silhouetten und Schattenspiele, entwirft als Schmuck des „*Enfant prodigue*“ oder „*Marche à l'étoile*“ oder „*Claire de lune*“ seltsam phantastische Landschaften, in denen sich Gruppen von Bäumen oder leuchtende Städte gegen die Nacht oder Segelboote nur in jenen feinen Tonintervallen voneinander abheben, deren er Meister ist. Georges Muriol, den wir oben als Monogrammkünstler kennen lernten, bindet eine Sammlung altfranzösischer *Chansons* in ein paradiesisches Stück Natur, eine Waldwiese, auf der botticellische Jungfrauen gehen, die ihre Notenblätter auf die Äste schöngeschwungener Stämme legen. Und ein träumerischer Deutscher, Melchior Lechter, der Wieder-

erwecker gotischer Interieurs und mystisch-mittelalterlicher Ornamentalkunst, schmückt die *Vieder Ansorges* nach Texten Stefan Georges mit dem großen stilisierten gotischen Rosenbusch, der in einem verschlossenen Gehege wächst und unter dessen Schatten heilige Jungfrauen mit Dichten und Musizieren sich ergöhen.

Forain ist ein ganz anderes Temperament wie Steinlen. Er ist Ironiker, und nichts ist ihm heilig. Wenn er eine Straßenszene schildert, so ist keine Lyrik darin, sondern Späß. Selbst über Agitatoren weiß er zu scherzen, indem er die Komik ihrer Bewegung vor einen Hintergrund mit rauchenden Schornsteinen stellt und der zuhörenden Masse einen möglichst stupiden Ausdruck giebt. Seine Lebemänner sind in der ganzen Hohlheit ihres Berufes dargestellt. Die *Chambre Séparée*-Scenen mit den Kellnern werden zu einer Parodie auf das Glück. Die Virtuosität seiner Technik beruht im Wiß der Linie. Steinlen streicht über die Formen, Forain betont sie. Das Gesicht läßt er gern ohne tiefere Modellierung, um mit ein paar charakteristischen Zügen den Ausdruck hineinzusetzen, und er liebt die Tusche, um kräftige Accente zu erzielen. Steinlen sitzt mit seinen lieben Leuten im Omnibus oder auf der Bank, Forain spricht nicht mit ihnen, er momentphotographiert sie in ihren Willen, in ihren Exkursionen, im Vorderhaus, im Hinterhaus und giebt das grausame Drama, das sich in wenig Strichen, wenig Schatten, im Fall eines Mantels, im Neigen eines Kopfes ausspricht, lächelnd an die Öffentlichkeit. Der Bohèmegeist, der die *Pierrot*-Zeichnungen eines Willette durchzieht, der leichte Übermut in den mondänen Schilderungen des Menouard und Daniel Bierge, die Eleganz der Helleuschen Damen, das existiert nicht für ihn, wenn er nicht ein blutiges Wort dazu zu sprechen hat. Seine Balletteusen sind so wenig himmlisch, wie man sie hinter den Coulißes sieht, wo sie von dicken *Koués* umworben werden. Seine *Soupers* sind nicht in flimmerndes Licht getaucht, sondern da handelt es sich nur um die Dame, die ihren Abend durchgefeßt hat und zunächst steif in den Handspiegel blickt, während der Herr etwas übereifrig und seiner Pflichten bewußt die Weinkarte studiert und der Kell-



Bignettieren des Lebens, ein Stilisieren seiner Freuden und Schmerzen zu einem Glücke, das man uns auf den Grabstein abdrückt. Er sammelt seine Beobachtungen unter dem Gesichtspunkt Schwarz und Weiß und er übersetzt die Ereignisse in diese Sprache zweier Farben, die, weil sie in ewigem Kampf miteinander liegen, das Symbol unserer Kämpfe werden. Dunkel und Licht sind die Reiche, aus denen er seine Charaktere holt, um in der scharfen Absehung ihrer Linien uns das Schattenbild des Lebens zu geben.

Die „Faulheit“ ist ein weißes, über gemusterte Decken hingeworfenes Weib, das mit einer Naze spielt: welche Fronie liegt in diesen sorgsam verschiedenartigen Mustern, die den Schematismus des Luxus, den Fleiß des Meublements zeichnen, auf dem wir faulenz. Das „Geständnis“ ist eine Scene zwischen zwei schwarzen Menschen, die aus dem schwarzen Schatten herauswachsen, auf einem geblühten Sofa, unter nickenden Palmen, die ihre Finger herunterstrecken. Der „Poker“ zeigt im tiefsten Schwarz einige weiße Gesichter und weiße Leuchter, eine Tischplatte und von hinten gesehen den Rücken eines Spielgenossen, der nur von weißen Lichtstrahlen umflossen ist. Oder die plötzlichen Bewegungen einer vom Sturm überraschten Menge oder einer öffentlichen Kundgebung werden geschildert in ihrer ganzen drolligen Unrhythmik. Dann sind wir in einem Puzgeschäft, wo die Stöcke der Hüte um die Wette Parade machen mit den Menschen, oder in einem Modebazar, wo die jungen Leute so komisch die Stoffe über ihre Arme werfen und die Kunden Kennerstellungen annehmen oder die Köpfe eines dieser jungen Männer und der Kundin zusammenschlagen, wenn sie den Preis in der Ecke des Tuchstückes suchen. Dann geht es auf die Straße: wir sind Zeugen einer einfachen Scene, wie eine Dame von zwei Herren begleitet zur Nacht in den Wagen steigt. Die Dame ist ein weißer Fleck, die Herren Punkte im Dunkel, der Wagen eine Kombination von Lichtreflexen an den Rädern und Thüren. Nichts ist körperlich, alles nur Grenzen von Dunkel und Licht. Dann geht es ins Theater. Ein patriotisches Lied wird gesungen. Wir blicken über die Riesenbrüstung der Galerie in die Versammlung

unzähliger heller Köpfe, die in den verschiedensten Stadien der Begeisterung geschildert sind. Oder endlich vollzieht sich ein großes tragikomisches Drama in mehreren Akten. Zuerst der Mord: ein Zimmer mit ganz dünnen geradlinigen Möbeln, ein schwarzer Mensch mit gezücktem Messer taucht in das Bett unter, die weiße Hand hebt sich hoch. Zweiter Akt: die Hinrichtung — der Vorgang, in schwarze und weiße Kontraste zerlegt, von einer Eskadron Soldaten bewacht, die wie Gespenster aus dem Finsternen aufleuchten. Es folgt: die Absolution. Kirchenscene, eine Reihe stehender Menschen von hinten gesehen, nur Lichtlinien um die Röcke. Darauf: das Herabtragen des Sarges. Ein Stück von graufiger Komik, wie die sechs Träger sich auf der engen Treppe bemühen. Weiter: das Hinausstößen des Sarges unter öffentlicher Volksversammlung. Wieder eine schmerzliche Groteske der mühsamen Schiebewebungen dieser schwarzen Menschen vor dem weißen Volk. Intermezzo: die kahle Mauer der Verbrecher auf dem Kirchhof, absolute Nüchternheit. Endlich ein Kapitalstück: das Hinablassen des Sarges, die Noth der Kerle, nur der eine hat einen gemüthvoll schiefen Kopf aufgesetzt, die beklagende Miene des Geistlichen und der Spitzen der Verwandtschaft, die in Reih und Glied stehen: zwei ganz gleiche Trauerweiber, wie schwarze Bäume, an welche Taschentücher gehängt sind, und hinten wirklich solche schwarze Bäume, trauertriefende Cypressen, die dies grausam-komische Klagelied in die Ewigkeit austönen. Nur der Augenschein überzeugt, mit welcher Genialität Ballotton die Kombinationen seiner dunklen und hellen Flecken bewerkstelligt, wie er durch die einen die anderen hebt und die Grenzen so anlegt, daß wir in den lichten wie in den schwarzen Massen bloß durch das angereizte Spiel unserer Phantasie die einzelnen Körper voneinander loslösen, als ob sie in scharfer Modellierung vor uns ständen.

Kecnizek, Thöny und Heine sind zur Zeit unter den Deutschen die markantesten Zeichner neben vielen liebenswürdigen Talenten wie Caspari, Engl, Georgi, Heilemann, Schulz, Wille oder stilisierenden Geschmackskünstlern wie Sattler, der die scharfe Manier altdeutscher Linie wieder belebte, oder Lech-







Recnizet ist der traditionellste der drei. Sein eigentlicher Vorzug besteht in dem ungewöhnlich malerischen Sinn, den er als Zeichner bewährt, während seine Bilder selbst nichts davon haben. Er ist eine von den Skizzier-Naturen, die eine außerordentliche Fähigkeit haben, nur dekorativ einige Töne nebeneinander zu setzen, um damit nicht bloß die Illusion der Wirklichkeit, sondern ein rein koloristisch angenehmes Stück Papier dem Auge zu bieten. Recnizet hat Intérieurs geschaffen mit jenem Spiel von Gardinen, Paravents, Toilettenstischen im Hintergrund, die in unnachahmlicher Delikatesse weiche Valeurs ineinander spielen lassen und das Gewebe zarter Innenstimmungen vor-täuschen. Die Figuren selbst sind bei ihm nicht immer von diesem malerischen Reiz, oft zeigen sie eine ängstliche Bestimmtheit in der Durchführung, die mit dem Arrangement der umgebenden Dinge stilistisch nicht recht zusammengehen will.

Recnizets Welt ist die Bornehmheit, die wirkliche und die scheinbare. Intendants, die sich um schöne Schauspielerinnen bemühen, Unterhaltungen zwischen Roués beiderlei Geschlechts, das Parfüm des Bretts, allerlei Ehemische und Weisheiten alter Junggesellen, Rivierareisen mit unangebrachten sozialen Betrachtungen, Hochzeitsreisende und ihre Intermezzi mit grinsenden Kellnern, Tennis und Kladeln, alles was so in den intimen Chambres geredet wird und Raivetäten der höheren Töchter, perverse Liebschaften und entzückende Gemeinheiten — er findet kein Ende darin. So oft auch der niedliche Lockenkopf seines Mädchens wiederkehrt, er weiß stets eine neue Nuance, eine neue Variation. Den Gesichtsausdruck beherrscht er wie ein Meister, eine kleine Falte unter dem Auge, ein leichtes Ziehen des Mundwinkels macht ganze Situationen. Mit vollendeter Sicherheit tupft er alle die milieumachenden Einzelheiten hin, nur so weit sie in Erscheinung zu treten brauchen. Die großen Blumen der Tapeten, die farrierte Bluse des Zimmermädchens, der Kopf der schlafenden Frau im leuchtenden Weiß der Kissen, ihre zart umrissene Hand, der Anlauf des Messingbettes, aus allem macht er eine feine und saubere zeichnerische Delikatesse, ein stummes Bonmot, aus deren Reihe sich schließlich

sein ganzes Vaudevillestückchen zusammensetzt. Man wird kaum Wiß in seinen Arbeiten bemerken, nur Wahrheit. Selten, daß er einmal durch eine Farbkombination gezwungen wird, einen naheliegenden zeichnerischen Wiß nicht fallen zu lassen. Meist ist es der Stoff, die Unterschrift, das Textliche, was die Satire hineinbringt, und seine Schilderung ist nur das stumme Spiel dazu. Ein Herr spricht zu einem Mädchen, das eine Rose am Busen trägt. Recnizet jagt uns gar nicht, was sie sprechen, er zeigt nur die Typen in der Unterhaltung, rein realistisch. Der Textschreiber jagt es: „Wie entzückend die Rose an Ihrem Busen duftet!“ — „Muß se ooch.“

Thöny ist schon bedeutend unlitterarischer, absoluter im Zeichnen. Er besitzt vor Bruno Paul den großen Vorzug, daß er nicht in die Karikatur hineinfällt, sondern daß er sie beherrscht. Er zieht nicht unnötig Deine und Arme in die Länge oder läßt seine Figuren Akrobatenkunststücke vollbringen, um ihre Wichtigkeit zu erhöhen, sondern er geht von der Beobachtung des Lebens aus, notiert sich die charakteristischen Züge auf den Kennplätzen, in den Kasernenhöfen, in den Kasinos und erhöht sie dann in schärfere Ausdrucksbestimmtheit. Das Milieu, das Malerische, die Welt der kleinen Dinge spielt bei ihm keine bedeutende Rolle, er beschränkt sich ganz auf die Erscheinung des Menschen, besonders des Gesichts. Er probiert in unendlichen Variationen mit den Gesichtstypen seiner Offiziere und Burschen, Herrenreiter und Kennenbesucher. Er wendet sie ins Profil und nach vorn, wie sich gerade die kleine Aufhöhung der Lippe oder die Pflege des Schnurrbarts oder die Unerbittlichkeit der Augenbraue am besten herausbringen läßt; er behelmt, bemüht sie oder läßt sie barhaupt, je nachdem er sich zum Ausdruck des Gesichts einen besseren Effekt verspricht. In hundert Situationen bringt er sein geliebtes Militär, und hundertfach spiegelt sich Kultur, Bildung, Politik und Weltanschauung in ihren Zügen wieder. Eine tiefe Satire durchzieht sein Werk, aber ihr Gift wird wett gemacht durch die souveräne Kunst, mit der hier ein ganzer Stand der Perijstlage unterworfen wird. Und wo es sich nur um diese Kunst handelt, wird







lischem Zuschnitt, darüber ein dunkelblauer offener Staubmantel, auf dem üppigen braunen Haar ein einfaches, mit dunkelblauem Schleier umwundenes leichtes Filzhütchen; ein Gesicht von in der That apertem Reiz, zunächst um seines unvergleichlich frischen, leuchtenden Teints und seines zugleich festen und weichen Schnittes willen, mehr noch durch die Mischung von geistiger Überlegenheit und leiser Schwerkraft im Blick der klaren graudunklen Augen, die unter langen schwarzen Wimpern groß, offen dreinschauten.

Eine Weile wanderten sie hin und her; ein paarmal krauste sich's dabei zwischen ihren Brauen, als fange dies Spiel an, ihr unbehaglich zu werden. Er fand offenbar die Dreistigkeit nicht, sie anzusprechen. Am Ende erbarmte sich seiner der Zufall: der Stoß einer Bö drängte ihr den Regenschirm gewaltsam in den Nacken, und auf einmal löste sich der Schirm von ihr ab und flog wie abgeschossen auf den stummen Beobachter zu, der mühsam seinen eigenen Schirm hielt, klammerte sich einen Augenblick förmlich an ihn — mit blizschnellem Griff faßte er zu — zwischen den beiden schleudernden Schirmen ein groteskes Bild.

Die Dame lachte auf. Ihr Schirm war zerbrochen, und sie hielt den Griff in der einen Hand, während die andere das über der Stirn sich lodernde Hütchen niederdrückte. Sie bewegte sich auf den Mann zu, den Kopf schüttelnd, als wolle sie den Regen parieren.

„Ich will Ihnen nur den Schirm wieder abnehmen,“ sagte sie mit weicher, klarer Stimme, rasch nach dem Flüchtling greifend.

„Ich bin glücklich, den Burschen gefaßt zu haben, Gnädigste,“ beeilte er sich rasch zu erwidern. „Darf ich Ihnen einen Tausch anbieten?“

„O nein, er thut noch seine Dienste.“

„Aber er hält sich so unbequem ohne Griff — vielleicht gestatten mir Gnädigste, mich vorzustellen: Rechtsanwalt Doktor Ländler.“

Er neigte sich, sie nickte nachlässig mit dem Kopfe; aber sie sagte nur: „Weshalb sollen die Männer durchaus uns die Unbequemlichkeiten abnehmen.“

„Sind Sie keine Deutsche, Gnädigste?“

„Wenigstens nur halb; ich bin Deutsch-Amerikanerin. Aber die Herren drüben beileiden sich ebenso sehr, uns zu verpflichten,

wie die Herren in Deutschland. Und verpflichtet heißt Lasten auflegen.“

„Das ist jedenfalls meine Auffassung von der Sache nicht. Ich behandle es als meine Schuldigkeit, Damen gefällig zu sein.“

„Ich hoffe, Sie sagen die Wahrheit,“ nickte sie auf einmal reserviert, während wieder leiser Spott um ihre Lippen spielte und sie ein paar Schritte von ihm zurücktrat, wie um sich zu entfernen.

Sie hatten mühsam gesprochen; der Wind und der Regenschirm schlugen ihnen dabei unter den Schirmen ins Gesicht. Der Rechtsanwalt zitterte davor, die kaum erreichte Anknüpfung zerrissen zu sehen. „Wollen Sie mir nicht den Vorzug gönnen, meine Gnädige, in Ihrer Nähe bleiben zu dürfen?“ sagte er schnell. „Ich würde mich glücklich schätzen, Ihnen weitere Gefälligkeiten erzeigen zu können.“

Sie begann sich. Dann wandte sie den Kopf halb zu ihm herum, und ihre Augen musterten ihn langsam von oben bis unten. „Zum Beispiel?“ fragte sie kühl.

„Nun — gesetzt zum Beispiel, man macht sich nachher wirklich daran, uns von einem Dampfer auf den anderen überzubooten ...“

„Glauben Sie nicht, daß die Mannschaft genügen wird, um den Damen die etwa nötige Unterstützung zu bieten? ... Indes, wenn Sie Wert darauf legen ... Sie machen ein Gesicht, als würde es Sie kränken, wenn ich nein sagte ...“

„So ist es, meine Gnädige; warum soll ich das leugnen.“

„Sie scheinen für einen Rechtsanwalt reichlich viel Gemütsmenschen zu sein. Also gut. Aber machen Sie sich darauf gefaßt, daß ich sehr langweilig sein werde, denn ich habe nicht die Absicht, bei diesem Winde und diesem Wasserlärm viel zu reden; und die Boesie dieser Wetterstimmung genießt man am besten schweigend.“

Sie hielt Wort und blieb einsilbig. Das war ihm gleichgültig. Ihm genügten ein paar Bemerkungen hin und her. Er erfuhr unter anderem, daß sie auf dem Wege nach Misdroh sei mit der Absicht, sich dort für ein paar Wochen Wohnung zu suchen. Über das Wo? hat sie sich noch in keiner Weise bemüht. Er ist glücklich, in dieser Sache mit ihr „konform zu gehen“. Sie wird nicht

erwartet, kennt überhaupt niemand dort. Er auch nicht — ganz ohne Familie, wie er ist. Er bittet fragen zu dürfen, ob er sie Miß oder Missis zu nennen habe; sie zögert, zuckt die Achseln und sagt: „Nennen Sie mich auf gut deutsch Frau, aber ziehen Sie keinerlei Schlüsse daraus. Ich hoffe, es ist Ihnen vollkommen gleichgültig, ob ich Frau oder Fräulein bin.“

Diese kluge und reizende Person fühlte offenbar heraus, daß ihm das keineswegs gleichgültig war. Er wird schon noch erfahren, ob sie gebunden oder frei ist, darauf setzt er seinen Kopf.

Der Regen läßt nach, das Gewitter verzieht sich. Eine Weile spannt sich ein Regenbogen über das Gaff, und die Sonne arbeitet sich durch. Aber die Wellen sind noch recht unruhig, als der Hilfsdampfer in Sicht kommt. Das Deck belebt sich etwas mit Passagieren, welche die Küche in Anspruch nehmen und den Kapitän befragen: Was nun? Doch wohl schleppen? Die vielen seefranken Menschen umbooten ist doch zu gewagt, zu lästig und zu zeitraubend. Der Kapitän, verdrießlich und einsilbig, horcht nur halb hin und nicht so, daß man nicht weiß, ob es ein Ja bedeutet. Der Rechtsanwalt meldet diese Erfahrung seiner Dame, die mit keiner Bewegung verrät, daß sie Wert darauf legt. Sie kümmert sich nicht um den Dampfer, der kommt, sie steht und studiert die zuweilen geheimnisvoll aufleuchtenden Wolkenballen und den Regenbogen und die graudunklen, Schaumkronen versendenden Wellen.

Ihn peinigen diese schwülen Gesprächspausen, und er beginnt lebhafter und zusammenhängender zu reden, bis der Moment kommt, wo ihre Stirn sich ungeduldig kraust — da bricht er ab; jedesmal dann.

„Sie sind eine Naturschwärmerin, gnädige Frau?“

„Die bin ich, und darum reise ich.“

„Malen Sie? Dichten Sie?“

„Keins von beiden. Ich genieße.“

„Das heißt: Sie schöpfen aus der Quelle.“

„Genau so ist es. Es ist der einzige reine Genuß, den ich bisher gefunden habe.“

Sie sagt das ohne jeden Beigeschmack, ganz einfach. Ihre kurz hingeworfenen Antworten, bei denen sie offenbar absichtlich

vermeidet, ihn anzusehen, behalten etwas Abwehrendes im Ton. Wenn er sein Auge in leuchtender Bewunderung auf ihr ruhen läßt, als wolle er den anmutigen Kopf innerlich photographieren, der so bewegungslos geradeaus blickt, zuckt sie plötzlich wie in Unmut und macht eine Viertelwendung nach der anderen Seite. Dann hat er ein bitteres Gefühl.

Er muß diese Frau, die ihm so warm macht, für einen näheren Verkehr gewinnen, ein tiefes Verlangen danach quält ihn. Er ist nicht der Mann, den eine Frau von Geist auf die Dauer ablehnt, wenn er ernstlich um freundliche Beziehungen wirbt; das sagt ihm sein Verstand und seine Erfahrung. Nur nicht locker lassen!

Der Regen hört auf, der Hilfsdampfer kommt in die Nähe, man vernimmt immer deutlicher sein Rauschen und Schnaufen, das Deck füllt sich mehr und mehr mit grau-bleichen, schwankenden Gestalten. Und endlich —

Die behalten Recht, welche vermuten, daß man geschleppt werden wird. Das Signalhorn drüben heult, ein Boot wird hinabgelassen und bringt die Ketten herüber. Eine Weile nachher gleiten die beiden Dampfer hintereinander im Kurse nach Misdroy zu.

Die Erregung unter den Passagieren hat sich gelegt, ein großer Teil bleibt jetzt auf Deck. Die Sonne scheint, das Personal ist beschäftigt, die Deckplanen wieder aufzuziehen und die Masse von den Sitzen zu wischen, Klappstühle öffnen sich — die Fahrt wird behaglicher. Immer weiter verziehen sich die Wolken nach Nordosten.

Das Paar sitzt am Heck auf zwei Klappstühlen: der Rechtsanwalt hat sie mit zögernder Zustimmung der Dame besorgt. Nun plaudern sie schon zwangloser beide; sie kümmern sich um niemand, als wären sie die einzigen Menschen auf Deck: er, weil ihn nur die Eine interessiert, und sie aus ihrem vornehmen Fürsichsein heraus.

Er ist kühner geworden. „Ich spreche eine Bitte aus, gnädige Frau,“ sagt er. „Gönnen Sie mir den Vorzug, mich in Misdroy um Ihre gute Unterkunft bemühen zu dürfen.“

„Was hat das für Zweck, Herr Doktor? Ich gehe in irgend ein gutes Hotel und bleibe da.“

Also sie spart nicht! denkt er. „Desto besser, dann decken sich auch hierin unsere Absichten.“

„Vielleicht sagt mir aber ein anderes Hotel besser zu als das, welches Sie für sich aussuchen.“

Das ist wieder ein kalter Schlag. Allein er will nicht darauf achten. „Üben Sie Gnade; lassen Sie den Zufall als harmlosen Vermittler gelten,“ sagt er mit warmem Ton und lächelt. „Zwei vereinzelte Menschenfinder wie wir können, glaube ich, dabei nur gewinnen.“

Sie blickt herum, mustert ihn mit dem feinen ironischen Zuge, den er nun schon kennt: „Sie bemühen sich rührend um mich, Herr Doktor. Fürchten Sie nicht, uns beide zu kompromittieren?“

Das klingt doch nicht gerade ablehnend.

„Gnädige Frau — darf ich offen sein? Sie stehen innerlich viel zu hoch, um Kleinliche Rücksichten in Betracht zu ziehen.“

Nun sah sie wieder fort; aber der ironische Zug blieb. „Sie fangen es nicht ungeschickt an, um einer Frau beizukommen. Aber mit mir ist schlecht Versteck spielen. Kurz gesagt: ich gefalle Ihnen, und Sie wünschen, ich möchte Ihre Saison werden ...“

„Aber um Gottes willen, gnädigste Frau ...“

„Bitte, bitte, ich meine das nicht notwendig in üblem Sinne. Also sagen wir ja! Und Sie werden keinen Mißbrauch damit treiben, in Ihrem Interesse gesagt; es kann Ihnen nichts daran liegen, sich lächerlich zu machen.“

„Aber selbstverständlich, meine Gnädige. Sie müssen ja traurige Erfahrungen mit den Männern gemacht haben. Ich bin glücklich über den Vorzug, einer so — reizenden, Pardon! — und so intelligenten Dame näher treten zu dürfen ...“

„Das hebt Ihr Selbstgefühl, wie? Die Männer sind genau so eitel wie wir. Das heißt: ich nicht. Ich bin nur verwöhnt. Wäre mir nicht so viel geboten worden — verlangt hätte ich, glaube ich, nichts. Ich habe die Notwendigkeit, daß Männer existieren, nie gefühlt ... wenn Sie sich schon mit mir anfreunden wollen, so ist's gut, Sie wissen zuvor, wie Sie mit mir dran sind.“

Das klang herbe, aber es war mit einer süßen und, im Hinblick auf ein paar sich

nähernde Passagiere, gehaltenen Stimme gesprochen. Die Passagiere blieben stehen, das Gespräch stockte.

Es war wahrhaftig keine Phrase, daß er „glücklich über den Vorzug sei“. Dies junge Weib faszinierte ihn, nicht zum wenigsten um des Gegensatzes zwischen dem weichen weiblichen Reiz ihres Äußeren und der überlegenen Sicherheit und Wahrhaftigkeit ihres Wesens willen. Es vibrierte in ihm — diese Frau, fühlte er, war sein neuestes „Verhängnis“. Er fragte nicht, was draus werden würde; er hatte ein gewisses, beruhigendes Gefühl, daß die bisherigen „Verhängnisse“ sämtlich Episoden geblieben waren, ohne darum gerade zu wünschen, daß er hier ebenso davonkommen möchte.

Das Bedürfnis, mit ihr zu reden, hatte auf einmal nachgelassen, er hatte jetzt den vertrauten Verkehr mit ihr in Misdroh vor sich, wo man sich ganz anders isolieren konnte als auf dem Schiffe. Zwischen Unterhaltungssphrasen träumte er allerlei reizende Einsamkeiten ...

So gelangte man allmählich bis Ablage.

„Ich darf einen Wagen nehmen für uns?“

Sie überlegte, einen Augenblick nur, sah ihn groß an und nickte. Und er beeilte sich am Bollwerk, dem Menschengewühl zuzukommen, einen Landauer zu sichern,kehrte zurück und fand sie dabei, einem Träger ihr Gepäck zu bezeichnen: einen großen englischen Koffer, ein elegantes Handkofferchen, nichts weiter. Er wies dem Manne seinen eigenen Koffer und eine mäßige Plaidhülle.

„Darf ich bitten, Gnädigste?“

Es war doch eine wunderliche Sache, daß er jetzt da neben ihr im Fond eines Wagens saß, so dicht alle die kleinen reizenden Geräusche neben sich, das Knistern, Rascheln, Atmen. Die Situation selber war ihm nicht völlig neu, und doch: so hatte er, dünkte ihm, nie dabei empfunden wie hier, so zart, so bellommen, so entschlossen, die Situation ernst zu nehmen. Sie fuhren in Staubwolken, welche die Sonne vergoldete, rechts die Waldböschung, links Wiese — Wald — See. Es schien hier gar nicht geregnet zu haben.

„Gnädige Frau,“ sagte er auf einmal bitend, „soll ich erst durch den Kellner Ihren Namen erfahren?“

„Ja so — Lydia —“ sie stotzte plötzlich, „... sagen wir Anders. Ich heiße nämlich immer anders,“ fügte sie lächelnd hinzu.

Jetzt lächelte auch er. „Ich hoffe, Sie würdigen mich eines Tages, mir ihren wirklichen Namen zu nennen. Vorläufig genügt das. Ich will auch versprechen, Sie nicht beim Staatsanwalt zu denunzieren.“

„Sie vergessen, daß ich Amerikanerin bin.“

„Muß ich das glauben?“

„Sie müssen überhaupt gar nichts.“

Da waren die ersten Häuser von Misdroy. Frau Lydia wollte am Strande wohnen, und sie fuhren nach dem Strandhotel.

Man zeigte ihnen auf Wunsch zwei Zimmer, hoch gelegen, auf der Landseite, schmal und dürrstig, die einzigen verfügbaren, wie es hieß. „Hier werde ich nicht wohnen,“ sagte Frau Lydia sehr ruhig. „Haben Sie gar kein besseres Zimmer?“

„Nur noch einen Salon mit Schlafzimmer für zwei Personen unten,“ beschied achselzuckend der Führer.

„So werde ich dies für mich wählen,“ nickte die Dame.

„Und ich? Und ich?“ fragte mit leiser Verzweiflung der Rechtsanwalt ...

Frau Lydia beschattete ihre Augen mit den langen Wimpern, sah vor sich hin und lächelte dazu ...

„Sie haben wirklich sonst kein besseres Zimmer?“

„Bedaure, mein Herr ...“

„Dann wähle ich dieses hier.“

„Vielleicht wird in Kürze etwas Besseres frei. Darf ich um die Namen der Herrschaften bitten?“

* *

Frau Lydia Anders aus Brooklyn, wie sie sich in der That eingeschrieben, verfügte allem Anschein nach über recht reichliche Mittel, war verwöhnter, als ihre Erscheinung auf dem Schiffe den Rechtsanwalt hatte vermuten lassen, obwohl sie dort schon von Verwöhntsein gesprochen.

Ihr Reiseanzug kam nicht wieder zum Vorschein: was sie dafür an Toilette anlegte, war ersten Ranges und der Gegenstand flüsternder Bemerkungen an der Table d'hôte, auf der Promenade; auffallend nur,

weil es apart war, nicht weil es brillierte. Letzteres besorgte dafür eine Auswahl an Schmuck, die mit jedem Stück Aufsehen erregte; Steine von dieser Größe hatte schwerlich jemand zu Hause, der seine Saison in Misdroy verlebte. Und Geldfragen behandelte sie als Bagatellen, weit mehr, als dem Rechtsanwalt dies seine Verhältnisse gestatteten haben würden.

Ihm ward ein wenig schwül dabei. Das Beste war vielleicht, dies alles zu ignorieren. Aber er konnte sich nicht enthalten, ihr wenigstens zu sagen: „Sie machen entzückend Toilette, Gnädigste.“ Diese Genußthuung muß man einer Frau geben, dachte er.

Allein sie sah ihn verwundert an. „Legen Sie darauf Wert?“ fragte sie, als ob sie dergleichen zum erstenmal höre. „Ich judge mir eine gute Schneiderin aus, das ist mein einziges Verdienst dabei. Es wäre falsch, wenn Sie daraus auf die Absicht schließen, zu gefallen.“

„Ja, aber — sind Sie denn die einzige Dame auf der Welt, die nicht gefallen will?“ fragte er.

„Schwerlich. Ich weiß es nicht. Ich will nichts als eine anständige Figur machen. Ich bin nur auf mich bezogen, will von niemand etwas, will für niemand etwas bedeuten.“

„Aber das letztere zu verhindern liegt gar nicht in Ihrer Macht,“ rief er. „Ich rede gar nicht einmal von mir dabei.“

„Doch. Wenigstens bleibt der Ausweg zwischen sich und einen anderen ein Stück Welt zu legen.“

Sie saßen beide auf einer Bank am Fuße des Kaffeeberges, als dies gesprochen wurde, vor sich das Schauspiel des Sonnenunterganges, das hier jeden Abend wie eine Theatervorstellung genossen wird; wohl nirgendwo anders in der Welt kann man schönere Sonnenuntergänge sehen. Der Rechtsanwalt blickte angelegentlich und doch in Wahrheit völlig anteillos das rotglühende Riesenei an, das durch eine blaue Wellenlinie mit Goldrand quer durchgeteilt ward. Diese merkwürdige Frau bestand mit einer so hartnäckigen Deutlichkeit auf gemessenen Höflichkeitsverkehr! Das konnte ihn eigentlich weder beleidigen noch fränken, und doch empfand er beides. Glücklicherweise erinnerte er sich, daß ein paar frühere vertraute Be-

kenntnischaften auch nicht anders angefangen hatten. Das genügte ihm, um es vor sich selber zu rechtfertigen, wenn er dabei blieb, sich mit der Süßigkeit ihrer Nähe zu vergiften.

Er sah noch immer in die Sonne. „Sie sagen, Sie seien nur auf sich bezogen, gnädige Frau. So reizend, wie Sie sind, wäre es zweckmäßiger, zu sagen: Ich bin eine verheiratete Frau, auf die niemand Anspruch erheben kann als mein Mann.“

„Weshalb das, da ich meiner sicher bin? Aber es giebt tausend Dinge, wovon wir sprechen können, wenn Sie durchaus jezt sprechen wollen; lassen wir doch, bitte, meine Person aus dem Spiel. Wir sind ein paar Tage so gut ohne das ausgekommen.“

In der That: sie war für ihn, was er zunächst irgend erwarten konnte. Eine Woche — zwei — drei ...

Sie saßen an der Table d'hôte beieinander, und man hielt sie für nahe Bekannte, wenn nicht mehr. Der Rechtsanwalt hatte sich und Lydia der nächsten Umgebung vorgestellt, aber ein paar Phrasen abgerechnet, die jede eingehendere Unterhaltung mit den Nachbarn ablehnten, waren beide aufeinander angewiesen geblieben. Man beobachtete sie heimlich, allein man ließ sie in Ruhe. Der Rechtsanwalt erwartete Frau Lydia nach dem Bade auf der Strandpromenade, nach kurzer Mittagsruhe in der Glasveranda, mit zerflackerndem Denken, in nagender Ungeduld, und wenn sie sichtbar ward, war's ihm, als ginge die Sonne auf. Dann waren sie die ganze Zeit über beisammen, bis in die Nacht hinein — promenierten, machten Spaziergänge und Spazierfahrten in die Gegend um Misdroh, saßen irgendwo, auf einer Bank, im Graje, in einem der Boote auf dem Sande. Sie vermieden größere Menschenansammlungen, Frau Lydia wollte nichts davon wissen, weder von Kurmusik und Konzerten noch Reunions.

Sie war eine einsame Natur, kümmerte sich um Menschen gar nicht, dagegen war sie immer bereit, sich in Natureindrücke zu versenken. Sie beobachtete nicht — sie genoß. Den Eindruck eines schillernden Lauffäfers, spielender Falter, einer aparten Baumform, den Zug der Wellen und Wolken ebenjogut wie ein künstlerisch gestimmtes Landschaftsbild und die großen Stimmun-

gen: die Sonnenglut, die schweisgsame Waldruhe, das Meeresrauschen. Sie genoß schweigend, völlig wie verloren; wenn dann der Rechtsanwalt redete, den es beständig prißkelte, sich geistig gegen sie auszugeben, so nagte sie erst mit verhaltener Ungeduld an der Unterlippe, und endlich wehrte sie ihm kurzerhand. Dabei hatte sie einen roten Kopf, und manchmal ward sie heftig. Dann machte er verstimmt eine kurze Verneigung und sagte gemessen: „Wie Sie befehlen, Gnädigste.“

War sie hochmütig? War sie Menschenverächterin, aus Lebenserfahrungen heraus oder als Philosophin? Er fragte sie drum, und sie sagte nach kurzem Besinnen: „Viel leicht ist alles dreies richtig. Ich denke gar nicht mehr darüber nach. Thatsache ist, daß mir die Menschen völlig gleichgültig sind. Ich brauche sie nicht, sie genießen mich.“

„Und ich, Gnädigste? Gilt das auch für mich?“

„Nun — manchmal genießen Sie mich ja, wie Sie bemerken. Aber Sie sind immerhin ein Mann, mit dem sich abzugeben lohnt. Ich würde keinen Finger rühren, mir so einen aus der öden Spreu auszusuchen, doch da der Zufall darin günstig mit mir gefahren, so will ich mir Ihre Gesellschaft gefallen lassen.“

Ein geistvolles Weib, jedem Manne gewachsen, beherrscht, schlagfertig — und doch für gewöhnlich schweisgsam, keine aufmerksame Zuhörerin, bis sie plötzlich etwas interessierte: dann ward sie lebhaft, sprach fließend, verteidigte ihre Ansicht, hartnäckig, bis zur Leidenschaftlichkeit. Sie hatte offenbar viel Gutes gelesen und viel nachgedacht. Am Ende zuckte sie die Achseln.

„Was lohnt's zu streiten?“ sagte sie. „Auf seine Art hat jeder recht. Es giebt keine Wahrheit, die es unter allen Umständen wäre. Jeder ist für sich das Maß aller Dinge. Es genügt, seine Meinung zu äußern. Das Denken ist überhaupt Nebensache, das Leben genießen, das ist die Hauptsache, jeder auf seine Weise. Das lohnt.“

„Welch eine interessante Vergangenheit müssen Sie hinter sich haben, gnädige Frau, um in Ihren Jahren so reif zu sein!“ jagte der Rechtsanwalt dazu.

Sie zuckte die Achseln, und ihr Gesicht nahm etwas eigentümlich Starres an. „Viel-

leicht. Doch ist das eine gleichgültige Sache für Sie."

"Nein, wahrhaftig nicht! So viel müssen Sie mir gestatten, innerlich für Sie übrig zu haben."

Er blieb auf dem sandigen Wege stehen, den sie eben gingen, und sah sie stehend an. Sie vermied seinen Blick, einen Augenblick krauste sich ihre Stirn, aber auf einmal lächelte sie, schelmisch, mit einem weichen Zug, mit halb geöffneten Lippen. Der Teufel könnte kein verführerischeres Lächeln erfinnen.

"Frau Lydia!" rief er. Die so rasch entflammte Leidenschaft für diese entzündende Frau that einen unbewachten Flügelschlag. Aber das genügte, um die alte Kühle über sie zu breiten.

"Bleiben wir gute Freunde," sagte sie nüchtern mit nachdrücklicher Warnung.

Wer ist sie, die sich so in lauter Rätsel wickelt? Ist sie wirklich eine Frau? Ihre Hand verrät nichts, sie trägt zwei sehr schöne und wertvolle, aber gleichgültige Ringe. Ist sie Amerikanerin oder nicht? Ihr Koffer weist mit den aufgeklebten Betteln auf internationale Reisen hin, ihr Deutsch verrät keinen ausgesprochenen Dialekt. Sie bewegt sich mit der Sicherheit einer Dame der großen Welt, mit der Reserve und mit der Freiheit einer solchen; warum geht sie nach Misdroh, warum nicht in ein Weltbad? Um unerkannt zu bleiben? Aber warum trägt sie solche Steine, in denen man doch auffällt? Sie ist so herb und so kühl und so fertig, wie man für gewöhnlich nur durch Lebenserfahrungen wird. Sicherlich, sie hat erlebt; aber was?

Wenn der Rechtsanwalt nicht bei ihr ist, grübelt er darüber, zerbricht sich den Kopf.

Muß er denn nach alledem fragen? Ja. Eine Liebelei mit dieser Frau giebt's nicht. Und um Ernst zu machen, muß man ein paar Fragen beantwortet haben, auf welche sie offenbar die Antwort verweigert.

Diese Reflexionen, die ihn quälen, bis er ganz stumpfsinnig davorsteht, sind erblaßt, bedeutungslos, sobald sie beisammen sind. Dann lebt er, fühlt er, schöpft sich geistig aus, so leicht und ausgiebig ... Und immer das alte Spiel: er wird wärmer, wärmer, und wenn es in ihm zu zittern, zu

zucken, zu wetterleuchten anfängt, wird sie unruhig, kühl, die Röte steigt ihr ins Gesicht, sie ergreift irgend einen Anlaß, um heftig zu werden. Und dann — dann reicht sie ihm die Hand, macht mitleidige Augen und lächelt, begütigend, ein wenig spöttisch, immer weniger ...

Sie sieht, wie er sich quält, weshalb sagt sie nicht einfach: Geh, trennen wir uns? Ist's doch die geschmeichelte weibliche Eitelkeit, die das nicht zuläßt, die Achillesferse aller Weiber?

Im Gegenteil, ihre Vertraulichkeit wächst. Nach vierzehn Tagen nimmt sie seinen Arm in der Dämmerung, er darf ihr die Hand küssen, und sie giebt ihm ihr hübsches Perlmutterportemonnaie und sagt: Zahlen Sie für mich. Und manchmal spricht sie: Wir ...

Wer weiß, ob er sich so Hals über Kopf in diese Leidenschaft gestürzt hätte, wenn sie nicht daran festgehalten hätte, nur vier bis fünf Wochen, höchstens, in Misdroh bleiben zu wollen. Eine entzündliche Natur ist er ja.

Da kommt ein Abend ...

Sie waren beide mit einer Schiffsgelegenheit nach dem Jordansee gefahren, hatten den Tag auf dem Wasser, in dem Schilfwalde und in der nahen Waldumgebung verbracht. Der Nachmittag war sehr heiß und sie waren müde geworden.

"Mich schläfert, Doktor," jagte Frau Lydia bei einem Ausblick, hoch auf der Düne. "Diese blasser glimmernde See hat mich ganz abgestumpft. Legen Sie mir das Plaid zu, recht, ich will ein wenig schlafen. Wenn ich nicht irre, thun Sie gut daran, meinem Beispiele zu folgen, ich finde Sie nämlich auch etwas schlafmüdig."

Er beeilte sich, einen weichen Grasplatz im Buchenschatten zu ermitteln und das Plaid auszubreiten; und sie legte sich ohne Umstände bequem zurecht. Er wollte ein Stück entfernt von ihr sitzen, aber sie richtete nach einer Weile den Kopf auf und sagte: "Nein, Sie müssen auch schlafen."

"Wenn Sie durchaus wollen — gut." Er legte sich gleichfalls, aber er schlief nicht. Wenn er die Augen verdrehte, war es möglich, sie zu beobachten. Er sah die weichen, schwellenden Formen ihres reifen, jugendlichen Körpers regungslos hingegossen, unbewacht, und sein Blut kochte wie im Fieber.

Sie schien wirklich fest einzuschlafen. Er dachte Zukunftspläne, und dazwischen flüsterte er heiße, sehnüchtige, trostige Worte. Die Zeit schlich hin, die Lust war so weich und schläfrig, am Ende umnebelten sich auch seine Sinne ...

Er hörte einmal langgezogene Töne, dachte dunkel: das könnte das Schiff sein, das zur Abfahrt lud, aber ... ah was! ... und dann: es wäre nicht das Schlimmste, wenn wir sitzen blieben ...

„Doktor!“ rief ihre Stimme, da fuhr er auf und sah Frau Lydia in halber Dämmerung sitzen, „ja, um Gottes willen, es wird ja dunkel ...“

Er sah rasch nach der Uhr.

„Schöne Frau,“ sagte er in künstlicher Betrübniß, „wir haben das Schiff verschlafen.“

„Ja, was thun wir — das ist ja schrecklich — gehen wir zum See und sehen wir zu, ob wir eine Wagengelegenheit finden.“ Sie stand hastig auf, er auch, sichtlich zerknirscht.

„Ich bin ein Verbrecher, hätte nicht schlafen dürfen. Vorläufig habe ich keine Ahnung, was werden soll, wenn wir nicht Glück haben und einen Wagen ertwischen. Sind Sie mit böse?“

„Wie kann ich! Ich habe Sie ja aufgefordert, zu schlafen.“

Sie schritten so eilig wie möglich; der Weg war unsicher zu gehen. Das Meer rauschte schwach herüber, der Himmel hatte die dunkle Farbe des Nachtüberganges, wo er durch die Bäume herabsah, es gab einzelne matte Sternfunken daran.

Gott sei Dank, sie hatten Glück: „Kutscher, halt!“ schrie der Rechtsanwalt immerzu — sie hörten nahe der Chaussee einen Wagen fahren. Und der Wagen hielt, wartete auf sie, ein leerer Landauer, dessen Insassen das Schiff zur Rückfahrt benutzt hatten, und der noch auf Fahrgäste gewartet hatte, die der Zufall ihm zuführen könnte. Sie atmeten erlöst auf und setzten sich bequem zurecht.

Eine Weile plauderten sie, spaziam hin und wider. Frau Lydia ward wieder müde, der Rechtsanwalt beugte sich einmal zu ihrem Gesicht hin und bemerkte, daß sie die Augen geschlossen hatte, daß ihr Kopf schwankte. Es durchlief ihn heiß, und er schob ihr sacht seinen Arm um den Nacken.

Kein Zeichen von Widerspruch.

Ihr Kopf glitt hin und her: sie wachte ein wenig auf, nahm ihren Hut ab und legte ihn auf den Bordersitz, dann schob sie den Nacken in bequeme Lage, schloß wieder — der Kopf neigte sich langsam, bis er an seiner Schulter lag.

Ihr Haar duftete, ihr Atem ging — er hörte es, fühlte es. Alles in ihm war aufgelöst in Leidenschaft. Er bog sich wieder zu ihrem süßen Gesicht hinab, sein Blick haftete auf dem leise geöffneten Munde, ein paar Zähnnchen schimmerten in der Dämmerung ... es war unmöglich, diesen Mund nicht zu küssen. Ein weicher, kühler Mund — tauige Rosenblätter.

Ihre Lippen bewegten sich, ihre schweren Lider hoben sich ein wenig — kaum ein ganz schwach andeutendes Kopfschütteln zur Abwehr.

Er küßte noch einmal, vorsichtig, und noch einmal, heißer, länger —

Sie schlug die Augen auf, sah ihn, noch in halber Schlafrunkenheit, an und hob sich ein wenig: „Was thun Sie?“ sagte sie hastig mit gedämpfter Stimme. „Sie missbrauchen mein Vertrauen —“

„Lydia —“

„Wollen Sie mir versprechen, mich jetzt ruhig hier liegen zu lassen? Auf Ehrenwort?“

Er nahm seine ganze Kraft zusammen. „Ja — ja.“

Beruhigt legte sie wieder den Kopf an seine Schulter zurück.

„Sage du — ein einziges Mal du ...“

Sie schüttelte den Kopf ein wenig. „Nicht hier, nicht in Misdroy.“

Er ließ sie wieder einschlafen. Sein Arm schmerzte schließlich, wurde taub, aber er biß die Zähne zusammen und hielt aus. Er hatte sie im Arm, hatte sie geküßt ... Nicht hier, nicht in Misdroy, also anderswo ...

Eine tiefe Glückseligkeit half ihm seine Sinne beruhigen, und eine Art Weihe kam über sie.

Als sie an das Hotel gelangt waren, wachte Lydia von der plötzlichen Stille auf, richtete sich empor und holte tief Atem. Er nahm das Plaid, mit dem sie die Knie zugedeckt hatte. „Wir sind da, Lydia,“ flüsterte er.

„Schon? Ich habe wie eine Tote geschlafen.“ Dabei ging ein verträumtes Lächeln

über ihr Gesicht; sie sah ihn nicht an. „Gute Nacht, Herr Doktor, ich will weiter schlafen. Bitte, zahlen Sie den Mann aus, wir rechnen morgen ab.“

Da stand sie unten, warf keinen Blick zurück, sondern ging raschen Schrittes zur Thür, die man geöffnet hatte. Er fühlte nicht einmal eine Enttäuschung, es war ihm, als müßte das so endigen.

Während er selber droben einschlief, fühlte er noch immer ihre Lippen.

Er sah sie am anderen Tag erst bei der Table d'hôte wieder, hatte am Vormittag ihre Thür verschlossen gefunden, und das Zimmermädchen hatte ihm gesagt, die Gnädige habe Kopfschmerzen.

Sie sah auch ein wenig matt aus, aber sie begegnete wenigstens seinem forschenden Blick unbefangen. „Ich muß mich gestern übernommen haben, Herr Doktor, womit, weiß ich nicht. Jetzt ist mir besser. Wir wollen uns heut sehr ruhig halten. Ich werde nachmittag im Strandkorb sitzen und lesen; wollen Sie mir etwas Lektüre besorgen?“

Er erwißte in der nächsten Leihbibliothek den Sudermannschen Kapensteg, und sie saß in dem Strandkorbe, den er von der glühenden Sonne abgekehrt hatte, und las anscheinend vertieft, während er im Schatten des Korbes auf seinem Plaid lag und das Strandleben beobachtete. Nordwestlich braute der Himmel, eine blaue dunkle Wand stieg langsam, die See ging unruhig, und ein steifer Wind machte sich auf. Als man die Kinder fortbrachte, versank die Sonne hinter der hohen, oben sich lockernden Wolkenwand; am Horizont gab es ein wenig Wetterleuchten und ab und zu ein schwaches Grollen.

Aber das Wetter zog östlich ab. Als die Dunkelheit einbrach, tobte und donnerte die See mit Schaumkämmen, und die Brise ging stark und frostig.

Die beiden hatten zu Abend gegessen, und der Rechtsanwalt fühlte einige Enttäuschung. Dieser langweilige Tag, nach solcher Fahrt! Noch keine Minute wirklichen Alleinseins mit ihr. Sie warf einen Blick durch die Glask Scheiben der Veranda, erhob sich und sagte: „Gehen wir noch ein paar Schritte, Doktor. Sie wissen, dies Wetter liebe ich.“

„Gott sei Dank,“ fuhr's ihm heraus, aber sie schien das nicht zu beachten. „Sie sind zu leicht angezogen, Gnädigste —“

„Nehmen Sie nur Ihr Plaid mit, das genügt mir.“

Schweigend gingen sie auf die Strandpromenade, in der Richtung nach dem Kaffeeberge zu, langsamen Schrittes. Er bot ihr wortlos seinen Arm, und sie nahm ihn wie selbstverständlich. „Schön!“ sagte sie endlich und deutete auf die erregte See hinaus. „Das ist das Große, Gewaltige — die Natur als etwas Ganzes, Unzerbrockeltes. Das Ungeheure des Daseins. Sagen Sie nichts, unsere Besonderheit soll auch verschwinden. Sie wissen gar nicht, was dieses Rauschen für mich bedeutet.“

Er schwieg, preßte nur leise ihren Arm, ohne daß sie es erwiderte. Über seiner Schulter hing das Plaid, und er mußte es mit der Linken auf der Achsel gegen den Wind halten, der alle Kleidung aufblies. In der Nähe des Kaffeeberges ließ sich Frau Lydia auf eine Bank nieder; aber da trat ein Mann aus einem seitlichen Wege, ging vorüber, und nun erhob sie sich wieder, musterte den leeren Strand: „Sehen wir uns in das Boot da unten.“ Und sie wateten durch den tiefen Sand, er half ihr in das Boot.

„Legen Sie mir das Plaid um, es ist wirklich kalt.“

Er hüllte sie sorgsam ein, dann saßen sie dicht nebeneinander. Wie von selbst schob sich sein Arm um ihren Oberkörper, und sie ließ sich's gefallen, lehnte sich hinein, daß er sie halten mußte; starr blieb sie, ohne sich zu rühren. Er wollte etwas sagen, aber sie wehrte: „Nicht doch!“

Schweigend verharrte das so wunderbar vertraute Paar, regungslos wie das Boot selber. Dröhnend, schollernd, zischend wälzte sich die Brandung in der kardanischen Sommernacht, hin und her am Strande lief es donnernd. Die Wellen von weither kamen, zergingen, unerschöpflich. Sausend strich der Wind über das Boot und seine Insassen.

Frau Lydia schauerte ein paarmal. Sie hatte die Augen weit offen, träumerisch gedankenlose Augen. Der Mann an ihrer Seite hielt das lange Zeit aus, während sein Herz zum Zerspringen pochte. Sein Arm umschlang sie immer fester.

Und auf einmal preßte er sie mit einem dumpfen Laut an sich.

„Nicht doch,“ sagte sie mit leichter Färbung von Unmut und drängte mit dem Ellbogen gegen die Umschlingung. Dabei horchte sie versunken auf die heißen Worte, die er ihr ins Ohr flüsterte.

„Lydia — Meine — Meine — gönne es doch mir armen verlorenen Manne, der dich anbetet — diese Minuten, und — mein Gott, wenn's möglich wäre, für immer — du bist ja doch die eine Einzige, das Weib, von dem ich geträumt habe, es existiere nicht, könne nicht existieren, denn ihr Bestes schaffe die Natur nie ... ich begehre ja nicht viel: nur daß ich dich halte, fühle — und einen der Küsse von gestern, einen Tropfen Seligkeit — geize nicht, du hast unermesslich zu geben: gib mir den Bettelbiß, der mehr bedeutet, als was die zusammen mir gegeben, die alles gaben — glaube es, glaube es doch ...“

„Wie gut das klingt,“ sagte sie weich, „und wie wohl das thut, so aus der vollen blutwarmen Leidenschaft heraus, mag sie nun wahr reden oder lügen ... einen sollen Sie haben dafür, Doktor ...“ und sie bog leicht den Kopf über die Seite, ließ die Lider ein wenig sinken, und er küßte sie härmlich wie ein Bräutigam. „Genug — genug ...“

Sie hatte sich aufgerichtet. „Mißverstehen Sie mich nicht. Ich schenke Ihnen eine Günst, aber keine Rechte.“

„Du — du ...“

„Nein, kein Du hier in Misbroy, ich habe es gesagt, und ich bin eigensinnig.“

„Aber wo dann? Wann reisen wir, wohin? Morgen? Weit fort? Nach der Schweiz, nach Italien?“

„Wenn Sie Zeit und Lust haben, mir ist's gleich. Aber, es ist schön hier, ich sehe nicht ein, weshalb wir nicht noch bleiben wollen. Sie haben anderwärts auch nicht mehr von mir als hier. Machen Sie sich keine Illusionen, Doktor. Sie sind mir ein sympathischer Mensch, und das Geliebtwerden ist immerhin ein süßes Ding, das ist alles. Sie schlagen keine Funken aus mir, diese Galathea wird nicht lebendig.“

„Aber warum? warum?“

„Genug, es ist so. Das Leben hat so viel Rätsel, die ungelöst bleiben, nehmen Sie

mich dazu. Ich höre Ihre warmen Herzentöne wie durch eine Wand gedämpft; Ihre Liebe umspült mich äußerlich wie ein laues Bad. Wenn Sie sich damit abfinden können, so bleiben wir eine Weile zusammen; ich habe einen Genuß davon. Sie sehen, ich bin eine eingefleischte Egoistin ... Aber, Sie haben mich aufgestört, ich werde die reine Stimmung hier nicht wiederfinden. Gehen wir schlafen.“

„Noch eine Viertelstunde, Lydia,“ bettelte er, „noch zehn Minuten.“

„Nein, es ist genug. Gehen wir.“

Sie war aufgestanden, stieg aus dem Boot und zog sich das flatternde Tuch enger um die Schultern. Er folgte seufzend. Frau Lydia nahm wieder seinen Arm, so wateten sie am Strande hin, hart bei den donnernenden, zischenden Wellen, die gierig nach ihnen langten, schweigend, fröstelnd. Nur einmal sah sich der Rechtsanwalt um; auf einem Stern, der weißleuchtend wie eine kleine Sonne über dem Walde stand, blieb sein Auge haften. Ein paar Wolken flatterten dran vorüber.

„Kennen Sie ihn, Lydia,“ fragte er darauf deutend durch die zusammengebißnen Zähne.

„Die Venus, glaube ich,“ sagte sie ruhig. „So hell habe ich sie selten gesehen.“

* * *

Der Rechtsanwalt hatte sich fest vorgenommen, sich zu beherrschen. Außerlich gelang's ihm so ziemlich, und das genügte ja wohl — vorläufig, sagte er sich. Die Glammen, die in ihm loderten, waren ja nicht unerträglich, denn er hoffte. Wenn er nur hätte ermitteln können: ob sie frei war — Mädchen, Witwe, geschieden, ganz gleich. Einen Rückhalt, mit dem zu rechnen war, hatte die schöne Frau Anders nur, wenn sie äußerlich gebunden war, meinte er; sonst war ihr Widerstand Caprice und, da sie ihm eingestandenermaßen gut war, dessen Besiegung nur eine Frage der Zeit.

Wer war sie? Immer dies Rätsel mit den Märchenaugen, mit der starren Sphinxmiene: Kate! Löse mich!

Nichts hinderte ihn, ihre Stube zu betreten, er durfte bei ihr sitzen, ihr vorlesen

in den zwei Regentagen, die es zwischen hellem Wetter gab, sie zum Ausgang abholen — das Stubenmädchen, das bei ihr rein machte, sah gar nicht einmal verwundert aus, als er eines Tages in Lydias Abwesenheit eintrat, sich umsah, scheinbar nach etwas suchte. Der Sklavisch hatte sein Urteil über das Verhältnis, in dem die beiden zueinander standen, abgeschlossen, wunderte sich über nichts mehr. fand er etwas, eine Andeutung, die auf die Spur geführt hätte? Nichts, gar nichts, nicht eine Zeile, nicht einen Buchstaben.

Er machte sich an den Postboten, mit der Miene des Unzufriedenen an die Post selber, nachdem er im Hotel ein paarmal vergeblich gefragt, ob denn keine Postsachen für Frau Anders, für die Dame auf Nummer 7 eingetroffen. Nein, überall und immer nein!

„Korrespondieren Sie gar nicht, Lydia? Ich sehe weder, daß Sie Briefe schreiben, noch daß Sie welche empfangen.“

„Ich habe alle Beziehungen abgebrochen, mein Freund,“ lautete die gleichmütige Erwiderung. „Ich bin ein Fremdes, Unbekanntes, ich könnte vom Monde gefallen sein. Nur so bin ich das geworden, wonach ich brannte: unabhängig. Ich rechnete mir in einem Moment der Ungeduld nach, wie sich Belästigung und Unannehmlichkeit durch feste Beziehungen gegeneinander abwägen, und ich fand, daß es sich nicht entfernt lohnte, sich mit Menschen zu binden. Wenn wir uns eines Tages getrennt haben werden, so werden Sie nie wieder von mir hören.“

Er machte ein düsteres Gesicht. Als ob eine eiskalte Hand an sein Herz griffe.

„Ich will aber nicht von Ihnen getrennt sein; Sie werden mich nicht los,“ sagte er hart.

Sie lächelte. „Zum Glück haben Sie einen Beruf, mein Freund.“

„Aber, mein Gott — Sie sind doch irgendwie mit der Welt verknüpft. Sie können sterben, da giebt es doch Leute, die das erfahren müssen. Sie können plötzlich sterben, meine ich. Was fängt man da mit einer pseudonymen Frau Anders an?“

„Beunruhigen Sie sich nicht. Sie wissen recht gut, daß man nötigenfalls jemand durch die Zeitung aufrufen und ihn, wenn er sich nicht meldet, für verschollen, für bürgerlich tot erklären kann.“

„Sie behandeln Ihre Unabhängigkeit mit der Konsequenz einer fixen Idee, Lydia.“

„Wenn Sie wollen — ja.“

Das war zum Verzweifeln.

Er nagte an der Unterlippe. „Haben Sie keinen Mann, der nach Ihnen verlangen könnte?“

Frau Lydia sah ihn groß und dringend an. „Doktor, wenn wir Freunde bleiben sollen, so unterlassen Sie es, an mein Inognito zu rühren.“

Er schüttelte den Kopf. Abwarten — abwarten.

Nun blieb er düster und grüblerisch, und das schien ihr wieder leid zu thun; sie versuchte ihn aufzuheitern. Es verfiel nicht.

„Gehen wir fort von Misdroh, gehen wir nach der Schweiz, Lydia — wollen wir?“ sagte er, und es klang wie ein Stöhnen aus gequälter Brust.

Wieder dies rätselhafte Lächeln. „Gut, packen wir und machen wir unsere Rechnung.“

„Nach dem Genfer See?“

„Wohin — du willst.“

„Lydia — Lydia — du ...“ Er sah sich um, glückleuchtend, brennendes Verlangen in den Augen — aber da wimmelte es ja von spielenden, schreienden Kindern, da gab es Strandkörbe voll Menschen. Es ist undenkbar, daß er sie umarmt.

Und sie lächelt, lächelt, ohne ihn anzubliden.

„Giebst du mir die Bestimmung der Route frei?“ fragt er auf einmal dringend.

„Gern, Herr Reichmarschall. Ganz freies Bestimmungsrecht. Aber scharf getrennte Klassen, wenn ich bitten darf.“

Er strahlte, wie er sie jetzt mit bedeutungsvollem Blick ins Auge faßte, aber er verriet nicht, was er vorhatte, außer daß er sagte: „So fahren wir über Dresden.“

„Warum das? Wo man dich kennt?“

„Ich möchte mich so brennend gern einmal neben dir, zusammen mit dir zu Hause fühlen; begreifst du das? Vertraute Wege gehen, dir mein Haus zeigen.“

„Du spielst mit dem Feuer, mein Lieber,“ sagte sie stirnrunzelnd. „Auf dein Risiko; ich wasche meine Hände in Unschuld ...“

Und ehe der Tag zu Ende ging, war für den Morgen Fuhrwerk bestellt, waren die Koffer zur Hauptsache gepackt.

Und früh saßen sie im Landauer, der Wirt und das Personal machten sehr tiefe Verbeugungen, so befriedigt waren sie, und Frau Lydia neigte den Kopf mit jener gleichmütigen Kühle der Dame von Welt, die ebenjowenig etwas Verbindliches wie etwas Beleidigendes hat. Dann zogen die Pferde an. Die schwarz befrachtete Gesellschaft grinste hinterher.

Lydia bemerkte unterwegs scherzend, ihr Begleiter scheine Übungen im Dufagen anzustellen. Sie selber vermied das persönliche Fürwort mit merkwürdigem Geschick, solange sie auf der Fahrt nach Berlin waren. Sie speisten bei Dressel und benutzten einen Abendzug zur Weiterfahrt, und nun gab sie sich freier, da sie erster Klasse fuhren und ein Coupé für sich erlangt hatten.

Der Rechtsanwalt schien etwas im Kopf mit sich herumzutragen. Endlich, nachdem er eine Weile mechanisch ein Fensterband durch die Hand gezogen, warf er einen halb scheuen, halb bittenden Blick auf Lydia und sagte: „Wir werden diese Nacht in Dresden zubringen.“

Sie richtete verwundert über den Ton seiner Worte den Kopf auf: „Ich finde darin nichts Befremdliches. Ich fahre nachts nicht gern, nicht einmal in einem Schlafwagen.“

Er sah ein paar Augenblicke vor sich nieder, dann meinte er mit erzwungener Festigkeit: „Sei mein Gast.“

„Wieso? Warum? Weil du dort wohnst?“

„Bei mir; in meiner Wohnung.“

Sie lachte belustigt auf. „Ein drolliger Einfall!“

Nun war er mutiger. „Ja, ja, thue es. Ich möchte dich Probe sitzen sehen als Hausfrau bei mir. Du würdest mich sehr, sehr glücklich damit machen.“

„Von der Hausfrau ganz abgesehen — wie komisch: ich eine Hausfrau! Deine Hausfrau ... Nein, das geht doch nicht ... Ich muß mir das erst zurechtlegen, so ohne weiteres will mein Gefühl da doch nicht mit. Die Leute werden mich für eine Dirne halten, und wir provozieren einen Eclat. Oder stehst du in einem Rufe, daß du das wagen darfst, mein Freund? Ich meine, ohne deinen Ruf noch schlechter zu machen, als er schon ist? Ich hasse alles, was nach Schmutz aussieht.“

Er hatte sie ausreden lassen.

„Höre mich an,“ sagte er flehend. „Wir kommen so spät an, daß, zehn gegen eins zu wetten, im Hause alles dunkel ist. In meiner Wohnung ist kein Mensch; dicht neben dem Hause eine Droschkestation. Wir fahren von der Bahn in geschlossener Droschke hin — du verschleiert —; wenn es sicher scheint, daß wir unbeobachtet meine Wohnung ersteigen können, so thun wir's. Ich verpfände mein Ehrenwort, daß ich früh für rechtzeitiges Aufwachen Sorge, um ohne Aufsehen zu den Nachtdroschken gelangen zu können.“

„Aber das Gepäck? Wie wollen wir Toilette machen?“

„Für das Unentbehrlichste ist oben gesorgt — behilf dich diese Nacht, Lydia — es wäre süß. Ich wohne weitläufig genug, daß wir nicht geniert sind, und ich denke, daß meine Wirtschaftlerin bei ihrer Abreise die Wohnung in gutem Stande hinterlassen hat. Willst du?“

Sie hüftelte ein wenig, und es zuckte um ihre Lippen, verstoßen heiter. „Das giebt so ein Abenteuer, wie es sich eine leichtsinnige und phantasievolle Frau nicht entgehen lassen würde. Für mich ist die Sache etwas deplaciert. Aber — wenn ich dir einen sehr großen Gefallen damit thue ...“

Er riß ihre Hand an sich und küßte sie stürmisch. Dabei schüttelte sie den Kopf. „Ich versteh dich nicht, Bester. Du bist auf schmale Ration gesetzt, mehr als gute Freundschaft giebt es nicht, und du präparierst dich mit Gefühl und Phantasie immer unkontrollierter auf das bekannte große Menü. Das imponiert mir recht wenig, offen gesagt. Leute, die im Stande sind, sich selber etwas weiß zu machen, haben für mich immer etwas Inferiores an sich.“

Der Rechtsanwalt schlug rasch einen unbefangenen Ton an. „Aber nein doch — ich weiß ganz genau, woran ich bin; ich mache mir nichts weiß, ich spiele mir nur eine Komödie vor, um mich für die geizige Wirklichkeit so gut wie möglich zu entschädigen.“

Sie sagte nichts, zog nur die Brauen hoch, und ein Blick, mit Ironie und Mitleid gefärbt, streifte ihn. Frau Lydia Anders war nicht zu täuschen. Erst nach einer Weile — sie hatte inzwischen zum Fenster hinausge-

sehen — meinte sie gleichmütig: „Nun, wir werden ja sehen.“

Der Rechtsanwalt war glücklich. Der Gedanke, die geliebte Frau heimlich als Hausfrau in seine Häuslichkeit einzuführen, wärmte ihn wonnig, goß seiner matten Zukunftshoffnung Blut in die Adern, machte ihn ganz übermütig. Wenn sie die Situation kostete — vielleicht schmeckte sie ihr. Er hatte ja keinen sehnlicheren Wunsch als diesen!

Er wollte für die kommenden Stunden ganz vergessen, daß sie von einem Rätsel umgeben war, ohne dessen Lösung all seine Hoffnung in der Luft schwebte. Wah — wer sie auch war, wie ihre Verhältnisse auch lagen: irgendwie ließen sich alle Schwierigkeiten lösen, wenn sie nur wollte.

Die Zeit verging, die zunehmende Beleuchtung draußen kündete die Nähe der großen Stadt. Endlich ...

Das Gepäck war rasch deponiert, sie stiegen in das Innere einer geschlossenen Droschke und fuhren — fuhren — Und nun hielt die Droschke, und sie kletterten hinaus. Wer weiß, wie oft der Glückliche die kleine Hand geküßt hatte, die sich ihm im Dunkel nicht entzogen!

Die Straße war tot bis auf vereinzelte, fern schallende Menschentritte; das Haus dunkel. Der Rechtsanwalt lohnte den Kutscher bei der Wagenlaterne ab und schloß auf. Bündhölzer mußten leuchten, wie sie da lächelnd, schweigend über die dicken Läufer treppauf schlichen. Ein älteres Haus, von vornehmen Verhältnissen. Und dann eine Doppelthür im zweiten Stock — dahinter ein geräumiger Flur, der Rechtsanwalt entzündete eine Gasflamme und im Zimmer, das sie betraten, eine Gaskrone mit drei Flammen; er zeigte auf die Fenster: „Die Jalousien sind undurchsichtig.“ nickte er glückstrahlend, indem er vom Stuhl herabstieg. „Und, Lydia!“ rief er, die Arme ausbreitend, „meine Hausfrau, sei willkommen.“

„Etwas leiser, wenn ich bitten darf,“ sagte sie lächelnd, trat von ihm zurück, nestelte an ihrem Schleier und nahm diesen und darauf den Hut ab. „Nun vernünftig, mein Freund, sehr vernünftig. Jetzt kommt die Probe drauf. Im übrigen: wir haben, fürchte ich, eine große Thorheit begangen; ich habe näm-

lich argen Hunger. Wir hätten uns im Bahnhofsgelände etwas zu essen geben lassen sollen.“

Er schlug sich vor den Kopf. „Ich Unglücklicher; verzeih, ich hätte dran denken sollen. Wenn ich mit diesem Kopf plaidieren sollte, einen Schriftsatz diktieren ... Geduldige dich, ich schaffe in spätestens einer Viertelstunde ein leidliches Abendbrot.“

„Um diese Zeit? Und ohne Aufsehen?“

„Ja. Laß mich erst alle Räume erleuchten, dann gehe ich.“

Sie folgte ihm nicht, stand einen Augenblick, sich flüchtig umsehend, im Reiseanzug, wie er sie auf dem Dampfer kennen gelernt, nun ging sie dran, ihren Staubmantel abzulegen. Die klugen, strahlenden Augen blickten gleichmütig, ohne jede Spur von Befangenheit. „Einstweilen sieh dich um, du geliebte Frau,“ sagte er zurücklehnend. „Ich beeile mich nach Möglichkeit.“

Und sie lachte. „Du bist leichtsinnig; ich bin ja eine Hochstaplerin und werde dich jetzt bestehlen.“

„Thu's!“ rief er unterdrückt im Abgehen; „ich nehme dir nachher alles wieder ab, denn du kommst nicht aus dem Hause ohne mich.“

Frau Lydia durchschritt die einzelnen Räume: eine elegant eingerichtete Familienwohnung, über den Junggesellenbedarf hinaus. Alles deutete auf Geschmack und gute Verhältnisse. Empfangszimmer, Salon, Esszimmer, zwei Schlafzimmer, das eine warm und wohnlich, in dem das große Bett wie eine Dekoration stand, das andere mit zwei Betten — sie wußte schon, daß der Rechtsanwalt zuweilen auf länger Besuch von seinen Eltern bekam. Soweit reichte die Beleuchtung. Lydia kehrte in den Salon zurück, legte sich auf den bequemen Divan dort, die Hände unter dem Kopf, schloß die Lider. Sie fühlte Müdigkeit. Manchmal schlug sie die Augen groß auf, Gedanken dahinter, die kein Zug in ihrem Gesicht ahnen ließ.

Eine Droschke hielt auf der Straße, bald darauf klappte und klirrte es — als der Rechtsanwalt eintrat, ein Paket im Arm, richtete sie sich empor. „Ich hätte den Tisch herrichten können,“ sagte sie, „aber du hattest vergessen, in der Küche Licht anzuzünden.“

Er war froh erregt. „Komm,“ lachte er, „wenn du dich auf diese Sache verziehst.“

Sie gingen in die Küche, Lydia wurde munter: „Siehst du, ich bin ja davon entwöhnt, bin wohl auch verwöhnt, aber ich weiß noch, wie eine Küche aussieht und was darin zu holen ist.“

Er ließ sie hantieren, stand händereibend, nachdem er ihr auspacken und suchen geholfen. Kalter Aufschnitt, Delikatessen in Aspik, Brötchen, Butter, eine Flasche Heidsieck-Monopole.

„Wo hast du das alles bei nachtschlafender Zeit aufgetrieben?“

„Bei einem Koch, kleine Frau,“ nickte er.

„Kennt er dich?“

„Natürlich — das macht aber nichts, ich bin auf der Durchreise.“

Sie trugen alles hinüber, und Lydia aß mit sichtlichem Appetit, der Rechtsanwalt zaghast; erst als sie satt war, machte er sich über den Rest: „Morgen soll gut Wetter werden.“

Sie stießen an, tranken — etwas wie Schaumstimmung wurde zwischen ihnen, und doch konnte er fühlen, daß Frau Lydia auf Wache war.

„Gefällt dir's denn ein bißchen hier — Süße, Entzückende, Meine — komm doch — regiere doch hier: mich — um mich — für mich ... Mein Gott, es wäre fast zu viel des Glücks ...“

Sie schüttelte langsam den Kopf. „Mein armer Freund, ich will bloß wünschen, daß du mir nicht gar zu sehr zürnest, wenn du auch den letzten Hoffnungsrest verlöschen siehst. Ein bißchen von Schaum — das lohnt, mehr ist vom Übel. Sich in keine Abhängigkeit geben, sich ganz ungebunden halten, das ist das einzige, was dauernd glücklich macht ...“

„Ach, was für ein Glück ist das ...“

„Doch, das dauernde Glück ist das einzig wirkliche Glück. Außer ihm giebt es wohl Genüsse; die Unmäßigkeit, die sich selber aufgibt, sich ganz an den Genuß verliert, genießt da am vollsten. Mir ist das zuwider, es ist tierisch.“

„Aber die Ehe ...“

„Die Ehe — o, die umfaßt zweierlei ganz Verschiedenes. Der erste Teil ist eine Tragödie, die Tragödie der Liebe. Sie giebt das keine Maß auf, um voll zu genießen, das büßt sie, denn sie stirbt. Dann feiert

sie Auferstehung und heißt Freundschaft. Der erste Teil ist aus meinem Leben gestrichen, für den zweiten brauche ich keine Ehe.“

„Aber wenn alle so dächten, stirbt die Menschheit aus. Haben deine Sinne nie gesprochen, Lydia?“

Sie sagte: „Ich habe keine Vergangenheit für dich,“ und trank hastig aus. „Nicht so trübselig, mein Freund! Jetzt wird aufgewaschen, damit deine Haushälterin keinen Verdacht schöpft; du mußt helfen.“

Sie räumten das Geschirr in die Küche, Lydia machte über das Wasser heiß und säuberte, während der Rechtsanwalt von ihr angestellt wurde, um abzutrocknen; und dieser bemerkte, wie sie mit einer Umsicht und Vorsicht disponierte, damit das lustige Intermezzo keine Spuren hinterlasse, die auf hervorragende Veranlagung zur Geheimnisträmerei, wenn nicht auf große Übung in ihr deutete. Es berührte ihn das fast peinlich. So beherrscht in merklicher Müdigkeit!

„Aber nun zur Ruhe. Und nicht verschlafen, bitte!“

„Wo willst du schlafen?“ fragte er, und seine Stimme klang heiser. „Ich für mein Teil werde mich mit dem Divan im Esszimmer und mit einer Decke behelfen.“

„Ich werfe mich so, wie ich bin, auf irgend ein Bett; ich bin in der That müde.“

Er löschte das Licht in der Küche, folgte ihr in das Esszimmer. „Entschuldige einen Augenblick!“ — und er ging alles Licht löschen, nur in seinem Schlafzimmer schraubte er es bloß zum kleinen Flämmchen herab. Mit einer Decke im Arm kam er zurück, warf sie auf den Divan. „Einen Moment setze dich noch, Lydia.“

„Warum das?“

„Nur einen einzigen Moment!“

Sie setzte sich kopfschüttelnd auf den Divan, ihr verstohlener Blick beobachtete ihn scharf. Und er stand schwer atmend mit flirrenden Augen vor ihr.

„Lydia!“ knirschte er unterdrückt und sank zu ihren Füßen in die Knie, nahm ihre Hände, die sie rasch abwehrend vorstreckte, drückte sie auf ihre Knie nieder und barg sein Gesicht darauf. „Ich weiß nicht, wie ich meine Besinnung zusammenhalten soll, ich bin halb wahnsinnig — laß mich fünf Minuten so liegen.“

„Fünf Minuten,“ sagte sie eifrig nüchtern. „Meinethalben auch das. Aber benutze sie gut, um dich zu ordnen. Von diesen fünf Minuten wird es abhängen, ob wir unsere Reise gemeinsam fortsetzen oder nicht.“

„Du bist hart —“ murmelte er und suchte in leidenschaftlicher Spannung; „ich bin nur ein Mensch —“

„In solche Lage dürfen wir uns nie wieder bringen, mein Lieber,“ entschied sie weicher, nahm eine Hand vor und legte sie ihm auf den Kopf, ein wenig das Haar streichelnd. „Zu deinem Besten nicht. Wenigstens wirst du jetzt die Überzeugung gewonnen haben, daß ich meiner sicher bin, armer Freund.“

Er lag still, ballte die Fäuste; zuweilen überließ ihn ein Bittern.

„So,“ meinte sie endlich festen Tones, mit leiser Ungeduld. „Nun steh auf! Ich wünschte, der Herr Strindberg wäre unser Zeuge hier, der uns Weiber für minderwertige Teufel hält, nur dazu da, um die Männer zu verderben. Ich für mein Teil wenigstens habe umgekehrte Erfahrungen.“

Der Rechtsanwalt erhob sich, wandte sich ab, preßte die Hände aufs Gesicht und ließ die Arme dann schlaff sinken. „Gute Nacht, Lydia,“ sagte er dumpf.

Ein flüchtiges Lächeln glitt über ihr Gesicht, verstohlen, rasch erlöschend, und dieses Lächeln hatte deutlich etwas Diabolisches, etwas wie von einer rachsüchtigen Genugthuung an sich. Dann sah sie wohlwollend befriedigt aus, während sie den Kopf hob. „Ich habe eine Belohnung für dich, mein Sieger,“ sagte sie.

Er fuhr herum, sah, wie sie ihm das schöne, vergötterte Gesicht herüberhielt — mit einem unterdrückten Jubelschrei that er zwei Schritte, um sie in die Arme zu schließen, aber sie hielt die ihrigen weit vor die Brust zur Abwehr: „Küsse mich, aber artig!“ Und als sie doch nicht ganz wehren konnte, daß er sie umfaßte, warf sie den Kopf auf die Seite.

Er ergab sich. Langsam wandte sie ihm das bleiche Gesicht wieder zu, hielt ihm den Mund hin, und er pflückte Küsse wie einst im Wagen auf der Nachtfahrt vom Jordansee nach Misdroh, Küsse wie von Rosenblättern.

„Gute Nacht und rechtzeitig wecken!“

Damit schlüpfte sie in die Thür zum Nebenzimmer, und er hörte sie den Riegel umdrehen.

„Lydia!“ rief er ersticht, halb von Sinnen, und klopfte. Aber nichts antwortete als leise Tritte, raschelnde Geräusche. Und er deckte wieder das Gesicht mit der Hand und taumelte zu dem Divan.

* *

Hatte er in jener Nacht geschlafen oder nicht?

Zuerst sicher nicht. Wahnsinnige Pläne irrten durch seinen Kopf, ehe sein Blut sich beruhigte. Die Abfahrt verschlafen, sie kompromittieren — sie zwingen, seine Frau zu werden, um sich zu rehabilitieren ... Glückten, sie zurücklassen — lauter unsinnige, unmögliche Dinge. Dann fieberndes Versinken, hundertmal wieder aufwachen, nach der Uhr sehen ...

Er war wie zer schlagen, als er endlich die Decke von sich schleuderte. Also vorwärts! Ein Grauen vor dem ausgestandenen Martyrium lag ihm in allen Gliedern, ein Grauen davor, daß es wiederkehren könnte, preßte ihm das Hirn zusammen ...

Mit einer dumpfen Ernüchterung hatte er geklopft: „Lydia, es ist Zeit.“

„Ja, ich komme. In wenigen Minuten.“

Unter der Wasserleitung in der Küche hatte er sich den Kopf gekühlt, mit einer kleinen Taschenbürste oberflächlich das Haar geordnet. Verschlafen anmutig war sie ihm entgegengetreten: „Guten Morgen, mein Freund! Und husch, daß wir weiter kommen. Hast du noch etwas vor der Wirtschaftlerin zu verbergen, so thue das.“

Dann leise die vom Morgengrauen schwach erhellte Treppe hinab, auf die öde, grauende Straße, den schlaftrunkenen Kutscher auf dem Bock geweckt und fort zur Bahn.

Sie nahm dort mit solchem Appetit das Frühstück, so unbefangen, war so munter geworden!

Er äugte unruhig bis zur Abfahrt, in Sorge, einen Bekannten zu sehen: lauter fremde Gesichter.

In dem Coupé schloß sie ein, den Kopf auf seine Schultern gesenkt ...

Sie hatten noch in Basel übernachtet, jetzt waren sie in Montreux einlogiert, in einem russischen Hotel mit ausgezeichnete französischer Küche. Lydia hatte gerade dies ausgesucht, um möglichst unter Fremden und vor einer unerwünschten Begegnung sicher zu sein. Sie kannte Montreux ersichtlich ziemlich genau.

Der Verkehr des Paares blieb auf den alten Ton gestimmt. Sie hatten sich beide unter dem Namen Anders als Geschwister eingeschrieben, das gab ihnen ausreichend Bewegungsfreiheit. Im übrigen lehnten sie auch hier jede Annäherung von Mitgästen ab, streiften für sich in der Gegend, machten weitere Ausflüge.

Der Rechtsanwalt wechselte in der Stimmung. Seine Leidenschaft für die gefährliche, rätselhafte Frau war die alte, seine Hoffnung, sie zu gewinnen, hielt er krampfhaft fest, obwohl Lydia ihr mit keinem Schritt mehr als früher entgegenkam. Sie bewährte ihr erprobtes Geschick, ihn zu bändigen. Er hütete sich, die inneren Flammen für einen Ausbruch frei zu geben, warb nur und blieb dabei, die Zeit, die Beharrlichkeit müsse ihm zum Siege über sie verhelfen. Ein stetes Werben mit wechselnden Stimmungen, mit Geist und mit Wiß, mit Melancholie, mit Wärme und lyrischem Schwunge; nur manchmal hatte er es satt. Dann war er kalt, ironisch, verbittert.

Wenn er melancholisch war, langweilte sie sich, wurde ungeduldig, dann kam's wieder, daß sie einen roten Kopf bekam und unliebenswürdig ward, wohl auch aufbrauste. War er kühl, so beobachtete sie ihn, scherzte — als ob sie Fühlfäden ausstreckte, ward weich und warm, mit einem mädchenhaften Ausdruck im Wesen.

Dann war er gefangen.

Es war heiße Zeit in Montreux, desto wonniger die Nächte. Sie gingen beide mit Vorliebe in den geheimnisvollen Terrassengängen des Hotels Beaurivage spazieren, er die Schlüssel zu den Booten drunten in der Tasche, fuhren auf der glitzernden Fläche, unter dem prunkenden Sternbaldachin des tiefen Himmels, in der schläfrig weichen Luft. Der Mond füllte sich: das gab traumhaft schöne Fahrten, wobei man das Ruder beiseite legte und, aneinander gelehnt, schwieg

— drüben die ungeheure, steile, dämmerig flimmernde Bergwand — ferne Schneeanpen — am Ufer der Franz von Lichtern, halb erstickte Musik ...

Eines Abends, noch in reichlicher Helle, promenierte beide Arm in Arm durch den Ort; sie kamen von Clarens her. Die Straße war ziemlich belebt: offenbar ein Zug angelangt, nach den vielen aufeinander folgenden gepackten Fuhrwerken zu urteilen. Promenierende Gruppen und Pärchen. Der größte Teil des Fremdenpublikums bestand in dieser Jahreszeit aus Passanten mit kurzem Aufenthalt. Bei einem Laden, an einem Tisch mit Auslagen, standen vier Personen und unterhandelten mit dem Ladenbesitzer.

Auf einmal zuckte Lydias Arm in dem ihres Begleiters, und sie machte sich mit einem Ruck frei. „Geh voraus ins Hotel,“ sagte sie hastig, „ich komme bald nach — ich sage dir nachher, warum. Geh doch, geh ...“ Sie entfernte sich rasch von ihm, stellte sich hart vor die große Scheibe eines Schaufensters, hinter der eine Ausstellung von Korsetts zur Besichtigung lud. Er ging unwillkürlich rasch ein Stück vorwärts; als er sich dann verdreht nach ihr umsah, gewahrte er, wie sie ihn übersehte mit den Augen verfolgte und ungeduldig mit dem Fuße stampfte.

„Hier giebt's jemand Bekanntes,“ jagte er sich. Es prickelte ihn, zu sehen, wer das sei — Himmel, da wußte ein Mensch um das Rätsel dieser Sphinx Bescheid, und in seiner nächsten Nähe! Wenn er zugriffe, gegen ihren Willen — hinter ihrem Rücken ...

Es wäre Va banque gespielt. Möglich, daß sie sich damit ausföhnte, aber nicht wahrscheinlich. Vielleicht daß diese wissende Person sich obendrein weigerte, ihm Auskunft zu geben.

Er ging weiter — mußte weiter gehen, durfte sich nicht einmal umdrehen mehr, denn sie beobachtete ihn. Aber wie er aufgeregter war, so dicht vor der Möglichkeit einer Aufklärung, mit diesem brennenden Verlangen danach ...

Er stieg endlich den Hügel zum Hotel hinauf, blieb vor der Thür stehen und wartete. Die vier Personen von dem Tisch voll Nippfachen her, die er im Verdacht hatte, ein älteres und ein jüngeres Paar, schritten endlich unten vorbei, in lebhafter Unterhalt-

tung: der ältere Herr blieb zwei-, dreimal stehen —

Von Lydia nichts zu erblicken.

Erst eine ganze Weile später kam sie an, raschen Gangs, wie eine Verfolgte.

„Hast du Bekannte getroffen?“

Sie zauderte. „Ja,“ sagte sie endlich mit einer Art von Troß. „Ich werde morgen früh von hier fortfahren.“

„Ohne mich?“

Ein forschender Blick streifte ihn. „Ich denke nicht.“

„Hast du ein Ziel?“

„Meinethalben den Vierwaldstädter See. Es ist ohnehin recht heiß hier. Meine Bekannten wollen länger hier bleiben, unser Verkehr wäre damit unterbrochen. Sie wollten mich durchaus morgen besuchen, aber ich habe vorgebeugt und gesagt, daß ich auf dem Sprunge stünde, abzureisen. Wir werden uns heute abend nicht mehr sehen, Lieber; ich bleibe auf meinem Zimmer und packe. Triff du inzwischen alle übrigen Vorbereitungen. Hast du genügend Geld von mir?“

„Vollkommen genügend. Ich denke auch, daß ich einen hübschen Platz für uns am Vierwaldstädter See weiß.“

„Desto besser. Für heut gute Nacht, mein Freund. Komm nicht zu mir, kümmere dich nicht um mich. Ich habe dein Wort darauf?“ Sie hielt ihm die Hand hin, und er schlug ein. Dann schritt sie, zerstreut mit dem Kopf nickend, rasch an ihm vorbei, die Treppe hinauf.

Als er beim Abendessen nach ihr fragte, hörte er, daß sie sich auf ihrem Zimmer hatte servieren lassen.

Am Morgen fuhren sie. „Es waren Verwandte von mir,“ gestand sie unterwegs. „Wir werden ihnen nicht wieder begegnen, denn sie befinden sich auf dem Wege nach Rom. Diese alten Beziehungen rascheln hinter einem wie ein dürreter Zweig, den man mit dem Kleiderfaume aufgelesen.“ Der Rechtsanwalt schilderte ihr eine Pension am Fuße des Rigi, abseits der Bahn, hart am See; dort hatte er früher einmal Bekannte begrüßt. Dicht dabei gab es um ein Wasserfällchen einen kleinen schattigen Hain, eine Seltenheit in der kahlen Seeumgebung. Ganz dicht geht der Fremdenstrom da vorüber, fährt bahnauf, und die Pension bleibt einsam.

Nun gut. Er wird von der Station aus zunächst allein hinfahren und zusehen, ob Platz frei ist und wer da wohnt.

Am Abend waren sie in der Pension einlogiert. Bruder und Schwester Anders, wie in Montreux.

Schon am zweiten Tage sah Frau Lydia unzufrieden aus. Der Rechtsanwalt, gewohnt, sie beständig zu beobachten, ihr jede Regung abzufühlen, ahnte, woran das lag.

„Wir sind deplaciert, Liebste — wie? Ich merke dir's an.“

„Ja. Das ist ein Gefängnis, zu eng, zu geschlossen. Mich ersticht es fast, mir fehlt das Gefühl der großen Welt — ich brauche Weite, Freiheit. Was hier ist, sind gewiß brave, gebildete Leute, aber ich denke nicht, daß man hier andere als die einfachste Haus-toilette machen kann. Alle diese guten Leute sparen, ich habe das deutliche Gefühl. Und sie sind so fürchtbar wohnhaft hier. Ich darf nur Gast sein, wenn ich mich wohl fühlen soll. Wohnen heißt auch sich binden!“

„Hm. Nun gut — so bleiben wir acht Tage und überlegen inzwischen; wenn dir eins der fashionablen Luzerner Hotels lieber ist ...“

„Ich glaube: ja.“

Er ging plötzlich ernst und still neben ihr. Nun wieder diese eiskalte Hand, die ihm ans Herz griff: sie will sich mit nichts binden. Immer dasselbe, das Ziel seiner Wünsche nicht um eines Schrittes Länge näher. Und er kann nicht ewig mit ihr in der Welt umherreisen, er hat einen Beruf und eine beschränkte Erholungszeit.

Und sie ist doch so süß und ihm so notwendig geworden — sein Atemzug, sein Gedanke; was dächte er, das nicht auf sie bezogen wäre! Ihr entsagen müssen, das ist wie ein Todesurteil.

Sie musterte ihn überseits. „Hast du Gründe, zu wünschen, daß wir davon absehen? Werde ich dir zu kostspielig? Ich bringe dir ein Opfer, solange wir beisammen sind, gern.“

„Nein — bewahre. Sei barmherzig und erinnere mich nicht an das, was du für unabweidbar hältst.“

„Aber deine Zeit ist doch ohne Zweifel bemessen ... Nun gut, denken wir nicht daran. Genießen wir, was diese Idylle hergibt.“

Die Abendtafel zeigte heut anfangs Lücken. Der fehlende Teil der Gäste kam später: man hörte schon draußen eine lärmende Heiterkeit; und aus ihrem munteren scherzenden Hin und Her ergab sich, daß sie zu Boot über den See gerudert waren, zur Buochser Nase gegenüber, die so steil aus dem See stieg. Da war aber doch eine Alm und ein Wirtshaus, und es gab dort einen weit berühmten Birnenmost, für den man schwärmen konnte.

Nach dem Essen gingen Lydia und der Rechtsanwalt hinaus an den See. Lydia wünschte die Stelle zu sehen, wo das Wirtshaus lag: dort, an einem Ende flachte sich ein grüner Fleck ab, mit einem Licht darauf.

„Kannst du sagen, wie lange man braucht, um hin- und zurückzrudern?“

„Ein paar Stunden jedenfalls. Hast du Lust?“

„Ein andermal.“

Sie saßen nachher in dem kleinen Hain mit dem schwächlichen, zischelnden, raschelnden Wasserfall und sahen den Himmel vollends über dem Pilatus verglücken, den eine Wolke krönte. Um sie war es sonst still.

„Es ist kühl,“ sagte Lydia auf einmal und schauerte zusammen. „Wärme mich!“

Er schlug rasch den Arm um sie. „Darf ich wieder einmal träumen, daß du mein bist? Und doch ist's Sünde, dich hier sitzen zu lassen, wenn du frierst. Wir sollten heim gehen.“

„Nein; ich bin heute so weich gestimmt, ich weiß nicht, warum. Ich glaube beinahe, ich könnte dir heute Geständnisse machen —“ Sie schauerte wieder, er fühlte es deutlich, so fest wie er sie umschlungen hielt.

„Thu's!“ rief er stürmisch. „Vertraue mir. Es klingt aus dir etwas wie verstimmte und zerrissene Saiten; muß das so bleiben?“

„Nein, nein, das ist ein Irrtum, in mir ist alles geordnet und fest ... Weißt du, was ich bedaure?“

„Nun?“

„Daß du nicht schlechter bist, als du bist.“

„Warum das?“ fragte er verblüfft.

„Das gehört auch zu meinen Geheimnissen ... Komm, es ist doch wohl richtiger, wir gehen. Mir ist nicht gut.“

Sie erhob sich, und beide schritten der Pension zu, der Rechtsanwalt mit wieder-

holten besorgten Fragen, auf die sie ausweichend antwortete.

Am Morgen darauf befand sie sich angeblich besser, aber sie hatte trübe Augen und war den ganzen Tag reizbar. Nach dem Abendessen standen beide wieder am Seeufer. Die Sonne war versunken, in der Landschaft deutete sich die Dämmerung an.

Lydia träumte in die Ferne. „Es lockt mich, das Licht da drüben hat etwas Faszinierendes. Ich muß erfahren, wie Birnenmost schmeckt, ich habe noch nie welchen getrunken.“ Sie trat in einen der Rähne, der bedenklich unter ihr schwankte.

„Ums Himmels willen — setze dich, bitte, bitte,“ rief er erschreckt. „Ich will die Ruder holen, wenn du wünschst, wir fahren vielleicht ein wenig spazieren.“

Er ging; als er mit den Rudern zurückkehrte, fand er sie im Rähne sitzend, den Kopf in die Hände gestützt. Sie schaute auf und erfaßte rechts und links den Vord, worauf er einstieg und sich zurechtsetzte. Leise plätschernd schnitt der Rahn die Wasseroberfläche, gemächlich tauchten die Ruder auf und nieder. Die Luft war lau. Lydia saß regungslos.

„Fahre ein halbes Stündchen hinaus,“ sagte sie endlich.

Er nickte und setzte kräftig ein. Beide sprachen wenig während der Fahrt. Die Dämmerung schritt vor, aber es wollte nicht so recht dunkel werden, und auf einmal bligte an der Silhouette des Bergkamms ein Funke: der Mond stieg herauf.

Eine friedliche Silbernacht. Sie beobachteten den letzten Dampfer, der von Fluelen herkam, wie er im Zickzack fuhr, um anzulegen, endlich nach Luzern hin kleiner ward, verschwamm.

„Eigentlich hat es etwas Unheimliches, so verloren auf dieser toten, ausdruckslosen Fläche zu schweben,“ sagte Lydia nach einer Pause.

„Man fühlt ein Ungeheures unter sich; wenn man unterginge, es verschluckte einen wie der Walisch ein Infusorium,“ nickte der Rechtsanwalt. „Ich denke, wir kehren um.“ Er hielt mit Rudern ein.

Lydia saß mit dem Rücken gegen die Buochser Wand; jetzt drehte sie den Kopf. Die ganze Wand war schwarzer Schatten,

und da, rechts, glänzte wie ein Stern das Wirtshauslicht.

„Welche Zeit ist's?“ fragte sie.

Er zog die Uhr. „Über neun Uhr.“

„Ah, fahren wir noch weiter. Meinst du, daß es noch angeht, die Fahrt bis zu dem Wirtshause drüben auszudehnen?“

„Wenn du wünschst — warum nicht? Ich halte es aus. Nur wird die Luft kühler, und du bist so leicht gekleidet. Du hast mir gestern Abend Sorge gemacht.“

„Nun, wenn mir schon nicht ganz wohl ist, so geht's in einem hin. Man muß die Feste feiern, wie sie fallen; wer weiß, wer morgen lebt?“

„Lydia — — ich kehre um!“

„Ich möchte weiter fahren,“ sagte sie nervös. „Wenn du umkehrst, kann ich's ja nicht hindern.“

Er setzte verlegt schweigend die Ruder wieder ein und fuhr weiter. Mit gleichmäßigem Auf- und Abtauchen verrann die Zeit; die dunkle Wand rückte näher. Sie warf ihren Mondschatten vor sich, die Grenze zeichnete sich scharf auf dem Wasser gegen das beleuchtete Silber ab; nun war diese erreicht.

„Puh!“ machte Lydia. „Hier ist's wirklich kühl.“

„Ich bin schwach gegen dich,“ sagte er zornig. „Ich hätte dich gegen dich selber schützen sollen. Nun ist's zu spät.“

Sie antwortete nicht darauf; saß in ihrem modifarbenen Kleide wie ein grauer Nebel in dem seltsam durchsichtigen Schattendunkel. Die Wand mit ihren Formen wurde immer deutlicher; ihr Fuß stieg glatt senkrecht aus dem Wasser, nacktes Gestein, erst ein gut Stück höher setzte etwas Pflanzenwuchs an. Der Rechtsanwalt steuerte geradezu darauf los.

„Ich fürchte mich,“ sagte Lydia, als sie kaum zwanzig Fuß davon waren. „Das ist etwas Starres, Grausames, Erbarmungsloses, diese steile Nachtzeit; sie gloht mich an wie ein Dämon. Fahre dicht heran, daß ich ihn ins Gesicht fassen kann.“ Und sie patzte dann mit einer Art feindseliger Wollust auf die Fläche, indem sie dem Rahn damit eine seitliche Lenkung gab. „Fühlst du auch dies Grausen, wie es lähmt?“

„Nein; nur die Verantwortung für dich. Gott sei Dank, daß dort gangbares Ufer kommt.“

Rechts, das Halbdunkle, war die Landungsstelle; ein vorgelagertes Stück Matte, das mit einem breiten Streifen schräg bergauf weiterkletterte. Ein undeutliches Etwas erwies sich beim Näherkommen als ein ins Wasser vorgebautes Schuppendach, und der Rechtsanwalt lenkte in das offene schwarze Maul desselben. Als Lydia in die Finsternis eintauchte, schrie sie laut auf wie in tiefer Angst. „Fahr hinaus — ich will nicht hier hinein — diese dumpfige Finsternis bringt mich um . . .“

„Aber Lydia — das scheint doch der Landungsweg zu sein . . .“

„Nicht, nicht — du bringst mich um.“

Erschreckt mühte er sich, das Fahrzeug rückwärts zu dirigieren. „So versuchen wir, ob wir nebeneinander landen können.“

Der Streifen Matte daneben schien zugänglich zu sein. Der Rechtsanwalt zog Bündhölzer aus der Tasche, und sie bestätigten das. Er stieg aus, die Kette in der Hand, nach ihm Lydia. Es gab da einen Pfahl, an dem er den Rahn befestigen konnte.

Er fühlte sein Herz bis zum Halse klopfen.

„Vorsichtig, Geliebte; ich leuchte, die Bündhölzer werden reichen.“

So tasteten sie sich durch das Mattengras aufwärts. Da war das Wirtshaus, ein Fenster erleuchtet. Nun that er ein paar Fodler, um sich anzukündigen.

Eine Frau mit einer Laterne, eine Art Nachtjackette um den Oberkörper gezogen, empfing sie. „Jesus,“ sagte sie, „wie kommen die Herrschaften denn jetzt daher. Wir wollten grad schlafen gehen.“

„Und wir wollen Birnenmost trinken!“ rief der Rechtsanwalt mit erzwungener Lustigkeit. „Meine Frau thut's nicht anders.“ Er schlug den Arm um die geisterblaße Lydia mit den tranken, fiebrisch glänzenden Augen und führte sie hinein. In der Stube oben begrüßte sie der Wirt mit gutmütig neugierigem Gesicht. Sie saßen, der Rechtsanwalt bestritt die Kosten der Unterhaltung mit den beiden Leuten.

„Na, wenn die Herrschaften noch nach Bignau heim wollen, da wird's Ihnen aber spät werden.“

„Wie wär's, wenn wir die Nacht hier blieben und früh zurücksühren, Lydia?“

„Nein, auf keinen Fall,“ versetzte sie hastig. „Wir wollen den Birnenmost mitnehmen und drüben trinken.“

Der Rechtsanwalt, die Wirtleute redeten vergeblich zu, Lydia blieb bei ihrem Willen. „Ich bin ein zu gut gezogener Ehemann, Frau Wirtin,“ rief schließlich der Rechtsanwalt lachend. „Da holen Sie nur ein paar Flaschen von Ihrem berühmten Most herauf.“

Er nahm dann die Flaschen, der Wirt ging mit der Laterne bis zum Strande hinaus und verabschiedete sich erst, als die beiden saßen und der Kahn Fahrtrichtung hatte. Schweigend ging's wieder in die Nacht hinein ... in das Mondlicht ...

Als sie bei der Pension landeten, zog der Rechtsanwalt die Uhr. „Um Gott, es ist ein Uhr,“ sagte er. „Nun aber zu Bett!“

„Ich habe Durst,“ entgegnete Lydia. „Und ich bin froh, daß wir die Fahrt hinter uns haben. Wir trinken noch Birnenmost; du hast auch eine Erquickung verdient, mein armer Freund.“

Sie mußten jemand wecken, um in das geschlossene Haus zu kommen: der Sohn vom Hause öffnete endlich mit verschlafenem Gesicht. „Gehen wir auf meinen Balkon,“ jagte Lydia oben.

Da saßen sie, den mond hellen See vor sich; der Rechtsanwalt entforste die eine Flasche. Ein mäßiger Genuß, aber die Flasche ward rasch leer. Sie tranken auch die zweite leer. Das ging doch ins Blut. Lydia sah den Freund mit geheimnisvollen, forschenden Augen müde an, und der trat neben sie und ließ sich aufs Knie nieder. „Du liebst mich,“ stammelte er und küßte immerfort ihre Hände, eine um die andere.

„Ich weiß es nicht — aber es ist ganz gleichgültig.“

„Nein, es ist nicht gleichgültig; du liebst mich, und ich lasse dich nicht.“

„Geh,“ sagte sie angstvoll und stieß ihn mit den Händen fort. „So dürfen wir nicht zusammenbleiben ...“ Und auf einmal brach sie in Schluchzen aus, schwer und qualvoll. „Ich bin ja so krank — ich weiß es jetzt. Vor allen Dingen laß mich wieder gesund werden. Laß mich allein, verfühndige dich nicht an einer Kranken. Du bist freilich ein Mann, das heißt: zu allem fähig ...“

Sie sprang auf; er erhob sich langsam.

„O nein,“ sagte er mit tiefer bebender Stimme. „Am wenigsten jetzt, denn nun glaube ich an das Glück. Gute Nacht, meine süße, süße Frau.“ In der Thür kehrte er sich noch einmal um. „Und wenn dir so schlecht wird in der Nacht, daß du Hilfe brauchst?“

„Ich habe einen Klingelzug bei der Hand, der nach unten führt.“

Der Rechtsanwalt schlief nach der Anstrengung und dem Getränk wie ein Toter. Als er aufwachte, merkte er erschreckt, daß die Sonne schon sehr hoch stand. Hastig kleidete er sich an; er wagte nicht, an Lydias Thür zu klopfen, vielleicht schlief sie noch; so ging er eilig hinunter frühstücken und fragte das bedienende Mädchen nach seiner Schwester.

„Das Fräulein will bis Mittag im Bett bleiben, ihr wäre nicht wohl.“

Bald darauf kam die Hausfrau herein: sie war bei Lydia gewesen. „Ich glaube, das gnädige Fräulein ist ernstlich krank,“ sagte sie. „Ich habe ihr zugeredet, am Nachmittag nach Luzern zum Arzt zu fahren, wir haben hier keinen ... Wir können auch schlecht hier jemand pflegen,“ fügte sie gewunden hinzu.

„Will sie denn das?“

„Ja. Zu Mittag will sie unten sein, Sie möchten sich bis dahin nicht um sie kümmern.“

Das Herz sank ihm. Was drohte da? Aber während er ziellos in der Umgebung schlenderte, fiel ihm ein: er wird ihre Pflege überwachen, ihren Verkehr mit der Außenwelt ... es ist kaum zu denken, daß bei einer ernsthaften Krankheit ihr Geheimnis völlig gewahrt bleiben kann.

Und sie kommt wirklich zum Essen — er hat sie an der Treppe erwartet. Wie sie sich zusammennimmt! Sie blickt ihm mit den tiefstehenden Fieberaugen entgegen, reicht ihm die Hand: „Es geht nicht gut. Wir wollen mit dem nächsten Schiff nach Luzern fahren; ich habe gepackt, packe du auch.“

Sie ist nichts als ein paar Löffel Suppe. Er ordnet rasch alles zum Abschied. Dann fahren sie in dem Planwägelchen, auf dem die heiße Sonne brennt und in dem sich ein Schock graue Stedtsiegen hin und her unter's Dach setzen, bis Wippen und mit dem menschenvollen Dampf weiter. Niemand

drauf, der sie kennt. Neu ist, daß Lydia zuweilen hustet.

Sie lassen sich in einem der Hotels am Bahnhofe ein Zimmer geben, und der Rechtsanwalt schickt um einen Arzt.

„Hoffentlich können wir hier bleiben,“ sagt er. „Man weiß ja, daß die Hotels Schwierigkeiten machen, wenn sie einen ernstlich Kranken beherbergen sollen.“

Lydia sitzt auf der Chaiselongue, im Meiseanzuge, noch den Hut auf dem Kopfe, und schweigt dazu. Sie ist unruhig, ihre Hände spielen nervös mit den abgezogenen Handschuhen, und sie wird abwechselnd blühend rot und graubleich. Der Rechtsanwalt betrachtete sie mit Besorgnis, während er auf und ab geht, ans Fenster tritt, zärtliche, tröstliche Worte hinwirft.

„Ich glaube, jetzt kommt der Arzt.“

Ein junger hübscher Mensch stellt sich als Doktor Scheuchzer vor. „Gnädigste fühlen sich krank?“ Sein Blick verliert sich überrascht, bewundernd in den Anblick der Patientin, die das Gesicht voll blühender Farbe hat.

„Ja, ich fühle mich unwohl und muß Fieber haben.“

Der junge Doktor fühlt zaghaft den Puls, läßt sich die Zunge zeigen. „Fieber, natürlich, und der Magen in Unordnung. Auf jeden Fall ins Bett, Gnädigste; versuchen wir's einmal mit Transpirieren, ich hoffe, das wird genügen. Ich werde Ihnen etwas aufschreiben ...“ Er reißt ein Blatt aus dem Notizbuche und schreibt.

„Sie glauben nicht, daß meine Schwester ernstlich krank ist?“

„Vorläufig ist kein Grund dazu. Ich werde mir erlauben, morgen nachzufragen. Vor allem, wie gesagt, ins Bett, Gnädigste“ — er küßte ihr respektvoll die Hand — „und: Wasserjuppendiät.“

„Der Narr!“ ruft Lydia dunkelrot, als der Rechtsanwalt die Thür hinter ihm geschlossen hat. „Er macht schöne Augen und Phrasen. Ich will einen anderen Arzt haben, einen alten, erfahrenen Arzt. Laß dir eine Adresse geben, wir fahren hin.“

Gleich darauf saßen sie in einem Wagen und fuhren zu dem alten Stadtarzt, den man ihnen genannt, fingen ihn auf der Treppe ab, im Begriff, Krankenbesuche zu

machen. Er kehrte mit ihnen um, ein Graukopf mit einer scharfen Geierphysiognomie, rauh und kurz angebunden.

„Kommen Sie in mein Zimmer, ich muß Sie untersuchen,“ entschied er im Wartezimmer. Lydia schien zu zögern, dann ging sie. In der Mitte des Wartezimmers verstand der Harrende jedes Wort.

„Ich trage ein dünnes Trikot über den Körper. Stört das die Untersuchung?“ hörte er Lydia sagen.

Und einige Zeit drauf der Arzt: „Sie haben eine gründliche Lungenentzündung, Verehrteste. Vier Wochen, sechs Wochen ins Bett, aber umgehend, wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist.“

Der Arzt kam allein in das Wartezimmer, während Lydia sich ankleidete. „Die Dame hat Lungenentzündung; Sie wissen, was das heißt. Wo wohnen Sie?“

Der Rechtsanwalt kämpfte mit einem Sturm widersprechender Empfindungen und Gedanken. „O — verzeufelt —“ Er nannte das Hotel.

„Ein Hotel ist nichts für die Dame. Privatwohnung, am besten Krankenhaus.“

„Ich werde es mit meiner Schwester überlegen. Wir rechnen auf Ihre Hilfe jedenfalls.“

Der Arzt gab einige Verhaltensmaßregeln und forderte rasche Nachricht über den Entscheid. Dann kam Lydia, bleich, entschlossen. Sie erfuhr, worüber gesprochen worden war. „Wir werden uns im Hotel entscheiden,“ sagte sie fest.

Sie fuhren wieder. „Arme, arme Geliebte,“ murmelte der Rechtsanwalt, faßte ihre Hand. „Also doch ernsthaft. Nur Mut, ich verlasse dich nicht, bis du genesen bist. Dann reden wir weiter.“

„Oder tot,“ murmelte sie dumpf hinzu.

„Nein, nein, das ist unmöglich. Das wäre das erste Mal, daß mich mein altes Glück im Stich ließe.“

Sie stiegen beim Hotel aus. „Geh voraus,“ sagte Lydia gebieterisch an der Treppe. „Ich will noch etwas fragen.“ Sie trat an die Portierloge. „Wann fährt der nächste Zug?“ fragte sie leise.

„Wohin?“

„Das ist gleichgültig.“

Der Portier überblickte einen Plan an der Wand. „In einer Viertelstunde, meine Dame.“

„Schön. In fünf Minuten, genau gerechnet, schicken Sie jemand, der meine Sachen nach der Bahn schafft. Mein Bruder bleibt und besorgt das übrige.“

„Geh sofort und suche ein Privatlogis, mein Freund,“ sagte sie oben.

Der Rechtsanwalt nahm seinen Hut, den er abgelegt hatte. „Es ist in der That das Richtige, Lydia. Ein Privatquartier und eine barmherzige Schwester. Auf Wiedersehen du Arme — du Meine ...“ Und er küßte ihr die Hand und verließ das Zimmer.

Sie stand starr, hinter ihm drein blickend, hörte seine Schritte zur Treppe verhallen ... Dann schlug sie die Hände vor die Augen.

* *

Der Rechtsanwalt, der erst nach einer Stunde zurückgekehrt, hatte sie nicht mehr vorgefunden, sie war mit dem Baseler Zug abgefahren. Was sie für ihn hinterlassen, war eine Summe Geldes und ein Willet:

„Wir werden uns niemals wiedersehen. Nimm beiliegendes Geld, das genügen wird, um die Verpflichtungen, die ich veranlaßt, zu decken. Wenn ich am Leben bleibe, so werde ich dir eines Tages schreiben. Bis dahin verschiebe ein abschließendes Urteil über mich.
Lydia.“

Leichenblaß hatte er das gelesen, ein geschlagener, verstörter Mann. Den ersten verzweifelten Wunsch, ihr nachzureisen, sie irgendwo einzuholen, hatte er als unsinnig aufgegeben; die Kühle ihres Abschiedsbilletts reizte seinen Stolz auf, erbitterte ihn.

So hatte er gezahlt, mit erfundenen Vorwänden aufgeklärt, sich bis zum Ende der Gerichtsferien im Schwarzwald vergraben und dann sich daheim mit frampshastem Eifer in seine Praxis gestürzt.

In einsamen Stunden kostete er den Nachgeschmack dieser Episode, so süß und so bitter zugleich, durch; grübelte und grübelte über dem Rätsel dieses reizvollen, ganz unverständlich seltsamen Weibes.

Er zürnte ihr nicht mehr, denn sein Gefühl war schließlich dabei stehen geblieben: sie hatte ihn geliebt. Irgend eine grausame

Notwendigkeit hatte sie von ihm getrennt. So resignierte er, ein stiller, trüber Mann.

Lebte sie noch? Oder war sie irgendwo der tödlichen Krankheit erlegen?

Eines Abends saß er innerlich zitternd, mit feuchten Augen vor einem Briefe. Der war aus Paris datiert.

„Mein teurer Freund!

Ich lebe. Indes mit diesem Briefe nahe ich dir wie ein Geist, der erscheint, grüßt und auf immer verschwindet.

Ich fühlte, daß ich dich liebte, daß ich schwach wurde, und das war gegen mein Programm. Ich darf und ich will keinen Mann lieben. Ich bin unter allen Umständen entschlossen, als abgelöstes Menschenatom durch die Welt zu fliegen; du glaubst nicht, wie reich an Genüssen die Welt ist, sobald man jener unheimlichen, den ganzen Menschen in Besitz nehmenden, Blut und Leben aufsaugenden Macht entsagen kann, die man Liebe nennt.

Diese nervenzerrüttende, verödennde, monotone Liebe! Diese nackte, brutale Entwürdigung des Weibes!

Wir geben, und ihr nehmt. Ihr seid eminent im Vorteil. Wir werden willenlos, ein Opfer mit gebundenen Händen, eine Beute; ihr vernichtet uns, um uns ganz zu besitzen. Ihr werdet ganz Wille, Übermacht, Ungeheuer. Unsere Persönlichkeit richtet dieser Dämon zu Grunde, damit ihr die eure damit ernährt. Die Liebe ist ein Kampf, in dem wir unter allen Umständen der verlierende Teil sind.

Bestenfalls werden wir Mütter. Was heißt das? Wir geben uns auf, um zu einer Anzahl kleiner Geschöpfe zu werden. Die Normalmutter ist ein unpersönliches Wesen.

Ich habe nicht immer so gedacht. Erst der Rückblick gab mir diese Perspektive. Heute steht das alles für mich unumstößlich fest, und ich habe Kraft genug übrig behalten, um danach mein Leben zu regeln.

Anfangs sehr lustig. Ich habe mit den Männern gespielt — ich sehe sie alle vor mir, die mit besüßlusternen Augen darauf bestanden, meine Sicherheit einzuschläfern, meinen Grundsätzen den Nerv zu lähmen. Wie viele meines Geschlechts hatten sie vor mir ruinieren helfen! Ich habe die gerächt.

Ich habe diese Raubtiere gierig werden lassen, bis sie blutunterlaufene Augen hatten. Auf einmal war ich fort, verschwunden. O, unsere Beförderungsmittel sind so wunderbar entwickelt!

Du warst der einzige, bei dem ich mich vergriffen habe. Du hast mir den Kampf zu leicht gemacht, das stimmte mich matt und mitleidig. Ich glaube, daß du einen weiblichen Zug im Wesen hast, dein Nehmenwollen sah wie ein Gebenwollen aus. Das Weib regte sich in mir: in jener Nacht, als wir den Most zusammen getrunken — wenn ich nicht so jämmerlich krank gewesen, ich war nie näher daran, mir untreu zu werden, als damals.

Es wäre ein Unglück für uns beide gewesen.

Ich will dir ein Bekenntnis machen, das mir hoffentlich ein sympathisches Gedenken sichert, indem es dein Mitleid weckt.

Ich trage einen Fluch mit mir herum. Das Schicksal hat mich von Geburt an mit einem Muttermal gezeichnet, so grausam häßlich, so burlesk, so ausdringlich groß, daß die Möglichkeit, es durch die Kleidung zu verhüllen, das wenigste ist, was beigegeben werden konnte, um es für mich erträglich zu machen.

Man hat mich als junges Mädchen verheiratet. In der Gesellschaft, der ich angehörte, sind äußerliche Verhältnisse für die Wahl ausschlaggebend. Der Mann, dem ich mein Vertrauen schenkte, war der Typus des Mannes: so kraftvoll, so egoistisch, so brutal wie irgend einer. Er vergewaltigte mich kurze Zeit wie eine Spinne ihr Opfer. Dann ignorierte er mich, dann mißhandelte er mich. Er brachte die Nächte außer dem Hause zu. Die Erbitterung über meine Schmach würgte mich, bis alles in mir nach Befreiung schrie. Ich griff zum Revolver,

drang in jene Räume, in denen er, ich weiß nicht mit der wievielten Maitresse, meine Ehre besudelte, und stand mit gespanntem Hahn fünf Schritte weit von ihm. Meine Hand zitterte nicht, mein Herz war voll eifriger Entschlossenheit. So schleuderte ich ihm seine Gemeinheit ins Gesicht ... aber ich schoß nicht.

Denn er sagte ein Wort, das mich entwasserte. „Du vergißt, wie ekelhaft du für einen Mann bist, meine Liebe. Es giebt keinen, der vor dieser Widerwärtigkeit aushält. Wenn du dich danach für berechtigt hältst, so schieß!“

Er hatte darum gewußt, als er mich heiratete; und doch — dennoch — er hatte recht.

Die Scham durchglühte mich, lähmte mich, ich ließ die Waffe sinken und schlich mich fort. Wir trennten uns.

Seitdem habe ich einen Ekel vor den Männern, einen Ekel vor mir selber.

Ich denke, nach dieser Beichte verstehst du mich.

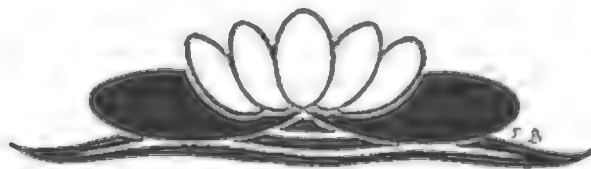
Ich kann dir — dem einen — dies schreiben; aber ich hätte nie geduldet, daß aus Anlaß meiner Krankheit du, meine Umgebung hinter mein trauriges Geheimnis gekommen wäre. Ich bin in vierundzwanzigstündiger Fahrt zu dem einzigen Arzt geeilt, der darum wußte; sicherlich mit Lebensgefahr.

Wenn ich sterbe — was verschlägt mir's? Lebe wohl; und nun für immer. Glaube, daß ich dir die reinsten und süßesten Glücksempfindungen meines Lebens danke.

India.“

Der Rechtsanwalt laß — laß wieder — drückte Küsse auf die großen kräftigen Buchstaben des veilschendustigen Schreibens.

„Arme India!“ murmelte er. „Arme India!“



Pracht in mattem Perlmutterglanz. Dabei aber hält die Natur in all ihrer verschwenderischen Pracht richtig Maß und wird eben darin und in Erzeugung der passendsten, herrlichsten Farbenverbindungen die Lehrmeisterin der Kunst. Jede Farbe, wenn sie ganz allein oder unbedingt vorherrschend auf unser Auge einwirkt, ermüdet uns mit der Zeit. Da thun dann dem Auge die Ergänzungs- oder Kontrastfarben so unendlich wohl. In solcher Zusammenstellung von prächtigen Kontrastfarben leistet die Natur Außerordentliches. Wie lieblich wirkt am Vergißmeinnicht das Goldgelb der Staubgefäße auf dem blaßblauen Grunde der Blumenkrone oder das Violett des Beilchens im gelblichgrünen Laubrahmen, wie herrlich das trübe Purpurrot der Nastanienblüten in Mitte der grünen Blattumgebung oder das Schwarz der Staubgefäße im Scharlachrot der Mohnblume! Wie hübsch ist überall das Weiß in der Natur den kalten, das Schwarz den warmen Farben zugefellt, wie belehrend, anregend, aufmunternd, erheiternd weiß die Natur durch ihre warmen, wie besänftigend und beruhigend wieder durch ihre kalten Farben zu wirken. Wie die Zusammenstellung von Kontrastfarben schön, angenehm zu wirken vermag, Kontrastfarben einander verstärken, die Nebeneinandergruppierung scharfender Farben zu vermeiden oder doch zu mildern ist, durch Zwischenschieben neutraler Farben besserer Eindruck erzielt werden kann, dafür bietet die Natur dem Künstler unzählige Beispiele. Wie herrlich wirkt in Natur und Kunst der Kontrast von Rot und Grün, wenn das Morgen- und Abendrot den laubgrünen Felsenhang umfängt, das Tiefgrün des wilden Weinlaubes allmählich in das Purpurrot der Herbstverfärbung sich kleidet. Und wenn erst in all diesen Farbenreichtum je nach Tag- und Jahreszeit mannigfaltige Bewegung kommt, bald sanft und leise dahinziehende Wolken, bald wieder stürmisch daherkommendes Gewölk Licht und Schatten in vielfältigster Form über die Landschaft verbreiten, der in zierlichen Windungen dahiniegselnde Bach, der glitzernde See, der breit dahingleitende Strom, der jäh herabstürzende Wasserfall, die ruhige spiegelglatte und wieder die stürmisch aufgewühlte See

Licht- und Farbenspiele wechselvollster Art vor unser Auge zaubern und der jährliche Zeitenwechsel uns immer wieder die herrlichen Schönheiten des Werdens und Ersterbens der Flora, das zarteste Gelbgrün des Lenzes, das volle Dunkelgrün des Sommers, das Hellgrün junger Saat, das Weißgelb, Rotgelb, Orellrot, Hell- und Tiefbraun des Spätherbstes, das Fahlgelb der Feldstoppeln, das Weiß des Winters schauen läßt, ist das nicht eine unererschöpfliche Quelle mannigfaltigster und wechselvollster Farbenspiele für den Künstler? Wir können hier nur ganz flüchtig an der Hand einiger zwanglos ausgewählter Illustrationen zeigen, wie reich, von ihren herrlichen Farbens Schönheiten abgesehen, die Natur an nachahmenswerten Formen ist, die seit langem schon und immer noch dem Künstler zum Vorbilde dienen.

An den majestätisch zum Himmel ragenden Kraftgestalten unserer Waldbäume, an den zart um den festen Holzleib sich schmiegenden, windenden und rankenden Stengeln emporstimmender Pflanzen, an dem vielförmigen Blätter- und Blütendetail der Pflanzenwelt bildete sich des Künstlers Formen Sinn. Ein paar Schritte über die Sommerwiege und am Waldestrand dahin, und wir haben im Nu vom einfachsten nadelförmigen und linealen Blatt bis zum vielfach gegliederten, zusammengelegten Blatte eine ganze Auslese einfacher und zusammengelegter, ganzrandiger, gekerbter, gezählter, gefälgter, gelappter, zerschnittener, nadelförmiger, linearer, eiförmiger, herzförmiger, nierenförmiger, runder, pfeilförmiger, spießförmiger, parallel-, fieder- oder handnerviger Blattformen vor uns.

Wie dankbare Motive bieten sich der Ornamentik in dem Stengel- und Blattarrangement verschiedener Pflanzen, in der Art, wie sich die Blätter dem Stengel anschmiegen, länger und kürzer gestielte, größere und kleinere Blätter sich zueinander gruppieren, malerische Vereinigungen bilden. Wie lange schon werden die zerschnittenen, mit stechenden Dornen besetzten Blätter des eben seines schönen Blattwerkes wegen viel kultivierten Varenklaus (*Acanthus mollis*) bei Kleiderornamenten, Denkmälern, Säulen nachgeahmt! Ist ja das Kapital der korinthischen





neben- und durcheinander all die Lianengewächse, so daß unser Auge einen bunten Anäuel von Laub und Stengeln, Blumen und Früchten schaut, ohne verfolgen zu können, wem diese Blüte, jene Ranke zugehört. Bald hängen die Lianen in blumendurchwirkten Guirlanden von Baum zu Baum, bald ziehen sie breite grüne Wände vor die Urwaldbäume hin, bald ranken sie sich in üppigster Wucherung in schönen Windungen um die Stämme zu den Wipfeln empor oder reihen sich zu förmlichen Laubengängen von Baum zu Baum zusammen oder hängen in duftigen schwebenden Gewinden von oben zu Boden. Jede einzelne Partie aus diesem farben- und formenreichen Lianenleben muß ja das Auge des Künstlers ebenso bannen und fesseln, wie sie den Naturforscher immer wieder zu bewundernder Schilderung begeistert. „Rubiaceen, Melastomeen, Bixaceen, Ulmaceen, Urticaceen, Alcanthaceen, Malvaceen drängen sich als Bäume und Sträucher durcheinander, und zwischen ihnen klettern zahllose Schlinggewächse. An feuchten Orten ranken sich Araceen bis in die Baumkronen empor; das prachtvolle *Philodendron gloriosum*, *Monstera pertusa* mit seinen riesigen, gefingerten, lederharten, glänzenden Blättern, *Spatiphyllum floribundum*, alles gute Bekannte, da sie nirgends in unseren Gewächshäusern fehlen. Das zarte Blattwerk von *Diterluzeien* ballt sich zu unentwirrbaren Anäueln zusammen, und von Baum zu Baum windet sich schlingender Bambus mit messerscharfen linealen Blättern. Dazu die Lianen der Neuen Welt: kletternde Palmen (*Desmoncus*), welche mit ihren rohrartigen Stämmen die Bäume umschlingen, klimmende Papilionaceen, vornehmlich *Machaerium*arten und Pfeffergewächse (*Piper*) in großer Artenfülle. Und schließlich noch das Heer der Schmarozer: epiphytische Orchideen, Bromeliaceen, darunter das hängende Moos, *Tillandsia*, welches in langen Bärten von den Baumzweigen herabwallt, Arongewächse, Akteen, Farne und Moose.“ So schildert Dr. Otto Bürger in seinen jüngst erschienenen „Reisen eines Naturforschers im tropischen Südamerika“ die Lianen und Baumschmarozer des Urwaldes am Magdalena.

Solcher herrlicher Lianen giebt es unter den Feigen, Wachsblumen, Winden, Gurken-

gewächsen, Bignonien, Schlingfarnen, unter den purpurblütigen Passifloraen und den Aristolochien mit ihren Riesenblumen, unter den Palmen, z. B. die indischen Rotangs, unter den Pandanen, Baumgräsern, Schachtelhalmern. Am reichsten sind Brasilien und die Antillen an herrlichen Lianenarten. Dann kommt das tropische Asien. Aber wir brauchen nicht in die Tropenländer zu gehen, um den Anblick formenschöner Lianen zu genießen. Welch reizenden Anblick gewähren auch bei uns die klimmenden Triebe der Alpenrebe mit den großen, blauen Blümenlocken, die hoch die Bäume und Wände hinaufwachsenden Kletterrosen, die wilden Weinreben, das üppig wuchernde Blatt- und Blütengeranke unserer Clematisarten, unseres Geißblattes, unserer Brombeere und Himbeere. All das sind ebenfalls Lianen, denn der Botaniker faßt als Lianen nicht bloß Schlingpflanzen mit ausdauerndem, verholztem Stamme auf, sondern alle holzigen oder krautartigen, klimmenden Pflanzen, deren Stamm fremde Stützen in Anspruch nimmt, um über dem Boden, der die Nahrung liefert, für das freie Ende Anhaltspunkte zu erreichen. Solche Lianen fehlen nur dem baumlosen Steppengebiet, dem baumlosen Hochgebirge und der Polarregion.

Wie schon dem schönen Worte „Liane“ poesievolle Bedeutung anhaftet, so ruft auch der Name „Lotos“ Mythen und Sagen einer zauberhaften Märchenwelt in uns wach. Früh schon haben Indier und Ägypter die Lotosblumen als religiöse Sinnbilder erwählt und in ihrer bildenden Kunst mannigfach verwendet. Doch auch unsere weiße Seerose und gelbe Mummelblume spielen in Sage und Märchen eine wichtige Rolle. Und in der That sind es herrlich schöne Pflanzen, um die es sich da handelt, die Seerosen mit den schönen, regelmäßigen, vielblättrigen Kreisen der weißen, wasserblauen, rosenroten oder gelben Blumenblätter, der goldgelben, reichen Staubblätterkrone, den an die Urnen und Krüge der Antike erinnernden Fruchtkapseln, den edelgeschwungenen, bogen- oder kreisförmigen Blättern, die sich meist so glatt und eben dem Wasserspiegel anschmiegen.

Zu prächtigster Geltung in der Waldflora kommen, wo sie üppiger auftreten, die Farne. Wie zum Ersatz für die Blütenlosigkeit hat

stehend, bald wieder kleine, geschlossene Bestände bildend, tragen sie nicht wenig dazu bei, den tropischen Charakter der Landschaft zum vollendetsten Ausdruck zu bringen. Wie oft hatte ich nicht im stillen mich gesehnt, mit eigenen Augen die Pracht der Farnwälder zu schauen, wie sie der australischen und neuseeländischen Region zukommen: nun nahm ein Farnwald uns in sein geheimnisvolles Zwielicht auf, der an wuchtiger Entfaltung der schwarzen stacheligen Stämme und an graziösem Schwung der gewaltigen Wedel seinesgleichen sucht. Die eigenartige Stimmung von Schwarz und Grün, untermischt mit dem Braun der abgestorbenen alten oder hirtenslabförmig gebogenen jungen Wedel, der charakteristische Duft und das durch die Fiederästchen gedämpfte Licht wirken fast zauberisch auf den unbefangenen Beschauer. Kein Palmenhain der Kokosinseln hat es mir so angethan wie dieser aus dem Adel der niederen Pflanzenwelt gebildete Bestand.“

Schließen wir unseren Überblick über herrliche Formen der Pflanzenwelt mit den Fürsten des Pflanzenreiches, wie sie Linné nannte, mit den Palmen, bei welchen ja das Aufwärtstreben in der Stillosigkeit des einfachen Stammes zu so vollendetem Ausdruck kommt. Eben diese plastische Einfachheit, die für den Palmstamm charakteristisch ist, die stolze Ruhe, mit der die vielfach gefiederten oder hundertfaltigen Blätter der Palmen in solcher Höhe vom Boden sich ausbreiten und nur langsam und eigentümlich einsilbig rauschend im Winde sich wiegen, verleihen den Palmen den Eindruck des Erhabenen, Stolgen. Als Fürstin unter diesen herrlichen Baumgestalten wird die *Lodoicea* gerühmt, eine wahre Wunderpalme mit riesigen Früchten, die sich aber nur auf der Seychelleninsel Praslin und ihrer Nachbarinsel Curieuse findet. Chun war überentzückt, als er zum erstenmal der gewaltigen Stämme dieser stolzesten Palme ansichtig wurde. „Die Wucht in der Entfaltung der Laubfächer, die Schönheit und Eleganz der Palme, ihre eigentümliche Beschränkung auf einen eng umgrenzten Distrikt und endlich der Sagenkreis, der sich um dieselbe gewoben hat: dies alles trägt dazu bei, daß derjenige, dem es vergönnt ist, diesen Wunderbaum zu sehen,

in begeisterte Erregung gerät. Man begreift wohl, daß Linné die Palmen als ‚Principes‘ bezeichnete und sie an die Spitze seines Systemes stellte.“ In reichster Entfaltung, weit verbreitet, oft weite Wälder bildend und wieder malerisch die Küsten säumend, tritt in der Tropenwelt allenthalben die Kokospalme auf. Reich an herrlichen Palmen ist, wie man den Schilderungen Bürgers entnimmt, der Urwald am Magdalena-Ström. Von den Küsten bis ins Innere herrscht die Kokospalme, dann an ihre Stelle tretend die stolze *Cocos butyracea* — „palma real“ nennt sie die einheimische Bevölkerung — mit ihren oft dreißig Meter hohen Stämmen über den Urwald hinausragend und ihn durch die Pracht ihrer Krone und die Majestät ihrer ganzen Erscheinung beherrschend, ferner die kleinere *Sehelia regia* mit noch üppigerer und stolzerer Blätterkrone, weiter prächtige, an zwanzig Meter hohe Fächerpalmen, welche mit einem einzigen Blatte eine ganze Familie beschirmen, die riesigen, bis dreißig Meter hohen *Cocos* und *Oreodoxa sancona*, begleitet von den Fiederpalmen der Attaleen, dann in gewaltiger Fülle stammlose, von Stacheln starrende Palmen, deren riesige Wedel fast undurchdringliche Dickichte bilden, weiter die Steinußpalmen mit acht Meter langen Wedeln, endlich die sonderbaren Stelzenpalmen, deren hoher Stamm auf einem Sockel von Luftwurzeln steht. —

Aber auch die Tierwelt bietet der Kunst, vor allem der Ornamentik manches dankbare Modell und manche Anregung. Wenn wir da von den graziösen Formen unter den schnellfüßigen Hirschen, Pferden, Antilopen, von manch anderer typischer Gestalt aus der Vogel- und Kriechtiervwelt absehen, sind es in erster Linie die schmuckvollen Kolibris, die herrlich gefiederten Paradiesvögel, die auffallend befiederten Leierschwänze, die farben geschmückten Prachtfinken und Fasane, die dem formsinnigen Auge wahre Wunderleistungen des Federschnittes, einen so feinen, zarten, bizarren Federnzierat zur Schau tragen, wie sich ihn die schwungvollste Phantasie nicht zu ersinnen vermöchte. Das sind wahre Federkaskaden, die sich da in kühnstem Schwunge üppigster Entfaltung, tollstem Gewirre und dabei buntestem Farben-



eine kleine runde Endfahne endenden Pendelfedern ist zwar vorherrschend schwarz, erglänzt und schimmert aber, je nach der Beleuchtung, in herrlichen blauen, grünen und anderen Farbentönen, die aller Beschreibung spotten, und soll ganz besonders prächtig aussehen, wenn er seine Brustbüschel aufrichtet und wie von einer weißen Wolke umhüllt erscheint. Beim Kragenparadiesvogel (*Lophorina superba*), der schönsten einem, hebt sich vom Tiefschwarz des Gefieders ein bronzeglänzender Mantelkragen und ein herrlich metallischgrüner Brustkragen, beide aufrichtbar, ab; die Nasen- und Bügelfedern erheben sich fahmartig; die stahlblau glänzenden Federn am Oberkopf, Nacken und Hinterhals sind vor dem Ende mit einer purpurfarbigen Binde geschmückt; auch die Deckfedern der Oberflügel, die Schwingen und Schwanzfedern sind stahlblau. Herrliche Vögel sind die Paradieshopfe (*Epimachus*), welche, von ihrer sonstigen Federn- und Farbenpracht abgesehen, mit prächtigen, langen, zerfaserten Seitensfedern geschmückt sind. Und noch scheint man nicht alle Arten der Paradiesvögel zu kennen, denn erst vor ein paar Jahren sind fünf bis dahin ganz unbekannte Arten lebend im Jardin des plantes zu Paris zu sehen gewesen, eine *Lophorina minor* mit prächtiger breiter Halskrause, ein *Epimachus Meyeri* mit sonderbar nach rückwärts gebogenem Schnabel, flügelartigen Achselepauletten und langem, adlerartig blauschimmerndem Schweif, eine *Astrarchia Stephanae* mit absonderlichem grauen Kopfsputz und kleinen, zurückstehenden, seidigen Büscheln an den Kopfseiten, die dem Vogel ein interessantes Relief geben, und die dem Prinzen Albert von Sachsen zu Ehren *Pteridophora Alberti* genannte Art mit gelbem Brustlatz und einem Paar langer, feiner, aus mehreren, äußerst feinen, weißblauschillernden Federn bestehender, wie elastische Hörner erscheinender Federbüschchen am Hinterkopfe. Das farben- und formenfreundige Auge des Künstlers kann da in einer unbeschreiblichen Fülle mannigfaltigsten Federnzierats und herrlichster Farbentöne schwelgen, besonders wenn sie am lebenden Vogel in ihrer ganzen Pracht, wie sie die Museums-exemplare nur ahnen lassen, geschaut werden kann.

Vielleicht nicht in phantastischer, bizarrer Ziergestalt der Federn, wohl aber was glitzernde, gleißende Farbenpracht des Gefieders betrifft, sind die Kolibri den Paradiesvögeln noch überlegen. Erregen schon die schimmernden und prangenden Bälge in unseren Museen oder auf den Hüten der Modedamen unser Entzücken, wie funkeln und prunken diese Prachtleiber erst am lebendigen Vogel! Lebhaft schildert ein jüngerer Erforscher des tropischen Südamerikas das farbenprächtige und an Ornamentik reiche Kolibrigefieder, „prunkend in Gold und Rubin, einem Blau wie Lasurstein oder einem Violett wie Heliotrop, dem tiefsten Schwarz und reinsten Weiß. Und wo das Grün blieb, wurde es intensiver und strahlend wie Smaragden von Muzo. Nur bei den Prachtfinken und den großen tropischen Tagfaltern finden wir einen derartigen metallischen Glanz wieder wie bei den Kolibri, nirgends aber solche Töne und eine solche Abstufung von Tönen, wie die verschiedene Mischung von Grün und Gold und Purpur bei ihnen erzeugt. Alle Bronzen von der rotgelben bis zur Patina zeigen die Gefieder, aber glitzernd und strahlend. Die Farbentragstoffe, welche in dem männlichen Kleide auftreten, sind oft außerordentlich, aber sie haben die Wirkung prächtiger Geschmeide, welche blenden, jedoch zu jedem Gewande passen. Der Zierat ist überaus mannigfaltig. Manche Geschlechter führen einen schweifartig verlängerten Schwanz mit prachtvoll schillernden Deckfedern, oder die äußeren Federn verlängern sich ganz außerordentlich in fahle Stiele, die schließlich mit breiter Fahne endigen. Aller Putz und Schmuck gelangt erst zu voller Schönheit, wenn er entfaltet wird. Das geschieht, sobald das Männchen mit dem Weibchen kokettiert, aber auch bei dem Besuche der Blüten. Dann sträubt sich der Kopfsputz kerzengerade empor mit züngelnder Spitze, oder er breitet sich wie ein Fächer auseinander; ebenso spreizt sich der Schwanz, die Füße werden angezogen, aber die weißen oder farbigen Muffen werden hervorgepreßt, die, wenn ein besonderer Zierat fehlt, um so auffallender gefärbte Stirn nach vorn geneigt, so daß die Augen fast verschwinden. Nun kommen oft noch bisher verborgene Schönheiten zum Vorschein: prächtige Farben



leveriana), einer von Venezuela bis Peru und Bolivien und auch in den Gebirgen von Guyana verbreiteten Tanagride, ist das Gefieder schwarz und weiß gefärbt, Schwungfedern und Schwanz sind schwarz, auf den weißen Bauch fallen Fransen einer schwarzen Hemisette herab, über den weißen Rücken geht eine schwarze Kapuze, und weiße Spitzen zieren den Schwanz. Der drosselgroße „Pollo de monde“ (*Sericossypha albicristata*) ist sammetischwarz, mit großem rubinrotem Kehls- und Brustfleck und schneeweißer Haube. Die praktisch eingerichteten, hellen, lustigen und doch der Wärmeliebe so empfindlicher Exoten rechnungstragenden neuen Vogelhäuser der modernen Tiergärten führen uns immer öfter diese farbenprächtigen Vögel Südamerikas vor und erzielen, wo die Wartung in den Händen geschulter Wärter liegt, mit der Eingewöhnung dieser Exoten die besten Resultate. Besonders reich sind die Sammlungen der zoologischen Gärten zu Amsterdam, Antwerpen, Berlin und London.

Es mag dem Laien auffallen, daß bei fast allen diesen Prachtvögeln der bunte Farbenszauber sich auf das männliche Geschlecht beschränkt, während die Weibchen recht unscheinbar gefärbt erscheinen. Wie unansehnlich nimmt sich das gleichmäßig grüne, matt glänzende Federkleid des Kolibriweibchens aus neben dem glänzenden Brunkleid des Männchens. Wie grell sticht das prächtig feuerfarbene Hochzeitskleid des männlichen Orange-Webervogels, das Rot und Sammetischwarz des Oryx-Webervogels, das feurige Scharlachrot des Madagaskar-Webervogels von dem bescheidenen Bräunlichgrau oder Fahlbraun der Weibchen ab. Sollte man glauben, daß die blaß isabellfarbene, schwarzbraun gebänderte und gestrichelte Henne und der unten safranrote, oben goldgrün und schwarz gefärbte Hahn des Goldfasans mit dem hoch goldgelben Schopf fein zerchlissener Federn und dem orangerot und sammetischwarz gesäumten reichen Federtragen oder das oben einfach gelbbraune, dunkel gewellte, unten graue oder weißliche Weibchen und das auf dem Rücken, den Flügeln und am Schwanz mit schwarzen Zickzacklinien quer gewellte, sonst auf der Oberseite schön weiße Männchen des Silberfasans mit dem prächtig scharlachroten Gesicht, dem blauschwarzen

langen Federbusch am Scheitel und der schön blauschwarzen Unterseite Tiere einer und derselben Art seien? Dem Zoologen ist solcher Dimorphismus der Geschlechter wohl verständlich. Liegt es doch im Interesse der Erhaltung der Art, daß die Weibchen durch nicht auffällige Schutzfärbung, die sie feindlicher Verfolgung möglichst entzieht, gleichsam gepanzert seien.

Auch die Schmetterlinge bieten in Farbenpracht und Gestalt manche das künstlerische Auge erfreuende Formen. Gar manche Tropenfalter wetteifern nicht nur an Herrlichkeit der Farben mit den Orchideen, denen sie zukaufen, sondern auch in der Absonderlichkeit ihrer Formen. Man betrachte nur die barocke Gestalt des javanischen Falters *Papilio Coon*, der so recht zu den bizarren Orchideengestalten paßt. Wie grazios und schmuck erscheinen viele unserer Schwärmer, so der auf S. 425 abgebildete *Oleander-schwärmer* (*Sphinx perii*), bei welchem auch die mit einem Horne versehenen, meist sehr lebhaft gefärbten Raupen interessante Formen zeigen; wie zierlich die Flügelarabesken bei vielen großen Faltern des Auslandes, so bei den herrlichen Faltern der Gattung *Ornithoptera*, Tagfaltern, die in etwa vierzig Arten auf den Molukken, Philippinen, Neu-Guinea vertreten sind, deren drei, den *Pompejus* (*Ornithoptera Pompejus*, var. *Minos* [oben rechts]), den *Priamus* (*Ornithoptera* var. *Richmonda* [oben links]) und den *Neoptolemus* (*Morpho Neoptolemus* [unten]), einen der großen, glänzend gefärbten *Morphiden* Südamerikas, deren wir schon oben Erwähnung gethan haben, unsere Abbildung S. 425 darstellt.

Ganz besonders reich an Schmetterlingen ist Südamerika, das an Zahl, Verschiedenartigkeit und Schönheit seiner Schmetterlinge alle anderen Faunengebiete der Erde übertrifft, besonders die Waldregion der *Tierra caliente*. Was dem Urwalde, sagt Bürger, auch hier an Blüten abgeht, ersetzt reichlich die schillernde, bunte Pracht der Schmetterlinge, welche in verwirrender Zahl das sonnendurchleuchtete Halbdunkel des Urwaldes bis in das höchste Laubstockwerk beleben. Diese heiße Region ist das Reich der durch ihre grellen Farben, auf den Flügelunterseiten kaum weniger als auf den Oberseiten,





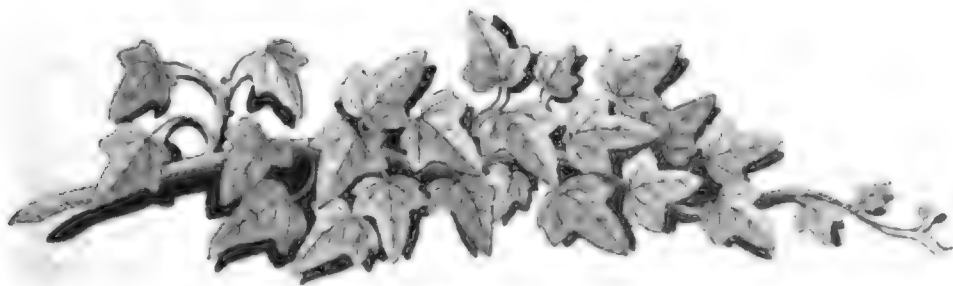


die Schale von *Navicula Wrightii*, rechts die vierstrahlige Schale von *Anlacodiscus mammosus*.

Auch die höher organisierten Brauntange, welche durchweg Meerpflanzen sind und deren einige über dreihundert Meter lang werden, zeigen manche zierliche Formen. Wir bilden auf S. 430 den Blättertang *Nereocystis Luthiana* des nördlichen Stillen Oceans ab, dessen einfacher, sehr dünner, über hundert Meter langer Stengel an seinem oberen Ende eine große birnförmige Schwimmblase und oberhalb dieser eine Krone sehr langer, schmaler Blätter trägt.

Nur eine ganz flüchtige Auslese zwanglos aus unermesslicher Fülle herausgegriffener Kunstformen, wie sie die ewig junge, schöpferische Kraft der Natur hervorzaubert, konnten wir hier geben. Nur wer angeregt in den Gegenstand sich vertieft, kann annähernd ermessen, wie zahllos die Menge herrlicher Farben- und Formenmotive ist, wie sie das Studium der Natur dem Künstler zur Nachahmung bietet. Schon die Erscheinungen und Körper der unorganischen Natur schaffen in ihrer mannigfaltigen wechselnden Gruppierung eine reiche Fülle des Schönen. Aber erst in dem Zusammenwirken unorganischer Naturgebilde mit den Schöpfungen der Organismenwelt, den Formen des tierischen und pflanzlichen Lebens kommen die Schönheiten der Natur zur vollen Geltung. Die Blume, sagt Goethe in seinen „Sprüchen in Prosa“, gewinnt ihren Reiz erst durch das Insekt, das ihr anhängt, durch den Tau, der sie befeuchtet. Kein Busch, kein Baum, dem man nicht durch die Nachbarschaft eines

Felsens, einer Quelle Bedeutung, durch eine mäßige, einfache Ferne einen größeren Reiz verleihen könnte. Goethe fährt fort: Es steht manches Schöne isoliert in der Welt; doch der Geist ist es, der Verknüpfungen zu entdecken und dadurch Kunstwerke hervorzubringen hat. Diese geistige, ideale Seite des Naturschönen zu voller Würdigung zu bringen, ist ja die hohe Aufgabe der Kunst. Freilich vermag weder ein Gemälde, noch eine Skulptur, und auch nicht die Dichtkunst zu wirken wie der dramatische Naturgenuss. Das ist, entwickelt Hallier in seiner „Ästhetik der Natur“, der unendliche Vorzug des Naturgenusses vor dem Kunstgenuss. Das schönste Gemälde, die schönste Skulptur ist unbewegt, so sehr es ihnen auch gelungen sein mag, einen Lebensmoment zu fixieren und darzustellen und so im Beschauer die Vorstellung von Bewegungen wachzurufen. Nie kann ein Gemälde oder eine Skulptur wirklich dramatisch werden, wenn auch eine Handlung im Bilde dargestellt wird. Es ist eben nur ein einziger Moment fixiert, und wenn man noch so lange vor einem Kunstwerk verweilt, man wird doch immer nur diesen einen Moment auffassen können. Die Natur dagegen ist in jedem Moment in Bewegung und Veränderung, sie ist immer dramatisch. Die Bewegungsformen und die Geräusche der Gewässer, alle durch die Lust hervorgerufenen Bewegungen und Geräusche, der Flug der Vögel und Insekten und hundert andere Bewegungen: das sind die Vorzüge der natürlichen Landschaft, die kein Pinsel wiedergeben kann und auch die Dichtkunst nur ganz unvollständig zu schildern vermag.



Ephedra distachya.



(Nachdruck ist untersagt.)

Herman Grimm ist am 16. Juni 1901, am Tage der Enthüllung des Berliner Bismarckdenkmals, dreundsiebzugsigjährig in Berlin gestorben.

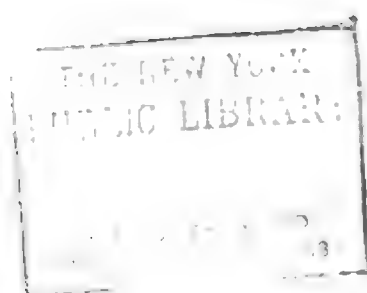
„Unser Gefühl beim Verluste eines Mannes, den wir kannten und liebten, hat wenig an sich von der Kenntnis seines Lebens, mit welcher uns spätere Biographen über ihn aufzuklären suchen,“ sagt er, als er einige Wochen nach dem Tode seines Vaters Wilhelm Grimm dessen Nekrolog schreibt. Es könnte auch die Frage sein, ob es wünschenswert wäre, daß Biographen bedeutender Männer diejenigen würden, die ihnen im Leben nahe oder doch unter dem Eindruck ihrer Persönlichkeit gestanden haben. Aber das Recht, von diesem Eindruck anderen Rechenschaft zu geben, wird ihnen niemand wehren.

Es giebt ins Große angelegte Naturen, die wir besonders zu messen versucht sind: nicht vom Ausgangspunkt ihrer Entwicklung bis zu dem hin, was sie erreicht, sondern in umgekehrter Richtung: von dem aus, wozu sie veranlagt schienen, zurück zu dem, was von ihnen geleistet ist. Sie schienen alles zu versprechen. Die Gefahr liegt nahe, daß man ungerecht wird, wenn man am Ende ihrer Laufbahn noch manches vermißt von dem, was ihrer Anlage nach ihnen als ihr Tagewerk bestimmt schien. Zu den Naturen gehört Herman Grimm. In der That scheint der landläufige Begriff der Entwicklung auf ihn kaum anwendbar. Die Höhe der Anschauung, der umfassende Ausblick, die gewaltigen Maße, die er den zu untersuchenden Erscheinungen entgegenbringt, sind ihm von Anfang an eigen. Es liegt etwas Divinatorisches in seiner Art. Der Mehrerwerb von

Kenntnissen scheint ihm nicht zur Gewinnung, sondern zur Bestätigung seiner Anschauungen zu dienen. Eine seiner frühesten Veröffentlichungen, sein Michelangelo, ist ein Wurf ins Große.

Der letzte Hauch der Blütentage von Weimar lag über Herman Grimms Persönlichkeit. Wenn er an Bettinas Seite auf der Bank vor dem Gartenhäuschen an der Ilm sitzt, auf der sie einst an Goethes Seite gesessen — die Wege mit Gras überwachsen, die Frucht der Reben, die dieser einst gepflanzt, am Wandspalier von niemand gepflückt, nichts verändert, alles wie eben von dem verlassen, dessen Gedenken ihre Seele erfüllt —, dann fühlen wir, wie unmerklich ihm das Erbteil dessen, was für Bettinas Kreis Goethe bedeutete, in die Hand gleitet. An den Kreis, für den zunächst Goethe vieles von seinem Besten schrieb, war Herman Grimm mit mehrfachen verwandtschaftlichen Banden gefesselt. Die Brüder Grimm gehörten dazu. Von wieviel Verehrung für den Gewaltigen in Weimar war er von Jugend an umgeben. Bettina selbst als alte Freundin des Hauses der Brüder Grimm, die dort am Rhein und Main hin und her gehaust hat, in Hanau, in Kassel, in Frankfurt bei der Frau Rat, hat er seinem eigenen Verständnis nach, lange bevor sie seine Schwiegermutter wurde, von Kind auf als eine Art Doppelgängerin seiner Mutter betrachtet, wie seinen Onkel Jakob als Doppelgänger seines Vaters. Seitdem sein Vater und Onkel nach Berlin übergesiedelt, seit 1841 bis zu Bettinas Tode, 1859, hat er sie, Reisen abgerechnet, täglich gesehen. „Ich würde nie aussprechen können, wieviel ich





ihr verdanke, oder den Reichtum dessen aufzuzählen vermögen, was ich in ihrem Hause erlebt und gelernt habe."

Mit einer Art von Notwendigkeit ist Herman Grimm auf Goethe gedrängt worden. Das gilt nicht nur als von etwas ihm Überliefertem, das gilt in gewissem Sinne von seiner Veranlagung, seinen Anschauungen. Für ihn vollzog sich der Werdegang der Menschheit in ihrer geistigen Fortentwicklung nicht in dem Anteil aller, in dem Vorwärtstreiben auch der kleineren Geister, die in stiller Arbeit den geistigen Besitz, den sie vorfinden, sich zu eigen machen, in bestimmtem Maße mehrten und den Nachfolgenden überlassen, sondern ihm gelten in dieser Entwicklung fast ausschließlich die Heroen. „Die Wenigen, aber die Unverwundlichen,“ sagt er einmal in seinem *Raffael*, „die ewigen Apfelbäume, die der ewig nachwachsenden Jugend, so viel Früchte von ihnen abgeschüttelt werden, jeden Morgen in vollen Früchten getreu wieder entgegenlachen.“ Die anderen dazwischen könnten fast fehlen, so interessant ist es, in den Planeten Licht und Kraft der Sonne sich bethätigen zu sehen. Er hat auch sie verstanden und zu werten gewußt, aber er sondert sie von den Säulen, die den Bau geistigen Wachstums tragen und es verbürgen. Homer, Dante, Michelangelo, Raffael, Shakespeare, Goethe treten zunächst hervor. Ihnen hat seine Lebensarbeit gegolten. Bei Michelangelo und Goethe ist er damit zum Abschluß gekommen. Die Arbeiten über Homer und namentlich über Raffael sind nicht das letzte, was er hier zu sagen hoffte. Eine Neubearbeitung seines *Raffael* beschäftigte ihn in seinen letzten Lebenstagen.

Für seine Anschauungen kommt ein Anderes, damit Verwandtes in Betracht. Es war ihm unmöglich, irgend ein Kunstwerk im weitesten Sinn, irgend ein Produkt der Phantasiearbeit — des Ausdrucks bedient er sich gern — an sich zu betrachten in der Erscheinung, in der es hervortritt und fortwirkt; er vermag es nur zu verstehen im engsten Zusammenhang mit der Person des Künstlers oder Dichters. Aus dessen Existenz geht es hervor. Ein Stück bleibt es vom Leben eines Menschen auch da, wo der Urheber danach ringt, diesen Zusammenhang zu verwischen und es darzustellen als dem

Allgemeinen, als rein der Menschheit angehörend, wie etwa Goethe in den Wahlverwandtschaften. Auch von Grimm gilt, was er selbst von Heinrich Brunn sagt: er nötigte den Marmor, ihm die Gedanken anzuvertrauen, durch die er zum Kunstwerk geworden. Grimm gedenkt selbst am Schluß seines *Raffael* des Einflusses, den nach dieser Richtung Guhls Künstlerbriefe auf ihn ausgeübt haben. Damit ist ein Standpunkt gegeben, welcher der Kunstbetrachtung im wesentlichen neu war. Damit aber auch die Anschauungsweise, die Grimm befähigte, sonderlich ein Interpret Goethes zu werden.

Das große Werk, an das er sich in seinem Goethe gewagt, ist wohl nie mit größeren Mitteln durchgeführt worden. Nur ein Geist, der gewöhnt war, in dieser „Höhenlust“ zu atmen, konnte, ohne am Zufälligen und Nebensächlichen hängen zu bleiben, mit so klarem Auge dieses Reich, auch in seinen Schattenseiten, umspannen, so in die Tiefe dringen, so zugleich uns ahnen lassen, daß hier noch endlose Adern Goldes der Gewinnung harren. In diesem Buch ist alles Leben, nicht in dem gewöhnlichem Sinne lebendiger Darstellung nur. Nein, was Goethe geschaffen, wir erleben es. Wir fühlen, wie er das Erlebnis aus seinem Innersten loslöst, wie es zum Stoff wird. Wir ahnen die Kraft, die nötig war, um alle diese Wesen, aus seinem Herzblut geschaffen, Iphigenie, Tasso, Meister, Faust, in das Symbolische zu erheben und sie zu Trägern der höchsten Gedanken der Menschheit zu machen. Von denen die an das Buch gehen, sind vielleicht wenige, die nicht auch zuvor Goethes Leben bis ins einzelne gekannt, denen nicht Frankfurt, Esenheim, Weplar, Weimar altvertraute Stätten waren; in Gedanken fügten sich die hehren Verse so oft wieder ineinander, einsam oder wenn ein Freund oder ein vertrauter Kreis teilnahm an diesem glücklichen Besitz. Niemand auch, der nicht all den Monographisten, Herausgebern von Briefwechseln und anderen Goethesforschern dankbar gewesen wäre für die Fülle, die sie geboten. Doch sind das alles einzelne Accorde nur, einem bewunderten Instrument entlockt; aber hier kommt ein Meister, der darauf gewaltige Melodien spielt und uns erst wissen läßt, wessen es fähig ist.

Aber auch innerhalb der geistigen Geschichte unseres Volkes hat Grimms Goethe seinen festen Platz. Seit der Zeit, wo zum letztenmal Goethe die Mitwelt mit seinen Gaben beschenkt, seit der nach seinem Tode erfolgten Gesamtausgabe des Faust, waren rund vierzig Jahre verflossen. Andere Mächte hatten, schon zu Goethes Lebzeiten einsetzend, versucht, neben ihm Platz zu gewinnen und dann ihn zu verdrängen: aus der buntschillernden Romantik manche, das junge Deutschland u. a. Es war schließlich ein enger Kreis, in dem die Sonne von Weimar niemals unterging. Wohl hatte dann die sogenannte wissenschaftliche Goethearbeit schon begonnen, riesiges Material ans Licht zu bringen, wohl hatten im Auslande sich Stimmen für Goethe erhoben, und namentlich in England waren theils interessante, theils überschwengliche Biographien entstanden. Aber im deutschen Volk war Goethe, abgesehen von jenen ästhetischen und Gelehrtenkreisen, trotz aller Berühmtheit vergessen. Er war nicht mehr die führende Macht, in deren Sinne sich Kunst und Dichtung vorwärts bewegten. Mit Grimms Goethe beginnt hier eine neue Zeit. Hier war der ungeheure Reichtum wieder aufgedeckt, hier waren die Quellen wieder geöffnet, die aus dem Reich, das den Namen Goethe trägt, unverjähbar in die Lebensadern unseres Volkes sich ergießen werden. Hier ward man des wieder inne, daß Goethe für die Jahrhunderte geschaffen, daß wir auf unübersehbare Zeiten über ihn nicht hinauskommen.

Und nun von dem edelsten Subjektivisten zu dem gewaltigen Volkssänger. Auch Goethe hat, wie in den Wahlverwandtschaften, so in Hermann und Dorothea und öfter, danach getrachtet, nur die Ereignisse reden zu lassen. Aber nie empfangen wir auch nur entfernt den Eindruck, den uns Homer in jedem Verse giebt, als habe, um ein Wort von Grimm zu gebrauchen, das Ereignis selber sein eigenes dichterisches Gewand um sich gesponnen. Freilich ist das nur ein Schein. Es ist für Herman Grimm keine Frage, daß die großen Epen das wohlberednete Werk eines Mannes sind. Wie man auf den Glauben hat kommen können, hier lägen die Zeugnisse einer gleichsam unwillkürlich dichtenden Volksseele vor, dafür sind

ihm beispielsweise Uhlands Gedichte eine Erklärung, die auch so rein losgelöst von der Person ihres Schöpfers sind, daß, wie bei Homer, einmal eine Zeit kommen könne, wo bei seinen Versen gar nicht mehr von ihm die Rede sei, wo er nur mythische Geltung habe. Homers Ilias von Grimm erschien zuerst 1890. Herrlicher ist Homers Dichtung, die Größe der Conception, die Melodie der Sprache wohl nie zum Bewußtsein gebracht. Hier lernt man atmen in dieser großen freien Welt. Es ist ein Kommentar, erinnernd an jenen aus Stein, an den Homerskopf im Museum von Neapel. Denn wer vor diesem unvergeßlichen Stück Marmor gestanden, dem geht eine neue Welt auf, der liest Homer anders.

Bei einer Natur wie Herman Grimm kann man eigentlich nicht fragen, wie er zu einer oder der anderen Richtung seiner Thätigkeit gekommen. Alles geistig Bedeutende lag ihm ganz naturgemäß nahe. Er bildet eine der seltenen glücklichen Ausnahmen von der uns Deutschen angeborenen Fachgelehrsamkeit. Er war an die Berliner Universität für mittlere und neuere Kunstgeschichte berufen. Was er gab, war immer allgemeinere Geistes- und Kulturgeschichte. Wer danach fragen will, wie er insbesondere zur Kunstbetrachtung, der doch wohl der Hauptanteil seiner Lebensarbeit galt, gelangt ist, der mag an die frühesten Lebenskreise Grimms erinnern sein. Die Wände im Hause der Brüder Grimm und der nächsten Bekannten beherbergten eine Reihe vorzüglicher Stiche, besonders nach Gemälden Raffael's. Er könne, sagt er an der obengenannten Stelle in seinem Raffael, behaupten, daß er im Anblick der gesamten Thätigkeit des großen Meisters aufgewachsen sei. Er gedachte dieses Umstandes bei der Erklärung dieser Werke hin und wieder und bemerkte auch, wie bedeutsam es für das Verständnis eines solchen Werkes sei, wenn man von Kind auf ein Verhältnis dazu gehabt. Aber noch bestimmter wurde er auf die Kunstbetrachtung hingewiesen durch seinen Oheim Ludwig, einen der Illustratoren der Märchen seiner Brüder. Der hatte ihm als Kind schon ein Bilderbuch meist aus eigenen Zeichnungen zusammengestellt. Im Hause dieses Oheims in Kassel wohnten dessen Brüder, als sie Göt-

tingen verlassen hatten, bis zu ihrer Berufung nach Berlin. Im oberen Stockwerk hatte der Oheim sein Atelier. Da waren die Wände bedeckt mit Skizzen und Zeichnungen, da waren viele Stiche Marc Antons und echte Handzeichnungen alter Meister. Da verbrachte der Knabe manche Stunde, sah voll Andacht dem Onkel bei der Arbeit zu und hörte dessen Erzählungen vom schönen Land Italien. Hier lernte er kennen, wie Kunstwerke zu Stande kommen, die Entwürfe, die Skizzen und endlich die Gemälde. Und so wenig er im einzelnen davon verstand, es durchdrang ihn hier nach seinem eigenen Geständnis das Gefühl vom ungeheuren Wert jener Reliquien und von der Wichtigkeit alles dessen, was Kunst und Künstlertum betrifft. Fortgesetzt wurden die Eindrücke, als die Übersiedelung nach Berlin geschehen war, in Bettinas Haus, die selbst nicht nur sich künstlerisch bethätigte — bekannt ist ihr von Steinhäuser ausgeführter Entwurf zu dem trefflichen Goethedenkmal im Weimarer Museum —, sondern die auch im regen Verkehr mit den damaligen hervorragenden Künstlern stand. Auch Grimms Verlehrs im kunst sinnigen Hause des Dr. Sturm während der Bonner Studienzeit ist hier zu erwähnen. Bekannt ist die innige Freundschaft, die ihn mit dem alternden Cornelius verband und die in einer Zeit, wo man den großen Meister nicht mehr verstand, manchen geharnischten Kampfsruf Grimms, besonders für die Martons zum Campo Santo, gezeitigt hat. Der vorzüglich von Grimm angeregte Gedanke, diesen großartigen Schöpfungen, welche, da die Domanlage Friedrich Wilhelms IV. nicht ausgeführt, heimat- und zwecklos geworden schienen, einen Zufluchtsort zu schaffen, gab den Anstoß zur Erbauung der Nationalgalerie durch Kaiser Wilhelm, dessen eigentlicher Kunstbeirat Grimm gewesen ist.

Die edelste und zugleich ausgereifteste Frucht seiner Arbeit auf dem Gebiete der Kunstbetrachtung ist Grimms Michelangelo. Bei Grimms Tode war davon die zehnte Auflage erschienen. Man könnte sich denken, daß eine Zeit käme, wo die Forschung über Michelangelo, die jetzt rührig an der Arbeit ist, im einzelnen zu gänzlich neuen und anderen Ergebnissen käme — nie würde dieses

Werk veralten. Diese gewaltige Natur, die das Höchste erstrebt und erreicht, was an ewigen Gedanken in der Linie, Form und Farbe aus totem Material gefügt werden kann, wird in ihrem innersten Sinn nie tiefer verstanden und nie auf würdigere Formeln gebracht werden können, als es hier geschieht. Ferner: auch in seinem Michelangelo hat Grimm ein Kunstwerk gegeben, das es um seiner selbst willen verdient, fortzuleben, auch wenn seine Voraussetzungen fielen und der Historiker darin zu kurz käme; doch das wäre leere Besorgnis.

Ungleich breiter ist der Unterbau für das Leben Michelangelos, als es bei Grimms Goethe der Fall gewesen. Wurzelte doch dieses Leben in den Zuständen einer unbewegten Zeit, die uns fernsteht und die in ihren verschlungenen Gängen einer Meisterhand bedurfte, sollte ihre Darstellung sich nicht ins einzelne verlieren. Die Kämpfe der Parteien in Florenz, die Intriguen am Sitz des Papsttums selbst, wie wahr spielt sich das vor unseren Augen ab. Diese wahninnig ehrgeizigen, blutbesleckten, fluchwürdigen und doch wieder so menschlich großen, genialen und lichtvollen Gestalten der Medici, der Borgia und all der anderen im Herzogsmantel oder auf dem Stuhle Petri, welche gigantischen Schatten werfen sie! Welch eine Kraft, in knappen Umrissen geistige Bewegungen zu schildern, etwa die Herausbildung und Entwicklung der Sprache und Litteratur und ihres wachsenden Übergewichts über die bildenden Künste, etwa die Politik des Papsttums oder den Gang der Reformation. Niemand wird sagen wollen, daß Grimm den treibenden Gedanken der Reformation hier in seiner Tiefe erfaßt habe; aber meisterhaft skizziert sind die verschiedenen Kreise, die sich in dem bunten Geistesleben Italiens gegenüber dem Auftreten Luthers und seinen Forderungen bilden, und die Art, wie in den welschen Landen der innerliche Gedanke zu einem rein politischen Faktor wird. Mitten in diesem Spiel der Kräfte steht der gewaltige Künstler, mit glühender Liebe an der durch die Medici gefallenen Freiheit seiner Vaterstadt hangend, aber doch von der Gunst der Großen getragen und zu den gewaltigen Aufgaben berufen, die seinen Ruhm begründen; unter der bunten Schar,

mit der ihn das Leben in Berührung bringt, doch einsam, auf sich selbst gestellt, weil ihn Niemand in der tiefsten Seele versteht und er mit dem toten Stein besser reden kann als mit den Menschen; denn der nimmt seine Gedanken willig an und spiegelt sie ihm wieder, wenn sich das Werk aus der umgebenden Masse zu lösen beginnt. In diese Gedankengänge des schaffenden Künstlers sich zu versenken, ihr Bedingtsein in dem umgebenden Leben der Zeit und wieder ihre Alles überragende Höhe und Kraft aufzuweisen, war recht eigentlich eine Aufgabe wie für Grimm geschaffen.

Ganz anders ist das Leben Raffaels. Die kräftigen Striche, mit denen Grimm beider Art gegeneinander abgrenzt, sind ebenso meisterhaft wie die, mit denen er Goethe und Schiller voneinander scheidet. Aus dem Gang der Weltereignisse, die ihn umgeben, kann Michelangelo nicht herausgerissen werden. Raffaels Leben ist abgesondert wie ein Idyll darstellbar. Dort der gewaltige, dunkle, tiefgründige Geist, vom Rätselhaften des Lebens angezogen, der für den Ausdruck seiner Gedanken der menschlichen Gestalt im gereiften Alter bedarf und der schafft, „als hätte er Halbgötter im Geiste beherrbergt“ — und hier der allen Verständliche, Heitere, sich dem Schönheitsgefühl der Menschen Anschmiegende, die er in ihrer entzückenden gesunden Vollkommenheit darstellt, fast immer jugendliche Körper. „Quanto è bella giovinezza!“ ruft Lorenzo dei Medici in seinem Karnevalslied in der Blütezeit von Florenz. Das ist Raffaels Daseinsform. In den Dreißigen noch ist er selbst dahingeshieden, Michelangelo im neunzigsten Jahr seines Lebens. Das Suchen nach der höchsten Wahrheit hier, das Tasten nach der höchsten Schönheit dort; beide freilich so auf dem Wege zum gleichen Ziel. — Grimm kam früher zu Raffael als zu Michelangelo. Aber dem jüngeren Meister fehlt das Bewegte des Schicksals, fehlt das „Erlebnis“, soweit wir sein Leben zu überschauen vermögen. Michelangelo zog ihn seiner ganzen Eigenart nach stärker in seine Kreise. Die Arbeit, die er ihm widmet, nimmt einen so breiten Raum ein, daß Raffaels Schaffen darin seine Stelle finden konnte. Erst später erscheint Raffaels Leben in gesonderter Dar-

stellung, aber noch im engsten Anschluß an Vasaris Vita, in der Form eines Kommentars dazu, bis endlich in der zuletzt herausgekommenen Auflage eine selbständige Bearbeitung vorliegt.

Ein allgemeineres Wort über die wissenschaftliche Arbeit Herman Grimms ist hier unentbehrlich. Unser derzeitiger Wissenschaftsbetrieb wird beherrscht durch das „Gelehrtentum“. Ins Riesenhafte geht die Arbeit im einzelnen, im kleinen. Es wird ein Material aufgespeichert, das den Raum der Bibliotheken zu sprengen droht. Ungeheure Minen werden in die Tiefen des großen Forschungsgebietes getrieben, und das ist notwendig, ob auch das Auge in den engen Gängen die Kraft für die Ferne, das Maß für weite Räume leicht verliert. Indem der Geist in kleinen Gebieten herrschen lernt, neigt er zur Selbstüberhebung. Da entstehen denn viele der Männer, die den Wert eines Buches nach der Fülle seiner Anmerkungen messen, die oft ungenießbaren Vielwisser, die auf jeden Fall recht haben. Oder wo zusammfassende Arbeit vorliegt, ob's immer ohne Absicht ist, daß man operam et oleum so durchmerkt? Es konnte keinen schärferen Gegensatz zu dieser Art geben als Herman Grimms Natur. Er hat den Wert ergatter Forschung gekannt. Steckt doch in seinen Werken nach dieser Richtung eine Riesearbeit, die in den vatikanischen und den italienischen Stadtarchiven mit ungemeinem Fleiß verrichtet wurde. Grimm war von einer weitgehenden Belesenheit. Mit dem monographischen Material zeigte er eine oft überraschende Vertrautheit. Aber es lag ihm völlig fern, die Spuren dieser Arbeit in die Darstellung zu verweben. Er bot immer die Ergebnisse seiner Arbeit, nicht diese selbst. Die sprödeste wissenschaftliche Untersuchung wird unter seiner Hand zum Kunstwerk. Jede seiner Arbeiten, auch der kleinste Essay, ist ein abgerundetes Ganzes. Und zwar in edelster Diktion. Es ist ihm unmöglich, die goldenen Früchte in bleiernen Schalen darzureichen, was — eigentümliche Verwirrung — bisweilen als Zeichen geistigen Schwergewichts genommen wird.

Es ist bekannt, daß Herman Grimm, während er die Fülle der Schöpfungen anderer betrachtete, selbst nicht mit leeren Händen

daß stand. Wir haben von ihm eine ziemliche Fülle von Novellen und auch Dramen, auch einen größeren Roman. Hier seien auch seine Essays genannt, in denen er ein Stück seiner Weltanschauung niederlegte. Von seinen Dichtungen ist am bekanntesten sein Roman „Unüberwindliche Mächte“ geworden, ein weit angelegtes Werk von Wilhelm Meister-artigem Zuge. Der Graf Arthur hat freilich nicht viel von der Lebensfrische des Goetheschen Helden. Wir wollen in den Personen doch mehr Fleisch und Blut und in den Situationen größere Wahrheit. Darüber hilft uns die ungemein feine Zeichnung der Seelenstimmungen nicht hinweg. Wer sind die unüberwindlichen Mächte? Man hat sich schon zu Lebzeiten des Dichters mehrfach mit der Frage beschäftigt. Sie sind unzweifelhaft hier weniger in den Rechten der Geburt, in den Standesesseln zu suchen, die sich den Personen an die Fersen hängen, so weit sie auch vor ihnen flüchten, als in jenen eigenartigen, unbestimmten, dunklen Einflüssen, die in uns oft blitzartig Gedanken, Vorstellungen, Bilder entstehen lassen, unsere Phantasie dahin und dorthin treiben und so unmerklich und uns beinahe unbewußt auch unser Streben in eine bestimmte Richtung drängen und unseren Willen beherrschen, bis sie von anderen abgelöst werden. So wahr diese Beobachtungen sind, so sehr wir uns angezogen fühlen überall, wo wir hier in das Gebiet des innersten Seelenlebens geführt werden — es bleibt doch wahr, daß zu einem Charakter das Schwimmen im „Strom der Zeit“, im Fluß der Ereignisse gehört und daß sich aus den Charakteren erst die Handlungen aufbauen lassen.

So ist denn in der That Herman Grimm ungleich glücklicher da, wo die straffere Struktur zurücktritt und dem Episoden- und Lauenhaften des bunten Lebens freierer Lauf gestattet ist: in der Novelle. Seine Vorliebe für diese Gattung ist auch ein Erbteil aus der Zeit der Romantiker. Die Zahl der Grimmschen Novellen ist beträchtlich; alle sind geistvoll, reich an überraschenden und glücklichen Einfällen. Entzückend ist seine Kunst, mit wenigen Strichen eine reiche Landschaft uns vors Auge zu rücken. Er hat es von Goethe gelernt, der in dieser Kunst Meister war.

Wie kam es, daß Grimm auf halber Höhe zum Barnack umkehrte und sich völlig von der dichterischen Produktion los sagte? Es ist behauptet worden, die Ursache sei der Zug jener Zeit, der sich klar erkennbar von dem stilleren Versenken in die Welt der inneren Vorgänge den großen Aufgaben des Tages, wie der Gang der Ereignisse sie bot, zuwandte. Wenn das selbst bei einer so subjektiven Natur, wie Grimm, mit Recht geltend gemacht werden darf, so sind die treibenden Ursachen für diesen Umschwung bei ihm doch noch mehr individueller Art. Nach dem Abschluß der „Unüberwindlichen Mächte“ war ihm, dem scharfen Selbstbeobachter, mit Notwendigkeit das eine klar geworden, daß seine schöpferische Kraft, so wenig wie früher auf dramatischem Gebiet, so wenig auch auf dem des Romans den Anforderungen höchster Art genüge. Zugleich aber war er erfüllt von dem Gefühl, daß auch für die geistreichste Unterhaltung, wie sie in der Novelle am Platze ist, die ihm anvertrauten Pfunde zu schade waren.

Um so glänzender leuchtet uns Herman Grimms Eigentümlichkeit entgegen aus seinen Essays. In ununterbrochener Folge können wir sie durch die gesamte Zeit seines Schaffens verfolgen. Es ist ihm geradezu Bedürfnis, sich in dieser Form über jede Erscheinung auszusprechen, sobald er sie sich zum geistigen Eigentum gemacht hat. Fast das gesamte Gebiet der Kunst, der Dichtung, der Geschichte, der Philosophie, des Unterrichts, kurz der humaniora im weitesten Sinne ist darin berührt. Liegt denn aber da nicht die Gefahr des Dilettantismus nahe? Grimm ist thatächlich nach dieser Seite angegriffen worden. Zu antworten bleibt auch hier: von zwei Seiten her ist es möglich, sich eines bestimmten Wissensgebietes zu bemächtigen. Einmal durch schrittweise vorwärtiges, die ganze Summe der Einzelheiten durchlaufendes Studium. Dieser Weg ist vor Irrungen heute insbesondere dadurch geschützt, als man in breiter Front vorrückt und rechts und links Mitarbeiter sich aufhalten, die über ihren Distrikt genau Auskunft zu geben vermögen. Es ist der naturgemäß sich anbietende, sichere Weg, und, wie oben bemerkt, wehe uns, wenn er einmal innerhalb der deutschen Forschung, die gerade

durch die Induktion zumeist ihre Erfolge errungen, nicht mehr als vornehm gölte. Aber es giebt Sonntagskinder, die ernten dürfen, wo sie nicht gesäet haben. Freilich ist auch ihnen vor die Größe der Schweiß gesetzt. Aber die Gänge, die sie ins Land der Erkenntnis thun, sind wie einzelne vorgeschobene Posten, von denen aus sie das Dazwischenliegende sich aneignen, intuitiv, durch Herausfühlen und Ahnen, das ebenso kühn als glücklich zu sein pflegt. So eilen sie schnell zur Höhe und überschauen von da aus den univervellen Zusammenhang, und aus diesem heraus ist ihr Urteil über Gebiete wertvoll, in deren letzte Einzelheiten sie einen Einblick gethan. Was Grimm in Anwendung auf die großen Geschichtschreiber sagt, gilt auch von ihm: „Die Ahnung des Ganzen, die dem Menschengeniste innewohnt, bildet den Gegensatz zu der ungeheuren Zersplitterung in einzelne Symptome, in die sich alles Leben auflöst, sobald wir es in den kleinsten Momenten betrachten wollen. Sie läßt uns die Welt, die in Staub zu zerfließen droht, wenn wir mit den Händen nach ihr greifen wollen, so fest dennoch erfassen, daß nicht ein Atom ihrer Unendlichkeit verloren geht.“

Darin liegt der bleibende Wert auch der Grimmschen Essays. Überall sind es die höchsten Gesichtspunkte, aus denen heraus geurteilt wird; überall wird das Besondere angeknüpft an das Allgemeine und ihm seine Stellung in der gesamten Fortentwicklung angewiesen. Einige dieser Stücke, auch formell vollendet, werden zu den Perlen deutscher Litteratur gerechnet werden müssen.

Es ist Grimm mehrfach verdacht worden, daß er, der die Gesamtheit geistiger Erscheinungen so liebevoll zu umfassen wisse, so wenig übrig habe für die neueste Kunstübung. Für den, welcher Grimm sowohl wie die neuere Kunst kennt, wird das verständlich sein. Zwar vermag er gelegentlich voll Hoffnung auf den „hereinbrechenden“ Naturalismus zu blicken, wie in dem Nachwort zur ersten Ausgabe des Michelangelo von 1863, zu einer Zeit, wo freilich diese Richtung noch in ihren unschuldigen Anfängen stand. Aber im allgemeinen verheißt er es nicht, daß die oft völlige Verachtung dessen, was die großen Meister der Renaissance geschaffen, ihn die Kunst unserer Tage auf falscher Linie

sich bewegend erscheinen läßt. Dorthin will er auch für die ethischen Qualitäten der Kunstübung das Vorbild entnommen haben. Alle die großen Meister schufen nicht für die Massen. Sie arbeiteten nicht, um auf Ausstellungen den Beifall Tausender zu gewinnen, sondern sie arbeiteten Jahre, Jahrzehnte lang an einem Werk, um — es so schön wie möglich zu machen. Mit diesem Ernst des Schaffens verglichen, erhält unsere moderne Kunst beinahe das Gepräge der Effekthascherei. So findet sich mancher weise Fingerzeig für die Kunst unserer Zeit in Grimms Berichten über die Kunstausstellungen, seinem Exkurs über Rauch, seinen Epilogen zu den verschiedenen Auflagen des Michelangelo u. ö. Aber wer achtet das! Was ist unseren jungen Künstlern heute Rom! Das gewiß nicht, was es noch ihren größeren Vorgängern in der ersten Hälfte des nun verfloßenen Jahrhunderts war. Natur gebe es überall, heißt es heute. Aber Natur ist noch nicht Kunst. Im Hinblick auf den Mangel an Originalität und wirklicher Produktivität, von dem unsere Zeit hier beherrscht erscheint, wird Grimm manchmal bitter: „Zu viel hohle Köpfe, gestopft mit abgeschrieben Gedanken, sind wir genötigt, als gedankenvoll anzunehmen,“ heißt es einmal in den anderthalb Jahre vor seinem Tode herausgegebenen „Fragmenten“.

Noch ein Blick auf Herman Grimms Sprache ist notwendig, um ihn in seiner Eigenart zu verstehen. Ihm ist die Sprache ein Gegenstand immer neuer Untersuchungen gewesen, und Tieferes ist wohl selten über Sprache gesagt als die Gedanken, die er im Michelangelo sowohl wie im Goethe darüber mitteilt. In den Essays weist er nach, daß der Gebrauch der Sprachen eine natürliche Funktion ist, daß sie ihre Gesetze in sich tragen und daß insonderheit unsere deutsche Sprache nach diesen immanenten Gesetzen sich energisch fortbilde. Nicht Normen lassen sich vorzeichnen, nicht ein festes Bett, in dem sich der Fluß dieser Entwicklung vorwärts bewegen müsse; starke Individualitäten haben es immer durchbrochen und eben dadurch an der Entwicklung mitgearbeitet.

Zu ihnen gehört Herman Grimm selbst. Er gebraucht die Sprache souverän. Den ungeheuren Gedankengängen, die er durchleitet,

und dem Bedürfnis, Gegenstände, auf die es ihm ankommt, völlig klar werden zu lassen, muß sich die Sprache fügen, die er in all ihren Fähigkeiten und Mitteln kennt, und die er mit immer neuen schöpferischen Versuchen zwingt, das endlich nach allen Beziehungen darzustellen, was er zum Ausdruck gebracht wissen wollte. Grimms Stil ist durchaus individuell. Mehr als einmal ist er der Gegenstand gelehrter Diskussion gewesen. Und doch — solche edigen Naturen sind uns notwendig, sollen wir mit unserem Stil nicht Gefahr laufen zu verwässern. Welche Kraft liegt in der Plastik der Grimmschen Sprache und ihrem Bilderreichtum. Und von welcher Schönheit sind diese Bilder, wie ganz geschaffen, sofort den Gedanken, den sie vertreten, uns zu eigen zu machen. Wie schön das Bild, daß, dem verwüsteten antiken Athen gegenüber, Florenz, droben von Fiesole aus gesehen, in der uns entgegenleuchtenden Fülle unversehrter Monumente aus seiner großen Zeit, der Blume gleicht, die in dem Momente, wo der Trieb des Wachstums am vollsten war, statt zu verwelken, in Versteinerung überging. Auch da, wo er in großen Zügen referiert, vergißt Grimm den intimen Wert des Sinnfälligen nicht. Er redet von Wilhelm Grimm, auch seiner Bestattung gedenkend, und erwähnt, wie die feinen Finger Jakobs nach einer Scholle suchten, um sie in die Gruft des Bruders hinabzuwerfen. Unter den großen Zügen ein Stücklein Detailzeichnung: er weiß, wie das Beziehungen knüpft und die Herzen gewinnt. Fast bis zuletzt hat sich sein Stil auf der Höhe gehalten; nur in seinen letzten Veröffentlichungen, den „Fragmenten“, zeigt sich eine Spur von der umständlichen Ausdrucksweise, die dem Alter eigen ist.

Am gewaltigsten stieß der Strom dieser Sprache in den mündlichen Vorträgen. Acht- und zwanzig Jahre lang war Herman Grimm Lehrer an der Berliner Universität. Man kann von ihm so wenig wie von Ernst Curtius sagen, daß die Zahl der Hörer groß gewesen. Mancher blieb nach den ersten Vorlesungen fort, weil er bald herausfühlte, daß hier der Grundsatz galt: non scholae sed vitae discimus. Es herrschte in den

Grimmschen Kollegs eine ungemein vornehme geistige Luft. Da sah sich mancher junge Mann, der nur „ein gutes Heft“ mit nach Haus zu tragen gedachte, getäuscht. Auch hier galten die höchsten Gesichtspunkte. Grimm hat es mehrfach ausgesprochen, wie widerwärtig ihm der Gedanke gewesen sei, unter seinen Hörern solche zu wissen, die nur die Vorbereitung fürs Examen im Auge hatten. Und gleich unangenehm waren ihm wohl die zeitweilig auftretenden Zugvögel, die da saßen, nicht um den bekannten Mann zu hören, sondern um ihn gehört zu haben. Ihm war es heiliger Ernst um das, was er seinen Hörern zu sagen hatte. So empfand er es auch sehr unangenehm, wenn jemand vor dem Kolleg ihn in irgend einer Angelegenheit störte. Und überhaupt war er sehr empfindlich gegenüber jeder unbegründeten Vertraulichkeit, während er Interesse an der Sache gern und selbstlos förderte. Für die, die ihn verstanden, liegt in den Stunden, in denen sie seine Hörer waren, ein Stück Lebensgeschichte. Er hatte eine zwingende Gewalt, das, was an geistigen Potenzen im Menschen war, in Anspruch zu nehmen, und man wußte bald, auf dem Wege zum Verständnis alles Großen und Schönen konnte man sich seiner Führung unbedingt anvertrauen. Es war das Gefühl der Sicherheit, das überall da uns umfängt, wo wir uns nicht im weiten Meer der Erscheinungen treiben sehen, sondern im Zusammenhang des allgemeinen geistigen Besitzes uns auf fester Stelle wissen. Und von da aus erwächst jener erhebende Eindruck, der uns auch durch Goethes Schriften immer wieder gegeben wird, der von der Harmonie aller geistigen Entwicklung. Altes und Neues nach dieser Seite zum Bewußtsein gebracht und so für das Kommende die Bahnen gewiesen zu haben, darin liegt Herman Grimms bleibende Bedeutung. Nicht lange vor seinem Heimgang schrieb er mir: „Das Höchste, das beim Rückblick auf die durchmessene Laufbahn uns zu teil werden kann, ist doch wohl die Gewißheit, in bescheidenem, aber sicherem Maße am geistigen Fortschritt der Menschheit mitgearbeitet zu haben.“ Er wird in der Geschichte dieses Fortschritts unvergessen bleiben.



gen Übertragungen die wahrhaft poetischen Bearbeitungen von Wilhelm Herz vor. Hier haben wir es mit einem geschulten Germanisten und einem ebenso feinfühligem wie formgewandten Dichter in einer Person zu thun. Seine Neubearbeitungen unserer mittelhochdeutschen Epen muten deshalb wie Neudichtungen an, die nirgends die schwere Mühe der am Worte Lebenden Nachbildung spüren lassen, ohne dabei dem inneren Sinn, Stil oder Empfindungsgehalt des Originals zu nahe zu treten. Zu dem *Parzival* (Stuttgart, J. G. Cotta; 2. Aufl., geh. M. 6,50), den wir vor drei Jahren hier freudig begrüßen durften, hat sich jetzt auch wieder *Gottfrieds von Straßburg Tristan und Isolde* gesellt, eine Ausgabe, die im deutschen Buchhandel lange vergriffen war (ebenda; dritte Auflage, mit Umschlagzeichnung von Graf Harrach, M. 6,50), gleich jenem ein Meisterwerk deutscher Übersetzungs- oder besser poetischer Bearbeitungskunst. Denn auch hier galt es dem Dichtergermanisten vor allem, dem Gebildeten von heute einen möglichst frischen und reinen Eindruck des Gedichtes zu gewähren. So ist Nebensächliches, das den unmittelbaren Genuß beeinträchtigen könnte, ausgeschieden, Weitschweifiges und Spielerisches auf sein Maß zurückgeführt worden. Als das Bedeutsamste aber erscheint uns das vom schönsten Erfolge gekrönte Bestreben, anstatt der unglücklichen Mischsprache von Mittel- und Neuhochdeutsch, die sich derlei Unternehmungen sonst schuldig zu sein glaubten, die Dichtersprache des 19. Jahrhunderts zu ihrem möglichst ungeschmälerten Rechte kommen zu lassen. So allein konnte die unnachahmliche Grazie des Originals einigermaßen zur Anschauung gebracht werden. Ausgiebige litterarhistorische Anmerkungen und sachliche Erläuterungen am Schluß des Bandes geben dem fleißigen Benutzer die Möglichkeit, sich selbständig in den kulturgeschichtlichen Gehalt des Gedichtes zu vertiefen und neben dem ästhetischen Genuß auch für seine Belehrung zu sorgen. — Den löblichen Mittelweg zwischen Simrods naiv-treuer Übertragungsart und Herzens frei-moderner Neudichtung hat Richard von Kralik in seiner poetischen Erneuerung der *Amelungen* eingeschlagen (Hugdietrich, Ortnid, Wolfdietrich, Amelung). Sie ist als erster Band des Deutschen Götter- und Heldenbuches erschienen, das die Österreichische Leo-Gesellschaft dankenswerterweise in ihre verdienstliche „Allgemeine Blücherei“ aufgenommen hat (Neue Folge 4 bis 8, Preis einer Nummer 12 Kreuzer = 20 Pfg.; Stuttgart und Wien, Jos. Rothsche Verlagsbuchhandlung). Der Erneuerer stellt sich selbst etwa auf den Standpunkt eines mittelalterlichen Sängers, der aus den Händen der Vergangenheit einen poetischen Schatz entgegennimmt, um ihn möglichst schonend und treu, aber doch ordnend und sichtlich in leicht lesbare, modernisierter Form den lebenden und künftigen Geschlechtern zu hinterlassen, weder romanhaft dichtend noch gelehrt deutend. Der Dichter soll dabei nur der Redaktor, der Hüter und Wahrer des vollstümlichen Schatzes sein, sein Kustos und

Konservator. Für die Zwecke der Schule und des Hauses wird Kraliks wohlfeiles Büchlein seine guten Dienste thun. — In den blühenden Gärten des deutschen Minnesanges führt uns die *Große Heidelberger Liederhandschrift*, die Dr. Friedrich Pfaff mit Unterstützung des Großherzogl. Badischen Ministeriums der Justiz, des Kultus und Unterrichtes in getreuem Textabdruck darbietet (Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhdlg.; erscheint in 5 Abteilungen zu je 5 M.). Die Heidelberger, früher Manessische, dann nach ihrem Verbannungsort Pariser Liederhandschrift genannt, ist bekanntlich die allerbedeutendste Überlieferung des deutschen Minnesanges. 1888 durch friedlichen Kauf und Tausch endlich wieder an ihre alte Heimatsstätte am Neckar zurückgeführt, wird sie nun in dieser zuverlässigen und schönen Ausgabe allen Freunden des deutschen Altertums leicht zugänglich und nutzbar gemacht. — Aus der Reformationszeit leuchten als Marksteine deutscher Art und Kunst die Namen Luther und Hans Sachs zu uns herüber. Eins der schönsten und innigsten Zeugnisse der Lutherschen Persönlichkeit hat uns neuerdings der verdiente Luthersforscher Georg Buchwald in einer billigen, volkstümlichen Ausgabe von *D. Martin Luthers deutschen Briefen* zugänglich gemacht (Lutherdenkmal. Volkstümliche Schriften aus der Geschichte des evangelischen Deutschlands. I. Leipzig, Bernh. Richters Buchhdlg.; geb. 2 M.). Luthers Briefe sollten nicht nur den Gelehrten erquicken; vielmehr hat das ganze deutsche Volk — das katholische wie das evangelische — ein Anrecht darauf, daß ihm dieser Schatz erschlossen werde. Die urwüchsige Sprache Luthers ist in der vorliegenden Ausgabe in ihrer Eigenart beibehalten worden; zahlreiche Erläuterungen aber erleichtern das Verständnis und die rechte Würdigung der Briefe. Wer sie liest, wird noch heute für Gemüt, Herz und Charakter wahre Erbauung daraus gewinnen. — Die *sämtlichen Fabeln und Schwänke von Hans Sachs* haben wir jetzt am besten in den „Neudrucken deutscher Litteraturwerke des 16. und 17. Jahrhunderts“ (Halle a. S., Max Niemeyer). Zwei germanistische Fachleute, die sich durch vielseitige, gründliche Studien mit dem Nürnberger Meister vertraut gemacht, haben sie herausgegeben, mit der ganzen gelehrten Gewissenhaftigkeit, die die schwierige Arbeit erfordert, aber zugleich in einer Form, die auch den Laien, dem es hauptsächlich um den unmittelbaren Genuß der herzhafsten Dichtungen zu thun ist, befriedigen wird, zumal da sie alle Schwierigkeiten der durch die Überlieferung oft arg zerrütteten Textgestaltung glatt beiseite zu räumen weiß. Der dritte Band (Preis M. 3,60) bringt die Fabeln und Schwänke in den Hans Sachs'schen Meistergesängen. — *Goethes Werke* stehen uns heute in so vielen guten Ausgaben zur Verfügung, daß die Wahl schwer wird. Eine der beliebtesten wird aber zweifellos die neue von Prof. Dr. Karl Heine-mann herausgegebene, kritisch durchgesehene und erläuterte werden, die seit kurzem im Bibliogra-

phischen Institut (Leipzig und Wien) erscheint. Wir haben erst kürzlich ihren ersten Band an dieser Stelle warm empfohlen. Den ersten glänzenden Eindruck bestätigen die mittlerweile hinzugetretenen Bände VIII und XII. Jener bringt die „Leiden des jungen Werther“, die „Briefe aus der Schweiz“ und die „Wahlverwandtschaften“; dieser „Dichtung und Wahrheit“. Zu jedem einzelnen dieser Werke hat der Herausgeber, der kundige, mit so lebensvoller Darstellungskunst begabte Goethe-Biograph, eine die literarhistorischen Voraussetzungen, die biographischen Daten und die nötigen kritischen Maßstäbe an die Hand gebende Einleitung geschrieben. Die Ausstattung weiß einen durch die moderne Buchkunst geläuterten Geschmack mit schöner, einfacher Gediegenheit zu paaren, so daß sich die Ausgabe vortrefflich für Geschenkwende eignet. — Unter den neuen Einzelausgaben des *Faust* verdient die hier gleichfalls schon empfohlene, bei Carl Krabbe in Stuttgart erschienene noch immer an erster Stelle genannt zu werden. — Schiller scheint leider auch in diesem Jahre vom deutschen Buchhandel recht stiefmütterlich behandelt zu sein. Um so lieber verwelfen wir auf eine sehr hübsche, reich illustrierte und dabei äußerst billige Ausgabe des Romans von Hermann Kurz: *Schillers Heimatjahre* (Stuttgart, Francksche Verlagsbuchhandlung [W. Keller u. Co.]; zwei Bände in einem gebunden 4 Mk.). Der Kulturinhalt des Werkes hat noch heute seinen vollen Wert; Charakteristiken wie die des Herzogs Karl gehören zu den Meisterstücken der historischen Menschenschilderung. Insbesondere aber ist das Landschaftliche aus der genauesten Kenntnis des schwäbischen Landes und mit lebhaftester Anschaulichkeit gezeichnet. So kann das Buch noch heute als eine vortreffliche Einführung oder vorläufige Orientierung dienen für die Verhältnisse, aus denen die Erscheinung des jungen Schiller herauswächst. Es ist der Kanon, in den man seine ersten literarhistorischen Kenntnisse vom Dichter der „Räuber“ einstudieren kann, das satte und wahrste Gemälde der württembergischen Dinge und Menschen um das Jahr 1780, aber auch eine echte Dichtung, die man deshalb nicht allein um ihres Titelhelden, die man um ihrer selbst willen lesen sollte. — Mit frisch entflammter Liebe wendet man sich neuerdings, zum Teil unter dem Einfluß der immer lebhafter werdenden Reaktion gegen den modernen Realismus und Naturalismus, der Romantik zu. Novalis steht im Vordergrund. Nach der hübschen Ausgabe, die vor einigen Jahren Karl Meißner und Bruno Wille in drei Bänden bei Eugen Diederichs in Leipzig herausgegeben haben, läßt jetzt Ernst Heilborn von Novalis' *Schriften* eine kritische, wortgetreue Neuauflage folgen (Berlin, Georg Reimer, drei Bände, geh. 10, geb. 12 Mk.). Sie hat den handschriftlichen Nachlaß aus der Freiherrl. Hardenbergischen Familie und das Familienarchiv auf dem alten Ober-Wiederstedter Herrenhof, der Geburtsstätte Novalis', ausschöpfen können, sich deshalb aber

der Kritik und Sichtung bei der Aufnahme namentlich der Fragmente nicht entschlagen. Hinfort wird es diese Ausgabe sein, durch die man am nächsten an Novalis herankommt; wir werden in anderem Zusammenhange kritisch noch ausführlicher auf sie zurückgreifen müssen. — Im Gefolge der Romantik ist auch Annette von Droste-Hülshoff wieder zu neuem Leben erweckt, nicht nur in den katholischen, auch in den evangelischen Kreisen unseres Volkes. Ihre Dichtungen wurden mehrfach neu herausgegeben — die jüngste Ausgabe ihrer Werke ist die von Wilhelm Kreiten besorgte (Paderborn, Ferd. Schöningh), von der freilich bisher in der zweiten Auflage nur der erste Band vorliegt, die *Lebensbeschreibung* (Preis 5 Mk.). — Biographien von ihr wurden geschrieben, ihre Briefe erschienen. Sie war wohl der erste mit der Romantik zusammenhängende Dichter, der in der „Moderne“ neuen Boden und zugleich das rechte Verständnis gewann. So beginnt jetzt recht eigentlich die Zeit, wo sie in weiteren Kreisen zu voller Wirksamkeit kommt, wo ihre Schönheiten wieder mit verwandter Seele nachgefühlt werden. Daher wird die Auswahl aus *Annette von Droste-Hülshoffs Gedichten*, die Wilhelm von Scholz veranstaltet hat, wohlbereiteten Boden finden. Die Ausgabe, von ihrem Herausgeber mit einer biographischen Charakteristik der Dichterin versehen, gehört auch äußerlich zu den im Sinne der neuen Buchkunst stimmungs- und stilvollsten Büchern, die in den letzten Jahren erschienen sind. Ihr Verleger, Eugen Diederichs in Leipzig, hat ihr nicht nur das allerbeste Material (Haderpapier) gegönnt, sondern sie auch von Robert Engels mit farbigen Kapitelvignetten, Leisten und Umrandungen verzieren lassen (geh. 4, geb. 5 Mk.). So ist sie ein Schmuckstück geworden, dessen entzückende Form jedoch nur seinem inneren Werte angemessen erscheint. — Grillparzer wird erst in den nächsten Jahrzehnten zu der Popularität gelangen, die dem Dichter der „Sappho“, des „Goldenen Bließes“ und des feinsinnigen Lustspieles „Weh dem, der lügt“ gebührt; denn erst im nächsten Jahre erlischt das Privilegium seiner Werke. Dann wird der Büchermarkt zweifellos auch mit manchen oberflächlichen Ausgaben überschwemmt werden, deren einziger Wert in der Billigkeit besteht. Deshalb ist es dankenswert, daß die J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart, der Urverlag der Grillparzer'schen Werke, dieser eifertigen Sache durch ein paar äußerst wohlfeile und doch innerlich wie äußerlich würdige Grillparzer-Ausgaben zuvorzukommen sucht. Nunmehr ist es jedem leicht und bequem gemacht, neben seinen Goethe und Schiller auch Grillparzer zu stellen. Von *Grillparzer's Werken* liegt zunächst eine Volksausgabe in acht Leinenbänden zum Preise von 50 Pf. für jeden Band vor (auch in vier Doppelbänden geb. 4 Mk.). Sie enthält die sämtlichen Dramen und die dramatischen Fragmente des Dichters mit den Nachworten Heinrich Laubes und eine Auswahl der Gedichte:

außerdem die beiden Erzählungen: „Das Kloster bei Sendomir“ und „Der arme Spielmann“, ferner eine Auswahl der Vermischten Schriften (historisch-politische, ästhetische Studien, Aphorismen, Studien zur Litteratur, Zum eigenen Schaffen u. s. w.) und endlich die Selbstbiographie. Diese Ausgabe giebt also ein umfassendes Bild von Grillparzers Leben und Wirken; sie wird denen willkommen sein, denen es neben dem reinen ästhetischen Genuß zugleich um ein geschichtliches und psychologisches Erfassen der dichterischen Persönlichkeit zu thun ist. Daneben finden wir eine stattliche, schön gedruckte und vornehm ausgestattete Ausgabe von Grillparzers sämtlichen Dramen im Format der Cotta'schen Klassiker-Oktav-Ausgaben (ebenda; in drei Doppelbänden geb. 6 Mk., Halbtbd. 9 Mk.). Sie ist von dem Prager Litterarhistoriker Prof. Dr. August Sauer herausgegeben, demselben, der bei Cotta die Gesamtausgabe der Grillparzer'schen Werke besorgt hat, und gleichfalls mit den Laubeischen Einleitungen und Nachworten versehen. Wer endlich nur das Beste und Höchste von Grillparzers poetischem Schaffen in einem bequemen Bande in seiner Bücherei haben möchte, dem bieten sich Grillparzers Dramatische Meisterwerke dar (ebenda; Großoktavband geb. 3 Mk., Halbfranzband 4 Mk.): Die Ahnfrau; Sappho; Medea (das Schlußdrama des Goldenen Vließes); König Ottokars Glück und Ende; Des Meeres und der Liebe Wellen; Der Traum ein Leben; Weh dem, der lügt. Jeder dieser Ausgaben ist ein Bildnis des Dichters beigelegt. — Immermann verdient im deutschen Hause doch endlich vielseitiger vertreten zu sein als durch den bloßen „Oberhof“, diesen landläufigen Auszug aus dem „Rüchhausen“. Zum mindesten sollte daneben Immermanns Merlin nicht fehlen, sein „Faust“; unter allen nachgoethischen Versuchen, diesen gewaltigen Ewigkeitsstoff zu gestalten, ist dies der lühnste und beachtenswerteste. Man zerrt sich Immermanns dichterische Erscheinung in eine seiner unwürdigen enge Sphäre herab, wenn man von diesem tief sinnigen Gedankendrama keine Notiz nimmt, was um so unverzeihlicher wäre, als das Werk jetzt einzeln in einer geschmackvollen, aparten Liebhaberausgabe vorliegt, die wir den Bemühungen der „Insel“ verdanken (Berlin, Schuster u. Loeffler; gedruckt im Auftrage von H. W. Heymel für den Insel-Verlag in der Offizin von B. Drugulin, Leipzig). — Wie Grillparzer als Schlußstein am Ende der klassischen Zeit, so stehen Friedrich Hebbel und Otto Ludwig als Marksteine der Entwicklung an der Schwelle unserer neueren, unserer modernen deutschen Litteratur. Von jenem ist im Verlage von Max Hesse (Leipzig) kürzlich eine zwölfbändige Gesamtausgabe von Herm. Krumm, im Bibliographischen Institut (Leipzig und Wien) eine gute Auswahl von Karl Reiß erschienen. Jetzt besorgt Prof. Dr. Richard Maria Werner eine historisch-kritische Ausgabe von Hebbels Sämtlichen Werken, die zum erstenmal den ganzen Hebbel unentstellt bringen wird (Berlin, W. Behrs Verlag, E. Voth).

So wissenschaftlich sie ist, sie wendet sich doch nicht nur an den Kreis der Fachgelehrten, die sich bisher mit der unmittelbar nach Hebbels Tod von Emil Klub zusammengestellten Ausgabe begnügen mußten, sondern vor allem an die von Jahr zu Jahr wachsende Hebbel-Gemeinde, die für das Erscheinen einer vollständigen, vornehm ausgestatteten und dabei wohlfeilen Ausgabe gewiß dankbar sein wird, zumal da der Herausgeber Lesarten und Anmerkungen in den Anhang verbannt und in Einleitungen und Erläuterungen, die vornehmlich aus dem reichen Schatze der Hebbelschen Selbstbekenntnisse gewonnen sind, die nötigen Fingerzeige für das nicht immer leichte Verständnis des Dichters gegeben hat. Die auf zwölf Bände (Preis geh. je Mk. 2,50, geb. je Mk. 3,50) berechnete Ausgabe, von der uns vorläufig nur der erste Band vorliegt (Judith, Genoveva, Der Diamant), wird in den ersten fünf Bänden die Dramen und dramatischen Fragmente, in den weiteren die sämtlichen Gedichte, die Erzählungen und Briefe, die Beiträge zum Wissenschaftlichen Verein u. s. w., in den letzten drei die Vermischten Schriften bringen. Die „Briefe und Tagebücher“, deren Aufnahme in die Gesamtausgabe Hebbel selbst wünschte, werden in weiteren Bänden folgen. Sobald von der Ausgabe weitere Bände vorliegen, gedenken wir auf sie zurückzukommen.

Unter den Lebenden, die sich langsam der Klassicität nähern, steht der mit Recht so hoch gefeierte Jubilar dieses Jahres an der Spitze. Von Wilhelm Raabe's Leuten aus dem Walde (Braunschweig, George Westermann, zwei Bände; geh. 6 Mk., geb. 8 Mk.) hat uns das Jubiläumjahr die dritte durchgesehene Auflage beschert. Wer sich selbst und seine Häuslichkeit lieb hat, sollte sich wenigstens einige Bände Raabe zu Genossen seiner beschaulichen Stunden wählen; er wird an den „Leuten aus dem Walde“ vielleicht noch reichlicheren und tieferen Genuß finden als an den beiden, zu einem zierlichen, von Karl Köhling in Federmanier artig illustrierten Geschenkbändchen vereinigten geschichtlichen Erzählungen „Lorenz Scheibenhart“ und „Der Student von Wittenberg“, die neuerdings als Jubiläumsausgabe unter dem Titel: Halb Mär, halb mehr in der G. Grote'schen Verlagsbuchhandlung (Berlin) erschienen sind. Im übrigen aber hat der Litteraturhistoriker recht, wenn er konstatiert, daß Raabe's kleinere Erzählungen Spiegel sind, „in denen sich die Vorzüge der größeren Werke gedrängter, verkleinert, aber treu und lebhaft wieder spiegeln.“

— Raabefreunde werden in bescheidenen Stunden wohl auch an Heinrich Seibels stiller, friedlich-glücklicher Welt Gefallen finden. Neben der Gesamtausgabe seiner Erzählenden Schriften (sieben eleg. geb. Bände zusammen 28 Mk.), die vor einiger Zeit fertig geworden ist, erscheinen die Gesammelten Schriften noch in dem hübschen Kleinoktav mit dem pretiösen Antiqua-Druck, wie Liebeskind sie einst auf den Markt brachte. Die neue Verlagsbuchhandlung (J. G. Cotta, Stuttgart) hat an dem alten Gewande festgehalten, das vie-

len so lieb und vertraut geworden, und deshalb auch die *Wintermärchen* so von neuem in die Welt gehen lassen, diese kleinen, zierlichen Nippesachen des Seidelschen Humors, in deren Kürze und Feinheit sich die besten Gaben des Dichters betätigen und die deshalb als „echte Seidel“ vielleicht am allercharakteristischsten für ihn bleiben werden. — Mit ein paar seiner ebenso geschmackvollen wie gediegenen Geschenkausgaben bereits bewährter Unterhaltungswerke beliebter Erzähler ist auch diesmal wieder der Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart vertreten: Friedr. Spielhagens Roman *In zwölfter Stunde* hat Karl Bopf in wirkungsvollster Weise illustriert, Paul Heysses Novellen *Cantalus* und *Mutter und Kind*, beide in einen Band vereinigt, haben in René Reinecke und Fritz Reiß zwei künstlerische Illustratoren gefunden, die sich ebenso trefflich ergänzen wie die beiden Erzählungen selbst: dort begleitet der elegante Stift des großstädtisch-modernen Münchener Gesellschaftzeichners die Weichheiten einer Münchener Künstlergeschichte, hier durchdringt der Freiburger Maler das idyllische Gezweig der Schwarzwälder Geschichte mit lieblichen Genre- und Landschaftsbildern, die gleich den Illustrationen der ersten Erzählung meistens ganzseitig gegeben sind. Wie für Spielhagen, so ist Karl Bopf auch für Richard Voß der berufene Illustrator, wenn er auch die gluthvolle Poesie, die in den *Adonis vom Molarathal* und die beiden anderen damit vereinigten italienischen Novellen gebannt ist, nicht immer zu treffen weiß. Jeder dieser Bände ist in braunes Zuchtenleder gebunden. —

So viel von den Dichtern und Schriftstellern unserer älteren Generation, die bereits alle ihren ziemlich fest ausgeprägten Charakter haben. Was uns die jüngste Zeit an neuen dichterischen und belletristischen Gaben geschenkt hat, davon im nächsten Heft.

In der Schätzung und Kenntnis der fremden Literaturen stand der Deutsche immer voran. Wir haben diesen Kosmopolitismus in staatlicher Hinsicht bitter büßen müssen, dürfen aber heute, wo die bösen Folgen glücklich abgewendet sind, dem alten schönen Ruhme ohne Gefahr wieder nachleben. Um die Wiederbelebung der antiken Dichtungen bemüht man sich heute nicht nur mit dem besten philologischen, nein auch mit dem besten Rüstzeug des modernen ästhetischen Geschmacks. Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf, der Berliner Universitätsprofessor für klassische Philologie, hat hier seine unvergleichlichen Verdienste. Vor allem dadurch, daß er, bei aller philologischen Akribie im einzelnen, allen akademisch-gelehrten Schutt beiseite räumte und dem gebildeten Laien Mut machte, auch ohne humanistische Vorbereitung an den dichterischen Ewigkeitsgehalt der großen Werke des Altertums heranzutreten. Freilich wäre das dem Philologen wahrscheinlich doch nur halb gelungen, wenn der Philologe nicht zugleich ein Dichter gewesen wäre, der sich und seinen Schülern neue Übersetzungen schuf. Übersetzungen, die bei aller Treue gegen

die Originale und den Geist der Antike doch auch dem modernen Empfinden, vor allem dem modernen Formgefühl Rechnung tragen, Übersetzungen, die die Dichtungen des Altertums durch eine feine „Metempsychose“ zu uns herübertragen. Hinfort sollte man nur diese Übersetzungen im deutschen Hause hegen; auch die einst vielgerühmten von Donner, soweit sie nicht noch andere Dramen bringen als Wilamowitz, sind durch diese überholt. Zudem sind wenigstens die *Griechischen Tragödien* in Wilamowitzens Übersetzung jetzt in einer wohlfeilen Volksausgabe bequem zugänglich (Berlin, Weidmannsche Buchhdlg.; zwei Bde. geh. 6 Mk.). Die beiden Bände bringen von Aischylos die gesamte „Orestie“, von Sophokles den „Ödipus“, von Euripides den „Hippolytos“, „Der Mütter Wittgang“ (Die Hyletiden) und den „Herakles“. Jedem Drama geht eine besondere Einleitung voraus, die auf den möglichst reinen und ungestörten Genuß der Dichtung vorbereitet und die Leser unmittelbar an sie heranzuführt.

Die Lateiner stehen bei uns gegenüber den Griechen sehr zurück. Eine hübsche Ausgabe der *Oden des Horaz*, in freier Nachdichtung von F. Leijering (Hamburg, G. M. Rudolphs Verlagshandlung), die aus der Praxis des Unterrichts geflossen ist und im wesentlichen gleichfalls nach Wilamowitzens Übersetzungsgrundsätzen („deutsche Gedichte aus lateinischen zu machen“) verfaßt, ist das einzige, was wir hier empfehlend verzeichnen könnten.

Aus der älteren italienischen Literatur liegt augenblicklich nichts Neues an guten deutschen Übersetzungen vor; dagegen möchten wir an den lezt hin hier ausführlicher besprochenen *Dante* von Paul Hochhammer erinnern („Dantes Göttliche Komödie“ in freien Stanzzen bearbeitet. Leipzig, B. G. Teubner; geb. Mk. 7,50), auch Valerie Matthes' *Italienische Dichter der Gegenwart*, Studien und gute Übertragungen wesentlich aus der neueren italienischen Lyrik (Berlin, Karl Dunder), sowie Julius Littens Übersetzungen aus *Panzacchi*, *Sterchetti* und *d'Annunzio* (Leipzig, Carl Reißner) ins Gedächtnis rufen. Unter den neuesten Italienern ist Gabriele d'Annunzio noch immer der erklärte Liebling und poetische Seniationsheld. Vieles von ihm wird schnell vergehen oder wenigstens seinen Reiz verlieren, da sich seine schwülstige Manier schon jetzt überschlägt; einzelnes aber, wie den großen Roman *Feuer* (meisterhaft übersetzt von Marie Gagliardi; München, Albert Langen; geh. 5 Mk., geb. 6 Mk.) und die Novellensammlung *Episcopo u. Co.* (übersetzt von derselben; Berlin, S. Fischer), sollte man auf jeden Fall von ihm gelesen haben. „Feuer“ (*Il Fuoco*) schon wegen der ungemein interessanten selbstbiographischen Einschläge, ist doch der Dichter Stelio niemand anders als d'Annunzio selbst, die Schauspielerin Foscarina niemand anders als Eleonora Duse. „Feuer“ ist wohl das Kühnste und Berwegenste, was jemals an literarischen Indiskretionen geleistet worden — aber gerade deshalb nur um so charakteristischer

für die Person des Erzählers. Doch auch der farbeglühenden venetianischen Naturschilderungen und der begeisterten ästhetischen Lebensstimmung wegen, von der das Ganze getragen wird, wird man aus diesem sonst so handlungsarmen Werke d'Annunzio vorzüglich kennen lernen können. Eine Quintessenz seines novellistischen Schaffens stellt „Episcopo“ dar, da sich die Waben dieses Bandes auf die Jahre 1880 bis 1891 verteilen. Weit aus die bedeutendste der hier vereinigten zehn Novellen ist die Titelnovelle, die ergreifende Geschichte des Giovanni Episcopo, auch sie ein echter, ganzer d'Annunzio.

Aus der neueren spanischen Literatur dringt nur selten einmal ein Werk in deutscher Übersetzung zu uns. Doch besitzen wir seit kurzem das klassische Stück der modernen spanischen Bühne, Don José Zorillas religiös-phantastisches Drama Don Juan Tenorio, in guter Verdeutschung und mit einem Vorwort über die Don Juan-Sage von Johannes Fastenrath (Dresden, Carl Reikner), während Joseph Mager aus Ramon Campoamor's „Doloras“, der eigenartigsten Dichtung des kürzlich verstorbenen Meisters, Spanische Gedichte übersetzt hat (München, Max Poessl; geh. M. 1,75, geb. 3 M.).

Die Franzosen waren bei uns so lange Zeit hindurch fast ausschließlich mit modernen Schöpfungen vertreten, daß man sich freuen darf, wenn unsere Übersetzer jetzt auch wieder auf alte Perioden zurückgreifen. So ist es kein geringes Verdienst, daß Emil Kühn zwanzig *Ausgewählte Essays von Montaigne* (1533 bis 1592) neu übersetzt und mit einem kritischen Vorwort eingeleitet hat (vier Bändchen; Straßburg, F. Ed. Heitz). Montaigne, der erste Essayist in dem höheren, ja höchsten Sinne des Wortes, hat die Menschenseele zum Objekt seiner Forschung gemacht, und zwar mit einer Gründlichkeit und Schärfe wie in Frankreich niemand vor ihm. Religion und Philosophie — Montaigne war überzeugter Katholik — sind die Angelpunkte seines Denkens; aber damit ist Wissen und Denken dieses „Salenbreiers“ der Humanität keineswegs erschöpft: es umfaßt alles, was menschlich und naturgewollt ist, das öffentliche und das persönliche Leben, das in der Fremde und das am eigenen Herd, Vergangenheit und Gegenwart, Staat und Gesellschaft, Ehe und Familie, Anschauung und That. In all dem offenbart sich der tiefgründige Psycholog, aber ein Psycholog, der ohne jede Künsterei mit Herz, Geist und Geschmac zu schreiben versteht und dessen Darstellung heute nach drei Jahrhunderten kaum etwas von ihrer ursprünglichen Frische eingeblüht hat. Wie Ruskin auf anderen Gebieten, so kann uns auch Montaigne zu einem ethischen Betater und Erzieher des Willens werden, zumal da wir heute für seinen „Skeptizismus“, der im Grunde nichts anderes ist als ein vorsichtiges, parteiloses und duldfames Audiatur et altera pars, vorbereitet sein dürften wie kaum seine Zeitgenossen selbst. — Skeptischer wird man die Thatsache aufnehmen, daß uns neuerdings auch Stendhal (Henry

Beyle, gest. 1842), wieder nahe gerückt ist. Rot und Schwarz (Le rouge et le noir), den Lieblingsroman Friedrich Niepsches, hat Friedrich von Oppeln-Bronikowski in einer vollendeten Übersetzung — ja man darf wohl sagen: von den Toten erweckt (Leipzig, Eugen Diederichs; zwei Bde., geh. 6 M., geb. 8 M.). „Stendhal nennt Niepsche einmal das letzte große Ereignis des französischen Geistes, das mit einem napoleonischen Tempo durch sein unentdecktes Europa marschiert ist und zuletzt sich allein fand, schauerlich allein. Es hat zweier Geschlechter bedurft, um ihm nahe zu kommen; wer aber mit seinen und verwegenen Sinnen begabt ist, der wird ihm nachgehen müssen.“ Auch Goethe hat dem Stendhalschen Roman seine Anerkennung gezollt, wenn er an ihm den psychologischen Tiefblick und die feine Beobachtung rühmt; reife männliche Geister werden ihm heute die Beachtung schenken, welche er im Zeitalter der Balzac, Eugène Sue und Alexandre Dumas nicht finden konnte, zumal da dieser französische Revolutions- und Reaktionsroman bei uns mancherlei Verhältnisse findet, die ihn illustrieren. Aus desselben Philosophen analytischen Schriften über Schönheit, Kunst und Kultur hat Benno Hüttenauer Aphorismen aus Stendhal in deutscher Übersetzung zusammengestellt (Straßburg, F. H. Ed. Heitz [Heitz u. Mündel]; 3 M.), die zum größten Teil noch heute mit einer verblüffenden Aktualität und Schlagkraft wirken. — Stendhal gilt den Franzosen als der erste Naturalist; insofern ist er der Stammvater Zolas, den man uns Deutschen ja nicht mehr zu empfehlen braucht. Dessen letzte große Romane Fruchtbarkeit (zwei Bände, übersetzt von Leopold Rosenzweig; Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; geh. 6 M., geb. 8 M.) und Arbeit (ebenda) behandeln zwar spezifisch französische Themata — jener das der drohenden Entvölkerung, dieser die Befreiung des Arbeiters der französischen Hütten- und Eisenindustrie aus dem Lohnverhältnis und der Kollektivität des Besitzes —, aber es ist selbstverständlich, daß sie trotzdem internationale Bedeutung und internationales Interesse beanspruchen dürfen. — Maupassant's Novellen erscheinen in Deutschland zu gleichen Zeiten in mehr denn zu viel Ausgaben und Übersetzungen. Ihrer guten Ausstattung und flüssigen Verdeutschung wegen können namentlich die bei Albert Langen (München) erschienenen Sammlungen, wie z. B. Tag- und Nachtgeschichten (übersetzt von F. Gräfin v. Reventlow; geb. M. 3,50), empfohlen werden. — Aus der Französischen Enrik des neunzehnten Jahrhunderts bietet Siegmund Mehring sehr flüssig und formgewandt übersetzte Proben, die durch literarhistorische Erläuterungen untereinander verbunden sind (Großenhain und Leipzig, Baumert u. Ronge); Alfreds de Mussets Dichtungen hat Martin Hahn möglichst wort- und formgetreu verdeutscht (Görlitz, F. A. Lattmann).

England präsentiert uns immer und immer wieder seinen Rudyard Kipling. Unsere Leser kennen ihn und seine hauptsächlichsten Schriften

aus einem besonderen Aufsatz, den die „Monatshefte“ im Juli 1899 veröffentlicht haben. Es wird deshalb genügen, kurz auf ein paar gute deutsche Übersetzungen hinzuweisen, die seitdem neu hervorgetreten sind. Das *Neue Schungelbuch* ist von einem Ungenannten übersetzt und in dem Deutschen Verlagshause „Vita“ (Berlin) erschienen (geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.), ebenda das imperialistische Skizzenbuch *Eine Manöverflotte*, übertragen vom Kapitän zur See F. Lavaud (geh. 2 Mk., geb. 3 Mk.), während die Deutsche Verlagsanstalt (Stuttgart und Leipzig) den Roman *Das Licht* erlosch herausgegeben hat. Das Neueste von ihm in Deutschland und vielleicht das Beste — denn im großen Roman versagt seine Gestaltungskraft nur zu leicht — ist die Novellensammlung *Mancherlei neue Geschichten* (vortrefflich übersetzt von Leopold Lindau; Berlin, F. Fontane u. Co.; geh. 3 Mk.). Hier offenbart sich die machtvolle Einbildungskraft Kiplings am imponierendsten: er ist, wie der Übersetzer in seinem Vorwort sagt, „beinahe nur Auge und Ohr, ein gleichsam allgegenwärtiger Seher auf unserer Erde.“ Der exotische Märchenglanz, der seine Geschichte bei aller realistischen Erfassung und Ausprägung der Einzelheiten umwebt, machen verständlich, daß dieser originellste Kopf der neueren englischen Litteratur für seine fremdartigen Stoffe auch bei uns so viel begeisterte Leser hat finden können.

Zum erstenmal, soweit ich sehe, heischt jetzt auch ein Amerikaner mit einer deutschen Gesamtausgabe bei uns Einlaß. Es ist Edgar Allan Poe, der Meister des Schaurigen, der E. Th. M. Hoffmann der westlichen Halbkugel (Minden i. W., J. C. C. Bruns; im ganzen zehn Bände; geh. je 2 Mk., geb. in fünf Doppelbänden 25 Mk.). Ob er freilich eine „kritische Gesamtausgabe“ verdiente, erscheint mir fraglich, da bei ihm doch immer nur das Stoffliche den Reiz ausüben wird, wobei es denn nicht so darauf ankommen wird, ob man drei oder vier Bände von ihm gelesen hat. In den Bänden vier bis sechs dieser Möller-Bruckschen Ausgabe, die augenblicklich nur erst vorzuliegen scheinen, finden wir die vorzüglichsten Novellen vereint: „William Wilson“ (vornehmlich romantisch-phantastischen Inhalts), „Der Geist des Bösen“ (Kriminalnovelle) und „Mesmeristische Enthüllungen“ (spirituistische Geschichten). Dankenswert ist, daß jeder Band in sich abgeschlossen und einzeln käuflich ist.

Dem Holländer Eduard Douwes Dekker, der sich Multatuli nennt, ist in Deutschland ein Apostel entstanden, wie er so idealistisch-begeistert und uneigennützig nur bei uns möglich ist. Den *Millionenstudien* (Minden i. W., J. C. C. Bruns), einem Latenbrevier der Menschenkunde, einer wunderbaren Vereinigung von Naturalismus, Psychologie und romantisch-idealistischer Darstellungsart, einer Mischung von gutmütigem Humor und lapidarer sozialer Satire, hat Wilhelm Spohr, der Multatuli-Apostel und -Übersetzer, den Roman *Max Havelaar* (ebenda) folgen lassen, ein sociales Gemälde in flammen-

den Farben, aber doch mehr Agitationsrhetorik als poetische Gestaltung, Deckers grimmiges Placat wider die Gewaltpolitik seines kolonialistischen Volkes. Man sollte Deckers Werte mehr als kulturgeschichtliche Dokumente denn als Dichtungen preisen; das wäre gerechter und würde seinem Ruhme doch keinen Abbruch thun. — Die niederländische Enrik von 1875 bis 1900 macht uns Otto Hauser in einer Studie und in feingeschliffenen Übersetzungen zugänglich (Großenham, Baumert u. Ronge; geh. 2 Mk., geb. 3 Mk.), auf die wir gelegentlich zurückkommen möchten.

In der nordischen Litteratur herrscht noch immer Jbsen. Man sollte heute, wo sich die von Georg Brandes, Julius Elias und Paul Schlenther besorgte Ausgabe seiner *Dänischen Werke* (Berlin, S. Fischer) ihrer Vollendung nähert, nur noch zu dieser greifen. Denn sie allein bietet die Werke durchweg in wirklich guten, sinn- und formgetreuen Übersetzungen und bringt Einleitungen, die aus der genauen Kenntnis und dem vertrautesten Verständnis des Dichters geflossen sind. Bis zu diesem Augenblicke sind die Bände 2, 3, 5, 6, 7 und 9 erschienen, von denen der letzte auch Jbsens jüngstes Drama „Wenn wir Toten erwachen“ bereits enthält. Man darf den Wert einer kritischen Ausgabe wie dieser, die den in den meisten Fällen wohl gelungenen Versuch gemacht hat, den Ausdruck aus der Buchsprache in die Sprache des wirklichen Lebens hinüberzuführen und jede Gestalt „mit eigener Zunge“ sprechen zu lassen, nicht unterschätzen. Gerade bei Jbsen, der so oft einen Satz oder ein einziges Wort auf die Spitze der Bedeutung stellt und doch zugleich auch tiefgründige Symbolik damit verbindet, hängt von der Wahl des Ausdrucks oft ungeheuer viel ab. Die älteren Ausgaben haben da viele Sünden auf dem Kerbholz, mit denen sie dann dem Dichter wie dem Leser gleich wehe thun; sie zu sühnen, erscheint diese vom Dichter autorisierte berufen und auserwählt. Dazu kommen die Einleitungen, die knapp und klar das dramatische Gefüge und den Ideenkern jedes einzelnen Wertes bloßlegen, aber auch aus der ungemein interessanten Bühnengeschichte vieles beibringen, was helle Schlaglichter auf unsere moderne Theater- und Kulturgeschichte wirft. Der nächste Band wird die großen idealistischen Gedankendramen „Brand“ und „Peer Gynt“ bringen, die dann noch ausstehenden Bände 8 und 1 „Rosmersholm“, „Die Frau vom Meere“, „Hedda Gabler“, „Baumeister Solness“, die Prosa-schriften, die Reden, eine Auswahl aus den Briefen, das Jugenddrama „Catilina“, die Gedichte und endlich mit dem „Generalvorwort“ auch die Lebensgeschichte des Dichters.

Wie in dieser Ausgabe in kurzem Jbsen, so haben wir seit einiger Zeit bereits seinen künstlerischen Antipoden, den dänischen Stimmungsdichter Jens Peter Jacobsen ganz. Marie Herzfeld, die ihre Kenntnis der modernen nordischen Litteratur in dem tüchtigen Buche „Die skandinavische Litteratur und ihre Tendenzen“ bewiesen (Berlin, Schuster u. Loeffler, 1898),

und H. F. Arnold haben **Jacobsens Gesammelte Werke** verdeutscht (drei Bände; I. 4 Mk., II. und III. je 3 Mk.; jeder Band auch einzeln käuflich), und die Verlagshandlung von Eugen Diederichs (Leipzig) hat dank Müller-Schoenfelds zart poetischem Buchschmuck eine entzückende, stimmungsgerechte Ausgabe davon hergestellt. Hier finden wir nicht bloß die Romane „Niels Lyhne“, das „große Buch von Frauen und Leben, von Sehnsucht und Enttäuschung“, und „Marie Grubbe“, sondern auch die Gedichte, die Novellen und die Briefe, die uns diesen größten Romanisten der neueren dänischen Literatur erst vollends nahe bringen.

Unter den Slaven behaupten die Russen auch in der Literatur und in ihrer Bedeutung für uns weitaus den ersten Platz. Tolstoj hat uns auch im letzten Jahre, nach der „Aufstehung“, noch ein paar neue bemerkenswerte Schriften herübergejagt, die sämtlich in guten Übersetzungen bei Eugen Diederichs in Leipzig erschienen sind. Außer den Broschüren **Das einzige Mittel** (50 Pf.) und **Über die sexuelle Frage** (1 Mk.) handelt es sich besonders um die Schrift über den **Sinn des Lebens**, die ein gutes Spiegelbild von der Weltanschauung Tolstoj's giebt, so aphoristisch ihre Form ist. Wladimir Gzumikow hat sie sorgsam verdeutscht und sie in Verbindung mit ein paar anderen inhaltsverwandten Briefen des russischen Dichters und Moralphilosophen (über den Selbstmord, die religiöse Erziehung u. s. w.) herausgegeben (München, Albert Langen). Eine andere Ausgabe vereinigt mit ihr Tolstoj's „Antwort an den Synod“ (auf seine Exkommunikation) und den „Brief an den Zaren und seine Leute“; sie ist von Raphael Löwenfeld und Michael Feofanoff überetzt (Leipzig, Eugen Diederichs) und schließt sich in Format und Ausstattung Löwenfeld's berühmten **Gesprächen über und mit Tolstoj** an, von denen in demselben Verlage gleichzeitig die dritte Auflage herausgekommen ist (mit dem Bildnis der Gräfin; Preis geh. Mk. 1,50). Löwenfeld war der erste, der den Deutschen näheres über Tolstoj's Person und seine Lebensweise mitteilen konnte; hatte er doch gleich nach dem beispiellosen Erfolge der „Kreuzzugsgeschichte“ dem russischen Grafen in Jasnaja Poljana einen Besuch abgestattet und dann ausführlich darüber berichtet. Fast alles, was inzwischen bei uns über Tolstoj's Lebensführung geschrieben worden ist, stützt sich auf diese Mitteilungen, die man deshalb um so dankbarer jetzt als besonderes Büchlein entgegennehmen wird, zumal da sie außerdem um die Schilderung der zweiten Fahrt des Verfassers (im Juli 1898, kurz vor Tolstoj's siebenzigstem Geburtstag) vermehrt sind. Eine **Neue Gesamtausgabe der Tolstoj'schen Werke** beginnt gleichzeitig im Verlage von Eugen Diederichs in Leipzig zu erscheinen. Sie soll in etwa sechzig Lieferungen zu je vier Bogen (50 Pf.) fertig sein und wird mit den social-ethischen Schriften eröffnet. Man wird es mit Dank aufnehmen, daß die nur bis zum achten Bande gediehene Ausgabe bei Arwed Strauch, die wir seiner Zeit

hier ausführlich besprochen haben, in dieser Form ihre Fortsetzung findet. Als ersten Band der neuen Ausgabe — jeder Band ist einzeln käuflich — finden wir Tolstoj's älteste social-ethische Schrift **Meine Beichte** (geh. Mk. 1,50, geb. 2 Mk.), die für seinen Entwicklungsgang überaus bedeutend geworden ist. — Neben Tolstoj ist nun aber seit knapp einem Jahre ein anderer russischer Literatur-Apostel mit seinen Schriften zu uns herübergedrungen, ein popularisierter Tolstoj sozusagen: Maxim Gorki (eigentlich Alexei Peshkow, geb. 1869). Auch bei ihm verband sich das Interesse für seine Werke aufs innigste mit dem Interesse für seine Person, sah man doch in seinen Schriften die unmittelbaren Ausflüsse seiner Lebensschicksale. Selbst lange Jahre ein Verstoßener des Glücks, ward er der Dichter der „verlorenen Leute“, der Schilderer des Proletariats unter dem Proletariat. Fast alles, was er geschrieben hat, geht auf Erfahrungen und Stimmungen seines Bagabundenlebens zurück. In dieser Beschränkung liegt seine Stärke und seine Schwäche. Er ist ein warmherziger Anwalt der Müheligen und Beladenen, ein Fürsprecher der social Enterbten. Wunderbar schildert er die stumpfe Resignation, die die unteren russischen Volkskreise beherrscht; er weiß einen Schimmer von Poesie auch noch über das Noheste und Stumpfsinnigste zu breiten. Doch es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, eine umfassende Charakteristik von ihm und seinem Schaffen zu geben; dazu würde es eines besonderen Aufsatzes bedürfen, den wir denn auch demnächst zu veröffentlichen gedenken. Wir begnügen uns vielmehr damit, auf seine einzelnen Werke hinzuweisen; die deutsche Übersetzerthätigkeit ist geschäftig genug gewesen, gleich eine ganze Bibliothek davon auf den Markt zu bringen. Eine sehr handliche und gefällige, mit Buchschmuck gezielte Ausgabe von **Maxim Gorki's Ausgewählten Erzählungen** erscheint bei Eugen Diederichs in Leipzig; bisher liegen zwei Bände vor (jeder Band geh. 2, geb. 3 Mk.), in denen im Ganzen zehn Novellen enthalten sind. Ihr Übersetzer ist Michael Feofanoff, derselbe, der sich mit Löwenfeld für die oben genannte Tolstoj-Übertragung vereinigt hat. Das wesentliche Verdienst dieser Ausgabe ist, daß sie uns den Dichter auch in seinen rein ästhetischen Schöpfungen, wie dem naturbegeisterten „Lied auf den Falken“, daß sie uns ihn also als geschlossenen künstlerischen Charakter zu zeigen versucht. Ihr Bestreben war ferner die Erhaltung der vollen Eigenart des Gorkischen Stiles, der wie der ganze Mensch durchaus inkonventionell ist. Gleichzeitig erscheinen auch im Verlage von Bruno Cassirer (Berlin) **Maxim Gorki's Ausgewählte Erzählungen**, deutsch von A. Scholz (jeder Band geh. 2, geb. 3 Mk.). Der erste Band bringt „Die Familie Dralow“, ein Meisterstück der Menschenschildering aus der Cholerazeit, neben ein paar Skizzen; der zweite, „Der Pilger“, führt uns mitten in Gorki's eigentliches Gebiet, in die Reihen der „Barfüßer-Compagnie“, wie der Russe

die Vagabunden zu nennen liebt; während der dritte und sechste, nach den Anfangserzählungen „Die Holzflößer“ und „Im Weltschmerz“ genannt, neben den Vagabundenstudien auch einige von Gorki's romantischen Naturverherrlichungen enthalten („Konowalow“). Daneben veröffentlicht derselbe Verlag, dem auch das Verdienst gebührt, Gorki mit den *Verlorenen Seuten*, seinem charakteristischsten Buche, zuerst bei uns eingeführt zu haben, einen großen Roman des Dichters: *Drei Menschen*, ein erschütterndes Gemälde aus dem russischen Bauernleben. Ihm stellt gleichzeitig die Deutsche Verlagsanstalt (Stuttgart) einen anderen zur Seite: *Torna Gordjew* (2. Aufl., übersetzt von Klara Brauner; geh. 2, geb. 3 Mk.), in dem uns der Dichter in die Kaufmannskreise einer großen Wolgastadt führt und den Titelhelden, einen reichen Kaufmannssohn, ein Opfer der Roheit, des Stumpsinnes und des Eigennutzes werden läßt. Auch Torna Gordjew ist innerlich ein Verwandter jener freheitsdurstigen „Bohja's“ (Barfüßer), der sich an den Fesseln des Kulturlebens zu Tode reibt. Damit aber sind die deutschen Ausgaben von Gorki noch immer nicht erschöpft. Ein wahrer Wettlauf um ihn ist entstanden; wie fasziniert hat sich unsere Verlagswelt auf den neuen Stern gestürzt. Wir führen von weiteren Ausgaben nur noch an: *Zwei Novellen* (Malwa — Konowalow, übersetzt von Klara Brauner), die geschildert einen männlichen und einen weiblichen Typus der „Bohja's“ zusammenstellen (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; geh. Mk. 1,50, geb. 2,50); ferner: *Ein junges Mädchen* (Barnele Glesson), übersetzt von L. M. Wiegandt, mit dem Bildnis des Verfassers (Dresden und Leipzig, Heinrich Minden; geh. 2. Mk.), und endlich zwei kleine Bändchen, die je drei kürzere Erzählungen aus dem Vagabundenleben bringen und die daher als erste Einführung in die eigentümliche Welt des Dichters zu empfehlen sind (Leipzig, Richard Wöple, je 1 Mk.). Seit Tolstoj hat kein Schriftsteller des Ostens auch nur annähernd solche allgemeine, internationale Beachtung zu erwecken verstanden — denn auch in Frankreich ist Gorki der Held des Tages — wie dieser merkwürdige aus dem Schlamm des Lebens emporgetauchte Poet, der wohl tiefste Menschenkenntnis, aber zugleich auch das lauterste Gold höchster Menschenliebe daraus gewonnen hat.

Das kürzlich in seiner polnischen Heimat glänzend gefeierte silberne Schriftstellerjubiläum Henryk Sienkiewicz' hat auch deutschen Kreisen wieder in die Erinnerung gerufen, welch großzügigen Romancier die Polen in diesem geborenen Litauer haben. Man hat ihn den „Meininger des Romans“ genannt, und in der That steht er seinen Nebenbuhlern in der Kraft der dramatisch bewegten Massenentfaltung, in der Schilderung großer theatralischer Vorgänge der Weltgeschichte — man denke nur an seine farben- glühende Beschreibung des Brandes von Rom! — weit voran. Aber auch geistige Bewegungen

weiß er zu meistern. Wer an einem Dahn und Ebers Gefallen findet, der sollte sich an einigen seiner Schöpfungen überzeugen, etwa dem großen Roman *Quo vadis?* aus der Zeit der Newton'schen Christenverfolgung (übersetzt von E. und R. Ettlinger, illustriert von Rothag; Emsiedeln, Benziger u. Co.), an der Familie Polonicki, die in der polnischen Gesellschaft spielenden Verherrlichung der pflichttreuen Willenskraft und der sittigenden Macht des Hauses (ebenda, geb. 5 Mk. eingeleitet durch eine litterarhistorisch-biographische Skizze von Karl Muth), oder an der *Sturmflut*, dem Gipfel der geschichtlichen Trilogie aus der polnischen Kultur und Gesellschaft (Leipzig, O. Gradlauer), wieviel Tiefe und innere Größe sich mit der äußeren epischen Wirkung verbinden läßt. Eine kleinere Erzählung von Sienkiewicz bietet uns Jonas Fränkel in autorisierter Übersetzung: *Uns liebe Brot* (Leipzig, K. F. Köhler; 2 Mk.), und zwar ganz so, wie sie im Original sich giebt, während die meisten deutschen Übersetzungen die Werke des Polen etwas zurechtzustutzen lieben. —

Obwohl es nicht oft genug betont werden kann, daß man die Dichter, einheimische wie fremde, möglichst aus den unmittelbaren Quellen ihrer Werke selbst genießen und verstehen lernen sollte, so wird in vielen Fällen und für manche Streden der Litteratur doch die Litteraturgeschichte als Führer und Berater immer unentbehrlich bleiben. Als *Geschichte der Weltlitteratur* hat sich die Alexander Baumgartners (Freiburg i. B., Herdersche Buchhdlg.) in ihrer zweiten Auflage wohl die meisten Freunde erworben, nicht nur in den katholischen Kreisen, aus denen sie hervorgegangen, sondern in denen unserer Gebildeten überhaupt. Sie dankt diese Beliebtheit vor allem dem redlichen Bemühen des Verfassers, die Dinge möglichst objektiv zu sehen, sie, wo es irgend angeht, aus und für sich selbst sprechen zu lassen. Er erreicht das, abgesehen von der Darstellung selbst, dadurch, daß er umfangreiche Analysen und Proben (in deutscher Übersetzung) aus den besprochenen Werken bringt und an Stelle der Kritik eine innere Nachempfindung der dichterischen Schöpfungen anstrebt. Es kommt ihm dabei sehr zu statten, daß sein Standpunkt nicht, wie es sonst bei dertei Werken so oft der Fall, der rein litterarische, ästhetische ist, sondern daß er die Dinge von einer Höhe betrachtet, die die gesamte Kultur überblickt, und von wo sich also die litterarischen Belundungen des menschlichen Schaffens von selbst in einen großen Zusammenhang einordnen. Und endlich: Baumgartner versteht auch die schwerste Kunst zu üben, die eine Geschichte der Weltlitteratur von ihrem Verfasser fordert: er weiß zwischen Wichtigem und Unwichtigem, Wertvollem und Wertlosem scharf zu unterscheiden und das Charakteristische der einzelnen Litteraturen geschickt hervorzuheben. Der erste und der zweite Band, die die Litteraturen Westasiens und der Mittelländer, Indiens und Ostasiens behandeln, sind hier bereits eingehender besprochen. Der dritte umfaßt „Die griechische

seine Behandlung, seine Verwertung u. s. w., Dr. Rob. Hessen in einem besonderen Kapitel das Theater, während der Schlußteil, gleich den einzelnen Literaturgeschichten reich mit Bildnissen illustriert, Schriftstellerbiographien der Gegenwart bringt.

Eine große selbständige deutsche Literaturgeschichte, in der Art wie Gervinus, Vilmar, Scherer oder Voigt und Koch, ist in den letzten Jahren nicht entstanden. Dagegen giebt Dr. Gotthold Klee die *Grundzüge der deutschen Literaturgeschichte* in einem etwa zweihundert Seiten starken Abriss, der in erster Linie für höhere Schulen und zum Selbstunterricht bestimmt ist (vierte verbesserte Auflage. Berlin, Georg Bondi; Preis geh. M. 1.50, geb. 2 M.). Es bedarf nur der Lektüre einiger Seiten, und sofort hat man das Bewußtsein, nicht nur an der Hand eines geschulten Pädagogen, nein auch eines nach dem sicheren Kompaß eigener wissenschaftlicher Forschung marschierenden Gelehrten zu wandern, der es freilich für keinen Raub hält, ein schwieriges Problem auf eine möglichst allgemeinverständliche, klare und bestimmte Formel zu bringen. Doch steht hinter seinem Ausdruck überall die lebendige Anschauung von den Dingen und Personen, und das Ganze ist durchwärmt von jener innerlichen Vaterlandsliebe, von jenem Sich-einsfühlen mit seinem Volke und seiner Zeit, das nicht in Worten kramt, aber desto tiefer ins Herz dringt, vornehmlich in das der Jugend, die leider gerade auf dem Gebiete der einführenden Literaturgeschichte bisher recht schlecht beraten war. — Weniger wissenschaftlichem Ehrgeiz als praktischen Erwägungen verdankt die *Geschichte der deutschen Literatur* von Adolf Bartels ihre Entstehung (zwei Bände; Leipzig, Ed. Avenarius), von der freilich bis zu diesem Augenblick nur der erste Band vorliegt (Von den Anfängen bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts; Preis 5 M.). Sie bringt eine charakteristische Neuerung in der Behandlung des Stoffes: die Darstellung der geschichtlichen Entwicklung ist von den Ausführungen über die einzelnen Dichter befreit, diese werden vielmehr selbständig für sich gegeben. Das schafft der Übersichtlichkeit und klaren Gliederung des Ganzen gute Hilfe und zugleich Raum für eingehendere, liebevoller vertiefte Charakteristiken der einzelnen Dichter, als sie bei der bisherigen Methode möglich waren. Nur zwingt die Folie- rung der literarischen Entwicklung von den Persönlichkeiten den Verfasser, wie mir scheint, manchmal, den einzelnen Dichtern innerhalb dieser Abschnitte etwas schulmeisterlich „ihre festen Plätze anzuweisen“ (ein Lieblingsausdruck des Verfassers!) und die freie Beweglichkeit der Individualitäten zu vergewaltigen. Im übrigen ist die Geschichte von einem frischen Gegenwartspunkt und, wie es bei dem Apostel der „Heimatskunst“ selbstverständlich, aus einem deutsch-national fühlenden Herzen geschrieben, was ihren Verfasser innerlich durchaus berechtigt, die verschiedenen Perioden je nach ihrem vaterländischen

Gegenwartswerte eilig oder eingehend, liebevoll oder kühl sachlich zu behandeln. Daher die für das breite gebildete Publikum gewiß äußerst praktische Teilung (s. oben), die es dem Verfasser ermöglicht, die Neuzeit weit ausführlicher zu behandeln, als das sonst in einem zweibändigen Werke von etwa im ganzen tausend Druckseiten hätte geschehen können. Sobald auch der neuere Teil vorliegt, werden wir auf das Werk zurückkommen müssen. Als Ersatz für den noch fehlenden Schlußband haben wir inzwischen desselben Verfassers weitverbreitetes Buch *Die deutsche Dichtung der Gegenwart* (ebenda; 3. Aufl.; geb. 4 M., geb. 5 M.), das früher, seiner Gruppierung und namentlich seiner biographischen Behandlung entsprechender, „Die Alten und die Jungen“ hieß. Die charakterisierenden Einzelbilder bieten viel Gutes und werden namentlich von denen immer gern gelesen werden, die den Wert der inneren, belebenden Verbindung von Persönlichem und Produktivem zu schätzen wissen; dagegen muß die einseitige, tendenziöse Gruppierung und Rubricierung der „Modernen“ auffallen, wie man hier auch das Urteil nicht selten von engen Voreingenommenheiten beeinflusst finden wird, die in einer Literaturgeschichte niemals eine Stätte finden sollten. — Zwei liebe alte Bekannte des deutschen Hauses dürfen auch diesmal wieder in Erinnerung gerufen werden: Karl Barthels *Deutsche Nationalliteratur der Neuzeit*, deren zehnte Auflage von dem inzwischen leider allzu früh verchiedenen Max Vorberg neu bearbeitet und bis auf die unmittelbare Gegenwart fortgeführt worden, ein auf christlicher Gesinnung ruhendes ästhetisches Erbauungsbuch für die gebildete evangelische Familie, zur fortlaufenden Lektüre seiner anmutenden und anregenden Form, seiner liebevollen Analysen der Dichtungen und seiner zahlreichen Proben wegen wie geschaffen (Güterloh, E. Bertelsmann; vollständig in sieben Lieferungen à M. 1,50; die letzte Lieferung steht noch aus), und Rudolf von Gottschalls *Deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts* (Breslau, Ed. Trewendt), von dessen siebenter Auflage der erste Halbband (bis auf Fichte) vorliegt. Diese neueste Auflage erscheint in acht Halbbänden zum Preise von je M. 3,60. Gottschall hat immer seinen Ruhm in der schwungvollen Form, der glänzenden Bildlichkeit seiner ästhetisch-kritischen Ausführungen gesucht, die die Leser in die Sache hineinziehen und ihnen die Literaturwerke aus möglichst unmittelbarer Nähe zu zeigen suchten, ohne sich viel beim Persönlich-Biographischen aufzuhalten. Auch in der neuen Ausgabe fällt der Hauptaccent auf die moderne Poesie, ja sie soll in ihrem Schlußbande noch um einen besonderen neuen Abschnitt vermehrt werden, der die „jüngste deutsche Episode“ ausführlich schildert und würdigt — wie Gottschall droht oder verspricht, sogar mit starker polemischer Färbung. — Den antimodernen Standpunkt mit Bartels teilt Karl Weirbrecht in seiner kleinen *Deutschen Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts*, die der bekannten „Sammlung Götschen“ einverleibt ist (Nr. 134.

135. Leipzig, G. J. Wölschensche Verlagshandlung; geb. Mk. 1,60). Ihr Standpunkt ist der eines nationalen Protestantismus, der den Geschichtschreiber gegen einige Bewegungen, so auch gegen die der Romantik, ungerecht macht, der ihm sonst aber den starken Faden in die Hand giebt, durch den er die richtungsweisenden, die Geister führenden und ihre Zeit stempelnden Persönlichkeiten glücklich aus dem Durchschnitt hervorzuziehen und miteinander verknüpfen kann. Das kleine Werk wird selbst von einer starken und gesunden Persönlichkeit getragen, die man auch da respektieren muß, wo man ihr im Urtheil nicht beipflichten mag. — Auf die letzten „zwei Jahrzehnte mitterlebter Litteraturgeschichte“ beschränkt sich Adalbert von Hanstein in dem mit Bildnissen äußerst reichhaltig ausgestatteten Werk *Das jüngste Deutschland* (Leipzig, R. Voigtländer's Verlag; geh. Mk. 6,50, geb. 8 Mk.). Die Unmittelbarkeit der Schilderung, die uns mit dramatischer Lebendigkeit überall in den Streit der Dinge selbst hineinzieht, ist es, die dem Buche seinen specifischen Wert giebt. Der Mitterlebende macht auch uns selbst zu Mitterlebenden. Noch einmal wogt und brandet um uns die Revolution der achtziger Jahre, die Flut steigt, bis leise die Ebbe naht und andere Götter aus den Wassern emportauchen. Nirgends sonst, auch in Rich. M. Meyers Litteraturgeschichte nicht, ist mit so starkem Eindruck das Persönliche in der modernen Bewegung hervorgekehrt wie bei Hanstein, keiner weiß aus den Akten der Zeit so viele interessante documents humains hervorzuziehen, keiner auf kulturgeschichtlicher Grundlage uns so anschaulich in die Stimmung der Zeit zu versetzen. Dabei aber kommt das ästhetisch-kritische Urtheil keineswegs zu kurz; im Gegenteil geht Hanstein vielen der Wortführer aus dem Anfang der achtziger Jahre hart zu Leibe und setzt dem Naturalismus den Idealismus des Gedankens und der Form entgegen, die Forderung großer und freier Persönlichkeiten.

Monographien aus der Litteraturgeschichte wird man am wenigsten gern in summarischen Überblicken abthun, sondern einer ruhigeren Zeit und kritischeren Stimmung vorbehalten, als es die Weihnachtsmonate sind; doch seien hier immerhin zwei Arbeiten, eine aus dem Gebiete der älteren, eine aus dem der neueren Litteraturperiode genannt und zur Anschaffung empfohlen: die *Geschichte des Minnesanges* von Dr. Edward Stilgebauer (Berlin, Emil Felber) und *Der deutsche Roman des neunzehnten Jahrhunderts* von Helmuth Mielle (dritte, vermehrte und verbesserte Auflage; Berlin, C. M. Schwetschke u. Sohn; geh. Mk. 4,50, geb. 6 Mk.), ein Werk, das ein für gewöhnlich nur sporadisch oder feuilletonisch auftauchendes Thema in strenger historischer Betrachtungsweise behandelt und jede einzelne, irgendwie bedeutsame Erscheinung in der Romandichtung im Rahmen des zeitlichen geistigen Lebens zu erfassen weiß. Keine „geistreichen“ Recensionen, sondern möglichst sachlich gehaltene Charakteristiken werden hier gezeichnet,

eine epische Kulturgeschichte von Goethes „Wilhelm Meister“ bis zu Dmptedas „Sylvester von Weher“ und Polenz' „Grabenhägern“.

Mit der Litteraturgeschichte sollte die Sprachgeschichte als deren nächste und vertraueste Gehilfin immer Hand in Hand gehen. Als psychologische Einführung können B. Delbrücks *Grundfragen der Sprachforschung* (Straßburg, Karl J. Trübner; geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.) auch dem Laien nicht angelegentlich genug empfohlen werden. Zwar stellt sich der bei weitem umfangreichere Theil der Schrift als eine Auseinandersetzung des Verfassers mit den Wundtschen Theorien über die wichtigsten Probleme des Sprachlebens dar, aber bei der gemeinverständlichen Schreibweise des Buches gewinnt man gerade so den besten Einblick in die Voraussetzungen und Ziele der Wissenschaft. — Wer dann tiefer und selbständiger in diese Fragen eingedrungen ist, um weniger eines Führers als eines Anregers zu eignem, selbständigem kritischem Denken zu bedürfen, der wird in Fritz Mauthners *Beiträgen zu einer Kritik der Sprache* (Stuttgart, F. W. Cotta; geb. 12 Mk.) genug der Arbeit und genug Anreiz zu förderndem Widerspruch finden. Das Werk wird gerade wegen seiner Kühnheit und Selbständigkeit viele Gegner finden; aber als Denkmal eines grandiosen Willens, das auf nichts anderes hinausläuft, als, nachdem die alten Tafeln zerbrochen, die sprachphilosophischen Probleme auf einer ganz neuen Grundlage, auf der Identifikation des Denkens und der Sprache, neu aufzubauen, wird es auch den Gegnern Respekt abnötigen müssen. Für heute begnügen wir uns mit dem Hinweis auf die beiden ersten Bände („Sprache und Psychologie“; „Zur Sprachwissenschaft“), um erst später kritisch darauf einzugehen. — In zweiter, umgearbeiteter Auflage kommt Hermann Wunderlichs Buch über den *Deutschen Satzbau* (ebenda; zwei Bände), dessen neue Ausgabe das preussische Kultusministerium in dankenswerter Weise gefördert hat. Für Lehrer der deutschen Sprache ist das Werk, das gleichfalls eine nähere Besprechung zu anderer Zeit erheischt, ein unentbehrlicher Berater, aber auch der Laie wird ihm Einblicke in die innerste Seele seiner Muttersprache zu danken haben, die ihm neben gründlicher Belehrung auch künstlerische Genüsse verschaffen werden. — Für die weiteren Kreise der Gebildeten, insbesondere der Lehrenden und Lernenden, eignet sich die *Deutsche Sprach- und Stilgeschichte* von Prof. M. Evers (Berlin, Neuther u. Reichard; geh. Mk. 3,60, geb. Mk. 4,50). Sie ist aus dem Unterricht erwachsen und für den Unterricht bestimmt. Im steten Hinblick darauf verfolgt sie das Werden unserer Sprache vom Hildebrandliede bis auf Treitschke und Hauptmann, überall charakteristische Proben einstreuend, an denen die Ausführungen erläutert werden. So wird sie auch in den Händen der vorgeschrittenen Jugend, sofern diese für sprachliche Dinge über die Lehrstunden der Schule hinaus eine besondere Neigung verrät, gute

Dienste thun, zumal da sie mit ihrem warmen nationalen Ton für alles Schöne und Charaktervolle in unserer Sprache und ihren Meistern die Begeisterung der jungen Herzen zu wecken versteht. — Elementarer, lehrreicher, mehr praktisch als historisch faßt dieselbe Sache Prof. Dr. Otto Weise, der verdiente Verfasser der lebensvollen Schrift „Unsere Muttersprache“, in seiner kleinen *Deutschen Sprach- und Stillehre* an (Leipzig, B. G. Teubner; geb. 2 Mk.), indem er eine Anleitung zum richtigen Verständnis und Gebrauch unserer Muttersprache giebt. Auch Weise verfolgt die grammatischen Erscheinungen unserer Muttersprache und ihrer Entwicklung, aber er legt auf geschichtliche Geschlossenheit dabei weniger Wert als auf Beweis- und Erläuterungskraft der einzelnen historischen Beispiele. Daher ist die Aufmerksamkeit hauptsächlich den Bruchstücken früherer Sprachperioden zugewendet worden, die sich bis zur Gegenwart erhalten haben, weil man aus ihnen am bequemsten auf den früheren Sprachzustand Schlüsse ziehen kann. In der Stillehre, dem zweiten Abschnitt des Werkes, wird angestrebt, durch Regel und Vorbild zugleich zu wirken; dabei kommen die hervorragendsten Vertreter unseres Schrifttums in bedeutsamen, kennzeichnenden Auszügen aus ihren Werken zu Worte, denen der Verfasser seine erläuternden Bemerkungen beifügt. So macht sich das hübsch ausgestattete Büchlein für Lehrer, Eltern und Schüler gleich nutzbar. — Als praktisches, dem Augenblicksbedürfnis des gebildeten Hauses dienendes *Handwörterbuch der deutschen Sprache* darf das von Prof. Dr. Daniel Sanders, das bereits in sechster Auflage vorliegt, noch immer die erste Stelle beanspruchen (Leipzig, Otto Wiegand; gr. Lexikonformat, 1070 S.; geh. Mk. 7,50, geb. 9 Mk.). Es ist im wesentlichen ein Auszug aus Sanders' großem zweibändigem Wörterbuch; aber wie der gelehrte Verfasser niemals müde wurde, immer neue praktische Verbesserungen für den Gebrauch seiner Nachschlagewerke zu ersinnen, so hat er auch in diesem Extrakt ein paar besondere Neuerungen angebracht, die ihm die Benutzer danken werden, vor allem die rein alphabetische Anordnungsweise der Zusammenfassungen. Für Belege war natürlich in diesem einen Bande kein Platz, wohl aber hat der Benutzer die Bürgschaft, daß jedes Wort und jede Wendung sich auf literarische Überlieferung zurückführen läßt, also „gebucht“ steht. — Mit der Sprache eines Einzelnen, aber des Größten im Reiche der deutschen Dichtung beschäftigt sich ein Buch von Ewald H. Boudé: *Wort und Bedeutung in Goethes Sprache* (Berlin, Emil Felber), das die Sprache der Ästhetik und Psychologie des Genies dienstbar macht, indem es Goethes Denkweise im Spiegel seines typischen Wortschatzes betrachtet. Es handelt sich im wesentlichen um den Nachweis, daß Goethe einer Reihe alltäglicher Worte durch individuelle Umprägung einen höheren geistigen Inhalt verliehen hat, und daß sich diese Prägungen unter dem großen Gesichtspunkt seiner organischen Denkweise

zu einer zusammenhängenden Begriffskette und inneren Einheit zusammenschließen, die uns neue tiefe Blicke in seine dichterische Seele eröffnen. So haben wir hier einmal eine auch den Laien unmittelbar fördernde sprachwissenschaftlich-ästhetische Studie, die von der Zergliederung zur Synthese leitet und das tote Wortmaterial zu dem höchsten Ziele aller philologischen Forschung, zur Erkenntnis und Erläuterung des schöpferischen Genies belebt und bindet.

Es ist immer der Stolz des Deutschen gewesen, über eine lange Reihe meisterhafter Biographien unserer Litteraturgrößen zu verfügen. Mit dem ganzen Rüstzeug der modernen historisch-philologischen Forschung hat Konrad Burdach, der Hallenser Germanist, das Lebensbild *Walters von der Vogelweide* aufgebaut (Leipzig, Duncker u. Humblot. I. Teil). Doch hat er bei aller Wissenschaftlichkeit das künstlerische Ziel nicht aus dem Auge verloren, des Dichters Leben und poetische Entwicklung so anschaulich und lebendig als möglich zu erzählen. Zugleich mit der biographischen Darstellung aber giebt das Buch eine Geschichte der gelehrten Forschung über Walter, an deren Schlußpunkt der Verfasser selbst mit einschneidenden neuen Ergebnissen steht. Wir wollen es als gutes Zeichen nehmen, daß gerade Walter, der einzige wahrhaft große politische Dichter unserer Litteratur, es ist, dem der erste großzügige Versuch dieser umfassenden Gelehrtenpersönlichkeit gilt, Historie auf dem Grunde der Philologie, Philologie allein in der Fühlung mit der Historie ihr Ziel erreichen zu lassen. — Die biographische Wissenschaft der letzten Jahre läßt das spätere Mittelalter so gut wie unberührt und schreitet von dem größten Lyriker der älteren Zeit gleich in den hellen, frischen Morgen der Neuzeit, dessen erste Strahlen das hehre Bildnis — Gottscheds umfluten, wie es wenigstens der begeisterte Idealismus Eugen Reichels in verschiedenen, kurz nacheinander erschienenen Schriften gezeichnet hat. Dem großen *Gottsched-Denkmal*, das hier bereits seine Würdigung gefunden hat (Berlin, Gottsched-Verlag), ist eine kürzere und populärere Darstellung unter dem Titel *Gottsched der Deutsche* (ebenda) gefolgt. Eine knapp gehaltene Charakteristik Gottscheds leitet das Buch ein, dann folgen reichhaltige, geschickt zusammengestellte Auszüge aus Gottscheds Werken, die dem Leser so in ihrer umfassenden nationalen Bedeutung lebendig und vertraut werden. — Von Gottsched zu Goethe! Wir haben im Septemberheft aus der reichen Goethe-Litteratur des letzten Jahres alles das aufgeführt, was über den Bannkreis der literarhistorischen Fachgelehrsamkeit hinaus zu dringen berufen ist. Doch bleibt uns ein wichtiger und wertvoller Nachtrag: der Hinweis auf Otto Harnacks Buch *Goethe in der Epoche seiner Vollendung* (Leipzig, J. C. Hinrichssche Buchhdlg.; zweite, umgearbeitete Auflage; geh. 5 Mk., geb. 6 Mk.). Harnack beschränkt sich hier im wesentlichen auf die Jahre 1805 bis 1832, aber wie ihm selbst die ganze Entwicklung des Dichters



geh. 5 Mk., geb. Mk. 6,25). Wenn eines Dichters Werke Früchte sind, die am Baum seiner Erfahrungen wuchsen, so sind es die Mörke's. Wahr, tief, klar und innig wie sein ganzes Denken und Fühlen, Leben und Wesen ist auch seine Dichtung, zu deren Ruhm wir nach den Aufsätzen, die wir in den letzten Jahrgängen über sie veröffentlicht haben, nichts mehr hinzuzufügen brauchen. Um so unerlässlicher aber und fördernder ist es, jenes genauer kennen zu lernen. Fischer genoss für die Abfassung seiner Biographie den Vorzug, reiches ungedrucktes Material an Mörke'schen Briefen, Tagebüchern und Dichtungen zu benutzen. Daraus hat sein Buch viele außergewöhnlich lebensvolle persönliche Züge gewonnen, die ihm eine schnelle Popularität sichern. Das Schwergewicht der Arbeit liegt in dem Biographischen, die Erläuterung der Werke tritt mehr zurück. Das Buch ist, auch in der broschierten Ausgabe, sehr würdig und geschmackvoll ausgestattet; alles, was an authentischen Abbildungen zu Mörke's Leben zu beschaffen war, namentlich Porträts und die Bilder seiner Wohnstätten, sind dem Text in guten Reproduktionen eingefügt. — Aus Erik Reuters jungen und alten Tagen hat der unermüdete K. Th. Gaedert auch neuerdings wieder allerlei Biographisches aus dem weiten Freundeskreise des mecklenburgischen Humoristen zusammengetragen (Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhdlg.; geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.), das, wenn es auch nicht immer für den Lebensgang des Dichters von tiefer Bedeutung, so doch meistens in sich selbst einen Humor birgt, der unterhält und erheitert. Uns liegt nur der erste Band vor, doch erscheinen wir aus Ankündigungen, daß auch die beiden späteren wie der Vorgänger mit Bildern, namentlich mit Porträts reich geschnückt sind.

Es ist ebenso bezeichnend wie aner kennenswerth, wie eifrig sich die katholische Literaturwissenschaft um Friedrich Wilhelm Weber bemüht, und ein wie lebhaftes Echo sie dafür beim Publikum findet. Während Webers Epos „Dreizehnlinden“ der siebzigsten Auflage zusteuert, haben die letzten Jahre gleich zwei Lebensbeschreibungen des Dichters gebracht. Die umfangreichste und inhaltsreichste, von Dr. Jul. Schönering (Paderborn, Ferd. Schönering. Mit einem Porträt in Stahlstich und acht Vollbildern; 8 Mk.), hat den gesamten handschriftlichen Nachlaß des Dichters benutzen können, ihr Verfasser hat lange Zeit persönlichen Umgang mit Weber gepflogen und nach dessen Tode aus den Erzählungen und sonstigen Überlieferungen der Familie viel Bezeichnendes und Aufklärendes über ihn erfahren. Das übrigens auch vornehm ausgestattete Buch hat seinen Gegenstand — ohne darüber den historischen Hintergrund außer acht zu lassen — zunächst und vor allem von der persönlichen Seite her erfaßt, was bei einem so durch und durch temperamentvollen und gesinnungsfeurigen Dichter, dem Leben und Dichten aus einer Quelle floss, nicht nur durchaus berechtigt, sondern auch der einzig mögliche Weg der wahrhaften Verlebendi-

gung war. Vielleicht waltet hier und da zu wenig Kritik den einzelnen Dichtungen gegenüber (dem Epos namentlich), aber der starke Mensch und der feurige, beinahe mittelalterlich anmutende Dichter tritt uns doch aus dem Schweringschen Buche in voller Anschaulichkeit entgegen. — In bescheidenem Umfange hat Karl Hoerber den westfälischen Dichter gewürdigt. Sein Büchlein (ebenda; zweite, erweiterte Auflage, 112 Seiten) ist hauptsächlich bestimmt, weitere Kreise für Weber zu erwärmen und ihnen seine Dichtungen näher zu bringen. Als Einführung in diesem Sinne thut es so gut seine Dienste wie die im übrigen weit bedeutendere und selbständigere Biographie Schwerings für die tiefere Erkenntnis und Würdigung. — Einem zweiten katholischen Schriftsteller, dem noch in voller Müdigkeit lebenden und schaffenden tapferen Stadtpfarrer in Freiburg i. B., Heinrich Hansjakob, widmet Albert Pfister ein von der Verlagshandlung (Adolf Bonz u. Co., Stuttgart; Preis Mk. 1,80) mit zahlreichen Illustrationen (nach photographischen Aufnahmen) durchwirktes Büchlein (192 S.), das in schlichter Weise von des Dichters Leben und Arbeiten erzählt und uns den vollen tauigen Hauch seiner Naturwahrheit und Jugendfrische in Haus und Herz trägt. — Konrad Ferdinand Meyer hat zu seinen Lebzeiten seinen schweizerischen Landsmann Adolf Frey selbst zu seinem Biographen bestimmt und nicht unterlassen, ihn für diese Aufgabe mit einem Material auszurüsten, das niemandem sonst zugänglich sein konnte. Insbesondere für des Dichters wirre Verbeztzeit empfing Frey aus Meyers Mund manche wichtige Aufklärung, die dann später Meyers Schwester zu ergänzen wußte. Auch sonst herrscht über dem Buche (Stuttgart, J. G. Cotta) durchaus der Geist der Thatfachen. Die ästhetischen Betrachtungen und Erörterungen sind möglichst eingedämmt worden, um der Darstellung des Wachsens und Werdens einen freieren und breiteren Fluß zu gönnen. Was offen vor aller Augen liegt, wie die größeren Dichtungen aus Meyers Reisezeit, mag für sich selbst sprechen; Dunkles und Verworrenes erbelle und schlichte der Biograph, dem es im übrigen aber nur schlecht anstehen würde, allzu lange bei Dingen zu verweilen, die auf des Dichters Leben untlgbare Schatten werfen. Selten hat sich so viel Liebe mit so vorurteilsloser, wenn auch stummer Kritik, so viel Intimität im einzelnen mit so objektiver Zeichnung der Gesamterscheinung gepaart. Doch ist schade, daß dem liebevollen, feingeistigen Werke kein Bildnis des Dichters beigegeben ist. — Dem Schillerbiographen Richard Weltrich verdanken wir eine umfangreiche Würdigung Christian Wagners, des Bauern und Dichters zu Warmbrunn (Stuttgart, Strecker u. Moser. Mit dem Bildnis Wagners in Lichtdruck). Leider ist der Verfasser über die Grenzen eines Lebensbildes, das bei dieser originalen Erscheinung außerordentlich interessant hätte ausfallen können, weit hinausgegangen, indem er seinen Stoff zu einer ästhetisch-kritischen und sozialetischen Studie

erweiterte. So ist in das Schifflein eine Ladung verfrachtet worden, welche es nicht zu tragen vermag. Doch gereicht dem Verfasser seine eifrigste Theilnahme an diesem schwäbischen Eigenbrödl, der trotz aller Absonderlichkeiten wirklich ein Dichter und selbständiger Denker ist, zur hohen Ehre. — Von Wilhelm Raabes Leben und Dichten, naturgemäß namentlich von dem letzteren, hat uns August Otto in den „Bildern aus der neueren Litteratur“ ein sehr liebevolles, wenn auch nicht in jedem Zuge charakteristisches Porträt gezeichnet (Minden i. W., C. Neumann; Mk. 1.40). Als Vorbereitung auf Raabes dichterische Welt und als eine mit der Lectüre seiner Werke Hand in Hand gehende Erweiterung wird die kleine Schrift vielen willkommen sein.

Am reizvollsten und intimsten wird es immer wirken, wenn geistige Persönlichkeiten selbst die Feder in die Hand nehmen, um uns ihr Leben oder wenigstens einige Theile daraus zu schildern, oder wenn pietätvolle Freunde die Aufgabe ergreifen, aus dem litterarischen Nachlaß, aus Briefen und Tagebuchblättern zusammenzustellen, was jene im Verkehr mit sich selbst oder mit vertrauten Freunden über sich und ihr Leben und Wirken gedacht und gefühlt haben. Von den berühmten Jubilaren der letztvergangenen Jahre hat nur Paul Heyse den Drang gefühlt, in einem mittelstarken Bande, der hoffentlich nur der Anfang eines umfassenden Memoirenwerkes ist, Jugenderinnerungen und Bekenntnisse niederzulegen (Berlin, Wilh. Herz; dritte Aufl.; Preis 6 Mk.). Er erzählt hier von seinem Berliner Elternhause, seinen Berliner Lehr- und seinen Bonner Studienjahren, von seinem ersten Aufenthalt in Italien, aber vor allem und mit besonders lebendiger Ausführlichkeit von der Münchener Tafelrunde bis zu König Maxens Tod, ganz in der graziösen, zielich-vornehmen und abgeklärten Art, die alles auszeichnet, was aus seiner Feder fließt. Doch erblicken wir die wertvollste Gabe in dem zweiten Teil des Buches, den „Bekenntnissen“. Hier giebt sich der Lyriker, der Novellist und der Dramatiker kritische Rechenschaft über seine Schöpfungen und weiß aus dem Schatze eines feinen Herzens, das immer „spürte“, was die Hand erschuf, viel Tiefes und Wahres über das Wesen der einzelnen Kunstgattungen zu berichten. Den bedeutsamsten Abschnitt dieser „Bekenntnisse aus der Werkstatt“, den über die Novellistik Heyses, haben unsere „Monatshefte“ zum erstenmal veröffentlichen dürfen (Augustheft 1900), und diese Probe wird genügt haben, den Lesern die Kenntnis und den Besitz des Ganzen schätzenswert zu machen. — Die bunte, verführerische Welt der Bühne, der Heyse trotz heißem Bemühen nie rechte Günst hat abringen können, zaubern uns die Erinnerungen des königlichen Operndirectors Ferdinand von Strauß vor Augen (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G., vorm. J. F. Richter). Es ist ein langes und inhaltsreiches Leben, das sich vor uns aufrollt. Zu seinem weitaus größten Teile galt es

dem Dienste der Bühnenkunst, aber auch manches andere wird erzählt, was den Freunden vaterländischer Geschichte nicht unwillkommen sein mag. Das Ganze ist von jenem beschaulichen Behaglichkeitshumor durchzogen, für den unsere moderne Zeit kaum noch das rechte Organ hat; es schaut die Dinge nur zu gern unter dem Gesichtswinkel des allzu Persönlichen und Flüchtigen; aber Liebhaber des Theaters, namentlich solche der älteren Generation, die noch den Virtuosen-glanz der fünfziger und sechziger Jahre in elegischem Gedächtnis tragen, werden die Erinnerungen in ihren Bann ziehen — wer hörte nicht noch heute gern von Lola Montez, Jenny Lind, der Schröder-Devrient, Theodor Wachtel, Albert Niemann, Theodor Döring, Adeline Patti und was der stolzen Namen mehr sind.

„Briefe leben, atmen warm und sagen mutig, was das arme Herz gebeut; was die Lippen kaum zu stammeln wagen, das gestehn sie ohne Schüchternheit“ — diese Verse, die Bürger der Heloise für einen Brief an ihren Abälard in die Feder diktiert, wollen einem nicht aus dem Sinn, wenn man sich in die historische Briefsammlung vertieft, die Dr. Theodor Kläiber und Prof. Dr. Otto Lyon unter dem zutreffenden Titel *Die Meister des deutschen Briefes* veranstaltet und bearbeitet haben (Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing; geb. 6 Mk.). Nirgends erschleift sich uns das innerste Wesen des Menschen so rüchhaltlos und ungezwungen wie in der brieflichen Mitteilung; nirgends hören wir so rein und deutlich den Pulsschlag der Persönlichkeit. Aber Briefe haben in den verschiedenen Perioden unserer Geistesgeschichte eine ganz verschiedene Bedeutung und ganz verschiedenen Charakter. Anders schreibt das wohlanständige, höfliche und zielich-elegante Zeitalter Gellerts, anders die Gefühlsschwärmerei der Wertherzeit, anders unsere Klassik, anders die Romantik, und so geht es in immer neuen Variationen des Stils und des Inhalts bis auf unseren Bismarck und Moltke. Georg Steinhäuser, der uns die klassische „Geschichte des deutschen Briefes“ geschrieben, hat aus ihm wesentliche Beiträge zur Kulturgeschichte im weitesten Sinne, zur Geschichte des Verkehrs und der Geselligkeit, der Entwicklung der Volksbildung und des Volkslebens gewonnen; die Herausgeber der vorliegenden, in einer schönen, gediegenen Ausgabe dargebotenen Sammlung, in der die Proben durch fortlaufende Einleitungen und Erläuterungen verbunden sind, haben sich ein anderes Ziel gesteckt. Sie wollen vor allem die litterarische Eigenart unserer bedeutendsten Briefschriststeller ans Licht stellen. So enthüllen sich die reichen Schätze von Tieffinn, Geist, Phantasie und Humor, von Treuherzigkeit, Gemüt und Empfindung, die in der deutschen Brieflitteratur schlummern. Die Sammlung führt aus der Dämmerung des Mittelalters, zunächst in eiligeren, dann mit mehr verweilenden Schritten, bis auf unsere Tage. Meister und Meisterinnen des Briefes, wie Luther, Gellert, Schubart, Lessing, Schiller, Goethe und seine Mutter, die

Frau Rat, Schleiermacher, Karoline Böhmer, Hebbel, Keller, Mörike, Freitag, Bismard, Wagner, Ranke u. a., erhalten das Wort. Das Buch ist eine Gabe für das deutsche Haus, in der sich die besten Tugenden unseres nationalen Charakters spiegeln — den Lesern zur Bewunderung und Nachahmung.

Aus dem Gebiete der ausländischen Literaturgeschichte erlaubt uns der Raum diesmal nur einiges Wenige herauszugreifen. Wir legen das übrige für das nächste Heft zurück, das ja gleichfalls noch vor dem Weihnachtsfest erscheinen wird. Von William Shakespeare hat uns jetzt der Engländer Sidney Lee eine Biographie geliefert, die uns Leben und Werke des großen Briten auf Grund der neuesten Forschungen gleich sorgsam und gediegen darstellt. (Rechtm. deutsche Übersetzung von M. Schwabe. Leipzig, Georg Wigand.) Für die wissenschaftliche Zuverlässigkeit des Werkes bürgt schon der Name Prof. Dr. Rich. Wülfers, des Verfassers einer vortrefflichen englischen Literaturgeschichte, der das Werk des Engländers eingeleitet und durchgesehen hat. Die Shakespearefreunde werden das Buch um so freudiger aufnehmen, als Elzes Leben des Dichters veraltet ist, Brandes' Biographie wohl formvollendet, aber kaum streng wissenschaftlich genannt werden darf. Anders Lee. Er schreibt kühl und sachlich, bleibt aber in jeder Zeile auf dem festen Boden der sicheren Thatsachen, wie sie die besten Shakespeareforscher, Lee selbst voran, festgestellt haben. Lees „Leben Shakespeares“ wird in Zukunft zu den „unentbehrlichen“ Büchern über den Dichter gehören. Die deutsche Ausgabe hat durch die Beigabe der drei zuverlässigsten Abbildungen des Dichters noch einen besonderen Schmuck erhalten. — Eine neue kritische Darstellung von dem Leben und Dichten Lord Byrons bringt Prof. Dr. H. Aldermann in einem mittelstarken Buch, das sich an das gebildete deutsche Publikum und vorzüglich an die studierende Jugend beiderlei Geschlechts wendet (Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhdlg.; Preis geh. 2 Mk., geb. 3 Mk.). Der Verfasser hat sich bestrebt, unter stetem Hinblick auf des Dichters Einflüsse auf die deutsche Literatur, ein Lebensbild Byrons im Rahmen seiner Umgebung und seiner Zeit zu geben, und zwar nach den besten Quellen und neuesten Forschungen; doch geht sein Ehrgeiz hauptsächlich darauf aus, seine Leser auf die Werke Byrons vorzubereiten und alles Nötige zu ihrem tieferen Verständnis beizubringen. Eine Datentafel und Biographie regt zu weiteren selbständigen Studien an. — Als Geschichte der Französischen Literatur empfehlen wir, wie im vorigen Jahre auf Grund einer ausführlicheren Besprechung, auch in diesem wieder die von Prof. Dr. Hermann Suchier und Prof. Dr. Ad. Birch-Hirschfeld (Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut; geb. in Halbleder 16 Mk.). Es ist ein prächtiger Band von über siebenhundert Seiten, mit fast zweihundert Illustrationen geschmückt. Ein besonderer Vorzug

dieser Geschichte besteht darin, daß hier zum erstenmal auch der älteren Zeit (mit Einschluß der provençalischen) die ihr gebührende Beachtung gewidmet wird und daß die Darstellung deshalb doch bis auf die allerjüngste Zeit (Kostand) geht. — Eine knappe, populär gehaltene, dabei aber wissenschaftlich stichhaltige und überall auf das innerlich Charakteristische der einzelnen Perioden und Erscheinungen ausgehende Entwicklungsgeschichte der französischen Literatur (bis 1901) ist die von Dr. Ernst Dannheiser, die als erstes Bändchen von „Lehmanns Volkshochschulkursen“ erschienen ist (Zweibrücken, Fritz Lehmanns Verlag; geb. 80 Pfg.). Ein frischer Zug zeichnet das kleine Werkchen aus; über den Rechten der Historie ist nirgends der moderne Gegenwartsstandpunkt vergessen worden. Sehr lehrreich wirkt die Zeittafel, die dem Texte beigegeben ist. — Dem deutschen Biographen Jolas, Dr. Benno Diederich, verdanken wir nun auch das erste umfassende deutsche Lebensbild von Alphonse Daudet (Berlin, C. A. Schwetschke u. Sohn; geh. 5, geb. 6 Mk.). Der Verfasser von „Fromont junior und Risler senior“, des „Nabob“, des „Tartarin“ und nicht zuletzt der „Briefe aus meiner Mühle“ ist auch in Deutschland bekannt und beliebt genug, um eine ausführliche biographisch-kritische Lebensbeschreibung zu rechtfertigen. Diederich bringt alles mit, um ihm weitere Freunde zu werben. Er schöpft für sein Leben aus den besten französischen Quellen und dringt mit liebevoll nachfühlendem Verständnis in die Werke ein, denen er zum größten Teil eine eingehende Analyse widerfahren läßt. Geschmackvoller Buchschmuck, der die Stimmungen der einzelnen Kapitel feinsinnig präludiert und ausklingen läßt, macht das Werk auch für Geschenkwende geeignet. — Von den nordischen Dichtern steht nach wie vor Ibsen im Mittelpunkt unseres litterarhistorischen Interesses. Und zwar sind unsere Litterarhistoriker bemüht, mit der Schilderung seines Lebens und der Erläuterung seiner Werke den verschiedensten Ansprüchen und Bedürfnissen gerecht zu werden. So betrachtet der Bonner Professor Berthold Litzmann, bekannt durch sein Buch über das Drama der Gegenwart, nur Ibsens Dramen (Hamburg, Leop. Voß, geb. Mk. 3,50). Aber er thut das, die Kenntnis der einzelnen Stücke voraussetzend, unter dem Gesichtswinkel unserer einheimischen Literatur, mit anderen Worten: er sucht ihn im Zusammenhang mit unserem eigenen modernen Drama zu erfassen. Zutreffend vergleicht er Ibsens Einfluß auf dieses mit dem, den einstmalig Shakespeare auf uns ausgeübt hat. Wie in die Geschichte des deutschen Dramas im achtzehnten Jahrhundert ein Kapitel mit der Überschrift „Shakespeare“ gehört, so in die des neunzehnten eins mit der Überschrift „Ibsen“, das von fruchtbaren Anregungen für uns geradezu strotzt. Daraus ergibt sich zugleich die Beschränkung auf die psychologisch-socialen Dramen, die mit den „Stützen der Gesellschaft“ beginnen und mit dem dramatischen Epilog „Wenn wir Toten erwachen“ endigen. Litzmann bespricht,



würdigt, wie denn auch der Ibsenschen Sprache eingehende Untersuchungen gewidmet sind. Führt uns dieser erste Band (bis auf „Kaiser und Gaskader“) den norwegischen Dichter vor, so wird der zweite und letzte dem europäischen gelten. Auch Boerners erster Band ist demnach, etwa mit Lippmanns Buch zusammengenommen, schon jetzt nutzbar.

Unter den Geschichtswerken sei einem lieben alten Bekannten aus der Jugendzeit der Vortritt gegönnt. **Bruckers Weltgeschichte** hat, wie unsere Leser aus verschiedenen Besprechungen wissen, seit einiger Zeit in verjüngter und verschöner Gestalt zu erscheinen begonnen (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft). Die neu erwachte Freude am Buchdruck ist auch an ihr nicht spurlos vorübergegangen; aber möglichst streng hat sie sich bei der Illustrierung an die Ergebnisse der jüngsten Forschungen gehalten, wie auch das Kartenmaterial durchweg ergänzt und revidiert erscheint. In diesem Augenblick sehen wir die fünf ersten Bände (Frg. 1 bis 30, jede Frg. 40 Bf.; das Ganze in sechs geb. Doppelbänden zu je 6 M.) abgeschlossen vor uns. Keine Zeile, die nicht nachgeprüft; keine Seite, die nicht zu wichtigen Ergänzungen Anlaß gegeben hätte. So haben die beiden Neubearbeiter, die Professoren Dr. F. Miller und Dr. K. F. Grop, zu den alten bewährten Vorzügen der Bederschen Geschichte, zu der scharfen Herausarbeitung der führenden Männer, der „Herren der Menschheit“, zu der schlichten und doch lebendigen Darstellung und der übersichtlichen Anordnung, neue hinzugefügt, indem sie das Werk auf den heutigen Stand der historischen Wissenschaft bringen und es bis in die neueste Zeit fortsetzen. Der deutschen Jugend und dem ungelehrten, nicht ungebildeten Publikum wird das Werk eine willkommene Gabe sein. — Von weit höherer Warte ist die nun schon allgemein bekannte und verbreitete **Helmoltzsche Weltgeschichte** geschrieben (Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut). Wir beziehen uns auf unsere wiederholten, eingehenden Besprechungen, wenn wir dieses bedeuthame Unternehmen, das wahrhaft modern genannt werden darf, weil es zum erstenmal das gesamte historische Leben des Erdkreises berücksichtigt und statt der zufälligen politischen die natürliche geographische Einteilung beobachtet, heute nur mit allem Nachdruck zur Anschaffung empfehlen. Bisher sind vier Bände erschienen: der erste behandelt außer der allgemeinen Einleitung die Vorgeschichte, Amerika und den Stillen Ocean; der dritte Westasien und Afrika; der vierte die Randländer des Mittelmeeres; der siebente Westeuropa (1. Teil). Authentische Abbildungen in reicher Zahl begleiten den Text. — Die von Georg Steinhäuser herausgegebenen **Monographien zur deutschen Kulturgeschichte**, deren illustrativer Ausstattung ihr feinsinniger Verleger Eugen Diederichs in Leipzig seine besondere Sorgfalt und Freigebigkeit zu teil werden läßt, sind um einen weiteren Band vermehrt worden: den Monographien über den deutschen Soldaten,

Kaufmann, Arzt, Richter, Bauern und Gelehrten und über das deutsche Kinderleben hat sich Dr. **Handwerker in der deutschen Vergangenheit** an die Seite gestellt (mit 151 Abbildungen und Beilagen nach den Originalen aus dem fünfzehnten bis achtzehnten Jahrhundert; geb. 4 M., geb. M. 5,50). Niemand wohl war berufen zur Abfassung dieses Ehrenspiegels deutscher Ehrlichkeit und Thätigkeit als Ernst Mummehof, der Archivar der altheimlichen Reichsstadt Nürnberg, die bekanntlich Jahrhunderte hindurch die Hochburg des deutschen Handwerks war. Mit vollendeter Kunst schildert dieser denn auch nicht nur den großen Gang der allgemeinen Entwicklung des deutschen Handwerks, sondern fördert vor allem aus dem Schatze unserer vaterländischen Überlieferungen alles das hervor, was uns anschauliche Vorstellungen, lebensvolle typische Bilder und charaktervolle Gestalten aus dem deutschen Handwerkerstande zu geben vermag. Er setzt bei den ältesten germanischen Zeiten ein, um uns durch das weite Mittelalter, für das stofflich die Kunst- und Gewerlbücher, illustrativ der hochausgebildete Holzschnitt so reichhaltiges Material liefert, bis an die Schwelle des neunzehnten Jahrhunderts zu führen. — Aus einer Zeit, die nicht mehr die unsere ist, stammt Eduard Behses **Illustrierte Geschichte des preussischen Hofes, des Adels und der Diplomatie vom Großen Kurfürsten bis zum Ende Kaiser Wilhelms I.**, deren erster Band soeben in einer reich illustrierten, mit Tafeln und Beilagen au gerüsteten Neuausgabe erschienen ist (Stuttgart, Francksche Verlagshandlung). Es ist manches darin, was vor der strengen wissenschaftlichen Kritik, vielleicht auch vor unserem verfeinerten Geschmack nicht standhält; aber „Historie“ im hohen und höchsten Sinne des Wortes gedachte der Verfasser auch gar nicht zu schreiben. Vielmehr war es seine Hauptabsicht, die preussischen Hof- und Adelszustände „aus Charakteren und Staatsgründen zu erklären“. Daher sind besonders alle Schriften zu Rate gezogen, welche die geheimen psychologischen und politischen inneren Triebfedern der Begebenheiten mit ihren Folgen enthüllen. Zu diesem Zwecke finden sich viele gleichzeitige Berichte ihrem Wortlaute nach in umfangreicheren Citaten verwertet. Die Färbung und Stimmung der wechselnden Zeiten und Menschen wird dadurch am unmittelbarsten gekennzeichnet; die Erzählung selbst gewinnt durch diese Methode romanhafte Momente, die für Unterhaltung sorgen. Das Buch ist frei von all und jeder Tendenz, es gründet sich allein auf die Überlieferung, hierbei aber greift es am liebsten nach den Berichten, die etwas Individuelles, nicht selten darf man auch wohl sagen: Sensationelles zu sagen haben. Es wäre falsch und würde in seinem Sinne schwerlich eine Empfehlung sein, wenn man nachträglich den Glorionschein des großen Geschichtschreibers um den Verfasser weben wollte — er ist ein geschickter Wiedererzähler und sein Buch daher eine uner-schöpfliche Fundgrube von Geschichten, die die

Interna der hohen und höchsten Gesellschaften ans Licht ziehen. Leute, die sich ein Theaterstück lieber aus den Coulissen als vom Zuschauertraum aus ansehen, werden ihre helle Freude daran haben. Behje hat einen Fortsetzer gefunden — er nennt sich merkwürdigerweise Behje redivivus —, der sein Buch — im zweiten Bande — bis auf die neueste Zeit fortführen wird. Doch fühlte dieser das Bedürfnis, von der bloßen Schilderung preussischer Hespolitik auf die historische Darstellung allgemeiner preussischer und deutscher Zustände abzuschweifen — das darf uns auf die Fortsetzung gespannt machen. Die illustrativen Beigaben des Buches — hunderte an der Zahl — bringen mancherlei Unbekanntes und ausnahmslos nur Authentisches. — Wesentlich zeitpolitischen Inhalts sind die Erinnerungen *Aus meinem Leben*, die aus Julius Wiggers' Nachlaß erschienen sind (Leipzig, C. L. Hirschfeld). Neben seinem Bruder Moritz war Julius Wiggers die eigentliche treibende Kraft in der Märzbewegung und den mecklenburgischen Verfassungskämpfen. Seine Schrift „*Vierundvierzig Monate Unterjuchungshaft*“ hat einst außerordentliches Aufsehen gemacht; aber auch nach der Revolutions- und Reaktionszeit blieb er in seiner Heimat ein respektierter politischer Führer, wie er als freimütiger öffentlicher Charakter bis in seine Greisenjahre eine einflussreiche persönliche Macht ausübte. Dieser bewegte Lebensgang, mit dem friedlichen Einschlag einer stillen, fruchtreichen Gelehrtenarbeit, zieht nun noch einmal an uns vorüber — nicht mehr aufregend, wohl aber mahnend und lehrend und ein beredtes Dokument der Zeit. Wir kommen in anderem Zusammenhang auf das interessante Buch zurück. — Idyllischer mutet uns das schlichte Lebens- und Charakterbild an, das Fritz Freiherr von Brodendorff von *Marie von Moltke*, der Gemahlin unseres großen Feldmarschalls, gezeichnet hat (Leipzig, Georg Wigand. 2. Auflage. Mit Bildnis in Heliogravüre). Der Verfasser hat der edlen Frau im Leben nahe gestanden und schildert sie aus eigener Kenntnis, ohne deshalb in allzu überschwengliches Lob zu verfallen. Vielmehr weiß er das Herzliche, Innige, Gemüthvolle, Selbstlose, mit einem Wort das echt Weibliche an der sympathischen Gestalt zu schöner Charaktereinheit herauszuarbeiten und damit ein Büchlein zu schaffen, das der reiferen weiblichen Jugend bei ernstlichen Gelegenheiten ein gern gesehenes, erzieherisch wirkendes Geschenk sein wird. — Unserem letzten großen Kriege gilt wieder eins der nun schon typisch gewordenen, schmalen, historisch-poetischen Bändchen, die Karl Bleibtreu seit mehreren Jahren unter dem immer regen Beifall des Publikums veröffentlicht. Diesmal nennt es sich *Der Verrat von Metz* (mit Illustrationen von Chr. Speyer. Stuttgart, Carl Krabbe; in farbigem Umschlag 1 Mk., eleg. geb. 2 Mk.) und sucht das Metz-Rätsel in neuer, phantasievoller Kombination zu lösen. Natürlich ist Bazaine der unheldenhafte Held der in dramatischer Lebendigkeit bis zur äußersten Span-

nung gesteigerten Erzählung. Die wirkungsvollen Abbildungen betonen geschickt die entscheidenden Wendungen und bedeutsamen Höhepunkte der Handlung.

Von französischen Geschichtswerken sei vorläufig allein ein Napoleon-Buch erwähnt: *Napoleons Gedanken und Erinnerungen* von St. Helena 1815 bis 1818, nach dem Tagebuch des Generals de Gourgaud. Heinrich Conrad hat sie nach dem 1898 zum erstenmal veröffentlichten Tagebuch deutsch bearbeitet (356 S. Mit sechs Bildnissen. Stuttgart, Robert Lutz) — gut bearbeitet, darf man sagen. Nicht nur stilistisch gut, sondern auch in der Sonderung des Mindervertigen und des Belangreichen und in der übersichtlichen Gliederung des Ganzen. Das Werk, wie es jetzt in dieser deutschen Ausgabe allen bequem zugänglich ist, zerfällt in zwei Teile. An dem ersten bethätigt sich die Hand des Bearbeiters am deutlichsten und glücklichsten. Conrad schildert hier die Zeit von Waterloo bis St. Helena sowie Napoleons Leben auf der Insel selbst auf Grund des Materials, das General Gourgaud uns dafür überliefert hat, aber den Wust von ungeordneten Einzelheiten mit sicherer Hand meisternd, den Klatsch und Tratsch, der dort blühte wie Unkraut zwischen dem Weizen, entschlossen ausjätend. So ist eine außerordentlich lezenswerte, bis in den kleinsten Zug hinein fesselnde Schilderung von etwa hundert Seiten zustande gekommen, ebenso verlässlich in ihren historischen Angaben wie anschaulich in der Form. Im zweiten Teil finden wir sodann Napoleons „*Gedanken und Erinnerungen*“ selbst; aber auch diese in gesichteter und geläuterter Gestalt. Alle unwichtigen Nebenächlichkeiten, gefühlsseligen Lamentationen des Verbannten und Wiederholungen, an denen das Original nicht arm, sind beseitigt; dagegen waltet in der Auswahl derjenigen Stellen, die Urteile über Preußen und sein Heer enthalten, volle historische Vorurteilslosigkeit, so wenig Rühmliches das Tagebuch darüber zu sagen weiß. Wie man sich erinnern wird, hat das Gourgaudsche Tagebuch der Darstellung Lord Rosebergs „*Napoleon I. am Schlusse seines Lebens*“ (Leipzig, Schmidt u. Günther), die vor einiger Zeit hier bereits angezeigt, zu Grunde gelegen: das beste Zeugnis, das den „*Gedanken und Erinnerungen*“ als geschichtlichem Quellenwerk ausgestellt werden kann. Alle früheren Veröffentlichungen über den auf St. Helena spielenden Schlußakt der Napoleonischen Tragödie, sagt der Lord, entbehren mehr oder weniger der Glaubwürdigkeit; nur in Gourgauds Aufzeichnungen ist Wahrheit, ungeschminkte Wahrheit. So gehört das Buch nicht allein seines Autors wegen, sondern auch als Quellenwerk der großen Geschichte zu den wichtigsten Memoiren, die uns zu Gebote stehen; es aber ohne wesentliche Verstümmelung aus einem schwerfälligen Repertorium in ein leicht lesbares, unterhaltendes Buch verwandelt zu haben, ist erst das Verdienst dieser deutschen Ausgabe.

Ein *Handbuch der Wirtschaftskunde Deutschlands*, an dem eine große Anzahl von Fachleuten be-

teilt sind, wird im Auftrage des Deutschen Verbandes für das Kaufmännische Unterrichtswesen herausgegeben (Leipzig, W. G. Teubner). Der erste Band, mit lehrreichen Abbildungen, Tabellen, Karten und Beilagen versehen, bringt nach einer einleitenden Orientierung, die das Verhältnis der Wirtschaftskunde zur Geographie und zu den Wirtschaftswissenschaften erörtert, eine allgemeine Beschreibung des Landes nach seiner Lage, Bodenbeschaffenheit, seinem natürlichen Reichtum und seinen natürlichen Vorbedingungen für Landwirtschaft, Industrie und Handel und schließt mit einer Beschreibung der Bevölkerung des Deutschen Reiches nach örtlicher Verteilung, sozialem Aufbau und allgemeinen Erwerbsverhältnissen. Das Werk ist zunächst für die vielen kaufmännischen Unterrichtsanstalten berechnet, in denen nach dem Vorwort des Herausgebers, Regierungsrats Dr. Stegemann, der Mangel an einem wirklich brauchbaren Hand- und Lehrbuch längst schmerzlich empfunden wurde, aber auch andere im praktischen Leben stehende Männer oder junge Leute, die sich dafür vorbereiten, werden es für ihre selbständige Weiterbildung freudig begrüßen. In zwei weiteren Bänden soll die Wirtschaftsgeographie der ausländischen Staaten und eine Übersicht der gesamten Weltwirtschaft zur Darstellung gebracht werden.

Unsere vollständige Marinelitteratur wird durch ein mit allen Mitteln der modernen Illustrationstechnik ausgestattetes Werk vermehrt, das in der Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, in Stuttgart erschienen ist. Wir meinen die *Marinekunde* von Foh. In dem Augenblick, wo wir dieses Heft abschließen müssen, übersehen wir das ganze Werk noch nicht; doch geht schon aus den Probebogen mit ihren zahlreichen malerischen und technischen Abbildungen hervor, daß wir es mit einer epochemachenden Erscheinung zu thun haben. Der erste Abschnitt schildert aus genauester sachmännischer Kenntnis das Schiff und seine Entwicklung, der zweite erzählt die Geschichte der Seekriege, der dritte die Geschichte und Entwicklung der deutschen Seemacht. Ein besonderes Kapitel erörtert und begründet die Notwendigkeit einer starken deutschen Flotte, während die Schlußabschnitte sich mit der Organisation der Marine und ihren Laufbahnen bei uns beschäftigen. Das Fohsche Werk darf beanspruchen, daß wir uns im Januarheft noch ausführlicher mit ihm befassen.

In der Länder- und Völkerkunde und, was eng damit zusammenhängt, in der Reiselitteratur sind im Laufe der letzten Jahrzehnte die Interessen und Urteile bedenklich „umgewertet“ worden. Die Ferne hat ein gut Teil von ihrem geheimnisvollen Nimbus eingebüßt, und wer heute im Schwarm der globe-trotter Beachtung finden will, muß schon über eine außergewöhnliche Darstellungskunst verfügen oder das von ihm bebaute Feld zuvor mit der Pflugchar der wissenschaftlichen Forschung durchfurcht haben. Dafür aber haben wir, dank unserer intimen

Betrachtungsweise, auch für das Naheliegende wieder Organe bekommen, und, wie in der bildenden Kunst, so bedeutet uns auch in der Litteratur heutzutage ein farger Grunewaldsee unter Umständen viel mehr als die üppigste italienische Paradieslandschaft. In einem mit zeitgenössischen Abbildungen hübsch und abwechslungsreich illustrierten Büchlein hat uns Willy Pastor Berlin, wie es war und wurde geschildert (111 Seiten. Berlin, Georg Heinr. Meyer). Nicht mit der strengen Gelehrtenmiene des historischen Forschers, sondern mit dem lebendigen, unmittelbaren Gegenwartssinn des modernen Menschen. Wie Gustav Freytag mit seinem Roman „Soll und Haben“ das deutsche Volk, so, könnte Pastor von sich sagen, wollte er Berlin „bei seiner Arbeit“ aufsuchen. So leicht und scherzhaft sich sein Ton oft giebt, im Grunde will das Buch doch nichts anderes als für die Achtung und Bewunderung des self-made-Manns „Berlin“ eine Lanze brechen; es ist aus dem warmen Gefühl ehrlicher Liebe geschrieben und wird Liebe wecken überall da, wo man Tüchtigkeit und Ausdauer, Energie und Arbeitsseifer zu schätzen versteht. — Der Weg aus der norddeutschen Tiefebene ins oberdeutsche Hochland bleibt deshalb doch eine ganz erquidliche Fahrt. Wir kommen dabei durch das Herzland unseres deutschen Vaterlandes, durch Thüringen. Dessen getreuer Eckart, August Trinius, hat auch in diesem Jahre nicht geruht, sondern eine Wanderung *Durchs Saalthal* unternommen (Minden i. W., J. C. C. Bruns; geh. 3,25 Mk., geb. 4,25 Mk.). An seiner kundigen Hand wandern wir nun von der Saalquelle bis Hof, von dort bis Neuhammer, dann von Saaldorf bis Walsburg, thalab bis Eichicht, teilsch ins Loquithal, nach Saalfeld, Rudolstadt, zur Lobdaburg, nach Jena und Dornburg, um endlich auf der Rudelsburg den Wanderstab beiseite zu legen. Trinius ist ein vorzüglicher Kenner der Landschaft, aber auch mit Litteratur und Geschichte dieses klassisch-historischen Bodens vertraut genug, um uns auch durch dies Gebiet ein belehrender Führer zu sein. Nur die ethymologischen Streifzüge, zu denen er sich dann und wann verlocken läßt, führen ihn leicht aufs Glatteis. Die Krone des Büchleins bilden die Schilderungen von Jena, Rudolstadt und Dornburg. — Ein Prachtwerk anmutigster Art, um so wertvoller, weil es dem Andenken eines Lieblings des deutschen Volkes, Joseph Viktor von Scheffels, gilt, ist das von Dr. Karl Weiß verfaßte Buch *Hohenwiel und Ekkehard* (St. Gallen, Wiser u. Frey). Sein für das geschilderte Land und den gefeierten Dichter gleich begeisterter Verfasser macht uns nach allen Richtungen hin, nach der geographischen, mythischen, historischen und ästhetischen, mit dem Schauplatz des „Ekkehard“ vertraut, dem sagen- und poesieumwobenen Hohenwiel, und führt uns dann von diesem Grunde aus in Scheffels herrliche Dichtung selbst ein. Er erzählt von Hadwig und Ekkehard, was die Geschichte von ihnen weiß, um sie dann desto heller im Glanze Scheffelscher Poesie zu zeigen.



ten. Die ersten Hefte behandeln unsere deutschen Alpen, aber bald greifen die Illustrationen auch weiter: Skandinavien, Italien und der Balkan treten herzu; jedes einzelne Blatt aber ist ein kleines Kunstwerk an Schärfe und Klarheit, an Tiefe und Plastik der Formen, an Stimmungsdunst und Lichtzauber. Zur Vorbereitung auf Hochgebirgsfahrten wie als Erinnerungsschatz nach dem Genusse wird das Werk allen Naturfreunden gleich wert sein. Allmählich soll sich hier eine vollständige Ikonographie des gesamten Alpenlandes und der Gebirge der Welt aufbauen, von der wir unseren Lesern von Zeit zu Zeit gerne Neues berichten werden. — Schon in zweiter Auflage liegt P. D. Fischers tief eindringendes Buch *Italien und die Italiener* vor (Berlin, Julius Springer), in den statistischen Daten durchweg nach dem Stande der neuesten Veröffentlichungen berichtet und in der Darstellung den inzwischen eingetretenen Änderungen der Zustände sorgsam Rechnung tragend. Unser Urteil über die erste Auflage (1898) dürfen wir heute wiederholen: Fischers Buch ist von Grund aus auf Thatfachenmaterial aufgebaut; aber ein geschulter praktischer Blick und eine langjährige Vertrautheit mit Land und Leuten wacht über dessen richtige Verwertung. Dabei hat die künstlerische Form nirgends gelitten. Wohlthuend berührt an dem Werke namentlich die Umsicht des Verfassers, der niemals an Einzelheiten haften blieb, sondern alles unter einheitliche hohe Gesichtspunkte zwingt. Es ist das Beste und Tüchtigste, was wir an sozialer Literatur über Italien besitzen. — Ostasien, über das ein paar Jahre hindurch eine wahre Hochflut von Reiseschilderungen hinwegging, ist nun allmählich wieder zurückgetreten. Doch setzt M. von Brandt, der ehemalige Kaiserl. Deutsche Gesandte am chinesischen Hofe, seine „Erinnerungen eines deutschen Diplomaten“ fort. Der zweite Band der 33 Jahre in Ostasien (Leipzig, Georg Wiegand. Mit dem Bildnis des Tenno von Japan; geh. 6,50 Mk., geb. 8 Mk.) behandelt zum größten Teil den Aufenthalt des Verfassers in Japan (1863 bis 1875), in welche Zeit die Versuche der Vertreibung der Fremden, die Kämpfe zwischen Süd und Nord, Mitado und Taikun und die Lehrjahre der neuen Kaiserlichen Regierung fallen. Parallelen mit der nordchinesischen Bewegung der Jahre 1900/1901 liegen an der Oberfläche: hier wie dort Versuche der eingeborenen konservativen Partei, die Fremden zu vertreiben. von Brandt stellt uns Europäern jene Ereignisse in Japan zum erstenmal dar; außer ihm könnte sie der abendländischen Geschichte vielleicht überhaupt niemand überliefern, jedenfalls nicht aus so unmittelbarer Erfahrung und so lebendig in den Schilderungen, die vielfach von eigenen Erlebnissen des Verfassers durchwirkt sind. Ein unterhaltames Intermezzo schildert eine Fahrt durch die Vereinigten Staaten (1870/71), wo das mächtig pulsierende Leben dem scharfen Beobachter viel Charakteristisches zu erzählen hat. Den Schlussband des Werkes stellt die Verlagshandlung gleichfalls noch vor Weihnachten in Aussicht.

Während sich die Veröffentlichungen M. von Brandts auf Erfahrungen und Beobachtungen einer heute schon um ein paar Jahrzehnte zurückliegenden Zeit stützen, verwerten Johanneß Wildas *Ostasiatische Reisen* (Altenburg, Stephan Weibel; geh. Mk. 4,50, geb. 6 Mk.) Eindrücke, die der Verfasser auf einer Reise nach und durch Ostasien vom Dezember 1898 bis zum Dezember 1899 gesammelt hat. Wilda, dessen frische Art zu erzählen unsere Leser aus einigen seiner Seenovellen kennen, gehört nicht zu jenen Stubenreisenden, die auch auf dem Meere und unter fremder Sonne den deutschen Gelehrten nicht ausziehen; mit ein paar hellen, offenen Augen schaut er in die Welt, und was er erlebt, beobachtet und erträgt, das erzählt er uns mit erquickender Unmittelbarkeit, ohne den Stoff lange zu kneten und künstlerisch zu formen. Seine marineteknische Vorbildung kommt ihm dabei trefflich zu statten, wie er überhaupt ein Mann ist, der Blick und Sinn für alles Praktische und Reale hat und dem deshalb in überseeischen Dingen wohl ein gutes Urteil zuzutragen ist. Wildas Reise ging „unter dem Fittich des Lloyd“ (auf der „Sachjen“), über Antwerpen, Southampton, Genua und Neapel durch den Suezkanal nach Colombo, Penang und Singapore. Dann zunächst nach Hongkong, Kanton und Malao; später über Schanghai nach Japan, zurück nach China, wo Tsingtau, die Peihomündung, Tientsin und Peking besonders eingehend studiert werden. Die winterliche Rückfahrt ging durch die Mongolei und berührte Moskau, „den Schlüsselstein der asiatischen Welt“. Das Buch ist dem Prinzen Heinrich von Preußen gewidmet, der ihm ein sinniges (faksimiliert wiedergegebenes) Gedenkblatt mit auf den Weg gegeben hat; es begleitet seine Schilderungen mit einer Reihe von allerhand ernstem und neckischen Aufnahmen aus dem Leben an Bord und an Land, in denen sich das für Wildas Aufzeichnungen kennzeichnende Gemisch von Ernst und guter Laune getreulich widerspiegelt. — Neben Ostasien ist es Afrika, das nach wie vor unser politisches wie wissenschaftliches Interesse lebhaft beschäftigt. Die Zeit der überraschenden Entdeckungen ist vorüber; um so näher liegt es, einen Abschluss und eine Zusammenfassung aller Forschungsergebnisse über den einst so dunklen Erdteil zu versuchen. Das Bibliographische Institut in Leipzig und Wien hat diese Aufgabe mit der völligen, von Prof. Dr. Friedrich Hahn besorgten Neubearbeitung des Sieversschen Werkes *Afrika* glänzend gelöst (in Halbfranz geb. 17 Mk.). Ein Überblick über die an dramatischen Episoden überreiche Erforschungsgeschichte leitet das Buch ein, dann werden nach einer allgemeinen historisch-geographischen Charakteristik des Landes nacheinander Südafrika, Ostafrika, Kongoland mit Angola und dem Ogowegebiet, Nordwestafrika vom Rio del Campo bis zur Großen Wüste und dem Sudan behandelt; dann folgen das Wüstengebiet Nordafrikas und Ägypten, die Atlasländer und die afrikanischen Inseln. So rundet sich das Ein-

zelne nach genetischen Grundrissen allmählich zum Ganzen, das dem Leser außerdem auch durch die exakten Karten, die natürlich nicht fehlen, immer vor Augen bleibt. Die nach guten Photographien hergestellten 170 Textabbildungen im Verein mit den nach Vorlagen von Compton, Edenbrecher, Kubnert, Mäpel, O. Schulz u. a. hergestellten künstlerischen Illustrationen, die zum Teil in Farbendruck wiedergegeben werden, tragen nicht wenig zur Belebung der Darstellung bei. Sachregister und ein Verzeichnis der wichtigsten Quellenwerke machen das Werk auch als Hand- und Lehrbuch nützlich, zumal da es sich von Anfang bis zu Ende einer klaren Sachlichkeit und einer gleichmäßigen Berücksichtigung aller Gebiete befleißigt. Hauptsächlich in Rücksicht darauf hat es einer unserer berühmtesten Geographen, Professor Alfred Kirchhoff, die „beste Afrikakunde“ genannt, welche wir seit Karl Ritter empfangen haben.

Südafrika ist durch den Burenkrieg auch bei uns plötzlich zu einer Popularität gelangt, mit der sich die seiner Zeit durch den Erwerb unserer dortigen Kolonien erregte nicht im entferntesten vergleichen läßt. Eine geschichtliche Darstellung des Kampfes kann auch heute noch nicht gegeben werden; dafür blüht die Reise- und Kombattantenliteratur desto üppiger. Nach den „Tagebuchblättern“, die im vergangenen Jahre der Führer der drei Expeditionen des deutschen Roten Kreuzes veröffentlicht hat (Leipzig, F. C. W. Vogel), folgt nun Dr. med. F. A. Suter mit seinem Buche: *Unter dem Schweizerischen Roten Kreuz im Burenkriege* (Leipzig, Schmidt u. Günther. Mit 132 Abbildungen, falsimilierten Briefen, Dokumenten und einer Karte. Geh. Mk. 7,50, geb. 10 Mk.). Suters Thätigkeit war vorwiegend die eines einfachen Truppenarztes. Mit einer äußerst beweglichen Ambulanz war er immer im Stande, den zahlreichen Bewegungen der burenischen Streitkräfte zu folgen. Anfangs (Frühjahr 1900) in der Stelle eines Kommando-Arzt, wurde er Arzt beim General de la Rey und endlich bei Christian Botha, dem Bruder des Oberkommandierenden. Zweimal geriet der Verfasser mit seiner Ambulanz den Engländern in

die Hände; das zweite Mal wurde er mit all seinen Leuten „kriegsgefangen“ und erst nach Vorstellungen beim General Buller freigegeben. Was er während seiner ärztlichen Thätigkeit auf dem südafrikanischen Kriegsschauplatz erlebt und beobachtet hat, erzählt er mit jener ruhigen Sachlichkeit, die dem Mann der unparteiischen Wissenschaft geziemt; um so schwerer fällt es ins Gewicht, wenn er an einigen Stellen seinen Erzählerton unterbrechen muß, um wenig ehrenvolle Thaten der Engländer an den Pranger zu stellen. Man darf in dem Suterischen Buche keine außergewöhnliche schriftstellerische Leistung erwarten: der Stil ist nicht überall einwandfrei, und manches ist allzu skizzenhaft wiedergegeben. Dafür aber entschädigt die unbedingte Ehrlichkeit und Sachlichkeit der Darstellung; namentlich die medizinischen Fachgenossen werden seine Schilderungen mit Interesse entgegennehmen. — Nach Südbrazilien, dem „empfehlenswertesten Ziel für deutsche Auswanderung“, führt die umfangreiche Festschrift, die Robert Wernhard, ein gründlicher Kenner des Landes, den drei deutschen Musterfiedelungen im südbrazilischen Staate Santa Catharina: *Dona Francisca, Paula und Blumenau* zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens widmet (Breslau, Schlesische Verlagsanstalt vorm. S. Schottländer. Mit vielen Abbildungen). Was der Verfasser in jahrelangem Aufenthalt in Südbrazilien im harten Kampfe ums Dasein beobachtet und erlebt hat, ist hier, durch fremde Berichte vielfach ergänzt, in aller Schlichtheit niedergeschrieben worden, vor allem um Interesse für unsere südbrazilischen Landsleute auch in weiteren Kreisen zu wecken, dann aber auch um die Augen unserer Regierung und unserer Handelswelt von neuem auf Brasilien zu lenken, wo nach seiner festen Überzeugung immer noch eine vielversprechende Arbeitsstätte für deutschen Fleiß und deutsche Unternehmungslust ist. Aber davon abgesehen, auch als Schilderung tüchtigen deutschen Lebens unter fremdem Himmel wird man dies Buch in der Heimat überall da gern lesen, wo Angehörige der Familie mit unter jenen Pionieren des Deutschthums thätig sind oder waren. F. D.

Wie die moderne Richtung in Kunst und Poesie nicht ausschließlich den Geschmack unserer Zeit beherrscht, davon giebt der Umstand Zeugnis, daß zuweilen auch Dichtungen aus einer Zeit, die noch nicht so stark der Seceßion zugewendet war, Anklang finden und dauernd sich behaupten. Eine dritte Auflage der *Gedichte* von Clotilde von Schwarzkoppen, geb. von François, ist kürzlich durch die Verlagshandlung von C. L. Hirschfeld in Leipzig verandt worden und beweist die große Anziehung dieser kleinen Sammlung von vielseitigen und von ebenso reiner wie tiefer Empfindung durchdrungenen Poesien. Es findet sich darin nur wenig von reiner Lyrik, aber sehr schön gefaßte Re-

flexionsdichtungen, die ein kräftiges und gelegentlich doch auch zartes Gefühlleben zu erkennen geben, auch Balladen und mancherlei Rückblicke auf persönliche Erlebnisse finden sich dabei. Manches neue ist bei dieser dritten Auflage hinzugekommen, die Marie von Ebner-Eschenbach gewidmet ist. Nicht hübsch und nach beiden Seiten treffend ist das Gedicht:

Radfahrer.

Ja, das nenne ich fliegen
Über die Erde mit Lust,
Raum und Zeit besiegen,
Trieger Kraft sich bewußt.

Fort aus dem engen Stüblein,
Aus morscher Gepflogenheit fort!
Männlein, Weiblein und Büblein
Guld'gen dem fröhlichen Sport.

Ned durch die Aern des Lebens
Stürmt die buntschedige Flut,
Märchen wünscht nicht mehr vergebens
„Wämslein, Hosen und Hut“.

Steht da ein Alter verdroffen,
Dem das Ding nicht gefällt,
Sieht aus der Erde geschossen
Schier eine neue Welt.

Murmelt zwischen den Lippen:
Dünkt euch wie Vögel nur frei,
An der Menschheit uralten Klippen
Nabelt ihr doch nicht vorbei.

* * *

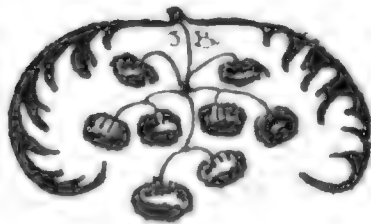
Rosenjauber. Von Buda Getscher, illustriert von E. Becker. (Dresden und Leipzig, E. Pietsch's Verlag.) — In eigenartig vornehmer Ausstattung wird hier eine Erzählung geboten, die in der österreichischen höheren Gesellschaft spielt und in ihrer Einfachheit von ergreifender Wirkung ist. Der Zufall spielt zwar die Rolle des Schicksals, aber das ist ja bei vielen Lebensgeschichten der Fall. Die Hauptperson, Gräfin Carla, ist eine ungemein sympathische Gestalt, während die junge Baronin Lori gar zu naiv

erscheint, eine jener in Österreich besonders gern geschilderten Comteffenerscheinungen, die es in Wirklichkeit kaum giebt. Zwischen diesen beiden steht Graf Hellerberg, eine etwas zur Sentimentalität veranlagte Männergestalt. Dann erscheinen allerlei Personen aus den Offizierkreisen und dem sonstigen höchsten Adel des Kaiserreichs. Die drei an der Verwicklung beteiligten Gestalten müssen auf das erhoffte Glück verzichten und in treuer Pflichterfüllung Trost suchen. Ein ernster Sinn spricht aus dem mit ansprechendem Talent geschriebenen Buche. Menschlich wahr tritt Leid und Freud in der etwas sehr exklusiv ausgewählten Gesellschaft hervor. Möge der Autor auch andere Kreise zu schildern versuchen; man sollte vermuten, daß es ihm gelingen würde. Gl.

* * *

Zur Notiz. Zu dem Aufsatz „Moderne Zeichner“ von Oskar Die tragen wir nach, daß die auf Seite 267 wiedergegebene Decorative Zeichnung von Otto Edmann zuerst in der Kunstzeitschrift „Pan“ (Berlin W. 25, Verlag von F. Fontane u. Co.) erschienen ist.

Wir benützen die Gelegenheit, unseren Lesern mitzuteilen, daß Felix Hollaenders neuester Roman, der zuerst in den „Monatsheften“ veröffentlicht wurde, unter dem Titel **Der Weg des Thomas Cruch** jetzt in Buchausgabe (zwei Bände, geb. 10 Mk.) im Verlage von S. Fischer (Berlin) erschienen ist.



Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. — Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.
Redaktion unter Verantwortung von Dr. Adolf Glaeser in Berlin und Dr. Friedrich Düssel in Berlin-Friedenau.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen sind zu richten an:
die Redaktion von Westermanns Illustrierten Deutschen Monatsheften in Braunschweig.

Agave

Von

Marie von Ebner-Eschenbach

IV.

(Nachdruck ist unterjagt.)

Monatelang führte Antonio ein planloses Wanderleben. Es brachte ihn endlich in die Nähe von Florenz. Sehnsucht nach dem Meister und ein unaussprechlich zaghaftes Bangen vor dem Wiedersehen kämpften in ihm einen qualvollen Kampf. Ratlos trieb er sich in der Umgegend herum und stieg eines Tages zum Kloster der Mönche von Oliveto Maggiore empor. Da lag vor ihm, die seine zweite Heimat gewesen, und unwillkürlich rief er laut hinaus: „Florentia! Deinen Namen aussprechen ist Wonne der Stimme, ihn hören ist Wohlklang dem Ohr. Florentia, du Baubermächteste! hundertjähriger Frieden hat dich geboren, der Krieg war deine Amme, Heroen, Künstler und Weise haben dich erzogen. In weicher Umarmung umfängt dich der rauhe Apennin, auf seinen Klippen strahlt der Sonnenschein, und sein Glanz spiegelt sich wieder in den Gemütern deiner Kinder. An Lauben reich wie sie, trüg oder wild, schmeichelnd oder zerstörend, durchgleitet — durchbraust dich dein Arno auf seinem Wege vom Gebirge zum Meer. Die dunkeln Wälder von Ballombrosa bilden den sammetenen Hintergrund zu deiner Marmorpracht.“

Lange stand er und sann und blickte zur Stadt der Blumen und der Kunst, der Uppigkeit und der Askeje, der Bluthaten und der Liebe, in der sein Schicksal sich vorberei-

tet hatte, herab. Sein armes, kleines Menschen-schicksal. Am nächsten Morgen dann stahl er sich noch vor den frühesten Vetern in die Kirche des Carmine und betrat die Brancacci-Kapelle. Da erblickte er die verehrten, vertrauten Gestalten, und Segen war, eine erhabene Rührung, was ihm in der Seele taute vor seines Meisters gebenedeilter Kunst. Da waren ihre unsterblichen Früchte, da prangte Masaccios letztes, vollkommenstes Werk. Der von seinen Jüngern umgebene Heiland, der Petrus befiehlt, den Fährmannslohn aus dem Bauche des Fisches zu nehmen. Petrus gehorcht, und Zuversicht, Zweifel, Spannung äußern sich in den Gebärden und Mienen der Apostel. Einer steht da, den der Heiligenschein nicht umschimmert, seine Züge sind wie aus Erz geformt, wie gehämmert. In ruhigem Glanze leuchten die dunkeln Augen, den schmalen Mund umzieht ein Schatten — ein unterdrücktes herbes Wort scheint auf seinen Lippen gestorben. Es ist der Meister in seiner Hoheit, seiner Güte, seinem Ernst. Der wohlbekannte Mantel aus grobem Mönchstuch hüllt ihn ein, und jede Falte dieses Mantels lebt und spricht zu Antonio.

Masaccio hatte ihn getragen, als er nach Ariccia gekommen war. Die Stunde mit ihrem Entzücken und ihrem Leid erwachte wieder in der Erinnerung seines Jüngers,

und er sagte sich, daß er doch nichts auf Erden bewundert und verehrt hatte wie diesen Reichsten und Ärmsten, diesen König in der Kunst und Enterbten im Leben. Unwiderstehlich riß es ihn zu ihm hin. Der wohlbekannte Weg lag vor ihm, er eilte. So lange hatte er unentschlossen gesäumt, nun schien ihm plötzlich jede Sekunde unschätzbar, die ihn dem Meister näher brachte.

Ich habe Eure Erwartungen getäuscht, wollte er zu ihm sprechen. Duldet mich dennoch bei Euch. Laßt mich als Handlanger im tiefen Schatten stehen neben Eurem hellen Lichte.

Wie der Anblick der Heimat war ihm der des alten Pisanohauses zwischen den Steineichen am Fuße des Monte Oliveto. Wie ein geliebtes Greisenangezicht grüßten ihn die verwitterten Mauern. Nun stand er an der Thür und pochte, und niemand kam, kein Laut ließ sich hören. Umsonst rief er zur Loggia hinauf. Die Laden der Fenster waren geschlossen, alles war wie ausgestorben. Nun lief er um das Haus herum in den Garten. Da regte es sich im Gebüsch, runde, gelbe Augen leuchteten aus dem Dunkel, einige der Lieblingskaten Pulcherias kamen hervorgeglitten. Sie lauerten, warteten und sprangen auf einmal alle dem schmalen Pfade zu, der zum Gitterpförtchen führte.

Sie kommt! ihre Pflegerin kommt, dachte Antonio und eilte ihnen nach und — stand vor Teresina, der Nachfolgerin Cencettas. Aus dem benachbarten, dem Hause ihres Vaters, des Panzerschmieds, war sie getreten und trug eine Schüssel mit Futter, zu der die Katzen gierig emporstreckten.

Die jungen Leute begrüßten einander freudig, als aber Antonio nach dem Meister und nach Donna Pulcheria fragte, wurde Teresina sehr betrübt und sagte zögernd und leise: „Sie sind fort.“

„Sie sind fort?“ wiederholte er bestürzt. „Wohin?“

„Das weiß man nicht und darf es nicht wissen ... Sie sind entflohen.“

„Entflohen ... Vor wem?“

„Vor den Gläubigern des armen Meisters, ja, ja! Sie ließen ihm keine Ruhe mehr. Seine Geschwister machten Schulden auf seinen Namen, und er und Donna Pulcheria sollten aushelfen. Halten auch, solange sie

konnten, zuletzt aber konnten sie nicht mehr. Zu arg war, was die trieben in Castel San Giovanni ... Hat sich nicht der Jacopo, der Affe, ein Wams machen lassen aus grünem Sammet mit gelben Schlitzen ... Und der Meister noch gelacht. — Aber bald ist das Lachen ihm vergangen ... Platz, du Grobian!“ unterbrach sie sich und stieß mit dem Fuße eine Tigertafe, die sich gar zu breit machte, von der Schüssel weg, „laß den anderen auch etwas! — Glaubt mir oder nicht,“ wendete sie sich wieder zu Antonio, der, wie vom Blitz gerührt, kein Wort über die Lippen brachte. „Es ist, wie ich Euch sage. Schulden gemacht, um die der Familie zu bezahlen, und, was die Leute ihm schuldig waren für seine Bilder, nicht eingetrieben, vergessen, ganz einfach. Da kommt ein Maler an den Bettelstab, jagt mein Vater, wenn er auch noch so viele Bestellungen hat. Und der Meister hat immer neue angenommen, kaum gegessen, kaum geschlafen — und ausgesehen! nur noch Haut und Knochen, das Gesicht wie von einem Toten ... Ihr könnt mir glauben oder nicht.“

„Ich glaube Euch ja alles, Teresina!“ erwiderte er laut aufschluchzend. „Entflohen wie ein Missethäter der Gottbegnadete! aus Florenz, das ihm Unsterbliches verdankt ... Und sie?“ stieß er mit einem Schrei hervor. „Ist sie bei ihm? Sagt! Ist sie bei ihm? Ihr wißt, wen ich meine.“

„Ich weiß — die Ihr geliebt habt und die der arme Meister auch geliebt hat. — O wie sehr!“

„Das meint Ihr, Teresina? ... Großer Gott, das meint Ihr?“

„Wie soll ich es nicht meinen? Ich war allein da, als er nach Hause kam zu ungewohnter Stunde — Ihr könnt mir glauben oder nicht — von einer bösen Ahnung heimgetrieben: Wo ist Margherita? fragte er, und ich gab ihm zur Antwort: Wo soll sie sein? auf ihrer Stube wird sie sein. — Seht nach ... Nun, Messere, sie war nicht auf ihrer Stube, war im ganzen Hause nicht ... Sie war fort, und man brauchte nicht erst zu fragen, mit wem.“

Teresina stockte. Der Ausdruck von Antonios Augen schreckte sie.

„Weiter, weiter! Der erste Schluck des Gifttranks ist gethan, hinunter den Rest!“

„Der Cesare, der Neffe des Fortebraccio, dem der große Condottiere seinen Namen vererbt hat und seine Wildheit, der Cesare hatte sie entführt.“

„So? der — der Bandenhauptmann...?“

„Er sieht Euch ähnlich zum Verkennen. Legt eine Rüstung an, und jeder Mensch hält Euch für ihn. Jeder! jeder! und daß es auch Margherita so ergangen ist — das war das Unglück.“

„Weiter! weiter!“ rief Antonio noch einmal.

„Wir stehen auf der Loggia, ich, sie und Donna Pulcheria, und er kommt dahergereiten mit einem großen Troß, und ihn erblicken und ihm die Arme entgegenbreiten, war für Margherita eins. Antonio! schreit sie ganz glücklich. Mein Antonio! ... Der Braccio sein Pferd angehalten mit einem Riß, daß es sich hoch aufbäumt, und zu ihr hinaufgelacht, laut und frech: Antonio bin ich nicht, aber der Cüre will ich werden, und wenn ich Florenz darüber in Asche legen müßte!“

„Teresina, Teresina!“ stöhnte Antonio, von den widersprechendsten Empfindungen zerquält. „Ihr möchtet mir jetzt Balsam einträufeln, nachdem Ihr mir Gift gereicht ... Umsonst! umsonst! ich fühle nur das Brennen des Giftes ... Teresina, mich hat sie verlassen, verstoßen — an den Rottenführer hat sie sich geworfen.“

Teresina schüttelte den Kopf. „Sie hat sich? Nichts hat sie sich! Der Braccio ist im Bunde mit dem Teufel ... Nur die Dummen zweifeln daran,“ schlug sie kurzweg den Einwand, den er machte, aus dem Felde. „Der Teufel führt ihm jede zu, die er haben will.“

„Da hätte er's bequem, würde nicht erst brauchen mit dem Brande von Florenz zu drohen.“

„Es ist, wie es ist,“ entschied sie. „Da wird eben der Satan aus ihm geredet haben.“

Antonio hatte die Spitze seines Stabes in die Erde gebohrt und den Kopf tief auf die Brust gepreßt: „Was ist jetzt mit ihr?“ fragte er vor sich hinstarrend und suchte nicht, blieb regungslos und wie versteinert, als er vernahm, daß Margherita, wie man höre, herrlich und in Freuden mit Cesare Braccio lebe in Rom und in Montone, und daß Braccio, der sonst nie weniger als ein halbes Duzend Liebchen auf einmal gehabt,

sich mit ihr allein begnüge und ihr zu Füßen liegen solle wie ein gezähmter Löwe.

„Wer weiß, vielleicht heiratet er sie, und wir tanzen noch auf ihrer Hochzeit, Teresina,“ sagte Antonio, und dabei klang eine solche Verzweiflung aus seiner Stimme, daß Thränen in die Augen Teresinas traten und sie mit bitterem Selbstvorwurf klagte: „Hätt ich doch geschwiegen, jezt reut mich jedes Wort!“

Er tröstete sie: „Erfahren mußte ich's. Besser es geschah durch Euch als durch einen plumpen Gesellen, der mich verhöhnt und den ich erschlagen hätte. Der bloße Gedanke daran,“ brach er aus, ermannte sich und streckte ihr die Hand hin. „Eines noch sagt mir. Wohin haben der Meister und sein Mütterchen sich gewendet? Ich will sie auffuchen und ihnen eine Stütze sein, meine Arme sind noch stark.“

Da vertraute ihm Teresina an, was sie ihrem eigenen Vater verschwiegen, daß Massaccio und Pulcheria den Weg nach Rom genommen hatten.

Ihre Bitte, wenigstens zu kurzer Rast in ihr Elternhaus zu treten, schlug er ab. Der Gedanke, daß er einem Bekannten aus früherer Zeit begegnen könne, erweckte ihm Grauen. So gab ihm denn Teresina das Geleite eine gute Strecke längs des Arno und ließ ihre Beredsamkeit wie ein munteres Quellchen sprudeln. Unendlich viele Grüße gab sie ihm mit für ihre verehrten Lieben, und ja nicht versäumen möge er, ihnen zu bestellen, wie viele Stimmen schon darüber laut geworden, welch eine Schande es sei für Florenz, daß der große Maler habe fliehen müssen um ein paar hundert Goldgulden willen. Und daß die Colomba vier wunderschöne Tünge bekommen, solle er der Donna Pulcheria melden, und ganz gewiß sie und den Meister zur baldigen Rückkehr mahnen. Im Triumphe würden sie eingeholt werden, das könne er ihr glauben oder nicht.

* * *

Tag um Tag, Woche um Woche verrann. Antonio hatte Rom, von dem er bisher nicht mehr gekannt als den Weg von der Porta San Giovanni nach San Clemente, im Glauben betreten, daß ihn nur noch Tage, wenige

vielleicht, von dem Augenblick trennten, in dem er seinen Meister wiederfinden werde. Bald mußte er einsehen, wie kindisch diese Zuversicht gewesen war.

Im Kloster von San Clemente, wo er zuerst nach Masaccio gefragt hatte, wußten die Mönche nichts von ihm. Sie besannen sich des jungen Künstlers, der zuerst an der Seite seines Lehrers Masolino, später allein, mit so heiligem Eifer an dem Stolz ihrer Kirche, den Fresken der Katharinentapelle, gemalt, und konnten kaum glauben, daß er in Rom sein und seine Bilder nicht besucht haben sollte. Auch Antonio erschien das unmöglich, und so kam er denn immer wieder nach San Clemente zurück, nachdem er die Siebenhügelstadt nach allen Richtungen durchstreift hatte. Die Hoffnung, mit Maso Guidi endlich doch bei den Werken seiner Jugend zusammenzutreffen, verließ ihn nicht.

In einem der nahe vom Kolosseum aus seinen Trümmerstürzen erbauten Häuser hatte Antonio sich eingemietet. Der Barbier Lorenzo, sein Wirt, bekam ihn selten zu Gesicht. Immer war die Nacht angebrochen, bevor er heimkehrte, immer fand der graue Morgen ihn auf der Wanderung. Nach wenigen Stunden der Rast scheuchte ein Schreckensgedanke ihn auf: du schläfst, versäumst die Zeit, und dein Meister stirbt.

Manchmal glaubte er eine Spur der Verschwindenen entdeckt zu haben und verfolgte sie unverdrossen, bis sie sich als falsch erwies. Manchmal auch geschah's, daß die Angst und die Sehnsucht, die ihn umherjagten, vor der Macht eines großen Eindrucks schwiegen. Der hielt ihn fest, bannte ihn, ließ ihn sich selbst und das Teuerste vergessen. Woran das Herz hängen, was lieben, was bewundern angesichts der alles Große bedrohenden, alles verschlingenden Vernichtung?

Von den verödeten Hügeln, von den Gewölben der Diokletiansthermen, von der Trümmerwelt des Palatins hinab schweifte Antonios Blick über „die Stadt“, über ihre versunkenen Tempel, ihre durch Söldnerbanden geschändeten Kirchen, ihre unter Sumpfen und üppigem Pflanzenwuchs verschwundenen Foren. In Steinbrüche verwandelt die Denkmale einer Vergangenheit voll unsterblichen Ruhms, in Festungen ihre Riesengrabstätten und die Triumphbogen,

auf denen einst die Quadrigen der Weltbesieger prangten. Am Fuße des Kapitols rauchend und gähmend die Kalkgruben, in denen Portiken und Säulen, Architrave und Statuen verschwanden.

Mit einer bis zu physischem Schmerze gesteigerten Seelenpein sah Antonio dem Zerstörungswerke zu: Jahrhunderte werden kommen, und kunstbegnadete Menschen werden leben und schaffen, nie und niemals aber an Schönheit Gleiches dem, was da versinkt!

Eine schmerzvolle Entrüstung verdüsterte die Seele des einsamen Mannes, der umherirrte auf fieberdurchseuchten Stätten, von Gefahren umringt. Er hatte gelernt, nicht mehr unbewaffnet aus dem Hause zu treten. Im Gewirr der Gassen, die überall noch die Spuren der letzten Plünderungen und Brandstiftungen trugen, war die Sicherheit nicht größer als auf öden Pfaden. Antonio bestand mit Strolchen und Räubern manchen Kampf, in dem er nur seinem kalten Mute den Sieg verdankte. Die Gleichgültigkeit gegen das Leben erhielt ihm das Leben. Es kam vor, daß ihn der Zufall am nächsten Tage mit seinen Angreifern in einer Kirche zusammenführte. Dort lagen sie vor einem Gnadenbilde auf ihrem Angesicht, und lächelnd fragte er sich: Flehen sie um Vergebung ihres letzten Mordanschlages oder um besseres Gelingen des nächsten?

Eines Morgens gelangte er nach San Giovanni in Laterano, seit einem halben Jahrtausend Mutter und Haupt aller Kirchen. Erdbeben und Feuer hatten sie zerstört, und die aber und abermals neu entstandene, von der Hand Giotto's mit Malereien geschmückte war, dedenlos, jeder Unbill preisgegeben, zerfallen, und bis an den Hochaltar hin hatten Schafe geweidet. Nun erhob sie sich stolzer denn je als Hüterin der Apostelhäupter und ragte herrlich und beherrschend auf ihrem Hügel. Gewaltige Heiligenbilder hoben sich auf ihrer Fassade von goldenem Hintergrund. Die Schöpfer der weithin leuchtenden Gemälde standen auf dem Gerüste und legten die letzte Hand an ihr prangendes Werk.

Der eine war Pisanello, der andere Gentile da Fabriano.

Ja, du dort oben im weißen Malerkittel! Da schwelgte er im Genuße seines großen

Könneß, der ihm gesagt hatte: Nehmt Dienst bei einem Condottiere ... Werde wie einer von denen! dachte Antonio, als ein Trupp Söldner Francesco Sforzas, bewaffnet und reich gekleidet, durch das Stadthor geschritten kam. Leicht angetrunken, hoffärtiger als je eine Fürstlichkeit, stießen sie mit den Füßen von sich, was ihnen im Wege war: die Müßiggänger, die Vagabunden, die in Scharen um die Kirche lagerten, die Bettler und Krüppel, die ihre Gebreite in der warmen Februarsonne pfl egten. Einige Bravi, von denen wohl jeder sich so manches in hohem Auftr ag ausgeführten Mordes rühmen durfte, kamen ihnen entgegen.

Aus den Reihen dieser Leute ertönte immer lauter, immer frecher, unter beifälligem Gelächter wiederholt, ein Liedchen, das aus Florenz herübergeflogen war:

Papa Martino
Non vale un quattrino.

Plötzlich hielten sie inne. Ihre übermütige Lustigkeit wich einer kläglichen Verzückung. Einer von ihnen hatte sich umgesehen und deutete auf einen Zug Veritener, der die Straße von Santa Maria Maggiore langsam heraufgekommen war. Seine Anführer konnten die Melodie, nach der die Spottverse gesungen worden, leicht unterschieden haben. Und der erste von ihnen, der hinter zwei Lanzenträgern, im roten Mantel, das dunkle Angesicht von breitgerandetem Hut beschattet, auf schneeweißem, rotgezäumtem Maultiere ritt, war der Königspapst selbst, der große Oddo Colonna. Im Gefolge des Wiederherstellers des Kirchenstaates befanden sich Abgeordnete der besiegten Städte und Angehörige der Adelsgeschlechter, die, theils unterworfen, theils verjöhnt, sich der Herrschaft der dreifachen Krone gebeugt hatten.

Man kannte die Empfindlichkeit des Papstes gegen die Hohngefänge, die ihm mitten im Jubel der Feierlichkeiten bei seinem Einzuge in Florenz mißtönend aus Ohr geklungen hatten. Schrecken ergriff, da er nun herannahnte, die Sänger und ihr dankbares Publikum. Alle warfen sich zur Erde, am demüthigsten, die am lautesten gewesen waren. Der Blick des heiligen Vaters glitt verächtlich über sie hinweg, um mit Wohlgefallen auf dem Bilderschmuck des zweiten Zion zu

ruhen, und segnend erhob er die Rechte, als die Maler bei seinem Anblick auf dem Gerüste niederknieten.

* * *

Antonios geringe Barschaft war aufgebraucht, er suchte Arbeit und fand sie bei seinem Hausherrn, dem der Sinn nach einem schönen, deutungsreichen Schilde stand. Bald sah er sich darauf als der Wunderthäter dargestellt, der den geschundenen Marthas mit balsamgetränkten Händen heilt. Das Werk errang Erfolg und verschaffte dem Antonio neue Bestellungen. Sie trugen ihm Lob und Geld und die Ehre ein, zum Bannermaler erhoben zu werden. Er malte einen Hirsch in Weiß für die siebente und einen Löwenkopf in Rot für die dreizehnte Region. Als die Zeit der Carnevalsfeier herannahte, war er damit beschäftigt, die Loggia einer Weinschenke in der Nähe des Monte Testaccio mit Schildereien zu versehen. Die Büge der Masken, der Stier- und Ringkämpfe kamen da vorbei und sollten durch den Anblick der farbigen Pracht überrascht werden. Trotz der Kühle und des unwölkten Himmels hatten sich Gäste eingefunden und saßen im Freien trinkend und plaudernd an Tischen vor dem Hause.

Antonio führte eben die letzten Striche an einer rohen Darstellung der Circusspiele vom Fuße des Scherbenbergs, als er plötzlich innehielt und verhaltenen Athems lauschte. Am Eingang unter der Loggia wurde ein Wortwechsel geführt zwischen zweien, die über ungleiche Stimmittel verfügten: dem Wirt und einer, wie es schien, alten schwachen Frau.

„Pact Euch zum Teufel!“ schrie der Wirt. „Nicht einen Tropfen bekommt Ihr mehr. Wo ist das Geld für meine zwei Fiasconi, Säuserin?“

„O Messere, es ist nicht für mich,“ war die demüthige Antwort, „und um Euer Geld braucht Euch nicht bange sein, ich schide es Euch. Nicht einen Bajocco sollt Ihr verlieren. Helst mir nur das eine Mal aus ... Es ist gewiß das letzte Mal.“

Antonios Herz klopfte heftig. Jetzt eiskalt, jetzt siedendheiß überließ es ihn. Er schwang sich über die Brüstung der Loggia

und kam mit einem mächtigen Saße auf dem Boden an im Augenblick, in dem der Wirt ein altes Frauchen in flatterndem Mäntelchen unsanft über die Schwelle drängte.

Ein Faustschlag traf ihn, der ihn ein paar Schritte weit zurückwarf, die alte Frau aber wurde, ehe sie sich's versah, von zwei kräftigen Armen umfassen. Wie ein jubelnder Vater sein wiedergefundenes Kind, hob Antonio Donna Pulcheria hoch empor und jauchzte und schluchzte außer sich vor Mühsung und vor Entzücken: „Mütterchen, mein liebes Mütterchen!“

Und sie konnte nicht sprechen, sie weinte auch nicht. Sie sah nur still zu ihm hinauf, als sie wieder festen Grund unter ihren Füßen fühlte, und streichelte sanft und zärtlich seine Hände.

Die Männer lachten, die Frauen lächelten dem guten Sohne zu, der sich so überschwenglich mit seinem Mütterchen freute. Er sah und wußte nichts von dem, was um ihn her vorging.

„Und der Meister?“ fragte er, „ist er da?“

„Noch da, was sterblich an ihm ist ... Der Geist schon im Entfliehen in eine andere Welt,“ erwiderte Pulcheria.

* *

Von Verfolgungswahn ergriffen, hatte Masaccio mit krankhafter Festigkeit jeden Versuch Pulcherias vereitelt, ihm in seiner Bedrängnis Hilfe zu schaffen. Es wäre leicht gewesen. Der Weg zum kunstsinigen Papst stand einem Masaccio offen. Aber der bloße Gedanke, daß er ihn betreten solle, brachte den Menschen scheuen in zitternde Aufregung.

Pulcheria sprach ihm zu: „Du brauchst nicht selbst zu gehen, ich gehe an deiner Statt. Ich fürchte keinen, vor den ich als Abgesandte Maso Guidis trete.“

„Da müßtet Ihr Euch doch ausweisen können,“ sagte er. „Ich gebe Euch ein Bild mit, zwei Bilder. Das der Gottesmutter, das beinahe fertig ist, und das des heiligen Vaters selbst. Ich habe ihn gut gesehen, gleich nach unserer Ankunft, als er in Sankt Peter so aufmerksam der Predigt Bernardos von Siena zuhörte, und auf der Stelle eine Skizze von ihm gemacht.“

Sie mußte ihm schwören, daß sie hinter seinem Rücken keinen Schritt für ihn thun wolle, bevor er seine Bilder vollendet habe. Und der vom Tode schon gestreifte Mann hielt sich an die Arbeit, malte mit schwindender Kraft, bis er fiebergliühend, irreredend an der Staffelei zusammenbrach.

Ein kleiner Gelbbetrag, den Pulcheria aus Florenz erwartete, blieb aus. Der benachbarte Wirt, bei dem sie bisher ihren und ihres Kranken bescheidenen Lebensunterhalt gefunden, verlor die Geduld, als die pünktliche Zahlerin säumig zu werden begann.

Run war mit einem Schlage alles verändert. Antonios Guthaben überstieg hundertfach den Betrag des kleinen Anlehens, mit dem sein Mütterchen in der Schuld des Wirtes stand.

Unweit vom Hause, in dem seit Tagen Antonio seiner Beschäftigung nachging, waren die Flüchtlinge bei armen Leuten eingemietet. Dort fand der Schüler seinen Meister wieder. Er lag in einer fast leeren Stube, kümmerlich gebettet im Halbschlaf tödlicher Ermattung. Von allem, was von Stunde an für ihn geschah, kam ihm nichts mehr zum Bewußtsein. Seine Lebensflamme war aufgezehrt, aber verklärend spiegelten ihre letzten Funken sich in seinen Zügen, und aus diesen sprach ein Frieden, den der große Künstler früher nicht gekannt hatte. Die Gestalten, an denen Masaccio, als er sie schuf, nur die Mängel gesehen, umschwebten ihn jetzt in ihrer Schönheit. Er winkte sie heran, er richtete Worte der Verheißung an sie: „Ihr seid und werdet sein. Und wenn ihr dem Menschenauge bis auf die schwächste Spur entschwindet, wenn die Mauern, die euch tragen, in Staub zerfallen, dennoch werdet ihr leben. In denen, die nach euch kommen, wird der Atem eures Geistes leben.“

Er schien sich aufrichten zu wollen, Antonio umfaßte ihn, hob ihn empor und lehnte den Kopf des Sterbenden an seine Brust. Sein Blick suchte nach einem Blick des Meisters, einem kleinsten Zeichen des Erkennens. Umsonst; der Meister sah nur die Spiegelbilder seines eigenen Inneren. Offenbarung war, was er durch sie empfing. Seine Augen öffneten sich weit und starrten ins Leere, das sich für ihn mit wunderbarer Erscheinungen füllte. „Herrlich,“ flüsterte er.

„Schön wie Margherita und hehr wie die Himmelskönigin. An ihre Brust geschmiegt das Kind mit den Propheten Augen. Göttliches Kind, dein Sehen ist ein Schauen. Du weißt: das Leiden kommt — die du liebst und erlösest, werden dich geißeln und mit Dornen krönen ... Aber dort ...“ Er bog sich zurück, seine Glieder streckten sich, „das Weltgericht ... Ihr müßt Rechenschaft geben, ihr müßt! ... Er kommt, er steht wie ein Fels in Gewittern. Die Heiligen, die Märtyrer erschauern. O Furchtbarer, wen richtest du? Die da stürzen? Die da fliegen? ... Herr, Herr! für zeitliche Schuld die ewige Strafe? Die Possaunen deiner Engel, die himmlischen Gesänge übertönen den Verzweiflungsschrei der Verdammten nicht ... O ungeheures, o mehr als Menschenwerk ... Nein, nein!“ rief er plötzlich und versuchte die matte Hand beschwörend zu erheben, „weicht nicht zurück, ihr Meinen! Auch vor dieser Größe nicht. Sie ist nicht euer Widerspruch, zermalmt euch nicht. Eure höchste Entfaltung ist sie, Wegweiser ihr!“ Seine schweren Lider sanken, er seufzte tief und wonnig auf. Antonio legte ihn sachte auf das Kissen zurück.

Sein Sterben war wie das Sterben eines Kindes. Als holder Traumgott erschien der Tod und küßte ihn auf die reinen Lippen. Es dauerte lange, bis sein Jünger endlich begriff, daß sich das furchtbare Wunder so sanft vollziehen konnte, daß alles vorüber war, und daß kein Wunsch, keine Liebe, keine Macht dieser edlen Hülle eines Unsterblichen auch nur einen Atemzug abzurufen vermochte. Er brach in wilde Thränen aus und wollte sich über die Leiche werfen.

Pulcheria wehrte ihn ab. Da sah er sie an. Sie bot ein erschütterndes Bild stummen, in sich gefehrten Leides.

„Daß Ihr weinen würdet, Mütterchen,“ sprach Antonio, „könnt Ihr nicht weinen?“

„Es ist mir nicht gegeben. Ich möchte auch nicht,“ erwiderte sie und kniete am Sterbelager nieder. „Laß uns ihm danken der meinem Naso den Tod eines Vergnadeten schenkte.“

Vor dem Hause, in das der Tod mit majestätischem Ernst getreten, machten sie Ernst aus dem Spiele. Der Senat zog im

Bomp nach dem Monte Testaccio, wo der Gonfaloniere die Fahne der Stadt aufzupflanzen und damit das Zeichen zur Eröffnung des Carnevals mit seinen rohen Lustbarkeiten zu geben hatte. Trommelwirbel und Trompetengeschmetter verkündeten das Nahen des Zuges. Vierzig junge Edelleute, prächtig gekleidet und für die Stierkämpfe ausgerüstet, ritten an seiner Spitze. Diener folgten ihnen, und ihr Puz überstrahlte noch den der Herren. Und das Volk von Rom, kaum erstanden aus tieffstem Elend und tiefster Not, bejubelte die Prachtentfaltung und bewarf mit Steinen und verhöhnte die Kavaliere, deren sammetene Pferddecken nicht so lang wie die der anderen im Straßentaub nachschleppten.

* *

Am dritten Tag fand Antonio sich wieder in San Clemente ein. Er kam, eine Ruhestätte für seinen toten Meister im Frieden des Klosters erbitten. Sie wurde gewährt, und die Mönche schickten vier Laienbrüder, die Leiche einzuholen. Sie hoben den Sarg, in dem Masaccio ruhte, auf ihre Schultern, Pulcheria und Antonio folgten; ein weiter Weg lag vor ihnen. Von dem Platze am Fuße des Scherbenberges, den die Hufe der Rosse und der gehepten Tiere zerstampft, wendeten sie sich der Cestius-Pyramide zu. Sie ragte dunkel aus sumpfigem Grunde. Die Sonne, die im Scheitel stand, ließ einzelne Stellen zwischen den Bucherpflanzen wie bunte Spiegel schimmern. Über zerstörte Burgen, vorbei an den ehrwürdigen Mauern von San Saba und Santa Prisca flog der Blick und ruhte erlabt auf den Bergen, die in unwandelbarer Lieblichkeit die Stätte ruheloser Kämpfe und wilder Verheerungen umschlossen.

Auf dem Wege zum Kolosseum kam eine lärmende Rotte Angetrunkener den stillen Wanderern entgegen. Männer und Dirnen in elken Verkleidungen von johlender Straßengugend begleitet. Einige von der Bande glaubten in dem kleinen Trauerzuge eine Faschingsposse vor sich zu haben.

„Wen tragt ihr da?“ rief ein langer Wengel in Arlecchino-Maske, „den Bräutigam dieser jungen Braut?“ Er deutete auf Pul-

cheria. „Weint nicht, schöne Jungfrau, ich wecke ihn mit meiner Britsche. Setzt nieder eure Scatola!“ befahl er den Trägern, und die Weiber riefen mit Gelächter: „Setzt nieder! setzt nieder!“

Die frechsten hingen sich den Laienbrüdern an die Arme, ein dicker Buffone begann am Sarg zu rütteln. Antonio stieß ihn wütend zurück; für und wider ihn bildete sich eine Partei.

„Ruhe! Ruhe!“ riefen einige, „es ist Ernst.“ Aber schon war es zum Handgemenge gekommen. Der Arlecchino stellte einem der Brüder ein Bein, der stolperte, der Sarg mußte niedergelassen werden. Antonio schützte ihn mit seinem Leibe. Der Lärm war ohrenbetäubend, der Kampf immer heftiger geworden, schon gab's blutige Köpfe. Da trat plötzlich Waffenstillstand ein. Ein neues Schauspiel fesselte die Aufmerksamkeit des beweglichen Völkchens.

Man sah eine Schar zerlumpter Männer, Weiber, Kinder und hörte sie schreien: „Geld! Geld!“

Sie liefen neben und hinter einem selten geschauten Prachstück, einer Karosse her, umringten sie, bettelten, drohten. Die Arme hoben sich mit flehender, mit heischender Gebärde, gierige Augen funkelten zu den Glücklichen hinauf, die im Wagen saßen, jung, schön, fröhlich. Die Kutsche rollte langsam im Trabe zweier herrlicher andalusischer Kappen, die schnaubten, Schaum umherspritzten und bei jedem Aufschlag ihrer Hufe den Boden wie etwas Verächtliches von sich zu stoßen schienen. Es glänzten die Beschläge der Geschirre und die vergoldeten Schnitzereien an den Stangen des purpurnen Baldachins, es glitzerten die Treppen der Pagen, die auf den Wagentritten standen.

Nun — ein aus dem Inneren dringender Befehl. Die Karosse stand mitten im Schwarm des Pöbels, der sie verfolgte, der Masken und Possenreißer. Die Pagen sprangen ab. Lustig und kräftig geschleudert flogen Hunderte von Münzen in die Menge, die wie rasend über sie herfiel. Männer und Frauen warfen sich auf den Boden, balgten sich, fluchten und freischten. Einer suchte dem anderen seinen Fund abzurufen. Der Streit wurde bitterer, hitziger, als ein neuer Münzenregen niederging.

Antonio benützte den Augenblick, schlang den Arm schützend um Pulcheria und winkte den Trägern, den Sarg aufzunehmen. Sie hoben ihn, und er gab einen dumpfen Ton. Ein schweres Geldstück war gegen ihn angefliegen. Pulcheria wendete sich mit Ekel.

Empört, mit donnernder Stimme rief Antonio: „Achtung vor der Leiche Masaccio!“

Da drang aus dem Wagen ein Schrei zu ihm. In der Karosse hatte sich eine Frau erhoben. Selig überrascht, hangend und bangend, im Begriff ihm entgegenzustürzen, starrte sie ihn an.

Und er bäumte sich auf, seine Augen rollten, auf seine Lippen trat ein Gluch. Wie von einer grellen Flamme beleuchtet, glühte sein Angesicht. Abwehrend und dräuend ballte er die Faust.

Man sah die Frau in der Karosse zusammenbrechen ... Ein kurzer, rasch erteilter Befehl. Die Pagen sprangen auf, das schimmernde Gefährt entwand wie eine schöne Vision.

Die Armen und die Masken rausten noch um die Spenden, die der Überfluß ausgestreut, während die Träger des Sarges Masaccio und die zwei, die ihm folgten, sich längst wieder in Bewegung gesetzt hatten.

„Antonio, lieber Sohn,“ sprach Pulcheria endlich nach tiefem, lastendem Schweigen, „das war Margherita. Hast du gehört, wie sie aufschrie, und gesehen, wie sie zu uns strebte? Zu uns armen Leuten zog es sie zurück aus ihrem Reichtum und ihrem Glanz.“

„Mütterchen,“ stieß Antonio hervor. „Mütterchen!“ Mit verzweifelter Anstrengung rang er den Zorn nieder, der in ihm kochte: „Sprecht nicht, um Gottes willen spricht nicht!“

Im Kloster herrschte große Aufregung, als sie dort anlangten. Vor einer Stunde war der Kaufherr Pietro Peruzzi aus Florenz eingetroffen, um Masaccio aufzufuchen. Wie Antonio hatte auch er zuerst in San Clemente nach ihm gefragt und mit leidvoller Bestürzung die Nachricht von seinem Tode empfangen.

Sobald die Flucht des Meisters bekannt geworden, war auch niemand im Zweifel über ihren Grund. Der Unmut gegen die Reichen, die von den Verlegenheiten, in denen Guidi sich befand, gewußt und ihnen

nicht abgeholfen hatten, äußerte sich laut. Peruzzi empfand die Schmach bitterer als andere. Im Grunde sparsam, galt er doch gern für großmütig und strebte eifrig nach dem Rufe eines Mäcens. Als nun gar eine Botschaft des Papstes eintraf, der Masaccio zu sich berief, beschloß Peruzzi die Fahrt nach Rom. Reisende Handelsleute, die den Meister dort getroffen, hatten von seiner augenscheinlichen Dürftigkeit erzählt und von der Scheu, mit der er ihnen auswich, als sie Miene machten, ihn anzureden.

Peruzzi war schon völlig in der schönen Rolle des Erretters eines großen Künstlers aus der Not des Lebens aufgegangen, als er die Demütigung erfuhr, zu spät gekommen zu sein und vor dem unwiederbringlich Versäumten zu stehen.

Ergriffen betrachtete er den armen Sarg, der die Reste Masaccios barg, und mit tiefem Schuldgefühl im Herzen schloß er sich dem Grabgeleite an.

Pulcheria Pisano hatte kein Wort des Vorwurfses zu ihm gesagt, und mit innigster Ehrfurcht erfüllte ihn der Anblick der kleinen alten Frau, die im Innersten gebrochen und äußerlich doch so standhaft ihr Um und Auf in die Erde senken sah. Er empfand es als eine Gnade, als sie ihm vertraute, daß ihr Tommaso zwei Bilder hinterlassen hatte, die für den Papst bestimmt waren. Freudig erklärte er sich bereit, sie mit Gold aufzuwiegen, wenn ihm das Glück gegönnt würde, ihr Überbringer sein zu dürfen. Er übernahm auch die Sorge, mit den Gläubigern des Meisters abzurechnen.

Nachdem alles geordnet war, was Masaccios zeitliche Ehre betraf, widmete Pulcheria ihre Aufmerksamkeit dem, was seine ewige Ehre ausmachte. Sie betete in der Katharinen-Kapelle mit so heiterer Frömmigkeit an Antonios Seite, daß er von neuem fragte: „Müßt Ihr nicht weinen, Mütterchen, rühren Euch diese Bilder nicht?“

„Sie rühren mich,“ erwiderte sie, „aber ich muß nur, was ich will — und will die Werke, die mein Maso in Hellsichtigkeit schuf, nicht durch einen Thränenschleier sehen. Blick empor zu der Heiligen — deiner ersten Liebe! Zwischen den stacheligen Nadeln, die sie zerfleischen sollen, steht sie unverfehrt. Verstehst du, was das heißt? In ihrer

Seelenreinheit stumpfen sich die Stacheln irdischer Leiden ab.“

„Was nun, Mütterchen?“ fragte Antonio, als sie sich endlich zum Aufbruch anschickte. „Bleiben wir in Rom? wollt Ihr das Grab des teuren Meisters hüten?“

Sie schüttelte den Kopf. „Dazu bin ich selbst dem Grabe zu nahe. Ich gehe heim, im Hause der Pisano zu sterben.“

„Soll ich Euch geleiten, Mütterchen?“

„Das sollst du nicht. Ich reise mit Peruzzi; es ist ausgemacht. Er möchte mir jetzt die Hände unter die Füße legen. Ja — jetzt . . . Wir müssen Abschied nehmen, denn auch du sollst heim.“

„Wohin sollt ich da?“ fragte er. „Ich habe kein Heim.“

„Doch!“ Ihre Hand legte sich sanft auf seine Rechte. „In Ariccia lebt, wie sie sagen in Armut, ein alter Mann, der deine Mutter geliebt hat und gütig für sie war bis zu ihrer letzten Stunde. Zu ihm zurückzukehren, um die Not von ihm fernzuhalten und seinen Fluch von deinem Haupte zu lösen, wäre dir das allzu schwer?“

„Mir wird gar nichts mehr schwer, Mütterchen,“ antwortete er mit einem traurigen Lächeln. „Es mag ja sein, der alte Mann mag die Genugthuung haben, zu sehen, daß aus mir nichts geworden ist, daß ich wiederkomme als der, der ich gegangen bin.“

Als sie die Kapelle verließen, kniete ein Weib auf der Schwelle; der Kleidung nach ein Weib aus dem Volke. Sie hatte das dunkle Schleiertuch um die Stirn und um die Wangen geschlungen und beugte sich bis zur Erde, als Pulcheria und Antonio an ihr vorübergingen. Dann stand sie auf und folgte ihnen von weitem.

* *

Tag für Tag kam Pietro Benesco in seine Werkstatt, warf ein Stück Lehm auf die Drehscheibe und ging unlustig an die Arbeit. Er hätte sie auch sparen können, der Vorräte waren genug, Abnehmer gab es wenige. Eben nur noch für den gewöhnlichen Hausgebrauch wurde die Ware, die der alte Mann herstellte, gut genug gefunden. Er war sich dessen bewußt, und es lähmte ihn. Stundenlang konnte er dastehen, die Hände

im Schoß, und seine Gedanken den gewohnten Ringeltanz aufführen lassen. Sie riefen ihm die Leidensjahre zurück, in denen sein Weib sich in stillem Gram um den Sohn verzehrt hatte . . . O der furchtbaren Stunde, in der die Lippen der Sterbenden den Namen des Sohnes gehaucht, in der ihre brechenden Augen noch sehnsüchtig nach ihm ausgeschaut hatten . . . O des Verfluchten, der die Mutter in Trostlosigkeit und Armut sterben ließ, indes er sich in seinem Ruhme sonnte und in Reichthum schwelgte.

Federigo war's, der Kunstenthusiast und Neuigkeitskrämer, der die Kunde aus Rom mitgebracht hatte, daß Antonio in Florenz unglaublichen Erfolg errungen. Kaufherren und Edelleute bezahlten seine Bilder mit den höchsten Preisen, Cardinäle überhäuften ihn mit Aufträgen, man sprach davon, daß ihn der Papst demnächst nach Rom bescheiden werde.

Der Barbier war am Tage, an dem er mit dieser Freudenbotschaft von Haus zu Haus lief, der Held des Städtchens Ariccia. Nicht nur daß man dem stillen und sanftmütigen Antonio alles Gute gönnte, man gönnte auch dem vorstigen Veneſco einige Widerwärtigkeit. Beschämt werde er nun gestehen müssen, daß er unrecht gehabt hatte mit seiner Mißachtung des Talentes Antonios. In jeder Art, von der laßenfreundlichsten bis zur derbsten, wurde ihm beigebracht, was man von ihm erwartete. Aus jedem Gruß, den Bekannte ihm boten, konnte er ihre Schadenfreude herausfühlen.

Er floh die Menschen, die nur noch verstanden, ihm weh zu thun, er vergrub sich in die Einsamkeit seiner Werkstätte. Den kleinen Haushalt bestellte ihm Cencetta und ließ sich's auch angelegen sein, für seine Unterhaltung zu sorgen. Am meisten und liebsten erzählte sie von ihren Freiern. Das waren Leute! diese Ungeduld, dieser Ungeſtüm, sie konnte nur staunen, wie viele ihrer waren. Und wenn sie dann fragte: „Staunt Ihr nicht auch, Padrone?“ irrte doch manchmal ein Lächeln über sein vergräntes Gesicht, und er antwortete: „Ich nicht, nein.“

Das Gerücht, daß Antonio demnächst in Ariccia sein werde, tauchte von Zeit zu Zeit aus unbekannter Tiefe auf und verſetzte den Töpfermeister jedesmal in angstvolle Empörung. Cencetta beschwichtigte ihn:

„Bornehmen wird er sich die Reise, ja, o ja! Er wird auch von ihr sprechen wie von etwas Ausgemachtem. Aber — diese Künstler! die muß man nur kennen, wie ich ihrer in Florenz genug gekannt habe. Da ergreift sie auf einmal eine Sehnſucht, die Stätte ihrer Kindheit wiederzusehen. Sie glauben, sie müssen alles liegen und stehen lassen und nur heim, nur heim! . . . Es kommt aber nicht dazu, sie haben nie Zeit. Verschieben die Reise von einem Jahr zum anderen und sterben in der Fremde.“

„Daß er stirbt, erlebe ich nicht,“ sagte dann Veneſco und betete: Möge er nicht kommen. Herrgott, nur das eine erspare mir!

Und nun begab es sich an einem Vorfrühlingsmorgen, daß Veneſco zum Werkſtiſch trat und am gegenüberliegenden Fenster Antonio auf seinem alten Plaze ſißen sah. Er stand auf, als sich der Blick des Vaters mit finsterem Entſetzen auf ihn richtete, und trat heran, sonnenverbrannt, in schlechten Kleidern.

„Du — du?“ ſtammelte der Greis nach langem, erdrückendem Schweigen. „Was willst du?“

Eine gequetschte, bebende Stimme, die er kaum noch erkannte, antwortete ihm: „Ich will wieder Euer Gefelle sein, wenn Ihr mich annehmt.“

So war denn nichts aus ihm geworden! so war das Traumbild von Künstlerruhm und Künstlerglück zerronnen, so behielt Veneſco recht. Er hatte seine heißersehnte Rache und konnte seinem armen Weibe noch in die Grube nachrufen, daß der Sohn sich nicht ungestraft an ihr verſündigt. Ein Triumphgefühl schwellte sein Herz, es gab Gerechtigkeit, sein Fluch hatte sie herabbeschworen.

Eine erste, volle Genugthuung wurde dem Alten am Ende seines herben Lebens.

Dem verzeihen, der sie so spät gebracht, konnte er nicht, aber er duldete ihn neben sich.

*

*

*

Beim Meßopfer am nächsten Sonntag war die Andacht der Kirchenbesucher sehr gestört. Die Mädchen und Frauen stießen einander verſtohlen an, blinzelten und guckten. Da stand ja der Antonio lebhaftig wieder unter dem Verkündigungsengel und

sah ihm ähnlicher denn je. Und daß er nicht so albern siegreich dreinblickte wie der sondern furchtbar ernst und traurig, kam seiner Schönheit nur zu gute.

Er hätte wieder in hundert Mädchenaugen lesen können: wenn du um mich freist, bekommst du keinen Korb. Er freite aber nicht, er kümmerte sich nicht einmal so viel wie früher um das Treiben des jungen Weibervolks. Cencetta war die einzige, mit der er verkehrte, und wenn man sie fragte: „Wovon spricht Ihr denn?“ erwiderte sie mit großer Wichtigkeit: „Von meinen Liebhabern.“

Mehr als ein Achselzucken konnte auch die geschickteste Tragerin ihr nicht abgewinnen. Die allgemeine Neugier blieb auf die schmale Kost der Vermutungen angewiesen. Daß zwischen Antonios Abreise und seiner Heimkehr allerlei wundersame Erlebnisse lagen, war außer Zweifel. Jahrelang hielt sich die Sage, daß er ein großer Maler gewesen, ein jüdhafteß Bild gemalt habe und, vom Vannstrahl bedroht, von Neue gesoltet zu seinem Handwerk zurückgekehrt sei.

Das letztere war wirklich der Fall.

Bald nach seiner Ankunft hatte er einige Schalen, mißglückte Versuche aus längst vergangener Zeit, von dem Borte, auf dem sie stehen gelassen waren, genommen und dabei in einer Ecke, beschädigt und verstaubt, einen alten Bekannten gefunden. Den Krug, dem er die Form eines Silenkopfes gegeben. Ein häßlicher Gefelle, der betrunkene Halbgott, aber ein Bild der Lebenslust. Aus diesen zusammengekniffenen Augen, diesem breiten Munde lachte Antonio die naive Schaffenswonne seiner Jugend an. Unbekannt mit den Schönheitsgesetzen, also durch keines gebunden, hatte er in glücklichem Hervorbringen geschwelgt in freier, jubelnder Eingebung.

O verlernen! Wissen ist Tod für den, dem die Kraft fehlt, es sich zu unterwerfen. Wieder sein wie einst. Kneten, bilden, bemalen in kindlicher Unschuld und kindlicher Verwegenheit, spielen und spielend — vergessen.

Es war Frühlingszeit. Der Lenz des Südens brannte sein farbenblijendes Feuerwerk ab. Unter dem sonnigen Himmel, von lauen Lüften zärtlich umkost, prangte die Erde in Schönheit und Duft. Die Psirich-

bäume und die Palmen blühten, über und über schmückten sich die Zweige der Liebesbäume mit zarten, fliederblauen Glocken. Rubinrot leuchteten die aufgesprungenen Knospen der Granaten aus dem Blätterdunkel ihres Gesträuchs. Wie Sterne und Flammen erschimmerten auf den Wiesen Narzissen und Violett. Weiße und gelbe und rote Rosen rankten an den Schäften der Cypressen, der Steineichen, der Pinien empor, bedeckten wuchernd Felsen und Gemäuer.

Antonios Herz schwoll vor wehmütigem Entzücken. Inmitten dieses überquellenden Reichthums, wie arm fühlte er sich, wie zurückgesetzt! Er war tags zuvor in Subiaco gewesen und hatte vor dem Dornenstrauch gestanden, der, einst von wunderthätiger Hand berührt, nach Jahrhunderten noch Frühling um Frühling heilkräftige Rosen trägt. Das geschah für dich, du Unbewußter, dachte er, und für mich Denkenden, Fühlenden, Ringenden gab's nur ein Erblühen. Für meinen Schaffenstrieb nur eine unter den Stacheln der Werdensqual entstandene, in Qualen wieder vernichtete Frucht.

Aus Florenz war ein Brief von Pulcheria Pisano angelangt, der ihn nicht zur Ruhe kommen ließ. Endlich, hieß es darin, wird das verdorrte Gras, das der Schnitter überjah zur Zeit der Mahd, zu Staub werden. Du erhältst Botschaft, teurer Sohn, so bald alles vorüber ist, durch eine, die uns sehr lieb gewesen. Nur dessen sollst du dich erinnern und die nicht ungehört von dir weisen, die meine Abschiedsgrüße bringt.

Nun erwachte er jeden Morgen, schlief jeden Abend mit dem Gedanken ein: Wäre sie schon dagewesen, wär's vorüber. Dann erst würde für ihn das Stück Leben völlig abgeschlossen sein, das er in der Fremde durchgemacht hatte. War oft wollte es ihm wie ein Traum erscheinen. — War das in Wirklichkeit er gewesen, den Masaccio allen Schülern vorgezogen hatte, der das Unerreichbare angestrebt, das Unvergleichliche geschaffen, die Liebe eines hohen Weibes genossen, von fürstlichem Glanz umgeben, sich der Gesellschaft erlesener Menschen erfreut? War das er, der nun wieder eine Schale geformt, wie sie zu Hunderten aus den Werkstätten von Faenza hervorgingen, und sich ihrer freute, er, der das einzige hatte hervor-

bringen wollen? Er war aufgestanden, hielt sie von sich, betrachtete sie, und sie gefiel ihm, und doch hätte er weinen mögen, daß sie ihm gefiel und daß er ein Genügen an ihrer Herstellung fand.

Über den blendenden Fleck, den der Sonnenschein durchs Straßensfenster auf den Boden warf, glitt ein Schatten. Bald darauf pochte es an der Thür, und die er erwartet hatte, Margherita, trat ein. Wegmüde und blaß, in ihrer alten Tracht der Frauen von Fontana. Das schwarzsammetene Mieder war zu weit geworden, der Rock schlotterte an ihr herab. Sie hatte das dunkle Schleiertuch sorglos um den Kopf und um den Hals gewunden und war noch königlich schön in dieser stolzen Vernachlässigung. Die Spuren des Leidens, der schwere Ernst in ihren Zügen rührten ihn nicht; nur Bohn und Schmerz flammten in ihm auf. Die Erinnerung an alles, was er durch sie gelitten hatte, packte ihn mit folternder Qual. Wild und feindselig war der Blick, mit dem er sie ansunkelte, und bannte sie fest auf die Stelle, die sie beim ersten Schritt betreten.

„Ich komme nicht aus eigenem Antrieb,“ sprach sie, und ihre Stimme hatte einen ruhigen, merkwürdig harten Ton. „Ich komme, weil Pulcheria Pisano es gewünscht hat, und weil man den letzten Wunsch einer Sterbenden erfüllen muß.“

„Weil man den letzten Wunsch einer Sterbenden erfüllen muß,“ wiederholte er halb abgewendet. „Ihr wißt einen, der das nicht gethan hat, meint Ihr?“

Sie sah ihn mit großen Augen an, sie verstand ihn nicht gleich. Plötzlich geriet sie in Bestürzung und sagte hastig: „Das habe ich nicht gemeint, bei der heiligen Madonna, nein!“

Er war auf sie zugeschritten. Ühte sie denn immer noch ihre unüberwindliche Anziehungskraft auf ihn aus? liebte er sie denn noch? bewunderte er sie noch? Nein! überredete er sich. Mochte der sie bewundern, der sie nicht gekannt hatte in der taufklaren Keinheit ihrer Mädchenjahre, in ihrer herrlichen Kraft. Mochte der sie lieben, der nicht wußte oder vergaß, daß sie die Genossin eines ausschweifenden Condottiere gewesen. Was Antonios ganzes Wesen in

Aufruhr versetzte, ihn mit rieselnden Glutendurchdrang, war noch derselbe Haß, der ihm die Hand geführt, als er das letzte Bild seines Triptychons malte.

„Bestellt Eure Botschaft!“ rief er aus, nahm sich zusammen und setzte ruhiger und beinahe bittend hinzu: „und geht.“

Sie war nicht aus der Fassung gebracht, nicht überrascht, sie schien den Empfang gefunden zu haben, den sie erwartet hatte: „Pulcheria Pisano hat mir befohlen, zu Euch zu gehen und Euch alles zu sagen, wie ich ihr alles gesagt habe und wie es war.“

„Mir alles zu sagen? ... Alles — von Euch?“

Sie nickte und lehnte sich mit einer Schulter an die Wand. „Alles. Einmal, schon früher, hat sie es mir befohlen, und kurz bevor ihr liebes Leben erlosch, befahl sie es abermals. In die Hand habe ich es ihr schwören müssen, daß ich es thun werde.“ Margherita seufzte, ihre Lippen zitterten leise: „Ich muß Euch alles sagen, es ist ihr Wille.“

„Ist es auch der meine, Euch anzuhören?“ fuhr er heraus, und ein Blick des Mißtrauens schoß aus seinen Augen. „Seid Ihr sicher, Glauben bei mir zu finden?“

Nun verriet sich in ihrer Miene doch ein großes Staunen. „Ja — wenn Ihr mir nicht glaubt ...“ versetzte sie nach einer Pause, „dann muß ich nur wieder fort, und Pulcheria wird mir verzeihen.“ Sie raffte sich auf, stand frei und gerade und schien erleichtert aufzuatmen. Etwas von der naiven Sicherheit ihrer früheren Jahre regte sich in ihr. „Eines nur hört, und das werdet Ihr mir glauben: Pulcheria Pisano hat Euch im Sterben noch innig und liebevoll gesegnet.“

Mit einem raschen Schritte wendete sie sich zur Thür.

Da fiel Antonios Blick auf ihren ausgetretenen, geflickten Schuh. Zugleich besann er sich eines anderen, eines wunderhübschen roten, und des Fußes, der ihn getragen und sich in übermütiger Fröhlichkeit vorgestreckt, und der Stimme, die gesagt hatte: „Ich weiß, wer mir immer Freude zu machen sucht und mir Bänder schenkt und Ketten und schöne rote Schuhe.“ Ein silberhelles Lachen klang aus traumhaft weiter Ferne, hold und köstlich an sein Ohr ... Er sah sich an der

Seite einer Vielgeliebten auf dem Wege zum schimmernden Dom, und die Welt und sein Herz und die Augen der Vielgeliebten waren voll Sonnenschein ...

„Bleibt!“ rief er plötzlich und deutete auf einen Stuhl neben dem Eingang. „Was hat Euch die Sterbende mir zu sagen befohlen?“

Margherita seufzte: So war das Schwere, dem sie entronnen zu sein glaubte, ihr nicht erlassen. Sie setzte sich und faltete die Hände auf ihrem Schoße: „Was ich ihr selbst gesagt habe, damals, als ich zu ihr kam ... Ihr wißt! thut nicht, als ob Ihr nicht wüßtet.“ Ihre anfangs kaum vernehmbare Stimme befestigte sich, in ihren Klang stahl sich etwas von dem schmerzhaften Trost eines gekränkten Kindes. „Ihr wißt, wer damals auf der Schwelle der Sankt Katharinen-Kapelle kniete, als Ihr mit Donna Pulcheria heraustratet. Ihr wißt, wer Euch damals von weitem folgte ... Ihr könnt Euch denken, wer zu ihr gekommen ist, nachdem Ihr fortgegangen waret ... Alles könntet Ihr Euch denken, wenn Ihr nur wolltet ... Wie mir gewesen ist, als ich Euren Schrei gehört habe, Euch gesehen habe und den Sarg ... und Pulcheria in ihrem Mäntelchen ... O, das besonders! ganz besonders — das! Und noch jetzt, wenn ich daran denke ... Ihr habe ich es nicht gesagt, denn sie hielt etwas auf ihr Mäntelchen ... Euch aber sage ich: ganz besonders — das! Sie, so arm — und wie sie humpelte hinter dem Sarg, in dem ihr Liebstes lag, und ich — in goldgestickten Kleidern ...!“ Sie schloß die Augen, lehnte den Kopf zurück, Fieberfrost schüttelte sie: „Wie eine Schlangenhaut, vor der mir gegraut hat, sind sie mir vorgekommen ... Erst als ich sie in Fegen von mir gerissen hatte, ist mir wieder ein bißchen wohl geworden ... und dann bei ihr ...“ — sie atmete leichter und wie befreit von einer gräßlich beklemmenden Erinnerung — „als ich ihr habe dienen dürfen.“

„Euch ist wohl geworden?“ fragte er spöttisch. „Ohne Euren Liebhaber? Wie kann das sein?“

„Er war mein Liebhaber nicht mehr.“

„So war's ein anderer.“

„Nein.“

Antonio wollte widersprechen, sah ihr ins Gesicht — und schwieg.

„Kein anderer. Als Braccio an unserer Loggia vorüberritt, da habe ich ihm die Arme entgegengestreckt, ja! Da habe ich geglaubt, Ihr seid's, Ihr kommt in einer Verkleidung ... Da war ich ihm ausgeliefert.“

„Wenn er mir nicht ähnlich gesehen hätte, würdet Ihr ihm widerstanden haben?“

„Das weiß ich nicht. Der Braccio ist wie der Sturm, er fragt nicht: Willst du? er will und nimmt.“

„Und wenn er heute wiederkommen und wieder sagen würde: Ich will, müßtet Ihr wieder.“

„Jetzt nicht mehr. Mir hat zu oft vor ihm gegraut.“

Die Überzeugung, mit der sie es sprach, durchdrang auch ihn. Aber sie durfte ihn nicht für überzeugt halten, sie durfte nur seinen Unglauben und seine Geringschätzung erfahren: „Gegraut hat Euch vor ihm, der Euch alles brachte, wonach Ihr Euch von jeher gesehnt, bei dem Ihr Euer Glück gefunden habt?“

„Es war kein Glück,“ erwiderte sie langsam und völlig verständnislos für seine bittere Ironie. „Ich habe der heiligen Muttergottes gedacht, als seine Küsse anfangen weniger heiß zu werden.“

„Schweigt!“ herrschte er ihr zu und wand sich in Qualen. „Seine Küsse ... O! ... O ...!“

Sie erhob die Augen. Rätselhaft erschien er ihr: „Was kann Euch jetzt noch daran liegen?“ fragte sie.

„Was mir daran ...“ Er lachte wild auf, rückwirkende Eifersucht zerfleischte sein Herz. Eine rasende Versuchung ergriff ihn, die einst Geliebte an sich zu reißen, zu küssen, zu töten und mit ihr zu sterben. Ein Schritt nur trennte ihn von ihr, er sah in ihre dunklen, so seltsam ruhigen Augen, die ihn verstanden, die sprachen: Thu's! du nimmst mir nichts, wenn du mir das Leben nimmst. Nun stand er wieder ringend, unentschlossen. Er wußte selbst nicht, wie die Frage ihm auf die Lippen trat: „Ihr habt den doch bitter gehaßt, der Euch nicht Marchesa Montanini werden ließ?“

„Irrtum!“ erwiderte sie in ihrer müden Gelassenheit. „Gefegnet habe ich ihn. Ich habe auch immer gewußt, daß Ihr mich vor ihm retten werdet, und daß ich nicht brauchen

werde, mich selbst vor ihm zu retten — in den Arno.“

„Auch das soll ich Euch glauben?“

„Wie Ihr wollt. Zwingen kann ich Euch nicht dazu. Es ist auch ganz gleich. Die Botschaft Pulcherias habe ich Euch bestellt. Und nun —“ sie stand auf ...

„Nun sagt mir noch,“ stammelte er hastig, „waret Ihr allein bei ihr in ihrer letzten Stunde?“

„Pietro Peruzzi war da und Fra Angelico und Fra Filippo Lippi. Das Pisanohaus fällt der Malergilde zu. Darüber sprachen sie.“

„Fra Filippo! So ist er wirklich Priester geworden. Ein schlechter Priester, aber ein guter Maler.“

„Ja, o ja!“

„Und ich — bin wieder Töpferlehrling. Seht Euch um.“

Sie that, wie ihr geheißen, sah die Schüsselfen und Schalen, die auf seinem Werkisch standen, und naive Bewunderung erheiterte ihr ernstes Gesicht. „Kein Lehrling,“ sagte sie, „das ist ja schön.“

„Schön — Ihr findet wirklich?“

Der selbe Gedanke lebte in beiden auf. Der Gedanke an den Morgen, an dem sie zu ihm gekommen war zu trösten und in Entzücken geraten war über sein Bild, die „Neugierigen auf der Piazza Santa Maria Novella“, und wie er sie in die Arme geschlossen hatte, und wie er aus ihrem Kusse und sie aus dem seinen die Fülle des Glückes getrunken.

Sie hatten seitdem das Leben und alle irdischen Freuden kennen gelernt, aber nie eine Regung, die auch nur von fern der Seligkeit jenes Augenblickes vergleichbar gewesen wäre. Und die einander das Köstlichste verdankten, hatten einander am wehesten gethan und nichts mehr vor sich als die Trennung.

„Lebt wohl,“ sagte Margherita. „Meine Reisegefährten wollen in Ariccia nur eine Stunde Halt machen, die Zeit ist um. Lebt wohl, Antonio.“ Sie wendete sich, und ohne umzublicken, schritt sie dem Ausgange zu.

„Lebt wohl, sagt Ihr?“ rief er ihr nach, „und reicht mir nicht einmal die Hand?“

Sie kehrte um und blieb stehen und fragte: „Würdet Ihr meine Hand denn berühren?“

Es griff ihm aus Herz. So tief verachtet fühlte sie sich? zu so scheuem Zweifel getrieben?

Da war sie gekommen, ihr Bekenntnis abzulegen. Ohne Reue — was hatte sie zu bereuen? Ohne Zweck — was hatte sie zu hoffen? und wollte nun wieder fort, und Antonio, der das Wiedersehen gefürchtet hatte, blickte schauernd in die Leere, die ihr Scheiden hinterlassen werde, und dachte: O Pulcheria, du Kluge! du wußtest, was du thatest, als du sie mir gesandt, die unschuldig Schuldige, die noch in Untreu Treue. Halb besiegt kämpfte er aber noch und sprach gewürgt und rauh: „Wohin wollt Ihr?“

„Nach Velletri. Donna Pulcheria hat mich dem Schutze ihrer Verwandten, der Oberin des Klosters, empfohlen.“

„Nach Velletri — weil der Weg über Ariccia führt und Ihr Euch bei mir aufhalten solltet?“

„Ich habe es gethan.“

„Und wollt nun fort? Und gebt Euch keine Rechenschaft davon, warum Pulcheria Euch zu mir schickte und wollte, daß Ihr mir alles sagen solltet, alles von Euch?“

„Sie dachte vielleicht ...“ Margherita sann nach, zuckte die Achseln und setzte nach einer Weile ratlos hinzu: „Ich weiß nicht, was sie dachte.“ Ihre Hände sanken herab, ihr Haupt neigte sich, Antonio sah ihre gesenkten Lider sich röthen.

Mitleidige und heiße Zärtlichkeit wallte in ihm empor und riß alle Dämme nieder, die er gegen den Blutstrom der höchsten und tiefsten Leidenschaft seines Lebens aufgerichtet. Ihm war alles gestorben, er hatte seine Kunst und seinen Ehrgeiz begraben und seine Liebe in das Gewand des Hasses gehüllt. Aber die verkleidete Göttin hatte darin fortgelebt und trat nun hervor, siegreich und unsterblich. Sein Hohn erschien ihm thöricht, seine Grausamkeit frevelhaft.

„Margherita!“ rief er, und all sein niedergedrücktes Gefühl klang aus seiner Stimme und stürmte und liebte.

Ein leiser, zagender Jubelton antwortete ihm. Wie plötzlich befreit von einem tödlichen Banne staunte die Geliebte ihn glückselig an. Zwei Erlöste hielten einander umfangen und sprachen zugleich: „Kannst du mir verzeihen?“



arbeit hat sich sehr lange erhalten. Es war wohl der Wunsch, dem durch die neue Erfindung zum Allgemeingut gewordenen Buch für verfeinerte Geschmacksmenschen den Reiz des Persönlichen zu erhalten. Einem künstlerischen Gefühl entsprang das, nicht technischem Mangel, denn schon 1457 finden wir in dem Psalterium Joannis und Schöffers von Holzstöcken hergestellte Initialen in zweifarbigem Druck.

Typographisch ist dies frühe Dokument von erstem Reiz. Die Buchstaben, die großen Walsaltypen völlig im Charakter der Handschrift, tief und matt im weichen Grunde

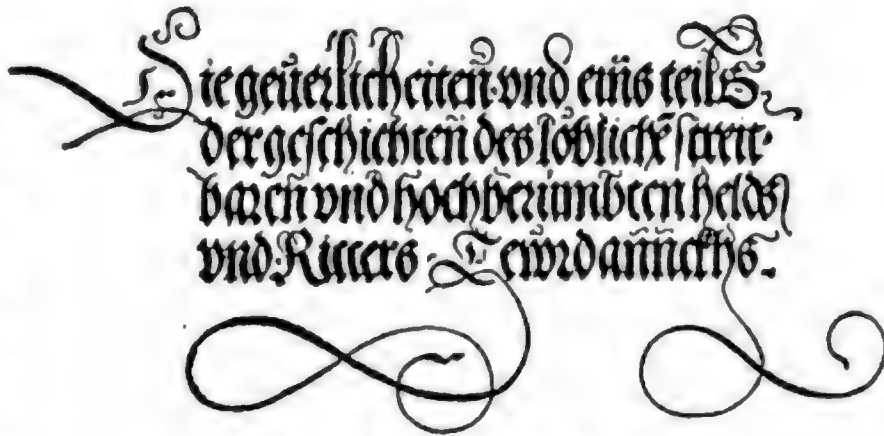
liegend, und die Initialen von einer schwer zu übertreffenden Größe des Entwurfs und vollendetem Stilgefühl in der Raumeinteilung.

Sehr bemerkenswert ist, wie sich die Illustrationen zum Text verhalten. Sie geben sich nie als Separatbeilage, als etwas Selbständiges. Sie wollen das Buch nicht begleiten, sondern zu einem organischen Schmuck mit ihm verwachsen, aufgehen in der dekorativen Einheit des Flächenbildes. Druck- und Bildtype, beide in Holz geschnitten, sind sich eng verwandt in ihrem kräftig gut geführten Umriß. Sie wirken wie Worte der gleichen Sprache. Die Form dieser Sprache ist in den ersten Drucken, den Inkunabeln, natürlich die Gotik.

Am Anfang des sechzehnten Jahrhunderts wandelt sich diese Form. Die Vorstellungen der Renaissance kommen nach Deutschland und erhalten hier ihre charakteristische Ausbildung. Die gotischen Spitzen und Ecken runden sich breiter, aus der Kanzleischrift entwickelt sich die breite schweifige Fraktur. Das erste mit diesen Lettern gedruckte Buch ist der Teuerdank. Diese Fraktur in schöngefügten, mannigfach verschlungenen Federzügen bedeutet den Anfang der „Deutschen Schriften“. Sie hat Dürerstil, und Albrecht Dürer hat sie selbst viel verwendet und auch selber Frakturschriften entworfen. Diese Teuerdankfraktur ist übrigens ein lehrreiches Beispiel, wie die Schrift rein an sich als Ornament, als Buchschmuck wirken kann.

Für die Werke in lateinischer Sprache übernahm man aus Italien die Antiqua.

Die Teilnahme der ersten Künstler am Buchschmuck giebt nun dieser Zeit ihr Gepräge. Sie wirken durch Illustration, aber



Probe der Teuerdankfraktur.

auch, was uns hier näher angeht, durch reine Dekoration, durch Zierbuchstaben, Randleisten, Schlußvignetten und vor allem durch die Titelbordüren. Die Titelrahmen der Bücher der Renaissance geben den Haupttummelplatz für die dekorative Phantasie, und ihr Studium ist für die Erkenntnis der Geschmackswelt der Zeit überaus anregend.

Ganz allmählich hatte sich die Forderung nach solch einem besonderen Titelblatt herausgebildet. Die ältesten Druckwerke begannen einfach auf der Rückseite des ersten Blattes, ohne irgend eine ceremonielle Ankündigung von Name und Art, ohne jede Vorstellung. Am Schluß erst gaben sie kurzen kommentierenden Vermerk über Druck und Heimatort und Hinweis auf besondere Kennzeichen. Langsam nur entwickelte sich der Brauch, dem Buch eine proklamierende Aufschrift als Herold voranzuschicken. Der Text dieser Aufschrift wird anfangs mit Vorliebe in dreieckigem Letternbild und mehrfarbigem, besonders rot-schwarz gemischtem Druck gegeben, bis dann in den künstlerisch frohen und reichen Jahren, da es nicht nur eine „Lust zu leben“, sondern auch zu schaffen war, das Titelblatt als das dankbarste und fruchtbarste Feld für die Buchdecoration erkannt wird. Hier auf einem kleinen Raum Wiß und Verstand spielen zu lassen, dabei meisterliche Beschränkung zu beweisen, zuverlässigsten Takt, die sicherste Hand im Arrangement, in der Komposition aus dem umschließenden Rahmen, seinen Seitenleisten





Darstellungen jetzt um den Säulenschaft. Links teilt der gute Ritter seinen Mantel mit dem Bettler am Wege, und im Kopfstück kämpft Siegfried mit dem Drachen.

Dieser Rahmen will darstellerisch sein und ornamental, es gelingt ihm aber nicht ganz, den überreichen Stoff in die Architektur einzugliedern.

Meisterhaft verstand die Verschmelzung des Figürlichen und des Ornamentalen Holbein. Sein erster Titel ist von 1515 in einem Druck Johann Frobens. Er zeugt von außerordentlichem Architekturgefühl und von größter Inszenierungskunst, die alles Zufällige, Unmotivirte im Schmuck vermeidet, alle Teile in organischen Zusammenhang bringt und logisch aus einander entwickelt.

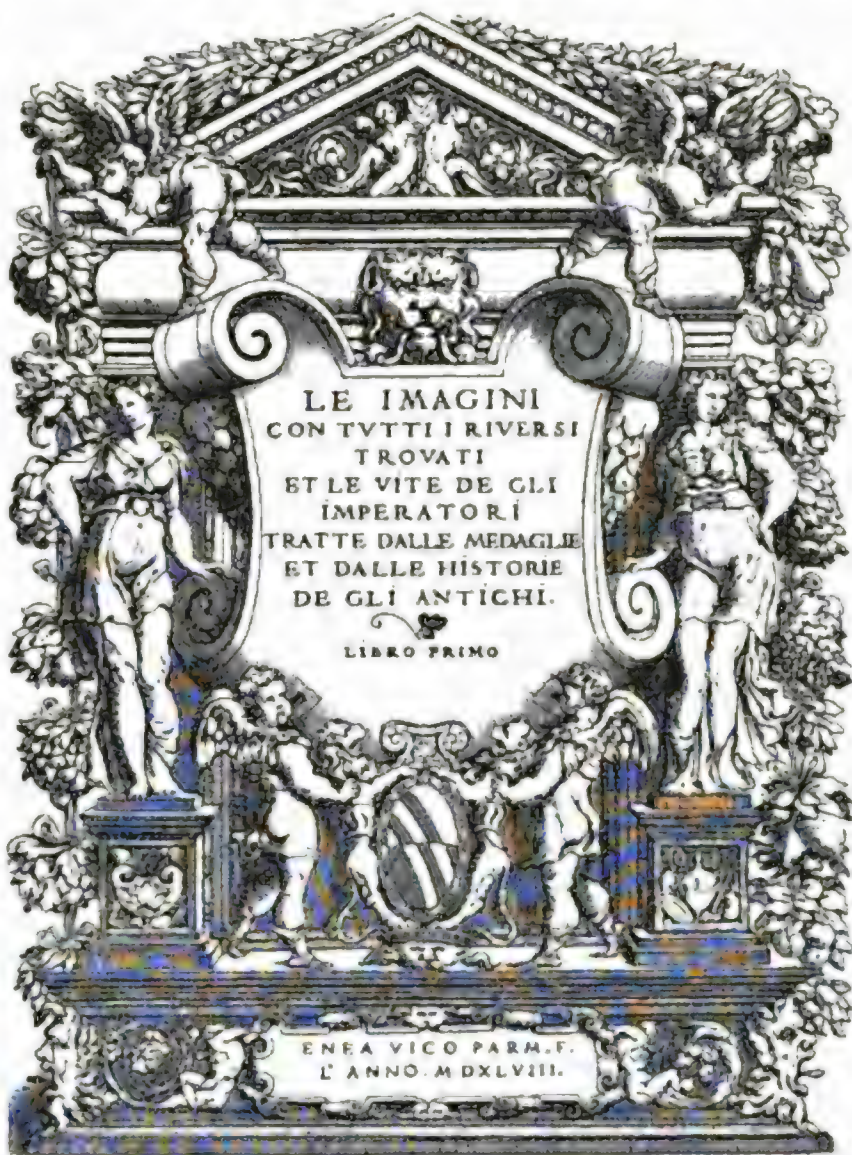
Eine Portalnische mit Säulen stellt der Rahmen dar. Engel bilden die Staffage. Das Titelblatt ist wie eine aufgerollte These, die in dieser Nische als Proklamation aufgehängt ward. Die Engel, die das Bild beleben, sind nicht müßiger Schmuck, nicht decorative Statisten. Sie werden dem Titelzweck dienstbar gemacht. Sie halten eifrig die aufgerollte Seite in lebendigster Bewegung, und zwei stehen mit Speeren wie Wachen daneben.

Von monumentaler Größe ist ein anderer Rahmen, der in seinem reich- und dabei wohlkomponierten Aufbau an die stolzen Grabmäler der Fränkische erinnert. Er ist frei von naiven Anachronismen, ganz antik gefühlt. Auf schwerverruhemdem Postament mit eingelassenen Medaillons und dem Bild der sterbenden Kleopatra in einer quirlandenüberkränzten Rundbogensnische erheben sich als Seitentrabanten des Titel-epitaphs die Statuen Dionysius' des Tempelräubers.

Der deutscheste Dolmetsch der Renaissance ist Lukas Cranach, der die Flugschriften

Luthers und seiner Zeitgenossen mit Titeln versah. Er mischt ganz frei die italienischen Schmuckelemente mit realistischen Detail. Er verwendet als Zierleistenfüllung Mascarons mit Füllhörnern, Chimären stilisiertes Rankenwerk; in die ornamentalen Lauben aber stellt er Mönche und Nonnen, Eremiten und wilde Männer.

Er hat nie die kühle Abgemessenheit ita-



Italienischer Renaissancetitel.

lienischen Zierats, er bringt immer Frische, Anmut, lebenswürdiges Leben. Ein entzückendes Pastorale ist ein Engelkonzert, 1520 aus Melchior Lotters Offizin. Im Grundstein ein Engelquintett, drei singend, zwei flötend; die heilige Familie und der junge Johannes sitzen in den Ecknischen und hören zu. In den Seitenleisten rankt sich Ast- und Strauchwerk. Engel klettern darin und vereinigen sich in der oberen Leiste zu einer fröhlichen Weinlese.

Eine neue Nuance in den Cranachschen Vordrucken ist der Humor. Er spielt vor

allem in der Trinkerbordüre mit dem Becher und Pfeifer als Flügelbauten links und rechts und dem Architrav, auf dem, von starken Männern getragen, der Potulant dahingestreckt liegt neben einem Krug, der ihn überwand.

Auch Tierdrolerie liebt Cranach. Sehr wichtig ist seine Bordüre mit den Medaillons der tanzenden Tiere. Hier ergeht sich eine burleske Laune, der Bär tanzt mit dem Ochsen, der Fuchs mit dem Ziegenbock, der Hirsch mit dem Hund. Daß er aber auch Tierleben in natürlicher Lebendigkeit zu geben verstand, das kann man aus dem Titel zu Luthers Flugschrift „Auff des Königs zu Engelland Lästerschrifft“ erkennen; hier sieht man eine Hirsch- und Hirschkuhgruppe auf der Weide, ganz natürlich realistisch aufgefaßt, wie sie sich mit dem Wein tragen.

Freilich als Buchtitel ist dies Blatt nicht ersten Ranges. Sehr ungleich wirken zu diesem realistischen Naturstück die Renaissancegrotesken, die im oberen Teil den unorganisch in die Mitte gesetzten Titel flankieren. Daß aber Cranach die Kunst der Gruppierung, der logisch-ästhetischen Ensemblewirkung sehr wohl beherrschte, das zeigt der Titel des ersten Druckes der ersten vollständigen Bibelübersetzung Luthers, Wittenberg, durch Hans Lufft 1534. Ein Kirchenportal ist dargestellt, auf den Emporen und den Stufen Engel in lebhafter Bewegung. In das Thor ist thesenartig (einem Holbeintitel ähnlich) das Blatt mit dem Titel durch Nägel angeheftet. Unten, wo sich das Blatt unrollt, sind acht Engel fleißig an der Arbeit, die Befestigung mit Hammer und Stiften zu vollenden. —

Mit der Hochrenaissance (von 1550 ab) und ihren Meistern wird der Stil voller, üppiger. Die Rahmen können sich nicht genug thun in ihren Gaben, sie sind in schmale Leisten gebannte Reigen mit einer Fülle der



Italienischer Renaissance-titel.

Gesichte. Der Takt des einfachen Dekor gilt nun nichts mehr, die Bordüren müssen von Inhalt und Formen strotzen. In Architekturwerk herrschen Voluten und Schweifwerk vor, das sich um die Leiber der Figuren herumballt; wie durch Stachelgitter zwingen sich die Gestalten durch das zackige Schnitzdickicht. Ein Beispiel hierfür ist Virgil Solis Dvidtitel für den Buchhändler Feyerabend, Frankfurt 1581.

Überreich präsentiert sich auch Jost Ammans Liviustitel, 1568 für den gleichen Verlag entworfen. Ein illustrierter redender Titel, einem Triumphbogen gleich mit Darstellungen der römischen Geschichte. In den Nischen ist eingelassen die Medaille mit dem Kopf des „TITVS LIVIVS PATAVINVS“.

Ein Meister dieser Zeit ist ferner Tobias Stimmer. Sein Hauptwerk stellt die Bilder-

stranten in Deutschland lebendig bewegliche Menschlein, lustig behendes Gesindel wird, so auch in der Letternstafage. Die Holbeinschen Kinder sind keine „ziere“-Knaben, sondern derbe Jungen. Ihr Bewegungsmotiv ist mit Vorliebe das des Haschens, des Balgens, des Prügelns. Sie halten nicht mit graziöser Hand Vorhangsalten oder stoßen in eine dekorative Posaune, sie sind keine Chorknaben, sie sind Kinder des Hauses, sie stehen am Herd, gucken in die Töpfe, naschen, rühren den Brei, oder sie drängen sich um die Wiege des jüngsten Brüderelein sein.



Titel eines Livre d'heures (Gebetbuch).
Frankreich, sechzehntes Jahrhundert.

Auch in Dürers großem Kinderalphabet weht liebenswürdige Schalkheit und frisch anmutiges Leben. Er liebt die Motive der musizierenden Kinder, der Kinder mit Tieren in flott bewegten Genreszenen. So läßt er durch das C ein Kind auf einem Esel sprennen. Vor ihm stürmt ein Kind mit einer Trompete, hinterdrein schwingt ein anderes die Peitsche.

Auch zu architektonischem Ornament werden in Deutschland die Buchstaben verwendet. Lukas Cranach macht aus einem gotischen D einen Spitzbogen mit Heiligen, und Hans Baldung Grien gestaltet aus dem G einen Rundrahmen für das Bild: Tod Marias mit den Greisen.

Sehr bemerkenswert für den Renaissancegeschmack erscheint ein Alphabet Cranachs. Während in den bisher gezeigten und besprochenen die Buchstaben als solche bestehen blieben, die Zierate in Form von Ranken, Blumen und Blättern immer nur sekundär als Flatterwerk hinzugefügt wurden, oder

scenische Darstellungen ihnen den Hintergrund gaben, oder als einzige Zumutung ihnen eine architektonische Funktion aufgetragen ward, ist hier eine ganz andere Technik wirksam.

Die Buchstaben erhalten kein Ornament als Beigabe, sie wandeln sich selbst zum Ornament, sie werden aus Renaissance-motiven zusammengebaut. Der Seitenbalken des D ist ein von drei Delphinen getragener Dreifuß, in der Rundwölbung sitzt der Markuslöwe, das S geht unten in einen Delphin, oben in ein Füllhorn aus, beim P ist der Balken wieder ein delphingetragener Dreifuß von

einem Fruchtaussatz gekrönt, den geschwungenen Haken bildet ein rund sich schnellender Fabelfisch.

Für die spätere Zeit, die Hochrenaissance und ihre Neigung zur Hypertrophie ist Jost Ammans mythologisches Alphabet bezeichnend. Er nimmt für seine bildlichen Darstellungen aus der antiken Mythologie nicht mehr die einfache quadratische Linienumrahmung; wie in den üppigen Rahmenbordüren wird vielmehr Schweißwerk verwendet, besonders Flankierungen werden beliebt von Lyren, Grottesken, Greifen, Satyrn, Statuen. Auch genügt ihm die rein bildliche Ausschmückung nicht. Er will nicht nur für das Gemüt, sondern für den Geist sorgen. So muß sich der Anfangsbuchstabe jedes Buchstabenhelden mit dem Buchstaben, der ihm Gastrecht giebt, decken. Im I stürzt der Ikarus von der Sonne, im L windet sich Laokoon, im P ragt Perseus mit dem Gorgonenschild, im B reitet Bacchus auf dem Faß, im V hat Vulkan seinen Ambos aufge-



Der Umschwung im Stil der Bücherdekoration nach der Renaissance hängt eng mit einer Neuerung in der Technik zusammen. Der Holzschnitt wurde nämlich abgelöst durch den Kupferstich. Damit fiel manches für die einheitliche Dekoration des Buches Wichtige. Während der Periode des Holzschnittes war die enge Verwandtschaft, der gleiche Familienzug zwischen Schmuckstück und Buchstaben, der einer der wichtigsten Faktoren des Buchschmuckes ist, etwas Selbstverständliches. Bild und Lettern wurden im Hochdruck, der sich in das Papier prägte, vervielfältigt, aus derselben Presse kam beides. Und wenn Metallschnitte verwendet wurden, so waren

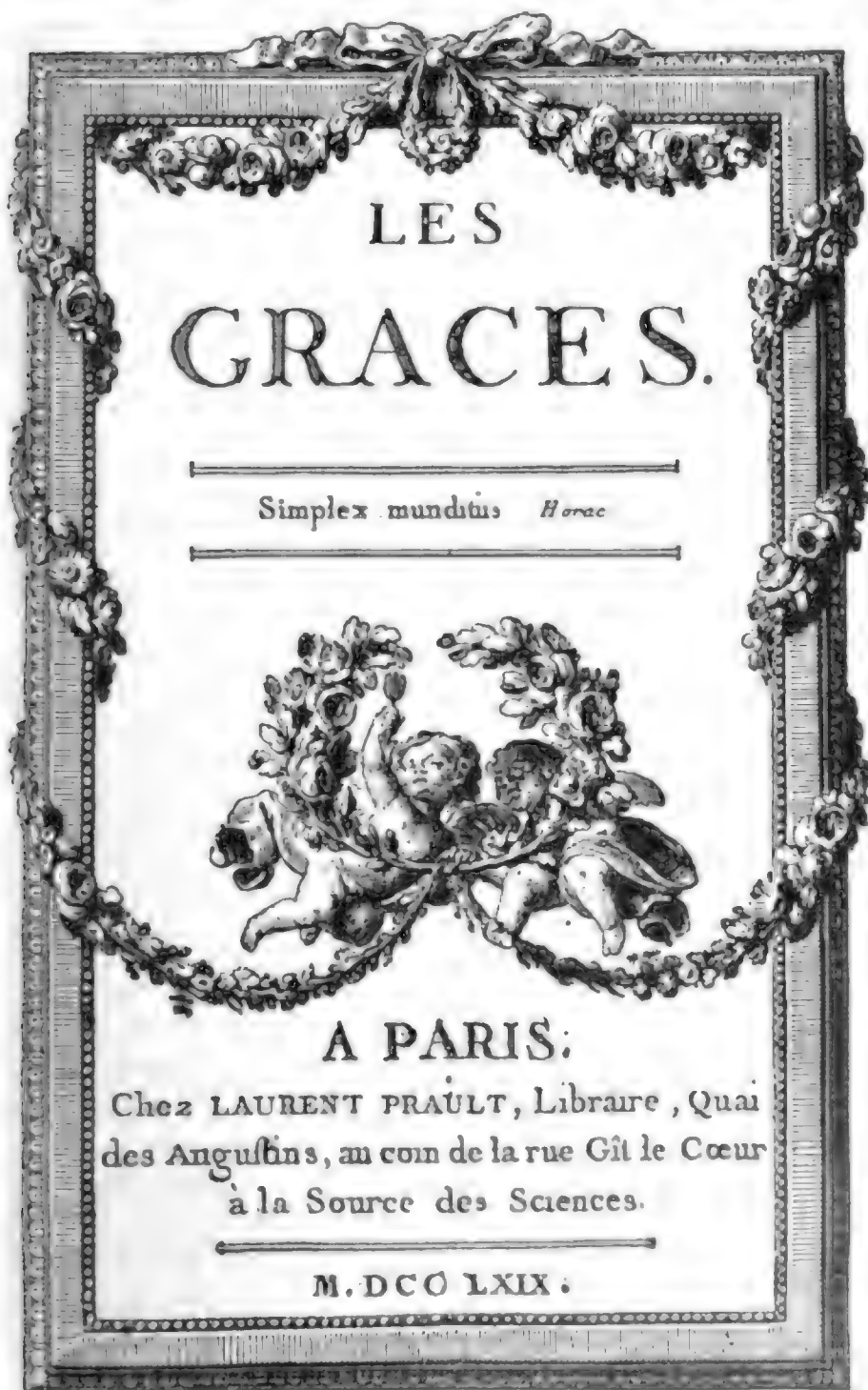
auch diese einheitlich auf Hochdruck eingerichtet.

Der Kupferstich unterliegt aber ganz anderen Bedingungen der Vervielfältigung als der Buchdruck. Das Bild steht im Kupfer nicht im Relief, sondern in der Vertiefung, in die das Papier gepreßt wird, also gerade das umgekehrte Verfahren. Dadurch daß Text und Bierat so eine voneinander getrennte typographische Behandlung erfuhren, wurde ihr Stilzusammenhang zerrissen.

Außerdem verführte auch der Kupferstich mit seinen reicheren Möglichkeiten dazu, alle seine Wirkungen, vor allem die malerischen, auszunutzen, ohne sich an die stilistischen Be-

grenzungen, die das Buch als Flächendekoration zu fordern hat, taktvoll und maßsicher zu binden. Dem Bildungsdünnkel, dem Bombast, der Lust zur weit-schweifig verbrämten Figuration gab man sich nun hin, und der Griffel war diesen Kreuz- und Quersügen, diesen Nothurnpromenaden williger als der ehrliche, gerade und feste Linienholzschnitt, der nur Fläche sein wollte und kein perspektivisches Illusionspanorama.

Bomphaste pretiöse Tableaus werden die Titel des siebzehnten Jahrhunderts, in ihren Bieraten geschwollen wie im Text ihrer bauschigen Sprache. Statt der strengen Renaissancearchitektur werden jetzt beliebt Couliß- und Theatermotive: die offene Scene mit künstlicher Landschaft, das Proscaenium reichlich bevölkert mit Ballettengeln und Statistengeniën, die Tafeln, Medaillons und Vorhang-schnüre halten. In den Theaterwolken schweben Amoretten mit Spruchbän-dern. Nicht mehr die deko-

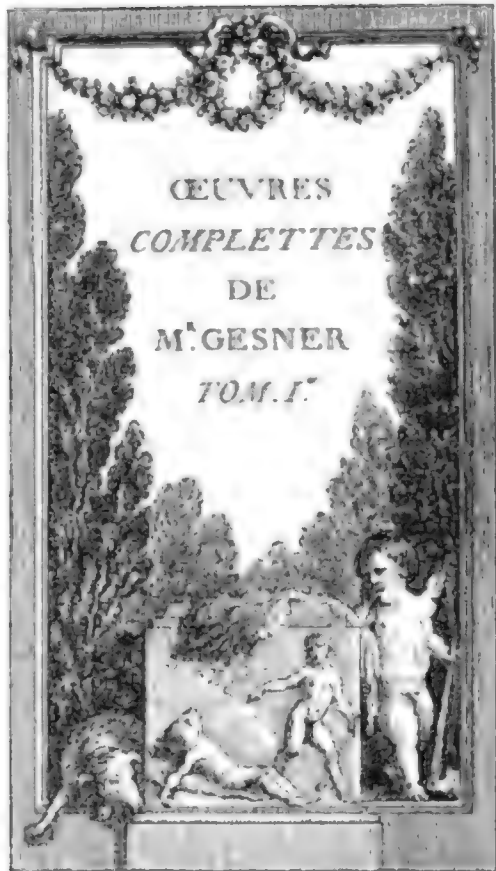


Französisches Almanach-Titelblatt von Moreau.









Titel zu Salomon Gesners Werken von Marillier.
Achtzehntes Jahrhundert.

Gesner spricht wie in seinen Versen so auch in seinem Bierwerk die Sprache seiner Zeit. Und doch hat sie bei ihm einen anderen Ausdruck. In der deutschen Anacreontik, die sich bemühte, so galant von Wein und Liebe zu plaudern, überwiegt, wie schon kleine Stichproben zeigen, das Papierne. Brave Hausväter maskieren sich nicht gerade vortheilhaft mit dem Trianonkostüm und sind dabei erheiternderweise noch sorgsam bedacht, das Maskenhafte ihrer Rolle zu betonen, zu versichern: wir sind ja gar keine Löwen, hochverehrter Publius, wir trinken ja keinen schäumenden Wein, sondern nur Dünnbier, wir küssen beileibe nicht locker geschürzte Nymphen, sondern sind ehrbar verheiratet und sitzen auf die Postille gebückt zur Seite des wärmenden Ofens.

Gesner läßt dies Papierne viel weniger merken. Seine Sprache ist ihm zur Natur geworden. Seine antiken Motive, seine Wald- und Quellengötter sind nicht nur aus den Büchern der Antike genommen. Er hat sie sich wirklich zu Gefährten gewonnen. Sie leben in ihm, und er projiziert sie in die Landschaft seiner Heimat. Sie bevölkern ihm seine Wiesen und Haine; und so acclimatisiert, mit der Atmosphäre des Lebens frisch

unwittert, lehren sie zu ihm zurück und erleben in seinem Skizzenbuch fröhliche Urstände.

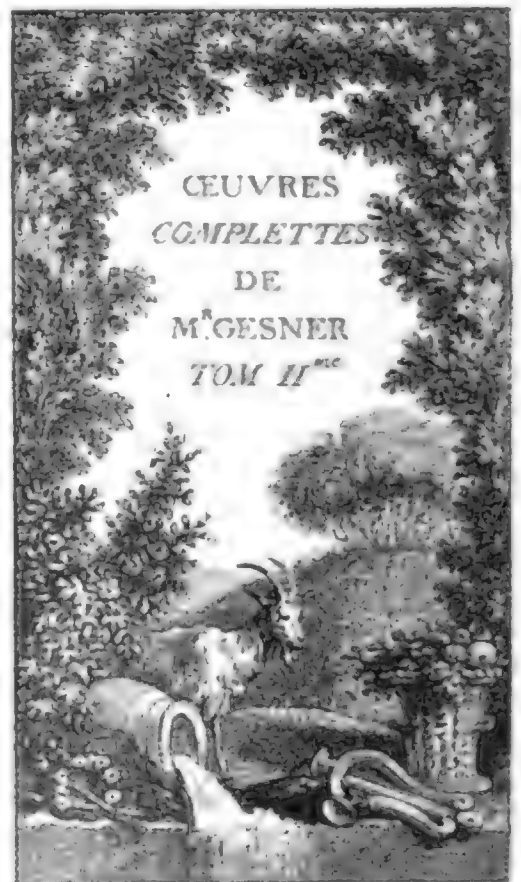
Wie Goethe aus Motiven antiker Kleinlunst, den Genrescenen der Gemmen, den Vasenbildern, lebendig leuchtende Verse bildet: jene Zeilen des Nektartropfens, die Minerven mit der vollen Schale malen:

Gilte sie mit schnellen Füßen,
Dah sie Jupiter nicht sähe;
Und die goldene Schale schwankte,
Und es fielen wenig Tropfen
Auf den grünen Boden nieder.

Emsig waren drauf die Bienen
Hinterher und saugten fleißig,
Kam der Schmetterling geschäftig,
Auch ein Tröpfchen zu erhaschen;
Selbst die ungestalte Spinne
Kroch herbei und sog gewaltig —

so führen auch Gesners Kupfer all jene begrifflichen Vorstellungen zu bewegtem Reigen.

Festlich und heiter ist die Vignette, die unter einem überhängenden Spalier voll schwellender Trauben ein altes Relief zeigt mit der Panherme, um die der junge, bodsfüßige Nachwuchs mit Syring, Tamburin und Fruchtkorb sein weinfrohes Wesen treibt, voll Grazie der schmale Weinlesefries ebenfalls mit der Herme, mit den pflückenden und den Trank bereitenden pausbäckigen Knaben



Titel zu Salomon Gesners Werken von Marillier.



müssen, wenn wir in der Folge die dekorativen Bemühungen des neunzehnten Jahrhunderts studieren wollen.

* *

Vom Interieur der Bücher wenden wir uns zu ihrem Exterieur, zu ihrer äußeren Hülle, dem Einband, der zu allen Zeiten ein Günstling der Schmuckphantasie gewesen ist und der in seiner Verloration, ob sie nun prunkend überladen, vornehm abgestimmt oder kärglich, immer ein Spiegelbild des herrschenden Geschmacks bildet.

Es ist ein weiter Weg von den kostbaren Rüstungen der alten Handschriften bis zu den leichten Einbandgewändern neuerer Zeit. Der große Unterschied zwischen beiden ist im wesentlichen ein Gebrauchsunterschied. Die Handschriftencodices waren Bücher, die zum Liegen bestimmt waren, daher ihr Hauptschmuck der Vorderdecke zu teil wurde. Als Liegebücher wurden noch lange alle kirchlichen Bände be-

handelt. Man rechnete sie mit zu dem Altarschmuck. Ferner kam es darauf an, diese Pergamentschriften mit ihren gegen die Witterung empfindlichen, unersetzlichen Seiten gründlich zu schützen, daher die schweren Holz- und Metallplatten, die, durch die Schließen verbunden, das Buch wie in einer Presse zusammenhielten. Mehr Kunstschreine als Einbände in unserem Sinn waren diese Hüllen, die außerdem noch, durch schwere Ketten gegen alle Fährlichkeiten gewahrt, an die Wand gefesselt wurden.

Mannigfach ist die Technik ihres Schmuckes.

Köstliche Exemplare solcher pompösen Luxuskunst besitzt das Britische Museum. In einer von Fletscher edierten prachtvollen Sammlung „Foreign Bookbinding“ sieht man eine die Farbenschönheit des Originals bewunderungswürdig reproduzierende Kollektion,

die ein ganzes Weltpanorama der Buchbinderkunst anschaulich erschließt.

Wir sehen aus den Anfängen ein lateinisches Evangelienbuch (Ende des zehnten oder Anfang des elften Jahrhunderts). Holzbretter mit Leder überzogen bilden die Decken. Auf dem Mittelfeld aber und auf dem umgebenden Rahmen liegen vergoldete Kupferplatten. Sie sind gepunzt und lassen aus der Mitte ein getriebenes Christusrelief heraustreten. Inkrustationen sind reichlich verwendet. Kristalle, groß- und kleinerlig, sind in das Kupfer eingelassen, und die Augen der Figuren sind aus Glasperlen.

Muster eines Elfenbeinbandes zeigt der

lateinische Psalter des zwölften Jahrhunderts für die Tochter des Königs Balduin von Jerusalem, Melissanda, geschrieben und ausgemalt. Das bewunderungswürdig geschnitzte Relief, mit biblischen und allegorischen Szenen von Arabeskenwerk umschlungen, ist auf Holz aufgelegt. Besonderen Schmuck hat es durch die darin verstreuten Türkisen und Rubinen, diemwie blaß-



*„Hä' bist du Staubig! Komme! An dir will ich mich laben.“
Die Buchbinderin 3. Aufg. 4. Aufl.*

Biquette zu Goethes Schriften von Chodowiedzi. 1787.

blaue und rote Sterne die mattgelbe Fläche illuminieren. Eine Decke aus durchbrochenem schwerem Silber umfängt ein Evangelienbuch des zwölften Jahrhunderts.

Eine für Schmuck und praktischen Zweck gleich wichtige Rolle spielen die Schließen, welche durch Zusammenpressung der Decken dem Band die geschlossene Form bewahren und stets mit liebevoller Sorgfalt behandelt werden.

In der Gotik zeigen sie den Eckbeischlägen verwandte Architekturform, Spitzbogen- und Maßwerkmotive, mit farbigem Leder unterlegt gleich den Beischlägen der Schränke. Auch fromme Begrüßungsformeln stehen darauf, nach der Neigung der Gotik, die Letternzeile als dekorative Leiste zu verwenden.

Durch die Kreuzzüge kommt die Kunst der Lederbereitung, die Technik der farbigen

Behandlung statt der alten Blindpressung in allmählichen Etappen nach Europa. Vermittelungsplatz ist, wie für den gesamten Buchschmuck überhaupt, Venedig, das in dem von Delphinen umschlungenen Anker, dem Signet des Aldus Manutius, sein stolzes Diplomsigill für diese Kunst weist. Den Übergang vom Mittelalter zur Renaissance stellt eine ganze, jetzt freilich über die Welt zerstreute Büchersammlung dar, die Corvina, die Bibliothek des Matthias Corvinus von Ungarn.



Signette aus Wielands Musarion. 1769.

Leder, vor allem Maroquin, mit zierlichen Instrumenten, zuerst Rollen, dann Fileten, halbmondförmigen Eisen, Punktierstiften behandelt, sehen wir von nun an vorherrschen. Das Ornament wird mit Vorliebe aus dem orientalischen Import genommen als reines Linienpiel, als Arabeske in mannigfach verschlungenem Band- und Flechtwerk, eine Flächenmusterung, die an die geometrische Teilung der Teppiche des Ostens erinnert. Daneben aber erscheinen auch romanische Blatt- und Palmettenverschlingungen und Renaissanceleisten mit den bekannten Motiven, die wir aus dem Inneren des Buches kennen. Oder das Ornament wird nur als Rahmenwerk benutzt für bildliche Kompositionen, die Mittel-, Seiten- und Eckfelder füllen.

Ein weiterer Fortschritt der Lederdecoration ist die Mosaiktechnik. Statt



Signette von J. W. Meil zu Goethes Schriften. 1787.

das Ornament einzuprägen, wird es aus verschiedenfarbigem Leder in runden Streifen ausgeschnitten und dem Grund aufgelegt. Die Ränder umsäumt man mit Goldlinien, und die ganze Fläche wird dann mit heißem Eisen geglättet. Grün, weiß und rot sind

Lieblingsfarben, und das Wesentlichste ist, die Nuancen harmonisch zu stimmen.

Die Mosaikbände sind aufs engste verbunden mit dem Namen eines Mannes, welcher in der Bibliophilie einen fürstlichen Platz einnimmt. Auf seinen Büchern steht das Motto voll lächelnder Grandseigneurverschwendung: *Grolierii et amicorum*. Es ist Jean Grolier (1479 bis 1565). In Italien hatte er im Umgang mit Aldus Manutius und Majoli Geschmack und Neigung geschult. Seit Grolier wird Frankreich maß-

gebend und voranschreitend für den Bindegeschmack und für die Bindekunst. Zur gekrönten Liebhaberei wird sie; eng zusammen stehen auf den Büchern die erlauchten Wappen der Herrscher mit den in der Geschichte nicht minder berühmten Insignien und Namensschildern der berühmten Bindekünstler: es soll der Binder mit dem König gehen!

Die Valois und die Bourbonen, sie haben alle ihre Zeichen in ihren Büchern hinterlassen. Das dekorative Monogramm, einmal gesetzt oder „semis“-artig variiert und umspielt von geschmackvollem Linienpiel, wird zum Schmuckmotiv.

Franz' I. Bücher in schwarzem Leder oder auch schwarzem Sammet tragen die königliche Chiffre und den Salamander in Gold. Ihm folgt dann

Henri II., der königliche Gemahl der Katharina von Medici und der Liebhaber der Diana von Poitiers. Es giebt Bücher aus seinem Besitz, die sein und der Katharina Monogramm, das H mit dem Doppel-C tragen, die Königsbücher. Schöner aber

noch sind die Bände des Liebhabers der Diana, die in ihrem äußeren Schmuck eine Mischung von Bibliophilie und Galanterie verraten. Diese Mischung spielt ja im achtzehnten Jahrhundert eine große Rolle, gerade die großen Amoureux sind da die leidenschaftlichsten Bücherliebhaber, und sie finden einen letzten Nachfahren in unseren Tagen in dem Tanzhäuserdichter und Sammler Eduard Griesebach.

Diese Bücher Henri II., die für die Bibliothek des Schloßchens Anet, des Liebesnestes Dianas und Heinrichs, bestimmt waren, zeigen als reich variierten Bierat Heinrichs und der Diana Initialen mit erotischen Symbolen verschlungen und wechselnd mit dem dreifach gekreuzten, den unvergänglichen Reizen seiner Herrin huldigenden Halbmond.

Mit den nächsten Heinrichen treten die großen Bindekünstler auf den Plan.

Für den dritten und vierten Heinrich arbeiten die Evés, Relieurs du roi 1578 bis 1631. Ihr Wesen ist noble Einfachheit; statt der Verschlingungen lieben sie die ruhigen Flächen. Der Meister des siebzehnten Jahrhunderts ist Le Gascon, der für Louis XIII. und Anna von Österreich band. Reicher und dabei raffiniert verfeinerter Geschmack wird durch ihn vertreten. Farbiges Mosaikwerk von zierlicher Teilung, Führung und erlesener koloristischer Abstimmung bedeckt das Vorderblatt. Neu ist seine Ornamentierung. Nicht mehr das Wandflechtwerk, sondern eine minutiöse, an Goldschmiede- und Filigranzierat erinnernde Technik. Er benutzt ganz keine Punktierstempel; wie die Neoimpressionisten und Pointillisten ihre Landschaften aus Punkten zusammensetzen, so komponiert er aus Points seine Ornamente, mit Vorliebe als Spiralwerk, das durch die Goldpunktierung auf farbigem Grund eine lebhaft-frisselige Wirkung erhält.

Zu Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts kommen wieder neue Formen: Spitzen- und Fächerornamente. Manche Entartungen erscheinen. Der Respekt vor dem Material verschwindet. Das Leder soll Marmor und Granit nachahmen oder zum mindesten Schlangenhaut spielen. Eine Blütezeit naht noch einmal im achtzehnten Jahrhundert, getragen durch den Meister Padeloup, „Padeloup le

jeune, place Sorbonne à Paris“, wie stolz in jedem seiner Bücher das rote Schildchen kündete. Er band für Louis XV.

Er macht kostbare Mosaikeinbände wie den zum „Office de la semaine Sainte“ (1712), der in goldigbraunem Maroquin ein Ovalgitterwerk aus goldgesprenkeltem Oliv und Rot zeigt, eine ganz neue Ornamentation. Er kann aber auch, und das wirkt noch vornehmer, kostbarste Einfachheit meistern wie in dem dunkelblauen Maroquinband, der als einzige Zier das Wappen des Grafen Hohn als Mittelfeld trägt. Schlägt man das Buch aber auf, so findet man die Rückseite des Deckels, den „Spiegel“, mit zart citronenfarbigem Leder bekleidet und mit goldenen Spitzenmustern umsäumt. Das sind die Anfänge des Vorsatzluxus.

Bisher, bis gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts, hatte man nur weißen Vorsatz. Bei den Majoli- und Grolierbänden sieht man beim Öffnen des kostbaren Bandes schlichtes weißes Papier auf dem Spiegel und als Umschlag des Buchkörpers. Die Päpste benutzten Papier mit ihrem Wappen im Wasserzeichen. Im siebzehnten Jahrhundert zeigen sich vereinzelt Marmorpapiere, auch äußert sich das Bestreben, den Vorsatz mit dem Schnitt, auf den mit Ausmalen, Vergolden, Bunzieren immer große Sorgfalt verwendet wurde, in Einklang zu bringen.

Die Ahnen jener kostbaren Sitte, die Innenseite des Deckels reich zu verzieren, wie wir sie soeben in der Doublure Padeloups sahen, findet man im Orient. Sie ist ein Charakteristikum der Bücherkunst des Morgenlandes. Hier läßt man die Außenseite der Bände schmucklos und wird um so verschwenderischer auf dem Revers des Vorderdeckels. Die üppigsten Beispiele sind persischer Herkunft. Hier blüht die filigranartig durchbrochene Lederarbeit, die mit Gold und farbiger Malereiunterlage wirkt.

Padeloup ist also Pfleger dieses Doublurenschmucks. Und nach ihm verwendete Lemonnier dafür an Stelle des Leders gewärferte Seide in einem Mosaikband, der roten goldpunktierten Fond, grüne Palmetten mit goldenem Aderwerk zeigt.

Neben diesen beiden Künstlern steht ebenfalls Meister Derome am Ende des acht-



am Einband. Muster wurden die indischen Lackmalereien. Nach ihrem Vorbild wurden auf hölzernen Buchdecken — es war wohl die letzte Metamorphose der „Breter“ des Mittelalters — in der in der Ferne erlernten Kunst Blumenornamente, Blüten und Blätter in möglichst natürlicher, der Wirklichkeit abgelauschten Form aufgemalt.

Überraschend spät tritt die künstlerische Lederbandkultur in England auf. Vor ihr wurden die Bücher in Stoffe, vor allem in Sammet, Damast, Goldbrokat mit Stickerien gebunden und mit Metallbeschlägen verziert. Der neue Geschmack kam für England aus der gleichen Quelle wie für die anderen Länder. Die orientalisches-venetianische Lederkunst lernte man an den Grolierbänden kennen. Proben von ihnen brachte ein französischer Edelmann, der Marquis de Nesles, 1559 nach London. Er war als Geisel von den Franzosen geschickt worden.

Wie diese eine dekorative Anregung auf politischem Wege, so erfolgte eine andere auf kirchlichem. Mit der Verbreitung der Reformation kamen natürlich viel sächsische Bücher nach England, und sie wirkten neben dem geistigen Gehalt auch durch ihre gelun-

gene gediegene Hülle. Und diese Anregungen wurden so sicher und fest aufgenommen und zum organischen Eigentum ausgebildet, daß die englische Buchkultur sich auf immer gleicher Höhe hielt, auch in der Zeit, da die anderen Länder versagten.

Wie wir bei der Betrachtung des Buchinterieurs in der Zeit der allgemeinen Auflösung und Kunstvergessenheit eine Dase in England fanden, bei William Blake, genau so geht es hier bei der Revue der Exterieur.

Wie William Blake für die Buchseite kunsttreulich sich die Anschauungen der besten Epochen zu eigen machte, so besorgte sein Zeitgenosse Roger Payne unbeirrt mit reifem Verständnis für das Organische und Richtige die Buchdecken.

Beide stehen an der Schwelle der neuen Zeit, in der die künstlerischen Bestrebungen sich mühsam, unter Schwierigkeiten undankbarster Art, von wenigen gefördert und von den vielen ignoriert oder verspottet, durch den Wust maschineller Duzendwaren hindurchwinden sollten.

Dieser Zeit, deren Früchte wir nach langen mageren Jahren jetzt auch in Deutschland genießen, soll der nächste Aufsatz gelten.



Schlussstück zu Wielands Musarion. 1769



IV.

(Nachdruck ist untersagt.)

Freytag an Devrient.

Mein lieber Freund!

Der Antrag in die Schillercommission zu treten, erfüllt mich nicht mit Freude. Ich lehne ihn nicht ab, weil er durch die gute Meinung von Haupt und Mommsen veranlaßt wurde, welche darin Satisfaction für das suchten, was sie harte Behandlung der „Fabier“ nennen. Ich nehme an, um die Ansicht zu vertreten, daß in jedem Fall der volle und statutenmäßige Preis vertheilt werde. Es ist das der einzige Standpunkt, den ich einnehmen kann, er scheint mir außerdem durch jede Rücksicht auf den König und den Preis geboten. Ein Preis ist dazu da, daß er vertheilt wird, und die Commission hat überhaupt nicht die Aufgabe, ein absolutes ästhetisches Urtheil abzugeben. In jedem Fall sind Sie, lieber Freund, dem Geschäft unentbehrlich. Und wenn mein Eintritt in die Commission dazu beitragen kann, Sie festzuhalten, so werde ich ihn in der That für vortheilhaft halten.

Sie haben recht, wir sind wegen der Stücke nicht gut daran. Ich habe mich wenig um das Vorhandene gekümmert und muß jetzt nachlesen. Ich erwarte mir nicht viel. Aber das hilft nun nichts, einen Doppelpreis oder zwei erste Preise wollen wir an die ehrlichen Knaben vertheilen. Und incompetent erklären wir weder uns noch die dramatische Literatur.

Sie zürnen dem § 6. Ach lieber Freund, das ist ja ganz egal. Er ist eine Phrase,

die irgend ein ungeschickter, wohlmeinender alter Herr sehr schön gefunden hat; der ganze Preis ist eine Phrase. — — — —

Real ist nur, daß wir alle drei Jahre einem deutschen Poeten ein Halsband und ein hübsches Taschengeld vermitteln können. Wir suchen den möglichst besten aus, und kümmern uns um die Paragraphen nur in soweit, als der dem Deutschen innewohnende gesetzliche Sinn überhaupt nöthig macht. Machen Sie wegen § 6 keine Umstände. Was dauernden Werth hat, können wir überhaupt nicht wissen, wir können also auch nicht danach auswählen; und es ist klar, daß der ganze Satz nichts weiter bedeuten soll als das, was man mit einer andern schönen Phrase „würdige Intention“ nennt.

Bei der Preisvertheilung haben wir natürlich zunächst auf den Verhältnißwerth der einzelnen Stücke Rücksicht zu nehmen. Aber in dem Fall, wo Schwächen der besseren sich balanciren, tritt nach meiner Ueberzeugung mit Nothwendigkeit ein anderer Faktor ein: die anderweitige Bedeutung des Autors. Dies Moment wird dem gesunden Menschenverstand ein unentbehrliches und höchst ansprechendes Motiv bei der Wahl werden, natürlich nur dann, wenn die Unsicherheit vor den einzelnen Leistungen der Verschiedenen eintritt.

Doch darüber später und will's Gott mündlich.

Ich habe Ihnen in Mathy mit schwerem Herzen einen lieben Freund nach Karlsruhe gesandt, er und seine Frau sind prächtige

Menschen. Möge Karlsruhe sich ihrer freuen, wir entbehren sie hier bitterlich sehr.

Meine herzliche Huldigungen Ihren Damen.
Ihr getreuer Freitag.

Leipzig 2. Jan. 63.

Devrient an Freitag.

Karlsruhe 4/1 63.

Alles was Sie mir entgegen, lieber Freund, habe ich ja schon 1860 in Berlin mit allem Nachdruck meines gründlichen Bedrusses gegen die Kommission geltend gemacht: erinnern Sie sich doch nur des Berichtes, den ich Ihnen in Siebleben darüber abstattete, es haben ja diese vernunft- und sachgemäßen Argumente keine Beachtung gefunden. Man wollte mit Gewalt vor der erstaunten Welt die Höhe seines kritischen Maßstabes aufrichten, vor dem nichts, was die Gegenwart erzeugt, Anerkennung finden könne. Meine Meinung, daß die Kommission nur ein relatives, und kein absolutes Urtheil abzugeben habe, daß der Preis jedenfalls vergeben werden müsse, insofern das dazu vorgeschlagene Gedicht nur nicht den Forderungen des § 6 geradehin widerspräche — diese Meinung wurde ja auf's Höchstmüthigste zurückgewiesen, der § 10 sehe ja auch den Mangel an preiswürdigen Werken voraus u. s. w. So stellten die Herren durch ihren negativen Beschluß sich vor Beurtheilung einer Preisurtheilung sicher.

Wer sichert uns nun, daß dies Verfahren sich nicht pünktlich wiederholt? Schon damals äußerte sich die Neigung: zu dem Abjatz des § 10 Zuflucht zu nehmen, eine Summe zu anderweitiger Förderung der Dichtkunst zu verwenden und so die Klippe der Preisurtheilung zu umschiffen.

Wenn auch Mommsen mit uns stimmt, bleiben wir immer noch in kläglicher Minorität, wenn Sie nicht der neu eingetretenen Mitglieder Abelen¹ und Pinder² sicher

¹ Heinrich Abelen (1809 bis 1872), Wirkl. Geh. Rat im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, als „Bismarcks Feder“ bekannt. Vgl. „Heinrich Abelen, ein schlichtes Leben in bewegter Zeit“, von Hedwig Abelen, geb. von Olfers (Berlin, Ernst Siegf. Mittler u. Sohn, 1898).

² Moritz Ed. Pinder (1807 bis 1871), vgl. Bibliothekar in Berlin, seit 1851 Mitglied der Akademie der Wissenschaften, seit 1858 vortragender Rat im Ministerium für geistliche Angelegenheiten. Besonders Förderer der Berliner Museumsbauten.

sind. Diesmal muß ich unser Verhältnis umkehren und Sie vor allzu gutem Glauben an die Vernunft und den guten Willen der Menschen warnen. Ich komme vom Rathshause, mich haben sie klug gemacht, und wenn ich nicht eine irgend haltbare Aussicht gewinne, daß die diesmalige Kommission anderen Sinnes als die erste sein wird, daß sie, vielleicht durch einen Wink von oben bewegt, die Ertheilung des Preises jedenfalls vornehmen will, so bin ich entschlossen abzulehnen. Daß Sie annehmen mußten, ist richtig, das Gegentheil würde Verdruß über den Beschluß von 1860 gezeigt haben. Ich aber will erst wissen: ob ich der Sache wirklich nützen kann, bevor ich neue Arbeit übernehme und die Beschwerden der weiten Reise, die mir mit jedem Jahre empfindlicher werden. Ich war im Oktober unterwegs immer krank. Ich schreibe also heut noch Hotho nach Berlin, der vermuthlich wieder das Secretariat übernimmt und wohl schon jetzt die Witterung über die diesmal maßgebenden Grundsätze haben wird. Er ist mein alter Schulkamerad, von dem ich grad heraus die Meinung fordern kann. Von seiner Antwort will ich Annahme oder Ablehnung abhängig machen.

Seien Sie nicht böse, lieber Freund, daß ich auf Ihren guten Glauben nicht so willig eingehe und auf ihn hin mich zu Ihnen in Reih und Glied stelle; der Eindruck der 1860er Vorgänge ist mir noch zu gegenwärtig.

Vor dem 8ten kann ich wohl keine Antwort von Hotho haben, wollen Sie mir, zur Berichtigung meines Verhaltens noch etwas sagen, so kommt es noch zu mir.

Mathy ist hier sehr willkommen; der Kreis tüchtiger und lebenswürdiger Menschen wird immer reicher; es ist jetzt sehr gut zu leben allhier.

Meine Verehrung Ihrer liebenswerthen Gattin, Ihnen herzliche Grüße von

Eduard Devrient.

Freitag an Devrient.

Lieber Freund

daß Sie doch noch die Preisrichterfunktion übernommen haben, ist sehr hübsch von Ihnen. Ich glaube, daß Ihre Bedenken wegen der Berliner Struvelköpfigkeit diesmal durch grö-

ßere Willfährigkeit der Majorität gedämpft werden sollen.

Heut aber schnell eine Bitte, haben Sie doch die Güte, mir brevi die Titel der Stücke zu schreiben, oder schreiben zu lassen, welche Sie empfehlen werden. Es soll das Verzeichniß bis zum 15ten von jedem eingereicht werden, und ich bin noch durchaus nicht im Stande gewesen, die gesammte Literatur der drei Jahre zu perlustriren.

Können Sie mirs umgehend senden, so wäre ich Ihnen sehr dankbar. Ich hoffe doch, daß wir überhaupt noch zu einer Preiswahl Lust und Ruhe haben werden. Es sieht zuweilen in Berlin so aus, als würde der Sommer anderes bringen, als Dichterkrönungen.

Grüßen Sie mir auch Otton. Er ist hier verschwunden, ohne daß ich ihn noch gesehen habe.¹ Ihren Damen meine besten Grüßungen, Ihnen alle Treue

Ihres Freytag.

Leipzig 12. Februar 63

Debrient an Freytag.

Karlsruhe 14/2. 63.

Ich wollte Ihnen, lieber Freund, längst schreiben, daß ich von Gotho die beruhigendsten Zusicherungen über die Tendenz des diesmaligen Preisgerichtes erhalten und deshalb zugesagt hatte. Indessen hatte ja auch Rommsen das Eis gebrochen und über den fraglichen § eine genügende ministerielle Erklärung erhalten. Auf Ihre Mahnung bin ich nun auch ernstlich an eine Sichtung der dramatischen Ernte der letzten drei Jahre gegangen und habe die Körner aus der Spreu gelesen, auch sogleich meine Aufstellung gemacht. Auf dem Gebiete der Bühnerdramen empfehle ich der Aufmerksamkeit: 1, Nimrod von Winkel. 2, die Trilogie von Oswald Marbach, ich glaube er nennt es „Untergang einer Welt“, sie besteht aus den Stücken: Julius Cäsar, Brutus und Cassius und Antonius und Kleopatra und 3, Hebbels Nibelungen.

Auf dem Gebiete der Bühnendramen zeichne ich aus: 1, Wilhelm von Oranien und 2, Waldemar von Butliß (aus persönlicher mehr

als sachlicher Hochschätzung) 3, Brunhild von Waldmüller. 4, Perseus von Macedonien von Rißel 5, Ludwig der Bayer von Henje 6, Socrates von Edhardt. 7, der Goldbauer von Fr. Birch. Von diesen Allen aber kann man nichts krönen, als — für Vieles Großartige und Innige neben Abgeschmacktem und Ungeheuerlichem — Hebbels Nibelungen, qua Bühnerdrama; das vollkommenste Bühnenstück aber, das seit 3 Jahren erschienen ist, muß ich in Maria Stuart von Schottland von M. v. Eschenbach erkennen. Ich werde Exemplare, Gotho zum Vertheilen, besorgen. Ich weiß kein Andres zur Krönung vorzuschlagen; seine Bühnenprobe hat es bei uns glänzend bestanden, aber keine andere Bühne ist uns nachgefolgt, was, meiner Meinung nach, nichts gegen das Gedicht, aber Vieles gegen die Bühnen beweist.

Sollte mir irgend ein ausgezeichnetes Bühnendrama in den drei Jahren entgangen sein, so bitte ich, theilen Sie mir den Titel mit. Wünschen Sie aber sonst über ein Stück, das Ihnen gerühmt werden mag, Auskunft, so kann ich Ihnen diese schnell aus den Protocollen unsres Lesecomité¹ geben; Sie brauchen dann vielleicht das Stück garnicht zu lesen. Von Preußen kann man garnicht reden, wenn man nicht langen Athem hat. Oft glaubt man mitten in dem lächerlichsten Narrenspuk zu stehen, oft überläuft Einen das Grauen vor dem Mahen einer mächtigen Geschichtsentwicklung, und zuletzt fürchtet man ein echt historisches Hinhalten bis zur abgestandenen Langeweile an dem Erhabensten.

Herzlichste Grüße von Ihrem

Eduard Debrient.

Debrient an Freytag.

Karlsruhe, 3/4. 63.

Mir scheint, mein lieber Freund, ich bin berechtigt, Ihnen ein Monitorium zu schicken. Sie haben mich in die Berliner Preiscommission getrieben und nun rühren Sie Sich garnicht! Es geschehen Dummheiten dort, wie Sie aus der Aufstellung der Liste ersehen werden. Wie kann dieser „König Al-

¹ Debrient konnte in einem der nächsten Briefe befriedigt vom Sohne berichten: „Otto befestigt sich hier in seiner Stellung.“

¹ Zur Prüfung eingelaufener Neuheiten mit Erfolg von Debrient am Karlsruher Hoftheater eingerichtet.

boin“¹ in dritter Stelle genannt werden, das Krankheitsresultat eines confusen Kopfes, das mich schon seit 8 Jahren in verschiedensten Umarbeitungen verfolgt; immer mehr an Shakespeare'schem Räuspern und Spucken gewonnen und immer mehr an gesunder Vernunft verloren hat. Dann „Farneseo dei Pazzi“, auch ein Phrasenstück, in dem man über das Object des tragischen Conflictes schlechterdings im Unklaren bleibt. Netten wir doch nur vor allen Dingen unser Urtheil über die gesunde Natur des Dramas. Hebbels Nibelungen sind freilich schlecht gebaut, wimmeln von Grillen und Monstrositäten, aber die poetische Kraft des Autors schlägt durch, und der relativ größte Werth des Gedichtes in dieser letzten dreijährigen Periode, wird wohl allgemein anerkannt werden. — Da wir nun diesmal einen Doppelpreis oder zwei Preise zu vergeben haben, so schlage ich für den zweiten die Eschenbach'sche Maria dringend vor. Ich erwarte Druckexemplare und lasse Ihnen sofort eins zugehen. Aber lieber Freund, ich bitte Sie dringend, treten Sie aus der Passivität heraus und treiben Sie Mommsen, daß er dasselbe thue und nicht auf dem Resultate der Ministerialinterpretation ausruhe.

Mathy's haben wir bis jetzt nur zweimal gesehen, hoffen auf näheren Verkehr, denn sie haben uns sehr gefallen.

Mit Mathy habe ich meinen Lieblingsgedanken besprochen und ihn auf meiner Seite gefunden. Sie sollten die raue Thüringer Hochebene aufgeben und zu uns in die milde, reiche Natur kommen, und die beruhigte politische Lust. Hier könnten Ihre „Grenzboten“ ihren Namen wieder verdienen. Halten Sie wenigstens Wort hier Ihren Besuch zu wiederholen und sehen Sie sich Land und Leute darauf an.

Meine angelegentliche Empfehlung der gnädigen Frau, mit freundlichem Gruße

Ed. Devrient.

Freitag an Devrient.

Siebleben, 29. August 63.

Mein theurer Freund!

Habe allerdings die dramatische Preissache bis jetzt nicht genügend behandelt, nicht nur

wegen der Politik — obgleich der Preis, nicht von den Kammern bewilligt, meinem Rechtsgefühl nach gar nicht vergeben werden sollte, was wir, als nur Expertecommission nicht hindern können — sondern auch deshalb, weil ich in den vorhandenen Studien zu wenig orientirt war, um als gewissenhafter Mann mitreden zu können. Ich bin erst Ende Januar dieses Jahres zur Commission gezogen worden und habe bis dahin mich wenig um das Neugeschaffene zu kümmern vermocht. Dies zu meiner Rechtfertigung.

Die letzten Verhandlungen der Commission sehe ich genau so an, wie Sie. Aber ich dachte, wir träten nicht aus, sondern veranlassen die Herren, nach unserem Willen zu thun. Und das wird nicht so schwer sein, denn sie sind rathlos und zerfahren.

Ich schlage Ihnen deshalb zwar nicht identische, aber gleiches enthaltende Noten vor, Inhalt:

1., der Preis muß vertheilt werden.

2., Hebbels Nibelungen werden gekrönt.

3., Wegen der 2ten 1000 Thaler wird statutenmäßig verfahren. Ist nach dem Wortlaut und Sinn des Statuts die Vertheilung an [Otto] Ludwig zu rechtfertigen, so ist diese Vergabung mir die bei weitem liebste. Ist sie den Statuten nicht gemäß, so werden die 1000 als Preis oder Anerkennung einem Stück der letzten 3 Jahre zugewiesen, oder falls darüber Vereinigung nicht erzielt wird, zu den Nibelungen geschlagen.

An meinen lieben Mommsen, der sehr trostlösig Zeug macht, werde ich schreiben. Ferner schlage ich vor, daß wir diese Noten an Gotho senden um den 15ten September, mit der Bitte, dieselben vor der nächsten Sitzung bei den Mitgliedern der Commission circuliren zu lassen event. ihnen in Abschrift einzuhandigen. Bei der Abstimmung sind wir der Majorität sicher: Binder, Hülsen, Gotho und wir macht fünf. Bleiben wider Erwarten die Burschen des Teufels, so treten wir nach dem 10. Nov. aus und publiciren gemeinsam die Gründe unsres Austritts. Ist's Ihnen so recht?

Können Sie mir die Nibelungen und König Alboin noch auf 8 Tage durch das Theaterbureau herjenden, so wäre das sehr schön. Ich möchte sie zur Hand haben, um einiges

¹ Von Consentiuss.

für resp. gegen Krönung durch nochmalige Durchsicht zu motiviren.

Für Ihre freundlichen Worte über die Technik¹ meinen herzlichsten Dank. Man thut was man kann. Die Politik schlägt mir immer wieder über dem Kopf zusammen.

Ihren Damen und Otto meine herzlichsten Empfehlungen.

Ihr getreuer alter Freytag.

Devrient an Freytag.

Karlsruhe 23/8 63.

Ihnen, lieber Freund, wird das letzte Sitzungsprotokoll der engeren Kommission für den Schillerpreis zugegangen sein. Man will abermals den Preis verweigern, abermals die deutsche moderne Dichtkunst vor der Nation und dem Auslande blamiren, als vermöge sie binnen 3, ja binnen 6 Jahren nicht ein einziges Werk hervorzubringen, wofür der Autor auch nur 1000 Thaler als Anerkennung und Aufmunterung verdiene; abermals die Königl. Stiftung als gegenstandslos, also als einen Mißgriff bezeichnen. Das will man thun, obgleich das Ministerium selbst sich in seinem Anwartschreiben an Mommsen für die Preisvertheilung an das relativ vorzüglichste Werk erklärt hat, insofern dieses nur nicht an sich unwürdig und ephemer sei.

Daß unter den vorgeschlagenen Werken ein solches zu finden sei, ist doch unbedenklich. Will man nur einen Preis ertheilen, so ist jedenfalls das Hebbel'sche Werk dazu geeignet, wieviel auch daran auszustellen sein mag; es ist würdig, nicht ephemer, und seine erste Hälfte hat bereits die Bühnenprobe bestanden. Will man den Preis von der früheren Periode zu Unterstützung und Anerkennung von D. Ludwig verwenden, gut! Aber krönen muß man in jedem Falle. Das war Ihre Ansicht, als Sie mich zum Wiedereintritt in diese Kommission vermochten, das war Gothos Meinung und des Ministeriums, auf diese hin bin ich eingetreten.

Was denken Sie zu thun? Wollen Sie mit mir diese Forderung ernstlich geltend machen, Mommsen zur Theilnahme bewegen, der auch von der ewigen Berliner Negative

wieder angesteckt ist; auf Krönung bestehen? Lassen Sie mich, aber bald, recht bald, Ihren Beschluß wissen, bis dahin halte ich die Ausführung des meinigen zurück. Er geht dahin: zu protestiren gegen eine abermalige Ablehnung, die mir ebenso jämmerlich als schmachvoll erscheint, und da das natürlich von einem Mitglied nichts bewirken wird, dem Ministerium meinen Austritt zu erklären, und wenn es nöthig wird, ihn öffentlich zu rechtfertigen. Meine Entrüstung über diese Berliner Kommission ist seit 14 Tagen, die ich mir zur Ueberlegung ließ, nicht geringer geworden, wie ich merke, aber ich glaube mit bestem Grunde.

Sagen Sie mir bald Ihre Meinung, lieber Freund, und sehen Sie die Sache, trotz allen bedeutenderen Vorgängen, die Sie beschäftigen müssen, ernsthaft als eine auch deutsche Angelegenheit an. Lassen Sie mich bald etwas vernehmen. Sein Sie außerdem gesund und empfehlen Sie mich Ihrer hochverehrten Gattin.

Ihr ganz ergebener

Eduard Devrient.

Freytag an Devrient.

Siebleben, d. 27. Sept. 63.

Mein lieber Freund!

Daß Sie nicht zu diesen Akademikern pilgern wollen, ist mir sehr quer, denn ich hatte mich schon darauf gefreut, Sie einen Tag hier zu haben und mit Ihnen die Reise zu machen. Verdanken kann ich Ihnen freilich nicht, da ich weiß, wie das Reisen Sie angreift, und wie unerquidlich die Verhandlungen selbst sein werden. Ich muß also ohne Sie gehen. Und zwar ist meine Rolle die meiner Natur entsprechende eines Scheusals, welches aus Aristokratismus radikal tagirt. Seien Sie aber ruhig, was der Vande gegenüber möglich ist, soll gethan werden.

Gegen jede Aenderung des Statuts werde ich den boshaftesten Widerstand leisten. Und mit den Herren ein gemüthliches Wort sprechen. Wahrscheinlich werden Mommsen, Gotho, Voedh, wenn sie überstimmt werden, austreten. Das wird sehr schmerzlich sein, aber es muß ertragen werden. An meinen lieben Quertopf Mommsenium schreibe ich zuverlässig noch. Er kann von seinem Votum nicht ab, aber ich werde ihn ersuchen, seine

¹ Leider fehlt auch dieser Brief im Freytagschen Nachlaß.

Partie mit Anstand zu verlieren, und es ist nicht unmöglich, daß er darin ein gütiges Herz zeigt.

Was sagen Sie zu dem Urtheil des Ausschusses über Consentius. Wenn es nach ihrem Herzen gegangen wäre, hätten sie dieses Stück prämiirt. Hauptscene: Einer zwingt eine aus dem Schädel ihres Vaters zu trinken, weil sie seine Geliebte ist, worauf diese beschließt, ihn zu töten.

Ach, lieber Freund, manchmal wirds recht schwer, lustig zu sein, es ist jezt die sublimare Existenz eine ärgerliche Sache... Wies unsrer armen Kunst geht, vergißt man fast darüber, wies diesem armen alten zu unaufhörlichen Toasten gezwungenen deutschen Lande ergeht. Mir schmeckt in diesem Jahre der Wein garnicht, habe auch hier Niemanden, mit dem ich welchen trinken kann, seit der Matthy fort ist.

Wenn Sie nur nicht so weit wären, und ich nur fleißig, aber ich habe gegen mich sehr selten das gute Gewissen, daß zu einer Reise nöthig ist.

Ihr Badner seid die einzige Freude, die man hat. Leben Sie von Herzen wohl, senden Sie mir Vollmacht, ich werde mich mühen, Ihnen keine Schande zu machen. Ihren Damen und Otto die besten Empfehlungen.

Ihnen alle Treue

Ihres Freitag.

Devrient an Freitag.

Karlsruhe, 2/10 63.

Hier lieber Freund ist meine Vollmacht¹ für Sie, und nun fahren Sie mit Gott! Die Donner meiner Entrüstung über die antinationale Kommission begleiten Sie und sollen zu ihren Reden melodramatischen Nachdruck liefern. Machen Sie, daß wenigstens eine Angelegenheit aus der ewigen Berliner Negative mit thatjächlicher Wirklichkeit hervorgeht.

Ihr herzlich ergebener

Eduard Devrient.

Und wenden Sie ein Blatt an mich, auf das Sie mir den Erfolg mittheilen.

Uebrigens haben Sie zugleich meine vertrauliche Vollmacht, falls die Majorität wirk-

lich abermalige Aussetzung des Preises aussprechen sollte, bei Ihrer eignen Austrittserklärung auch die meinige anzukündigen und daß wir uns öffentlich darüber rechefertigen würden. Ganz wie unsre Verabredung war.

EdDt.

Freitag an Devrient.

[Berlin] Mittwoch früh 7 Uhr. 7. Okt. 63.

Mein lieber Freund!

Wir haben Alles gethan, was Sie gewollt haben. 1, Preis für Hebbel. 2, 1000 Thlr. für Otto Ludwig. Es scheint, daß das Ministerium dieselbe Auffassung hat, welche auch mein schriftliches Votum bestimmte, nämlich, daß der Preis eine — nur unter den in § 10 angegebenen Modalitäten theilbare — Einheit sei. Wenigstens votirte Pinder gegen die Theilung. Im Ganzen machten die 3stündigen Verhandlungen einen sehr schwächlichen Eindruck, die Sache ist, man hat gecheute und liebe Leute zusammengestrommelt um über Etwas zu entscheiden, was sie nicht verstehen. Die Statutenänderung scheint auf eine Completirung der erläuternden Bestimmungen hinauszulaufen, die Berliner Mitglieder wollen nicht in der bisherigen Weise die Arbeitslast — die sie sich unnütz gemacht — forttragen. Die Commission soll ständig werden, was sie jezt doch nicht ist. Am Wesen und Zweck des Preises scheint man doch nicht ändern zu wollen.

Wenn wieder einmal die Frage an uns kommt, können wir uns ja überlegen, ob wir uns betheiligen.

Das Resultat der diesmaligen Sitzung, welches zugleich meine Revange für Pavia war, hat ein fröhliches Nachtaustreffen verführter Commissionsmitglieder zur Folge gehabt, bei welchem von Gotho Ihre Gesundheit ausgebracht wurde, die ich hiermit telegraphirt haben will. Für mich war die Folge ein dickköpfiger Morgen, um dessentwillen ich Sie diesen kurzen Bettel zu entschuldigen und lieb zu behalten bitte

Ihren treuen Freitag.

Mitglied etc.

Im Jahre 1865 sahen die Karlsruher Freunde Freitag zweimal bei sich, im Ja-

¹ Enthält die mehrfach behandelten Punkte.

nuar und im Oktober. Es war eine reiche geistige Aussprache, alle gemeinsamen Interessen wurden rege, Politik, Litteratur und Theatralisches sprach man durch. Bald trafen die Freunde sich bei Mathys oder beim Minister Roggenbach in größerem Kreis mit Lessing, Gude, Weech, Hardeck und Zoli, bald in Freytags Herberge, oder Freytag kam zum Abend an Frau Theresens Theatisch und „plauderte sehr liebenswürdig, später kam auch Mathy“. Der ungezwungene Verkehr that allen wohl und der Gast „pries die bahnbrechende Bedeutsamkeit der Karlsruher Zustände“. Das Theater stand im Mittelpunkt der Interessen. So sprachen sie einmal mit Mathy und Roggenbach (Zgb. v. 13. Jan.) „von der Organisation der Stadttheater Leipzig, Frankfurt, von jungen Schauspielern, der deutschen Jugend überhaupt und der Aussicht auf Wiedergewinnen der Begeisterung und Hingebung, Abends sahen Freytag und Jordan im Theater: Viel Lärm um nichts.“¹

Am letzten Tage des Januaraufenthaltes sprachen Mathy und Devrient mit Freytag „über die Möglichkeit, ihn hier zu fesseln“. „Aus Mathys Worten entnahm ich (Zgb.), daß man ihn schon bestürmt hatte, er aber weigert sich entschieden, Dienste zu nehmen. Er will noch zehn Jahre frei sein und sagen und schreiben und arbeiten und feiern können, wie es ihm ums Herz ist. Er hat für sich Recht, aber wir auch mit unsern Wünschen. Es fehlt hier eine litterarische Bedeutung, die Lücke ist schreiend. Mit kleinen Fähigkeiten füllt man diese Lücke nicht, es muß eine anerkannte Größe sein, die dann geringere an sich ziehen mag.“ Im Juni des Jahres erschien Freytags „Verlorne Handschrift“, des Abends las sie Devrient den Seinen vor. Bis in den August hinein beschäftigte die Lektüre die Familie.

Devrient an Freytag.

Karlsruhe, 24./8. 65.

Noch einmal und nachdrücklicher habe ich Ihnen, lieber Freund, den innigsten Dank für Ihre „verlorne Handschrift“ zu sagen;

¹ Im selben Jahr erschien in Freytags „Grenzboten“ eine Würdigung der Karlsruher Aufführungen Shakespeare'scher Lustspiele. Zgb. 1865, I. S. 241—248, wohl von Buddäus geschrieben.

und diesmal doppelt, denn ich spreche auch für meine Frau, der ich in den Ferien aus dem Buche vorgelesen habe. Wir danken Ihnen schöne Stunden. Beim Vorlesen tritt alles Wohlgetroffene in der Darstellung, der Situationen wie der Charaktere, viel gegenständlicher heraus, die Freiheit, Schönheit und Erhabenheit der geistigen Anschauungen, der Empfindungen theilt sich wärmer mit, das Vorlesen ist eine gefährliche Probe für alle Schwächen eines Buches, aber seine Stärken stellt es glänzender ins Licht.

An dem Kern des Inhaltes von Ihrem Buche, an der ehelichen Differenz und Ausgleichung der schönen Gemüther, die aber verschiedene Ausgangspunkte ihres Lebens haben, haben wir den feinsten Seelengenuß gehabt, der Theil des Buches, in dem die Conflicte herrschen, vom zweiten bis gegen Ende des dritten Bandes, ist von einer Inhaltsfülle und Eigenthümlichkeit, wie sie neu in unsere Litteratur tritt. Diese Behandlung des Hofes ist noch nicht dagewesen, denn die Kundigen pflegen darüber zu schweigen oder nicht zu reden [zu] verstehen. Ich meines Theiles bedaure, daß die Kenntniß jener Dinge und Menschen doch zu wenig verbreitet ist, um die ganze tiefverstandene Wahrheit und Feinheit ihrer Zeichnungen allgemein gewürdigt zu sehen. Uebrigens sind in Ihrem Obersthofmeister stylistische Feinheiten, Subtilitäten, die Barnhagen überflügeln. Alle diese Dinge, dazu die Professorenwelt, sind geradezu vollkommen, die Persönlichkeit aber des Dichters leuchtet aus Allem in einer menschlichen Schönheit und Würde hervor, daß man von dem Buche das Beste hat, was ein Kunstwerk zu bieten vermag.

Soll ich mir für die Fortwirkung des Buches in der Nation etwas wünschen, so ist es für die ferneren Auflagen eine Uebersetzung, in der Hahn und Hummel bedeutend eingeschränkt, in Schilderung der ländlichen Personen und Dinge (im I. Theil) im Vortrage einfacher, weniger poetisch sein sollend, Also weniger Verklärungsschein leihend wären; den Schluß des Buches aber wünschte ich mir mit den fürstlichen Personen wirklich zum Abschluß, und zu bedeutungsvollem, gelingend. Ob das letzte Zusammentreffen des Professors mit dem Magister

nicht in beiden Personen überspannt, ob dasselbe nicht der Fall mit der Abdicationsurkunde des Obersthofmeisters sei, möge dann der Autor gelegentlich der Revision bedenken.

So mein verehrter, lieber Freund, haben Sie meinen Eindruck von der zweiten Lesung Ihres Buches und den bewundernden Dank meiner Frau dazu. Ich war mit ihr in den Ferien in Baden, wohin mich der Arzt geschickt um Thermalbäder zu nehmen. Die haben mir nichts genützt, seit acht Tagen hinke ich schon wieder mit ischiatischen Schmerzen umher. Unsere Theaterarbeit hat begonnen. In diesem Jahre will ich einmal, als durchgehenden Faden der Thätigkeit, unsere drei klassischen Dichter mit ihren chronologisch nebeneinander gereihten Stücken vorsehren. Wir fangen in nächster Woche mit „Laune des Verliebten“ und „Geschwister“, „Minna v. B.“ und „Räuber“ an. Das giebt viel zu thun, weil die Stücke doch nicht ganz besetzt sind. Aber man wird einmal die großen Herren neben einander aufwachsen sehen.

Vor den Ferien haben wir ein neues bedeutendes Talent mit seiner ersten Tragödie „Brutus und Collatinus“ eingeführt. Dieser Dr. Lindner in Rudolstadt ist ein vielverheißender Mensch. Man müßte ihn nur aus dem Winkel fort, vor ein gutes Theater bringen. Wir geben das Stück zur Philologenversammlung Ende September.

Möge es Ihnen und Ihrer verehrten Gattin gut gehen und Sie des Thüringer Aufenthalts bald überdrüssig werden. Mathy's sind auch zurück aus der Schweiz und befriedigt.

Herzlichen Gruß

Eduard Devrient.

Meine Frau meint: dieser Brief sei nicht sonderlich, ich spräche über Ihr Buch besser, als ich schriebe. Ich habe auf meiner Kanzlei unter vielfachen Störungen geschrieben.

Im Oktober war Freytag wieder in Karlsruhe. Der Freundeskreis hatte sich noch erweitert. Die Historiker Baumgarten und Treitschke waren dabei, der Maler Schirmer, Otto Devrient mit Frau, in deren junge Häuslichkeit Freytag auch eintrat. Vor einem halben Jahr war Otto Ludwig gestorben.

Sein dramatischer Nachlaß beschäftigte Freytag und Devrient. Freytag glaubte, daß nicht viel davon zum Druck geeignet sei. Ueber denselben Gegenstand schrieb Devrient im Dezember an den Freund. (Der Brief ist nicht erhalten.) Kurz darauf fragte er bei Freytag an, wie er sich zu der neuen Kommission für den Schillerpreis stellen wolle. Freytag hatte sich nach 1863 von dem nach Ansicht der Liberalen verfassungswidrigen Ministerium v. Mühler aus politischer Überzeugung nicht honorieren lassen und war deshalb auch nicht wieder in die Kommission berufen worden.

Ihnen, lieber Freund (schrieb er an Devrient), habe ich von dem Vorfall nichts gesagt, weil Ihre Stellung eine weit andere ist. — — — Ich bin nicht nur ästhetischer Schriftsteller, ich habe in Preußen auch einige Verbindungen als Liberaler. Sie sind den Preußen nur eine Kunstautorität, haben keine Veranlassung sich über die Gefüglichkeit preußischer Kostenzahlung zu kümmern und sind außerdem in einer äußeren Stellung, wo Ihnen eine tendenziöse Opposition mit Grund verdacht werden könnte.

Wenn ich deshalb wagen darf, Ihnen gegenüber in dieser Schillerstiftung einen Wunsch auszusprechen, so ist es der, daß Sie trotz allem Mißbehagen, das in dieser Angelegenheit für Sie hängt, doch wieder annehmen. Denn Sie sind das einzige Mitglied der Commission, welches sowohl zu gutem Urtheil befähigt ist, als auch im Mittelpunkt unseres dramatischen Lebens steht. Den übrigen Mitgliedern der Commission fehlt entweder die eine oder die andere Eigenschaft. Man kann Sie nicht entbehren. Soll ich auch kurzweg meine Ansicht über das Wünschenswerthe in der diesjährigen Prämierung aussprechen, so bin ich der Meinung, daß man diesmal das Geld zwischen Hans Köster¹ und Ihrem Rudolstädter² theilt. Denn dies Triennium war allerdings sehr leer. Doch bin ich keineswegs sicher, ob mir nicht Beachtenswerthes entgangen ist.

¹ Hans Köster, geb. 1818, hatte 1851 einen „Großen Kurfürst“, 1861 einen „Hermann der Cherusker“ geschrieben.

² Albert Lindner (s. o.), 1831 bis 1888, erhielt 1867 den Preis für „Brutus und Collatinus“.

Für Ihren freundlichen Gruß meinen herzlichsten Dank. Zum neuen Jahr die alte Freundschaft. Ihren Damen lege ich meine artigen Huldigungen zu Füßen, den Söhnen besten Gruß

Ihres getreuen Freytag.

Leipzig, den 28. Dez. 65.

1868 starb der gemeinsame Freund Karl Mathy; am 14. Dezember 1869 schickte Freytag seine Mathybiographie an Devrient. Sie traf ihn in den letzten Tagen seiner theatralischen Laufbahn.

Devrient an Freytag.

Karlsruhe, 26./12. 69.

Herzlichen Dank, lieber Freund, für Ihr Geschenk. So viel mir die Verwirrung und Arbeit des Momentes erlaubt, habe ich den Meinen vorgelesen. Mathy der Vater ist ja der leibhaftige Sohn, die Darstellung auch der geschichtlichen Lage sehr anziehend. Sobald ich wirklich die Ruhe gewinne, die meine Aerzte mich veranlaßt haben vom Großherzog zu erbitten, werde ich gesammelt weiterlesen können.

Also abgeschlossen soll nun meine praktische Thätigkeit werden, und für meine letzten Tage soll nichts übrig bleiben, als die Rückschau auf das Gethane und die Untersuchung, ob es so lange Arbeits- und Kraftehlvolle Jahre werth war.

Zunächst jedoch soll ich meinem gütvollen Dienstherrn einen Nachfolger suchen helfen und da klopfе ich bei dem besten Mann nicht erst an, ich falle gleich mit der Thür ins Haus: können Sie Sich lieber Freund entschließen Theaterdirektor zu werden, so finden Sie hier die besteingerichtete Wirthschaft und den zuverlässigsten Dienstherrn.

Ihren Bescheid muß ich zuerst haben; ein zustimmender würde dem Großherzog die schönste Freude und mir die größte Beruhigung bringen.

Sie waren ja schon in der Lage eine solche Frage in Betracht zu ziehen, sie ist Ihnen also nicht fremd; wenden und schütteln Sie sie noch einmal nach allen Seiten und sagen Sie: ob Sie zu Ihrer Technik des Dramas auch die Technik des Theaters behandeln wollen? Aber sagen Sie mir es bald, denn

bis Sie geantwortet haben, klopfе ich an keine andere Thür.

Herzliche Grüße von mir und den Meinen.
Ihr Eduard Devrient.

Der Großherzog hatte schon vorher in Audienz Devrient seine Zweifel geäußert, Freytag werde nicht annehmen, „auch vor den technischen Forderungen scheuen“. Am 30. mußte Devrient dem Großherzog Freytags motivierte Absage vorlegen.¹

Devrients ausführliche Würdigung der Mathybiographie folgte am 24. Februar 1870 nach.

Devrient an Freytag.

Nun von mir recht von Herzen und ernsthaft gemeinten Dank für Ihr Mathybuch. Es ist nicht weil Sie ein Denkmal geschaffen für einen Mann, den wir kannten und hochschätzten, sondern daß Sie einen tüchtigen und bedeutenden Mann der Welt anschaulich und verständlich gemacht haben; das ist ein großes Verdienst, worüber Ihre und Mathy's Freunde große Freude haben müssen. Dies Buch ist wieder eine gute That, die vollste Anerkennung des Vaterlands verdient.

Mathy hatte einen abentheuernden Zug in seiner Individualität, wie er kraftbegabten, unternehmenden Menschen eigen sein darf, er geht bis zu seiner Rückberufung nach Karlsruhe durch sein ganzes Leben, wie klar stellen Sie dagegen die entschiedene Stabilität seines Gemüths- und Familienlebens.

Mir sagt Frau Mathy, daß Sie Ausstellungen, welche Ihre Freunde an das Buch machen könnten, für die Redaction der zweiten Auflage in Betracht ziehen möchten, so darf ich Sie wohl auf eine Gruppierung der Vorgänge in der Schweiz, Anfangs der 90er Seiten, hinweisen, die uns nicht genügend war. Die überreizte Stimmung in Bern, da er Weib und Kind erwartet, hatte seinen berechtigten Grund in dem Umstande, daß er durch die Anstellung in Biel schon für seine Familie gesorgt wußte und nun

¹ Der Brief ist nicht im Nachlaß Devrients erhalten, er mag ihn wohl dem Großherzog zurückgelassen haben.

die so natürliche Angst ihn ergriff: nun ein sicherer Boden gewonnen ist, nun droht das Unglück vielleicht unsrer Wiedervereinigung. Dieser Gegensatz von Furcht und Beruhigung in seiner Seele motivirt die Angst vor Empfang des Briefes, das Hinausstürmen in das Wetter usw.; wäre sein Gemüth noch gedrückt gewesen von der Ungewißheit: wie er den Seinigen eine Unterkunft schaffen solle, er hätte den gewaltigen Kampf zwischen widerstrebenden Empfindungen nicht zu bestehen gehabt. Ich meine darum: was S. 95 u. 96 erzählt wird, muß schon S. 92 vorkommen, damit der Leser volle Sympathie mit der Art von Mathys Seelentkampf gewinnen könne.

Was wir ferner Alle vermissen, ist die Anführung seines solennen Begräbnisses, das durch die ausdrückliche Anordnung des Großherzogs und seine ehrenvolle Betheiligung bewies, wie er nicht nur den ehemals Verstorbenen hochgeehrt, so lange er sein bedurft, sondern wie er ihn wollte ferner in Andenken erhalten wissen. Der Großherzog in großer Uniform, in Begleitung seiner Brüder ist nur hinter fürstlichen Leichen seiner Familie hergeschritten; und das nicht durch die Länge der ganzen Stadt. Auch eine Anmerkung wäre gewiß nicht überflüssig, wie der Großherzog in seinem dankbaren Gedächtniß nicht nachgelassen, er war am letzten Sterbetage wieder eine volle Stunde bei Frau Mathy.

Das Erschütterndste im Buche ist der Zug geschichtlicher Tragik, daß Mathy, der sein Leben durchkämpft hat für den Gedanken des deutschen Gesamtstaates, das gelobte Land, wie Moses, nicht sehen sollte, daß er auf seine Staatschrift, die letzte That seines Lebens, solch eine Abfertigung erhalten sollte. — — —

Meine Frau schließt sich meinen herzlichen Grüßen an und sagt besonderen warmen Dank für Mathy.

Ihr Eduard Devrient.

Mit dem 1. Januar 1870 hatte Eduard Devrient die Leitung des Karlsruher Hoftheaters niedergelegt. In den „Grenzboten“ (1870, Nr. 18) widmete ihm Freytag einen gehaltreichen Nachruf, der trotz einer gewissen Kühle der Stilisirung doch zum besten

gehört, was über Devrients Wirken für die deutsche Bühne geschrieben ist. Er hat den Aufsatz später auch in seine Ges. Werke (XVI, 354 bis 364) mit aufgenommen.

* * *

Das Leben Devrients ging zu Ende. Schon im Mai 1873 mußte Freytag telegraphisch „in großer Sorge um Nachricht über das Befinden des lieben Freundes“ bitten. Auch Freytag hatte schwere häusliche Sorge durchzumachen. Doch sahen sich die Freunde noch einmal wieder, als Eduard Devrient im Herbst 1873 zum Besuch seines Sohnes Otto¹ nach Weimar fuhr.

Zu Weihnachten 1874 schickte Freytag „Die Brüder vom deutschen Hause“. Die Hand ist zitternd, die am 24. Januar 1875 den Dankbrief schreibt, der Geist spricht daraus mit alter Kraft und die Freundesgesinnung mit alter Herzlichkeit.

Devrient an Freytag.

Wenngleich ich nicht unterrichtet bin, ob Sie nach Leipzig gegangen sind, ob Sie noch dort oder ob Ihre häusliche Noth Sie wieder zurückgefordert hat, so vermag ich doch nicht länger für Ihre herrliche Weihnachtsgabe Ihnen unsern Dank zurückzuhalten und Dank für die schönen Abendstunden, die Sie uns gebracht. Immer deutlicher tritt die alte Geschichte des deutschen Geschlechtes mir hervor, ich wünsche nur Ihnen und mir eine Reihe von Bänden mehr, um alle die bewunderungswürdigen Momente zu würdigen, die der deutschen Entwicklung in unsrer Geschichte vorliegen. Entzückend ist der Kaiser Friedrich II. in Italien und dem Orient, und wie beginnt mit dem preussischen Kreuzzuge schon die Mühe des heutigen Tages und der reale Nutzen. Ich spreche schon zu viel und hätte Ihnen so viel zu dem zuzusprechen, was Sie so schwer tragen. Die Noth, die Ihnen am Herzen liegt, die Sie bewunderungswürdig tragen und die für Sie, und das was die Welt von Ihnen erwartet und verlangt, schwerer als für einen

¹ Otto Devrient, 1873 bis 1876 am Weimarer Hoftheater als Charakterpieler und Regisseur angestellt.

Andern wird. Die Geduld, die Sie in edler Beharrlichkeit üben, möge Ihnen in Dauer gegönnt sein, ich weiß auch was sie gilt. Ich rede nicht viel davon, ich fühle, was Sie tragen. Meine Frau grüßt Sie mit ihren guten Wünschen, wie ich.

In Verehrung

Ihr ergebenster Eduard Devrient.

Als Frentags Frau starb, schrieb der Freund ihm noch einmal. Es ist der Abschied fürs Leben geworden:

Devrient an Frentag.

Karlsruhe 23./10. 75.

Mein lieber Freund!

Einen der leidlichsten Tage muß ich benutzen, um Ihnen einen Trauergruß zu sagen; ich schreibe ohne Erlaubniß. Aber alle, die

Ihnen treu sind, sollen Ihnen wenigstens ein Zeichen geben, daß sie von Ihnen wissen: Sie werden den Schmerz niederhalten und Ihr neues Leben frisch anfangen. Gott mit Ihnen.

Von mir ist zu sagen, daß ich seit sechs Monaten genug von Neuralgie und grünem Staar gelitten habe und nun in Unthätigkeit und in allerlei Noth eingesperrt bin. Fertig mit dem Leben, habe ich noch so viel zu thun. Ade!

Eduard Devrient.

Devrients Krankheit wurde schwerer und schwerer. Am 4. Oktober 1877 ist er gestorben. Sein letzter Wunsch ging für den Freund in Erfüllung: Gustav Frentag fing ein neues Leben frisch an. Er hat Eduard Devrient um fast zwanzig Jahre überlebt.



Wiegenlied

Strophen zur „Berceuse“ Chopins

Hörst du die Flut des Meers anwogen
Am Fuß der Marmortreppe, Kind?
Sie kommt so sacht herangezogen,
Vom West geschaukelt leis' und lind.
Ein monoton-einlullend Wiegen,
Verschollner Zeiten Mutterlaut,
Nun Tag und Nacht im Arm sich liegen, —
Wenn's dämmert, Bräutigam und Braut.
Mit weichen Fingern pocht der Regen
Uns Fenster uns in stetem Fall —
Ein rhythmisch-schaukelndes Bewegen
In uns, um uns und überall!
Und zwischendurch dein leises Singen,
Dein Blick, der sorgend späht und fragt,
Der Wiege Auf- und Niederschwingen
Im frommen, ewig gleichen Takt.
Du blickst mich an und lächelst leise
Und wähnst, dein Kind geh nur zur Ruh —
Und doch ist es dieselbe Weise,
Ob dort das Meer sie singt, hier — du!

Wir alle, die wir hilflos liegen
An Pfaden, die kein Licht durchdringt,
Sind Kinder nur in schwanken Wiegen,
Die die Natur in Schlummer singt

Was wollen wir? In dieses Leben,
Wie kamen plötzlich wir herein?
Ist niemand, Antwort uns zu geben,
In diesem dämmerdunklen Sein?
So viele Stimmen rufen, wecken,
So viele Lichter glühn uns an —
Doch alle sind nur da, zu schrecken,
Und mit dem Jrsal wächst der Wahn.
Wie Kinder langen unsre Hände
Aus dumpfer Wieg' nach Sonn' und Mond
Und greifen fehl bis an das Ende,
Kaum ahnend, wo die Wahrheit wohnt ...

Doch zwischen all dem wirren Ringen
Und seiner glühnden Fieberhaft
Tönt unentwegt ein leises Singen
Und bringt die Lauteften zur Rast.
Ein rätselhaftes, sanftes Rufen,
Ein Meer, das ungesehn uns wiegt
Und an des Lebens harte Stufen
Die weichen Mutterbrüste schmiegt.
Es schaukelt leis' uns auf und nieder,
Nimmt sacht von uns des Wachens Pein,
Und endlich schließen wir die Lider
Und schlummern — müde Kinder — ein.

Marie Eugenie delle Grazie.

lich die arme Verwandte, die man aus Familienrücksichten aufgenommen und die nun geduldig allerhand kleine Zurücksetzungen zu ertragen hatte!

„Gnädigste Cousine tanzen nicht?“ wandte er sich direkt an sie.

Leicht schüttelte sie den Kopf. „Niemals,“ sagte sie. „Onkel meint, es wäre besser so. Und er hat gewiß recht.“

„Aber Verzeihung — ich begreife das noch nicht ganz.“

„Es ist meines Fußes wegen,“ erwiderte sie freimütig. „Der Onkel ist zu schwach. Wenn ich nicht sehr festes Schuhwerk trage, das mir sicheren Halt giebt, so knick ich gar zu leicht um, oder nach längerem Gehen schleift der Fuß leicht nach.“

Er bedauerte sehr; nicht ohne eine gewisse Verlegenheit, daß seine Frage ihr diese Schwäche vielleicht doppelt empfindlich gemacht. Gerade jetzt, wo sich alles im fröhlichen Reigen drehte.

Sie merkte diese leichte Verlegenheit. Eine feine Röthe färbte ihr Gesicht. Und in richtigem Gefühl sprach sie: „Unsere nächsten Verwandten wissen das auch und versehen mich nicht erst in die peinliche Lage, Körbe austheilen zu müssen. Übrigens hindert mich die kleine Schwäche sonst gar nicht. Ich fühle mich recht wohl dabei.“

Er sah in ihr Gesicht. Es war blaß, fein. Das Köpfchen schwebte gleichsam über der fast zu schlanken Gestalt. Es schien, als drücke die Fülle des Haares es leicht nieder. Aber vielleicht war es auch eine andere, geheim getragene Last. Wenigstens suchte in den stillen Augen manchmal etwas auf, was man so auslegen konnte.

„Sie tanzen auch nicht, Herr Oberförster?“

„Nein,“ sagte er. „Ich bin dazu wohl nicht geschaffen — zu allem Leichten nicht. Das geht mir ab, und früher hab ich es oft genug bedauert. Nun, seit ich Wald- und Höhlenmensch geworden bin, ist es mir gleichgültig, und ich empfinde es dann nur schmerzlich, wenn ich wie heute durch gesellige Talente zur Unterhaltung beitragen könnte.“

„Man merkt von dem Wald- und Höhlenmenschen wenig,“ erwiderte sie.

„Es freut mich, daß ich noch nicht ganz in Unkultur untergegangen bin. Wenn man jahrelang nur seine Bäume reden hört und

nur mit seinen Hunden spricht, verlernt man die Umgangssprache der großen Welt. Aber die Wälder, in denen ich hause, sind sehr schön.“

„Auch voller Buchen?“ fragte sie hastig.

„Auch Buchenbestand. Lieben Sie die Buche so?“

„Wir hatten zu Haus ganze Wälder davon. In Haselhorst, als mein Vater noch lebte. Sie waren nie dort?“

„Niemals. Und Sie lieben die Wälder?“

Wieder dieselbe Frage. Er sah sie groß an. Sie merkte es nicht.

„Sehr,“ sagte sie einfach. „Ich höre lieber, als ich rede. Und die Wälder ... sind so voll Frieden.“ Sie hob aber gleich den Kopf. „O,“ fügte sie hinzu, „das war dummi.“

Sie wurde fast verlegen und sah ihn mit scheuem Lächeln an.

Die Welt hat ihr Leid gebracht, dachte er, sie sehnt sich nach Frieden. Und ernst, in seiner nie versagenden Ruhe: „Ich weiß nicht einmal, wie Sie mit Vornamen heißen, gnädigste Cousine. Unter Verwandten darf man wohl danach fragen. Oder nicht?“

Ihre Antwort lautete: „Ich heiße Ruth.“

Er blieb still.

„Der Name ist schön,“ urteilte er nach kurzer Pause, „aber, soviel ich weiß, in der ganzen Familie nicht üblich.“

„Sie haben recht. Mein Vater las gern im Alten Testament, und als meine Mutter noch Braut war, mußte sie das Buch Ruth auswendig lernen. Viel mehr, sagte mein Vater, braucht ein Mädchen nicht zu wissen. Darin steht alles.“

Er sann nach. „Ruth — das ist die Ahrenleserin, wenn ich mich recht entsinne. Stimmt es? Und kennen Sie ... das Buch Ruth auch auswendig?“

Sie stuzte. „Ich lernte es schon als Kind. Alles, was mir der Vater angestrichen hatte.“

„Das hohe Lied der Treue! Ich muß zu meiner Schande gestehen, daß ich jahrelang der Meinung war, die Treue hätte sich von den Menschen zu den Hunden geflüchtet — erschrecken Sie nicht. Ich hab eine ganze Stube voll zu Hause — voll von Hunden, mein ich. Und wenn ich ein Sinnbild der Treue suchen sollte, ich würde unwillkürlich ‚Schnuppe‘ sagen.“

„Schnuppe? Was ist das?“

„Ach so: ein Teckel, die Krone der Teckel, mein bester Freund.“

Da lachte Ruth von Bergen, zum erstenmal heute, laut und herzlich. —

Der Ball war vorüber, die von Bergens hatten Berlin, soweit sie nicht ständig dort wohnten, verlassen und sich nach allen Windrichtungen zerstreut. Nur Ernst Rudolf, der Oberförster, war zurückgeblieben. Er machte im Hause des Legationsrates häufige Besuche, und die älteste Tochter ward bereits tüchtig mit ihm geneckt. Ein befriedigendes Schmunzeln glitt auch über die Züge des alten Diplomaten, als Ernst Rudolf ihn um eine wichtige Unterredung bat.

„Ich bin aus meinen Wäldern nach Berlin gekommen,“ sagte der Oberförster in seiner kurzen Art, „um zu sehen, ob ich hier eine Frau finde, die meine Einsamkeit mit mir teilen will. Das Nächste, sagte ich mir, wäre es, wenn ich eine Bergen fände, und das Nächste ist allemal das Beste. Deshalb war ich auf dem Ball, auf den mich sonst keine zehn Pferde gezogen hätten. Ich will eine gute, sanfte, praktische Frau. Den starken Willen schenk ich ihr, davon habe ich selbst genug, und zwei harte Steine mahlen schlecht. Auf Geld seh ich nicht. Ich hab ein kleines Vermögen und meine Stellung obendrein, das genügt. Viel Amusement giebt's bei uns Hinterwäldlern nicht, meine Frau wird oft allein sein. Sie sehen, es paßt nicht eine jede.“

„Wenigstens nur eine, die gut und einfach erzogen ist,“ warf der Diplomat ein.

„Ganz recht, Herr Legationsrat. Wenn ich mich nicht täusche, hab ich die Richtige gefunden. Es fragt sich, ob sie mich will. Ich bin kein Jüngling mehr und kein eleganter Courtmacher. Eh ich sie selbst frage, komm ich zu Ihnen, Ihren Rat, Ihre Einwilligung, vielleicht auch Ihre Hilfe zu erbitten.“

„Sie ist Ihnen sicher,“ sagte der andere warm.

„Nun denn: ich denke an Ihre Nichte, Fräulein Ruth von Bergen.“

Der Diplomat wandte sich und streckte die Hand nach der Cigarrentische aus. „Sie rauchen doch? Bitte sehr! Da drüben liegt das Feuerzeug. Also Ruth — so, so. Ein gutes Kind; schade, daß sie so mittellos ist.“

„Es thut nichts.“

„Das ist recht. Ich habe sie auch für einen Gotteslohn ins Haus genommen. Ich frage mich nur, ob sie mit ihrem schwächlichen Fuß —“

Ernst Rudolf lächelte. „Ein Oberförster hat sein gutes Gespänn. Nein, die Frage, die es einzig für mich giebt, lautet: wird sie diesen glänzenden Kreis verlassen wollen, ohne daß später einmal die Sehnsucht erwacht? Und meine Hoffnung ruht dabei auf ihrem Verwaist- und Verlorensein. Ich bin ein nüchterner Arbeitsmensch — lassen Sie mich nüchtern reden. Ich zweifle nicht daran, daß Sie Fräulein Ruth eine wahre Heimat geboten haben, daß sie nie vergessen wird, was sie Ihnen zu danken hat. Aber andererseits ist sie, deutlich ausgedrückt, das Gnadenbrot hier, und das ist immer bitter, ob es auch in die süßeste Milch getaucht wird. Deshalb, glaube ich, wird sie, wofern sie Achtung und ein Geringes an Zuneigung zu mir hegt, mit Freuden die Gelegenheit ergreifen, das eigene Dach zu zimmern.“

„Sie sind offen, Herr Oberförster,“ erwiderte der Legationsrat. „Ruth ist neunzehn Jahr. Der Altersunterschied ist nicht gering. Aber wenn sie es zufrieden ist — als ihr Vormund kann ich nur meinen Segen geben. Es ist ein Glück für sie und die Familie.“

Und Ruth von Bergen war zufrieden. Sie sprach das „Ja“ zitternd, aber es lag eine bindende Kraft darin, die Ernst Rudolf fühlte. Er hatte richtig gerechnet: er kam für sie als Erlöser, der sie aus drückender Lage befreite. Eine stille und große Dankbarkeit erfüllte ihr Herz, daß er sie, das arme verwaiste Geschöpf, als Herrin in sein Haus führen wollte.

In sein Haus, das die Wälder, Buchenwälder umgaben, die Wälder, in denen der Friede war, die Wälder, deren Wipfel dem Kinde einst ins Herz gerauscht. An ihre frohe Jugend dachte sie, da sie auf dem Gute ihres Vaters dahingelebt. O wie schön der grüne Wald gewesen war! Und nun sollte sich, ebenso schön, ebenso fröhlich, im grünen Wald ihre zweite Heimat aufbauen.

In dieser großen Dankbarkeit schmiegte sie sich an ihn, daß sein Herz warm wurde.

„Ruth!“ sagte er und nahm ihren Kopf in seine Hände — in die zierlichen Hände, die so wenig zu ihm paßten.

Sie hatte eine gelinde Scheu vor seinen ernstesten Augen. Aber sie sah diesmal tapfer hinein.

Und ohne daß er ihr Haupt losließ, fragte er: „Du kennst das Buch Ruth? Wie heißt es?“

Gehorsam begann sie aufzusagen, als stünde sie vor dem Lehrer.

„Nicht das Ganze,“ lachte er. „Nur die schönsten Berse.“

Und langsam, in dem feierlich-eintönigen Stimmfall, wie wohl Kinder die Gebote deklamieren, sprach sie: „Wo du hingehst, da will ich auch hingehen; wo du bleibst, da bleibe ich auch. Dein Volk ist mein Volk, und dein Gott ist mein Gott. Wo du stirbst, da sterbe ich auch; da will ich auch begraben werden. Der Herr thue mir dies und das, der Tod muß mich und dich scheiden.“

Es war eine große Stille.

„Soll es so sein, Ruth?“

Und sie, fest: „Es soll so sein.“ —

Ende April des nächsten Jahres war die Hochzeit. Im Mai zog Ruth von Bergen in das Forsthaus als Herrin ein.

* *

Ernst Rudolf hatte recht gehabt. Das Haus lag fast mitten im Walde. Ein Fahrweg zweigte eigens von der Landstraße ab und führte durch Äcker und Wiesen hindurch aufs Gehöft, hinter dem rauschend die Wälder sich schlossen. Laub- und Nadelwald trafen hier zusammen. Ragten hier im ersten lichten Grün die Buchen empor, so reckten sich dort tropig die Kiefern auf mit zähen, knorrigen Stämmen.

„Höre, wie meine Bäume dich grüßen,“ hatte der Oberförster gesagt. „Sie kennen ihre Freunde. Übrigens denk ich, wir werden bald noch kräftiger begrüßt werden.“

Und richtig: mit einem Freudengeheul umtobten im nächsten Augenblick ein halbes Duzend Hunde den Wagen und sprangen von beiden Seiten so wild an ihm empor, daß die junge Frau, die den Reiseschleier um den Hals geschlungen hatte, nicht schlecht erschrak.

Ihr Gatte lächelte. „Fürchte dich nicht — sie werden deine Beschützer sein. Geda — Schnuppe!“ Und mit kräftigem Griff hatte er, sich niederbeugend, einen Dachshund im Genick gepackt und hob ihn zu sich herauf. Wie toll vor Freude heulte der Hund seinen Herrn an.

„Aufgepaßt, Schnuppe — das ist Frauchen! Verstehst du? Also mach schön und gib Pfötchen!“

Gehorsam balancierte der Tackel, während der Wagen langsam die letzte Strecke fuhr, auf den Hinterbeinen.

„So gib ihm doch die Hand, Ruth! Er verdient's, der alte Kerl!“

Verwundert sah sie ihn an. Aber sie war zu sehr an Gehorsam gewöhnt und schüttelte die Vorderpfote mit der behandschuhten Hand.

Da bellte Schnuppe zweimal kurz zu ihr empor. Ernst Rudolf nickte befriedigt. „Du bist ihm willkommen, Schatz. Er wird dich liebgewinnen und dir bald nicht mehr von der Seite gehen. Das ist mir wirklich angenehm. Es wäre mir schmerzlich gewesen, wenn mein alter Kamerad einen anderen Geschmack entwickelt hätte.“

Sie mußte lächeln, aber doch wieder fühlte sie einen Moment, wie sich ihr Herz engte. Schon blickte sie zur Seite. Wie ernst er das alles nahm! Er stellte das Hundevieh ihr fast wie einen Menschen vor. Er sprach mit ihm wie mit einem Freunde. Das sein ältester Kamerad — —!

Da traten die Förster des Reviers, das ihrem Gatten unterstellt war, an den Wagen. Alte, hagere, wettergebräunte Leute mit ledderner Haut und fast grauen Bärten. Man sah es ihnen an, daß sie schweigmächtige Menschen waren; man hörte es auch an ihren Worten, die langsam, fast widerwillig über die Lippen traten.

Der Oberförster dankte kurz für den kurzen Glückwunsch. Dann sagte er: „Bleiben Sie einen Augenblick hier. Sie sollen mir gleich rapportieren. Ich will meine Frau nur ins Haus führen. Ja, Ruth, daran mußt du dich gewöhnen: Eins geht dir vor, und das ist die Pflicht.“

Er hob sie vom Wagen. „Gott segne dich und das Haus, in das du trittst.“

Als er ihr die Zimmer gezeigt, verließ er sie. Sie stand allein in dem hübschen Ge-

machte, daß nun ihr eigenstes Buon retiro sein sollte. Es war nett eingerichtet, mit hellen Farben in Vorhängen und Tapeten, die zu dem jungen Grün draußen gut stimmten. Wenn man hier und da ein bißchen nachhalf, konnte es ein lauschiges Fleckchen werden.

Sie hatte Hut und Schleier noch nicht abgenommen. So trat sie ans Fenster. Nach dem Lärm der Hochzeit, dem Gewühl von Berlin, dem Hasten der Reise überkam die große Stille sie hier mächtig. Fast instinktiv öffnete sie das Fenster. Da rauschte der Wald leise und stetig, und wie freundliche, schützende Wächter, wie Schirmherren des Friedens standen die mächtigen Bäume da und hielten die laute Welt, die weit da drüben lag, von ihr ab. Und nur das Lärmen der Rinden drang manchmal in die Stille, und das Wort eines Knechtes hörte man dazwischen — kurze Laute, die den großen Eindruck der sonstigen Ruhe nur hoben und bestärkten.

Ruth von Bergen faltete dankbar die Hände. Sie fühlte sich gerettet und geboren; sie war nicht mehr heimatlos.

Hier leben — hier sterben, von Ernst beschützt und seinem Walde. Hab Dank, mein guter Gott, daß du mich so gut geführt hast. Laß mich diesem Hause eine gute, glückliche Frau werden!

Es war ein kurzes Gebet, halb geflüstert, halb nur gedacht. Dann holte sie tief Atem und band den Schleier ab, legte den Hut auf den Tisch, zog die Handschuhe aus.

Mit einemmal fühlte sie etwas an ihrem Kleide. Mit dem Schwänzchen wedelnd, stand Schnuppe vor ihr und sah sie aus klugen Augen an.

„Ich will dich auch lieben, weil Ernst dich liebt,“ sprach sie. Sie beugte sich zu dem Tiere nieder.

„Bravo!“ rief der Oberförster, der dazu kam, „du bist die richtige Jägerfrau! Bleibt auch weiterhin gute Freunde.“ —

Ruth von Bergen lebte sich schnell ein. Was that es, daß ihr Gatte von früh bis spät im Forst zu thun hatte? Es war ihr alles noch so neu und fremd, daß sie vollauf beschäftigt war. Das große Haus hatte so viel Zimmer, Keller, Kammern, daß sie ordentliche Entdeckungstreisen darin machte.

Dann wurden die Ställe besichtigt, dann suchte sie sich Lieblingsplätze im Walde. Oder an regentrüben Tagen versuchte sie, durch Umstellen der Möbel alles wohnlicher und behaglicher zu machen.

Es war ein so herrlich stolzes Gefühl, sich sagen zu können: Wohin du auch blickst — alles ist dein. Der Wald dein Reich, deine Grenze! Natürlich war der Forst königlich, aber sie nannte ihn eben doch „unseren Wald“.

Dort hatte sie einen Lieblingsplatz. Die Buchen öffneten sich zu weiter Lichtung, an deren Ende Feld und Himmel war, und abgezeichnet gegen den Himmel stand eine Windmühle, deren Flügel sich an bewegten Tagen kräftig schlangen. Ernst Rudolf hatte ihr dort ein Bänkchen zimmern lassen mit einem primitiven Holztisch davor. Da saß sie täglich mit einem Buche, einer Handarbeit, ein Lied singend oder dem Rauschen der Buchen lauschend. Schnuppe lag ihr zu Füßen oder wilderte wohl auch einmal im Forst herum.

So gingen die Tage hin. Das Frühjahr verfloß; der Sommer auch. Es ward Herbst. In kräftigem Gold und Rotbraun leuchtete das Laub durch die stille, klare Luft. Dann wurde der Himmel grau. Und der Regen fiel und fiel. Heute Regen, morgen Regen, übermorgen Regen. Es ging schon eine ganze Woche lang.

Ernst Rudolf zog die Schaststiefel an und drückte die Mütze tiefer über die Ohren. Ruth saß in ihrer Stube oder schritt langsam durchs Haus.

In einer Stunde sollte gegessen werden; das Essen war fertig. Sie legte die Hände in den Schoß. Dann seufzte sie.

Bei Tisch — ihr Mann verzehrte die Suppe hastiger, als es sonst seine Art war — fragte sie: „Werden wir übrigens nirgends Besuche machen? Ich denke, auf dem Gute haust ein Herr von Sassewitz. Sollten wir mit denen nicht auch mal verwandt oder verschwägert gewesen sein?“

Er nickte. „Eine Sassewitz hat 1783 einen Bergen aus der märkischen Linie geheiratet. Ich verkehr dort nicht. Hochnäsiges Paß.“

Sie schnitt ihm den Braten vor. Das liebte er. „Und die Dehmkes? Es sollen junge Mädchen da sein.“

„Hm. Ich glaube nicht, daß sie uns gerade freundlich empfangen werden. Von den Töchtern hat sicher eine gehofft, an deiner Stelle hier mal zu sitzen.“

Man aß weiter.

„Sag mal: was mir auffiel, hast du lauter Graubärte zu Förstern?“

„Alles erprobte Leute,“ nickte er zufrieden. „Kein Lustikus dabei. Ich bin froh, daß ich mich nicht mit jungen unerfahrenen Bengeln herumzuärgern habe.“

Gleich nach Tisch nahm er seine Mütze.

„Mußt du schon wieder raus?“

„Die Pflicht, liebes Kind —! Übrigens — ich lasse dir ja Schnuppe hier!“

Er ging. Schnuppe drängte sich an sie heran, aber sie beachtete ihn nicht. Und als er sich stets von neuem anzuschmeicheln versuchte, jagte sie ihn mit plötzlicher Heftigkeit davon.

Greinend wie ein Kind, unzufrieden mit sich selber, stand sie dann am Fenster. Sie wußte selber nicht, was sie hatte, und schob es auf das schlechte Wetter.

„Der Winter,“ sprach sie vor sich hin ... „nun kommt der lange dunkle Winter!“

Und plötzlich schüttelte sie sich in halber Angst. Wie sollte das alles werden? Sollte das Jahre und Jahre ewig so gehen? Ihr Mann im Dienst, Tag für Tag, oft die halbe Nacht noch draußen, sie einsam im großen Hause. Mit keinem verkehrten sie, ewig stand der Wald vor der Thür, nur graubärtige Förster, die manchmal antraten, nur den Briefträger, der die Zeitung abgab, bekam sie zu Gesicht. Ein Kind schien ihr der Himmel versagen zu wollen.

Dafür hatte sie ja auch Schnuppe!

Sie preßte die Lippen zusammen. Wie ein Haß stieg es in ihr auf — einen Augenblick hätte sie den Hötter schlagen können.

„Was ist dir denn?“ fragte ihr Mann, als er aus dem Forst kam, — „du bist so still.“

„D... nichts! Was sollte mir auch sein? Ich hab ja alles!“

Er sah sie sonderbar an. Dann las er die Zeitung. —

Und der Winter kam. Der Schnee lag fußhoch und sperrte die Wege. Der Postbote fror auf seinem Botengang.

Ruth von Bergen fror auch. Sie fror, ob die Scheite im Ofen auch den ganzen

Tag brannten. Es war sonst alles grau und still in ihr. Die Hände im Schoß gefaltet, saß sie am Fenster und starrte nach dem kahlen Walde.

Eines Tages nahm sie die Zeitung vor. Sie blätterte die Seiten um, erhaschte hier und dort einen Brocken und wollte sie achtlos fortwerfen, als ihr Blick von ungefähr auf einen kleinen Artikel traf.

Es war der Bericht über einen der vornehmsten Bälle Berlins — über einen Ball, den sie selbst einst mitgemacht. Sie kannte viele der aufgeführten Personen, sie las immer von neuem die Schilderung des lichtdurchströmten Saales, des Durcheinanderwogens der Menschen; sie hörte die Musik förmlich in ihrem Ohre. Und die Uniformen blitzten, die seidenen Gewänder rauschten, junges Lachen klang in den Knall der Champagnerpfropfen, eine heiße selige Luft lag über allem.

Eine wahnsinnige Sehnsucht erfaßte sie. Nur ein einziges Mal noch dabei sein — nicht tanzen, nur inmitten des farbenprächtigen Wildes stehen, junge glückliche Gesichter zur Seite, vor sich; nur einmal wissen, daß es außer Schnuppe und den försterlichen Graubärten noch Jugend und Schönheit auf der Welt gab.

Bergeffen war, daß sie im Hause des Legationsrates doch nur ein besseres Aschenbrödel gewesen. Was ihr vor Augen stand, war Lust und Leben und Jugend.

Ehe sie sich noch recht besann, kramte sie fieberhaft schon in den großen eichenen Schränken. Da hing es: ihr Ballkleid. Ob es noch paßte?

Hastig nahm sie es heraus. Und dazu Fächer und Handschuhe. Die Handschuhe hatten noch einen Hauch des Parfüms bewahrt. Sie schloß die Augen und sog ihn auf. Da war sie ganz wieder im fröhlichen Getümmel. Leise wiegte sie sich hin und her.

Und die Seide knitterte und rauschte so wunderbar. Und die Musik, die ihr im Ohre lag — —

Ruth von Bergen streifte entschlossen ihr Hauskleid ab. Nur einmal kam ihr der Gedanke: Wenn Rudolf mich überraschte!

Doch im nächsten Moment flog schon ein etwas bitter-ironischer Zug um ihren Mund: Vor Abend kommt er nicht nach Haus!

So putzte sie sich, genau als sollte sie noch heute auf den Ball gehen und schön sein und glänzen. Und als sie fertig war, als sie das goldene schmale Armband geschlossen, als sie sich selbst lange im Spiegel betrachtete, atmete sie tief. „Ich will fröhlich sein ... O, daß ich noch einmal hinkönnte!“

Und warum konnte sie nicht hin? Wer hielt sie?

Sie sah nach draußen — da war der Traum vorbei. Im starken Winde schüttelten sich die kahlen Äste der Bäume.

Der Wald war's, der sie hielt, der Wald, der sie absperrte vom reichen Leben, das drüben jubelte, der Wald, der ihre Jugend begrub!

O, was hatte sie einst geglaubt! Hier im Walde sollte Friede sein, Heimat, Geborgenheit. Wie Schirmherren des Friedens standen die mächtigen Bäume und ließen Schmerz und Unrast nicht mehr zu ihr!

Und heut? heut?

Sie lachte. Aber das Lachen klang wie Weinen. Nicht Schirmherren waren es — grausame Wächter, die vor dem Gefängnis standen, in dem sie in ewiger Einsamkeit ihre Jugend vertrauern mußte. Grausame Wächter, die jetzt im Wind drohend ihre dürrten Arme zu ihr hinüberschüttelten: Was beginnst du?

Die Dämmerung kam. Sie brach aus dem Walde hervor — alles Dunkle kam vom Walde.

Und es war kalt. Ein trostloses Weinen überkam die junge Frau. Sie warf sich auf den Divan und schluchzte in einem fort.

Als ihr Gatte nach Haus kam, hatte sie sich in Schlaf geweint. Vor der Thür des Zimmers lag Schnuppe, und als Ernst Rudolf in dem ganz dunklen Gemache Licht gemacht, sah er seine Frau im Ballkleid schlafen, die Wangen noch feucht von den Thränen.

* *

Es war wieder einmal Frühling geworden. Die weißen Anemonen, oft mit einem unendlich zarten Anhauch von Rosa, blühten im Laubwald neben den blauen Leberblumen. Ruth von Bergen saß auf ihrem Lieblingsplatz. Die Windmühle schwang fern die Flügel. Durch die Baumkronen und ihr

junges Grün huschte manchmal ein Eichhäuschen. Der Grünspecht hämmerte unverdrossen an einem kranken Baum herum. Selten sprang auch ein Reh über die Lichtung.

Von Zeit zu Zeit sah Ruth von ihrer Arbeit auf. In den furchtbaren, trostlosen Wintermonaten hatte sie zu sticken begonnen. Ein großes Tafelgedeck, zu dessen Vollendung viele Monate nötig waren.

Aufmerksam betrachtete sie jetzt ein eben vollendetes Blatt. Die Schattierung war nicht gelungen. Es sah so naturwidrig wie möglich aus. Da ließ sie die Arbeit liegen und faltete die Hände.

Ihr Hochzeitstag jährte sich. Und sie dachte an das lange Jahr. Was sie während der Wintermonate in der völligen Einsamkeit gelitten, wußte niemand. Nun kam der Frühling, der Erlöser. Es ward wieder schön im Walde. Und sie meinte, nun müsse sich alles leichter tragen.

Ihr Gatte ging nach wie vor seiner Pflicht nach. Er war zuletzt weniger einsilbig geworden, hatte sie in die Stadt gefahren, hatte versucht, sie zu zerstreuen, als ob er wisse, worunter sie leide. Sie war ihm dankbar und hatte sich aus der niederdrückenden Melancholie ausgerissen, so gut sie es vermochte. Aber sie hatte eine stille Angst vor dem Walde jetzt, der mit seinen Riesenarmen drohend das Haus bewachte.

Da sollte nun der Frühling die Heilung vervollkommen. Vielleicht auch ein anderer.

Eines Tages war ihr Mann zu ihr gekommen und hatte ihr einen Brief gezeigt. „Hans Nestorp hat den Assessor gemacht,“ sagte er. „Wie wär's, wenn ich ihn im Frühjahr einlade? Es ist ein bißchen still hier.“

Und bald darauf ging der Brief an Hans von Nestorp, den Regierungsassessor, ab.

Vor kurzem war die Antwort eingetroffen. Er sagte zu und schrieb, in nächsten oder allernächsten Tagen wolle er sie übersallen.

Ruth von Bergen hatte ihn nie gesehen. Natürlich gab's auch hier eine weitläufige Verwandtschaft. Seine Großmutter war eine Bergen gewesen. Aber es war ihr nicht unlieb, daß Leben ins Haus kam. Wer es hineinbrachte, war ihr gleichgültig.

So saß sie mit verschlungenen Händen. Schnuppe hatte sich gedrückt. Er mochte sich

an. „So was kann nur mir passieren ...“
Er würgte: „Frau von Bergen? gnädigste Cousine? ... Wenn Sie können, sagen Sie Nein!“

„Ich muß Ja sagen, Herr von Nestorp,“
lachte sie und stand auf. „Die Waldfrau begrüßt Sie in ihrem Walde!“

„Und der irrende Ritter war ein Schafskopf, daß es ihm so spät erst dämmerte.“

Er beugte sich auf ihre Hand und küßte sie sehr ehrfurchtsvoll.

Ruth von Bergen war in diesem Augenblick so glücklich wie seit langer Zeit nicht mehr. Es war nicht der Handkuß an sich, der sie dazu machte. Sie hatte aber gerade all das Feine, Kleine, Geringfügige so sehr entbehrt. Ihr Mann liebte sie, achtete sie. Aber es fiel ihm nicht ein, ihr die Hand zu küssen. In den Wäldern war das nicht Mode. Es fiel ihm nicht ein, ihr die tausend kleinen Aufmerksamkeiten zu erweisen, die sie früher gewohnt war. Er gab nichts darauf. Und ob sie auch keinen Augenblick diese billigen Galanterien über den tiefen Ernst seiner ehrlichen Liebe gestellt — manchmal war es ihr vorgekommen, als sei sie doch jetzt weniger als früher, ein ganz klein wenig tiefer gedrückt.

Und nun, mit dem Better, der aus der Welt kam, erwachte alles wieder. Sie war im Augenblicke das Weib, vor dem sich pflichtgemäß alles neigte, das doch eben Krone der Schöpfung war, dem der lang vorenthaltene Tribut gezollt ward. So mußte einem König zu Mute sein, der sein Volk verlassen und unerkannt sich in einem fremden Lande angesiedelt hat und den plötzlich ein Wanderer, der aus seinem alten Reiche kommt, erkennt und als Majestät anredet. Dann wird alles wieder wach, und leuchtend schimmert das alte Königtum herüber, und er steht wieder da, als trüge er noch Purpur und Krone ...

Ruth von Bergen hatte rote Backen. „Jetzt will ich Sie selber den Pfad führen ... Rudolf ist noch im Forst. Erst zum Mittagessen kommt er nach Hause. Na, der wird Augen machen!“

Hans Nestorp stöhnte. „Gnädigste Cousine,“ sagte er kläglich — „ich kenne meinen Better. Er kann schmunzeln, ironisch schmunzeln, daß sich einem die Gedärme umdrehen

— Verzeihung, ich meinte: das Herz — und wenn er von dem kapitalen Bod hört, den ich geschossen — — brr! Am besten, ich reise gleich wieder ab.“

„Aber um des Himmels willen, was ist denn los? Was haben Sie denn verbrochen?“

Es war doch eine ganz kleine schüchterne Kletterie in den Worten. Aber selbst so bescheiden kokett war sie das ganze Jahr nicht gewesen.

„Puh, jetzt machen Sie sich auch schon lustig ... Ist mir ganz recht. Ich meinte nur — —“ Er hieb ein paar Blättchen vom Strauch. „Hab nicht gedacht, daß mein erstes Wort fast schon eine große Bitte sein muß. Eine sehr große, gnädigste Cousine. Muß Rudolf ... alles wissen?“

„Ja natürlich. Sehen Sie drüben: da guckt das Haus schon hervor.“

„Ah ... sehr idyllisch. Wirklich! Aber wie wäre es, wenn wir zum Beispiel die Geschichte so erzählten, daß Sie mich durch meine Frage nach der Oberförsterei erkannt hätten?“

„Das hab ich ja auch!“

„O, Sie quälen mich —! Mit einem Worte: könnten wir die ... die Geschichte mit der Waldfrau nicht ausschalten?“

„Gerade die Romantik, Herr Better?“

„Mit der Romantik blamier ich mich immer,“ erwiderte er gedrückt. „Entweder hab ich kein Talent dazu, oder ich gerot immer an die Falschen. Ich bin ein tragischer Mensch, gnädigste Cousine.“

Wie der Goldfisch im frischen Wasser plätscherte sie in der losen, springenden Unterhaltung herum. Zu Haus unterhielt sie sich niemals so. „Die Tragik wird weit her sein. Nach Ihren lustigen Liedern zu schließen — —“

„Die haben Sie auch gehört? Na ja, Hans Nestorp — es stimmt schon!“

Er strich melancholisch das Bärtchen. „Wissen Sie, was man unter dem ‚Zweiten‘ versteht? Nein, das können Sie nicht wissen, denn bis auf weiteres nehm ich an, daß der Ausdruck von mir stammt. So ein ‚Zweiter‘ bin ich.“

„Schrecklich! Wollen Sie sich nicht näher erklären?“

„Ach, das ist eine Lebensbeichte. Und Vertrauen wider Vertrauen: ich erzähl

Ihnen von dem ‚Zweiten‘ und Sie ... Sie sagen nichts von der Waldfee — bitte!“

„Abgemacht! Wollen Sie jetzt schon los-schießen oder nach dem Frühstück oder morgen?“

Oh er antworten konnte, kam Schnuppe in den wildesten Sähen, die ihm seine trummen Weinchen gestatteten, angejagt.

Ruth nahm ihn sogleich in Empfang. Zärtlicher als je beugte sie sich zu ihm herab.

Neumütig war er näher getrocken, mit scheuen Blicken und leisem Winseln. Er fühlte sich schuldberührt. Aber als er sah, wie nur liebevoll die weiße Frauenhand nach ihm griff, warf er sich mit kurzem freudigem Gebell auf den Rücken.

„Du Ausreißer, du alter Sünder! Darfst du Frauchen so allein lassen? He, du!“

Und sie spielte und tätschelte ihn, daß der Tadel vor Wonne die Augen verdrehte und ein behagliches Knurren hören ließ.

Eine gewisse unbewußte Koketterie lag auch in dieser Zärtlichkeit gegen das Vieh. Mit sehr interessiertem Gesicht stand der Regierungsassessor dabei.

„Und nun gestatten Sie: Herr Schnuppe — Herr von Nestorp!“

Er wollte sich vor Lachen ausschütten.

„Ja, Rudolf würde böse sein, wenn ich Sie mit Schnuppe nicht bekannt gemacht hätte. Schnuppe gehört zur Familie. Schnuppe ist Rudolfs bester Freund!“

„Komisches Gemüse war der Vetter immer — Pardon, sollte heißen: ein wunderliches Menschenkind. Jedenfalls hochgeehrt — freut mich ungemein, Herr Schnuppe!“

Jetzt beugte er sich nieder. Aber böse knurrend wich der Tadel zurück.

„hm — bis jetzt ist die Freundschaft noch einseitig! Pst — na, komm doch, komm her, bist ja ein gutes Hündchen — pst —“

Doch kein Lachen half. Und als der Assessor den Köter ins Genick packen wollte, schnappten die Zähne nach seiner Hand, und ein wütendes Gelläuf war die weitere Antwort.

Ruth hatte ihr Lachen und ihre leichte Lustigkeit plötzlich verloren. Eine Falte grub sich in ihre Stirn. „Manchmal ist er un-leidlich. — Ruhig, Schnuppe, sonst giebt es die Peitsche!“

Sie gab ihm einen Klaps gegen die lap-pigen Ohrgehänge. Und auf dem weiteren Wege war sie stiller als vorherin. —

Beim Mittagessen erzählte Hans Nestorp dem Vetter die Geschichte seiner Ankunft. „Hätt ich nicht nach der Oberförsterei ge-fragt, wär ich noch eine Meile weiter ge-lausen und hätt ich weder deine Frau noch die Gnädige mich erkannt. Zwar wunderte ich mich, eine Dame so in Waldeinsamkeit zu finden ... äh ... hm — ja —“

„Hat er nicht versucht, einen Roman mit der holden Unbekannten zu erleben, Ruth? Wenigstens das erste Kapitel begonnen?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Weil er schon früher mächtig Süßholz raspelte. Versuchen thut er's immer!“

Ernst Rudolf schmunzelte. Ganz so über-legen gemüthlich, wie es seine Art war.

„Na, mach mich nur nicht schlechter, als ich bin! Was denkst du denn? Einer Dame gegenüber.“

Ruth ließ die Serviette fallen und bückte sich. Sie war rot. Es war ihr, als hätte sie nun mit Hans Nestorp vor ihrem Manne ein Geheimnis. Das unschuldigste der Welt zwar, aber es blieb ein Geheimnis. Das machte sie unruhig ...

„Kommst du mit in den Wald, Hans?“ fragte der Oberförster nach dem Kaffee.

„Danke. Gern. Nur heut bin ich zu müde. Die Reise, weißt du ...“

„Mich mußt du jedenfalls entschuldigen. Ruth zeigt dir alles. Also auf Wiedersehen.“

* * *

Der Kutscher hatte von der Bahnstation, die ziemlich entfernt war, Hans Nestorps Koffer abgeholt.

„Erschrecken Sie nicht über die Ungetüme, gnädigste Cousine. Aber ich bin kein Mensch mehr, wenn ich irgend etwas Gewohntes entbehren muß. Deshalb schlepp ich selbst für einen Aufenthalt von acht Tagen immer ein ganzes Magazin mit mir herum.“

Er erbat sich für ein Stündchen Urlaub. Ruth von Bergen stützte den Kopf in die Hand und sah hinaus. Sie wußte selbst nicht, ob sie fröhlich oder traurig war.

Unbeweglich standen draußen die Bäume des Waldes — ihre Wächter. Unbeweglich

saß sie selber. Als sie seinen Schritt dann vernahm, atmete sie tief, fuhr leicht mit der Hand übers Haar und begann eifrig zu sticken.

„So,“ sagte er fröhlich. „Man soll's nicht glauben, welche Qual es ist, in demselben Rock zu Mittag zu speisen, in dem man gefrühstückt hat.“

Erst da sah sie auf. Ein zartes Rosa überflog ihr Gesicht.

Der Better machte jetzt einen vornehmen Eindruck. Er war ganz in Gesellschaftstollette. Der Scheitel tadellos, das Schnurrbartchen trefflich in Form. Der schwarze Rock saß gut, die Beinkleider hatten sorgfältig gekniffte, aber nicht aufdringliche Bügelsalten, die Lackschuhe blühten. Und wenn er mit den Fingerspitzen ganz leise der Form des Bärtchens nachfuhr, so glänzten auch die polierten Fingernägel.

„O weh,“ erwiderte Ruth ... „in unseren Wäldern werden Sie in dieser Verfassung nicht weit kommen.“

„Bah ... in die Wälder werd ich auch so nicht gehen. Aber so lange ich mich in Damengesellschaft befinde — — ich halte es für rücksichtslos, wenn man sich anders präsentiert. Und außerdem: mir macht das selber Freude. Ein tadellos sitzender Rock thut mir wohl, und an der Kravatte bind ich oft eine halbe Stunde. Sie sollen mich nicht für einen Narren deshalb halten — ich weiß, daß es schließlich auf anderes ankommt. Aber warum soll ich mir etwas versagen, was mir ein ästhetisches Behagen macht?“

Ruth von Bergen sticte eifrig. Für sie hatte er sich also so herausstaffiert! Denn sie war die „Damengesellschaft“. Und nicht um irgendwie dadurch zu wirken. Nein, es war so selbstverständlich, daß man einer Dame nicht anders entgegentrat.

Sie schämte sich plötzlich ihres einfachen Kleides. Sie fand es einen Augenblick fast taktlos von ihm, daß er ihr dazu Veranlassung gab. Dann aber siegte das wohlige Empfinden, daß er überhaupt alle diese Rücksichten nahm. Ihr Mann that es nicht, konnte es nicht. Und sie fühlte plötzlich, wie es gerade das Nebensächliche, Kleine war, was am wohlthätigsten empfunden oder am schmerzlichsten entbehrt wurde.

„Gnädigste Cousine sind so still. Darf ich mich setzen?“

„Aber natürlich“ — sie wurde ganz rot, daß sie über all dem Sinnen ihm nicht von selbst einen Stuhl angeboten. Sie mußte auch nicht recht, was sie reden sollte. Über den Wald, die Hunde, die Leute, die Wirtschaft? Das ging doch nicht. Und Theater? Ach Gott, darin war sie schon die Hinterwäldlerin. Es war ein Glück, daß ihr kein Versprechen einfiel. „Sie wollten beichten, Herr von Nestorp. Sie wissen schon: die Tragik.“

„Die Tragik des Zweiten ... Aber es ist kein heiteres Gespräch. Und dabei glaub ich noch, Sie werden mich auslachen.“

Er sah ganz melancholisch drein. „Schaun Sie: ich bin am zweiten Februar geboren als das zweite Kind meiner guten Eltern. Die sonstige Genealogie kann ich mir wohl schenken. Meine Mutter starb; mein Vater nahm die zweite Frau. Bemerken Sie, welche verhängnisvolle Rolle schon bis dahin die Zwei in meinem Leben spielt!“

Die junge Frau lachte laut auf.

„Da haben wir's,“ sagte er und konnte sich doch nicht enthalten, mitzulachen. „Ich hab's ja vorausgewußt. Wo ich auch davon anfang! So muß ich eben mein tragisches Geschick weiter schleppen. Nur wer selbst ein ‚Zweiter‘ ist in der ganzen Vollbedeutung des Wortes, wird mich verstehen. Sehen Sie, die Eins ist etwas Ganzes, etwas aus einem Guß; die Drei ist weit genug von ihr ab, um gleichsam ein selbständiges Dasein zu führen. Aber die Zwei, die Zwei! Immer marschiert ihr die Eins vor der Nase; sie ist ihr so nahe, daß sie davon erdrückt wird, so nahe, daß wohl sogar der Ehrgeiz in der Zwei wach werden kann, mal selber die Führung zu nehmen, statt immer nachzulatschen. Und doch stürzt eher das ganze Planetensystem zusammen, ehe aus der Zwei eine Eins wird. So eine Zwei bin ich! Mein älterer Bruder ward mit Jubel erwartet, nichts war zu kostbar für ihn. Ich dagegen — na ja! Der Stammhalter war da, es war also nicht so wichtig, was mit mir passierte. Im stillen hoffte man auf ein Mädchen, aber es war nur der ‚zweite Junge‘. Was der älteste abzulegen geruhte, war gut genug für mich.“

In all und jedem mußte ich hinter der Eins dreinlaufen, wie's einer unglücklichen Zwei gebührt. Die Mutter starb — die zweite Frau kam. Das dritte Kind war das erste Mädchen. Schon deshalb ward die Drei fetiert, fast als ob's eine Eins war. Na, in gewissem Sinne — —! Und als dann noch ein kleiner Nestorp nachkam, ward er das Nesthäkchen. Sie sehen, auch die Vier hat's gut! Nur ich, nur die Zwei ..."

Er seufzte. Frau Ruth wußte nicht recht, was sie mit ihm und seinen Worten anfangen sollte. War das nur ein lustig ironisches Geplauder, ein Gesellschaftsgespräch? Wollte er sich drapieren und interessant machen? Oder steckte ein Stück echter Tragik wirklich dahinter?

„In der Schule saß ich, wenn ich allen Fleiß und alles Talent zusammennahm, der Zweite. Zum Ersten langte es nicht. Es war immer ein Besserer da. Beim Abiturientenexamen hatt ich drei Vordermänner — es ging nach dem Alphabet. Aber als es zur mündlichen Prüfung kam, wurden zwei dispensiert: ich war wieder der Zweite. In der Couleur bracht ich's zum zweiten Chargierten. In den amours — bitte um Verzeihung — war ein anderer immer früher aufgestanden als ich. Kurz und gut: die Zwei, oder meinetwegen auch, daß mir immer eine Eins voran war, war mein Verhängnis. Ich verzweifelte allmählich. Und selbst in dem ‚Verzweifeln‘ steckt ja die entsetzliche Zahl ...“

„Au!“ Ruth verzog das Gesicht. „Solche Malauer darf man selbst bei uns nicht vorbringen. Aber nur weiter: die Sache ist sehr amüsant.“

„Für andere, gnädigste Cousine. Ich hab allmählich resigniert. Mit orientalischer Gelassenheit seh ich zu, wie die Zwei mich langsam ruiniert. Nismet! Ergo betracht ich selbst die Sache, wenn ich sie erzähle, mit Galgenhumor. Den Ernst glaubt mir ja doch keiner. Und überdies: es muß auch ‚Zweite‘ geben, wenn es Erste giebt. Das ist nur logisch. Ich bin ein leidlich begabter Kopf, aber ich bin nicht genug, um irgendwo etwas Großes zu leisten. Andererseits bin ich nicht beschränkt genug, um in selbstsicherer Borniertheit vorwärts zu gehen

und meine Kärnerarbeit zur Haupt- und Staatsaktion zu machen. Lieber Himmel, was hab ich nicht versucht! Sogar Gedichte hab ich mal gemacht. Da sagt ein boshafter Redakteur, Geibel hätte sie vorgebichtet! Pferde hab ich laufen lassen — den Grand prix bekam immer ein anderer; und wenn ich auf den heißen Favoriten setzte, konnt ich sicher sein, daß der Outsider gewann. Das ist Pech, Schicksal — das Schicksal des ‚Zweiten‘. Sehen Sie, ich bilde mir ein, das Wort in dieser Bedeutung stammt von mir. Aber ich wette trotzdem, was Sie wollen, daß irgend ein anderer — und ob's vor hundert Jahren war — es schon einmal so gebraucht hat. Denn der Erste selbst im Geringfügigsten zu sein, ist den Zweiten eben immer versagt. Es würde auch ihrer Bestimmung widersprechen. Enfin, wir sind die Prügelnaben des Schicksals. Leider nicht mal desjenigen, das erhebt, indem es zermalmt, sondern eines Schicksals, das uns in einem fort bloß chikanirt. Das, Herrin, ist meine Beichte!“

Mechanisch zog die junge Frau die Nadel hin und her. Plötzlich schlug sie die Augen zu ihm auf.

„Ich glaube, Herr Wetter, Sie sind ein loser Vogel, der sich die Flügel färbt, um zu unterhalten.“

Er protestierte lebhaft. Sie neckten sich hin und her, mit einem leisen Wohlbehagen über sich selbst, daß sie so nett plaudern konnten. Besonders Ruth fühlte das. Sie freute sich, daß sie es hier in der Einsamkeit nicht ganz verlernt hatte.

Dann sollte Hans Nestorp von Berlin erzählen.

„Ja, wovon denn?“ fragte er ... „Berlin ist groß. Es schwimmen viele Blasen auf dem Hexentessel. Welche soll ich fischen?“

„O, das ist ja egal ... nur von Berlin, von den Vällen, vom Theater, von unseren Freunden, vom ganzen reichen Leben!“

Er sah sie an. „Sie haben so wilde Sehnsucht nach Berlin?“

Tief beugte sie sich auf die Arbeit. Sie war rot geworden.

„N—nein,“ erwiderte sie zögernd. „Nicht das ist es. Aber die Provinz hört gern davon. Und man hat so in allem darin gestanden ...“

„Natürlich — ich vergaß.“

Und er setzte sich zurecht. „Eine Frage noch vorher: darf ich rauchen, gnädigste Cousine? Nur einen ganz dünnen Pappros.“

„Bitte sehr. Rudolf raucht auch!“

Fast hätte sie gesagt: er fragt nicht.

Aus dem silbernen Etui nahm er eine Zigarette. Rudolf rauchte Cigarren. Im Walde gar Pfeife.

Diese schlanke Zigarette schwebte fast kokett zwischen den Lippen. Sie sah viel hübscher aus als so eine derbe Cigarre. Man konnte sich übrigens gar nicht vorstellen, daß Hans Nestorp etwas anderes rauchte. Rudolf dagegen mit einer Zigarette —?

Ruth von Bergen lächelte.

Und der Assessor erzählte. Die Theater schlugen ihre Pforten vor der jungen Frau wieder auf; noch einmal standen berühmte Künstler auf der Bühne. Helle Lichtflut drang aus vollen Sälen. Die Seide raschelte, und die Fächer klappten. Bei, wie der Sekt perlte! Frauenlachen scholl darüber, und Walzermelodien umschmeichelten die Sinne. Durch die Potsdamer Straße trippelten die Badfische mit den Engelhorn-Bändchen oder der Musikmappe; schärfer schon sausten reifere Jungfrauen vorbei, die bei Nicolai Bücher tauschten — je moderner, desto besser! Und der ganze Strom, das flutende Gedränge überdröhnt vom Rasseln der Wagen, vom Donner der elektrischen Bahnen...

Das Gesicht begann der jungen Frau zu glühen. Wie oft war auch sie über die Potsdamer Brücke gegangen! O, sie konnte sich noch entsinnen ... ganz genau an alles und jedes. Ob denn auch die Bülow-Marie noch in ihrer Bude saß?

Und als er bejahte, ward sie fast gerührt. Im ganzen Leben hatte sie zwar nur einmal eine Zeitung da gekauft, aber die kleine Einzelheit machte ihr alles noch viel lebendiger als die großen Züge, aus denen er seinen Bericht zusammensetzte!

Nicht genug konnte sie fragen, nicht genug hören. Ein Blick, daß Hans Nestorp unermüdlich war.

„Nur das eine,“ sprach er, „ist so dumm. Über uns, die wir auf dem Lande aufwachsen, kommt in jenem Häusermeer, in dieser Hast und diesem Lärm oft eine grenzenlose Sehnsucht. Die Sehnsucht nach den Wäl-

dern, nach Stille, nach einem Boden, der nicht Steine trägt, sondern Roggen und Rasen, aus dem mächtig die Bäume wachsen, der uns nährt. Ach, wie oft sehnt man sich da: raus aus dieser Stadt der Heimatlosigkeit, fort mit dir in die Wälder, in denen Stille und Friede ist. Rudolfs Brief kam grad bei mir an, als meine unsterbliche Seele sich in besagtem Zustande befand. Deshalb war ich so glücklich — und nun sitz ich hier im Frieden!“

Ruth von Bergen sagte kein Wort. Sie verstand ihn nicht. Es gab Leute, die freiwillig von Berlin fortgingen ...

Nicht der leiseste Gedanke kam ihr, daß sie selbst einst ebenso und viel, viel stärker gefühlt, daß sie einst gleichsam erlöst worden und hinausgerettet war in den Frieden der Wälder, von dem sie stets geträumt ...

Hans Nestorp mußte weiter erzählen. Die Stunden verflogen.

Als draußen die Hunde anshlugen, so freudig, wie sie es nur beim Nahen des Herrn thaten, fuhr sie ganz erstaunt auf. „Rudolf — schon?“

Ein Blick nach der Uhr zeigte ihr, daß er nicht früher kam als sonst. Und sie hatte eigentlich immer gefunden, daß er sehr spät kam.

Vor dem Abendbrot zog sie sich zurück. Sie kleidete sich um. Aber es war nicht das Rechte. Die Bluse hatte die Schneiderin aus der nächsten Stadt gemacht. Sie war auch danach. Immerhin sah sie vortheilhafter darin aus als in dem Hauskleid.

„Nanu? Ist heut Sonntag?“ fragte ihr Mann erstaunt.

Sie schlang die Arme um seinen Hals, ohne ihn zu küssen.

„Das Kleid hat ausgedient. Weißt du, eigentlich ... ich könnte mir doch vielleicht mal bei Gerson etwas bestellen. Diese Nähmamsells hier, das ist ja fürchterlich.“

Er lachte laut auf. „Ruth, Ruth, was denkst du denn! Laß Gerson den Berlinern; für mich arbeiten die Mamsells gut genug. Und dem Walde, meinen Förstern und den übrigen Menschen ist es auch egal, wie du gehst. Du bleibst halt meine Frau!“

„Aber wenn ich ein bißchen hübsch ausseh,“ wandte sie kleinlaut ein, „das müßte dir doch auch gefallen.“

„Mir gefällst du immer und in jedem Kleid, Schatz!“

So ehrlich und schmeichelhaft das Kompliment war — Ruth von Bergen konnte die rechte Freude darüber nicht empfinden.

Hans Nestorps Frau würde es darin besser haben!

* *

Immer schöner, reicher, sonniger zog der Frühling durch die sonst so dunklen, großen Wälder. Wie in unhörbarem Jubel schaukelten sich die jung-grünen Blätter in der leise erwärmten Luft. Schwarze Schnecken krochen über die Wege, blinkende Käfer saßen auf den Faruen, das Eichhörnchen zog den Sommerpelz an. Und durch die bewegten Wipfel, die sich in Licht und Sonne badeten, flogen lodend und antwortend und wieder inbrünstig lodend die Vögel — die heimgekehrten und die anderen, die den Winter hier verlebt hatten.

Ruth von Bergen ging durch den Frühling hin wie ein beschenktes Kind, das sich aller Gaben freut und weiß: es müssen noch schönere nachkommen. Ihr Herz war fröhlich wie die Vögel und hell wie der sonnige Tag. Nur manchmal fiel ein Schatten hinein ...

Hans Nestorp durchquerte mit Rudolf jetzt manchmal den Wald. Viel lieber jedoch blieb er bei Ruth. Er bummelte eine Strecke weit, pflückte einen Strauß von Grasnelken, Himmelschlüffeln und diesem und jenem Kraut zusammen und lehrte im Vogen immer an den gleichen Platz zurück: zur Buchenlichtung, wo sich fern die Windmühle schwang und wo auf dem Bänkehen die junge Frau saß.

Sie empfand es wie eine heimliche Verabredung, daß sie sich so trafen, obschon sie doch gemeinsam nach dem Plage gehen konnten. Hans Nestorp legte lächelnd den Strauß neben sie. Oft breitete er auch wohl ein mitgebrachtes Plaid über die Moose und ließ sich darauf nieder. Selbstverständlich hatte er erst um Erlaubnis gebeten.

„Da lieg ich Ihnen nun zu Füßen, gnädigste Cousine, und Sie und die Sonne meinen es gleichermaßen gut mit mir. Wer es doch immer so haben könnte!“

In ihren Gesprächen kamen sie vom Hundertsten ins Tausendste. Eigentlich jedoch

kam Hans Nestorp immer wieder auf das reiche große Leben zurück, das hinter dem Walde mächtig und sieghaft brauste. Der Frühling, die Gesellschaft — all das hatte in der jungen Frau die große Sehnsucht mehr und mehr zurückgedrängt. Und sie fragte sich manchmal mit leisem Bittern, weshalb er sie wieder aufstachelte.

Aber sie hörte zu, bis ihr die Wangen glühten. Mit ihrem Manne sprach sie nicht davon. Es war wie ein süßer, verbotener, berausgender Wein, den sie einschlürfte. Als Kind war sie im Frühjahr an die Birken gegangen, hatte in die Stämme geschnitten und den quellenden Saft aufgefangen. Auch das war verboten. Deshalb schmeckte es so gut und machte den Kopf so heiß ...

Eines Tages lag Hans Nestorp vor ihr auf dem Plaid und rauchte. Er hatte wieder viel geredet von Berlin, von den zehrenden Kräften der Einsamkeit. Nun war er still. Ruth desgleichen. Sie sah in die Wipfel; er in ihr Gesicht und zur Seite nach der Sonne.

Plötzlich sagte er: „Ich bin ein schlechter Mensch. Und ich weiß es. Aber ich kann's doch nicht lassen. Warum erzähl ich Ihnen das alles? Ich sollte alle meine Kraft darauf verwenden, Sie fröhlich zu machen, Sie zu lehren, wie gut Sie es haben, wie glücklich Sie sind. Ich sollte Ihnen sagen, daß Rudolf ein herrlicher Kerl ist, und daß Sie an seiner Seite stolz sein können wie eine kleine Königin. Und was thu ich?“

Er seufzte.

„Die Sehnsucht liegt Ihnen im Blut, und ich schüre sie immer stärker, weiß Gott weshalb. Hab ich ein Ziel dabei? Kann es denn mein Zweck sein, Sie unglücklich und unzufrieden zu machen? Mein Zweck, Ihre Ehe zu stören? Lieber Gott, ich bin doch Rudolfs Freund und, wenn Sie das erlauben, auch der Ihre.“

Als er schwieg, sah sie ihn an. Sie hielt den Atem. Wie Furcht war es in ihr. Doch sie bezwang sich, ganz kühle und wartende Augen zu machen.

„Ich habe nur eine Erklärung dafür,“ fuhr er melancholisch fort. „Ich glaube, gnädigste Cousine, ich liebe Sie!“

Sie fuhr auf. Dann lachte sie gepreßt. „Neden Sie keinen Unsinn!“

„Bitte um Verzeihung. — Aber wenn es auch wäre: warum wollen Sie darüber empört sein? Sie vergessen, daß ich zu den ‚Zweiten‘ gehöre. Die Zweiten kommen immer zu spät. Und allmählich nehmen sie das als Schicksal hin. Sie lieben — aber sie wissen von vornherein, es ist doch alles Unsinn, alles hoffnungslos. Sie haben gar nicht den Mut mehr, die Hand auszustrecken. Es ist schon das Höchste, wenn man sie ruhig auf einem sonnigen Fleckchen sitzen läßt. Sie sind dankbar dafür und sehen in die Sonne!“

Mit traurigen Augen blickte er sie an.

Das zitternde Furchtgefühl hatte sie verlassen. Dafür empfand sie fast ein prickelndes Behagen. Warum sollte er sie nicht anschwärmen? Es war eine kleine, feine Sensation und dabei so rührend ungefährlich.

„Sie sind wirklich drollig, Herr Wetter! Und es ist gut, daß ich Sie schon so genau kenne, sonst müßt ich Ihnen ja anders antworten. Aber ich weiß, daß Sie es lieben, sich als schwarzer Leichenbitter gegen einen hellen Hintergrund zu stellen. Bald ist es die Tragik des Zweiten, bald die Tragik einer unglücklichen Liebe. Ich taxiere, die unheilbare Krankheit kommt noch nach, falls Sie nicht noch eine geistreichere Wendung finden. Manchmal ist mir, Sie reden sich zu bestimmten Stunden die gerade passende Tragik so lange vor, bis sie selber dran glauben.“

Hans Nestorpkehrte die Fingerspitzen gegeneinander und sah angestrengt darauf nieder.

„Der Glaube macht alles,“ erwiderte er. „Ich glaube, mein Rock sitzt tadellos. Und er sitzt auch so.“

„Was bei dem ersten Gentleman Europas selbstverständlich ist,“ neckte sie.

Er jedoch, ohne mit der Wimper zu zucken: „Der erste Gentleman Europas sitzt in London, Gnädigste. Er macht die Mode, nicht ich. Auch darin werd ich's gerade vielleicht bis zum Zweiten bringen. Vielleicht lacht der Erste meinen Rock aus. Dann sitzt er schlecht. So lange mein Glaube existiert, ist der Schnitt aber tadellos. Ganz genau so ist es schließlich auch hier. Ob ich liebe, oder ich glaube zu lieben, ist egal. Wenn ich glaube, daß ich liebe, liebe ich eben und fühle alle Freuden und alle Schmerzen.“

Er riß einen Halm aus: „Und ich glaube, ich liebe Sie!“

Ein Blick traf sie, daß die Furcht zurückkam.

„Ich will das nicht,“ zürnte sie und erhob sich.

Sofort sprang er auf. „Aber — —“

„Kein Aber. Selbst im Scherz ist mir das nicht angenehm. Wenn ich es Rudolf erzählte —“

Der Assessor zuckte nicht mal zusammen. Er lächelte melancholisch. „Dann würde Rudolf mir auf die Schulter klopfen und sagen: ‚Hans Nestorp, deines Vaters Sohn ist ein Narr!‘ Das wäre alles.“

„Mag sein. Jedenfalls: scherzen Sie doch lieber anders!“

„Ich scherze ja gar nicht!“

Sie richtete sich höher auf: „Sie scherzen, Herr Assessor!“ In ihren Worten lag's wie ein Befehl: Ich will, daß Sie scherzen!

Und er verbeugte sich sehr korrekt: „Ich scherze natürlich, gnädigste Cousine!“ — —

Ruth von Bergen lag lange wach. Ihr Mann hatte sich müde gelaufen. Er schlief wie eine Ratte. Er schlief den Schlaf des Kerngesunden. Wenn man nicht gerade Mörser neben seinem Bett abschob, wachte er nicht auf.

Die junge Frau hatte die Hände unterm Kopf verschlungen und sah mit großen offenen Augen ins Dunkel. Links und rechts fiel ihr das Haar über die Schultern; es fiel ihr ums Gesicht. Das wärmte so, und sie strich es zurück.

Sie wußte mit einem Male, daß es besser war, wenn Hans Nestorp ging. Und doch kämpfte sie dagegen mit tausend Gründen. Hatte sie ihn denn lieb? Lächerlich! Würde sie ihn jemals lieb haben? Ausgeschlossen! Viel zu stark, viel zu rein und ruhig war die herzliche Empfindung für ihren Mann. Hans Nestorp war gegen ihn ein Poseur, ein Schwächling. Aber er war interessanter, er konnte so gut erzählen, er vertrieb ihr die Zeit. Wenn er sie wirklich lieb hatte, war das nur ein Reiz mehr. Rudolf hätte es wissen können; er hätte wirklich nur „Narr“ gesagt. Hans Nestorp würde sich ja niemals, niemals, niemals das Geringste erlauben. Er war so korrekt, daß er später

gewiß seine Frau fragte, ob sie gestatte, daß er ihr einen Kuß gebe ...

Ruth von Bergen lachte vor sich hin. Es war wirklich keine Gefahr. Warum sollte das amüsante Kerlchen fort?

Und doch immer wieder: es ist besser, er geht!

Sie war müde von all den Gedanken, müde und benommen von der Frühlingsluft. Sie versuchte zu schlafen, sie konnte es nicht. Das machte sie nervös. Und immer die ruhigen, regelmäßigen Atemzüge Rudolfs! Es verstrich eine halbe Stunde, noch eine. Sie weinte jetzt wie ein trostloses Kind vor sich hin. Sie hatte beinahe einen Haß gegen ihren Mann. Ihr schien, er dürfe nicht so seelenruhig schlafen, wenn sie so ruhelos hier liege. Er war ein ungalanter Bär, ein ... ein Philister, ein ...

Ach, sie wußte selbst nicht, was.

Am anderen Morgen lachte sie sich selbst aus. Rudolf konnte doch nicht wissen, daß sie wach war. —

Schon in der Frühe ging sie nach ihrem Lieblingsplatz. Hans Nestorp war mit Rudolf schon fort. Aber als sie zur Bank kam, lag er schon da. Ganz als ob er gewußt hätte, daß sie so früh käme.

Heute wollte sie das Gespräch leiten. Sie begann von der Wirtschaft und hielt einen förmlichen Vortrag. Er sagte gar nichts. Als sie geendet und ihn erwartungsvoll ansah, sprach er: „Es war sehr lehrreich, und ich bin dankbar dafür. Aber was haben Sie da für eine Bluse an, gnädigste Cousine?“

Sie wurde ganz verwirrt. Es war eine ziemlich neue Bluse, ein etwas starkes Rot. Sie sah voller darin aus.

„Sehen Sie doch den Frühlingsmorgen. Die zarten frischen Blätter und alles so fein und abgeschattiert, und die Wölkchen und die Sonne. Es ist etwas Schüchternes noch in allem, wir sind ja noch lange nicht im Juli oder August. Und in dieses schüchterne Ahnen knallen Sie hinein mit dem heftigen Rot. Das ist wie ein schriller Pfiff!“

Sie war ärgerlich. „Dann lassen Sie mich pfeifen. Mir scheint, Ihre Nerven sind reparaturbedürftig. Jetzt wollen Sie gar noch Damenmoden machen.“

„Es wäre das Schlimmste nicht. Wissen Sie, was Sie tragen sollten? Ein Kleid,

ganz zartgrün, und vorn, gleichsam wie auf lichten Wellen schwimmend, einen Maiglöckchenstrauß. Nichts weiter. Dann würden Sie hier im Frühlingswald stehen, als gehörten Sie ganz selbstverständlich dazu, als könne es gar nicht anders sein. Und man würde neben Ihnen noch das Rauschen der Wipfel und die Vögel hören, während das Rot jetzt beides überschreit.“

„Dann gehen Sie zehn Minuten weiter. Da sehen Sie nicht mehr, was Ihr Auge so beleidigt.“

Er schüttelte langsam den Kopf. „Das ist ja das Unglück, das kann ich auch wieder nicht. Denn dann müßt ich ja von Ihnen fort!“ —

Am nächsten Tage zog Ruth von Bergen die rote Bluse wieder an. Eigentlich war sie ja knallrot. Aber es kränkte sie, daß er es ihr so einfach gesagt. Er fand die Bluse nicht hübsch. Er fand auch sie wohl nicht hübsch. Pah, wenn sie es nur für Rudolf war! Mit einem gewissen Trotz, ob es ihr selbst auch Überwindung kostete, trug sie die Bluse auch am dritten Tag.

Hans Nestorp war nie wieder auf das Gespräch zurückgekommen. Eines Nachmittags jedoch fragte er traurig: „Warum ... sind Sie mir böse?“

„Ich? Böse? Nicht daß ich wüßte —!“

Er neigte das Haupt. Er schien wirklich sehr betrübt. Das rührte sie.

Ich bin doch ein mächtiger Tropfkopf, dachte sie. Nun, wo ich ihm gezeigt hab, daß ich auf seine Wünsche nichts gebe, kann ich das Ding wirklich beiseite thun. Er hat im Grunde recht: es ist schändlich!

Das nächste Kleid, das sie sich bestellte, war lichtgrün. Die Mamsell meinte: „Frau Oberförster müßten Maiglöckchen dazu tragen, oder wir machen einen Einsatz. Sonst wird es zu eintönig!“

„Um Gottes willen keine Maiglöckchen, Fräulein!“ —

Als sie sich zum erstenmal ihrem Manne in dem Lichtgrünen präsentierte, ward sie blutrot. Hans Nestorp stand daneben.

„Gefällt's dir, Rudolf?“

„Sehr nett, Kind — wirklich.“

Er nickte ihr zu und ging an den Tabakskasten, um sich die kurze Jägerpfeife zu stopfen.

Noch immer warf sich das Blut nach ihrem Haupte. Sie hätte weinen, hätte sich ohrfeigen mögen! Sie wagte nicht, in Hans Nestorps Gesicht zu sehen. Er war still.

Später küßte er ihr sehr respektvoll die Hand. Von dem Kleide sprach er nicht. Auch nicht von Maiglöckchen. Er schloß sich dem Oberförster an und kam nicht nach der Buchenlichtung.

Das versöhnte sie etwas. Sie fand das taktvoll. Aber eine Dummheit hatte sie doch gemacht. Sie begriff sich selbst kaum. Damals hatte sie sich überlegt: ebenso wie es kindisch ist, ihm zu widersprechen, wenn er recht hat, ebenso ist es kindisch, nur aus Trotz eine Bluse weiterzutragen, die mir selbst auch nicht gefällt, oder sich ein Kleid, das entzückend sein muß, nicht machen zu lassen, bloß weil er's sich ausgedacht hat.

Aber als sie nun zuerst in dem Kleide vor ihm stand, war alles doch ganz anders.

Von einem seiner Spaziergänge brachte ihr Hans Nestorp Maiglöckchen mit. Er gab sie ihr, sagte aber nichts von Ansteden.

Ruth von Bergen befestigte sie am Gürtel.

* *

Es kam jetzt öfter vor, daß sie des Nachts nicht schlief. Überhaupt war sie so ganz anders als früher. Sie wußte das selbst. Stundenlang konnte sie apathisch dafitzen, um dann plötzlich in den Wald zu rennen und aufzujuchzen in sieghafter Kraft und Freudigkeit. Wenn sie weinte oder lachte, geschah es mit einer gewissen Heftigkeit. Es nahm gleich ihr ganzes Wesen mit. Und dabei gaben die geringsten Kleinigkeiten unter Umständen die Veranlassung dazu.

„Ich sitz den ganzen Tag draußen und hab doch immer einen dumpfen Kopf,“ sagte sie einst zu Hans Nestorp.

„Das ist der Frühling,“ gab er zur Antwort. „Wenn die Bäume ihn fühlen und alle Säfte in ihnen treiben — wie sehr muß er dann erst den Menschen ergreifen! Er liegt auch mir im Blut und macht mir den Kopf schwer. Er bringt große Träume. Jedes Frühjahr träumen die Zweiten denselben Traum: daß aus der Zwei doch einmal durch ein Wunder eine Eins werden könnte!“

Ruth von Bergen nidte nur.

Übrigens war es für beide jetzt selbstverständlich, daß sie tagtäglich nach der Waldlichtung gingen. Wenn ein lauer Regen fiel und es von allen Blättern und Halmen tropfte, sahen sie wie zwei Gefangene aus dem Fenster, gleichsam erdrückt von der Enge, die den schweifenden Blick überall aufhielt. Sie konnten auch nicht so reden wie draußen. Es war ganz eigentümlich.

Erst die Sonne brachte die Erlösung. Und wie Erlöste pilgerten sie zur vertrauten Stätte.

Ruth von Bergen ließ ihn allmählich reden. Sie hatte gleichsam alle Widerstandskraft verloren. Es wuchs ihr alles über den Kopf. Im lichtgrünen Kleide, die Hände im Schoß gefaltet, das Haupt zurückgelehnt gegen den Stamm einer vorgeschobenen Buche und die Augen geschlossen — so saß sie am liebsten. Sie lauschte ihm, ohne jedes Wort zu verfolgen, das er sprach. Daß er sprach, war die Hauptsache. Der melancholische Accent, der sich immer mehr ausprägte und der seiner Art zu reden Charakter gab, rückte alle seine Worte gleichsam in die Ferne, in eine hoffnungslose Ferne, so daß es nichts gab, was er nicht hätte vorbringen können.

Selbst wenn er sagte: „Ich habe Sie wirklich lieb — ich weiß es jetzt!“ — dann war das keine Liebeserklärung, die ein junger Mann, der ein paar Schritte von ihr entfernt war, ihr machte, sondern es waren die Worte eines Menschen, der durch das Weltmeer von ihr getrennt war, der hoffnungslos am Strande steht und weiß, daß kein Schiff ihn jemals hinüberträgt über das scheidende Wasser.

Mochte er träumen! Warum sollte sie ihm das wehren?

So waren sie wieder einmal zusammen. Schnuppe lag lang ausgestreckt neben ihnen und blinzelte in die Sonne. Ruth war müde. Eine wohlige Schlassheit zog durch ihren ganzen Körper. Die Füße waren ihr schwer, sie regte sich kaum.

Leise sprach Hans Nestorp. Seine Worte mischten sich in das ruhige sanfte Rauschen. „Sie sollten frei sein ... dann würden wir leben in lauter Schönheit. Ich als heimlicher Kaiser, Sie meine Herrin. Ich möchte Sie immer anders kleiden. Einmal in Pur-

pur und Sammet, dann sitzen wir in hohen Prunkzimmern, und die Girandolen blitzen von den Wänden, und in hohen venetianischen Gläsern blühen die seltenen Blumen, und wir reden zu uns in großen königlichen Worten. Oder ein andermal tollen wir als selige Kinder über bunte Wiesen, und Ihr weißes Kleid flattert, und Ihr Haar flattert, und die blaue Schürze flattert. Und wir haben ein Häuschen, wo alles so ganz behaglich ist — breite gemütliche Möbel, alles noch aus Urvätertagen, bauchige Tassen mit Schälern darauf und süßlächelnden Schönen und große Schränke, in denen man sich verstecken kann. In Berlin tanzen wir durch die Saison, schwärmen durch die Ballsäle, mischen uns ins wilde Leben, sitzen dicht nebeneinander im dämmerigen Theater, aber wenn es heiß wird, geht's nach draußen. Zwei Monate Berlin, dann Paris und Riviera, vielleicht auch Oberitalien und Sicilien, dann plätschern wir in der Nordsee, begraben uns vierzehn Tage in einem stillen Ostseebad, das von meilenweiten Wäldern umgeben ist, daran schließt sich das Gebirge — ach, in Lust und Schönheit gehen die Tage hin, denn dann hab ich Sie lieb, und Sie haben mich dann auch lieb.“

Das Rauschen ging weiter, die Rede schwieg. Halb lächelnd öffnete Ruth die Augen.

„Aber es kommt nicht so — es sind alles Träume. Sie werden hier im Walde bleiben, bis Sie alt werden. Das junge Blut wird alt, selbst die Träume der Sehnsucht werden alt und sterben. Sie werden vielleicht zufrieden sein, man kann das nicht voraussagen. Rudolf wird weiter Schonungen anlegen und schlagen lassen und Gräben ziehen und mit seinen Hunden sprechen. Und Sie werden fast hundert Decken allmählich gestickt haben, die eine mit schattierten Blättern, die andere vielleicht mit unschattierten. Und daß es draußen hinter den Wäldern ein großes Leben, ein Berlin giebt, das ist ein Märchen, das ist gar nicht wahr. Nur in der Jugend hat man sich das eingebildet.“

„Und ich? Bah, ich werde draußen sein und viele Cigaretten rauchen und nachts manchmal davon träumen, daß ich hier einst gegessen hab. Aber es wird mir selbst wie ein Märchen vorkommen. Und es ist auch

ein Märchen — nur hat es keinen Schluß. In einem großen dunklen Walde, der so groß ist wie kein zweiter auf der Welt, sitzt eine verwunschene Prinzessin mit einem kranken Herzen. Und eines Tages kam ein Prinz daher, der wollte sie erlösen. Aber der Hüter des Waldes und der Prinzessin —

„Lassen wir das Märchen. Ein Märchen ohne Schluß lohnt sich gar nicht zu erzählen. Und selbst der liebe Gott, der alles kann, könnte keinen hübschen Schluß dazu schaffen.“

Wieder Stille. Nur ein Fink rief unaufhörlich darein. Schnuppe gähnte.

„Warum haben Sie eigentlich Rudolf geheiratet?“

Er wußte, er würde keine Antwort erhalten. Er wartete auch nicht darauf. „Sie hätten es nicht gethan, wenn ich ... eben kein Zweiter wär. Sonst hätten wir uns getroffen. Sie lieben ihn ja doch nicht. Nun ist's vorbei.“

Ruth wollte auffahren, protestieren. Sie that es nicht. So wohligh schwer war ihr alles. Sie wußte, der da drüben verriet seinen Freund, der ihn aufgenommen; sie selbst durfte es nicht anhören: sie verriet ihren Gatten.

Es war Gift in seinen Worten. Aber ein süßes, betäubendes. Und der Frühling, die Schwere, das Benommensein — —

Sich vorstellen, daß Hans Nestorp ihr Mann wäre, in Glanz und Schönheit leben — ach, die kranken Träume!

Doch sie träumte weiter ...

Der Assessor rückte ihr langsam näher.

Da knurrte Schnuppe plötzlich bitterböse. Über Hans Nestorps Gesicht glitt ein ärgerlicher Zug. Auch Ruth zuckte zusammen. Sie war nervös, empfindlich.

„Ruhig, Schnuppe!“ rief sie halblaut.

Aber das Tier ließ nicht ab. Ob es glaubte, der Assessor wolle der Herrin etwas thun, weil er näher rückte — jedenfalls stürzte es jählings mit Gefläß auf ihn zu, attackierte ihn, ließ sich nicht beruhigen. Es hatte einen Haß gegen ihn, den kein Schmeichelwort, kein Zuckerstück hatte besiegen können.

„Röter!“ rief Hans Nestorp wütend und stieß mit dem Fuß nach ihm. Das reizte Schnuppe noch mehr. Wüßig fuhr er gegen den Assessor los ...

Ruth von Bergen war aus allen Träumen gerissen. Und in dem jähen Stimmungswechsel, dem sie jetzt unterworfen war, hätte sie am liebsten vor Wut geweint. Ohne Überlegung griff sie nach dem ersten besten Ast und schlug auf Schnuppe los. Sie hätte ihn töten mögen ...

Heulend zog das Tier den Schwanz ein und floh.

An allen Gliedern zitternd stand die junge Frau da.

„Das Vieh wird nachgerade gefährlich,“ sagte Hans Nestorp — „ich begreife Rudolf nicht!“

Sie atmete schwer. Wie eine Ohnmacht schien sie es zu überkommen. Sie schlug plötzlich die Hände vors Gesicht, setzte sich auf die Bank und brach in Schluchzen aus. Es war so heftig, daß es sie schüttelte.

„Aber um Gottes willen,“ stammelte der Professor fassungslos ...

Er wollte ihre Hand ergreifen.

Da ließ das Schluchzen nach — so jäh, wie es gekommen. „Nichts ... nichts. Ich muß überreizt sein. Gehen wir, Better!“

Auf dem Wege sprach sie nichts. Als ihr Mann zum Mittagessen nach Haus kam, sagte sie: „Übrigens — ich mag den Hund nicht mehr — Schnuppe! Nicht mehr ansehen kann ich ihn! Thu mir den Gefallen und schaff ihn fort.“

Ernst und erstaunt ruhten seine Augen auf ihr. „Früher hattest du ihn doch gern! Das war mir ... eine große Freude!“

„Ja früher ... Aber jetzt —“

„So, so!“

Nachmittags ging er früher fort. Er pffiff Schnuppe heran, streichelte ihm den Kopf und nahm ihn mit ins Revier. Aber sie schienen alle beide gedrückt: der Herr und der Hund.

Ruth sah ihnen nach. Sie verstand einen Augenblick ihren Haß nicht. Aber sie wollte recht haben. Schnuppe, das war ein Wächter wie die Bäume des Waldes, ein Wächter der Gefangenen, ein ... ein ... ach, es war ja egal. Es war alles egal.

Sie schlief die Nacht wieder nicht. Auch Rudolf warf sich oft herum. Endlich kündeten die ruhigen Atemzüge, daß er eingeschlummert war.

Da setzte sie sich im Bett auf.

Hans Nestorp, dachte sie. Alle Worte, die er heut und sonst gesprochen, die gleichsam im Walde nur wie eine Begleitung zu dem großen Rauschen gellungen, so daß sie mehr ihren melancholischen Klang ersaßt hatte als ihren vollen Inhalt — sie kamen jetzt in der tiefen Stille der Nacht plötzlich ganz allein wieder. Und sie marschierten jetzt vor ihr auf in ihrer nackten Bedeutung. „Ich liebe Sie“ — das war jetzt nicht eine Farce, hoffnungslose Traummelodie mehr, das war ein naheß, heimliches Begehren, das sie angriff, das waren Arme, die sich langsam, aber siegesicher nach ihr ausstreckten, Arme, die sie hinabziehen wollten in den Abgrund ...

Die Blut überströmte ihr das Gesicht — hier im Dunkel der Nacht. Eine Blut und Scham vor denselben Worten, die sie reglos mit angehört, als sie am hellen Tage ihr ins Gesicht hinein gesprochen wurden. Und eine wilde Angst überfiel sie. Sie wollte beten. „Mein Gott, mein Gott ...“ — das war alles.

Ihr Herz schlug wild und ungleich. Die Angst wuchs. Vor ihr der Abgrund ... näher und immer näher.

Sie wollte schreien, wollte Rudolf weden: Rette mich ... halt mich fest ... laß mich nicht verloren gehen!

Mit heißen Händen tastete sie irr hinüber. Er regte sich. Da hatte sie wieder eine schreckliche Furcht, er könne erwachen. Und sie hielt den Atem an, bis sie glaubte, das Herz würde ihr stillstehen.

Dann legte sie sich nieder. Früher war alles so anders gewesen. Sie selbst vor allem so ganz anders. War sie denn noch Ruth von Bergen?

Und wieder der Schrei in ihr: Rette mich, halt mich fest, laß mich nicht verloren gehen!

Was hatte sie ihm gelobt? Wie hieß das Buch Ruth?

Sie wollte es gleich einem Schulkinde still für sich aussagen. Nur halbe Zeilen brachte sie heraus.

Da neigte sie das Haupt auf die Seite, als wär alles vorbei. Die Worte Hans Nestorps drängten sich vor die Worte der Bibel. Nacht und heiß wie vorhin. Mochten sie zu ihr reden — verloren war sie doch. Nichts konnte sie mehr retten.

Nichts? Und wenn Hans Nestorp abreiste, wenn er nie wiederkam? Wenn sie sich so lange einschloß, um ihn nicht mehr zu sehen bis dahin? Wenn sie ihrem Manne sagte: Sag ihn fort, peitsch ihn aus dem Hause, eh es zu spät ist und du uns beide hinauspeitschen mußt?

Ach, sie war feige, willenlos, krank. Sie that's ja doch nicht. Zu sterben war das Beste. Dann würden Rudolf und Hans Nestorp über ihrem Sarge sich die Hände reichen und würden hier zusammen leben und an sie denken — an sie, die dann schon längst im kühlen Grabe lag.

Diese Vorstellung rührte Ruth von Bergen so, daß sie leise und lange weinte. Sie weinte sich in Schlaf.

* *

Drei Tage lang blieb Ruth von Bergen trotz des herrlichsten Wetters dem Walde fern. Thatlos, die Hände im Schoß, saß sie da. Hans Nestorp strich um sie herum, sah sie traurig an und schien gedrückt. Der Oberförster war schweigsamer als je.

Bei den Mahlzeiten war das ein unangenehmer Zustand. Jeder fühlte, daß etwas in der Luft lag. Jeder lebte in einer gewissen Nervenspannung.

„Warum gehst du nicht spazieren?“ fragte Rudolf eines Morgens seine Frau. „Hast du deinen alten Lieblingsplatz auch schon aufgegeben wie ... wie Schnuppe?“

Sie wurde rot. „Ja, warum geh ich eigentlich nicht? Du hast ganz recht ... ich will wieder hinaus!“

Es war hastig gesprochen. Er sah sie an. Dann hängte er seine Büchse über.

Warum geh ich eigentlich nicht? fragte sich Ruth von Bergen noch einmal. Wovor hab ich denn Furcht? Was kommt, kommt. Besser ist alles als der jetzige Zustand.

Eben, als sie vom Hofe wollte, kam eine alte Försterfrau und brachte ihr mancherlei, was sie in der Stadt aus Gefälligkeit besorgt.

Ruth dankte und setzte der freundlichen Alten ein kleines Frühstück vor.

„Na, Frau Oberförsterin — und wenn Sie mal sonst was brauchen — und wenn's ein guter Rat ist, dann schicken Sie man-

Junge Frauen brauchen ja manches. Und beim alten Weib ist man nicht so genierlich.“

Sie schmunzelte vor sich hin. „Wie ich vorhin so durch die Schonung geh, seh ich Störche hier 'rübersfliegen — die sind nun auch schon da — gleich drei Stück. I du meine Güte, denk ich, wo wollen denn die hin? Hier wohnen doch man nur alte Krauter rundrum. Ja! Drei Stück! Also, Frau Oberförsterin — nichts für ungut!“

„So, so,“ sagte Ruth gedankenlos. „Die Störche sind auch da. Und wenn ich wieder mal was brauch und Sie wollen so gütig sein, Frau Hennig — —“

„Schicken Sie, schicken Sie. Man ist erfahren.“

Und mit ihrem großen Henckelkorbe trollte die Alte ab.

Ruth ging jetzt wirklich nach dem Walde. Sie nahm so vieles wahr, ohne daß es ihr recht zum Bewußtsein kam. Ein Marienkäferchen — sieben schwarze Punkte auf den roten Flügeldecken — flog vorüber. Eine Spinne hatte von Halm zu Halm eine schwankte Brücke gezogen, an der noch fein und silbrig der Frühtau hing. Spechte hämmerten in der Nähe. Im Buckeltrab strich der Fuchs durchs Revier.

Sie setzte sich auf die Bank und wunderte sich gar nicht, als Hans Nestorps Stimme ihr bald darauf den Gruß bot. Die Stimme war wohl noch etwas melancholischer als sonst.

Ruth nickte nur; sie sah ihn nicht an. Aber sie fühlte, daß seine Augen nicht von ihr ließen. Und wieder diese willenlose Schwäche! Sie dachte an Rudolf. Es geschah ihm schon recht — er hatte sie ja selbst dazu aufgefördert, hier in den Wald zu gehen.

Da hörte sie den Assessor sagen: „Von dort bin ich gekommen, dorthin werde ich zurückwandern. Seit drei Tagen hab ich Abschiedsstimmung!“

Sie schwieg. „Und“ — fügte er hinzu, „ich kam fröhlicher, als ich gehen werde. Denken Sie des Tages noch?“

Auch ihre Blicke schweiften in die Weite. „Sie sangen ein fröhlich Lied. Ich hatte Sie mir fröhlicher gedacht danach, Herr Better. Wie waren die Verse gleich?“

„Muß ich?“

„Sie müssen!“

„Es war Blödsinn. Aber wenn Sie durchaus wollen ...“ Er begann:

„Wer kommt dort von der Höh,
Wer kommt dort von der Höh,
Wer kommt dort von der lebernen Höh,
gi, ga, lebernen —“

Ruth hatte die Hand erhoben.

„Sehen Sie,“ sagte er, „ich hab es ja gleich gewußt. Ich hätt es nicht singen sollen. Dazu muß man von Fröhlichkeit geradezu strotzen. Sonst ist es ledern und peinigt die Nerven.“

„Aber damals war es, als bliese der Postillon von der Höhe. Es klang durch den ganzen Wald.“

Er seufzte: „Damals! Damals brachte der Postillon gleichsam einen lustigen Bruder Studio hierher. Und wenn ich jetzt singe, so ist es, als blase er mit einem Trauermarsch meine Leiche fort. Und ich sing doch richtig! Eigentlich wird sich nur mein Kadaver auf den Weg machen und weiterziehen!“

Eine Stille entstand, die fast eine Viertelstunde währte.

Plötzlich rechte Hans Nestorp die Arme aus. „O“ — wie ein gedämpfter Schrei klang es — „warum bin ich denn so feige? Warum nehm ich dich nicht und reiß dich an mich? Warum sitz ich hier und red ganze Bücher voll sanfter Trauer und Verzweiflung, anstatt auf dich loszuspringen, anstatt dich blutig zu küssen? Ruth, Ruth, warum fehlt mir die brutale Kraft dazu? Warum ist mein Gewissen so zart, warum darf ich nicht auch mal alle Dämme nehmen und glücklich sein? Eine Stunde laufen wir, und wir kriegen im Dorf einen Wagen. Oh Rudolf etwas merkt, sitzen wir in der Bahn und fahren in die weite Welt! Warum denn nicht? Wenn die Zwei will, reißt sie die Eins doch vielleicht um!“

Die junge Frau hatte wie stehend die Hand erhoben. Als ob sein Arm sie schon umschlinge, zitterte sie angstvoll: „Nein ... Nein!“ Sie wollte aufspringen ... Die Knie waren ihr wie gelähmt. Das Haupt fiel ihr zurück gegen den Stamm der Buche. Sie schloß die Augen.

Wenn er jetzt auf sie zusprang, dann war sie verloren. Sie konnte sich kaum rühren.

Mechanisch fast ballten sich die Hände zur Faust. Und dabei war sie bemüht zu lächeln, gleichsam um ihm ihre Angst, Hilflosigkeit und Erwartung nicht zu zeigen. Das Lächeln sollte sagen: was redest du da für scherzhafte Zeug! Gequält, mit aller Gewalt festgehalten stand es in ihrem Gesichte.

Ein raschelnder Laut — beide sahen sie sich um. Es war nichts. Vielleicht ein Vogel, ein Wild. Vielleicht auch schlich Schnuppe schon um sie herum. In den letzten Tagen lief er im weiten Bogen mit einer Leidensmiene um die Herrin, als wollte er sie durch demütige Treue versöhnen.

Hans Nestorp hatte nervös sein Bärtchen gedreht, als könne er zu keinem Entschluß kommen. „Warum reiß ich dich nicht an mich? Warum fliehen wir nicht?“ murmelte er einmal über das andere Mal. Er machte ein verzweifelteres Gesicht dazu.

Und plötzlich sah Ruth ihn groß an. Er kam ihr mit einemmal komisch vor. Wie ein Hampelmann. Da stand er, drehte verzweifelt den Schnurrbart und fragte sich in melancholisch leidenschaftlichem Accent: Warum reiß ich dich nicht an mich?

Sie hatte gezittert, als er's das erste Mal gesprochen, sie hätte keinen Widerstand leisten können, alle Nerven waren ihr gespannt, daß im nächsten Moment etwas Entsetzliches, Unausdenkbares geschehen müsse, wodurch ihr ganzes Leben in andere Bahnen gerissen ward.

Aber nun, da das Entsetzliche ausblieb, da Hans Nestorp immer noch mit den großen Worten sich herumschlug, mußte sie plötzlich lächeln. Sie fühlte sich freier. Und doch war ganz zuletzt etwas in ihr wie eine ganz leise Enttäuschung. Seine Worte kamen ihr jetzt vor wie große Seifenblasen, denen sie mit den Augen folgen mußte, bis sie zerplakten. Sie zerplakten alle ...

Endlich mochte der Assessor zu einem Entschluß gekommen sein. Er kam auf sie zu. „Ruth,“ sprach er leise, als dürften es selbst die Wipfel nicht hören ... „Ruth ... ich liebe dich ... ich will auch mal ein Glüd haben ... nehmen, wo ich es finde ...“

Er stockte. Sie lächelte nur. Das Lächeln deutete er falsch. „O Ruth, Ruth ...“

Mit einer wilden Bewegung ergriff er sie, wollte sie an sich reißen. Es mochte ihm

etwas vorschweben von einem Tigersprung — aber der Tiger sprang zu spät.

Jäh stieß Ruth ihn zurück. Doch daß er es überhaupt gewagt, erhöhte ihn einen Moment, so daß wieder die hilflose Schwäche und Furcht sie überkam. Mit einem Schrei lief sie in den Wald, der Oberförsterei zu.

„Ruth!“

In langen Sähen er ihr nach. Wie ein geheftetes Wild kam sie sich vor. Hatte sie über ihn gelacht, um ihm nun doch in die Hände zu fallen? Ihre Brust leuchtete, ab und zu schrie sie — dabei rannte sie vorwärts. Aber sie fühlte, wie der Fuß schwer und schwach ward, wie er nachschleifte — der Enkel war zu schwach.

Zitternd blieb sie stehen und sah sich um. Hans Nestorps Gesicht war jetzt wirklich verzerrt vor Leidenschaft. Die Blamage machte ihn wild — Ruth durfte so nicht nach Hause ... immer näher kam er ihr.

Weinend, leuchtend, vor Angst fast vergehend lief sie ein Stück weiter. Nicht lange, denn plötzlich sank sie mit einem Behlaut zusammen, der Fuß war umgelenkt.

Ihr Haupt sank vor, sie weinte nicht mehr. Sie wartete. Nun brach es doch herein über sie! Nicht einen Gedanken konnte sie fassen. Sie wußte nur, daß sie verloren war. Es war ein dumpfes, nicht einmal schmerzliches Gefühl. Wie gelähmt war ihr alles. Nur ein Wimmern hatte sie.

Mit einem Male klang scharf und wütend ein Kläffen — und als wollte es sich überlagern, schoß etwas Schwarzes übers Moos auf Hans Nestorp zu — Schnuppe. Als läß der Teufel in dem trummbeinigen Rüter, fiel er den Assessor an.

„Schnuppe!“

Wie entgeistert, als könne sie es nicht glauben, hatte Ruth auf das erste Kläffen gehorcht. Eine kurze Strecke nur trennte den Assessor noch von ihr — im nächsten Augenblick mußte er bei ihr sein!

„Schnuppe!“

Sie rief's noch einmal, halb erstickt von noch unsaßbarer Freude. Wie eine Erlösung, wie ihr guter Geist kam der Tackel. Ein heißer Strom von Seligkeit durchströmte sie. Weinen hätte sie können und gleichzeitig vor Glück jauchzen — die geringste Kleinigkeit konnte sie ja jetzt in alle

Himmel der Freude oder in die tiefsten Gründe des Leids versetzen.

Nun war alles gut, nun war Schnuppe bei ihr — Schnuppe, von dem Rudolf gesagt hatte, er würde ihr Beschützer sein.

Eine wunderbare Ruhe überkam sie. Hell auf mußte sie lachen, als sie den Dampf sah, den Hans Nestorp mit dem Hunde führte. Der Tackel wollte sich absolut in seine breiten Hosen verbeißen. Der Assessor schrie, tobte, stieß mit den Schuhen nach ihm, mußte aber alle Augenblicke in die Höhe zappeln, um die Hosen in Sicherheit zu bringen. Wahrscheinlich hätte ein anderer es auch nicht anders machen können, denn Schnuppe schien in seiner Wut geneigt, sich eher totschlagen zu lassen, als mit seinen Angriffen aufzuhören.

Ruth aber mußte über das komische Bild so lachen, daß ihr die Thränen runterliefen. Die Gefahr, in der sie geschwebt oder die sie sich eingebildet, schien vergessen zu sein: die Möglichkeit, daß Hans Nestorp gefährlich sein könne, mochte sie gar nicht mehr begreifen.

Mit Mühe und Not gelang es ihr, Schnuppe an sich zu locken. Sie umfaßte das Tier mit stürmischer Zärtlichkeit. Auch der Hund war ganz toll vor Freude, daß die Herrin ihn wieder liebte. Und als hätte er begriffen, weshalb er Lob verdient, wollte er sich immer von neuem auf den unglückseligen Assessor stürzen. Mit Gewalt mußte sie ihn zurückhalten. Da verstand er und trat knurrend zur Seite.

Ruth von Bergen erhob sich langsam. Der Fuß that weh.

Hans Nestorp hatte den Kopf gesenkt. Wie ein ertappter Schulbube vor dem Lehrer stand er vor ihr.

„Nun, Herr Assessor —?“

Sie wunderte sich selbst über ihre ruhige Sicherheit. War es, weil Schnuppe neben ihr war? Oder weil sich Hans Nestorp lächerlich gemacht?

Scheu, von unten herauf, blickte er sie an. Sie schien ihm größer. Da trocknete er sich, obwohl es nicht heiß war, mit dem Taschentuch die Stirn.

„Gnädigste Cousine,“ sagte er kläglich, „es ... thäte mir leid, wenn Sie ... schlecht von mir dächten. Ich bin eben ... ein

Unglückswurm. Und ich kann jetzt nichts weiter thun als aus reuigem Herzen um Verzeihung bitten."

Er seufzte. Sie hatte die linke Hand leicht gegen den nächsten Baum gestützt.

"Können Sie ... mir verzeihen, gnädigste Cousine?"

Sie richtete sich auf. "Ja, Herr von Nestorp," erwiderte sie ruhig. "Und damit Sie nicht im Zweifel sind, weshalb Ihnen diese Verzeihung gewährt wird, so mögen Sie auch das wissen. Ich trag insofern selbst Schuld an dem Vorgefallenen, als ich zu lange Ihre Gespräche geduldet. Was geschehen ist, soll vergessen sein — unter einer Bedingung."

Er hatte die Lippen zusammengepreßt. "Ich kann sie mir denken."

"Um so besser. Und wann ... rufen die dringenden Geschäfte Sie fort?"

Wieder ein Seufzer. "Sobald es ohne Aufsehen zu erregen angängig ist."

"O ... die Entschuldigung genügt vollkommen. Sie haben gewiß in Berlin einen guten Freund. Schreiben Sie ihm noch heute, bringen Sie den Brief zum nächsten Postamt, dann ist er morgen in Berlin. Und morgen noch kann die Depesche, die Sie heimruft, hier sein. Übermorgen ist der Wagen frei — ich brauche nicht zu sagen, wie sehr mein Mann und ich bedauern werden, daß Ihr Aufenthalt nur so kurz währte."

"Sie höhnen, gnädigste Cousine."

"Nein. Ich spreche von Notwendigkeiten. Und ich habe keine Veranlassung, sie tragisch zu nehmen."

Langsam nickte er vor sich hin.

"Ich danke ... die Hauptsache und der einzige Trost, den ich mitnehme: daß Sie mir verzeihen. Darf ich die Hand küssen, die — —"

"Beim Abschied," sagte sie freundlich. "Aber da ich nicht weiß, ob ich allein nach Haus komme, dürfen Sie mir Ihren Arm geben. Mein Fuß ist vielleicht verstaucht. Ich darf nicht laufen."

Erschrocken sah er sie an. "Auch meine Schuld," murmelte er.

"Aber das alles ist in die Verzeihung eingeschlossen. Still, Schnuppe —!"

Der Hund wollte wieder attackieren.

Langsam führte Hans Nestorp sie heim. Er bemühte sich, sie zu stützen, ohne ihr doch zu nahe zu kommen. Sie mußte lächeln.

Als sie vor der Pforte standen, zuckte es schmerzlich über des Assessors Gesicht. Noch zwei Tage — dann mußte er das Haus verlassen.

"Und das alles nur," sagte er, "weil eine Zwei im Größenwahn auch mal eine Eins sein wollte!"

* *

Ruth von Bergen meinte noch das Rollen des Wagens zu hören, der den Assessor zur Station brachte. Sie saß in ihrem Zimmer und hatte die Hände ums Knie gefaltet.

Wie ein leises verstehendes Lächeln war es über Rudolfs Gesicht gegangen, als Hans Nestorp die „dringenden Geschäfte“ vorbrachte und seine Taschen nach der Depesche durchsuchte.

"Schade. Doch in diesem Fall darf ich dich nicht halten" — das war alles!

Sie hätte gern gewußt, was ihr Mann dachte, wieviel er ahnte. Denn sie glaubte jener Miene gleichgültiger Geschäftigkeit nicht, mit der er über alles hinwegjah.

Bis zum Walde wollte er dem Assessor das Geleit geben — er hatte sich neben ihn in den Wagen gesetzt.

"Soll Schnuppe mit, Ruth?"

"Nein — laß ihn hier!"

Mit Beitschenthall und Hütenschwenken waren sie aus dem Thor gefahren. Sie blieb allein zurück im großen Hause. Ehe Rudolf zurückkam, konnten drei, vier Stunden vergehen.

Still war es in jedem Gemache. Die Uhr ging. Auch die im Nebenzimmer konnte man hören.

In seltsamer Ergriffenheit sah die junge Frau hinaus in das Keimen und Schwellen, in all das junge Grün. Blau war der Himmel darüber, und durch das helle Blau ruderte fast schwerfällig jetzt ein großer Vogel. Ob's ein Habicht war? Oder ein Fischreiher?

Plötzlich wurden ihre Augen groß. Die Försterfrau — — was hatte denn die Försterfrau gesagt?

Die Störche waren schon da — drei Stück — die Störche flogen hier herüber. Und hier wohnten doch nur ... nur — die

Alle hatte einen komischen Ausdruck gebraucht — „alte Krauter!“ Wo wollten denn da die Störche hin?

Ruth von Bergen hob den Kopf immer tiefer in den Nacken. Ihre Augen wurden immer größer. Das Blut färbte ihr Gesicht.

Was ich für eine Thörin bin! dachte sie. Und unverwandt folgte sie mit den Blicken den Kreisen, die der Raubvogel zog.

Was ich für eine Thörin bin!

Aber schon war in ihr eine zage Seligkeit, daß sie erschauernd die Augen schloß, als würden Thore weit geöffnet, durch die ein ewiges Glänzen schlug — ein Glänzen, das die Blicke noch nicht ertrugen.

Zitternde Hoffnung und schmerzliche Furcht erregten sie. Sie erhob sich, schlang beide Arme um das Fensterkreuz und legte die Stirn dagegen. So blieb sie minutenlang.

Und mit einem Male stürzten ihr die Thränen aus den Augen, ein irres Zauchzen aber scholl in all die Thränen hinein: „Mein Kind — mein Kind!“

Und Ruth von Bergen lag auf den Knien und wollte beten, aber sie konnte es nicht. Sie rang nur die Hände.

Dann saß sie wieder still. Sie saß wie vorhin. Nur daß ein Leuchten über ihr Gesicht flog. Die dümmsten Gedanken kamen ihr. An eine alte Puppe, an eine gleichgültige Scene im Vaterhaus, an ein Mäuslein, welches sie als Kind in der großen Wassertonne ertränkt. Hinter all diesem Nebenächtlichen jedoch stand das andere, neue, das große Wunder, wie das Allerheiligste, an das nichts rühren darf, um das selbst die Gedanken scheu herumschleichen und das doch jeden einzelnen erwärmt und durchstrahlt.

Auch Hans Nestorp fiel ihr ein. Wer war Hans Nestorp? Wieviel Jahre war er schon fort? War er nicht so sehr jung noch, so ... so unreif?

Aber plötzlich erschrat sie. In dem jähen Schreck barg sie das Gesicht in den Händen.

Großer Gott, an welchem Abgrund war sie dahingeschritten? War's nicht ein Wunder, daß sie gerettet worden? Hatte nicht alles an einem Haar nur gehangen?

O, und mit dem Bewußtsein hätte sie ihrem Kinde, hätte sie dem Vater ihres Kindes unter die Augen treten sollen! Wäre

dann aus leichter Verirrung nicht unerhörter Frevel erwachsen, der ihr Glück vergiftet, der das Allerheiligste getrübt hätte?

Als wäre sie wirklich schon in Schuld verstrickt, saß sie wie zerschmettert.

Doch dann, wie ein Erlösungsschrei: „Schnuppe! — Schnuppe!“

Der Hund sonnte sich. Mit einer stürmischen Zärtlichkeit nahm sie ihn auf, preßte ihn an sich, zauste ihn, kraute ihm das Fell.

Das dumme Tier — das war ihr Retter geworden, der Retter ihres Glücks, ihres Lebens — ach, nicht nur des ihren!

Schnuppe! Ihr war, als müßte er zuerst auch das Wunder hören, ihrer Seele Seligkeit. Und wie ein Kind raunte sie dem trummbeinigen Gesellen ihr heiliges Geheimnis ins Ohr — lachend, weinend ...

Da klang ein Schritt. Sie horchte auf. Rudolf? Unmöglich konnte er schon zurück sein ... Aber er war es. Er legte den Hirschfänger ab. „Ich konnte heut ... nicht ins Revier gehen.“

Weiter nichts. Er stellte sich ans Fenster. Er sah ernst aus. In holdseliger Scham und doch stolz blickte sie zu ihm hinüber.

„Ist der Vetter fort, Rudolf?“

„Ja. Er bat um eine Empfehlung an dich!“

„Danke!“

Wieder ein Schweigen. Der Oberförster drehte seinen Trauring. Ab und zu schielte er hinüber zu Schnuppe. Ruth hatte den Arm fest um den Tackel gelegt.

„Du hast dich wieder mit Schnuppe verjöhnt?“

„Er soll nie mehr von mir fortgehen.“

Ein Aufatmen hob seine Brust. Ein paar-mal schien er zu einigen Worten ansetzen zu wollen. Endlich sagte er: „Ob Hans Nestorps Geschäfte so ... dringend waren?“

„Nein!“

„Und warum reiste er?“

„Weil ich ihn fortgeschickt hab!“

„Ruth!“

Wie ein Schlag war es durch seinen Körper gegangen. Der große, breitshulterige Mann hatte sich jäh umgedreht.

„Hat er ... dir etwas ... gethan?“ Die Worte wollten nicht von seinen Lippen.

„Nein, Rudolf!“

Schwerfällig schritt er auf und ab. In seinem sonst so ruhigen Gesicht arbeitete es.

Plötzlich trat er auf sie zu. Seine zierlichen Hände — das einzig Zierliche an ihm — legten sich auf ihre Schultern.

„Wie heißen die Verse, Ruth ... die Bibelverse? Sag sie mir und sieh mich an!“

Groß, voll, gläubig blickte sie empor zu ihm. Und so sprach sie — nicht wie einst in dem feierlich-eintönigen Stimmfall dellamierender Kinder, sondern mit gläubiger Kraft und Inbrunst:

„Wo du hingehst, da will ich auch hingehen; wo du bleibst, da bleibe ich auch. Dein Volk ist mein Volk, und dein Gott ist mein Gott.“

„Wo du stirbst, da sterbe ich auch; da will ich auch begraben werden. Der Herr thue mir dies und das, der Tod muß mich und dich scheiden.“

Immer stärker hatte es den Mann geschüttelt. Als das lezte Wort verklungen war, schloß er sie fest in beide Arme. Laute tiefster Zärtlichkeit wollten sich ihm entringen — es wurde nur ein halb rauhes Stammeln. „Du bleibst bei mir ... im Walde, Ruth!“

„Immer, Rudolf!“

„Und wenn es so einsam ist ... ich will öfter bei dir sein, wir werden im Winter Spiele kommen lassen ... Schach ... und was du willst.“

Er klagte sich selber an in den Worten.

Und sie: „Nein, Rudolf ... wir werden ... nicht mehr ... einsam sein!“

Ihr Gesicht glühte. Sie zitterte in seinen Armen.

„Nicht mehr einsam sein ... willst du eine deiner Cousinen etwa ...?“

Noch ehe er aussprechen konnte, schüttelte sie den Kopf.

„Rudolf!“ Sie hob sich auf die Fußspitzen. In sein Ohr flüsterte sie noch einmal: „Wir werden nicht mehr einsam sein!“

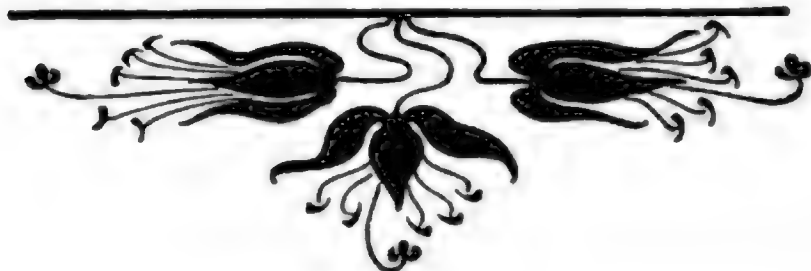
Langsam, während er die Worte mechanisch nachsprach, ließen seine Arme von ihr. Und plötzlich packten die zierlichen Hände mit eisernem Griff ihre Schultern. Er bog sie von sich ab, er sah in ihr glühendes, gesenktes Gesicht.

„Ruth!“ Immer fester, als wollte er ihr alles zerbrechen, ward der Druck der Hände — dieser Hände, die nichts mehr losließen, was sie einmal gepackt hatten.

Sie schrie nicht auf, sie spürte den Schmerz. Aber sie wußte, es war seine Liebe.

Und mit geschlossenen Augen lehnte sie an ihn. Sie hörte das Schlagen seines Herzens, das kurze, heftige Atmen seiner Brust.

Und darüber kam, durch das offene Fenster, das Rauschen des Waldes. Manchmal blinzelte sie hinüber, da sah sie das Grün prangen, und die Bäume nickten ihr mit den Zweigen zu — nicht mehr grausame Wächter, die sie absperreten vom Glück des reichen Lebens, von nun ab durch alle folgenden Jahre wieder die freundlichen Schirmherren des Friedens ...





Philipp Otto Runge: Basreliefzeichnung „Der Triumph des Amor“.
(Aus den „Hinterlassenen Schriften“.)

Philipp Otto Runge

ein Maler der Romantik

Von

Franz Schultz

(Nachdruck ist unter sagt.)

Der 1810 verstorbene Maler Philipp Otto Runge ist erst 1893 in der deutschen Kunstgeschichte wieder entstanden. In diesem Jahre zog ihn Alfred Lichtwark aus der Vergessenheit, der er nur bei einer in romantischen Traditionen fortlebenden Gemeinde noch nicht verfallen war, in der Schrift über Hermann Kauffmann und die Kunst in Hamburg von 1800 bis 1810. Der berufenste Kenner läßt hier ein überraschendes, scharfes Licht fallen auf einen Pfadfinder moderner Kunst, der gegen alle Traditionen vorhergehender Epochen revolutionierend seiner Zeit weit voraus war, der im Bildnis wie im Ornament als der Begründer des Stils angesehen werden muß, der für unser Jahrhundert charakteristisch wurde.

Vündig hat Runge mit klarem Blick die Bestrebungen aller neu schaffenden Ingenien des Jahrhunderts vorweggenommen, wenn er in Theorie und Praxis den Leitsatz ausdrückte, daß nicht mehr die von den älteren Meistern schon erschöpften Reize der Form und Komposition uns weiter führen könnten, sondern Licht, Farbe und bewegendes Leben den Inhalt einer neuen Kunst ausmachen

mußten. Drei Generationen von Akademikern, die erst an die Zeichner und dann an Koloristen aller Epochen anzuknüpfen gesucht, haben uns nicht weiter geführt, bis erst heute Runges Bemühungen in vollem Umfange wieder aufgenommen werden. Lichtwarks Entdeckung kam gerade noch zeitig genug, daß Richard Muther im Anschluß an sie dem zweiten Bande seiner „Geschichte der modernen Malerei“ (1893) geschickt ein Kapitel vorheften konnte: „Ein Vorispiel. Ph. O. Runge“. Durch Muthers ebenso verdienstes wie weitverbreitetes Buch wurde Runge dann wieder einem größeren Publikum bekannt.

Lichtwark hatte sich bei seiner Beurteilung auf ein neues Material stützen können, auf einige der zahlreichen und zerstreuten von Runge gemalten Bildnisse, damals, 1893, noch alle bis auf eines im Privatbesitz. Dieses eine ist seit 1889 ein Anziehungspunkt der Hamburger Kunsthalle und die Unterlage für die modernen kunsttechnischen Runge-Studien. Es stellt die drei Kinder von Runges Freund Gölßenbeck dar. Ein Knabe und ein Mädchen haben sich vor einen Kinderwagen gespannt, mit dem sie an einem grau

gestrichenen Stadt halten. In dem Wagen ein Säugling, der mit der Rechten den Stengel einer hohen, am Wege stehenden Sonnenblume umklammert und nach dem sich das Mädchen erschrocken umsieht. Im Hintergrunde die Scenerie eines Hamburger Vorortes. Der volle Sonnenschein eines heißen flimmerigen Sommertages liegt voll auf der Gruppe und ergießt sich mit Schatten und Reflexen über Formen und Farben.

Das Ganze ist in seiner gleichsam dramatischen Erfindung und in der Technik völlig neu. Hier war wirklich schon 1805 die Parole der Freilichtmalerei: „faites entrer le soleil“ verwirklicht.

Ich kann die weiteren Verdienste der Hamburger Kunsthalle um Runge, die jetzt auch den ganzen zeichnerischen Nachlaß besitzt, übergehen und gedenke nur noch der 1895 von Lichtwardt herausgegebenen Pflanzen-silhouetten, die der Künstler mit fabelhafter Geschicklichkeit, der Natur bis auf die feinsten vibrierenden Fäserchen nachführend, aus weißem Papier mit der Schere spielend entwarf und freigebig austreute. Seine seltene Begabung für die dekorative und Kleinkunst, für Stickerie, Zimmerverzierung, für das Ornament, daß er frei von gotisierender Gewalttätigkeit und doch mit starkem Stilgefühl auf freie Verwendung der Naturformen aufbaute — ein Vorgänger Schinkels und Neureuthers —, wurde erkannt. Kurz, wäre Runge's Vorhaben zu stande gekommen, in Hamburg eine Kunstschule, eine Werkstatt zu errichten, für die er selbst die Ideen hergab, wir würden bei seiner Vielseitigkeit nicht absehen können, welches Gesicht die deutsche Kunst des neunzehnten Jahrhunderts erhalten hätte.

So weit das moderne Kunsturteil. Es diene als Voraussetzung, um einer historischen Betrachtung Runge's Aktualität und Reiz zu verleihen. Denn hier soll Runge in einem anderen Zusammenhange erscheinen: als ein merkwürdiger Typus der deutschen Romantik, jener großen Epoche unseres Geisteslebens, die in einer ihr wahlverwandten Gegenwart nach Jahren der Herabsetzung wieder erhöhte Beachtung und steigende Zuneigung erfährt. Daß Runge's ganzes Künstlertum in der Romantik wurzelt, nicht nur sein vor Lichtwardt einzig in der Öffentlich-

keit bekanntes allegorisches Hauptwerk, die vier Blätter der „Tageszeiten“ (Morgen, Mittag, Abend, Nacht), wird dann deutlich werden. Und so muß es dem, der, von der romantischen Litteratur zu Runge geführt, Lichtwardt anders geartete Studien kennen lernt, hoch erfreulich sein, auch dort die Hilfe der Litteraturgeschichte herbeigerufen zu sehen.

Das Jahr 1840 bescherte den vielen damals noch lebenden Freunden und persönlichen Bekannten Runge's eine liebe, erinnerungsreiche Gabe. Damals erschienen die zwei Bände „Hinterlassene Schriften von Philipp Otto Runge, herausgegeben von dessen ältestem Bruder“. Dem romantischen Dichter Ludwig Tieck und dem romantischen Naturphilosophen Heinrich Steffens sind sie gewidmet. Schon damit weisen sie zurück auf ihre Zugehörigkeit zu einer abgeebbten und inzwischen mannigfach diskreditierten Bewegung im Reiche der Geister. Es ist auch natürlich, daß wir unter den Subskribenten Bettina von Arnim und Jakob Grimm, Arndt und Berthes, die beiden hochverdienten Gemäldesammler Boisserée, den nazarenischen Maler Philipp Veit und den trefflichen Kunstkennner Herrn von Rumohr, Clemens Brentano, Joseph Görres und den die Spuren der Romantik nachtretenden Wolfgang Menzel finden. Der Herausgeber, Daniel Runge, Philipp Ottos Bruder, hatte ihm im Leben am nächsten gestanden; eine herzensgute, treuherzige Bruderseele, hat er in diesen Bänden ein weit zerstreutes, fundamentales Material zusammengetragen an Briefen von und an Runge, Aufzeichnungen und Gedichten, Mitteilungen, zeitgenössischen Stimmen und Reproduktionen.

Mag darin auch Ökonomie und Kritik zu kurz kommen, ein patriarchalischer, streng dogmatischer Bibelglaube oft die Gesichtspunkte einseitig verrückt haben: nur mit dieser, heute schon selten gewordenen Sammlung in der Hand vermag man Runge's Wesen geschichtlich nachzugehen. Und so gewinnt man von hier aus auch so recht einen Einblick in die altväterische, werktätige, schlichte und ehrbar fromme, niederdeutsche Umgebung, in der Runge aufwuchs und an der er schließlich sein ganzes Leben lang haften blieb.



doch einmal etwas werden mußte.“ So kam er 1793 nach Hamburg in das Handlungshaus seines Bruders und damit in einen Kreis von idealen, aber doch frisch ins thätige Leben hineinschauenden Freunden, der fortan die feste Mitte seines Daseins bildete, der Herterich, Berthes, Speckter u. a., die mit liebevollem Auge über seinem Gedeihen wachten und seine schon in der Kindheit an allerlei Schnübereien und Silhouetten sich äußernde Begabung zu hegen suchten. Aber sein immer mächtiger anschwellender Schöpfungsdrang suchte einen Ausweg aus dem Kaufmannscomptoir. Just in diese inneren Wärungen hinein fiel ein neues Ferment, ein Buch, „Franz Sternbalds Wanderungen, eine altdeutsche Geschichte“, der Künstler- und Bildungsroman L. Tiecks, des Romantikers. „Mich hat nie so etwas im Innersten meiner Seele ergriffen“, beteuert Runge. Es schien ihm manches darin eigens für seine Lage geschrieben zu sein. Noch sind es nicht die Doktrinen des Buches, die auf ihn wirken, sondern die einfachen häuslichen Empfindungen frommer Menschen, der sanfte Fluß in dem poetisch bedeutenderen, ersten Teile des Romans, die ihn hinnehmen. Runge wie jener wandernde Sternbald ein reiner Zünger der Kunst mit einer Sehnsucht in die blauen Fernen. Auch er im Konflikt mit den Anforderungen des bürgerlichen Lebens, mit seinen Eltern, von wo ihm eine ruhige, behagliche, gewinnbringende Existenz vorgehalten wird, und in Zweifeln, ob er die Brotlosigkeit und Ungewißheit der Kunst für diese eintauschen dürfe; auch er mit einem bohrenden Gefühle des Mißverhältnisses zwischen seinem glühenden Willen, Staunen und Bewundern und seinem technischen Unvermögen. Der romantische Künstlerroman verhalf in dem Kampfe zwischen einem idealen und philiströsen Lebensprincip dem ersten in ihm zum Siege. Mit den an Sternbald anklingenden Worten: „Was sollte wohl aus mir werden, wenn ich nicht die Kunst allein im Auge hätte!“ wird die innere Entscheidung für den Künstlerberuf der Welt verkündet. Er verläßt den Comptoirschemel und geht zur Ausbildung nach Kopenhagen.

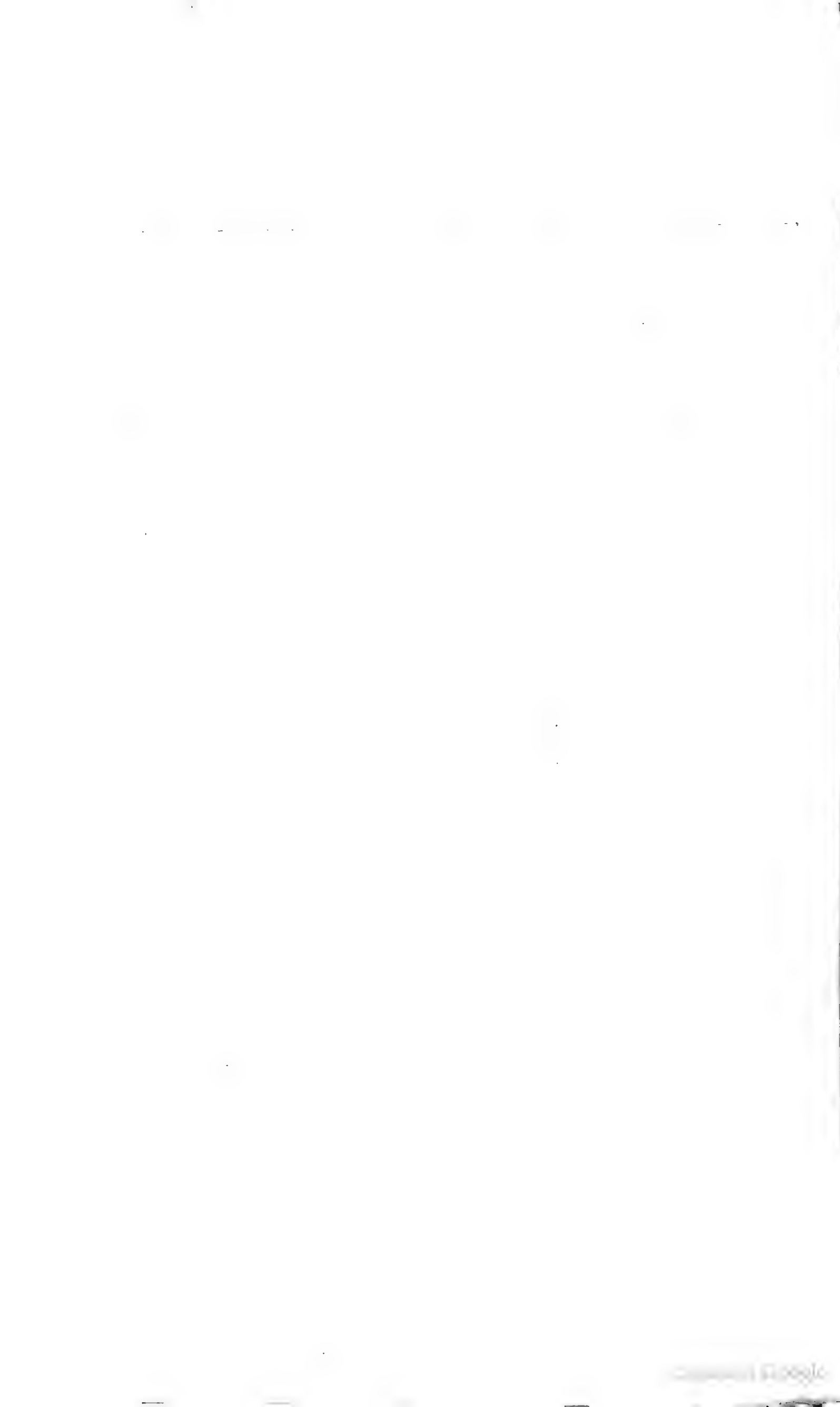
Aber der Widerstreit zwischen den eingewurzelten, auf die praktische Bethätigung

gerichteten strengen Anschauungen der Seinigen und seinem Künstlerwillen zieht sich noch jahrelang hin; aus dem „Sternbald“ holt er sich oft mit wörtlicher Entlehnung das geistige Rüstzeug. Es ist hübsch, wenn er seine besorgten Eltern, die nur aus Abneigung gegen akademistische Gewohnheiten keinen Sohn hatten studieren lassen und nun den einen sich gar in ein Künstlertreiben stürzen sahen, wenn er sie auf den schönen Brief hinweist, den im „Sternbald“ der alte Albrecht Dürer seinem Schüler schreibt, ihn zur Schlichtheit und Frömmigkeit anhaltend: „— weil du mit warmer, brünstiger Seele die Bibel liestest und die heiligen Geschichten, so wirst du auch gewißlich ein guter Maler werden, und ich werde noch einst stolz auf dich sein.“

Der Unterricht an der Kopenhagener Akademie füllte ihn aber ganz und gar nicht aus. Er war nun einmal schon damals nicht dazu angethan, an einem akademischen Leitseile gezogen zu werden, und stand wieder allein unter all den Leuten. Da ging er im Frühling 1801 nach Dresden, weniger um den Unterricht des alten Graff zu genießen, als um in einem Centrum der Kunst zu stehen, angesichts der Galerie zu schaffen, die schon die Kunstanschauung mehrerer Generationen gespeist und noch soeben die Grundlage für alle Künstlerörterungen der romantischen Schule abgegeben hatte.

Hier fand Runge sich selbst, sein Ziel und die Wege dazu. Noch in Kopenhagen hatte er auf Goethe und die Weimarischen Kunstfreunde gehofft, die gerade damals in den „Propyläen“ einen Hort des extremsten Klassicismus aufrichteten und junge Künstler heranzuziehen suchten. Wenige Monate in Dresden — und er ist ein völlig anderer. Was lange unklar in ihm gewühlt hatte, war weniger unter dem Eindrucke, den die Ablehnung seiner in Weimar eingereichten Preiszeichnung „Der Kampf des Achill mit den Flußgöttern“ auf ihn gemacht hatte, als unter dem persönlichen Verkehr mit Ludwig Tieck, dem das Wesen der Romantik ausschöpfenden und von ihr proklamierten Dichter, in ein helles Licht emporgeholt worden. Die intime Geschichte dieser Beziehungen umschließt ein Kapitel deutscher Romantik und den Ausgangspunkt des Künstlers Runge.







sind doch mit ihm verwandt.“ Die Ähnlichkeit von Runge's Innenleben wie äußerem Schicksal mit Novalis hat denn auch Steffens in seiner Selbstbiographie betont. Jedenfalls trat Runge nun in Tied's Herzen für einige Jahre an die Stelle Hardenbergs.

„Tied kam zu mir,“ schreibt Runge am Anfange ihrer Bekanntschaft, „und wir kamen auf die Weimari'sche Ausstellung zu sprechen, und so weiter auf die Kunst. Er meinte, daß es doch nicht der rechte Weg sei, was sie da wollten, wenigstens nicht was und wie sie es trieben; ich meinte das auch. Ich bat ihn um eine Erklärung, was er im Ernste von meinem Amorбилde denke? Er meinte nun: so werde es wohl selten jemand ganz verstehen; wer aber Sinn dafür hätte, würde durch dasselbe immer einen Leitfaden zu schönen Träumen, die er sich selbst herausdächte, daran haben, und das sei am Ende die Kunst, die jetzt entstände und entstehen müsse. Es sei doch wohl ein vergeblicher Wunsch, die alte Kunst, die Historie wieder hervorzurufen. Denn ob das wohl je wiedergekommen, was einmal gewesen ist? Dies waren so einzelne Töne, die uns immer weiter leiteten, die abgebrochen nur vorkamen, und wobei jeder es sich weiter dachte. Wir standen noch lange bis im Dunkeln, und die einzelnen Worte tönten wie Accorde in dem andern wieder; — er hat mich recht lieb, das weiß ich wohl.“ Diese Situation führt in medias res ihres geistigen Austausches hinein. Runge, auf dessen reiches inneres Triebleben bisher niemand in Wahlverwandtschaft eingegangen war, hatte hier zum erstenmal jemanden gefunden, „der ihn ganz verstand, den er ganz verstand“, mit dem „das Beste in ihm in eins zusammenstimmte“, und was der brieflichen Zeugnisse mehr sind. Als unmittelbare Reflexe Tied'scher Gespräche — das kann nicht stark genug betont werden — bildeten sich die weitläufigen, bald mit überraschender Simplicität und Durchsichtigkeit hingestellten, bald nebelhaft hin und her wogenden Ideen, die er in den Dresdener Jahren zu entwickeln unermüdlich ist. Ihre Grundzüge mit der Kunstlehre der Romantik zusammenzustellen, bleibt nicht ohne Gewinn für die Kennzeichnung beider Teile. Ist es vorerst nicht allgemein romantisch, wie

Runge es jetzt bald thut, von dem erbärmlichen Sinne der Aufklärung, von einer neuen Kunst, einem neuen Zeitalter zu reden, sich wie Runge zu fühlen als den „Sprecher der wahren Kunst des Jahrhunderts“?! Es war ja das Jahr, in dem Wilhelm Schlegel in seinen programmatischen „Berliner Vorlesungen“, dem letzten Trumpf der Jenaer und Berliner „romantischen Schule“, auch vor der Öffentlichkeit als solcher auftrat und mit der Vergangenheit abrechnete. Daß Runge, in dem die scientia infusa größer war als die scientia acquisita, in herrlichen Worten sich gegen eine rein formale Bildung lehrt, die erst Worte und dann den Sinn will, gegen das unempfundene Nachsprechen eines räsonnierenden Zeitalters in Wissenschaft und Kunst, zeigt, wie sehr ihm unter dem Einflusse der neuen Schule der Mut, er selbst zu sein, gewachsen ist. Und eine seelische Empfänglichkeit war natürlich auch vorhanden, als er die Kunstlehren der Romantik nun aus Tied's Munde lebendiger in Empfang nahm, als sie ihm Bücher hatten vermitteln können. Was wir in Wadenroders „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“, in Tied-Wadenroders „Phantasien über die Kunst“, in den theoretischen Partien des „Sternbald“, in Friedr. Schlegels „Europa“ lasen, das hören wir ihn nun oft in seinen brieflichen Ergüssen wiederholen: also jene zweifellos im Kern richtige Anschauung, daß das Gefühl in einem jeden Künstler das erste und oberste sein müsse; daß es sich nicht um das Wie der Ausführung, sondern um das Was des Gegenstandes handle. Mit dem inbrünstigen Erfassen des Gegenstandes komme die Ausführung, die Anbringung der Figuren wie von selbst, als Beigabe, unmittelbare Eingebung, als ein Geschenk von oben. Denn Kunst und Religion sind im letzten Grunde ein und dasselbe... Hier ist der Mittelpunkt alles Runge'schen Strebens: eine Kunst will er schaffen auf dem tiefsten Grunde der Religion. Wadenroder aber und Tied hatte nach der schlichten kirchlichen Frömmigkeit der alten Künstler verlangt. Schier unentwirrbar dagegen ist das Anäuel der Gedanken, die durch diese Sehnucht in Runge wachgerufen werden. Pantheismus und Naturphilosophie, die



sprachlichen Darstellung der Romantiker lag unter dem Einflusse der Identitäts- und Naturphilosophie Schellings u. a. eine bildliche, allegorische, symbolische Bedeutung, eine Auspielung auf die Geheimnisse eines höheren Lebens zu Grunde. Die ganze Welt der Erscheinungen birgt hinter ihrer Fülle eine zweite Welt, in die weder unser Auge noch unser Denkvermögen Zutritt hat, die aber wunderbarerweise jener ersten auf allen Punkten entspricht. Kein Verstand wird je die wunderbaren Fäden, die von hier nach dort führen, entdecken können. Die Darstellung dieser Beziehungen, der anderen hinter der Natur liegenden verborgenen Welt, in sichtbaren Zeichen, das ist die romantische Kunst, allgemein gefaßt — nicht nur die romantische Poesie. Denn die Romantiker strebte, die Kunstausdrucksmittel der Worte, der Bilder, der Töne unter eine höhere Einheit zu bringen. Diesem erträumten einheitlichen Kunstausdrucksmittel liebte sie den Namen „die Hieroglyphe“ zu geben — ein damals immer wiederkehrendes romantisches Schlagwort. Sie soll den Zweck erfüllen, das auszudrücken oder vielmehr erraten zu lassen, was eben durch andere Natur- oder Kunstmittel nicht auszudrücken ist.

Auch Runge spricht gleich eingangs aller seiner Kunsterörterungen von seltsamen neuen Zeichen für die Empfindung, von Hieroglyphen. Romantisch baut er die Kunst einzig und allein auf das Innere des Künstlers auf, auf die „dunklen Gefühle“.

Auch ihm wird die Kunst nur Mittel zur symbolischen, geheimnisvollen Darstellung des Unausprechbaren, Höchsten. „Diese Ahnung des Zusammenhanges des ganzen Universums mit uns, dieses jauchzende Entzücken des innigsten, lebendigsten Geistes unserer Seele, dieser einige Accord, der im Schwunge jede Saite unseres Herzens trifft, treibt uns, unsere Empfindung durch Worte, Töne, Bilder auszudrücken,“ schreibt er. Wozu als Parallele Tiecks Worte in einem Briefe an ihn aus Ziebingen aus dem Jahre 1804 sich anführen lassen: „Alle echte Kunst ist nur Armierung unseres Geistes, ein Fernrohr unserer inneren Sinne — das geheimste Wunder in uns, welches wir nicht aussprechen, nicht denken und fühlen können, diese innerste Liebe sucht ja eben in wehmütiger, lieben-

der Ängstlichkeit nach dem magisch-symbolischen Zeichen der Kunst, stellt sie anders und will sie neu gebrauchen.“

Von den Urgründen des tiefsten Empfindens, des Gefühls, der Ahnung des Zusammenhanges mit Gott soll sich dann nach Runge die Malerei technisch weiter aufbauen, indem sie sucht den Gegenstand, dann die Komposition, die Zeichnung, die Farbengebung, die Haltung, das Kolorit, den Ton. Ein Werk, das aus den ersten Momenten entspringend nur bis zur Komposition gelangt, ist mehr wert als jede Spielerei, die mit der Komposition ohne das Vorhergehende anfängt. Auch ist kein Kunstwerk anders ewig, denn seine Ewigkeit besteht nicht in Äußerlichkeiten, sondern in dem Zusammenhang mit der Seele des Künstlers, in dem Momente seiner Entstehung. Und diese letzte Maxime ist wieder eine genaue Anlehnung an die zehnte von Tieck-Wackenroders „Phantasien über die Kunst“, überschrieben: „Die Ewigkeit der Kunst.“

Mit diesem ethischen Moment wäre freilich eine romantische Wurzel seiner gesamten Kunsttechnik, auch der Werke, die äußerlich nicht den Stempel des romantischen Stils tragen, bloßgelegt. Doch kehren wir zu diesen zurück. Für sie mußte die Natur selbst den Gegenstand und die Zeichen hergeben und zwar die Natur, die hieroglyphisch zu dem im Geiste erhellten Naturphilosophen spricht, die Natur, von der Tieck gesagt: „In jeglichem Moose, in jeglichem Gestein ist eine geheime Ziffer verborgen, die sich nie hinschreiben, nie völlig erraten läßt, die wir aber beständig wahrzunehmen glauben. Ich finde allenthalben wunderbare Bedeutsamkeit und rätselhafte Winke. Jede Blume, jede Muschel erzählt mir eine Geschichte.“ Novalis sprach von den besonderen Arten von Seelen und Geistern, die Bäume, Landschaften bewohnen. „Eine Landschaft muß man als Dryade oder Oreade ansehen“ — wir denken an Böcklin — „eine Landschaft soll man fühlen wie einen Körper. Jede Landschaft ist ein idealischer Körper für eine besondere Art des Geistes.“ Die sichtbare Darstellung dieser naturphilosophisch beaeelten Landschaft bildete Runge's höchstes Ziel bei der Erneuerung der Kunst. Freilich war er sich darüber klar, daß er



Romantik stereotyp gewordene blaue Blume in die Erscheinung eines von ihren Blättern umgebenen zarten Mädchenantlitzes übergeht. Herrliche Gedanken wollte so Runge durch Blumen sagen, einen Begriff auch von ihrem menschlichen Charakter geben. Aber er bedurfte dazu eines Notbehelfes. Gewaltfamer Stilisierung und künstlicher Anthropomorphisierung der reinen natürlichen Pflanzenphysiognomie war er Feind, das bezeugen seine „Pflanzenstudien“. So verfiel sein Kinderfuss auf jene Genien, die sich auf allen seinen ornamentalen Entwürfen finden. Kinder auf Blumen stehend oder daran emporkletternd, aus ihnen herauswachsend, mit ihnen verschlungen: das ist ein hervorstechendes und bezeichnendes Motiv seiner Blätter.

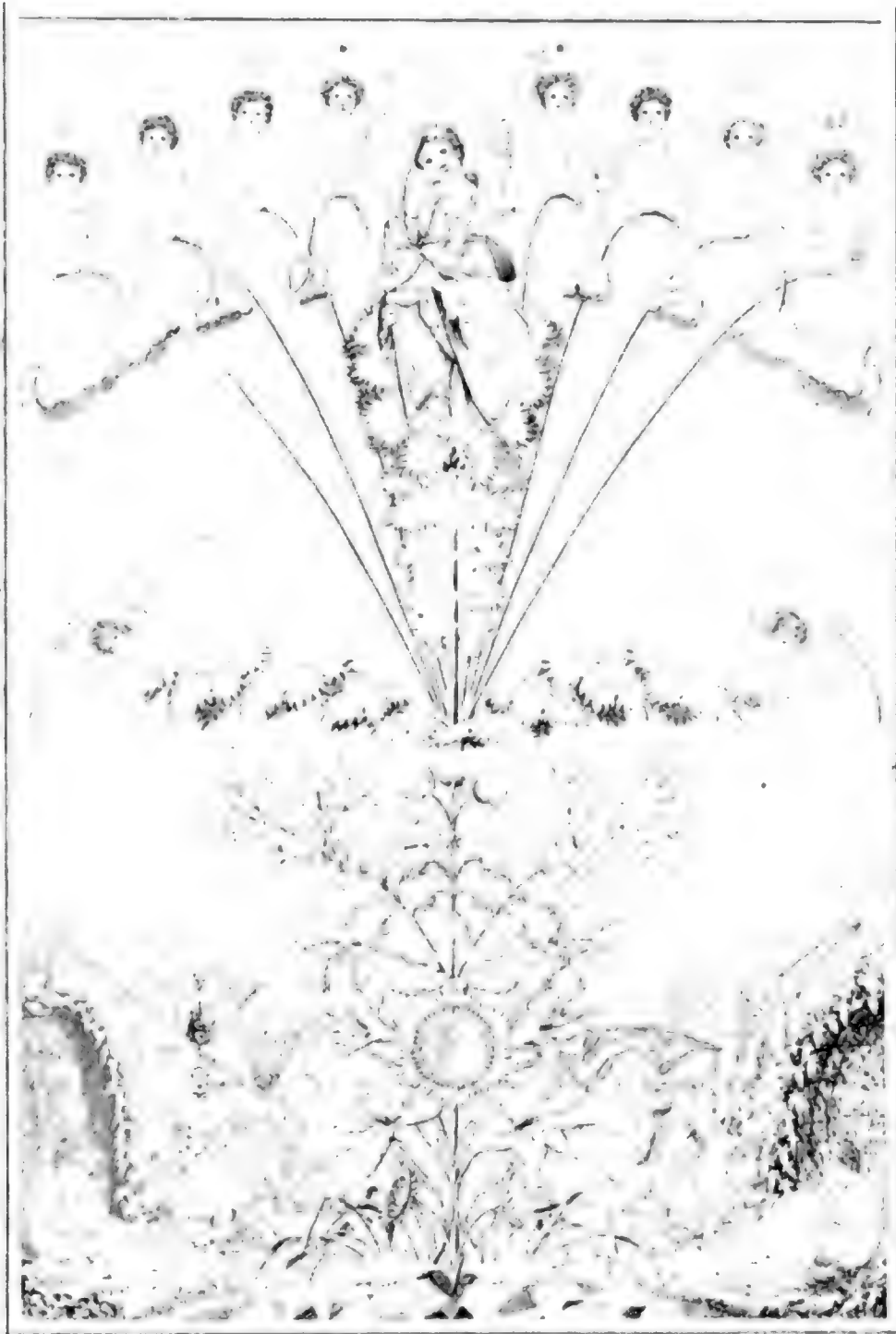
Wir stehen damit bei dem Ursprunge seines Lebenswerkes, den berühmten vier Zeichnungen „Die Tageszeiten“. Sie entstanden nach einigen anderen verworrenen Entwürfen in Dresden, ein Jahr nach der ersten Bekanntschaft mit Tieck, der inzwischen in Ziebingen Quartier genommen hatte. Der Eindruck auf Tieck, den Runge verbriefte, bedarf nach allem Gesagten keiner Erklärung mehr. „Wie ich,“ schreibt er 1803, „in Ziebingen Tieck meine Zeichnungen zeigte, war er ganz bestürzt; er schwieg stille wohl eine Stunde, dann meinte er, es könne nie anders, nie deutlicher ausgesprochen werden, was er immer mit der neuen Kunst gemeint habe; es hatte ihn aus der Fassung gesetzt, daß das, was er sich doch nie als Gestalt gedacht, wovon er nur den Zusammenhang geahnt, jetzt als Gestalt ihn immer von dem ersten zum letzten herumriß; wie nicht eine Idee ausgesprochen, sondern der Zusammenhang der Mathematik, Musik und Farben hier sichtbar in großen Blumen, Figuren und Linien hingeschrieben stehe. Ich kann es nicht so wieder sagen, wie es abgebrochen herauskam — —“ Noch als Tieck 1811 seine wahrhaft sylphenhaft-heimlich anmutende Erzählung „Die Elfen“ niederschrieb, haben ihm bei der lieblichen Ausmalung des Elfenreiches ganz entschieden Kindermotive aus den Runge'schen Tageszeiten vor Augen gestanden. Runge selbst nennt die Arbeiten „eine abstrakte, malerische, phantastisch-musikalische Dichtung mit Hören, eine Komposition für alle drei Künste zusammen, wofür

die Baukunst ein ganz eigenes Gebäude aufzuführen sollte.“ Das könnte als echt romantisches, scheinbar höchst paradoxes Postulat schon aus dem Munde Fr. Schlegels gekommen sein. Hier haben wir die in die Praxis übergesetzte romantische Idee von einer Allkunst. Wie verwandt sind doch innerlich die Runge'schen Worte mit dem kürzeren, aphoristischen Ausspruch von Novalis: „Sollte Poesie nichts als innere Malerei und Musik sein?“

Die „Tageszeiten“, die 1807 nach langem Zögern des Künstlers als Radierungen der Öffentlichkeit bekannt gegeben wurden, sind viel ausgedeutet und beurteilt worden; vergeblich mühte der Verstand sich ab, die Rätsel zu lösen. Nichts konnte den harmlosen Künstler mehr reizen, als wenn platte Vernünftelei den Sinn des Einzelnen darin wissen wollte. Mit dem überlegenen Lächeln eines Wahrheitsmartyrers berichtet er hübsch, wie solche Leute ihm nachsagten, daß er verrückt sei: „daß ich und Tieck uns einmal in Ziebingen besoffen hätten, und in dem Zustande hätten wir eine neue Kunst gemacht.“ „Hätte ich es sagen wollen oder können, so hätte ich nicht nötig, es zu malen,“ pflegte er den Frägern zu antworten. Die Blätter sollten also mit dem Verstande nicht faßbar, sondern ganz wie stellenweise die romantische Dichtung eines Tieck und anderer nur einen allegorischen Sinn im großen und eine indirekte Wirkung wie Musik haben. Die Blätter verfehlen in der Neuheit und sinnreichen Verknüpfung ihrer Motive, in ihrer sauberen minutiösen, technischen Ausführung, in ihrer Symmetrie und Architektur wohl bei keinem Beschauer den Eindruck eines lebenswürdigen Spieles. In dieser Weise ergözte sich auch wohl gelegentlich Goethes Auge daran. Das aber wollte Runge denn doch nicht; er mußte schließlich gewisse associative Stimmungen bei seinem Publikum voraussetzen. Denn „wer nichts sehen will, sieht doch nichts,“ sagte er, „und würde es ihm tausendmal vorgemalt.“

Die romantischen Genossen nun, die sahen. Nicht nur Tieck, sondern auch W. Schlegel, Bernhardi, Fichte, Steffens waren tief ergriffen davon, gleich den jüngeren Arnim, Brentano und Görres. Runge'sche Entwürfe finden wir auf Titelblättern von Schriften

aus dem Kreise der jüngeren Romantik wie- Wege zu eigenen individuellen Verknüpfun-
der. Görres' flammende Besprechung der gen des Geschauten keineswegs hatte ver-
„Tageszeiten“ in den Heidelberger Jahr- sperren wollen. Diese Anzeige, die mit gan-



Philipp Otto Runge: Die Nacht.
(Aus den „Tageszeiten“.)

büchern 1807, eine freie Phantasie über die zer Görres'scher Verbe eine neu emporge-
Zeichnungen im großen Stile, mußte nach stiegene, allem bisherigen entgegengesetzte
Runge's Sinne sein, der mit seinen vier Kunst betonte, erregte weiteres Aufsehen.
Blättern ja den Gedanken eines jeden die Brentano endlich, der Runge noch in späten

Lebensjahren den größten Künstler der neuen Zeit nannte, naht sich ihm 1810 mit übervollem Herzen, legt ihm eine Generalbeichte über sein ganzes vergangenes Innenleben ab und bittet ihn um einen phantastisch zeichnerischen Randkommentar zu seiner im Entstehen begriffenen grandiosen, dämonischen Dichtung, seinem Faust, den „Romanzen vom Rosenkranz“.

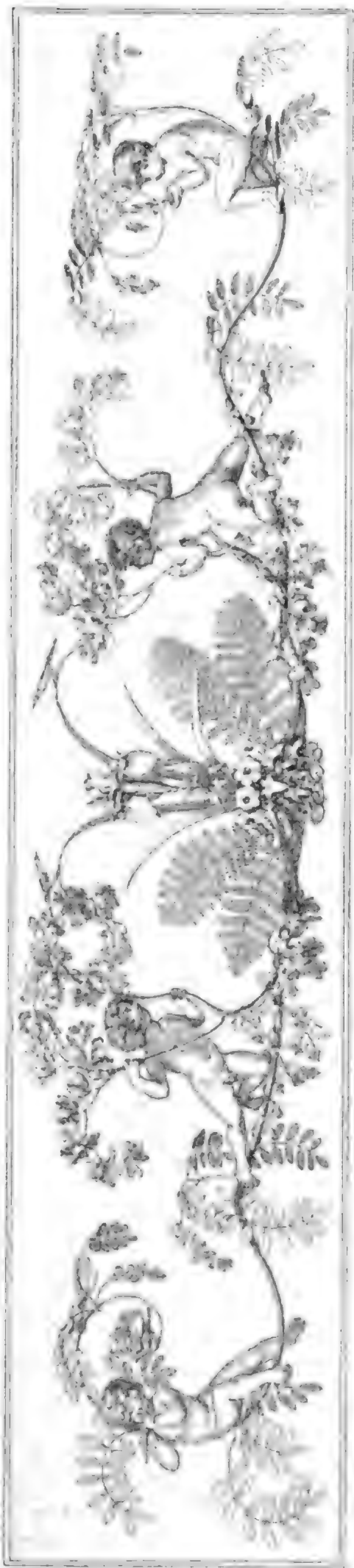
Brentanos Wunsch nach solchen Illustrationen seiner Dichtung liegt ein richtiger Blick für Runge's Begabung und eine ebenfalls romantische Belleität zu Grunde, die Runge vor Brentanos Ansinnen schon in die That umzusetzen versucht hatte: innige Durchdringung und Wechselbeziehung der zeichnerisch-illustrativen und dichterischen Kunst. W. Schlegel hatte in einem Aufsatz über die Umrisszeichnungen des englischen Bildhauers John Flaxman zu Homer, Dante, Aeschylus mit vernichtender Kritik gegen die damals landläufigen, erbärmlichen Illustrationen litterarischer Produkte zuerst nachdrücklich diese Forderung aufgestellt.

„Der bildende Künstler,“ so sagt er, „gäbe uns ein neues Organ, den Dichter zu fühlen, und dieser dolmetschte wiederum in seiner hohen Mundart die reizende Chiffresprache der Linien und Formen.“ Schon damals also ersehnte man einen dem Texte kongenialen künstlerischen Buchschmuck. Runge entwarf ein paar Zeichnungen und Wignetten in Federumrissen zu der Bearbeitung der „Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter“ von Tieck (1803). Sie sind als Einzelstudien zu den „Tageszeiten“, denen sie als Vorahnung oder Prolog dienen sollten, sofort zu erkennen. Merkwürdig auch, daß die absurden, symbolischen Titelpuffer von Christen Jakob Böhmes, des großen Theosophen und Wörlitzer Schuhmachers aus dem siebzehnten Jahrhundert, des Myistagogen der Romantik, wie ein Vergleich offensichtlich macht, hier auf ihn gewirkt haben. Daß er mit diesen Illustrationen die Intentionen Wilhelm Schlegels, des Theoretikers, getroffen, mit dem er übrigens persönlich in Dresden bekannt geworden war, erhellt daraus, daß dieser ähnliche Zeichnungen zu seinen eigenen Gedichten von ihm wünschte, ein Verlangen, dem Runge ebenjowenig zu entsprechen vermochte, wie dem Wunsche Arnims nach illustrativen

Beigaben zu seiner „Zeitung für Einsiedler“. Sehen wir aber ab von dem schnell hingeworfenen Buchschmuck zum Hamburger Theaterkalender 1810, zu Berthes' „Vaterländischem Museum“ u. a., so hat Runge zwei große epische Werke analog den romantischen Forderungen illustrativ accompagnieren wollen: Ossian und das Volksbuch von den Haimonskindern. Dem ganz uferlos geplanten Ossian durfte mit Recht von Tieck der Vorwurf gemacht werden, daß die Zeit der Ossianschwärmerei, wo man für ein solches Unternehmen empfänglich gewesen wäre, längst vorüber war. Die Zeichnungen zu den Haimonskindern, wovon nur zwei Blätter ausgeführt sind, sollten eine altdeutsche Parallele zu den genannten klassizistischen Flaxmanischen Umrissen werden, die frühzeitig bei Runge einen starken Eindruck hinterlassen hatten. Jene Haimonskinder waren ein weitüberschätztes, sogar der Ilias an die Seite gestelltes Lieblingsbuch der Romantik, ein Idealtypus altdeutscher Dichtung. Und Tiecks Vorliebe für dies von ihm im Holzschnittstil bearbeitete Volksbuch wie überhaupt seine Beschäftigung mit altdeutscher Dichtung hatte auch in Runge ein helles Entzücken angesacht. Wie Runge es verstanden haben würde, zeichnerisch den Ton der alten Dichtung zu treffen, davon vermögen die von ihm entworfenen und kolorierten, von Gubitz in Holzschnitt ausgeführten, reizvoll altertümelnden Spiellarten zu sprechen. Brentano, der Schöpfer der „Chronika eines fahrenden Schülers“, der wie wenige ein Organ für den imitierten Edelrost des Alters an Kunstschöpfungen besaß, darin ein Vorgänger unserer Keller und Storm, schreibt über sie höchst grazios: „Ich finde diese Buben so galant, so verschwärmt und so led, diese Könige so phantastisch, veraltet, verregieret und verspielet und vor allem diese Damen so romantisch, verzieret, verzu- und veranmutet, kurz, sie haben mir ungemeine Freude gemacht, und von Herzen möchte ich an dem Hofe Diener sein, wo so rüstige Buben aufwarten, solche Könige Schwert und Harfe führen und besonders solche Damen Blume und Schleier so hinreißend zu tragen wissen.“

Auch den Tribut des Altertümels bringt also Runge der Romantik. Ebenso hat er,

der selbst fest im vollstümlichen Boden wurzelte, ihre Andacht zur Volksdichtung gestellt. Unter dem unmittelbaren Eindruck des „Wunderhorns“ begann er einiges von vollstümlicher Litteratur zu fixieren, die längst eine „außerordentliche Delikatesse“ für ihn geworden war. Er ist ja allbekannt als Aufzeichner der beiden schließlich in die Grimmsche Sammlung übergegangenen plattdeutschen Märchen vom „Fischer im jüner Fru“ und vom „Nachandelboom“, die uns allen von Kindheit an vertraut sind. Dem schärfer zuschauenden Betrachter aber wird sich ergeben, daß namentlich das erste Märchen nicht so, wie wir es durch Runge besitzen, aus dem Volksmunde geflossen sein kann. Jene machtvollen Steigerungen verraten die nachhelfende Hand des Künstlers. Und die Art, wie das sich immer mehr verdüsternde Farbenspiel des Meeres dort aufgefaßt und wiedergegeben wird, zeugt von einer intimen Beobachtung der Farbenwirkungen in der Natur, womit sich eben Runge seit Jahren abgegeben hatte. So sei denn hier auch eingefügt, daß Runge selber dichtete. Das Minnelied, die Volksdichtung, vor allem aber Tiedts Poesie hört man neben einer bald einfach frommen, bald grübelnden und zerreibenden, starken eigenen Empfindung aus den wenigen Gedichten heraus, die die hinterlassenen Schriften uns überliefern. Die Briefe sprechen auch



Philipp Otto Runge: Nachthalbengebüsch, Aquarellzeichnung; Entwurf zu einem breiten Stiles für ein Gesangsinnere.

von gemeinsamen poetischen Plänen mit Tiedt, worunter eine poetische Paraphrase der „Tageszeiten“ obenan steht. Erwägt man, daß schon Wackenroder in den „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“ 1797 ein Gemälde nicht anders beschreiben zu können meinte als durch Umschreibung in Poesie, daß die romantische Parateischrift der Brüder Schlegel, das „Athenäum“, eine Reihe solcher Beschreibungen in Sonetten brachte, so wird klar, daß es sich hier wieder um jenes schon berührte romantische Streben nach Wechselwirkung von bildender Kunst und Poesie handelt. Später hat Tiedts dichterischer Freund, der wenig gekannte Ernst Otto von der Walsburg, dann wirklich Runges vier „Tageszeiten“ in zarten Sonetten umschrieben.

Doch mit manchem Gesagten ist schon weit in Runges Leben vorgegriffen. 1804 kehrte er aus Dresden nach Hamburg zurück, das er, einen Aufenthalt in Wolgast 1806 bis 1807 abgerechnet, bis zu seinem Tode nicht mehr auf längere Zeit verließ. Spärlicher sind jetzt die brieflichen Quellen; sie sind abgeklärter, fast resigniert, weniger polemisch und didaktisch. Manches auch ist verloren gegangen. Die Kriegsjahre 1806 bis 1807

drohten seine ganze materielle und künstlerische Existenz zu erschüttern. An die Stelle Tiecks, des Dichters, rückt Steffens, der romantische Naturphilosoph. Ein engerer Zusammenschluß mit Brentano — durch Runges Tod leider im Keime erstickt — schien nicht ausgeschlossen. Kurz, Runge ist äußerlich in eine andere Lebensphase getreten, innerlich nur insofern, als sich dem Wanderer auf einem geraden Wege der Ausblick erweitert. Seine Gedanken, die ihn in den Grund der Dinge gelockt, hatten ihn verhindert zu arbeiten. Das sollte jetzt folgen. In Dresden mit der praktischen Ausfüh- rung seiner Ideen bis zur Zeichnung gelangt, suchte er jetzt stufenweise nach seinem dort entworfenen technischen Programm mit zäher Energie recht hinter's Malen zu kommen. Um eine gewisse technische Fertigkeit, Freiheit und Leichtigkeit des Schaffens sich anzueignen, malte er eine Fülle von Porträts. Daneben entstand eine Reihe anderer Öl- und Aquarellbilder, manche darunter schon früher entworfen, allegorisch-romantische Motive, technisch und gedanklich von überraschender, reizvoller Neuheit, gewöhnlich dekorativ geplant. Aber alles dies, das teilweise zum Höchsten der deutschen Malerei des neunzehnten Jahrhunderts gehört, muß hier übergangen werden, weil es dem romantischen Ideenbilde keinen neuen Zug hinzufügen kann. Viele Werke jener Zeit sind uns auch nur erst aus Beschreibungen bekannt und harren noch in versteckten Winkeln ihrer Entdeckung und Würdigung. Doch auch jetzt bei der Anwendung der malerischen Technik überkam ihn, der nichts aus sich herauszustellen vermochte, was er nicht innerlich ganz sein eigen nennen durfte, die Begier, in die Tiefe zu dringen, der Drang nach theoretischer Erforschung der letzten Gründe malerischer Kunst Anwendung. Er erscheint als ein zweiter Leonardo da Vinci, der über dem theoretischen Grübeln das praktische Können vernachlässigte. Doch auch in diesem Punkte darf man litterarisch-romantische Postulate, sei es auch nur als parallele Regungen, herbeiziehen. Gerade an dem Beispiele Leonardos, des Verfassers des *Trattato della pittura*, hatte Wadenroder in den „Herzensergießungen“ zeigen wollen, wie der Genius der Kunst sich mit der ernst-

haften Minerva zusammenpaaren müsse. Und Tieck hatte den Farben eine seiner Phantasien über die Kunst gewidmet. Es ist ihm der Weltgeist, der sich daran freut, in den Farben sich auf tausend Wegen zu ver- stehen zu geben und zugleich zu verbergen. Er hatte von einer geheimen magischen Freude an den Farben gesprochen. Corregio, der Farbenvirtuos, war sein Liebling wie der Runges. Er hatte schließlich im „Stern- bald“ die Lust- und Lichtmalerei in roman- tischen Tönen ersieht und klar formuliert: „Es wurde Abend, ein schöner Himmel er- glänzte mit seinen wunderbaren, buntgefärb- ten Wolkenbildern über ihnen.“ „Sieh,“ fuhr Rudolf fort, „wenn ihr Maler mit derglei- chen darstellen könntet, so wollte ich euch oft eure beweglichen Historien, eure leidenschaft- lichen und verwirrten Darstellungen mit allen unzähligen Figuren erlassen. Meine Seele sollte sich an diesen grellen Farben ohne Zusammenhang, an diesen mit Gold ausgelegten Luftbildern ergöhen und ge- nügen, ich würde da Handlung, Leidenschaft, Komposition und alles gerne vermissen, wenn ihr nur, wie die gütige Natur heute thut, so mit rosenrotem Schlüssel die Heimat auf- schließen könntet ... O mein Freund, wenn ihr doch diese wunderliche Musik, die der Himmel heute dichtet, in eure Malerei hin- einlocken könntet! Aber euch fehlen Far- ben.“ Diese oder ähnliche Aussprüche sind wohl Urzellen dessen, was Runge in der Theorie zu ergründen strebte und mit der Fähigkeit des Genies in der Praxis ver- wirklicht hat, und was ihn so modern macht. Er verstand zu malen in einer Zeit, da fast alle anderen tief im öden Formalismus steck- ten. Aber er hat auf der anderen Seite den tiefsten gedanklichen Inhalt in Schöpfun- gen hineinzulegen vermocht und so in seiner Person zwei Pole der Kunst zusammenge- schlossen.

Seine gleich anfangs hier erwähnte Er- kenntnis, daß im Gegensatz zur ganzen vor- angegangenen Malerei ein Fortschritt nur erzielt werden könne durch Farbe und Licht, hat er 1807 bereits klipp und klar statuiert. Er hatte sich aus den mythischen Tiefen einer göttlichen Verehrung des Lichts, der Jakob Böhme und die vorangegangene Romantik und Naturphilosophie Vorhub geleistet hat-



nifest der „Weimarer Kunst-Freunde“ über „Neudeutsch-religiös-patriotische Kunst“ in Goethes Kunst und Altertum 1817, obwohl man hier denn doch vor seiner Individualität etwas Halt machte.

Diese „Nazarener“ repräsentieren eine ganz andere Konsequenz aus der Romantik. Der geistige Vater ihrer Kunst ist weniger Tieck und Wackenroder als Fr. Schlegel. Und gerade an der Hand der Kunstausflüge Fr. Schlegels in seiner Zeitschrift „Europa“ 1803 und eines späteren gegen Runge gerichteten Zusages darin in Friedrich Schlegels Werken vom Jahre 1823 ließe sich der Zwiespalt zwischen dieser auch in der Religion wurzelnden, aber mit ihren Symbolen auf die geschichtlich=heilige Tradition zurückgreifenden Malerei und der Runge'schen pantheistischen Symbolik in den „Tageszeiten“ scharf markieren.

Je weiter der kurze Rest, der Runge noch zu leben beschieden sein sollte, sich dem Ende zuneigte, desto mehr bildete sein romantisches Lebenswerk, die „Tageszeiten“, den Gegenstand seiner Entwürfe und Hoffnungen. Die Ahnungen, die in ihnen lagen, ganz an den Tag zu bringen, das, was über die Verwendung und Symbolik von Licht und Farbe ihm aufgegangen, hier zu verwirklichen, sie in grandiosen Maßen ausgeführt als Innendekoration verwenden zu können: derlei Sehnen itachelte den Todkranken in fieberhafter Beunruhigung. Die Ausführung des ersten Blattes, des „Morgens“, als Ölgemälde in der Hamburger Kunsthalle giebt eine überwältigende Vorahnung dessen, was noch hätte werden können. Sein früher Tod an der Schwindsucht am 2. Dezember 1810 setzte dem ein Ziel. Die Romantik betrauerte das Verlöschen eines geheimnis- und verhüllungsvollen Sternes an ihrem Himmel. Aus heißem Herzen sang Clemens Brentano in Heinrich von Kleists „Berliner Abendblätter“ ihm eine Märie:

Du Herrlicher, den kaum die Zeit erkannt;
Der wie ein schuldlos Kind
Begeistert fromm die treue keusche Hand
Nach Gottes Flamme streckte;
Der, für das Eitle blind,

Ohn umzuschau'n zur Wiege alter Kunst,
Durch neuer Lüge Götzentempel drang
Und still anschau'nd die Göttliche erweckte!

— — — — —
Wer dich geliebt, verstand den schönen Traum,
Den du im Himmel träumtest, dessen Schatten
Auf unsrer dunkeln Erde lichten Saum
Weisjagend niederfiel —

Dein Künstlerwerk, es schien ein zierlich Spiel;
Es rankte blumig auf, und betend vor der Sonne
Bringst fromme Kindlein du in süßer Kelche Borne.

— — — — —
O trauert nicht um seinen frühen Tod!
Er lebte nicht, er war ein Morgenrot,
Das in der Zeiten trauriger Verwirrung
Zu früh uns guter Tage Hoffnung bot.

— — — — —
Die Zeit, sie ist die Nacht, in der wir weinen,
Der Vorzeit Traum, er ist's, den wir verloren.
Der Nachwelt, wird der Tag ihr einst erscheinen,
Lebt unser Freund auf ewig. — Mir ist er geboren.

Die Klage um eine verloren gegangene Kunst reichte doch nicht heran an die Tiefe des Schmerzes um den Verlust der Persönlichkeit. Der Schmelz dieser Persönlichkeit war mit den obigen wenigen Umrisslinien nicht zu fassen: die unschuldige Treuherzigkeit und Pietät — wie hübsch stellt sich nicht allein die Geschichte seiner Liebe zu Pauline Bassenge, seiner späteren Gattin, in den Briefen dar! —, wie die warme Lebensfreude; die strenge Selbstbeobachtung und Gründlichkeit seines etwas schwerflüssigen Temperaments, wie der felsenfeste Glaube an die alleinige Wahrheit und den Erfolg seines Lebenswerkes müssen unmittelbar in seiner Sprache von Herz zu Herzen gehen, um recht verstanden zu werden.

Seine Briefe erzählen die intimste Geschichte einer ringenden Künstlerseele; sie müssen als Dokumente an sich betrachtet werden. Denn schließlich hat Runge ja das meiste nur gewollt. „Bilder,“ schreibt er einmal, „thun es in unserer Zeit nicht. Bücher auch nicht, auf mancherlei Weise werden wir gedrungen, unsere Ideen zu gestalten. Die Gesinnung aber ist es, die am Ende wird gewogen werden.“ Daß die Kunstgeschichte auch seine Leistungen zu werten verstanden hat, sieht man an den unschätzbaren Bemühungen Lichtwarks. Seine zu erwartende Monographie über Runge wird die Dankeschuld einer gesegneten Generation abtragen.







menshlichen Denkens sich aufdrängen zu lassen. Schon früh hatten die Systematiker natürlich gemerkt, daß unter den jetzt lebenden Wiederkäuern oder Zweihüfern, also denjenigen Huftieren, die im Zusammenhang mit einem mehrfach getheilten Magen ihre Pflanzennahrung zweimal mit den Zähnen verarbeiten, ein tiefergehender Unterschied besteht zwischen den Formen ohne jeden Kopfschmuck und jede Kopfmasse (Kamele und Dromedare), mit knöchernem, jährlich abgeworfenem und wieder neu gebildetem Kopfschmuck (Hirsche) und schließlich mit hörnernem, d. h. aus Hornmasse bestehendem Kopfschmuck, welcher einen Knochenzapfen des Stirnbeins umkleidet und auf diesem für das ganze Leben des Thieres fest sitzen bleibt. Diese letzteren echten Hornträger schied man nun, von den bekannten Huftieren ausgehend, leicht in Rinder, Ziegen und Schafe, und was übrigblieb, sollte sich dann ebenso leicht unter den einen Hut „Antilope“ bringen lassen. Unter diesem Sammelnamen suchte man die ganze vielgestaltige Menge großer und kleiner, plumper und zierlicher, schöner und häßlicher Hornträger zu vereinigen, die die Alte Welt, namentlich Afrika, bevölkern und sich nicht ohne weiteres als Rinder, Ziegen oder Schafe ansprechen lassen. Man hat sich redlich geplagt, an allen diesen verschiedenartigen Tiergestalten etwas Gemeinsames herauszufinden, was sie unter sich näher vereinigte und von den anderen Hornwiederkäuern trennte, weil man von der Zwangsvorstellung nicht loskam, sie zu einer Gruppe vereinigen zu müssen. Es waren ja doch alles „Antilopen“!

Der erste, der den Namen zum wissenschaftlichen Begriff erhob, war Pallas, jener in Berlin geborene, aber als Petersburger Akademiker unter Katharina II. zur Hauptwirksamkeit gekommene hervorragende Naturforscher, auf dessen Schultern zum großen Teil unsere Kenntniß der russisch-asiatischen Thierwelt ruht. Allein wenn er auch die Gattung Antilope aufstellte und sämtliche bekannten Antilopenformen ihr zuzählte, so war er sich doch nicht im geringsten unklar darüber, daß er eine positive Charakteristik dieser Gattung nicht zu geben vermochte; er tröstete sich schließlich damit, daß es anderen auch nicht besser gelang, indem er sagte: die

Naturforscher haben diejenigen mit Hohlhörnern versehenen Wiederkauer Antilopen genannt, welche sich weder mit den Ochsen, noch mit den Ziegen, noch mit den Schafen in ungezwungener Weise zusammenbringen lassen.

In ähnlichem Sinne spricht sich der „alte Schreiber“ und sein Bearbeiter Andreas Wagner aus. Letzterer, der sonst viel scharfen Blick zeigt, war aber doch in dem überkommenen Schulbegriff so befangen, daß er den weiteren Antilopengattungen, in die Antilope inzwischen von anderen gespalten worden war, nur den Rang von Untergattungen zugestehen wollte. Auch Giebel, der bekannte Hallenser Zoologe, hält noch an der Gattung Antilope fest, findet aber allerdings „eine scharfe Charakteristik ungemein erschwert“ durch „die alle vorigen Cavicornier weit übertreffende Mannigfaltigkeit der Arten“ und „überraschende Wiederholungen des Typus der Ziegen, Rinder und der folgenden Familie“. Im Gegensatz dazu hatte der Schwede Sundewall — und zwar nicht einmal als der erste! — bereits vorher mehrere Antilopenformen zu den Rindern oder Ziegen versetzt, war aber in dieser an sich sehr aner kennenswerten Vorurteilslosigkeit doch zu weit gegangen.

Das Richtige hat wohl endlich die heutige englische Systematik getroffen, wie sie uns in Flower und Lydekkers Säugetierwerk vorliegt. Sie unterscheidet unter den Wiederkäuern im engeren Sinne (Pecora) neben den hier nicht hergehörenden Hirschen (Familie Cervidae), Giraffen (Familie Giraffidae) und Gabelantilopen (Familie Antilocapridae) nur noch die eine Familie der Bovidae, das heißt dem Worte nach Rinderartige, dem wissenschaftlichen Sinne nach so viel wie das ältere Cavicornia, Hohlhörner. Das Neue und der eigentliche Fortschritt in der Erkenntniß liegt aber darin, daß neben Capra (Ziege), Ovis (Schaf) und Bos (Rind) als völlig gleichwertig alle die verschiedenen Antilopengattungen auftreten, die mit der Zeit aufgestellt worden sind. Damit ist endlich auch im zoologischen System der gebührende Ausdruck gefunden für die Überzeugung, die sich im Antilopenhause des zoologischen Gartens jedem denkenden Besucher aufdrängt: daß nämlich ein Onu und eine Zwergantilope



lope, ein Rhoghau und eine Säbelantilope mindestens ebenso verschieden sind wie ein Bison und ein Wähnenschaf oder ein Steinhock und ein Pantengrind.

Zu verfolgen, wie die Forschung allmählich sich lösringt von überkommenen Vorurteilen, von Resten scholastischer Denkweise, die immer noch in unseren Köpfen spukt, das hat, meine ich, immer einiges Allgemeininteresse, und das wird es, hoffe ich, genügend rechtfertigen, wenn ich mich bei der litterarhistorischen Einleitung etwas lange aufgehalten habe.

Wie steht es nun mit der sachlich-historischen Einleitung, mit der — man verzeihe den schlecht klingenden Ausdruck — erdgeschichtlichen Vorgeschichte des Antilopengeschlechtes? Ich glaube, auch diese Frage müssen wir wenigstens streifen. Denn wer sich heute für einen naturgeschichtlichen Gegenstand interessiert, der ist nicht mehr mit der naiven, Auge und Gemüt ergötzenden Darstellung früherer Zeiten zufrieden, und sei sie noch so anmutend geschrieben; es genügt ihm nicht mehr, zu hören, wie groß oder wie klein, wie schön oder wie häßlich, wie liebenswürdig oder wie gefährlich die verschiedenen Antilopenformen sind: er will wissen, welche Rolle sie spielen im Gesamtbilde der Tierwelt von einst und jetzt, woher sie kommen mögen auf dem Wege der Entwicklung und Anpassung, und was aus ihnen werden mag im weiteren Verlaufe der Erdgeschichte. Diese letzte Frage ist rasch und einfach beantwortet oder vielmehr: ihre Beantwortung liegt ganz und gar in der Hand des Kulturmenschen, der ja jetzt bald die ganze Erde wirklich beherrscht. Ob er irgend welchen wilden Tieren und Pflanzen noch so viel Zeit, noch so lange das Leben lassen wird, daß sie sich merklich umbilden und weiterentwickeln können im Sinne unserer darwinistischen Naturanschauung? Ich möchte es bezweifeln! Er hat keinen Platz für diese „unnützen“ Geschöpfe: er braucht die ganze Erde für sich, seine Haustiere und seine Nutzpflanzen! Wo die Eisenbahn über die Steppe jaust, muß die Antilope früher oder später verschwinden. Früher: wo niemand sich ihrer annimmt, wie in dem jetzt so widerlich bekriegten Südafrika, welches ja durch holländische Bauern und englische Jobber längst zur Kulturvüste verwandelt ist. Spä-

ter: wo ideal gesinnte Männer dankenswert sich mühen in edler Tierliebe und Barmherzigkeit, den trostlosen Zeitpunkt hinauszuschieben vermöge internationaler Schutzgesetze, wie sie für die mittleren Teile Afrikas auf Betreiben Wismanns auf dem Papier wenigstens zu Stande gebracht sind. Aber kommen wird jene schreckliche Zeit schließlich doch, da es eine selbständige „Natur“ als übermächtig oder auch nur gleichstarkes Gegengewicht gegen die moderne menschliche „Kultur“ nicht mehr auf der Erde giebt, sondern nur das, was der Mensch selbst erzeugt oder aus eigennützigen Gründen unter seiner schützenden und pflegenden Hand hält. Wie rasch es so weit kommen kann, das zeigt uns Tier- und Pflanzenwelt Nordamerikas, die mit Riesenschritten ihrem sicheren Untergang entgegengeht. Den Bison oder Indianerbüffel, die Lebensgrundlage der Rothaut, hat der einwandernde und gierig vordringende weiße Bürger der Neuen Welt mittels Pacificbahn, Magazingewehr und Revolver in sage und schreibe dreißig Jahren ausgerottet! Wohl die ungeheuerlichste Noth und zugleich die ungeheuerste Dummheit, die je verübt worden ist. Ganz so schnell geht's ja nun mit der Tierwelt Afrikas im allgemeinen nicht; aber selbst wenn wir uns nur an die Antilopen halten und absehen vom Kapbüffel und vom Quagga, das die Boeren „verbraucht“ haben, weil sie sein Fell als Getreidesack „brauchten“, so müssen wir doch schon mehrere ausgerottete Arten aufzählen. Die kapische Form der Pferdeantilope (*Hippotragus leucophæus* Pall.), der „blauwe-bok“ der holländischen Ansiedler, so genannt von seiner blaugrauen Farbe, ist schon seit Ende des achtzehnten Jahrhunderts ausgerottet. Ähnlich steht es mit dem bonte-bok (*Damaliscus pygargus* Pall.), dem nächsten Verwandten des noch in einigen Tiergärten (auch in Berlin) vertretenen Bleibocks: während Harris 1840 noch von Tausenden und Abertausenden spricht, muß Layard schon 1871 der Londoner Zoologischen Gesellschaft berichten, daß der Buntbock fast ausgerottet sei, nur noch auf den Besitzungen zweier Großboeren, Breda und Van der Byl, als halbzahmes Luxusvieh künstlich geschont werde. Und ebenso ging es, vielleicht nur um ein kleines später, mit dem Bleibock (*Damaliscus*











Schillings hat von beiden dem Berliner Museum für Naturkunde prächtiges Material mitgebracht. Solch ein alter Grantbock mit seinem, gerade gemessen, bis 75 Centimeter, d. h. beinahe tischhohen Leiergehörn muß ein herrliches Wild sein, und man versteht es, daß das Weidmannshertz bei solchem Anblick rascher schlägt. Ein ähnlich lauges, hochstrebendes Gehörn hat der tibetanische Chiru (*Pantholops hodgsoni* Abel); nur ist es viel enger gestellt und weniger schön geschwungen. Umgekehrt, noch weiter geschwungen und nicht eng geriffelt, sondern mit weiter auseinanderstehenden Knoten geschmückt, ist das Gehörn des damhirschgroßen, aber ungleich zierlicheren, zart braun-gefärbten Ballah Südafrikas (*Aepyceros melampus* Licht.), der auch zu den Gazellenartigen im weiteren Sinne gehört, aber nicht in großen Herden auf der offenen Steppe lebt, sondern in kleineren Trupps die busch- und baumbestandene Parklandschaft bewohnt. Der leider so früh verstorbene Böhm hat solches nach Art unseres Rotwildes „zu Holze ziehendes Rudel“ auf einer seiner hinterlassenen Aquarelle in einer Weise dargestellt, die den Stempel feinsten Naturtreue trägt. Unverkennbar gazellenartig in Färbung, Zeichnung und Hornbildung ist auch der Springbock (*Antidorcas euchores* Zimm.). Ihn trennt nur eine merkwürdige, mit langen, weißen Haaren ausgekleidete Hautfalte längs des hinteren Teiles des Rückgrates von den eigentlichen Gazellen. Diese Falte breitet er aus, und sie mag dann weithin leuchten über dem kastanienbraunen Rücken, wenn er auf der Steppe in krumm gebogener Haltung seine mächtigen Luftsprünge ausführt. Dieses „Brüllen“, wie die Boeren es sehr bezeichnend nennen, mir einmal vorzumachen, den Gefallen haben mir aber meine gefangenen Springböcke, deren ich schon mehrere gepflegt habe, niemals gethan; es muß also doch wohl das Gefühl unbeengter Freiheit dazu gehören, um die Tiere zu solch übermütigem Kraftspiel anzuregen. Man wird wehmütig gestimmt, wenn man die unübersehbaren Wanderzüge erwähnen muß, zu denen die Springböcke, gezwungen durch anhaltende Dürre ihrer Weidegründe, zeitweise sich zusammenscharen oder vielmehr zusammen-

scharten; denn jetzt kommen solche unwiderstehliche Riesenmassen, gegen die der Mensch machtlos ist, die ihm im Nu seine Saaten zerstören und sein Vieh mit sich wegreißen, nur einem Heuschreckenschwarm vergleichbar, nicht mehr zusammen. Ich kann nur wiederholen: wer weiß, was der jeßige südafrikanische Krieg übrig läßt! Jedenfalls wird niemand mehr ein solches „Trekbocken“ (Vockziehen) zu sehen bekommen, wie es Gordon Cumming um die Mitte des vorigen Jahrhunderts schilderte, der zwei Stunden vor Tagesanbruch schon das fortwährende Brüllen der Tiere hörte, nach Sonnenaufgang dann stundenlang dem Vorbeiziehen der die ganze weite Ebene dicht bedeckenden Menge zusah und am späten Abend immer noch selbst die Hügel in der Ferne von lebendigem Gewimmel überzogen fand.

Es giebt mir auch immer einen Stich durchs Hertz, wenn ich die starken, eng quergeriffelten S-Gehörne der Wallers-Gazelle aus dem Somali-Gallalande (*Litocranius walleri* Brooke) für wenige Mark feilbieten sehe; denn diese Gattung, die Schillings am Panganißflusse im nördlichen Deutsch-Ostafrika nachgewiesen hat, ist doch wohl überhaupt nicht so massenhaft vorhanden im Zusammenhang mit ihrer mehr rudelweisen Lebensart, die der des Ballah ähnelt. Bei ihr ist die schlankte Grazie der Gazellengestalt ins Übermaß getrieben, und sie trägt deshalb ihren deutschen Namen „Giraffen-Gazelle“ mit Recht. Mit ihrem schier unendlich langen Halte mag sie wirklich an die Giraffe erinnern, zumal wenn sie mit den Vorderläufen in die Luft steigt, wie sie das gewohnheitsmäßig thut, um von den Wimosen das Laub zu äßen. Aufgeschreckt, sucht sie dann in niedergeduckter Haltung mit langen Trollschritten durch das hohe Gras sich zu drücken.

Ähnlich gefärbt und ähnlich lang und dünn, schon mehr spindeldürr ist die Clarkes-Gazelle (*Ammodorcas clarkei* Thos.) des inneren Somalilandes, die aber in ihrem erst nach rückwärts, dann in derselben Ebene wieder nach vorwärts gebogenen Gehörn schon gar nichts mehr von der Gazelle hat, in dieser Beziehung vielmehr zu den Niedböden überleitet und von ihrem Beschreiber Oldfield Thomas auch zuerst für einen solchen gehalten wurde, als er 1891 vom Entdecker







Schönheit und Grazie zu verbinden: es giebt auch häßliche Antilopen. Man sehe nur die Kuhantilopen (Gattung *Bubalis*), die Hartbeester der Afrikaner an mit ihrem abschüssigen Rücken und ihren blöden, langgezogenen Köpfen, in denen die Augen ganz oben sitzen unmittelbar unter den sonderbar geknickten und verdrehten Hörnern! Lichtensteins Hartbeest (*B. Lichtensteini* Ptrs.) aus dem Zambesigebiet, so genannt nach dem Berliner Naturforscher gleiches Namens, der auch um den Berliner Zoologischen Garten grundlegende Verdienste hat, ist noch eine der maßvolleren und zugleich eine der seltensten Formen; ich glaube nicht, daß sie ein zweiter Garten außer dem Berliner besitzt oder bejessen hat. Sie ist ausgezeichnet dadurch, daß sie kein Schwarz am Kopf und auch viel weniger an den Beinen hat als die bekannte Maama des südlicheren Afrika, sondern nur eine große rotbraune, bis zur Schwanzwurzel sich hinziehende „Decke“ auf dem sonst hellbraunen Körper. Das Gehörn erkennt man leicht an der, besonders beim Bock, auffallenden Verbreiterung und Abplattung des Wurzelteiles.

Wenn Afrika auch ohne Zweifel für Antilopenfreunde und Antilopenjäger das gelobte Land bleibt, so enthält doch auch Asien sehr bemerkenswerte Formen und darunter eine, die nicht nur unter den Antilopen, sondern sicher unter allen Hornträgern ganz einzig dasteht. Ich meine die nordindische Vierhorn-Antilope (*Tetraceros quadricornis* Blainw.), das einzige Tier, das nicht nur ausnahmsweise, als Abnormität und Naturspiel, sondern stets und normalerweise vier Hörner hat. Dadurch entsteht eine ganz eigenartige, hübsch geschwungene Linie des Kopfprofils, die besonders bei dem hornlosen Weibchen deutlich hervortritt. Im übrigen ähnelt das knapp rehgroße, einfarbig bräunliche Tier in Gestalt und Haltung am meisten den oben beschriebenen Schopfantilopen.

Ziegenartige Antilopen, zu denen auch unsere Gemse gehört, bewohnen in mehreren Arten den Osten Asiens und benachbarte Inseln; d. h. es sind ziegenartige Wiederkäuer, die aber keine wirklichen Ziegen oder Schafe sind, und die man daher als Ziegen-

antilopen (Gattung *Nemorhoedus*) in das System einstellt. Sie sind alle Gebirgstiere, wie die Gemse, und haben ihre äußersten Ausläufer einerseits in dieser, andererseits in der weißen „Schneeziege“ der nordamerikanischen Felsengebirge, die auch keine eigentliche Wildziege, sondern eben eine „Ziegenantilope“ ist. Die bekannteste asiatische Art ist die sogenannte japanische Gemse oder Wollhaarantilope (*N. crispus* Tem.) von den Hochgebirgen der Insel Nipon, die ich früher einmal gepflegt habe als Geschenk der bekannten Japan-Importeure Rex u. Co., der hochverdienten, langjährigen Gönner des Berliner Zoologischen Gartens. Es ist ein ganz eigentümliches, wirr und zottig behaartes Tier, düster gefärbt; nur am Hals zeigen sich hellere, weißgraue Töne. Genauere Beobachtungen habe ich kaum an ihm machen können, weil wir uns nicht lange seines Besizes erfreuen durften. Von der würzigen Bergweide weggefangen und in der Gefangenschaft auf ewige Reiskost gesetzt, dann durch den tropischen Ocean und namentlich den Kochosen des Roten Meeres geschleppt: wie lange soll ein heißes Gebirgstier noch leben, nachdem es das durchgemacht hat?

Eine sehr abweichende „Antilope“ oder vielmehr ein Hornträger ganz für sich ist die Gabelantilope (*Antilocapra furcifer* Smith.) des nordamerikanischen Westens, die durch die Entwicklung und regelmäßige Erneuerung ihres Kopfschmuckes unsere Schulbegriffe von dem verästelten, jährlich abgeworfenen Geweih der Hirsche und dem unverzweigten, nur in die Länge wachsenden, aber zeitlebens fest auf dem Kopfe sitzenden Horn der Antilopen, Rinder, Ziegen und Schafe vollständig — auf den Kopf stellt. Meines Wissens liegen leider abschließende Beobachtungen und Untersuchungen über diese hochinteressante Frage bis jetzt nicht vor, zumal da das Tier im letzten Jahrzehnt kaum noch nach Europa gekommen ist. Außer meinem Freund Falz-Fein in Taurien, in dessen unvergleichlichem Acclimationspark ich kürzlich ein prächtiges Weibchen frei laufen sah, dürfte zur Zeit wohl schwerlich jemand sich des Besizes einer Gabelantilope rühmen können.



Letzte Botschaft

Novellette
von
Frida Schanz

(Nachdruck ist untersagt.)

Das Ehepaar hatte Abschied genommen, einen mutigen Abschied wie ein Schifferpaar, bei dessen letztem langem Handdruck, letztem heißem Kuß vorm Scheiden man auch nie zu sagen wüßte: wer ist hier der Tapferste, — das Weib, das mit einem solchen gefaßten Lächeln den Liebsten auf die See läßt, ins große Ungewisse, auf ungewisse Zeit, — oder er, der sich, sie tröstend, hinausbegiebt?

Hier war's ein Scheiden vor dem Hinaus ins uferlose Meer. Der Mann lag im Sterben; über den segnenden, dankenden Augen, die tiefeingesunken in den bläulichdunklen Augenhöhlen lagen, stand auf der bleichen, energisch geformten Stirn schon der Todesichweiß.

Es war überhaupt ein festes und strenges Gesicht, das die letzten Liebes- und Dankesblicke jetzt magisch überfonnten.

Wie das Licht des Tages sich zu glühendem Tiefrot verstärkt vorm Versinken, so brach in den wenigen mühsam geflüsterten Abschiedsworten des Scheidenden noch einmal die ganze Liebe eines langen Lebens leuchtend durch.

Kein Beklagen!

Nur Segnen, nur unendlicher Dank, nur Mutsprechen, Trösten, Erheben!

Was zwei Menschen einander geben können an friedvollem, zartbewußtem, vertieftem Glück, das hatten die beiden sich gegeben, von dem ersten unbeschreiblich reizvollen Sichfinden an, durch alle die vielen Jahre voll Alltagswochen und Alltagsstunden hindurch bis an die Alterswende.

Mit unverminderter Liebeskraft ruhten die Hände, die abgemagerte Krankenhand und die weiche volle Frauenhand, nun ineinander.

Die Frau war, ebenso wie der Scheidende, totenbleich, aber der gefaßte Schmerzensaus-

druck auf ihrem wohlgeformten sympathischen Gesicht war von feierlicher Erhabenheit. Wie Balsam kamen die Worte tiefster Liebe und Güte von ihren Lippen, nicht mehr ermutigend, ermunternd, hoffnungspendend gegen alle Hoffnung wie gestern vor der großen entscheidenden Operation — nein, von der vollsten Schmerzgewißheit durchtränkt, durchschauert vom Höchsten, Unausprechlichsten, was Menschenliebe durchschauern kann.

„Alles, alles dank ich dir ja, mein liebes Weib —“ Des Kranken Stimme brach schon. „Mein liebes Weib — mein liebes Weib —“ wiederholte er, immer mühsamer und dabei immer inniger. „Leb wohl und grüße Johannes tausendmal. Er soll sich nicht grämen, daß er nicht zurechtkam. Es ging zu schnell, und es war zu weit. Nein, er kommt nicht mehr.“

Der erste leise Schauder gefühlter Todesnähe zuckte einen Augenblick durch seine matten Augensterne.

„Zu spät! — Grüße ihn! Er soll mein Nachfolger werden im Geschäft mit Ehren. Sag ihm, das sei mein letzter klarer Wunsch gewesen in diesem Leben!“

Der letzte Wunsch! — Er hatte recht gehabt. Sein letzter Wunsch — sein letztes klares Wort! Seine Gedanken fingen nun an, zu wandern, sich zu verwirren; die Worte begannen zu verblässen. Zwei Stunden lang dauerte der nicht schwere, aber in seiner Hilflosigkeit und Hoffnungslosigkeit herzerreißend anzusehende Toteskampf des Starken, bei dem auch der Arzt, der langjährige Freund der Familie, der eben zurechtkam, als das letzte Abschiedswort der Gatten gesprochen, nur stummer, schmerzlich leidender Zuschauer sein konnte.

Nun war alles vorbei.

Totenstill war es im Haus.

Noch nicht der Lärm der schmerzlichsten irdischen Geschäfte. Unter der seidnen Decke ruhte der Entschlafene wie in ernstem friedlichem Schlummer, mit den stiellos abgeschnittenen Blüten der von der Hausfrau alljährlich wieder zum Blühen gebrachten riesigen Azalienstöcke, seiner Lieblinge, bestreut, eine herrlich geformte helle Rose zwischen den wachsblassen Händen. So hatte sie ihn gebettet, allein, ohne fremde Hilfe, so sein Lager geschmückt.

Und nun lag sie selbst, wie hingeweht, stumm und still auf den Knien neben seinem Bett, das Gesicht in die Blüten gedrückt.

Kein Menschenherz kann die volle Tiefe des Geschehenen, die Tragweite der Trennung ausdenken in einer solchen Stunde. Wäre es der Fall, keine Mutter würde ihr süßes Kind, keine Braut den Geliebten, kein Weib den Gatten, die Seele ihrer Seele, überleben; das Zerreißen der Lebensbände würde das Herz des Bleibenden mit zerreißen, hinabreißen, unsehlbar!

Aber das Verständnis für das „Alles vorbei“ kommt leise an. Ein Neden wie mit einem Lebenden ist's noch mit dem Toten in den ersten Stunden.

Die Frau lag und sprach noch in blutendem Weh wach und laut mit dem, der ihr nach dem langen großen Glück den ersten Schmerz gethan. Sie hörte noch den Ton seiner Stimme, sie trank noch die letzten Blicke seiner Augen — es war alles noch wirklich, noch greifbar nah; allmählich kamen auch die Worte zu dem Klang; sie hörte sie noch einmal; wie einen dornenvollen Rosenzweig preßte sie die Erinnerung davon fest in ihr Herz. Jedes Wort der Liebe tönte in ihr nach. Ja, so wie er es gesagt hatte, war es gewesen: alles klar, wahr, rein und schön zwischen ihnen! Unsäglich hatten sie einander geliebt. Zu sehr fast, hatte sie manchmal gedacht, denn sein Wort und Wille galten ihr alles. Sie hatte sich oft geisholten, daß sie sogar zu ihrem geliebten Knaben streng sein konnte, ihm Wünsche abschlagen, schweren Gehorsam von ihm fordern, wenn der Vater es so bestimmt und gewollt hatte. Nun war sie dessen schmerzlich froh. Die letzte Stunde hatte ihr alle diese gelegentlichen Selbstvorwürfe geheiligt und verklärt. Voll Nührung dachte sie ihres Jungen.

„Grüße Johannes tausendmal,“ klang es an ihr Ohr.

Dabei fiel ihr der Sohn aber erst wirklich greifbar, als eigene Persönlichkeit, ein. Nur in Bezug zum Vater hatte sie in dieser schweren Stunde bisher sein gedacht. Nun auf einmal kam ihr mit voller Gewalt die Bedeutung der Thatsache zum Bewußtsein: Johannes sieht seinen Vater nicht mehr.

Ein schneidendes Erbarmen, eine wehe Angst erfaßte sie.

An das Sterbebett eines teuren Menschen gerufen werden aus weiter Ferne, reisen müssen, sich dem Tempo von Schiffen, von Eisenbahnzügen überlassen müssen, während man fliegen möchte, während die Ungewißheit einen foltert: Triffst du den Kranken noch am Leben? hatte ihr immer als furchtbarste Qual vorgeschwebt von frühesten Jugend an.

Und Johannes nun, dieser eigene, tiefempfindende Mensch!

Wie die Marter ihm wohl verschärft wird durch tausend peinvolle Gedanken.

Johannes war nie mit dem Vater eins gewesen.

Der anbetende, mit verhaltener tiefster Innigkeit liebende Gatte war ein Vater von eisernem Willen, von unbeugjamer Strenge. Seine eigene Tüchtigkeit, die stramme Tüchtigkeit seines angesehenen Geschlechts suchte er in dem Knaben wieder. Und Johannes war ein lässiges, träumerisches, zerfahrenes Kind von klein auf, eine mädchenhaft zarte, verschwommene Natur, in der nur eins laut und kräftig sprach: eine starke, leidenschaftliche Liebe zur Musik.

Seine Geige war des vielgescholtenen Knaben Seligkeit und Trost. Musik war das einzige Fach, in dem er nicht tändelte, in dem er nicht tausendfache Verschäumnisse durch tausendfache Strafen und Demütigungen zu büßen hatte, das einzige Fach, in dem er sich nicht zu schämen brauchte, in dem er wachte und vollbewußt, in tiefer und zärtlicher Liebe zur Sache, etwas leistete. Aber dadurch wurde der geliebte Sport zum Stein des Anstoßes für den über den Jungen unglücklichen Vater.

Die Unzulänglichkeit in anderen Fächern schrieb der Mann einfach auf Rechnung der Musik. Ein halbes Jahr lang hatte er einmal dem heranwachsenden Sohn zur Strafe

für schlechte Censuren die Geige eingeschlossen. Johannes sollte lernen, sollte wach sein, sollte ein praktischer, tüchtiger Kaufherr werden wie sein Vater, wie alle seine Vorfahren.

Und Johannes nahm geduldig, mit eigentümlich rührender Fügsamkeit, die Strafe auf sich. Durch sein Wesen ging eine dumpfe Trauer, eine stille Verzweiflung über sein Ungenügen. Er hatte der Mutter in einer Stunde leidenschaftlich schmerzlicher Aufregung einmal vertraut, sein Herzblut möchte er darum geben, dem Vater zu genügen. Sein höchstes Ideal war der Vater in seiner Kraft und Ruhe und Würde.

Wie ein glühender Strom war der Frau damals die Freude durchs Herz geflossen: Wie liebt er ihn! Wie liebt ihn ein jeder!

Und glühend heiß ging es ihr jetzt wieder durch und durch: Wie hat er ihn geliebt!

Sie selbst hatte den Sohn damals liebevoll ermahnt, hatte es ihm vorgestellt, was die kaufmännische Tüchtigkeit des einzigen Sohnes für den Vater bedeute. Sein Patricierstolz, sein Kaufherrnstolz saß ihm tief wie das Leben im Blut. Seinen Sohn nicht als seinen Nachfolger zu sehen oder als einen untauglichen Nachfolger, wäre eine unüberwindliche Kränkung für ihn. Nie würde er in eine andere Berufswahl willigen. Das sah Johannes ein. Er machte seine Schule durch, er machte seine Lehre durch, eine ganz besonders schwere, ohne zu müden, ohne zu murren, nur immer wie abwesend, verstimmt, vertrauert über sein Ungenügen. Tief verborgen brannte in seinem Herzen die Liebe zur Kunst.

Einmal loderte sie auf, himmelauf — damals als der fremde Geigenkönig im Hause seines Freundes ihm gesagt, er habe eine enorme musikalische Begabung. Eine große Zukunft sei ihm sicher. Ewig schade, nicht auszudenken wär's, wenn er sie begrabe.

Da konnte er auf einmal reden, da war er wach, ganz wach, da konnte er den Vater ansehen um sein Lebensheil, in leidenschaftlichen innigen Worten, so reif, so mutig stand er damals vor dem gestrengen Mann, daß die Mutter es dann, ein paar Tage später, nicht fassen konnte, dies sei derselbe Johannes, der nun wieder so bescheiden, so ruhig und gelassen, vielleicht nur noch ein bißchen mehr gedrückt als vorher, mit am Tische saß.

Wie mußte er seinen Vater lieben! Er hatte sofort verstanden, daß die Erfüllung seines Wunsches den Vater einfach im Kern seiner Kraft zerbrechen würde. Und sofort hatte er seinen Wunsch da zurückgezogen, freundlich hatte er sich gefügt. Und beide waren nun voll Freundlichkeit, voll Rücksicht und Schonung füreinander, Johannes den Vater durch gesteigerten Arbeitseifer um Vergebung bittend, daß er ihn überhaupt gekränkt hatte.

Ja, eine wunderbare Macht hatte dieser Mann. Und wenn Johannes ihn erst ganz gekannt hätte, wie sie ihn gekannt hatte, dachte die Frau nun, und eine Flut von Thränen stürzte ihr aus den trockenen, heißen Augen.

Johannes hatte ja im Grunde nur die Machtseite seines Wesens, nur seine Härte und Strenge gespürt!

Sie malte sich's aus, was sie manchmal in ihren allerverwegensten, verschwiegene Gedanken geträumt: daß der Vater aus freiem Entschluß plötzlich nachgäbe, daß der Sohn jene Güte einmal spüre, mit der er sie immer überströmt, daß er dem Jungen entgegenginge, die Thüren aufriße zur Erfüllung seines höchsten Wunsches, zum Lichterbaum des Lebens.

Johannes an des Vaters Brust, jauchzend, ihm dankend — dieses Bild hatte sie nie gesehen!

Und er, der da schlief, hatte doch einen Liebesquell in seiner Brust — so endlos reich. Sie, sie wußte es! Und seine Strenge gegen Hans war unterbaut von Liebe. Außerlich war der Vater der gestrenge, hohe Herr. Das war so Familientradition. Er selbst war mit eiserner Strenge erzogen worden. Und die Söhne gediehen so.

Auch Johannes gedieh. Ein braver pedantischer Arbeiter war schließlich aus ihm geworden, sogar ein leidlicher Rechner.

Der Londoner Chef, bei dem er jetzt als Volontär arbeitete, schrieb voll Anerkennung über ihn. Bei seinem letzten Zuhausesein hatten sich Vater und Sohn wie ein paar gute Geschäftsfreunde über alle möglichen Berufsdinge verstanden.

Und doch — die Frau schluchzte heiß und leidenschaftlich in sich hinein — wie viel fehlte zum letzten, zum höchsten Verstehen. Zerbrochen war etwas in der Begeisterung

des Sohnes für den Vater — in seinem ganzen Wesen war etwas zerbrochen, gehemmt, gestört.

Im Innersten der Frau schrie es auf: Hatte er ihn denn überhaupt noch lieb?

Und dann kamen, wild überstürzt, Fragen auf Fragen: Hat Johannes seinem Vater sehr gegrollt? Welche Gedanken werden ihn bestürmen während der langen, furchtbaren Fahrt? Wird der reine heiße Schmerz der Liebe in ihm sein? Wird ihn das Verlangen heßen nach einer letzten Aussprache, einer letzten Abrechnung, einem letzten verzweifelten Flehn? Oder ist das tot in ihm? Alles tot? Kommt er traurig, resigniert? Wird er voll stumpfen, dumpfen, vorwurfsvollen Kummers hier am Totenbette stehen?

Die Witwe fuhr auf. Sie blickte das edle, hehre, heißgeliebte Gesicht des Toten mit fiebergroßen Augen an.

Das darf nicht sein!

Und plötzlich wurden ihre vergeistigten Blicke starr. Der leise, leiseste Hauch eines schmerzlich verklärten Lächelns ging über ihr trauervolles Gesicht. Fester und fester, wie mit einer ganz neuen Erkenntnis, wie mit jagender heißer Frage, blickte sie den Toten an. Eine Erleuchtung ging da auf in ihren Zügen.

Der Tote, der Erhabene, Erhöhte — wie weit war er entfernt von dem Lebenden, der die weltlichen Begriffe des Standes festhielt, der den Traditionen eine ethische Bedeutung gab, der eiserne Wünsche weltlicher Art bejaß, dessen Herz verwundbar war an der Stelle heiligen Familienstolzes —

Es war ihr, als ob vor dem Ausdruck im Angesicht des Toten alles dies in nichts zerfiel.

Der letzte Wunsch des Lebenden galt und bestand vor diesem Toten nicht mehr!

Das Gegenteil von dem Gebotenen würde dieser gebieten, bligte es ihr durch den Sinn.

Und da stand es in ihr fest.

Sie saß stumm, wie traumverloren, mit weitgeöffneten Augen voll hehrem Ernst, mit glühenden Wangen noch eine Weile an ihres Mannes Totenbett.

Dann ging sie mit sicheren Schritten zu ihrem Schreibtisch und schrieb das Telegramm für Johannes auf, nach dem Ham-

burger Hotel gerichtet, wohin er sich Nachricht erbeten.

„Vater sanft entschlafen mit tausend Grüßen an dich. Er gab dir den Verus deiner Sehnsucht frei in letzter Stunde.“

* *

Und sie stand wieder an des Toten Bett, aufrecht, feierlich, und ihre Augen leuchteten unter den nun unaufhaltsam flutenden Thränen.

„Du weißt es, du mein lieber, lieber Schläfer,“ flüsterte sie, „ich habe nie eine Unwahrheit gesagt! Diese, meine erste, diese große, einzige, nehm ich auf mich für dich! Und alles, was kommen mag, nehm ich auf mich — alles, was daraus erwachse, Segen oder Unsegen! Mein Mutterherz will es tapfer mit ihm tragen, wenn es zum Unsegen wird, voll Muttermut! Mein Sohn, dein Sohn — frei soll er nun sein, frei soll die alte große Liebe für dich wieder in ihm werden an deinem Sarg!“

* *

„Es wird ihm zum Segen!“

Das fühlte sie, wie mit Naturgewalt, als er am anderen Tage kam, als er ihr mit dem leidenschaftlichen Aufschrei „Mutter, meine liebe Mutter!“ in die Arme sank. Sein schlanker Körper bebte. Wie ein freigewordener Strom gewaltiger warmer Kraft ging's von ihm zu ihr. Und dieser Strom tiefen, großen Empfindens nun ins richtige Bett geleitet — wie glücklich konnte er werden!

Jetzt rüttelte ihn namenlose Sohnesrauer mit heiliger Gewalt.

Zum schmerzlichen Augenblick des letzten Lebenswohl war er eben zurechtgekommen. Der Sarg sollte geschlossen werden. Zum kurzen Abschiednehmen durfte der Sohn das Antlitz des Entschlafenen noch sehen.

Er sah seine Mutter mit scheuer, unausgesprochener Frage an: Kommst du mit?

Aber sie hob die thränenschweren Blicke und sagte mit einem besonderen Ausdruck, den er nie ganz verstanden hat, leise und bestimmt: „Nein, geh allein! Ich habe von ihm Abschied genommen!“















ten. Das Interesse am Theater war verhältnismäßig gering, so daß die Bühne als Ganzes trotz der günstigen Voraussetzungen, trotz der starken dramatischen Produktion zu keiner Blüte gelangen wollte. Kustner selbst scheint eine sensible Natur gewesen zu sein. Die widrigen Zeitumstände drückten ihn, er war nicht stark und elastisch genug, um den Hemmnissen kraftvoll entgegenzutreten.

Im Jahre 1851 übernahm Botho von Hülsen die Leitung der Königl. Theater. Ein Verwaltungsbeamter von preussischem Schnitt tritt an die Spitze unserer Kunst-institute. Madame Birch-Pfeiffer, die schon unter Hülsens Vorgängern auf dem Plan erschienen und mit Enthusiasmus begrüßt worden war, beherrscht mit ihren rührseligen dramatischen Elaboraten jetzt vollkommen das Repertoire. Brachvogel allein macht ihr mit seinem „Marciß“ den Erfolg streitig; Hebbel, Grillparzer und Otto Ludwig stehen noch immer zur Seite. Nur die „Nibelungen“ Hebbels wirken etwas nachhaltiger. Das Ensemble ist außer Rand und Band geraten; die verschiedensten Stile sind untereinander vermengt, es fehlt ein einheitlicher Wille, um die großen Talente, die an der Berliner Hofbühne sich zusammengefunden haben, für ein künstlerisches Zusammenwirken zu erziehen. Künstler vom Range Dessoirs, Hendrichs, Dörings, an die sich später Liedtke, Verndal, Reßler, Bollmer reihten, Künstlerinnen wie die Crelinger, die Bierack, die Goppé, die Voellinger, die Erhardt, die Frieb-Blumauer und die Niemann-Naabe stellten gewiß eine ungeheure Summe von Talent und Können dar; kleinere Talente gruppierten sich um sie. Was hätte ein Regisseur vom Range Schröders aus diesem Material schaffen können! Dazu kam noch, daß das Gastspielwesen bereits damals in üppiger Blüte stand. Man zog fremde Schauspieler zu kurzen Gastspielen an die Hofbühne. Zuweilen in der ernsthaften Absicht, sie zu engagieren — zuweilen aber auch rein aus äußeren Gründen. Wie man ehemals Ethof, Schröder und Jffland als „Stars“ hatte auftreten lassen, so erschienen unter Herrn von Hülsen und seinen Vorgängern neben anderen jetzt Karl Seydelmann, eine Schauspielerberühmtheit ersten Ranges, Eduard Devrient, bekannt als ver-

dienstvoller Verfasser der ersten großen deutschen Theatergeschichte, und Karl Bruner auf der Bildfläche. Unter der Zucht des Herrn von Hülsen ging jene große künstlerische Auffassung vollends verloren. Man begnügte sich mit der glänzenden Einzelleistung, man vergaß gänzlich, daß ein Theater nur dann nachhaltig und wesentlich zu wirken vermag, wenn es seinen einheitlichen Stil gefunden hat, wenn es seine höchste Aufgabe in dem Zueinandergreifen aller seiner Kräfte sieht. Herr von Hülsen richtete wohl allein seine Aufmerksamkeit auf die Oper und das Ballett, die damals eine Blütezeit erlebten. Niemanns unvergleichliches Genie war leuchtend aufgegangen und vermochte in der Kunst Wagners, die alle Gemüter erregte, sich auszuleben. Die Grazie und Anmut der Lucca entzückte — kurz, die Oper stand so im Vordertreffen, daß Herr von Hülsen weder Zeit noch Lust hatte, sich mit principiellen Fragen bezüglich der deutschen Schauspielkunst den kurzgeschorenen weißen Soldatenkopf zu zerbrechen. Der neue Intendant sah auch keinen Grund, sich ernsteren Sorgen hinzugeben. Die Berliner waren vom Schauspielhause entzückt, eine Konkurrenz gab es nicht, das Geschäft blühte. Zu alledem war das Königl. Schauspielhaus von einem Nimbus umgeben, der den Gedanken gar nicht aufkommen ließ, daß neben dem Hause auf dem Gendarmenmarke ein ernsthaftes Theater jemals existieren könnte. Herr von Hülsen war ein Vertreter des großen Publikums, das vom innersten Wesen der Kunst schwerlich die rechte Vorstellung hatte. Die Berliner Damen und Herren am Ausgange der siebziger Jahre schwärmten von ihren Schauspielern und Schauspielerinnen.

Als ein junger Theaterkritiker im Jahre 1876 aus Anlaß des fünfundsingzigjährigen Jubiläums des Herrn von Hülsen eine kede und derbe Flugschrift erscheinen ließ, die auf das schärfste das soldatische Regime und das kunstverlassene Königl. Schauspielhaus angriff, hielt man dies für ein dreistes Unterfangen. Der Verfasser des kleinen Pamphlets, das den Titel „Herr von Hülsen und seine Leute“ führte, war Paul Schletter, der damals wohl schwerlich ahnte, daß er selbst einmal alle Ängste und Räte eines



































wenn er auch den modernen großen Dramatikern, die von Norwegen zu uns drängen, allzu vorsichtig und bedächtig gegenüber trat, so darf doch nicht vergessen werden, daß Ibsen damals dem breiten Theaterpublikum thatsächlich unverständlich war, und daß bei der großen Arbeitslast, die man zu überwinden hatte, immerhin eine gewisse Vorsicht entschuldbar war. Dennoch ist V'Arronge weder an Ibsen, noch an Björnson vorbeigegangen. Er hat ihre leicht verständlicheren und primitiveren Arbeiten gespielt, so Ibsens „Nora“ und „Die Stützen der Gesellschaft“, so Björnsons „Fallissement“ und „Die Neuvermählten“.

Für das Theatergeschäft sorgten die heimischen Autoren. Insbesondere leicht bewegliche Muse brachte nicht ungraziöse Spielereien, während Oskar Blumenthal überpfefferte Kunst mit dem Geschmack des breiten Publikums glücklich Hand in Hand ging. Er wurde der gefährlichste Rivale für Lubliner und Lindau, die im Königlichen Schauspielhaus zu Ruhm und Ehren gelangt waren. Indessen darf hier wohl eingeschaltet werden, daß Lindaus Kunst immer anmutiger, vergnüglicher und heiterer gewesen ist, daß sie niemals mit so prunkvollen und aufdringlichen Mitteln gearbeitet hat wie die Blumenthals. Beide haben von Haus aus nie einen Tropfen wirklichen dramatischen Blutes in sich gehabt, sondern nur mit einer gewissen Geschwindigkeit und Geschicklichkeit sich die äußeren Kniffe und Tricks französischer Bühnenautoren zu eigen gemacht.

Mit Oskar Blumenthal kamen die falschen und verlogenen Grafen und Barone auf die deutsche Bühne. Ganz zu geschweigen von der inneren Unwahrheit seiner sogenannten Dramen. Mit einer Redheit, die immerhin erstaunlich bleibt, brachte dieser fixe Schriftsteller einen deutschen Adel auf die Bühne, der nie und nirgends existiert hat.

Nur kurze Zeit war Blumenthal der Leib- und Magendichter des Hauses in der Schumannstraße. Der geschäftstüchtige Mann, der damals auch das Amt eines Kritikers versah und von seiner hohen Warte aus Ibsen befehlete, wurde von dem Gedanken ergriffen, die deutsche Bühne auch praktisch zu reformieren. Hatte er sich als Journalist und Poet immer als ein kleiner Lessing

gefühlt, so geschah es wohl aus einem Akt der Pietät, daß er als Bühnenleiter das neue, eigens für ihn gebaute Haus nicht auf den Namen Blumenthal, sondern den Lessings taufte. Was unter dem Zeichen Lessings, des einzigen Kritikers großen Stils, den die Deutschen auf dem Gebiete des Theaters je gehabt haben, hier gesündigt wurde, wird später berührt werden.

V'Arronge konnte auch den Verlust Blumenthals verschmerzen. Er hatte die Blumenthalsche Muse wohl immer etwas bedächtig angeblickt und das Publikum bei Zeiten an die bessere deutsche Hausmannskost gewöhnt. Er gab ihnen den soliden Freitag und den sehnsüchtigen Wilbrandt. Beide keine Dichterheroen, aber beide erfüllt von einer Ahnung des Dichterischen und beide voll Ehrfurcht für wahrhaftige Kunst. Nach ihnen kam ein raffinierter Spanier, Eschegaray, mit seinem Drama „Galeotto“ zum Wort. Auch dies war kein himmelstürmendes Werk; aber es war doch entfernt von gewöhnlicher Maché und wies einem Schauspieler wie Mainz eine lohnende Aufgabe. Die Spekulantten des Theaters blickten bald voll Neid auf den arbeitsfrohen V'Arronge, dessen Erfolge beständig zu wachsen schienen.

Wir haben bereits erwähnt, daß Oskar Blumenthal das „Lessing-Theater“ gründete. Ein Theater der Lebenden! rief der bewegliche Mann. Im Namen Lessings spielte er denn den „Fall Clemenceau“ und Ähnliches. Incipit parodia! Indessen, es soll nicht vergessen werden, daß er auch einen so klugen Stückeschreiber wie Sudermann auf die Bühne brachte.

Sudermann brachte von den Franzosen die Routine und Sicherheit des theatralischen Aufbaues, aus seiner preußischen Heimat einen gewissen Grobianismus und aus der Grundstimmung seines zartbesaiteten Gemütes einen gehörigen Schuß von Sentimentalität. Dazu kam, daß er durch seinen Berliner Aufenthalt gerade so viel Außerlichkeiten der berlinischen Art beobachtet und in sich aufgenommen hatte, um einem breiteren Publikum als origineller, hauptstädtischer Sittenbildner verständlich zu werden.

Blumenthal brachte sein erstes Stück, „Die Ehre“, heraus und erregte einen Enthusiasmus.

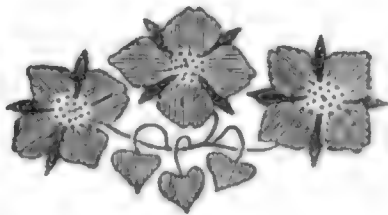
muß, den heute auch wohl diejenigen nicht mehr recht begreifen, die damals das robuste Theaterstück wie eine Offenbarung aufnahmen. Unmittelbar nach der Aufführung wurde bekannt, daß Ludwig Barnay, der sich im „Berliner Theater“ seine eigene Bühne zurecht gezimmert hatte, das Drama zuerst in Händen gehabt und abgelehnt habe.


Barnay suchte im „Berliner Theater“ Publikumsloft. Wenn Blumenthal den „Fall Elémenceau“ spielte — auch mit dem einst von ihm verfertigten Ibsen suchte er vorübergehend Geschäfte zu machen —, so gab er den rührseligen „Hüttenbesitzer“ oder den „Kean“, zu dem jedes Komödiantenherz von Zeit zu Zeit sich immer noch hingezogen fühlte. Das Familienpublikum Berlins strömte zu ihm, zumal er auch für das Bedürfnis klassischer Bildung sorgte. Er gab ebenfalls Shakespeare und Schiller, freilich als einen verdünnten Aufguß der Musteraufführungen des „Deutschen Theaters.“ Er legte das Hauptgewicht auf die Meinungerei, will sagen, auf die Entfaltung großer Massenscenen und vor allem auf die virtuose Einzelleistung. Das Publikum sollte an jedem Abend seinen Star bewundern können. Und dieser Virtuose, der sich auf Welt und Menschen ebenso gut wie auf seine Kunst verstand, erkannte instinktiv, daß es an der Zeit sei, Mainz und die Corna aus einem künstlerischen Ensemble herauszureißen und zu Stars emporzuzüchten. L'Arronge erzählt in seinen Erinnerungen, wie diese beiden Künstler den lockenden Anerbietungen Barnays nicht widerstehen konnten und sehr zu ihrem eigenen

Schaden das Haus in der Schumannstraße verließen.

Neben diesen Theatern, die das meiste Interesse des Publikums in Anspruch nahmen, blühte im östlichen Berlin das „Residenz-Theater“, das die neuesten französischen Possen und Sittenstücke mit promptester Geschwindigkeit nach Berlin brachte. Es hatte ein fein abgetöntes Ensemble und erfreute sich des eifrigen Zuspruches der Berliner Lebewelt. Es besaß einen Komiker wie Richard Alexander, dessen Bewegungen und Mienenspiel zwerchfellerchütternd waren, und der aus den französischen Verwechslungs-farcen einen unversiegbaren Humor schöpfte. Er hatte eine geniale Art, Gesichter zu schneiden, und brachte die unglaublichsten und blödesten Dinge mit einer so selbstverständlichen und trockenen Komik hervor, daß man überhaupt das Stück vergaß und sich nur dem Gelächter hingab, das er hervorrief. Man kann Alexander in der Stärke seiner Komik Bollmer und Engels an die Seite stellen; er ist ihnen ebenbürtig in der diskreten Art, wie er seine reichen Mittel gebraucht. Dennoch war es ihm bisher nicht beschieden, zu einer freieren Entwicklung seines Könnens zu gelangen, weil der Kreis seiner Aufgaben im Verhältnis zu seiner Persönlichkeit viel zu eng gezogen war. Noch heute betrachten wir es als einen wirklichen Verlust, daß dieser starke Künstler sich immer in der nämlichen Sphäre der Verwechslungsposse bewegen muß, daß keine große Bühne es verstanden hat, ihn das Reich der Dichtung erobern zu lassen.

(Schluß folgt.)





Experimentelle Psychologie

Von
Rudolf Eisler

(Nachdruck ist untersagt.)

Käme heutzutage jemand, der, selbst vor einem weit ausgedehnten Leserkreise, des langen und breiten die Thatsache erörtern wollte, daß die erstaunlichen Fortschritte, welche die Naturwissenschaften auf allen Gebieten seit Jahrzehnten zu verzeichnen haben, in erster Linie der geschulten Anwendung des Experimentes zu verdanken sind, er dürfte mit Recht als ein Mann betrachtet werden, der Eulen nach Athen trägt. Andererseits aber erregt es heute noch vielfach Kopfschütteln und Verwunderung, wenn man hört, daß auch die Wissenschaft von den seelischen Phänomenen, die Psychologie, zur Gewinnung brauchbarer Resultate zum großen Teile sich auf das Experiment stützt, ja es nicht entbehren kann. Ist man doch noch gerade im großen Publikum gewohnt, die Psychologie als einen Teil der Philosophie zu betrachten und ihr als Methode, wenn auch nicht mehr die reine Spekulation, so doch höchstens die Beobachtung und wissenschaftliche Verarbeitung der Thatsachen ihres Gebietes zuzuerkennen. Damit glaubt man ihr den Stempel der Wissenschaftlichkeit zur Genüge aufgeprägt zu haben, da es ja da, wo es sich um Seelisches handelt, eine Exaktheit nicht geben könne, insbesondere nicht die Exaktheit der mit Mathematik operierenden Disziplinen. Die folgenden Ausführungen nun sollen darthun, daß die Psychologie so gut wie die Naturwissenschaften, an welche sie sich unmittelbar anschließt, auf das Experiment angewiesen ist, und sie sollen einen Begriff von der Methodik des psychologischen Experimentes geben.

Experiment nennt man bekanntlich eine unter bestimmten willkürlich herbeigeführten

Bedingungen angestellte Beobachtung von Vorgängen, die aus diesen Bedingungen resultieren, die Frage, mit der wir an ein Objekt herantreten und deren Beantwortung wir selbst indirekt herbeiführen. Wenn der Chemiker Wasserstoff und Sauerstoff in bestimmten Gewichtsverhältnissen unter der Einwirkung des elektrischen Funkens sich miteinander verbinden läßt, so führt er ein Experiment aus, weil er nicht passiv abwartet, bis zufällig einmal die chemische Verbindung vor sich geht, sondern sie selbst planmäßig herbeiführt, um ein Resultat zu erzielen, das er entweder bereits aus der Erfahrung kennt, und das er nur bestätigen oder das er eben durch den Versuch erst neu kennen lernen will.

Wie steht es nun mit der Psychologie? Die dem Psychologen am nächsten liegende Methode ist die innere Wahrnehmung der eigenen seelischen Erlebnisse; von manchen Forschern als die vorzüglichste aller psychologischen Methoden betrachtet, wird sie von anderen als gänzlich unbrauchbar erklärt. Aus den zahlreichen Diskussionen über die Berechtigung dieser Methode geht hervor, daß nicht so sehr die Methode selbst als ihre Bedeutung jetzt noch zum eigentlichen Streitpunkte werden kann. Niemand wird daran zweifeln, daß es eine innere Beobachtung giebt. Dagegen ist es klar, daß ein Borniger im Momente des Affektes auf keine Weise seinen Born zu beobachten vermag, denn, das lehrt die Erfahrung, er würde ihn verlieren, sobald er nur seine Aufmerksamkeit auf ihn richtete. Die unmittelbare Beobachtung eines Affektes während des Ablaufes ist also unmöglich, aber

auch die Beobachtung der übrigen seelischen Zustände, der Gefühle der Lust und Unlust, des Ablaufes der Vorstellungen und ihrer Associationen u. s. w. ist theils unmöglich, theils für die Psychologie von geringem Werte, wenn sie im Augenblicke des Auftretens der psychischen Phänomene stattfindet. Die Beobachtung eines Vorganges ist nichts anderes als die auf ein Geschehen willkürlich gelenkte Aufmerksamkeit. Während nun die Objective der Außenwelt durch unsere Beobachtung nicht im geringsten beeinflusst werden, besteht für unser Bewußtsein das Gesetz, daß unsere eigenen seelischen Erlebnisse durch die Richtung der Aufmerksamkeit auf sie sowohl qualitativ als quantitativ verändert werden können. Diese Thatsache erklärt sich aus der Einheit des Bewußtseins, insofern welcher dieses unter veränderten Bedingungen — hier die Richtung der Aufmerksamkeit nach innen — in seiner momentanen Beschaffenheit nicht unverändert bleiben kann. Wenn es also auch feststeht, daß eine Beobachtung der eigenen inneren Erlebnisse möglich ist, so reduziert sie sich doch auf die Thatsache, daß das seelische Erlebnis nicht im Momente seines Auftretens beobachtet wird; es ist das Erinnerungsbild, welches von dem Bewußtseinsvorgang zurückbleibt, an dem die Beobachtung wirksam ist. Unmittelbar nach dem Verschwinden eines psychischen Zustandes sind wir im Stande, es in der Erinnerung festzuhalten und zu beobachten.

Es ist leicht einzusehen, daß die Methode der inneren Beobachtung nicht geeignet ist, zu einer einigermaßen genauen Kenntniss der psychischen Gesetzmäßigkeit zu führen. Abgesehen davon, daß der erlebte seelische Zustand in der Erinnerung abgeblaßt und mehr oder weniger verschwommen erscheint, steht er nicht mehr unter den Bedingungen des erstmaligen Auftretens, außerdem liegt die große Gefahr vor, daß man in der Beobachtung aus dem Gedächtnisse sich über die Beschaffenheit des gehaltenen Zustandes täuscht oder ihn unrichtig deutet.

Die Schwächen dieser Methode und besonders die Zufälligkeiten des Individuellen sucht man durch Vergleichung und Zusammenstellung der Aussagen einer großen Anzahl von Personen über ihre inneren Beob-

achtungen möglichst zu beseitigen, und so vermag denn die comparative Psychologie im ganzen leidliche Resultate zu erzielen. Wir können in ihr die Vorstufe und zugleich die Ergänzung der experimentellen Psychologie erblicken.

Der Begriff des psychologischen Experimentes ist so manchem etwas ganz Unfaßbares, da sich der Laie nicht recht vorstellen kann, wie sich ein solches Experiment überhaupt anstellen läßt. Unwillkürlich steigt einem da der Gedanke auf, das psychologische Experiment bestehe in einer Art Anatomie, mittels welcher man einen Einblick in das Getriebe des Gehirnlebens zu gewinnen suche, was aber doch einer lebenden Person gegenüber nicht gut angehe. Nun, ganz so schlimm ist es nicht, von einem Secieren der Versuchspersonen ist nicht die Rede. Die Psychologie ist weder Anatomie noch Physiologie, und sie kümmert sich in erster Linie wenig um die Vorgänge im Centralnervensystem, welche die psychischen Vorgänge begleiten, sondern um diese selbst. Es ist von vornherein klar, daß mit der Verschiedenheit der Objecte einer Wissenschaft die Art und Weise der zur Erforschung derselben angewandten Methode Hand in Hand geht. In dem Gebiete der Psychologie ist das Object der Forschung ein sehr kompliziertes; es wird daher die Handhabung des Experimentes so manchen Bedingungen unterstellt sein, die in einem anderen Gebiete wegfallen oder von geringerem Einflusse sind. Der Gegenstand der Psychologie unterscheidet sich von denen der anderen Wissenschaften hauptsächlich dadurch, daß er einen weniger abgeschlossenen und beständigen Charakter aufweist. Denn das Seelenleben des Menschen ist von einer solchen Mannigfaltigkeit und Kompliziertheit, daß es hier schwerer als sonst möglich ist, das Object in seine Elemente zu zerlegen. Dazu kommt noch ein Umstand, der ganz besondere Schwierigkeiten herbeiführt: die Individualität. Die einzelnen Bewußtseinsformen zeigen viel mehr Unterschiede untereinander, als es bei den Objecten der Naturwissenschaften der Fall ist.

Die erste Bedingung also, unter der ein psychologisches Experiment stattfinden kann, ist die Rücksichtnahme auf die Besonderheit des Versuchsobjectes. Es handelt sich in

erster Linie darum, die Zufälligkeiten des Individuellen im weitesten Sinne auszuschalten, indem man beachtet, daß das Resultat des Experimentes je nach der Beschaffenheit der Versuchspersonen, den augenblicklichen Einflüssen, denen das Bewußtsein unterworfen ist, der Stimmung desselben u. s. w. verschieden ausfallen muß. Alle diese Zufälligkeiten sind ebenso viele Fehlerquellen, welche das Resultat vieldeutig machen und ihm den Charakter der Allgemeinheit rauben. Die experimentelle Psychologie fußt daher auf dem Grundsatz, ihre Versuche mit verschiedenen Personen und bei einer und derselben Person unter verschiedenen Versuchsbedingungen und zu verschiedenen Zeiten auszuführen. Sie stützt sich hierbei auf die auch von der Physik angewandten Lehren der höheren Mathematik, nach welchen der Fehler, der in einer Anzahl von Beobachtungen durchschnittlich gemacht wird, um so kleiner ausfällt, je größer die Anzahl ist, und zugleich auch die Wahrscheinlichkeit um so größer ist, daß der Fehler sich der Null nähert. So ist man in den Stand gesetzt, einen Einblick in die allgemeine Gesetzmäßigkeit nicht nur des einzelnen, sondern des Bewußtseins überhaupt zu gewinnen.

Die wesentlichen Momente des psychologischen Experimentes sind: der Experimentator, die Versuchspersonen, die Hilfsapparate, die speciellen Methoden und der Versuchsort. Was zunächst den Experimentator betrifft, so eignet sich dazu begreiflicherweise nur ein geschulter Psychologe, der, außer seiner theoretischen Bildung, selbst öfter Versuchsperson gewesen sein muß, um den Aussagen derselben das richtige Verständnis entgegen zu bringen. Bevor er an die Untersuchung eines bestimmten Gebietes der Psychologie herantritt, muß der Experimentator im klaren darüber sein, welchen allgemeinen Plan er bei seinem Verfahren verfolgen will, er wird dann eine passende Methode, einen geeigneten Apparat auswählen und sich seine Versuchspersonen aussuchen. Auch diese sind am besten aus dem Kreise derjenigen, die sich mit Psychologie beschäftigen, zu entnehmen, vornehmlich aus dem Grunde, weil zur Selbstbeobachtung und zur Sicherheit ihrer Ergebnisse eine hinreichende Übung der Aufmerksamkeit vonnöten ist. In den meisten

Fällen ist es geraten, die Versuchsperson im ungewissen darüber zu lassen, was mit den Versuchen eigentlich erreicht werden soll; dieses „unbewußte Verfahren“ hat den Zweck, die Störung der Aussagen der Versuchspersonen durch vortweg von ihnen gebildete Urteile über die Beschaffenheit der Ergebnisse hintanzuhalten. Die Zahl der Versuchspersonen richtet sich ganz nach der Art der betreffenden Unterhaltung; außer denjenigen, die regelmäßig zu den Versuchen herangezogen werden, verwendet man gelegentlich andere Versuchspersonen zur Kontrolle und Bestätigung der Resultate. In jedem Falle prüft der Experimentator die Versuchsperson auf ihre Eignung für die vorliegende Untersuchung, wobei ganz besonders abnormale Personen zu berücksichtigen sind, deren Aussagen, wie z. B. die Farbenblinder, durch ihr Abweichen von den übrigen Fällen oft recht geeignet sind, die normale Gesetzmäßigkeit in ein helleres Licht zu rücken.

Die Apparate, welche zur Ausführung der psychologischen Experimente benutzt werden, sind teils solche, die zur Erzeugung psychischer Reize dienen, teils Vorrichtungen zur Messung kleinster Zeiteinheiten, endlich Apparate zur Untersuchung physiologischer Begleiterscheinungen. Zur Erzeugung von Reizen im Gebiete des Gesichtssinnes verwendet man in erster Linie rotierende Scheiben, auf denen in bestimmten Verhältnissen farbige Papiere angebracht sind, um verschiedene Helligkeitsstufen und Farbensnuancen auf die Versuchsperson einwirken zu lassen; für die Untersuchungen im Bereiche des Gehörsinnes hat man Vorrichtungen, welche Schalle und Töne in den verschiedensten Abstufungen erzeugen. Unter ihnen ist der sogenannte „Appunische Tonmesser“ der wichtigste. Für den Tastsinn kommt besonders der „Tasterzirkel“ in Verwendung, mittels dessen man die Empfindlichkeit der verschiedenen Hautstellen prüft; auf Geruch und Geschmack wirkt man durch Herstellung bestimmter chemischer Verbindungen ein. Die Bestimmung der zeitmessenden Vorrichtungen, wie z. B. des „Hippischen Chronostopes“, ist die, die Dauer, welche das Auftreten und der Verlauf von Vorstellungen und ihrer Verbindungen erfordert, auf das genaueste zu berechnen. So untersucht man bei den sogenannten Re-

aktionsversuchen die Zeit, die von der ersten Einwirkung eines Reizes bis zur Erregung einer Vorstellung im Bewußtsein verstreicht, ferner die Geschwindigkeit, mit welcher ein Objekt erkannt wird, Associationen zu Stande kommen, Urteile gebildet und Wahlakte ausgeübt werden. Die physiologischen Begleiterscheinungen werden da, wo sie am sichtbarsten auftreten, in den Zuständen des Gefühls und der Gemütsbewegung experimentell untersucht. Mittels des „Pulsometers“ stellt man die Schwankungen des Pulses fest und bestimmt aus den Formen der Wellenlinien, die von einer mit dem Arme verbundenen Feder auf einer Papierrolle verzeichnet werden, die Stärke und Geschwindigkeit der Blutcirculation und damit auch des Herzschlages. Auf ähnliche Weise untersucht man die veränderten Verhältnisse in den Atembewegungen mittels des „Pneumatograph“ und die Menge des Blutzuflusses zu einem Organ durch die Bestimmung der Volumveränderung desselben mittels des „Plethysmograph“. Bei diesen Experimenten beschränkt man sich hauptsächlich auf die elementaren Gefühle, da nur diese vom Experimentator willkürlich und andauernd, durch Einwirkenlassen von lust- oder unlust-erregenden Reizen hervorgerufen werden können; die zusammengesetzten höheren Gefühle werden durch Analyse erforscht.

Die Methodik des psychologischen Experimentes ist im allgemeinen ziemlich einfach, im einzelnen aber meist sehr schwierig. Es handelt sich durchweg darum, eine Anzahl brauchbarer Aussagen der Versuchspersonen zu erhalten und diese Aussagen qualitativ und quantitativ zu verwerten. Das Schema eines psychologischen Experimentes ist im allgemeinen folgendes. Man läßt bestimmte Reize zu gleicher Zeit und nacheinander auf die Versuchsperson einwirken, verzeichnet die Aussagen über die Beschaffenheit und die Unterschiede der durch die Reize hervorgerufenen Bewußtseinsphänomene und zieht dann aus den erhaltenen Resultaten Schlüsse auf die in dem Untersuchungsgebiete obwaltende Gesetzmäßigkeit. Da der Experimentator sowohl die Beschaffenheit als auch den Intensitätsgrad der Reize kennt, ist er im Stande, das Verhältnis der Aussagen des Beobachters zu dem thatsächlich Vorhandenen

festzustellen und so die Feinheit und Empfindlichkeit der Bewußtseinsthätigkeit zu berechnen. Durch planmäßige Variation der Versuchsanordnungen, durch plötzliche Änderungen der Reize, durch zweckmäßig gestellte Fragen an die Versuchsperson unterstellt der experimentierende Psychologe die innere Beobachtung einer genauen Kontrolle. Von großer Wichtigkeit ist die rechnerische Verwertung der gewonnenen Resultate, die erst ein getreues Bild von den stattfindenden seelischen Vorgängen und ihrer Gesetzmäßigkeit bietet. Die „Abstufungsmethode“ besteht darin, daß man den Stärtegrad eines Reizes von seiner ersten Wirksamkeit an anwachsen und dann wieder sich vermindern läßt, um aus dem Durchschnitt der einzelnen Fälle die Empfindlichkeit des Bewußtseins bestimmten Reizen gegenüber zu untersuchen, während die „Fehlermethoden“ den mittleren Fehler, d. h. die aus einer großen Anzahl von Versuchen sich ergebende durchschnittliche Abweichung der Aussagen des Beobachters von den an sich bestehenden Verhältnissen feststellen und die Bewußtseins-Empfindlichkeit in umgekehrter Proportion zum mittleren Fehler berechnen. Die Frage, welche specielle Methode die brauchbarste und welche Berechnungsformel die genaueste ist, ist bereits vielfach erörtert worden, ohne eine endgültige Beantwortung erfahren zu haben, eine Sache, die ganz natürlich ist, da ja die Methoden aller Wissenschaften sich erst allmählich vervollkommen. Jede besondere psychologische Untersuchung hat ihr eigenes, für sie besonders passendes Verfahren und bedarf besonderer Versuchsanordnungen und Vorsichtsmaßregeln. Da zur Gewinnung allgemeiner gültiger Resultate eine gewisse Beständigkeit der Zeit und des Ortes der Versuche erforderlich ist, werden die Experimente am besten zu ganz bestimmten Zeiten und an einem geeigneten Orte veranstaltet, zu welchem Zwecke psychologische Laboratorien errichtet worden sind. Das älteste und bedeutendste derselben befindet sich in Leipzig und steht unter der Leitung Wilhelm Wundts, des eigentlichen Begründers der modernen experimentellen Psychologie, der auch in den von ihm herausgegebenen, periodisch erscheinenden „Philosophischen Studien“ seine und seiner Schüler Arbeiten veröffentlicht. Eine

große Anzahl von Arbeitsräumen, welche die verschiedenen notwendigen Apparate enthalten und miteinander durch elektrische Leitungen verbunden sind, stehen den Mitgliedern des Laboratoriums zur Verfügung. Jeder Experimentierende arbeitet zu einer bestimmten Zeit in dem für seine Versuche am zweckmäßigsten gelegenen Zimmer; für gewisse Versuche ist auch eine Dunkelkammer vorhanden.

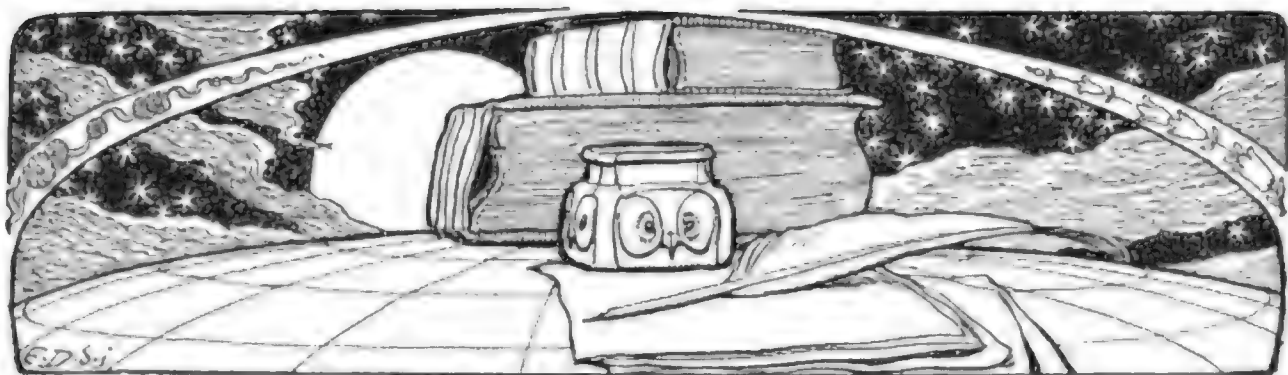
Ähnlich sind auch die übrigen psychologischen Institute eingerichtet, unter welchen außer den amerikanischen die von Berlin, Freiburg i. B., Göttingen, Heidelberg, Paris die bedeutendsten sind. Daneben besaß man sich auch in vielen physiologischen Laboratorien mit psychologischen Untersuchungen. Immerhin wäre zu wünschen, daß noch mehr psychologische Institute errichtet würden. Da die Anwendung des experimentellen Verfahrens auf dem Felde der Psychologie noch ziemlich neuen Datums ist (E. H. Weber und G. Th. Fechner waren die Ersten), da das der Bearbeitung harrende Material sehr umfangreich ist, da endlich sowohl die einzelnen Methoden als auch die Apparate noch vieler Verfeinerung fähig sind, so ist es begreiflich, wenn die Zahl der sicheren, eindeutigen Ergebnisse noch nicht gar zu groß ist.

Immerhin hat die experimentelle Psychologie schon manche hübsche Erfolge zu verzeichnen. Es wurden besonders die Empfindlichkeit auf den verschiedenen Sinnesgebieten, die Eigenschaften des „Zeitsinnes“ und des „Raumsinnes“ untersucht, ferner der Umfang des Bewußtseins und der Auf-

merksamkeit festzustellen gesucht. Von großer Wichtigkeit erscheinen die schon erwähnten Reaktionsversuche, vermittlels welcher die Zeit oder Geschwindigkeit gefunden wird, welche die psychischen Prozesse des Erkennens, der Reproduktion und Association, des Unterscheidens und des Wählens u. i. w. brauchen. Auch den Zusammenhang zwischen den Empfindungen und den sie begleitenden Gefühlen der Lust und Unlust, sowie die den letzteren parallel gehenden körperlichen Vorgänge hat man mit Glück untersucht, nicht minder die „ästhetischen Elementargefühle“, d. h. die Zustände des Gefallens oder Mißfallens, die sich an Farben, Töne, Gestalten und deren Verbindungen knüpfen.

Fortan wird die Psychologie des Experimentes nicht mehr entraten können. Nur muß sie dessen eingedenk sein, daß es mit einer Masse ziffernmäßig gewonnener Resultate noch nicht gethan ist. An das Experiment muß sich eine besonnene Deutung der Thatfachen, eine haltbare Theorie anschließen. Auch wird es nicht umgangen werden können, die Methode der inneren Wahrnehmung des eigenen seelischen Lebens in vielen Fällen ergänzend heranzuziehen. Ganz ausgeschlossen aber ist das experimentelle Verfahren da, wo Produkte nicht der Einzelseele, sondern des Gesamtbewußtseins, wie Sprache, Sitte, Mythos, den Gegenstand der Untersuchung bilden. Mit diesen geistigen Gebilden befaßt sich nicht mehr die Individualpsychologie, sondern die Völkerpsychologie, deren Verfahren die kritische Analyse und Vergleichung ist.





Litterarische Rundschau

Atropos, die Unerbittliche, die in der redaktionellen Prosa ebenso häßlich wie ungrammatikalisch „Raumrücksichten“ genannt wird, hat uns den Faden unserer weihnachtlichen Literaturbesprechungen gerade da zerschnitten, wo er uns in den Zaubergarten der Kinderbücher und Jugendchriften hinüberleiten sollte, in jene glücklichen Gefilde, zu denen wir Erwachsenen uns nur einmal im Jahre, eben um das Fest der Kinder, glauben uns herablassen zu dürfen. Wir möchten am liebsten den Faden da wieder anknüpfen, wo ihm die Schere der Parze ein vorzeitiges Ende bereitet hat, wenn nicht inzwischen auf den anderen Feldern, die wir schon durchschritten haben, so viel neue Saat nachgewachsen wäre, daß die Pflicht der Gerechtigkeit erheischt, die alten Wege wenigstens flüchtig noch einmal abzuschreiten. Auch diesmal also beginnen wir mit unseren deutschen Klassikern, von denen uns zwei inzwischen durch neue Ausgaben ans Herz gelegt sind. Wielands Werke hat das Bibliographische Institut (Leipzig und Wien) in seine bekannten und bewährten Klassikerausgaben aufgenommen (vier Bände, geb. 6 Mk.; mit Wielands Bildnis in Kupferstich nach Jagemanns Gemälde von 1806). Prof. Gotthold Klee, derselbe, dem wir die septhm hier angezeigten „Grundzüge der deutschen Literaturgeschichte“ zu danken haben, hat sie herausgegeben, d. h. ihrem Texte nach kritisch durchgesehen, durch Anmerkungen erläutert und die einzelnen Bände und Werke mit biographisch-litterarhistorischen Einleitungen eröffnet. Klees schlichte, klare, den Dingen und Personen doch immer in Herz und Seele leuchtende Betrachtungsweise fällt auch hier wieder höchst angenehm auf. Schon in der Auswahl der aufgenommenen Werke waltet jene glückliche Verbindung von Geschmack und Verstand, ohne die es von vornherein verlorene Liebesmüh wäre, dem gebildeten deutschen Hause Wieland heute noch in die Bibliothek zu schmeicheln. Der „Oberon“ eröffnet den Reigen; der entzückende „Musarion“ reicht ihm zunächst die Hand; dann tummelt sich ein reizendes Völkchen „Poetischer Erzählungen und Märchen“, wie die

Musen neun an der Zahl; Gedichte folgen, Eigenes und Angeeignetes, um die behende Grazie der Wielandschen Formenkunst recht zu zeigen. Von den Singspielen werden nur „Alceste“ und „Die Wahl des Perikles“ gegeben, aber die beiden Proben genügen, um das Genre und seine historische Bedeutung im litterarischen Waffengang zwischen Wieland und Goethe zu illustrieren, dem anmutigsten und edelsten, der je ausgefochten worden. Unter den „Kleineren Schriften in Prosa“ finden wir gleichfalls alles das vertreten, was dichterisch wertvoll ist oder in der Literaturgeschichte eine Rolle spielt. Band drei und vier sind den beiden uns heute wieder näher gerückten Romanen „Agathon“ und „Die Abderiten“ vorbehalten, die — was dem Herausgeber besonders hoch angerechnet werden soll — unbearbeitet und ungekürzt abgedruckt werden. Einleitungen und Anmerkungen zeugen von jener ruhigen, sicheren Wissenschaftlichkeit, die den Kompaß in sich selber hat, ohne daß sie irgendwo mit ihren gelehrten Kenntnissen prunkt. Nur der Weg wird dem Leser geebnet, die Richtung wird ihm gewiesen, die fremden, historischen Gestalten, die auftauchen, werden ihm vorgestellt und erklärt — sonst keine redselige Vormünderei und keine Diktatur des Geschmacks und des Urteils. Dem deutschen Hause sei die Kleesche Wieland-Ausgabe warm empfohlen!

Eine schöne neue Ausgabe von Goethes Sämtlichen Werken findet man jetzt auch in den mit Recht weitverbreiteten und angesehenen Neuen Leipziger Klassiker-Ausgaben mit Bildnissen und Einleitungen, die im Verlage von Max Hesse (Leipzig) erscheinen. Die vierundvierzig Bände sind in verschiedenen Ausgaben zu haben: in zwölf Original-Leinenbänden kosten sie 20 Mk., in zwölf Halbfranzbänden 30 Mk., in zwölf eleganten Liebhaber-Halbfranzbänden 38 Mk. (mit zwei Bildnissen Goethes, einem Gedicht in Faksimile und einem Registerband). Uns liegt nur die erste Ausgabe vor, aber auch diese befriedigt mit ihrem haltbaren Einband und ihrer gediegenen Ausstattung alle billigen Ansprüche. Die deutsche Familie hat sich bisher

vielfach mit einer Auswahl aus Goethe begnügt, und dafür standen ja auch eine ganze Anzahl guter Ausgaben zu Gebote. Aber ich glaube, in den meisten Häusern, namentlich in solchen, wo Goethe zugleich von verschiedenen Generationen und Geschlechtern gelesen wird, werden Stunden kommen, wo man auch in den besten und umfassendsten dieser Auswahleditionen ein oder das andere Werk vermisst. Dann bereut man es gewiß, beim Ankauf die paar Mark — um viele kann es sich bei dem außerordentlich geringen Preise der Heffeschen Ausgaben nicht handeln — nicht dazugelegt zu haben, um den vollen und ganzen Goethe sein eigen zu nennen. Aber auch ältere Ausgaben, so gediegen sie äußerlich sein mögen, sind heute durch die vielfachen Erweiterungen, die unsere Kenntnis von Goethes Leben und Werken durch die Erschließung des Weimarer Archivs gefunden hat, zum guten Teil antiquiert. Jede neue Ausgabe, die an den Ergebnissen dieser Forschung vorübergehen wollte, hätte ihren Beruf verfehlt. Der Heffeschen sind sie vollauf zu gute gekommen. Eine ganze Reihe der in der großen Weimarer Sophien-Ausgabe zuerst abgedruckten Schriften (so z. B. der Urfaust, das Leipziger Lieberbuch Annette, die Aristeia der Mutter, Chronologie 1749 bis 1809 u. s. w.) sind hier mit aufgenommen worden. Schon das beweist — denn es handelt sich hier um Funde der letzten zwei Jahrzehnte —, daß alle, auch die besten Gesamtausgaben der achtziger und neunziger Jahre von der vorliegenden schon dem Inhalt nach überholt sind. Aber auch die Textgestaltung und die umfangreiche biographisch-kritische Einleitung von Prof. Ludwig Geiger (200 Seiten), dem Herausgeber des Goethe-Jahrbuchs, hat aus diesen neuen Goethe-Funden und -Forschungen unmittelbaren Nutzen gezogen. Besonders dankbar wird man die Register begrüßen, von denen das umfangreichste alle in Goethes Werken vorkommenden Personen- und Ortsnamen aufzählt, ein anderes auf alle diejenigen Stellen verweist, wo der Dichter über seine eigenen Werke spricht. Geigers biographische Einleitung, die auch besonders zu haben ist (3 Mk.), werden wir in anderem Zusammenhang noch ausführlicher besprechen, um dann auch auf die Ausgabe selbst zurückzukommen. —

Eine Schulausgabe von Shakespeares *Macbeth* in der Friedr. Theod. Vischerschen Übersetzung, mit einer umfangreichen, erläuternden Einleitung (78 S.) und sorgfältigen Anmerkungen, verdanken wir Prof. Dr. Hermann Conrad (Stuttgart, J. G. Cotta). Sie wird um so willkommener sein, als es ein oft beklagter Mißstand ist, daß in der sogenannten Schlegel-Tieckischen Übersetzung Dorothea Tieck eine vielfach falsche, ungeschickte und poetisch wertlose Übersetzung geliefert hat, während Vischer die erste nach Form wie innerer Gedankentreue klassische Verdeutschung geliefert hat. Hervorgetreten ist die Vischersche Übersetzung zuerst vor etwa zwei Jahren in den Vischerschen *Shakespeare-Vorträgen*

(herausgegeben von Robert Vischer; Stuttgart, J. G. Cotta), die hier seiner Zeit besprochen worden sind, auf die aber auch in diesem Zusammenhang noch ausdrücklich wieder hingewiesen werden soll. Inzwischen sind auch der zweite und dritte Band erschienen, die im Anschluß an die Übersetzungen „*Macbeth*“, „*Romeo und Julia*“, „*Othello*“ und „*König Lear*“ behandeln.

In derselben Sammlung sind jetzt auch *Ford Byrons Sämtliche Werke* zugänglich (Leipzig, Max Hesse; neun Bände, geb. in drei Leinenbänden 6 Mk.; in drei Halbfrauzbänden auf besserem Papier Mk. 9.50; in drei eleganten Liebhaber-Halbfrauzbänden in Karton Mk. 12.50). In der Hauptsache erscheinen hier die Werke nach Adolfs Böttgers dichterisch-schöner Verdeutschung, von der einst Lenau rühmte, daß sie sich durch den „ebenso sicheren und festen, als feinen und gewandten Tritt und Schritt ihrer Sprache“ vor allen anderen auszeichne; nur einige Werke, die Böttger nicht übersetzt hat und die sich übrigens auch in der Gildemeisterschen Ausgabe nicht finden, werden in anderen guten Übertragungen gebracht, zum Teil auch neu übersetzt. So kommt es, daß diese Ausgabe beträchtlich vollständiger ist als manche andere bei uns bisher im Umlauf befindliche. Die Einleitungen, sowohl die Generaleinführung wie die Vorbereitungen für jedes einzelne Werk, und die Anmerkungen lagen in den Händen von Prof. Dr. Wilhelm Weg, der als Fachmann — Weg ist Professor der englischen Literatur an der Universität Gießen — für den wissenschaftlichen Wert dieser Arbeiten sowie überhaupt der ganzen Ausgabe hinlänglich bürgt. — *Byrons Manfred* nach der Böttgerschen Übersetzung, die aber an einzelnen Stellen nach der Gildemeisterschen, nach den von Goethe und Heine übersetzten Fragmenten u. s. w. ergänzt und verbessert ist, erscheint gleichzeitig in einer Sonderausgabe, die sehr vornehm gedruckt und ausgestattet ist (Leipzig, Herm. Seemann Nachf.). Ludwig Wüllner hat ein paar die Idee des Werkes erklärende Einleitungsworte dazu geschrieben, Walter Tiemann den Buchschmuck dazu geliefert.

Unsere klassische deutsche *Ibsen-Ausgabe* (Berlin, S. Fischer; vollständig in neun Bänden, geb. je Mk. 4.50), die in der letzten „*Literarischen Rundschau*“ hinlänglich charakterisiert und gewürdigt worden, ist inzwischen um einen weiteren Band bereichert worden, so daß jetzt nur noch zwei Bände (Bd. 1 und Bd. 8) ausstehen. Der jüngst erschienene (Bd. 4 der ganzen Reihe) bringt die beiden dramatischen Gedichte *Brand* und *Peer Gynt*, in denen sich Ibsens idealistische Weltanschauung am reinsten und stärksten bezeugt. Die bisherigen Übertragungen blieben uns gerade in diesen beiden Werken für die tiefere Erfassung der Gedanken wie der Form mancherlei schuldig. Zum erstenmal unterzieht sich nun hier in der Schlentherischen Ausgabe ein Dichter der schwierigen Übersetzerarbeit. Christian Morgenstern hat mit seinen Verdeutschungen des „*Festes auf Solhaug*“ und des

„Komödie der Liebe“, die diesem Bande vor-
ausgegangen, gezeigt, daß er bei aller eigenen
dichterischen Begabung doch auch Selbstentäuße-
rung genug besitzt, um seine Gaben einer frem-
den künstlerischen Individualität dienstbar zu
machen. Wie jene, so ist auch diese Eindeut-
igung der beiden großen norwegischen Dichtun-
gen ein Meisterstück der Uebersetzungskunst. Auch
wenn uns nicht versichert würde, daß Morgen-
stern Jahr und Tag im Norden, in Ibiens un-
mittelbarer Nähe gelebt hat, um die realen Ver-
hältnisse, die nationalen Beziehungen kennen zu
lernen, sowie der sprachlichen Mittel Herr zu
werden, womit er diesen specifisch nordischen Dich-
tungen beikommen könne, würde man seine innere
Vertrautheit zwischen Dichter und Uebersetzer er-
kennen und auf Schritt und Tritt dankbar em-
pfinden.

Vom weiten Felde der deutschen Littera-
turgegeschichte können wir heute nur einige be-
sonders bedeutsame Darstellungen und Schriften
kurz charakterisierend aufzuführen; auf die meisten
werden wir demnächst in anderem Zusammen-
hange zurückkommen. Eine außerordentlich kennt-
nis- und inhaltsreiche Abhandlung über *Grazie*
und *Grazien in der deutschen Litteratur des ach-
zehnten Jahrhunderts* legt aus des früh verstorbe-
nen Dr. Franz Pomeznys Nachlaß sein Leh-
rer Prof. Dr. Bernhard Seuffert vor (Ham-
burg, Leopold Voß). Die Arbeit wird auch
denen etwas zu sagen haben, die kein litterar-
historisches, sondern nur ein allgemein ästhetisches
Interesse an unserer Dichtung nehmen. In der
Aus- und Umbildung der sinnlichen Vorstellung
von den mythischen Grazien zu dichterisch be-
geisterten anmutsvollen Wesen sieht der Heraus-
geber, den die hier in echt germanischem Gefolgs-
chaftsinne bewährte Herrentreue gegen seinen
heimgegangenen Schüler im höchsten Grade ehrt,
mit Recht einen für die Poetik äußerst lehrrei-
chen Vorgang. Was erst stilistischer Zierat war,
wird dem Dichter schließlich ein ästhetisch und
ethisch inhaltvoller Begriff. Die Verbindung zwi-
schen Dichtung und Theorie ist hier besonders
enge; Wort und Bedeutung, Gestalt und Motiv,
kritische und phantasievolle Erörterung des Be-
griffes fügen sich ineinander. — Einen fördern-
den Helfer und Erzieher zum tieferen ästhetischen
Genuß und Verständnis der Goetheschen Romane
wird der Leser in Dr. Robert Riemanns
ebenso feinsinniger wie wissenschaftlich gründlicher
Schrift über *Goethes Roman Technik* finden (Leipzig,
Hermann Seemann Nachf.; 6 Mk.). In unserer
nächsten Übersicht über die Goethe-Litteratur des
Jahres werden wir gerade bei diesem wichtigen
Werke länger verweilen müssen. — Eine neue
populäre *Schillerbiographie* danken wir Prof. Lud-
wig Bellermann, dem Verfasser der zwei-
bändigen Erläuterungen zu „*Schillers Dramen*“.
Sie gehört zu der verdienstvollen, von Dr. Ru-
dolf Lohar herausgegebenen Sammlung „*Dich-
ter und Darsteller*“, umfaßt 260 Groß-Oktav-
seiten und ist mit 115 authentischen Abbildun-
gen illustriert (Leipzig, E. A. Seemann; geb.

5 Mk.). Die Darstellung sucht ihren Ehrgeiz
vornehmlich in der möglichst klaren, plastischen
Herausarbeitung des Schillerischen Lebensganges,
verliert sich aber nirgends in Außerlichkeiten, son-
dern hält Leben und Schaffen des Genius immer
und überall in schöner Harmonie. Den einzel-
nen Werken, namentlich den Dramen sind be-
sondere Würdigungen gewidmet. Als gediegenes
Geschenkwerk empfiehlt sich diese zudem mit fri-
scher, warmherziger Begeisterung geschriebene Bio-
graphie insbesondere auch für die deutsche Ju-
gend. — Als würdige und willkommene Ergän-
zung zu der Bellermannschen Schillerbiographie
erscheint das gleich umfangreiche Lebens- und
Charakterbild, das Dr. Hermann Mosapp von
Charlotte von Schiller gezeichnet hat (zweite ver-
mehrte Auflage; mit zwei Lichtdruckbildern und
zwanzig Textabbildungen; Stuttgart, Max Kie-
lmann; geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.). Die erste ge-
ordnete und wissenschaftlich gearbeitete Biogra-
phie der edelherzigen Gattin Schillers, hat das
Buch schon vor fünf Jahren bei seinem ersten
Erscheinen allgemeine Anerkennung gefunden.
Was Frau Mathilde von Schiller, die Witwe
des Enkelsohnes Charlottes, nach der Lektüre
des Buches an den Verfasser schrieb: „Mit
Rührung und Entzücken las ich das Werk, ich
las und las, jede Seite legte Zeugnis ab von
der zarten Empfindung, mit der Sie das Bild
gezeichnet haben — ein edler Stoff in Meister-
hand, möchte ich sagen,“ das werden ihr Tau-
sende von Leserinnen nachempfinden. Gerade
die tiefere Auffassung dieses deutschen Frauen-
lebens, die gemüthvolle Verlebendigung dieser an-
ziehenden Gestalt giebt dem Buche seinen Wert.
Nicht für den Gelehrten, für das deutsche Volk
und das deutsche Haus hat der Verfasser schrei-
ben wollen — sie werden sein Buch mit derjel-
ben freudigen Begeisterung aufnehmen und hegen,
wie er es geschaffen hat. — Gleichzeitig mit den
verschiedenen Grillparzer-Ausgaben, die bei Cotta
ersienen und in unserer letzten „Litterarischen
Rundschau“ besprochen worden sind, empfangen
wir eine Biographie von *Franz Grillparzer* aus —
Frankreich. Die Darstellung, die August Ehr-
hard, Professor an der Universität in Clermont-
Ferrand, vor Jahren von Grillparzers Leben
und Werken gab, wurde in Deutschland und in
Österreich mit so viel Wohlwollen und Aner-
kennung aufgenommen, daß der Wunsch laut
wurde, das Werk möchte in deutscher Sprache er-
scheinen. Der Verfasser und der Uebersetzer, der
bekannte österreichische Litterarhistoriker Moriz
Necker, schlossen zu diesem Zwecke einen Bund,
der auf so inniger Übereinstimmung des Urtheils
und des Geschmacks beruhte und so gründlich an
die Bearbeitung und Erneuerung des ursprüng-
lichen Werkes ging, daß eigentlich ein ganz neues
zu stande kam (München, E. F. Beckische Ver-
lagsbuchhdlg.; mit Bildnissen und Facsimiles;
geh. Mk. 6,50, geb. Mk. 7,50). Dank diesem
erfreulichem Einvernehmen mehrerer sich geogra-
phisch und politisch fern stehender Personen —
auch der Verleger hat dem Buche seine über das

Geschäftsinteresse hinausgehende Teilnahme bewiesen — haben wir nun die Würdigung eines deutschen Dichters empfangen, die seiner Bedeutung in biographischer wie kritischer Hinsicht gleich gerecht wird und deren Umfang (531 S.) auch eine dankenswerte Vollständigkeit des weitreichenden Materials ermöglicht. Wir werden auch diesem Buche in kurzem gerne noch eine weitere Besprechung widmen.

Unter den litterarhistorischen Essay-Sammlungen steht der zweite Band von Erich Schmidts *Charakteristiken* (Berlin, Weidmannsche Buchhdlg.; Preis 6 Mk.) allen anderen voran. Erich Schmidts hervorragende, oft und doch nicht oft genug gepriesene Gabe, eine Gestalt, eine Zeit oder eine Stimmung in wenigen markanten Zügen in lebhafter Lebendigkeit vor uns aufsteigen, sich regen, sich bewegen, sich aussprechen und offenbaren zu lassen, leuchtet auch in diesem Bande in unvermindertem Glanze. Einer spielerischen Lektüre erschließt er sich nicht, aber gerade in dem sanften und doch unentrinnbaren Zwange, sich mit der ganzen Aufmerksamkeit in die Dinge zu vertiefen, liegt der Zauber der Schmidtschen Darstellungskunst. Einmal gepackt, kommt der Leser von den Menschen und Stoffen dieses Buches so leicht nicht wieder los. In der Verbannung aller Trivialität in Inhalt und Form hat Schmidt immer seinen Ehrgeiz gesucht. Aber was anderen, die den gleichen hatten, dabei nur allzuoft die Grube gräbt: die Verlockung zur geschraubten und gekünstelten „Geistreichigkeit“, davor behütet ihn seine gesunde, vollsaftige Natur. Er hat sich sein jugendliches Temperament bewahrt, obgleich heute seit dem Erscheinen des ersten Bandes fast ein halbes Menschenalter verflossen ist. Wieder geht die Widmung des Buches bezeichnenderweise an eine Dame, aber es ist diesmal nur eine, während der erste Band, wenn ich nicht irre, deren ein Bier- oder Fünfblatt aus der Wiener Gesellschaft aufwies, und neben ihrem Namen steht der ihres Mannes. Das ist kein gleichgültiger Zufall; vielmehr ist der Charakter dieses zweiten Bandes in der That um eine starke Nuance kräftiger, herber, epischer und bewußter. Wir werden die Gelegenheit zu finden wissen, ihn und seinen Inhalt noch näher zu kennzeichnen; heute nur so viel, daß er neben einigen großzügigen litterarischen Kulturbildern, wie „Der christliche Ritter“, „Tannhäuser“, „Schlaraffenland“, eine ausgewählte Galerie litterarischer Porträts enthält: Charakteristiken von Hans Sachs, Cyrano de Bergerac, Ed. v. Simson, Gustav Freytag, Th. Fontane, Platen, Immermann, Marie von Ebner-Eichenbach (zuerst in den „Monatsheften“ veröffentlicht), Rudolf Lindau umrahmen die heilige Marienzahl von Lebensbildern und Abhandlungen, die Goethe und seinem Kreise gewidmet sind. — Um für eine würdige Nachbarschaft zu sorgen, gefelle ich dem Namen Erich Schmidts den des Grazer Litterarhistorikers Anton E. Schönbach. Sein berühmtes Buch *Über Lesen und Bildung* liegt nunmehr schon in der sechsten,

stark erweiterten Auflage vor (Graz, Leuschner u. Lubensky); es wird den gebildeten Lesern, denen ein Buch mehr als ein Unterhaltungsmittel ist, die in dem rechten Lesen mit dem Verfasser eins der wichtigsten Werkzeuge der Selbstkultur sehen, auch fernerhin ein dankbar benutzter Führer und Ratgeber für die Auswahl ihrer Lektüre wie für die rechte Art zu lesen sein. Seiner Aufgabe, einen Wegweiser für die „Kunst des Lesens“ abzugeben, ist es in den letzten Auflagen immer näher gekommen, indem es sich von dem Vorschreiten der modernen Litteratur nicht etwa in falscher akademischer Vornehmheit stumm abwandte, sondern mit ihm Schritt hielt. Aus dem Grunde ist den „neuen Richtungen“ in der vorliegenden Ausgabe ein besonderes Kapitel gewidmet. Ein gereifter Mann mit einer gründlichen Bildung, einem charaktervollen Urtheil und Geschmack, ein Mann von völliger Unabhängigkeit, der sich nirgends um die Personen, immer um die Sachen kümmert, mustert hier von höherer Warte, die keine ästhetische Doktrin kennt, den heutigen Stand der litterarischen Dinge. Um so gewichtiger und wertvoller wird sein Endurtheil sein, daß ihm „die Lage der deutschen Litteratur der Gegenwart durchaus nicht so aussichtslos vorkommt, als sie manchem gebildeten und geschmackvollen Kritiker scheinen möchte“. Die Bücherlisten am Schluß, die „dem Publikum das Lehrgeld eigener unergiebiger Versuche sparen möchten“, sind natürlich stark subjektiv gefärbt, werden sich aber zur Nachprüfung und Anregung als von großem Wert erweisen. — Aus demselben freien, gefestigten und doch modernen Geiste sind desselben Verfassers *Gesammelte Aufsätze zur neueren Litteratur in Deutschland, Oesterreich und Amerika* (ebenda) geflossen. Auch hier, in Aufsätzen über „Schiller und die moderne Bildung“, „Ugland als Dramatiker“, über Gustav Freytag, Grillparzer, Bauernfeld, Anastasius Grün, Angenberger, Cooper, Longfellow u. a., bestrebt sich Schönbach mit dem besten Erfolge, in den Schöpfungen fremder und heimischer Litteratur die Persönlichkeit und die Kunst der Hervorbringenden gerecht aus ihrer Geschichte zu würdigen und so vom Gegenwartsstandpunkt eine vorurtheilslose Verständigung über den Wert der Poesie des neunzehnten Jahrhunderts für unsere Erziehung und Bildung anzubahnen. Er thut das wie in seinem ersten Buche, so auch in diesem in schöner, wahrhaft künstlerischer Prosa. Besonders eingehend finden die Leser die Stoffe aus der bei uns so selten berücksichtigten amerikanischen Litteratur behandelt. — Dichter und Dichtungen der Neuzeit schildert ein anderer österreichischer Litterarhistoriker, Richard Maria Werner, in der Sammlung *Vollende und Ringende* (mit neunzehn zum Theil recht schlechten Bildnissen. München i. W., J. C. C. Brunts' Verlag; geh. Mk. 4,50, geb. Mk. 5,50). Man darf es dem Buche als Vorzug gelten lassen, daß es neben bekannteren wie Weibel, Heyse, Pichler, Busse, auch für solche Dichter eine Lanze bricht, die stillere Wege gehen

und sich uns erst bei einer sorgfameren Beschäftigung mit ihren Werken erschließen. Hierher gehören Namen wie Leitner, Frankl, Torrejani, J. J. David. Aber auch von den Neueren, die noch in der Entwicklung stehen, sind ein paar markante Erscheinungen vertreten, wie Clara Viebig und Richard Dehmel. Ein führender Gedanke zieht sich durch alle diese Aufsätze: von der Romantik über den Realismus zu neuer Romantik. Doch noch eins ist für Werners Buch charakteristisch: es ist ein Buch der Sehnsucht, der Sehnsucht aus der Fremde — der Verfasser ist Universitätsprofessor in Lemberg — in die deutsche Heimat und ihr Geistesleben. Das giebt ihm eine stark persönliche, aber zugleich temperamentvolle, hier und da allzu enthusiastische Note, die jedoch der populären Wirkung zu statten kommen wird. Die frische Entdeckungsfreude des Verfassers wird sich auch den Lesern mitteilen. — Nicht naturwissenschaftlich, sondern gleichfalls „literarisch“ kommt uns der neue Wilhelm Bölsche dieses Jahres. Doch muß man dies „literarisch“ anders verstehen als bei den drei Literaturhistorikern von Fach, die ihm in dieser Übersicht vorausgegangen sind. Bölsche liefert in seiner jüngsten Essayammlung *Hinter der Weltstadt* (Leipzig, Eugen Diederichs; geh. 5 Mk., geb. 6 Mk.) keine literaturhistorischen Monographien oder Forschungen mit neuen Resultaten, sondern „Gedanken zur ästhetischen Kultur“. Der einheitlichen Weltanschauung, die aus dieser Wortprägung spricht, dient die Rede auf das Jahrhundertende, die Märzträumerei, die Abhandlung über die „Freien Universitäten“ ebensowohl wie die Essays über Novalis, den alten Fontane, über Heine, Herman Grimm, die Ebner-Eschenbach, die Brüder Hart u. a. Um so stärker ist der Zauber der Stimmung und der Persönlichkeit, der von diesem schlichten und doch tiefen, aparten und doch durch und durch wahrhaftigen Buche ausgeht. Einer späteren Gelegenheit bleibe es vorbehalten, auf die einzelnen Beiträge näher zurückzukommen; heute nur noch so viel, daß auch die stimmungsvolle, harmonisch-discrete Ausstattung sich dem Ideal „ästhetische Kultur“ würdig erweist. — Ein paar weitere Essayammlungen zur modernen Kultur- und Literaturgeschichte können hier vorläufig nur dem Namen nach aufgeführt werden. *Menschen und Werke* stellt Georg Brandes in einem stattlichen Bande dar, der jetzt schon in dritter, von neuem durchgesehener und vermehrter Auflage erscheint (mit einem Gruppenbild von siebzehn Porträts; Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Mitten u. Voening; geb. in Leinwand 11 Mk.). Er behandelt darin unter anderem Holberg, Niepce, Zola, Guy de Maupassant, Buschlin und Vermontow, Dostojewski, Tolstoj, Jacobsen, Kieland, Strindberg, Sudermann und Hauptmann, jeden einzelnen in einem besonderen Aufsatz. Wer Brandes kennt, wird in diesem älteren wie in seinem jüngsten Buche *Moderne Geister* (ebenda), darin er literarische Bildnisse von Heine, Klingemann, Menau, Plaubert, den Brüdern Goncourt,

Turgenejew, John Stuart Mill, Andersen, Tegné, Björnson und Ibsen in seiner feinsinnologischen Manier zeichnet, weniger stichhaltige, maßgebende Urteile als geistreiche Anregungen suchen. — Verwandtschaft mit ihm hat Hermann Bahr, dessen neuer Essayband sich *Bildung* betitelt (Verlag der Insel, Schuster u. Loessler, Berlin; mit Buchschmuck von Heinrich Bogeler, Wörpswede). Bahr ist ein Plauderer oder lieber gut wienerisch: Plauscher par excellence, freilich kein naiver, sondern ein stetig mit sich kokettierender — es ist nicht jedermanns Sache, sich in deren Gesellschaft wohlzufühlen, und nur wer ein Buch auch kaufen mag, wenn er sich ebenso oft darüber erboen wie daran ergöhen kann, sollte sich mit diesen Causerien über Sokrates und Goethe, Platon und die Lex Heinze, die Darmstädter Künstlerkolonie und die „Insel“, über Anzengruber, Ferdinand v. Saar, Ludwig Speidel, Peter Altenberg u. a. näher befassen.

Auch zur auswärtigen Literaturgeschichte machen sich einige Nachträge nötig. Zu einem der Unvergänglichen, Ewigen der Weltliteratur führt uns Eduard Kammer mit seinem *Ästhetischen Kommentar zu Homers Ilias* (zweite, neubearbeitete Auflage; Paderborn, Ferd. Schöningh; mit einem Lichtdruckbilde), einer Betrachtung der Ilias als eines Kunstwerkes, einer Darlegung des Planes, der Dichtung, die in ihrer ursprünglichen, von dem Schutt der Überlieferung möglichst befreiten Form hingestellt wird. Der Verfasser wendet sich zunächst an die Lehrerwelt, aber auch an die Jugend selbst, die an der Einfachheit, Wahrheit und Schönheit der Homerischen Dichtung ihr eigenes Empfindungsleben klären soll, wie überhaupt an alle, die für die Homerische Poesie Liebe und Sehnsucht im Herzen tragen. Die Darstellung ist, diesen Zwecken angemessen, schlicht und leicht verständlich. — Ein umfassendes Gesamtbild von Euripides, dem Dichter der griechischen Aufklärung, verdanken wir Wilhelm Nestle (Stuttgart, W. Kohlhammer; Preis 15 Mk.). Sein Werk (nahezu sechshundert Seiten), das hier zunächst nur kurz angezeigt werden kann, sucht die Erscheinung des Dichters zum erstenmal von der positiven Seite zu erfassen; es ordnet die Gedanken, die Euripides bewegen, überall in den Zusammenhang mit den geistigen Strömungen seiner und der vorhergehenden Zeit ein und läßt ihn möglichst oft, in übersehten Stellen aus den Dramen, selbst zu Worte kommen. Man wird Nestles Buch auch in den weiteren Kreisen der Gebildeten um so freudiger aufnehmen, als man weiß, wie selten gerade aus dem Bereiche der antil-klassischen Literatur eine geschlossene Dichterbiographie erscheint, die über das Philologische hinaus ins Ästhetisch-Philosophische und Kulturgeschichtliche vorzudringen vermag. — Wir überspringen ein paar Jahrtausende, um der neueren französischen Literatur noch einen kurzen Besuch abzustatten. Nur ins Gedächtnis zurückzurufen brauchen wir unseren Lesern, denen der Aufsatz über den liebenswürdigen „Dichter der

Provence" von G. Krause („Monatshefte", August 1900) noch in Erinnerung sein wird, die verdienstvolle, fesselnd geschriebene Biographie **Frederi Mistral's** von Nicolaus Welter (mit Mistral's Bildnis. Marburg, M. G. Elwert'sche Verlags-handlung), war sie doch in jenem Beitrag schon gebührend gewürdigt und charakterisiert. — Ein lange Reihe zeitgenössischer Franzosen, Romandichter (Balzac, Michelet, E. de Goncourt, Anatole France, Maupassant, Barrès und andere), Lyriker (Verlaine, Mallarmé) und Dramatiker (Alexandre Dumas, Bornier, Brieux, Hervieu, Donnay und andere), zeichnet Max Nordau in einer stark feuilletonisch gefärbten Essaysammlung, die nur kritische Leser fesseln wird (Berlin, Ernst Hofmann u. Co.). Das „Literaturgeschichtliche" kommt darin weniger zur Geltung und Wirkung als das Impressionsnistische, die stark ausgeprägte Subjektivität des Verfassers. — Ein sehr feinsinniges Buch von Month Jacobs gilt dem französisch schreibenden Belgier **Marcel Lindé**, dem Führer der rings um uns von Tag zu Tag üppiger aufsteigenden Neuromantik (Leipzig, Eugen Diederichs; geh. 2 Mk., geb. 3 Mk.). Es ist eine kritische Studie zur Einführung in seine Werke und als solche mehr optimistisch als erschöpfend. Aber gerade in dieser Form wird das Buch allen denen willkommen sein, die, von der eigenartigen Erscheinung dieses Stimmungs- und Traumdichters angezogen, eines Kommentars bedürfen, um sich in seiner uns zunächst so völlig fremd anmutenden Gedanken- und Vorstellungswelt zurechtzufinden. Eine spätere eingehendere Würdigung des Buches versteht sich von selbst.

Wie in der Kunst, so beginnt uns Japan allmählich auch mit seiner eigentümlichen poetischen Literatur immer näher zu rücken. Die europäische Gastspielreise der Sada Yacco, der „japanischen Duse", hat wenn auch keine Bewunderung, so doch allseitiges Interesse für japanisches Drama und Schauspielwesen erregt. Dem lebhaften Bedürfnis, Genaueres über die japanischen Bühnenverhältnisse und die dramatische Literatur zu erfahren, kam Adolf Fischers aus gründlichster Kenntnis des ostasiatischen Lebens geschöpfter Aufsatz über „Japans Bühnenkunst und ihre Entwicklung" entgegen („Westermann's Monatshefte", Januar 1900), und die japanischen Originalabbildungen, mit denen dieser hervorragende Artikel illustriert war, vermittelten dem deutschen Publikum zugleich, besser als das Wort es konnte, etwas von dem unseren Vorstellungen völlig fremden, exotischen Stimmungsgehalt der japanischen Bühnenkunst. Man wird sich erinnern, daß Fischer in seinem Aufsatz auch mehrere japanische Dramen anführte und dabei besonders des Stückes „Terakoya" gedachte (ebenda; S. 510 ff.), in dessen Mittelpunkt die Opferung des kleinen Kotaro steht. Dieses Stück nun, eins der charakteristischsten und schönsten, die die japanische Bühnenliteratur aufweist, vereint mit einem lyrischen-romantischen Akt „Miaao", hat Dr. Karl Florenz, Professor in Tokyo, uns jetzt in sorgfältigen Übersetzungen unter dem Titel **Japanische**

Dramen dargeboten (Leipzig, C. F. Amelang's Verlag; zweite Auflage). Das Buch, auf Reispapier gedruckt, mit farbigen Illustrationen japanischer Künstler verziert und nach japanischer Art mittels Pflöckchen in einen bunten Pappdeckel verschlossen, ist ein Meisterstück origineller Buchausstattung und darum allein vorzüglich als apartes Geschenkwerk geeignet. — Auch aus der epischen Dichtung der Japaner bringt gleichzeitig ein interessantes Dokument zu uns. Adolf Wendt, Pfarrer des Allgem. evangel.-protestantischen Missionsvereins, erzählt uns auf Grund einer bei den Japanern wohlbekannten historischen Sage das Leben, Ringen und Sterben von **Sogoro**, dem opfermutigen Dorfschulzen, in einem Epos in vierfüßigen Trochäen (Heidelberg, Evangelischer Verlag; mit vier Vollbildern nach japanischen Zeichnungen; geb. 3 Mk.). Die kleine Dichtung, die sich in der gewandten Form sehr leicht und flüssig liest, läßt uns einen tiefen Blick in japanisches Denken und Empfinden thun und zeichnet uns in zarten Farben, doch nicht ohne starke dramatische Steigerung zum Schluß, ein Lebensbild aus Alt-Japan, dessen Gemütsapothe uns aber auch um ihrer selbstwillen ergreifen muß. Der Kreuzestod, den Sogoro am Ende zusammen mit seinem Weibe und seinen Kindern erleidet, obwohl er doch nur des Volkes Bestes gewollt und erzielt hat, ist ein Bild von rührender Tragik und von fast christlich-religiöser Weihe.

Eine Reihe historischer Werke, über die wir ein paar Worte nachzuholen haben, geleitet uns aus den Tagen Christi bis auf die jüngste Gegenwart. Des Engländers D. James Stalkers **Leben Jesu** genießt im deutschen Hause schon seit Jahren die Anerkennung und Beliebtheit, die es seiner wohlthuenden Schlichtheit, seiner edlen, ruhigen Darstellungsart und seiner klaren, einfachen Sprache wegen vollauf verdient. Zum diesjährigen Weihnachtsfest ist die dritte Auflage der autorisierten deutschen Übersetzung erschienen (Tübingen, J. C. B. Mohr [Paul Siebeck]; Preis 2 Mk.), und wieder erbaut man sich an der edlen Einsicht und stillen Größe dieses heiligen Lebens, das im Lichte der objektiven Geschichtschreibung noch reiner, erhabener und ergreifender erscheint als im Banne der Dogmatik. — Als erster Band einer neuen, von der Franz. Kirchheim'schen Verlagsbuchhdlg. in Mainz herausgegebenen Sammlung „Weltgeschichte in Charakterbildern", die in erster Linie für das katholische Deutschland bestimmt sind, sich aber zu einer möglichst einheitlichen Weltgeschichte zusammenschließen sollen, weil immer nur typische Erscheinungen einer bestimmten Zeit dargestellt werden sollen, ist eine Monographie **Augustins** erschienen, der ihr Verfasser, der Münchener Universitätsprofessor Dr. Georg Freiherr von Hertling, den bezeichnenden Untertitel „Der Untergang der antiken Kultur" gegeben hat (mit einer farbigen Wiedergabe des Freskobildes St. Augustins aus dem sechsten Jahrhundert und fünfzig Textabbildungen; Preis in Leinwandband

3 Mk.). Für die Eröffnung dieses in der katholischen Geschichtslitteratur anscheinend epochemachenden Unternehmens konnte kein würdigerer Gegenstand und kein befähigter Autor gefunden werden: Hertling macht seinen Lesern die machtvolle Persönlichkeit dieses feurigen Vorkämpfers für die Einheit der christlichen Kirche mit der objektiven Gründlichkeit des Historikers, aber auch mit der glühenden Verehrtheit des begeisterten Bekennters lebendig, läßt in ihm aber zugleich alle wichtigen Zeitströmungen zusammenfließen, ohne selbst die schwierigen theologischen und philosophischen Probleme anders als in allgemeinverständlicher Form zu behandeln. Die wissenschaftlichen Herausgeber der Sammlung, Franz Kamper, Sebastian Mertle und Martin Spahn, haben die Sammlung unter folgende Leitsätze gestellt: „Positives Christentum — warmherzige deutsche Gesinnung — unbeirrte Forscherredlichkeit“ — ein Programm, das, wie es tatsächlich in dem ersten geschehen, auch in den weiteren Bänden innezuhalten, ebenso verdienstvoll wie erfolgversprechend sein wird. — Als nationales Erbauungsbuch am häuslichen Herd sei D. Dr. Albert Freybes hübsche Darstellung von Tugenden jarter Rücksichtnahme und Gemütsruhe in deutscher Volkskunde empfohlen (Gütersloh, C. Bertelsmann). Der Verfasser, durch ähnliche Schriften zur deutschen Volkskunde bekannt, möchte durch diese Zusammenstellung besonders schöner und gehaltvoller Sitten einiger Lebensgebiete unseres Volkes Lesern und Leserinnen — diesen als den geborenen Pflegerinnen aller Sitte insbesondere — ans Herz legen, in ihrem Lebens- und Heimatskreise auf derlei zarte Offenbarungen der Volksseele aufmerksam zu achten und sie zu begreifen, wo es noch Zeit ist. — Bewegt sich Freybes Büchlein der Natur seines Themas entsprechend wesentlich im deutschen Altertum und Mittelalter, so führt uns das Lebensbild, das uns Karl Zentsch von Friedrich List zeichnet (41. Band der bekannten Biographienammlung „Geistesheiden“; Berlin, Ernst Hoffmann u. Co.; geh. Mk. 3,60, geb. Mk. 4,80), an die Schwelle unserer modernen Zeit. Unseren Lesern ist der Lebensgang des Gründers des deutschen Zollvereins und Vorkämpfers für das Eisenbahnnetz gewiß noch aus einem umfangreichen Aufsatz gegenwärtig, den die „Monatshefte“ im Augustheft 1899 aus der Feder Georg Stampers veröffentlichten. Weit ausführlicher und gründlicher als dort kann natürlich diese eigene Monographie Leben und Gedankenwelt Lists schildern. Sie dient ebensowohl den Bedürfnissen des Studierenden wie des gebildeten Laien. Schlicht und allein durch die Wucht der Thatsachen wirkend zieht das Leben Lists an uns vorüber, klar und anschaulich schälen sich seine nationalökonomischen Theorien heraus. Das List-Bildnis von Kriehuber ist dem Buche beigelegt. — Einem Zeitgenossen Friedrich Lists, dem Altwürttemberger Staatsrechtler und Politiker Robert von Mohl hat gleichfalls Georg Stamper an dieser Stelle („Monatshefte“, Mai 1900) ein literarisches

Denkmal in Gestalt eines Jubiläumsaufsatzes zu Mohls hundertstem Geburtstage gesetzt. Damals aber stand dem Verfasser leider ein Werk noch nicht zur Verfügung, in dem sich das gesamte Leben, Schaffen und Denken Mohls in überraschender Klarheit und Schärfe widerspiegelt: Die Lebenserinnerungen von Robert von Mohl (1799 bis 1875), die sieben in zwei stattlichen, mit dreizehn Bildnissen geschmückten Bänden (insgesamt etwa 850 Seiten) bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart und Leipzig erschienen sind (geh. 10 Mk., geb. 12 Mk.). Schon ein flüchtiges Durchblättern dieser Aufzeichnungen läßt erkennen, welche Fülle von Thatsachen, darunter ein gut Teil bisher völlig unbekannter, hier dargeboten wird. Mohl war ein Charakter, dem Offenheit und Redlichkeit des Urteils über alle Rücksichten ging, der wie gegen sich selbst, so auch gegen Freund und Feind, Hoch und Niedrig der Schärfe seiner Feder und Zunge keinen Raum anlegte. So hat sich in diesen Blättern ein Zeitdokument aufgezeichnet, wie wir es reichhaltiger und prägnanter in keiner anderen autobiographischen Veröffentlichung jener Zeit und Umgebung haben. Besonders Interesse werden die Schilderungen der Tübinger Universitätszustände, mit denen die Erinnerungen einsehen, und die Aufzeichnungen aus der Frankfurter Parlamentszeit begegnen, die Mohls Feder zu ganz außerordentlich reger Betätigung angespornt hat. Die Bedeutung der Mohlschen Erinnerungen macht es nötig, daß wir bei nächster Gelegenheit, wahrscheinlich unter Mitteilung eines wichtigen Abschnitts daraus, auf sie zurückkommen.

Wir haben in diesem Jahre keine neue Erscheinung unter der Weihnachtsliteratur, die von so ausgeprägt und überragend nationaler Bedeutung wäre wie vor zwei Jahren die „Gedanken und Erinnerungen“, wie vor einem Jahre die „Briefe Bismarcks an seine Braut und Gattin“. Dafür aber bietet sich ein vor zwölf Jahren zuerst erschienenenes nationales Geschichtswerk dar, das in seiner Art einzig dasteht: Heinrich von Sybels Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. (München, R. Oldenbourg). Doch handelt es sich diesmal nicht nur um eine neue Auflage dieses Meisterwerkes vaterländischer Geschichtschreibung, sondern um eine neue, wesentlich billigere Volksausgabe, die sich anzuschaffen nun auch all denen mit leichter Mühe möglich sein wird, denen der bisherige Preis der Originalausgabe nicht erschwinglich schien. In sieben gediegenen Ganzleinenbänden, deren erster — ein Vorzug vor der großen Ausgabe! — mit einem Bildnis des Verfassers geschmückt ist, erhalten wir jetzt das Ganze, wie ausdrücklich hervorgehoben werden soll, ungekürzt und unbearbeitet, sogar mit den sämtlichen Fußnoten und Bemerkungen und mit einem neu hinzugefügten ausführlichen Namens- und Sachregister für den Preis von Mk. 24,50, so daß jeder Band — man kann die einzelnen Bände in Subscription nach und nach beziehen — nur

einen Kostenaufwand von Mk. 3,50 erfordert. Durch die Bismarckischen Denkwürdigkeiten hat sich gerade jetzt das Bedürfnis nach einem authentischen Geschichtskommentar für die Lektüre dieses bei aller Größe doch bewußt einseitigen Memoirenwerkes immer lebhafter bemerkbar gemacht. Die Zeit unseres vielgewundenen politischen Werdens zur nationalen Einheit ist uns heute in so dramatischer Lebendigkeit vor Augen getreten, daß nun auch eine allseitige historische Durchdringung dieser Epoche eine unabwiesbare Pflicht aller deutschgesinnten Gebildeten wird. Kein anderes Werk ist dafür so geschaffen wie das Sybelsche, schon weil es unter den neueren vaterländischen Geschichtswerken das einzige, das abgeschlossen und vollendet aus der Hand seines Verfassers hervorgegangen. Das Register ermöglicht es jetzt zudem, die Sybelschen Ausführungen auch den Bedürfnissen des Augenblicks dienstbar zu machen. d. h. es um Auskunft und Entscheidung zu fragen, sobald die Praxis oder das Gespräch eine Frage aus unserer neueren preußisch-deutschen Geschichte aufwirft. Nach seiner ganzen echt deutschen Art, die sich durch Strenge und Gründlichkeit der Forschung gleichermaßen auszeichnet wie durch die Schärfe und Sicherheit der Kritik und die edle, jeder Phrase abholde schlichte, kraftvolle Darstellung, eignet sich das Sybelsche Werk in hervorragendem Maße als vornehmes Geschenk überall da, auch an die reizere, ins Leben hinaustretende Jugend, wo man auf Vaterlandsgefühl und seine Pflege Wert legt.

Ein zweites echtes deutsches Heimatsbuch klopft zum Feste gleichfalls mit einer neuen Auflage an unsere Thür. Es ist Prof. Dr. August Sachs Werk: *Die deutsche Heimat* (666 Seiten, mit einundvierzig Textabbildungen und zweiundzwanzig Vollbildern nach Zeichnungen von Edenbrecher, Knab, Lindner u. a.; geb. Mk. 7,50, geb. in Originalband nach Adolf Wagner 10 Mk. Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses). Der Verfasser, durch eine Anzahl vortrefflicher Schriften zur deutschen Volkskunde längst wohlbekannt, hat es sich in diesem Werke zur Aufgabe gemacht, Landschaft und Volkstum des Deutschen Reiches in ihrer reichen Mannigfaltigkeit den Lesern in charakteristischen Bildern Freitaglicher Art vorzuführen und sie ihnen so zum lebendigen Verständnis zu bringen. Einerseits bestrebt, bei seinen Darstellungen die natürliche Beschaffenheit der Landschaft in Gebirge und Ebene möglichst in Beziehung zum Aufbau und zur Bewirtschaftung zu setzen, war er andererseits bemüht, auch die kulturgeschichtliche Seite des Volkslebens in Stadt und Land in den prägnantesten Erscheinungen älterer und neuerer Zeit hervortreten zu lassen. Er hat sich für diesen Zweck von den Mundarten und den stammheitlichen Volksüberlieferungen, wie Sagen, Märchen, Liedern und Scherzreimen, die frischen Farben geliehen und nach bewährtem Vorbild die historischen Quellen möglichst unmittelbar sprechen lassen. Die verschiedenen Stufen und Verzweigungen unserer nationalen Entwicklung heben

sich dabei klar und anschaulich heraus, wenn auch die fortlaufende historische Darstellung zu Gunsten einer Zerteilung in kleinere, selbständige, hübsch abgerundete Aufsätze aufgegeben ist. „Es giebt keine Vaterlandsliebe ohne Kenntnis des Vaterlandes“ hat ein deutscher Geograph gesagt — immer mehr geht uns heute der tiefe Sinn und Wert dieses Satzes auf, unsere ganze Bildung und Erziehung drängt immer deutlicher darauf hin. Das Sachsche Buch kommt wie kein anderes diesem Bedürfnis entgegen, nicht in der schnellfertigen, oberflächlichen Manier eines geschickten Geschäftsunternehmens, dem es gilt, den günstigen Wind in seine Segel zu fangen, sondern in der guten deutschen Art, die aus dem Gemüte quillt und deshalb auch zu Herzen dringt. Es sollte ein für allemal zu den deutschen Hausbüchern gehören, die Jacob Grimm sich ebenfögt in den Händen des Vaters wie der Mutter, der Söhne wie der Töchter in der Familie denkt — Jahre und Jahrzehnte hindurch vermögen sie Verstand und Phantasie zu speisen, am Ende steht ein Stück unserer selbst daran, und noch der reife Mann liest gerne wieder, was einst das Herz des Knaben entzündete. Als eine Mitgabe für das Leben von bleibendem Werte sei das in seiner neuen Auflage wesentlich vermehrte und verbesserte, gediegen illustrierte Werk dem deutschen Hause empfohlen. — In die Schweiz wandern wir an der Hand der Volks- und Landschaftsbilder, denen ihr Verfasser Georg Baumberger den traulichen Titel *Grüß Gott* gegeben hat (illustriert von Hans Wieland: Einsiedeln, Verlagsanstalt Benziger u. Co.). Auch für dieses Buch hat die härtesten Fäden das deutsche Gemüt gesponnen; die Wärme und Innigkeit der Schilderungen macht den Leser mit dem Verfasser schon nach den ersten Seiten vertraut wie mit einem guten Freunde und Wandergefährten. Aber auch die Gabe malerischer Zeichnung ist ihm gegeben; alles, was er aufzeichnet, lebt und webt vor uns. Nicht in trockener, exakter Kompendienart, sondern in freier, nicht selten novellistisch gefärbter Schilderung hat er hergeplaudert, wos das wanderfrohe Herz angezogen der herrlichen Gebirgswelt voll war: von Schweizer Kinderfesten, von Fahrten auf dem Vierwaldstätter See, von Schweizer Gasthöfen, aus der Schweizer Geschichte und Sage u. s. w. — Frhr. H. von Soden's *Reisebriefe aus Palästina*, die der Verfasser vor zwei Jahren nur zaghaft einem größerem Publikum darbot, liegen heute schon in zweiter Auflage vor (Berlin, Jul. Springer; geb. 3 Mk.) und beweisen damit, wie recht der Verfasser daran that, diesen ursprünglich nur für seine Familie bestimmten Briefen auch bei ihrer Veröffentlichung die Unmittelbarkeit der persönlichen Note zu lassen, in der doch gerade ihr größter Reiz besteht. Auch aus seinem warmen religiösen Gesühle macht der Verfasser, wie wir schon bei der Anzeige der ersten Auflage hervorgehoben haben, kein Hehl. Er selbst hat erfahren, „wie belebend eine Anschauung vom Heimatlande un-

ferer Religion auf die Welt unseres Glaubens wirkt" — so möchte er auch seine Leser einen Hauch von jenem evangelischen Geiste spüren lassen, der im gelobten Lande nicht sowohl den „heiligen Sehenswürdigkeiten“ nachjagt, als vielmehr „die in der Zeit vollzogene ewige Geschichte aus dem Schauplatz unmittelbar zu erleben“ trachtet. Und dazu wird das durch und durch liebenswürdige Büchlein in der That mit beitragen. — Aus ungezwungenen, vertrauten Mitteilungen an seine Freunde und Angehörigen zu Hause sind auch die malayischen Reisebriefe hervorgegangen, die jetzt Ernst Haeckel, der berühmte Jenaer Naturforscher und Philosoph, unter dem Titel *Aus Insulinde* dem deutschen Lesepublikum darbietet (Bonn, Emil Strauß; mit zweiundsiebzig Abbildungen, vier Karten und acht ganzseitigen Einschaltbildern; in Leinen geb. 10 Mk.). Es sind keine neuen oder auch nur unbekannteren Gegenden, die der Reisende diesmal aufgesucht und während eines achtmonatigen Aufenthaltes durchforscht hat, und doch: wie viel Neues, Besonderes und Entzückendes hat er daraus mitgebracht! Sumatra und Java und all die anderen paradiesischen Inseln der Südsee erschließen uns hier ihre zoologischen und anthropologischen, ihre geologischen und botanischen Wunder (Deutenzorg!); ein liebenswürdiger Mensch, ein ernster Gelehrter und ein geistreicher Plauderer in einer Person nimmt uns an die Hand, läßt uns die Forscher- und Entdeckersfreuden unmittelbar miterleben, an denen sein dortiger Aufenthalt so reich war, und entzündet durch seinen tiefinneren Enthusiasmus für die Schönheiten und Erhabenheiten der Natur Liebe und Begeisterung dafür auch in uns. Unter den Abbildungen erfreuen das Auge wieder eine Anzahl der Radiolarien oder „Strahllinge“ — wie Haeckel sie gut deutsch getauft hat — Wundergebilde schönster Harmonie und Zartheit; aber auch was an bildlichen Darstellungen von Land und Leuten gegeben wird, ist bis ins kleinste von apertem Reiz und wissenschaftlichem Wert. — Als würdiges Gegenstück zu dem neuen Haeckel'schen Buche beschert uns derselbe Verlag Reiseeindrücke und Plaudereien von den Smaragdinseln der Südsee (mit fünf Karten, 144 Textabbildungen, acht Einschaltbildern und einer Übersichtskarte; eleg. in Leinen geb. Mk. 10). Ihr Verfasser, Dr. Alexander Pflüger, Privatdocent an der Universität Bonn, hat im Gegensatz zu Haeckel mehr unbekanntere Gebiete der Südsee aufgesucht, insbesondere die deutschen Besitzungen in Neuguinea und den Bismarckarchipel. Aber auch er hat sich in seinen Schilderungen einer Form befleißigt, die allgemein fesselt und anregt und keine Spezialkenntnis, nur Interesse für geographische und ethnographische Dinge voraussetzt. Pflüger hat vom malayischen Archipel so ziemlich alles gesehen, was mit den vorhandenen Verkehrsmitteln erreicht werden kann; getreu schildert er die Wege und die Reisebedingungen und ermuntert so auch andere, ihm auf die keineswegs sonderlich gefährlichen Pfade zu

folgen. Naturschönheiten und -merkwürdigkeiten bieten sie in Hülle und Fülle, auch praktische Belehrungen für unser Erwerbsleben und unsere Kolonisation drängen sich auf Schritt und Tritt auf. Unser Gewährsmann geht dem allen sorgsam nach und bietet so nicht nur äußerst lebendige Schilderungen, sondern auch Ratschläge und Reise-dispositionen für die, die ihm vielleicht zu folgen geneigt sind, um unserer Industrie und unserem Handel neue Bahnen zu erschließen. Pflügers Buch, dem eine lange Kette prächtiger, lebensvoller Abbildungen helfend zur Seite geht, führt uns von Singapore nach Sumatra, dessen Küsten und Inneres besucht werden, nach Java, Celebes, auf die Molukken, nach dem märchenhaften Holländisch-Neuguinea, Deutsch-Guinea (Kaiser Wilhelm'sland) und dem Bismarck-Archipel. — Unseren Kolonien in Afrika wendet sich ein Buch zu, das zu der reichen Literatur dieses Gebietes einen völlig neuen und eigenartigen Beitrag liefert. Es bringt *Reisebeschreibungen der Suaheli*, d. h. Erzählungen von den afrikanischen Expeditionen v. Wissmanns, Dr. Bumillers, Graf v. Götens u. a., die Dr. C. Velten aus dem Munde von Suaheli-Negern gesammelt und übersetzt hat (Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht; geb. 5 Mk.). Zum erstenmal treten hier Suaheli als „Verfasser“ von Reisebeschreibungen auf, aber es sind durchweg intelligente Vertreter ihrer Rasse, Leute, die sich durch kaufmännisches Geschick, kühne Unerschrockenheit und diplomatische Gewandtheit auszeichnen. Besonders lehrreich und fesselnd weiß Selim bin Abakari, der die Expedition Wissmanns zur Heranschaffung des Dampfers nach dem Nyassa im Gefolge von Dr. Bumiller mitmachte, von dem Empfang und Aufenthalt am Hofe des Sultans Merere zu erzählen; aber auch der jetzige Lektor am Orientalischen Seminar in Berlin, Mtoso bin Mwenyi Bakari, einer der gebildetsten und wohlunterrichtetsten Leute Ostafrikas, bringt über Sitten und Gebräuche der Wadoe und Wazaramu viel Neues und Bedeutsames an geschichtlichen und ethnographischen Bemerkungen. Der Übersetzer hat es sich augenscheinlich angelegen sein lassen, die naive Beobachtungs- und Erzählungsart der Suaheli möglichst ungestört zu lassen; nur so können wir zugleich auch einen Einblick in ihre manchmal fast homerisch anmutende Gefühls- und Vorstellungswelt erhalten. Das Buch wird sich dank seiner originellen Idee und seines neuartigen Inhaltes allseitige Beachtung verschaffen und für unsere Kenntnis der afrikanischen Eingeborenen-Verhältnisse grundlegend werden. — Hauptsächlich für die reisere männliche Jugend bestimmt, und doch etwas ganz anderes als die landläufigen Indianer-Jugendchriften, ist das neue Buch von Leo Frobenius, dem Verfasser des auch in Fachkreisen angesehenen Werkes „Ursprung der afrikanischen Kultur“. Es betitelt sich *Aus den Argeljahnen der Menschheit* (mit etwa 450 Abbildungen nach Originalzeichnungen; geb. in Leinen Mk. 7,50; Hannover, Gebrüder Jänecke) und giebt Bilder des Lebens, Treibens und Denkens

der Wilden. Veranlaßt ist das Buch durch die Beobachtung des Verfassers, auf wie hohler und fauler Grundlage fast alle bei uns erscheinenden „Indianerschmöker“ ruhen, welche ein Reisenkapital von jugendlicher Begeisterungsfähigkeit hier von einer nicht an sich, wohl aber durch ihre jämmerliche Behandlung wertlosen Sache verzehrt wird. Diesem Mißstand wollte Frobenius, ausgerüstet mit all den Kenntnissen, die unsere in jüngster Zeit mächtig angeschwollenen ethnographischen Forschungen vermittelt haben, durch ein gründliches positives Heilmittel abhelfen, indem er die hier vorliegende gemeinverständliche, gründliche und lebensvolle Völkerkunde der Wilden schrieb. Überall strebt seine Darstellung aus der Schilderung äußerer Lebensgewohnheiten und Sitten zu einer Psychologie des Charakters, deshalb hat er alles Geistige, Kunstbethätigungen, religiöse und mythische Vorstellungen, häusliche und Familienverhältnisse mit besonderer Liebe behandelt. Obwohl das Buch auch für die reifere Jugend, zumal bei dem reichen Erläuterungsmaterial exakter Abbildungen, leicht verständlich ist, wird es doch auch der Erwachsene, der einen zuverlässigen Prüfstein und Baugrund für seine ethnographische Lektüre haben möchte, mit Vergnügen und Nutzen lesen. — Eins der merkwürdigsten und interessantesten Bücher wird diesmal den deutschen Ingenieuren beschied, zugleich aber auch allen, die für Fragen und Probleme der höheren Baukunst Sinn haben. Max Eyth, der bekannte Erfinder und verdienstvolle Gründer der „Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft“, ist diesmal unter die — Romanschreiber gegangen, wenigstens der äußeren Form seines neuesten Buches nach. Sein *Kampf um die Cheopspyramide* (zwei Bände, geh. 6 Mk., geb. 8 Mk.; Heidelberg, Karl Winters Universitätsbuchhandlung) führt den Untertitel „Eine Geschichte und Geschichten aus dem Leben eines Ingenieurs“ und kennzeichnet sich schon damit treffend als eine Mischung von Wahrheit und Dichtung, als eine künstlerische Verschmelzung von tatsächlichen Erfahrungen, wissenschaftlichen Forschungen und phantasievollen Träumereien eines Mannes, der über die Grenzen seines Wirklichkeitsberufes hinaus in die höhere Wahrheit der Dichtung und der Philosophie emporstrebt, ohne jemals den realen Boden unter den Füßen zu verlieren. Wie der Titel verrät, ist Ägypten der Schauplatz der Geschichte. Am wirtschaftlichen Aufblühen dieses Landes hat der Verfasser jahrelang mitgearbeitet, dabei die Geschichte des Landes und seiner Bewohner studiert und mit offenen Sinnen ihr heutiges Leben und Treiben beobachtet. Das Rätsel ihrer eigenartigen, zwischen beispiellosen Extremen einhereschwankenden Kultur hat sich ihm in dem „Kampf um die Cheopspyramide“ verdichtet und gelöst; hierin spiegelt sich ihm das Ringen der auf die Vergangenheit mit der auf die Zukunft gerichteten Geistesthätigkeit der Menschheit. Eine eingehendere Charakteristik und Würdigung des Buches muß für später vorbehalten werden, für jetzt nur soviel, daß eine Fülle von

Belehrung mit kulturgeschichtlichen und wirtschaftlichen Problemen verschlungen und eine Erklärung des gewaltigen Bauwerks gegeben ist, die Fachleute wie Laien gleich fesseln wird, ganz abgesehen von den orientalistisch bunten Bildern, die, vom Humor des Verfassers gewürzt, den ernsteren Teil unterhaltsam durchziehen.

Reisen und Jagen haben immer eng zusammengehört. Doch war unsere Litteratur auf dem ersten Gebiete seit jeher unergleichlich reicher und bunter als auf dem des edlen Weidwerks; die Schriftsteller, die hier wirklich Gutes und einigermaßen Bleibendes geleistet haben, sind an den Stangen eines mittelmäßigen Rehbodens abzugählen. Und ein weiteres fällt auf: fast immer sind es süddeutsche Schriftsteller, die sich innerhalb des grünen Reviers mit der Feder hervorathun: es seien nur die Namen Kobell, Hermann von Schmid und Ludwig Ganghofer genannt. Letzterem verdanken wir *Das deutsche Jägerbuch*, das in diesem Jahre seine zweite Auflage erlebt (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft, 222 Seiten in Großquart). Ist es auch hier ein Süddeutscher, der den Text geschrieben hat, so stammen doch die Illustrationen aus norddeutschem Stift: kein Geringerer als E. W. Allers hat sie gezeichnet, und zwar gehören sie zu dem Besten, was wir überhaupt von ihm kennen. Die würzige Wald- und kernige Hochgebirgsluft, die durch Ganghofers köstliche Schilderungen weht, hat sich auch ihm mitgeteilt: es sind ihm Landschafts- und Jagdszenen gelungen, von denen der Stimmungsduft der wechselnden Jahreszeiten ausgeht und die über die flüchtige Skizzenmanier, die sonst seine Stärke ist, zu schöner, tiefer Bildwirkung kommen. Das Reizvollste freilich leistet er auch diesmal wieder in den zum großen Teil mit einem starken Schuß von Humor aufs Papier gebannten Typen der Sonntagsjäger. Wenn Allers den Herrn Regierungsassessor, den Sektfabrikanten und Kommerzienrat, den Herrn Kriegsminister, den Parlamentarier und den Herrn Rechtsanwalt im Jagdhabit zeichnet, so weiß man, welche seinen Teufeleien ihm dabei um die Finger spielen. Eigentliche „Illustrationen“, d. h. zu Stellen des Textes gezeichnete Abbildungen sind übrigens Allers' Blätter nicht; sie behaupten vielmehr auch im Buche ihren selbständigen künstlerischen Wert und geben zu den abwechslungsreichen Kapiteln nur die begleitende Stimmung. Nicht wenige Bilder hat der Verlag in besonders guter farbiger Wiedergabe als Sonderblätter beigelegt. Ganghofers Text hält die glückliche Mitte zwischen Beschreibung und Schilderung der Jagdbräuche, der Natur und des Tierlebens auf der einen und novellistischer Erzählung besonderer Jagdabenteuer auf der anderen Seite. Was an Jägerlatein dabei sein mag, wird vielen gerade als das Unterhaltendste gelten.

Wie hier Ganghofer das deutsche Weidmannswerk, so hat Theodor Rocholl in einem Prachtwerk *Das deutsche Ross* verherrlicht (Leipzig, Kommissionsverlag von E. F. Steinacker; in zehn

Lieferungen zu je 8 Mk.). Die uns vorliegenden ersten drei Lieferungen führen uns in meisterlichen Zeichnungen der verschiedensten Technik das Pferd in allen Stadien der deutschen Kulturgeschichte, in allen Gebrauchsarten und in den malerischsten Umgebungen, im Dorf, vor dem Schloß, auf dem Pferdemarkt und auf dem Rennplatz vor. Namentlich das romantische Element weiß der Künstler vortrefflich zu meistern. In schönstem Einklang zu diesen künstlerischen Pferdedarstellungen steht Devens Text, der bei aller poetischen Verklärung seines Stoffes immer die ernsten kulturgeschichtlichen und wirtschaftlichen Momente im Auge behält.

Das großangelegte Illustrationswerk **Das Tierleben der Erde**, für das Wilh. Haacke den Text, Wilh. Kuhnert die Bilder geliefert hat, ist nun, rechtzeitig vor dem Fest, zum Abschluß gelangt (Berlin, Martin Doldenburg; 40 Lieferungen je 1 Mk. oder 3 Bände, Zwbd. 50 Mk., Halbled. 57 Mk.). Die Leser sind durch unsere früheren Besprechungen über die tiergeographische Anlage und den Inhalt des Werkes hinlänglich unterrichtet. Was wir gleich an den ersten Lieferungen mit Anerkennung hervorheben dürfen: die frische Lebendigkeit, die Haackes scharf umrissene Bilder aus der Fauna auszeichnet, hat sich bis zum Schluß bewährt; Kuhnert ist mit seiner Aufgabe von Lieferung zu Lieferung gewachsen und hat sich, namentlich auf den bunten Sonderblättern, von denen das Werk weit über hundert umfaßt, zu einem Deuter der Tierseele ausgebildet, dem nichts Charakteristisches an seinen Objekten entgeht. Auf eins muß aber auch heute wieder mit nachdrücklicher Empfehlung hingewiesen werden: das Haacke-Kuhnertsche Werk ist ein wahrhaft populäres Buch, das seine feste Stätte in der Familie verdient, weil es mit dem akademischen Standpunkt des gelehrten Zoologen ausgeräumt und die Tiere in ihren natürlichen Umgebungen dargestellt hat. So ist die Tierwelt des deutschen Waldes zusammenfassend beschrieben, gleichviel ob es sich dabei um Biersüßler oder Vögel, Reptilien u. s. w. handelt. Denn was den Laien und den Naturliebhaber an der Tierwelt am meisten interessiert, sind gerade die Lebens- und Anpassungsverhältnisse, während die wissenschaftliche Einteilung nach einem gelehrten System für ihn zurücktritt. So wird man mit diesem Werke wirklich die Natur durchwandern können, um sich selbst oder seinen Kindern ihr vom Kampf ums Dasein dramatisch bewegtes Leben vor Augen zu führen, und aus den schönen Bänden mit ihren vielhundertfachen Abbildungen immer neue geistige Belehrung und künstlerischen Genuß ziehen. — In bescheidenen Grenzen, aber für jüngere Leser in noch eindringlicherer Weise dient demselben Ziele, uns mit der Natur und ihrem reichen Leben vertraut zu machen, das von Christian Bötteler sehr zart und duftig illustrierte Büchlein **Waldgeheimnisse** von Dr. W. Wurm (Stuttgart, Carl Krabbe; zweite, verbesserte und sehr vermehrte Auflage). Ein von der Schönheit und ethischen Heilskraft

des deutschen Waldes tief durchdrungener, gefühls- und phantasiebegabter Geist führt seinen Lesern in knappen Umrissen und in loser ineinandereihung einzelne, das Laienauge zunächst bestrebende Erscheinungen aus dem Pflanzen- und Tierleben des Waldes vor, wie sie uns beim Wandern ungesucht entgegentreten. Sein hübsch ausgestattetes, aber bequem in der Tasche zu tragendes Büchlein möchte uns darum ein Begleiter auf jedem Waldspaziergange werden, um uns auf manches bedeutungsvolle und doch gewöhnlich so leicht übersehene Naturwunder aufmerksam zu machen. Dabei versteht er es vortrefflich, die Forderung Friedrich Hagens zu beherzigen, daß jedes echte Naturbild in der Verbindung von poetischer und wissenschaftlicher Anschauung wurzeln müsse. Man fühlt es aus diesen Schilderungen heraus — nur ein paar Überschriften mögen sie ihrem Inhalte nach kennzeichnen: „Anpflanzungen durch Tiere“ — „Der Tambour des Waldes“ — „Aus dem Leben der Forelle“ — „Eine Romanfigur aus dem Walde“ — „Visitenkarten der Waldbiere“ — „Ein geadelter Proletarier“ u. s. w. —, daß ihr Verfasser, als Arzt, Naturforscher und Weidmann zugleich, auf ungezählten Waldgängen zu jeder Stunde des Tages und der Nacht, bei jedem Wetter und zu jeder Jahreszeit seine Beobachtungen gesammelt hat, um sie dann erst am Schreibtisch zu bearbeiten und wissenschaftlich zu begründen. —

Unter den diesjährigen Erscheinungen der Kunstilliteratur nimmt die aus Mitteln des Deutschen Reiches bewerkstelligte, von Ernst Steinmann herausgegebene Publikation über **Die Sixtinische Kapelle** zweifellos den ersten Platz ein. Mehr als alle anderen Kirchen und Kapellen Roms eignet sich das Heiligtum Sixtus IV. zu einer monographischen Behandlung. Die Wand- und Deckengemälde des Inneren finden in ihrem Umfang, künstlerischen Wert und in ihrer Komposition unter den Freskenzyklen Italiens heute nicht mehr ihresgleichen. Spiegelt sich die Frührenaissance in den Wandgemälden der Umbrer und Florentiner, die Hochrenaissance in den Deckengemälden Michelangelos und den Teppichen Raffaele, so dokumentiert sich die Spätrenaissance in Michelangelos Jüngstem Gericht. Der erste Teil des Werkes, der den Bau und Schmuck der Kapelle unter Sixtus IV. begreift, ist nunmehr erschienen; nach den Proben zu urteilen, die uns die mit der Herausgabe betraute Verlagsanstalt F. Bruckmann N.-G. in München hat zugehen lassen, sind Darstellung wie Illustration der hohen Aufgabe im vollsten Maße würdig ausgefallen. Der vom Herausgeber bearbeitete Textband ist mit 260 Abbildungen ausgestattet, für die zum großen Teil eigene künstlerische Aufnahmen angefertigt worden sind. Doch werden nicht nur Einzelaufnahmen aus der Kapelle selbst gegeben, sondern auch alle noch erhaltenen Handzeichnungen der ausführenden Künstler zu den Fresken und zahlreiche weniger bekannte oder überhaupt noch nicht reproduzierte Denkmäler Roms aus

the 'information' and 'communication' fields. The 'information' field is defined as the study of the nature, production, distribution, use and control of information. The 'communication' field is defined as the study of the nature, production, distribution, use and control of communication.



Figure 1. A person standing in a field, looking towards the camera.

The 'information' field is defined as the study of the nature, production, distribution, use and control of information. The 'communication' field is defined as the study of the nature, production, distribution, use and control of communication.

The 'information' field is defined as the study of the nature, production, distribution, use and control of information. The 'communication' field is defined as the study of the nature, production, distribution, use and control of communication.

The 'information' field is defined as the study of the nature, production, distribution, use and control of information. The 'communication' field is defined as the study of the nature, production, distribution, use and control of communication.

The 'information' field is defined as the study of the nature, production, distribution, use and control of information. The 'communication' field is defined as the study of the nature, production, distribution, use and control of communication.

The 'information' field is defined as the study of the nature, production, distribution, use and control of information. The 'communication' field is defined as the study of the nature, production, distribution, use and control of communication.

The 'information' field is defined as the study of the nature, production, distribution, use and control of information. The 'communication' field is defined as the study of the nature, production, distribution, use and control of communication.

The 'information' field is defined as the study of the nature, production, distribution, use and control of information. The 'communication' field is defined as the study of the nature, production, distribution, use and control of communication.

100

100



in der Kunst mit uns die Freiheit und Kühnheit des Schaffens als das Hoffnungsvollste ansieht, dem wird das Große und Bedeutungsvolle der Bewegung auch aus diesen Blättern aufgehen. Er wird sich durch den Erwerb der Schrift zugleich einen wahrhaften Schmuck für seinen Bücherstich verschaffen.

Von Joseph Israels, dem Menzel Hollands, hat uns ein ihm verwandter künstlerischer Geist, Max Liebermann, eine Studie geschenkt, die mehr mit dem weichen Pinsel der verstehenden Liebe als mit der spitzen Feder der Kritik geschrieben ist (Berlin, Bruno Cassirer). Sie hält viele persönliche Züge aus dem Verkehr der beiden Künstler fest und ist daher von starkem impressionistischem Reiz. Besonders wertvoll wird sie durch die Beigabe einer Radierung von Israels und dreizehn weiteren, zum Teil ganzseitigen Abbildungen seiner Gemälde, Handzeichnungen und Skizzenblätter.

Richard Muther, der geistreiche Verfasser der „Geschichte der modernen Malerei“, hat sich die letzte Pariser Weltausstellung zur Gelegenheit werden lassen, uns ein in Darstellung und Kritik gleich fesselndes Buch über die französische Malerei im neunzehnten Jahrhundert zu schreiben: *Ein Jahrhundert französischer Malerei* (Berlin, S. Fischer, Verlag; geb. 10 Mk.). Die Pariser Kunstausstellung im Grand Palais hatte ihr Hauptverdienst darin, den Besuchern gerade solche Werke zu zeigen, die sich sonst am tiefsten in verborgenen Winkeln der Provinzmuseen und Privatgalerien verbergen. Den Laien mag das weit mehr verwirrt als belehrt haben; dem Kenner eröffnet gerade solches Ergänzungsmaterial die tiefsten Blicke in das Charakteristische, in die persönlichsten Noten der Zeit. Muther mit seinem feinspurigen Verständnis für alles Individuelle und Aparte, mit seinem glänzenden, immer in die Seele der Dinge dringenden Stil war für diese difficile Aufgabe berufen wie keiner sonst. Alles, was bisher über die französische Malerei gesagt worden, erfährt hier eine Ergänzung und Modifizierung; als würde das Bild durch dieses Buch erst in die rechte Beleuchtung gerückt. Denn die größtenteils doch immer nur durch den Zufall zusammengewürfelten Gemälde der Ausstellung geben dem Verfasser nur den Ausgangspunkt; seine umfassenden Kenntnisse der malerischen Schätze in Frankreichs großen Museen setzen ihn in den Stand, jederzeit die Hauptwerke der Künstler heranzuziehen und dem Intimen das Offizielle hinzuzufügen. Dabei mag im einzelnen manches Schiefe und Schnellfertige mit unterlaufen, manches Gefuchte und allzu Subjektive im Urteil die Konstellation der Thatfachen verrücken — die fesselnde Behandlung der Dinge, die überlegene Anmut in der Verknüpfung der Gedanken und Gestalten macht dem Verfasser schwerlich ein anderer Autor in der modernen Kunstliteratur nach. Das Werk (über dreihundert Seiten), aufs vornehmste ausgestattet, beherbergt außerdem 126 erläuternde Textabbildungen von Gemälden des ausgehenden Rokoko bis auf die

allerjüngste Zeit. Für kunstliebende Leute wird so leicht kein gewählteres Geschenkwerk gefunden werden können.

Als ein Führer durch das Repertoire der deutschen Opernbühnen bietet sich allen Musikfreunden *Das Opernbuch* von Karl Stord dar (Stuttgart, Muthsche Verlagshandlung; zweite vermehrte und verbesserte Auflage; geb. 3 Mk.). Unsere Leser kennen den Verfasser aus verschiedenen in den „Monatsheften“ veröffentlichten musikgeschichtlichen Aufsätzen und wissen, wie geschmackvoll er seine Stoffe zu behandeln versteht. Auch hier kam es ihm vor allem darauf an, die Inhalts Erzählungen der Opern in gefälliger, leicht lesbarer Form zu geben und das dichterische Gefüge möglichst anschaulich und übersichtlich herauszuheben, so daß das Buch zweierlei Zwecken gleich trefflich dient: den Hörer auf das Verständnis und den Genuß des musikalischen Werkes vorzubereiten, dem Nachschlagenden die Erinnerung an das einst Genossene wiederzuerwecken. Biographische und geschichtliche Bemerkungen sind eingefügt, um den einzelnen Abschnitten eine festere allgemeine Grundlage zu geben; eine musikwissenschaftliche Einleitung „Zur Geschichte der Oper“ leitet das Buch ein. Mit besonderer Liebe ist Wagner behandelt; aber auch sonst ist das Beste an klassischen und modernen Opern, soweit es auf unseren Bühnen noch lebendig ist, in guten Inhaltsangaben vertreten. Allen Opernfreunden sei das handliche, hübsch und gediegen ausgestattete Buch (351 S.) warm empfohlen.

Aus der Lyrik letzter Ernte müssen wir uns begnügen, eine sehr knappe Auslese zu halten. Gerade darum aber wird auch eine Erwähnung schon hinreichende Empfehlung sein, was nicht auszuschließen braucht, daß wir in unserer nächsten Literarischen Rundschau auch auf eins oder das andere der hier aufgeführten Gedichtbücher noch näher eingehen werden. Wir kehren zunächst bei der älteren Generation ein und stellen an die Spitze Hermann Lingg's *Schlufrrhythmen und Neueste Gedichte* (Stuttgart, J. W. Cotta), mit denen sich der Achtzigjährige selbst sein Leben und Schaffen gekrönt hat. Die Sammlung läßt alle Saiten der Lingg'schen Lyrik noch einmal anklingen: die Lieder weich gefühlvoller Stimmung, die pompösen historischen Balladen und Erzählungen, die Landschaftsscenerien, die elegischen Rückblicke in Frühlingssonnen und -leiden des Lebens, aber auch die stilvollen Huldigungen an die neue Zeit und ihre grandiosen Errungenschaften. — „Lieben Menschen in Liebe geweiht“ sind die Dichtungen von Hermann Allmers, dem greisen Marschendichter und „römischen Schlenderer“ (vierte, stark vermehrte Jubiläumsausgabe; Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhdlg.; geb. 3 Mk., geb. 4 Mk.). Und damit kennzeichnen sie sich selbst; denn Liebenswürdigkeit und Anmut des Herzens sind ihre Wappenbilder. Was 1860 zum erstenmal ans Licht getreten und seitdem stetig vermehrt worden, kehrt hier noch einmal wieder, nicht ohne mit den alten Gaben zugleich

den ornamentalen Rahmen und den nach alt-hebräischen Motiven gezeichneten Vollbildern von E. M. Lilien, die gut die schwermütige Feierlichkeit der alttestamentlichen Zeit treffen, stehen Verse, die Blut und Leidenschaft haben und in einer düsteren Pracht einherschreiten. Das Milde und Blasse herrscht heute in der Lyrik so sehr vor, daß solcher Kraftüberschuß doppelt auffällt. Dieser hält auch an, wenn der junge Verfasser, wie in seinen *Balladen* (Berlin, Breslauer u. Meyer; mit reichem Buchschmuck von Robert Engels), geläufigere Stoffe behandelt. Auch hier verfügt Münchhausen über eine eindrucksvolle Bildlichkeit, über eine packende Charakteristik und jene niederländische Verbtheit, die gerade der Ballade so gut steht. Seine modernen Gedichte leiden manchmal an einer leichten Ländelhaftigkeit, die nicht recht zu ihm passen will; im alt-deutschen Kostüm bewegt er sich am freiesten und sichersten.

Im *Lande der Sehnsucht* nennt La Mara (Maria Lippius) einen poetischen Cicerone durch italienische Kunst und Natur (Leipzig, Herm. Seemanns Nachfolger), von dem sich Italiens-reisende gerne die Erinnerungen an schöne Stunden und Stätten erneuern lassen werden. Das mit duftigen Zierranken geschmückte Büchlein führt seine Leser von Genua und der Riviera über Rom, wo es besonders lange verweilt, und Neapel nach Sicilien, von dort zurück nach Campanien bis Ravenna, von Mailand nach den oberitalienischen Seen und Verona, um dann von Venedig heimwärts wieder „dem deutschen Venz entgegenzuziehen“. — Eine Neue Folge ihrer lepthin hier gewürdigten *Gedichte* (Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung; geh. Mk. 1,60, geb. Mk. 2,50) giebt uns Emil Roland (Emmi Lewald). Sie fügen dem poetischen Charakter der Verfasserin gerade keinen neuen wesentlichen Zug hinzu, atmen aber dieselbe gesunde, lebens-warme Empfindung und werden dem deutschen Hause wie jene größere Sammlung (geh. 2 Mk., geb. 3 Mk.) willkommen sein. — Agnes Miegel, von der ein schmaler Band *Gedichte* bei J. W. Cotta (Stuttgart; geb. 3 Mk.) erschienen ist, erinnert in manchen Stücken an Anna Ritter: ihr ward dieselbe Liebessehnsucht und verhaltene Blut der Sinne beichert, doch nicht die volkshiedartige Schlichtheit und Innigkeit, die die Gedichte der Ritter daneben auch wieder auszeichnen. Ihre Begabung scheint sie auf die poetische Erzählung (nicht Ballade) zu verweisen; hier könnte sie sich ein Feld erobern (vgl. „Abschied“, „Begräbnis“), dem sie ganz gewachsen wäre. Das würde um so verdienstlicher sein, als die poetische Erzählung in der Art Schöffels, Wolfs und Baumbachs auch in diesem Jahre nur äußerst spärlich vertreten ist. Nur drei auch äußerlich sehr hübsch ausgestattete Bücher dürfen hier genannt werden: Mathilde Gräfin Stubenbergs epische Dichtung *Gabriel von Herrenburg* (mit guten Illustrationen von F. Dorich; Paderborn, Ferd. Schöningh; geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.), ein Hohenlied der treuen, unentwegten

Pflichterfüllung; ferner *Ein Babenberger* von Paula Gräfin Coudenhove (ebenda; geh. Mk. 2,20, geb. 3 Mk.), eine poetische Erzählung aus der österreichischen Geschichte des zwölften Jahrhunderts, und endlich *Lilalpa* von Joseph Grimm (ebenda; geb. Mk. 2,20), ein Sang aus der Zeit der Eroberung von Peru durch die Spanier, poetisch die beste Leistung unter diesen dreien, die übrigens sämtlich in erster Reihe für katholische Familien in Betracht kommen.

Unter den religiös-philosophischen Dichtungen, die dies Jahr gezeitigt hat, steht Gustav Keners *Ahasver* (Leipzig, Julius Werner; mit dem Bildnis des Verfassers) an Gedankentiefe, poetischem Empfindungsgehalt und lyrischer Formvollendung allen anderen voran. Eine spätere eingehendere Besprechung wird sich angelegen sein lassen, die dichterischen Schönheiten des Werkes näher zu beleuchten. — Beachtung verdient auch Erik Karstedts dramatische Dichtung *Im Anfang* (Dresden, E. Pierson), Scenen voll tiefen religiösen Gefühls und ungewöhnlicher Gestaltungs-kraft. — Innige Frömmigkeit befeelt die Gedichtsammlung *Was ich fand* von Franz Lehner (Paderborn, Ferd. Schöningh; geb. Mk. 2,80), ohne daß die religiösen Farben irgendwo mit störender Absichtlichkeit aufgetragen wären und das Heitere und Fröhliche nicht hier und da auch ein Plätzchen fände. Nicht nur die christlichen Feste und die bedeutamen Lebenswende-punkte weihen Lehners schlichte, zu Herzen gehende Verse, auch die Natur, das Vaterland, die Studentenzeit, die Musik u. a. feiern sie in form-schönen, freundlichen Weisen.

Ein Bändchen Spruchdichtungen *Vom Heimwege* in der Form von Ritornellen bietet uns Georg Derksen (Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung; geh. 2 Mk., geb. 3 Mk.), der Verfasser der vielgelesenen und -benutzten Aphorismen „Greift nur hinein“, die wir im vorigen Jahre empfehlen durften. Wie in diesen beweist er sich auch in der neuen Sammlung seiner Spruchpoesie als ein erfahrener Lebens-kenner, der sich aber die Milde und Ruhe einer mit Gott und der Welt versöhnten Weltanschauung erkämpft hat und deshalb alles in einem stillen, sanften Lichte sieht.

An Erbauungsbüchern philosophischen, religiösen oder ästhetischen Inhalts ist wenig Auswahl, wenn man Minderwertiges aussondert. Um so freudigerer Aufnahme wird ein neues Buch von Prof. Dr. E. Hilth, dem Verfasser von „Glück“, sicher sein dürfen. Es nennt sich: *Für schlaflose Nächte* (Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung; geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.; in Leder mit Goldschnitt Mk. 5,50) und enthält, im Gegensatz zu „Glück“, für jeden einzelnen Tag oder jede einzelne Nacht des Jahres religiös-philosophische Aphorismen, die, zumeist in schlaflosen Nächten entstanden, allerhand Leidenden geistige Heilmittel bieten. Es lebt eine frohe, aufbauende Gemütskraft in dem Buche; ein stärkender, stählender Hauch geht von ihm aus, Ruhe und Frieden senkt es in die Herzen seiner

Leier. — Für sinnige Frauengemüther können wir kein passenderes Festgeschenk empfehlen als das erhebende Lebensbild Hedwig von Holsteins, das sich mit voller Berechtigung **Eine Glückliche** nennt (Leipzig, H. Haessel; geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.; mit drei Bildnissen), und das von vorbildlichem, erzieherischem Werte namentlich für die weibliche Jugend ist. Wir werden uns in anderem Zusammenhange mit dem bedeutamen Buche noch näher zu beschäftigen haben. — Zwei Bücher von Otto von Leizner, der in der deutschen Frauenwelt seinen ebenso weiten wie festen Freundschafts- und Leserkreis hat, stellen sich zum Feste in willkommenen zweiten Auflagen ein. Da sind zunächst die gedankenreichen, anmutigen und humorvollen **Plauderbriefe an eine junge Frau** (Leipzig, C. F. Amelangs Verlag; zweite verbesserte und vermehrte Auflage; geb. 5 Mk.), deren erzieherischer, gesellschaftlicher, ästhetischer und philosophischer Inhalt sich durch den Titel genugsam kennzeichnet, und dann die **Faatenpredigten für das deutsche Haus**, die wir schon bei ihrem ersten Erscheinen freudig begrüßt haben (Berlin, Alfred Schall, Königl. Hofbuchhdlg.). Redliche Gesinnung und innige Liebe zu dem deutschen Volke hat das Buch werden lassen; so wird es einer freundlichen Aufnahme dort sicher sein dürfen, wo es seine eigentliche Quelle und Heimat hat. Um noch einmal wieder kurz an den Inhalt zu erinnern, seien einige der Kapitelüberschriften angeführt: „Vom lästlichen Trinken und einigem andern, was damit verbunden ist“ — „Von der Vereinsläuferei, der Jubiläumseuche, dem Tagen und der Festbummelei“ — „Vom Wigerltum und der Streberei“ — „Von der Religion des deutschen Mannes“ — „Vom falschen Bildungsbegriff; Mann und Weib“ — „Ungeundes Leben“ — „Etwas über Erziehung“ u. s. w.

Die ungesunde Hochflut der Prachtwerke ist glücklich vorüber; auch für die drei kostbaren Werke, die wir hier trotzdem unter diesem altgeläufigen Schlagwort anführen wollen, muß die Bezeichnung in ganz besonderem Sinne verstanden werden. Die Entwicklung des künstlerischen Buchschmucks hat dafür Sorge getragen, daß heute als erstes Erfordernis für ein „Prachtwerk“ gilt, was früher von dem Begriff geradezu ausgeschlossen war: die harmonische Durchbildung von Text und illustrativem Schmuck. Geradezu vorbildlich dafür darf die illustrierte Prachtausgabe genannt werden, in der der vielfach verdiente Kunstverlag von Hermann Seemann Nachfolger in Leipzig den **Roman von Tristan und Isolde** erneuert hat (geb. 18 Mk., Liebhaberausgabe 50 Mk.). Joseph Bédier hat ihn aus den ursprünglichen Quellen der Sage in seiner alten Größe und Tiefe wieder aufleben lassen; mit doppelter dichterischer Gewalt ergreift er uns nun in dieser Form. Wir sind ja durch Wagners prächtige Tonschöpfung innerlich so gründlich für die Schönheiten des unvergänglichen Stoffes vorbereitet, daß uns dieses Lied von der Liebe Glück und Weh mit unmittelbarer Gegenwartskraft ergreift.

Hier wird nun deren Zauber durch die schöne Form des Textes und der Illustration nur noch vermehrt. Übersetzer und Illustrator haben sich mit innigstem Verständnis in die Hände gearbeitet. Robert Engels hat die Hauptscenen des Liebesromans mit etwa 150 geistreichen, wahrhaft poetischen Illustrationen begleitet, deren Reproduktionen von einer wunderbaren saftigen Tiefe sind. Zierstücke und Randleisten vervollständigen das echt künstlerische Gesamtbild, das die Publikation darbietet. Als vornehmeres Geschenktwerk steht sie allen anderen derartigen Erscheinungen dieses Jahres voran. — Mit ihr vergleichen kann sich nur ein in gleichem Quartoformat erschienenenes, das ihm auch inhaltlich verwandt ist: **Die wunderbaren Abenteuer des Ritters Hugo von Burdigal** (München, Allgemeine Verlagsgesellschaft, Prinzregentenstraße 26; Preis in farbigem Einband Mk. 7,50). Auch hier wird ein Stoff aus dem reichen Sagenborn unserer Altvorderen behandelt, der als ein kostbares Erbstück von uns Nachkommen in Ehren gehalten zu werden verdient. Richard von Kralik hat die romantischen Abenteuer des Herzogs von Aquitanien und der schönen Alramunde sowie des Eisenkönigs Oberon nach dem alten Sang und seiner Erneuerung durch Gaston Paris dem deutschen Volke in edler dichterischer Sprache wiedererzählt, nicht nur der Jugend, sondern auch den für romantische Poesie noch empfänglichen Erwachsenen. Elf farbige Illustrationen, die meistens die ganze Blattseite einnehmen, halten die Höhepunkte der Handlung in künstlerischem Bilde fest und dienen dem Buche zum prächtigen Schmuck. Die Veröffentlichung ist um so wertvoller, als hier endlich einmal, gegenüber den zahlreichen ähnlichen Bearbeitungen der griechischen und römischen Sagen, eine hervorragende Dichtung aus unserem deutschen (karolingischen) mittelalterlichen Sagenkreis vor uns hintritt, die berufen ist, ein echtes deutsches Volks- und Jugendbuch zugleich zu werden, zumal angesichts des wohlfeilen Preises. — Unter dem Titel **Mythologische Landschaften** beschenkt uns C. F. Amelangs Verlag (Leipzig) in geschmackvollem Geschenkbände zehn Lichtdrucke nach Gemälden von Professor Edmund Knolldt, zu denen A. Leischivo den Text gedichtet hat (Preis geb. 6 Mk.). Knolldt ist ein Schüler von Bressler und vertritt gleich seinem Meister die historische, stilisierte Landschaft. Seine Bilder sind dem Geist der antiken Welt ebenso fein nachempfunden, wie seine geschickte Technik sich den großen Stoffen gewachsen zeigt. Eine edle, erhabene Klassizität spricht uns aus seinen Landschaften an, ob er nun Iphigenie in dem „alten heiligen dichtbeslaubten Hain“ oder Sappho am felsigen, brausenden Meeresstrand darstellt, ob er Dido und Aeneas auf der Jagd oder Antigone an der Leiche des Bruders malt, ob er uns Kassandra, Thetis und Achilleus, Psyche, Orpheus und die Nymphen oder Hero malt.

Eine besondere Stelle und Hervorhebung verdient das **Türmerjahrbuch** für 1902, herausgegeben

von Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß (Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer; geb. 6 Mk.). Von dem ethisch-nationalen Geiste der Zeitschrift getragen, bringt es doch meistens selbständige Originalbeiträge, keineswegs etwa bloße Abdrücke aus derselben. Größere Aufsätze, philosophische, politische, kunsthistorische, geschichtliche, musikwissenschaftliche und naturwissenschaftliche Abhandlungen eröffnen die Sammlung, dann folgen Novellen, lyrische Gedichte, Rückblicke auf die verschiedenen Litteraturgebiete und endlich kritische Betrachtungen über wichtigere Einzelfragen, die das vergangene Jahr aufgeworfen hat. Unter den Mitarbeitern finden wir Namen wie Grotthuß, W. v. Dettingen, Hans v. Wolzogen, Peter Mosegger, W. Marschall, Anna Ritter, Detlev v. Liliencron, Gustav Falke, Felix Dahn, Ernst Ziel, Karl Stord, Felix Poppenberg u. s. w., die den Inhalt des Bandes hinreichend kennzeichnen und empfehlen werden. Zur besonderen Zierde gereichen dem 444 Seiten starken Bande die Kunstbeilagen nach Gemälden Böcklins, Leibl's u. a. Als Hausbuch für die deutsche Familie hat das Türmerjahrbuch einen edlen Verus zu erfüllen. —

Der Raum, der uns noch zur Verfügung steht, sei ausschließlich den Jugendschriften vorbehalten. Wir beginnen mit solchen Büchern, die für jene glücklichen Jahre bestimmt sind, wo das Kind der Mutter Natur noch so nahe, daß der weihnachtliche Büchermann zwischen Jungen und Mädchen noch keinen Unterschied zu machen braucht. Von Kinderliederbüchern habe ich nie ein besseres gesehen und erprobt als das bei W. Schott's Söhnen in Mainz erschienene von Friederike Merck, das die kleinen Kehlen, haben sie erst daraus gelostet, bald nicht anders rufen werden, als wie es sich selbst nennt: *Unser Liederbuch* (5 Mk.). Da erschallt „Fuchs, du hast die Gans gestohlen“, „Alles neu macht der Mai“, „Mit dem Pfeil dem Bogen“ u. s. w., nicht zu vergessen all die lieben holden Weihnachtslieder: „O Tannebaum“, „Stille Nacht“ u. a. Keins darunter, das für ein kindliches Gemüt und die kindliche Stimme nicht paßt. Allerliebste sind die bunten Bilder von Ludwig v. Zumbusch, die den Text illustrieren, mit den Noten verwebt oder ihnen, wie sinnige Variationen der Lieder, als Vollbilder an die Seite gesetzt. — Für kleine und große Kinder hat Eg. Hugo Straßburger seine *Lieder für Kinderherzen* gedichtet (Berlin, E. Hofmann u. Co.; geb. in Großqu. Mk. 3,20). Einst als kleines, unscheinbares Heftchen erschienen, haben sich die ichtlichen Weisen aus der kindlichen Welt im Fluge in der Kinderstube heimisch gemacht, so daß sie heute schon in zweiter vermehrter, von Ernst Liebermann anmutig illustrierter Ausgabe vorliegen, die auch dem Kinderauge meistens nur Schönes und Erfreuliches bietet. — Einem Bunde zwischen Dichter und Künstler verdankt auch eine andere Sammlung von illustrierten Kinderliedern ihre Entstehung, die mit Recht den Titel trägt: *Aus der schönen weiten Welt*

(46 S; Leipzig, R. Voigtländer; 80 Pf.). Ihr Verfasser, Wolrad Eigenbrodt, hat sie im innigen Verkehr mit seinem eigenen heranwachsenden Töchterchen gedichtet, so daß sie wirklich halb und halb aus dem „Kinderlande“ kommen, was sich namentlich in ihrer Naturbeobachtung und Tierliebe offenbart. Hans von Wolzmann hat die Illustrationen und den Buchschmuck geliefert und mit den schlichsten Mitteln oft die feinsten poetischen Wirkungen erzielt, wie das Büchlein auch als Ganzes eine höchst geschmackvolle Erscheinung ist. — Die Segnungen unserer neu erwachten Freude am Buchschmuck und an der künstlerischen Illustration kommen, wie man sieht, allmählich auch unseren Jugendschriften zu gute, wenn bei diesen Bestrebungen begreiflicherweise auch noch manche Verirrungen mit unterlaufen. Der *Fixbuche* von Paula und Richard Dehmel stand hier im Vordertreffen; nicht zu verwundern, daß er die ärgsten kritischen Stöße hat aushalten müssen. Aber sie haben ihm nichts geschadet; die Kinder haben sich an die Verdikte der gestrengen Herren Kritiker nicht gelehrt und es durchgeseht, daß ihr Freund aus dem Phantasieland diesmal in neuer, verbesserter Auflage (15. Tausend) hat erscheinen können (Köln, Schaffstein u. Co.; geb. 3 Mk.). Ernst Kreidolfs Bilder sind zwar von einer karikaturenhaften Übertreibung manchmal nicht freizusprechen; aber es ist fraglich, ob dies dem Kinde nicht willkommener und heilsamer als die süßliche Puppenhaftigkeit, die bisher in unseren illustrierten Kinderbüchern die unbestrittene Herrschaft hatte. Die scharfen, bestimmten Konturen, die einfachen, ausgesprochenen Farben, die alle schmutzigen Mischöne glücklich vermeiden, und vor allem die led zugreifende Phantasie in den Bildern thun es den Kindergemütern an. Es ist unsagbar leicht, vom „hohen Standpunkt“ unserer bisherigen Vorstellung von Kinderbuchillustrationen dem Buche alles Gute abzusprechen; doch werden wir vielleicht eines Tages einsehen, daß wir auch hier von den Kindern zu lernen und mit ihnen umzulernen haben. — Aus demselben Verlage kommt der *Racht Ruprecht* (geb. 3 Mk.), jetzt schon der dritte, seinen Vorgängern weit überlegene Band. Seine Gaben, Gedichte, Lieder, Rätsel, Fabeln, Bildercherze, Märchen, Erzählungen u. s. w. in buntem Durcheinander, sind mannigfaltiger als die des „Fixbuche“; aber auch hier finden sich nur Beiträge berufener, auf den Kinderton eingestimmter Dichter und Zeichner. Namen wie Dehmel, Liliencron, Hugo Salus, Anna Ritter, Carmen Sylva, Mosegger, Trojan liefern die Bürgschaft, daß hier keine poetische Fabrikware zugelassen ist. Unter den Zeichnern glänzen Fidus, Arpad Schmidhammer, L. v. Zumbusch, Ernst Kreidolf und Hans Voschen. Überall da, wo man sich mit dem rationalen Geist des „Fixbuche“ noch nicht befreundet mag, aber doch der alten Marzipanmanier überdrüssig ist und nach künstlerischen Büchern für die Kinderstube sucht, sollte man den „Racht Ruprecht“ kommen lassen. — Gleichzeitig hat

Ernst Kreidolf den ganz Kleinen in der Art seiner herzigen „Blumen-Märchen“ ein neues Märchen von den Schlafenden Bäumen erzählt, halb in Worten, halb in Bildern (ebenda; geb. 1 Mk.) — auch dies bei aller Schlichtheit der Mittel ein durch und durch poesievolles und künstlerisches Buch. — Für Kinder bis zum Alter von acht, oder sagen wir, weniger engherzig als der Verlag, getrost: bis zum Alter von zehn Jahren haben Heinr. Moser und Ulrich Kollbrunner unter Mitwirkung zahlreicher Künstler, Dichter und Dichterinnen aus allen Ländern deutscher Zunge einen prächtigen Band hunder Gaben unter dem Titel *Jugendland* zusammengestellt (Zürich, Gebrüder Künzli), über dem gleichfalls das Motto steht: Führt die Kinder zur Kunst! Auch hier kommen nur echte Dichter und berufene Künstler zu Wort und Bild; Namen wie Bierbaum, Blüthgen, Falke, Ilse Frapan, Rodenberg, Stelter, Strassburger, Boozmann unter den Dichtern, Namen wie Eichrodt, Flinker, Gehrtz, Kallmorgen, Kreidolf, Schmidhammer unter den Zeichnern mögen dafür zeugen. Das Buch vergleicht sich in mancher Beziehung mit dem „Knecht Ruprecht“, nur leitet es noch sachter als dieser von der älteren (guten) Illustrationsweise zur modernen über, und die Welt des Gemütes, der kindlichen Naivität ist reicher vertreten als die der Phantasie. Aber auch hier geht den kleinen Augen und Ohren, Herzen und Sinnen eine so leuchtende Welt von Farben und Klängen auf, wie sie leins von den älteren Bilderbüchern zu bieten vermag. — Echte Kinderkunst und gut deutsche Kost zugleich enthält *Die Arche Noah*, ein buntes Bilderbuch für die Kleinen (Leipzig, B. G. Teubner; geb. Mk. 2,80). Die Maler (Eichrodt, von Volkmann, Hauelsen, Hofer u. a.) und die Dichter (Fritz und Emily Koegel) sind mit den Kindern wieder Kinder geworden, mit fröhlichen Augen schauen sie in die Welt, und eine beflügelte Phantasie trägt sie in das Paradies der goldenen Kinderträume. Reime und Bilder verdienen volles Lob.

Steigern schon in diesen Büchern die Bilder zuweilen in künstlerische Höhen empor, wo der Geschmack der Erwachsenen wieder freudig dem der Kinder die Hand reicht, so verwirft sich der Geschmacksunterschied zwischen diesen und jenen vollends in den *Federspielen*, einer Auswahl von Handzeichnungen Hans Thomas, die Henry Rhode mit sinnig deutenden Versen begleitet hat (Frankfurt a. M., H. Keller; geb. 9 Mk.). Sie erscheinen jetzt in der zweiten Auflage in einem gegen früher vergrößerten Format, so daß die Abbildungen fast sämtlich in Originalgröße und in wesentlich vervollkommener Gestalt gegeben werden konnten. Hans Thomas, einer der reinsten und gesundesten unserer Künstler, zieht hier alle Register seiner bald lustigen, bald ernsthaften, bald tiefsinnig philosophischen, bald schlicht kindlichen Kunst. Wignetten und Allegorien, Figürliches und Landschaftliches wechselt miteinander, aber immer spricht sich die innige, warm-

herzige Persönlichkeit des Künstlers in diesen Handzeichnungen aus, die, weil zufällig entstanden, sein Wesen intimer wieder spiegeln als die Gemälde. Die begleitenden Verse stammen aus einer verwandten künstlerischen Seele: auch hier ein tiefes Gemüt, ein warmes Herz und tief-sinnige Gedankenkraft. Alles in allem ein Werk, das echt deutsche Kunst ins Haus bringen wird.

Kindern von acht bis zwölf Jahren, die schon Geduld haben, längere Erzählungen für sich selbst zu lesen, den kleineren Geschwistern etwas aus ihrer Lektüre mitzuteilen, Rätsel zu raten, Gedichte aufzusagen und mit guten Kameraden und Nachbarkindern ein Theaterstückchen zu versuchen, sei nach wie vor der *Deutsche Jugendhain* empfohlen (Dresden, C. C. Meinhold u. Söhne; vierter Jahrg.). Mit Bildern ist er schon sparsamer und nicht überall glücklich, dafür aber bringt dies „Illustrierte Jahrbuch für Knaben und Mädchen“ neben Erzählungen, Märchen und Sagen, Gedichten und Spielen auch schon ernste, gehaltvolle Schilderungen aus dem Gebiete der Natur-, Länder- und Völkerkunde, und sein Bearbeiter, Theodor Schäfer, wacht darüber, daß neben dem Gemüt und Herzen auch der jugendliche Verstand schon seine Arbeit findet.

Märchen werden für das Kinderherz und die Kinderphantasie immer ihren Reiz behalten. Den ganz Kleinen, die noch lieber hören als selbst lesen, hat Loewes Verlag in Stuttgart (Ferdinand Carl) *Das goldene Märchenbuch* zugeeignet, eine Auswahl aus Grimm, Andersen, Bechstein, Christ. v. Schmid u. a., die mit Bildern in sauberem Farbendruck geschmückt ist. So ist Naives und Sinniges, Frommes und Lehrreiches beieinander, um zugleich zu erfreuen, zu erziehen und zum Nachdenken anzuregen. — Die *Märchen von Wilhelm Hauff*, diese bunten, unverwelkten Blüten seiner anmutigen, nur manchmal allzu wunder-seligen Fabulierkunst, stellen sich in einer von Robert Weiße, dem Illustrator des Ebner-Eschenbachschen „Hirzepinz“ mit wahrhaft künstlerischem Buchschmuck versehenen Ausgabe ein, der die Verlagshandlung (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft) mit dem fein abgetönten Einband auch ein festliches Gewand gegeben hat. — Echt germanischer Geist durchweht die nordischen Märchen und Erzählungen, die der schwedische Jugendchriftsteller Richard Wu-stafsson unter dem Titel *Am Ramin* vereinigt hat (Berlin, Herm. J. Weidinger; mit vierund-dreißig Kupfleisten und vier duftigen Aquarellen von Willy Werner; in bunter Decke geb. 3 Mk.). Hier greifen keine phantastischen Wunder in die Menschen-schicksale ein, sondern die schlichten, tapferen Tugenden der Bescheidenheit, der Rechtchaffenheit, der Arbeitsamkeit, der Heimatliebe behalten den Triumph, ohne daß die erzieherische Tendenz sich allzu sehr aufdrängt. Auch die dem Deutschen seit alters eigene Liebe zu den Tieren findet in dem Buche ihre poetische Verherrlichung; nur möchte für Knaben einiges („Das ist der Krieg“) zu weich gehalten sein. — In einer zarten, von Fidus und an-

deren feinsinnigen, phantasievollen Zeichnern illustrierten Prachtausgabe sind *Carmen Sylvas Märchen einer Königin* erschienen (Bonn, Emil Strauß; geb. 5 Mk.), und wieder, wie bei den künstlerischen Bilderbüchern, bestätigt sich die alte Erfahrung: sobald eine Dichterhand ein Werk angreift, verstummt die Frage, ob für Erwachsene oder für Kinder. Auch *Carmen Sylvas* aus einer tiefandächtigen Naturbegeisterung entsprossene, in schöner, edler Sprache vorgetragene Märchen wird alt und jung mit gleicher Freude genießen können; den stärksten Eindruck werden sie freilich auf sinnige, zu stiller Träumerei geneigte Frauengemüter ausüben.

Tiergeschichten in Wort und Bild bringt ferner B. E. Herrmann in drei schmucken Bänden (Stuttgart, Muthsche Verlagshandlung; geb. je Mk. 3,50), und zwar ist es die einheimische wie die fremdländische Tierwelt, die hier den jungen Lesern vorgeführt wird: der Hund, das Pferd, das Schiff der Wüste, die Renntiere, der Elefant, das Flusspferd, die wilden Kinder, die flüchtige Gemse, Seebären, Seelöwen u. s. w. Alle diese Tiere aber werden nicht lehrbuchartig beschrieben, sondern in ihrer natürlichen Umgebung und Lebensweise, in Jagdgeschichten oder Abenteuern geschildert. So erst lernt die Jugend sie ganz kennen und prägt sie sich ein, zumal da Tiermaler wie Specht gute, zoologisch richtige Abbildungen dazu geliefert haben. — Ein Bändchen *Tiergeschichten* hat diesmal auch der Hamburger Jugendschriften-Ausschuß für die Jugend ausgewählt (Leipzig, Ernst Wunderlich): Es ist ein ganz schlicht ausgestattetes Büchlein von hundertzehn Seiten, aber an der Spitze steht Marie von Ebner-Eichenbachs unvergleichliche Hundegeschichte „Krambambuli“; Jakob Abrenbergs „Zalo der Traber“, Widmanns „Herbsttage in den Alpen“, Björnsons Pferdegeschichte „Blaasen“, Thompsons Hasengeschichte „Zottelohr“ und Kiplings „Rothund“ folgen. Man sieht, hier ist wirklich eine Blütenlese des Besten vertreten, was die moderne Weltliteratur auf dem Gebiete der Tiergeschichten hervorgebracht hat.

Zwei längere Erzählungen für Kinder bringt die Verlagshandlung von Levy und Müller (Stuttgart) auf den Markt, bei der, wie das Publikum schon weiß, alljährlich der Kleinen Lieblingsschriftstellerinnen Luise Koppen und Tony Schumacher zu finden sind. Erzählt jene, die Verfasserin von „Dorli“, den „Schloßkindern“ und den „Vier Wildfängen“, in den *Mauerpflänzchen* (geb. Mk. 4,50, mit vier farbigen Vollbildern) von sechs Weichwistern, Knaben und Mädchen, die mit ihren ausgelassenen Streichen eine mit dem schwierigen Erzieheramte betraute Tante foppen, daneben aber auch ihr gutes Herz bewahren, so begleiten wir bei Tony Schumacher das verhätschelte und verzärtelte *Turmengelle* (geb. 3 Mk.) auf ihrem wechselvollen Lebensweg, der sie zunächst aus dürftiger Turmwächterstube auf die Höhen des Luxus und des Genusses führt und sie dann nach schwerer Krankheit und gründlicher Sinnesänderung gebessert und zufrieden in das Heim ihrer Eltern

zurückkehren läßt. Die Leser lernen die Schweiz und die Riviera kennen und erfahren zugleich, wie wenig die Reichthümer der Welt einem braven und bescheidenen Herzen ausmachen. — *Wohwoda's* weitverbreitete Volks- und Jugendbibliothek, der die Empfehlungen der Unterrichtsbehörde zur Seite stehen, ist um einige weitere Bände vermehrt worden (jeder Band geb. 75 Pf.), die sich durch ihre Titel hinlänglich kennzeichnen: *Handwerk hat goldenen Boden* ist eine Geschichte von P. Friebe, *Durch Nacht zum Licht* eine Berliner Erzählung von S. Michaut, *Vor einem grauen Haupte sollst du aufstehen* eine vaterländische Erzählung aus dem preussisch-dänischen Kriege von E. F. Schmiedeburg betitelt. Ein Doppelband, *Der verlorne Sohn* (zweite Aufl.) von Karl Lichtenfeldt, führt uns ins Zisthal und erzählt im Spinnstubenton von den Schicksalen einer Harzer Bergmannsfamilie.

Das regere Interesse für vaterländische und geschichtliche Bücher ist es, wodurch sich der Knabe in der Wahl seiner Lektüre zunächst von dem Mädchen zu unterscheiden beginnt. Die Stoffe sind hier ebenso unererschöpflich wie immer wieder frisch und jung. Die Gestalten *Großer Kriegshelden* (Stuttgart, Loewes Verlag; mit einem Bunt- und sechs Tonbildern), den alten Fritz, Prinz Eugen den edlen Ritter, und den Marschall Vorwärts, führt der männlichen Jugend (im Alter von zehn bis vierzehn Jahren) nach geschichtlichen Erzählungen von W. O. von Horn Max Pannwitz vor Augen, indem er sich möglichst eng an die geschichtliche Überlieferung anlehnt, aber auch am Anekdotischen nicht vorübergeht und einzelne Züge zu dramatisch bewegten Szenen ausgestaltet. — Das Werk eines echten Dichters, des Polen Henryk Sienkiewicz historischer Roman „Quo vadis?“, hat Brigitte Augusti für die reifere deutsche Jugend frei bearbeitet und Johannes Gehrt mit zwölf ganzseitigen Tonbildern illustriert (Leipzig, Ferd. Hirt; geb. 6 Mk.). Die Erzählung, hier unter dem Titel *Kaiserreich und Gottesreich* dargeboten, spielt bekanntlich in den Tagen der ersten christlichen Märtyrer und gipfelt in dem Brande Roms. Bei der Bearbeitung mußte es sich darum handeln, das Geschichtliche zu vereinfachen und die Handlung von einigen freieren Episoden zu reinigen. So ist das ergreifende geschichtliche Gemälde aus dem christlichen Rom selbst für junge Mädchen zur unbedenklichen Lektüre geeignet geworden. — Eine selbständige Fortsetzung des seiner Zeit mit so jugendlichem Beifall aufgenommenen *Freiwilligen des Illis* (ebenda; geb. 5 Mk.) von Karl Tanera bildet die Erzählung *Aus der Prima nach Sienksin* von demselben Verfasser (ebenda; geb. 5 Mk.). Wie der Titel verrät, stehen im Mittelpunkt der Handlung unsere jüngsten Kämpfe in Ostasien, an denen sich zwei Brüder als Einjährig-Freiwillige beteiligen. Tanera findet innerhalb dieses Rahmens reichliche Gelegenheit, seine bekannte landschaftliche und kriegerische Schilderungskunst zu bewähren und

neben der Freude am Abenteuerlichen und Eroberischen die vaterländische Begeisterungslust seiner Leser zu befriedigen. Besonders hervorgehoben sei der haltbare Einband des Buches sowie der schöne, klare Druck und die packenden Zeichnungen (acht Tonbilder) von E. Zimmer. — Dem Boerenkrieg und seinem populärsten Helden **Christian De Welt** gilt eine umfangreiche Erzählung von J. Alind-Viltetshurg (mit vier Aquarellen von W. Raenide; Berlin, Herm. J. Weidinger; bieglam geb. 3 Mk., in Leinen geb. 4 Mk.). Der Verfasser folgt im wesentlichen dem geschichtlichen Verlauf des Krieges bis auf die jüngste Zeit, läßt aber zwischen den targen Depeschen seine niemals verlegene Phantasie möglichst frei und ungehindert schalten und malt uns das Kriegs- und Farmerleben der Boeren in den leuchtendsten Farben. — Während diese Bücher sich mehr oder minder eng an geschichtliche Ereignisse anschließen, begnügt sich eine lange Reihe anderer mit dem Abenteuerlichen und Wunderbaren, das die Knabenphantasie in fernen Ländern sucht. Der Titel **In tausend Gefahren**, den Bruno Warlepp für seine neueste Erzählung (Stuttgart, Levy u. Müller; mit vier Bildern von D. Meyer-Wagner; geb. Mk. 4,50) gewählt hat, ist für dies ganze Genre bezeichnend. Ein Hamburger Handelshaus entsendet einen Bevollmächtigten nach Siam, um eine seiner dortigen Plantagen zu retten. Aber die Ausführung dieses Auftrages, an der sich noch ein zweiter „Hamburger Junge“, ein österreichischer Weltreisender und ein schweizerischer Ingenieur beteiligen, ist schwieriger, als sie aussieht, und verdrängt die Freunde von Siam nach China, Japan und Sibirien, die auf Grund der neuesten Litteratur recht anschaulich geschildert werden. Das hanseatische Blut sorgt zudem für einen frischen, fröhlichen Humor. — Derselbe Verlag bringt in gleicher Ausstattung und zu demselben Preise eine neue Erzählung von Karl Matthias, dem Verfasser der „Goldgräber von Transvaal“. Sie heißt **Der Goldlambour** (280 S.; mit vier Vollbildern von Walther Zweigle) und begleitet den Sohn eines deutschen Lehrers in den Vereinigten Staaten nach Kuba, wo er sich, einem amerikanischen Regiment einverleibt, an dem Feldzug gegen die Spanier beteiligt. Abenteuer drängen sich dabei an Abenteuer, Gefahren an Gefahren, schließlich aber wird der junge Held selbstverständlich wunderbar gerettet und mit seiner Mutter wieder vereinigt. Dabei verjäumt es der Verfasser aber nicht, hier und da auch einen Tropfen Wasser in den heißen Wein der Abenteuerlust zu gießen und vor allzu großem Wagemut väterlich zu mahnen. — Eine zweite Erzählung des regsamen Bruno Warlepp gehört in die Serie „Jenseits der Grenzpfeile“, die über weniger bekanntes Volksleben, besonders Europas, in wahrheitsgetreuer Schilderung unterrichten will. Der vierte Band, **Der Pustlenkönig** betitelt (Leipzig, Ferd. Hirt u. Sohn; mit acht Tonbildern von Joh. Gehris; geb. 5 Mk.), fährt fort, diesen Plan zu verwirklichen. Wie seine Vorgänger, die

jämlich hier angezeigt worden: „Durch Steppen und Tundren“, „Halbmond und Griechentkruz“, „Heiduckenkämpfe“, bildet er ein selbständiges Ganzes für sich und zugleich den Schlußband der Sammlung. Er schildert in erster Linie Ungarn mit seinem reizvollen Pustlenleben, spielt dann aber hinüber in das fesselnde Leben Kroatiens und der Herzegowina. — Die ganze Pracht und Wunderwelt der Gangesländer thut sich in Karl Tanera's **Indischen Fahrten** auf (Leipzig, Schmidt u. Spring; mit acht Vollbildern, darunter drei Aquarelle). Auch hier die geläufige Einfädelung: ein junger Mann wird mit einem wichtigen Auftrag von seinem sterbenden Vater in ferne Länder gesandt und erlebt nun hier eine Reihe gefährlicher Abenteuer. Aber was dies Buch von Tanera vor vielen anderen gleicher Art auszeichnet, das ist die Begabung des Verfassers für die Schilderung fremder Leute und Länder. Delhi, Benares, Kalkutta und Darjeeling, vor allem Ceylon sind mit prächtigen Farben gemalt, zugleich aber steckt in diesen Beschreibungen ein gut Teil ernster geographischer und kulturgeschichtlicher Belehrung, für die überall nur zuverlässige Quellen benützt zu sein scheinen. — Der nachgerade in der jungen Welt schon berühmt gewordenen Kamerad-Bibliothek, für die Karl May seine meisten und besten Sachen geschrieben hat, gehören zwei Bände an, die auf den ersten Blick durch ihre vornehme Ausstattung und sorgsame Illustrierung auffallen. Der erste, **Der Sohn des Gaucho** betitelt (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft; geb. 3 Mk.), spielt in Südamerika und könnte eine echte, rechte Indianergeschichte genannt werden, wenn ihr Verfasser, Franz Treller, nicht unvergleichlich besser zu erzählen verstände als die meisten seiner Rivalen. Im Gegensatz zu manchem der oben angeführten Bücher ist hier wirklich ein fester innerer Zusammenhalt und eine folgerichtige Entwicklung der Handlung, die ihre wirkungsvollen dramatischen Höhe- und Wendepunkte, ihre Spannung und ihren Schluß hat. Die zweite Erzählung der Sammlung, in der gleichen Ausstattung (Illustrationen von Willy Stöwer) und zu demselben Preise, leitet zu den Seeromanen über, die unter dem Anhauch unserer Marinebewegung einen neuen Aufschwung genommen und gegen früher mancherlei Fortschritte gemacht haben. E. Matthias' Erzählung **Mit vollen Segeln** (ebenda) läßt einen alten Kapitän von seinen Kreuz- und Quersfahrten auf den Weltmeeren erzählen und dabei alles vorbringen, was einem Seebären auf wider der See und an fernen Küsten nur irgend be gegnen kann. Auch nach Transvaal wird er verdrängt, und der vorletzte Burenkrieg ist zu einer reizvollen Episode ausgestaltet. — In dieser Rubrik darf natürlich ein Buch von Kapitän Marryat, dem Klassiker der Seeromane, nicht fehlen. In illustrierter Übersetzung ist sein bisher bei uns so gut wie unbekannter Roman **Die Schiffbrüchigen auf den Chincha-Inseln** erschienen (deutsch von Prof. Dr. L. Freytag; mit fünfund-

zwanzig, nicht überall glücklichen Illustrationen von Aug. Braun; Leipzig, Rich. Voepfle; geb. Mk. 4,50). Marryat schreibt hier eine Art Robinsonade, die Geschichte eines Knaben, der auf einer öden Insel aufwächst, an der Seite eines Schurken, der ihn brutal mißhandelt. Die natürliche Wildheit des Tieres im Menschen entwickelt sich ungehindert in ihm, und mit großer dichterischer Kraft wird die Scene geschildert, wo der Knabe die durch einen Blick herbeigeführte Blendung und Hilflosigkeit seines Führers merkt und sich nun mit kalter Unbarmherzigkeit gegen ihn empört. Es steckt so viel psychologische Kunst in dem Werke, daß auch Erwachsene es gerne lesen werden. — **Die deutsche Flotte**, ihre geschichtliche Entwicklung und Organisation schildert Kapitänleutnant a. D. Graf Reventlow in einem reich mit Lichtdrucken, farbigen Schiffstypen und Tafeln sowie mit Hunderten von Textillustrationen versehenen Buche, dem eine möglichst weite Verbreitung zu wünschen wäre (Zweibrücken i. d. Pfalz, Fr. Lehmanns Buchhandlung; geb. 3 Mk.). Die Darstellung ist ausdrücklich für den Nichtfachmann bestimmt und eignet sich deshalb besonders als Geschenk für Knaben, die für die Marine ernstes Interesse zeigen. Spielerisch Unterhaltendes wird man nicht darin finden, aber auch nichts, was bei ernsthaftem Lesen unverständlich bleiben könnte, zumal da alles, was das bloße Wort nicht deutlich genug machen kann, im Bilde vorgeführt und an Figuren erläutert wird. Das Beste ist wohl die genaue Charakteristik der einzelnen Schiffstypen und das fesselnd und frisch geschriebene Kapitel „Leben an Bord“. Auch die Marineuniformen, -geschütze, -flaggen, -kommandozeichen und Seezeichen werden behandelt, und Bemerkungen über die Laufbahnen sowie statistische Tabellen geben praktische Aufschlüsse und Winke.

Mit immer gleicher Freude, nicht viel anders als wir Erwachsenen in jedem Frühling die Stare, begrüßen unsere Jungen alljährlich zu Weihnachten drei liebe alte Bekannte: den „Jugendfreund“, das „Neue Universum“ und den „Guten Kameraden“. Seit sich Franz Hoffmanns nun schon 56 Jahrgänge zählende Gründung **Neuer deutscher Jugendfreund** nennt (Leipzig, Schmidt u. Spring; Band 56), hat dieser an Fülle und Gediegenheit von Jahr zu Jahr nur gewonnen. Mit der Mannigfaltigkeit seiner Gaben, mit der geschmackvollen Behandlung seiner Abbildungen, die namentlich für ernstere Ansprüche geradezu künstlerisches leisten (zwei bunte Tafeln: Schlangen und Hyacinthen; Strafe in Damaskus; Uhren; Neuschwanstein u. s. w.), kann sich so leicht nichts Ähnliches vergleichen. Die Beiträge sind so ausgewählt, daß auch die Mädchen vieles darin finden, daß Ernst und Scherz miteinander abwechseln, daß neben dem Unterhaltungs- auch der Beschäftigungsstoff vertreten ist. Längere und kürzere Erzählungen wechseln mit Länder- und Völkerschilderungen, geschichtliche Lebensbilder mit naturwissenschaftlichen Artikeln, und dazwischen streut der Rätselmann seine

Rätsel diesmal besonders freigebig. — Reisen und ernsten Knaben, deren Neigung sich schon ausgesprochen den realen Fächern des Lebens zugewandt hat, werden sich mit Genuß und unter steter Belehrung in das **Neue Universum** vertiefen (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft; geb. Mk. 6,75). Es unterrichtet, abgesehen von zwei größeren Erzählungen, deren eine in Jules Verne'scher Art einen „Flug zum Monde“ schildert, in leicht verständlicher, aber anregender Form an der Hand von zahlreichen, wissenschaftlich exakten Illustrationen (auch bunten) über die neuesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten der Technik und Industrie, des Berufslebens u. s. w., über neuerlichlossene Gebiete der Länder- und Völkerkunde (China, Samoa, Kamerun, Nordpol), der Marine, des Militärwesens, der Luftschifffahrt, der Geologie, der Bitterungskunde, wie überhaupt der gesamten Naturwissenschaften. Ein Anhang „Häusliche Werkstatt“ giebt Anleitung zu allerlei Selbstbeschäftigungen, für die Kleine wie Große gleich dankbar sein werden. — In der alten, eher vermehrten als verminderten Fülle seines Reichthums grüßt seine jungen Freunde auch diesmal wieder das **Illustrierte Knabenjahrbuch Der gute Kamerad** (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft; XV. Band; geb. 10 Mk.). Was des Knaben Herz nur begehren mag, liegt in diesem 828 Seiten starken Bande bereit. Da giebt es abenteuerreiche Erzählungen, vorbildliche Lebensbeschreibungen, fremde und einheimische Reisebeschreibungen, romantische Jagd- und Seerlebnisse, Geschichtsbilder, Aufsätze über Länder- und Völkerkunde, naturwissenschaftliche Abhandlungen, Militär-, Marine- und Luftschifffahrtartikel, Experimente, Sammlungsanweisungen u. s. w. in Fülle und Fülle, und das alles mit Hunderten und Aberhunderten von guten Illustrationen erläutert und geschmückt. Daß die Leitung auch den Fortschritten unserer Pädagogik zu folgen weiß, lehren zahlreiche Beiträge über Sport und Spiel, Gesundheitspflege und Beschäftigungen im Freien. — Im Anschluß an den „Kameraden“ erscheinen seit einigen Jahren in demselben Verlage die **Illustrierten Taschenbücher für die Jugend** (jedes Bändchen reich illustriert und hübsch geb. 1 Mk.). Sie sind bestimmt, über die Praxis jugendlicher Liebhabereien, wichtigere Lebensfragen, über Sport und Spiel und vieles andere zweckentsprechende Auskunft zu geben und dem Laien ohne großen Geldaufwand die mangelnde Erfahrung zu ersetzen. So gehört Nr. 14 der Serie „Berufswahl“ an und giebt Aufschluß über **Das technische Studium**, seinen Studiengang, die Prüfungen, sowie über die Aussichten für das spätere Fortkommen; Nr. 15, bearbeitet von dem Zoologen Herm. Lachmann, unterrichtet über die **Pflege der Haustiere** (mit über 70 Abbildgn.); Nr. 16 nennt sich **Jauchebuch** und giebt genaue Anleitungen zu leicht auszuführenden Experimenten, Karten- und Zahlenkunststücken.

Das weibliche Gegenstück zu dem Knabenjahrbuch „Der gute Kamerad“ ist das in gleicher Aus-

stattung erscheinende **Kränzchen** (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft; eleg. geb. 10 Mk.). Auch diesmal wieder wartet das in der Stärke eines Lexikonbandes erschienene Werk mit einer Fülle von farbigen Illustrationen, Holzschnitten, Erzählungen, Märchen, Plaudereien, Gedichten, Sprüchen, Spielen und belehrenden kleinen Abhandlungen auf, die fast immer von Bekannten in der nächsten Umgebung des Kindes ausgehen, um von hier aus ihre Fäden ins Weite zu spinnen. Doch auch praktische Anleitungen zu Haus- und Küchenverrichtungen fehlen nicht, und Rezepte und Handarbeitsmuster bereiten auf den Beruf der künftigen Hausfrau vor. Der modernen Gesundheitslehre, den Bewegungsspielen und Körperübungen ist auch diesmal besonders liebevolle Aufmerksamkeit gewidmet. Überall da, wo es sich darum handelt, mehreren Kindern verschiedenen Alters eine gemeinsame Weihnachtsgabe zu beschaffen, wüßten wir nichts Passenderes und Reichhalteriges zu empfehlen als das „**Kränzchen**“, zumal da auch für jüngere Knaben vielerlei darin zu finden. — Sonst ist für die kleinen Abschüßigen unter den Mädchen recht schlecht gesorgt. Man muß sich mit wenigem begnügen, und auch das ist nicht immer einwandsfrei. So werden sich Molly Denzinger, der Verfasserin von **Tantes Plaudersüßchen**, nicht alle anschließen, wenn sie selbst die darin enthaltenen achtzehn Erzählungen für die Jugend „allerliebste“ nennt (Stuttgart, Loewes Verlag; mit sechs Farbendruckbildern). Der Ton ist nicht selten recht unförmlich, der Stil nicht sauber genug. Doch finden sich auch einige bessere Geschichten darin, die im Geist des deutschen Märchens recht anmutig zu fabulieren verstehen. Wer weiß, wie selten sich dieses Genre in unserer heutigen Jugendlitteratur findet, wird das Buch schon deshalb würdigen. — Weit reichhaltiger und besser findet sich die sogenannte Backfischlitteratur vertreten. Voran steht auch diesmal wieder **Der Jugendgarten** (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft; XXVI. Band; mit über 200 ein- und mehrfarbigen Abbildungen; geb. 6,75 Mk.), eine wahre „Festgabe für Mädchen“. Man darf sagen, daß er heuer mit besonders gewähltem Geschmack und vielen reizenden Überraschungen an Unterhaltungs- und Liebesabenteuern, Erzählungen, allerlei Zeitvertreib, Gedichten u. s. w. bestellt ward. Es ist immer ein gutes Zeichen, wenn man in Jugendchriften Verfasserinnen findet, die auch in ihren Schriften für die erwachsene Welt mit Ehren bestehen können. So freuen wir uns, in dem vorliegenden Jahrgang neben Luise Glaß und Mag. Bittich auch Adelheid Stier und Anna Klie, die Lyrikerinnen, Bernhardine Schulze-Smidt und Heinrich Seidel anzutreffen. — Zwei erklärte Lieblingschriftstellerinnen des „Jugendgartens“ stellen sich daneben mit eigenen Erzählungen für junge Mädchen (von vierzehn bis sechzehn Jahren) ein: Bertha Clement erzählt in der **Fibelle** (Kränzchenbibliothek; Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft; reich illustriert, geb. 3 Mk.) die Jugendgeschichte

eines jungen Mädchens, der Tochter eines deutschen Arztes in Buenos-Ayros, die in einer Schweizer Pension erzogen wird; Bernhardine Schulze-Smidt begleitet ihre Marili, das **Schattenblümchen** (ebenda), auf das schließlich aber doch der volle Sonnenschein des Glückes fällt, von der Schulbank bis zur festlichen Verlobung. — Wie hier, so bleibt auch für die übrigen Erzählungen für junge Mädchenherzen die innere Läuterung, die die Heldinnen auf ihrem Lebenswege erfahren, das immer wiederkehrende Thema. Elise Hofmann behandelt es gleich doppelt: einmal in ihrer **Elfi** (sehr zart und duftig gebunden; für Mädchen von zehn bis fünfzehn Jahren; Stuttgart, Loewes Verlag; geb. 2 Mk.), indem sie das tapfere Mädchen durch allerlei Prüfungen hindurchführt, bis das Ende alles zum Guten wendet, das zweite Mal in dem **Vierblatt** (Stuttgart, Levy u. Müller; mit vier Vollbildern; eleg. geb. 4,50 Mk.), einer Kränzchengeschichte aus der obersten Klasse der Töchterchule. Mit dem Augenblick, wo die vier Freundinnen die Schule verlassen, greift auch hier das Leben mit starker Hand in ihr Geschick und zwingt sie, zum Teil recht dornenvolle Wege zu gehen. Ohne irgendwo extreme Frauenemancipationsideen zu nähren, führt das Buch seinen Leserinnen doch recht eindringlich zu Gemüte, wie nur ernstes Streben und eine gründliche Bildung für den Kampf ums Dasein recht vorbereiten. — Ganz ähnlich wie dem „Vierblatt“ ergeht es Rosa Werwig, der verzogenen Nichte eines amerikanischen Millionärs. Sie würde elend zu Grunde gehen, wenn ihr nicht ihre Cousine Liesel von Saringen hilfreich zur Seite stünde, ein tapferes Mädel, das den Geist ihrer Zeit versteht, sich zu tüchtiger Arbeit erzieht und stark genug ist, auch die Freundin mit emporzutragen. Gemeinsam mit ihr — daher heißt Carola von Gynattens Erzählung **Liesels Compagnon** (Stuttgart, Levy u. Müller; mit vier Vollbildern von Meyer-Wegener; geb. 4,50 Mk.) — gründen sie nun eine Konservenfabrik. So veredeln sich die Ideale auch der weiblichen Jugend! — Es ließe sich noch eine ganze Reihe ähnlich durchgeführter und verwandte pädagogische Tendenzen predigender Unterhaltungsbücher für die reifere Jugend aufzählen, wenn nicht die meisten davon gar zu sehr zur bloßen Nache herabsänken. Wir begnügen uns deshalb, nur noch zwei der besseren und besten zu nennen: Elise Mauls Erzählung **Die Liebesfaat** (Berlin, Herm. J. Meidinger; geb. 4 Mk.; mit Titelbild in Heliogravüre, für Mädchen von zwölf bis siebzehn Jahren) und **Domleichen Aeh** (Stuttgart, Levy u. Müller; mit Titelbild; geb. 4,50 Mk.) von Käthe von Becker, der Verfasserin der „Wilden Hummel“. — Wer für dergleichen erzieherische Tendenzen in Jugenderzählungen nicht schwärmt, sondern eine Geschichte mit spannenden Handlungen, kräftigen Charakteren und dramatischer Spannung vorzieht, der mag zu Elisabeth Haldens historischer Erzählung **Goldschmieds Töchterlein** greifen (Berlin, Herm. J. Meidinger; mit einem Titelbild in

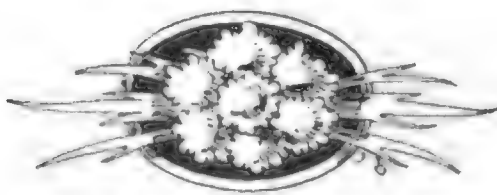
Heliogravüre von Max Block; eleg. geb. 4 Mk.). Die Verfasserin der „Wamsell Übermut“ und der „Rosen von Hagenow“ wandert diesmal in die deutsche Reformationszeit und macht ihre Leserinnen am Hofe des Kurfürsten Joachims I. von Brandenburg heimisch. Dessen Gemahlin Elisabeth und ihr heimlicher Übertritt zum lutherischen Glauben steht im Mittelpunkt der Handlung; um sie herum bewegt sich ein bunter Reigen der verschiedensten Gestalten aus allen Schichten der Gesellschaft und des Volkes. Die Zeit ist lebendig und historisch treu geschildert; ein gesunder, frischer Geist ist überall zu spüren; Herz und Gemüt befeelen die historischen Vorgänge auch da, wo sich die Verfasserin ganz dem strengen Ernst der Zeit hingiebt. — So viel Gutes einzelne dieser eben ausgeführten Bücher enthalten mögen, wenn man sich von ihnen zu denen echter Dichterinnen wie Johanna Spyri und Frida Schanz wendet, hat man doch das Gefühl, aus reizlosem Flachland in die erquickenden Berge emporzusteigen. In Johanna Sphris Mädchen-geschichte *Sina* (Stuttgart, Carl Krabbe; vierte Aufl.; geb. 3 Mk.) ist nicht nur gesunde, stärkende Schweizerluft, sondern auch echt dichterische Phantasie und Gestaltungskraft. Lachend und weinend, mitjubelnd und mitbangend werden die jungen Leserinnen den Schicksalen der Heldin folgen. — In demselben Verlage, in derselben Ausstattung und zu demselben Preise ist gleichzeitig die zweite Auflage von Clementine Helms Erzählungen *Fridas Mädchenjahre* erschienen. Auch Clementine Helm gehört zu den wenigen Schriftstellerinnen, denen das Erzählen nicht bloß äußeres Geschäft, sondern innerer Beruf. Frisch und voll quillt der Strom ihrer Erfindung, und wenn einmal ein bißchen pädagogische Tendenz hinzugethan wird, so geschieht es unaufdringlich und bleibt immer im Charakter und Rahmen der Handlung. — Schlicht in der äußeren Erfindung, tief in Gefühl und anmutig in seiner stilistischen Form giebt sich die Erzählung *Feuerlilie* von Frida

Schanz (Stuttgart, Loewes Verlag; mit vier Tonbildern von A. Zick). Hier ist endlich auch einmal etwas von Psychologie des Kinder- und Mädchenherzens und holde Poesie in der Auffassung der Natur und des Menschenlebens. Die Dichterin wird nicht umsonst gebeten haben, wenn es in ihrer Widmung heißt:

Schnelles, drängendes Jugendleben
Hab ich in dies Büchlein gebannt —
Seid ihm gut, ihr im Jugendland!

J. D.

Kleine Mitteilungen. Der Verfasser des Aufsatzes „Goethe und die Freimaurerei“ (Augustheft 1901) legt Wert darauf, daß ein bei der Korrektur von uns ausgefallener Satz nachträglich hier abgedruckt wird. Nach den Worten auf S. 642, Sp. 2 unten: „... ist für jeden Kundigen unzweifelhaft“ muß es heißen: „So würde z. B. die Annahme, daß die Anregung zu dem herrlichen Gedichte: ‚Edel sei der Mensch, hilfreich und gut‘, das im Jahre 1781 gedichtet ist, aus der Loge empfangen wurde, nur derjenige für ungerechtfertigt halten, der auf innere Wahrscheinlichkeit nichts giebt, sondern auch in solchen Dingen alles altentworfene verbrieft haben will. Aber auch daran fehlt es nicht einmal. Dies wird durch einen Brief Goethes an den schon genannten Kaiser in Zürich vom 20. J. 1781 bezeugt, worin es bezüglich dieses Gedichtes heißt: ‚Da Sie den Geist meiner Mauterei kennen, so werden Sie begreifen, was für einen Zweck ich mit vorstehendem Liede habe, und mit mehreren, die nachkommen sollen.‘ In der That bezeugen noch manche Lieder aus dieser Zeit den Einfluß ...“ — In dem Artikel „Die Entwicklung der Spitze“ von Moritz Dreger (Novemberheft 1901) bitten wir unter der Abbildung auf S. 244 die Bezeichnung „Nähspitze“ in „Nähspitze“ zu ändern.



Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter sagt. — Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.
Redaktion unter Verantwortung von Dr. Adolf Glafer in Berlin und Dr. Friedrich Dücl in Berlin-Friedrichs-
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen sind zu richten an:
die Redaktion von Westermanns Illustrierten Deutschen Monatsheften in Braunschweig.

Auf Fanö und Manö

Von
Wilhelm Jensen

I.

(Nachdruck ist untersagt.)

Hoch oben im Norden zwischen dem 55. und 56. Breitengrad eine nur kleine, länglich gestreckte Insel war's, deren Umgehung kaum mehr als zwei Stunden erforderte. Nach Osten hinüber unterschied der Blick bei heller Luft als einen flachen grauen Strich am Himmelstrand die Küste von „Inland“, das feste Ufer Südjütlands; dorthin ging's übers Wattenmeer, das Seichtwasser, das bei der Ebbe die „Sande“, ehemaliges, nach und nach von den Fluten verschlungenes Land, freiließ. Gegen Sonnenuntergang rollte die offene Nordsee, hier die Westsee benannt, ihre fast niemals rastenden Wellen wider den Inselstrand.

Die Westküste Jütlands war von immerher die Leere, die Öde, die Traurigkeit; so weglos Weltentlegenes besaß Europa kaum irgendwo zum anderenmal und kaum auch etwas von den Seefahrern mehr Gefürchtetes. Keine wilden Gebirge oder undurchdringliche Wälder versperrten den Zugang dorthin von der mannigfach reizvollen und reichen Osthälfte der großen Halbinsel, nur der Sand und die Heide, doch in immer gleicher, unermesslicher Ausdehnung über tellerebene Flächen hin die Heide und der Sand. Darunter liegt überall der „Ahl“ oder die „Ahlheide“, eine Bodenschicht aus weißem Bleisand, eisenhaltigem Sand und

Geröll, Versumpfung erzeugend; so mischen sich Feuchtbrüche zwischen die Dürre ein, doch unfruchtbar wie diese. Jede Wurzel, die auf die Ahlheide hinunterdringt, stirbt ab; Meilen um Meilen von Osten nach Westen, von Süden nach Norden ins Unendende erhebt sich kein Baum aus trostloser Wüste; der Sand ist der Tod des Lebens.

Keine Felschroffen und Steinklippen bedrohen die vorüberziehenden, sturmverschlagenen Schiffe an der jütischen Westküste, nur der Sand, die „Sande“, das „ertrunkene Land“. Glatt, flach und harmlosen Gesichts erstreckt es sich, von der Ebbe bloßgelegt, in die See hinaus, eine behagliche Ruhestatt für Seehunde, ein Spielplatz für Wasserkrabben suchende Kinder. Aber der heulende Orkan, die turmhoch sich ausbäumende Brandung, die ein Fahrzeug als willenloses Spielzeug gepackt halten, zerichmettern auf dem weichen Grunde Kiel und Rumpf, verschlingt hilflos das Ringen der Schiffbrüchigen; der Sand ist auch hier der Tod des Lebens. Das mehr als dreißig Meilen lang hingestehnte ungastliche Ufer besitzt keinen Hafen, keine Rettungszuflucht; wen Sturm und Wogen in seine Fänge werfen, der entkommt ihnen nicht. Kein Strand der Erde wohl ist so dicht mit Bracktrümmern übersät; trotz ihrer weichen Sandbrust benennt der

Schiffer schon aus alter Zeit die Westküste Jütlands die „eiserne“. Unter dem sanften Anschein ist sie wie mit starrem Erz ausgepanzert, und ihre Umarmung gleicht derjenigen der eisernen Jungfrau in den Markterkammern des Mittelalters.

Die Westhälfte Jütlands besitzt auch keine Stadt, keine größere Ortschaft, keine Geschichte. Niemals hat sie einen Eroberer verlockt, in ihre Armut einzudringen, und niemals hat sich etwas von der Erinnerung Bewahrtes auf ihr zugetragen; für die Entwicklung der Menschheit ist sie unfruchtbar gewesen wie der Sand. So wenig Berichte verkünden, was je dort geschehen, so wenig spricht eine Überlieferung davon, wann zuerst Menschen sich in dem traurigen Land angesiedelt haben. Doch reicht dies wohl schon um ein paar Jahrtausende, wenn nicht länger zurück; da und dort bezeugt's ein „Hünengrab“ in der Heide. Einsam hebt es seinen stummen Hügel aus den unabsehbar weiten Flächen auf, und einsam, weit voneinander getrennt, liegen auf ihnen die kleinen ärmlichen Dörfer. Da der Boden dem Fuß und dem Rad fast nirgendwo ein Hindernis entgegensetzt, bestehen zwischen ihnen wohl Wege, doch kaum eine Verbindung, ein Verkehr. Die Strecken sind zu groß, und keiner hat dem anderen etwas zu geben oder auszutauschen, jeder führt sein Einzelleben für sich; wovon, erscheint vielfach rätselhaft, allein äußerste, bedürfnislose Genügsamkeit reicht von alters der Entbehrung die Hand, und so haufen beide in Eintracht. Der an salzigen Landseen reiche Küstenstrich bildet den fernst-entlegenen, nie von einem fremden Fuß betretenen Teil, doch bessert hier die Nachbarschaft des Meeres an der Ernährungsmöglichkeit. Die See giebt Fische, manch anderes eßbares Getier und daneben die Eier unzählbarer Strand- und Wasservögel. So hat auch dieser letzte Rand der Welt unter der schützenden breiten Dünenkette seine Bewohner; selbst auf den Mehrungen, den schmalen, die Binnengewässer von der See abtrennenden Landzungen, steht da und dort eine einsame windumsaucte, sandumwirbelte Fischerhütte. Denn der Wind, der über die Wasser dahersfährt, ist der uralteste Wanderer über Strand und Land. Er kennt keine Ermüdung, hält fast niemals Rast, weder

bei Tag noch bei Nacht; unterlaßlos rollt er die Körner des Flugsandes am Boden gegen Osten, treibt darüber am Himmel vier Fünftel des Jahres hindurch eine ununterbrochene, Kopf an Kopf gedrängte Herde der alten grauen Kühe des Wodan dahin. Dunkel geht der endlose Wolkenzug über das Land, das der niederströmende Regen nicht fruchtbar macht und das von keiner Sommerfreude weiß; im Herbst legt sich monatelang bleierne Nebeldede auf alles. An Sonne und Himmelsblau hat das Stück Erde dort kein Anrecht, sie fallen ihm nur dann und wann als ein schnell wieder entzogenes Geschenk flüchtiger Laune zu. Auch die Westsee strahlt niemals in heiterer Bläue wie die Ostsee, ist ihre immer düster gewandete, höchstens einmal in ein silbern perlendes Grau gekleidete Schwester. Nur der Wind schmückt sie mit einer helleren Farbe, wenn er zum Sturm schwillt. Dann peitscht und quirlt er ihr Wasser zu weißer Milch um; wie mit ungeheurem, blickendem Raubtiergebiß richtet die Brandung sich senkrecht empor, schnellt sich mit der Wier eines Tigers, eines hungrig heulenden, unzählbaren Wolfrudels gegen das Ufer, schlägt brüllend, geifernd und zischend Zähne und Krallen in den schütternden Dünenwall ein.

So, kaum da und dort vom Fortschritt der Zeit leis angerührt, liegt die Westhälfte Jütlands noch heute, und schwerlich wird irgend eine Zukunft Wesentliches daran ändern, denn als Zwillingsspaar herrschen dort die unbändige Kraft und die tote Starre der Natur, nicht der Mensch. Doch immerhin dringt in unseren Tagen, die eine Eisenbahn durch die Sandwüste gelegt, in ihre Abgeschiedenheit Kunde aus der bewegten Welt hinüber, kommt ab und zu einmal eine solche von ihr her. Das war für die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts noch völlig Unbekanntes; von Vorvätern her hatte sich auf die vereinsamten Hüttenbewohner an der Seelüste wohl die Überlieferung fortgepflanzt, daß sie zum Königreich Dänemark gehörten, und ein paar Kenntnisreiche wußten vielleicht, der König desselben heiße zur Zeit Christian der Siebente. Aber das waren für sie nur begrifflose Namen und Dinge mit denen sie in keinem Zusammenhang standen, inhaltsleer wie Schatten und zugänglos

wie die Mondscheibe. Weder Gutes noch Übles kam ihnen von Dänemark, in dem niemand an sie dachte, sich von ihrem Vorhandensein eine Vorstellung machte. Abgaben für den Staatshaushalt leisteten sie nicht, kein Steuerempfänger stellte sich bei ihnen ein, denn ihrer Dürftigkeit wäre kein Schilling zu entnehmen gewesen; ein Eintreiber hätte nur zerrissene Schuhe heimgebracht, wenn er aus der Menschenleere unverhungert den Rückweg nach Osten gefunden. Eine nicht zu nutzende Bevölkerung war's, unfruchtbar wie ihr Boden, um die man sich nicht bekümmerte, die man wie einen Stamm von Wilden der Fristung ihres Daseins überließ. Und Halbwilde waren sie zumeist auch, auf der untersten Stufe geistiger Entwicklung zurückgeblieben, roh und stumpfsinnig, unschön an Körperbau und Gesichtszügen, an dürres Gestrüpp erinnernd, die Weiber wie die Männer. Ihre plattdänische Sprache glich mehr einem Hundegell als Menschenlauten, kein Inseldäne hätte sie verstanden, geschweige denn ein Angehöriger der Landeshauptstadt Kjöbenhavn, die sich gern das Paris des Nordens benennen ließ.

In dieser prangend inmitten einer üppigen Landschaft am Sund belegenen Stadt Kopenhagen gingen zur Zeit neue, überraschende Dinge vor. Der geistesschwache König Christian hatte auf einer Reise in der holsteinischen Stadt Altona einen jungen Arzt des Namens Johann Friedrich Struensee kennen gelernt, ungewöhnliches Zutrauen zu ihm gefaßt und ihn als Leibarzt mit sich in seine Residenz genommen. Hier ward aus dem einfachen bürgerlichen Arzt im Verlauf weniger Jahre der Konferenzrat, Kabinettsminister und Graf von Struensee, der durch seinen allmächtigen Einfluß auf den König unumschränkte Beherrscher und Umgestalter aller vom Mittelalter her verbliebener Zustände des Königreichs Dänemark. Ein Feuerkopf, von der Natur ebenso mit hohen Geistesgaben wie mit Handlungskraft ausgestattet, stürzte er alles Überlebte und Vermorschte des Staates um, setzte Neues im Sinne seines großen Zeitgenossen, des Preußenkönigs Friedrich des Zweiten, nur nicht besonnen wie dieser, vielmehr mit stürmischer Hast an die Stelle. Er verbreitete Aufklä-

rung unter dem Volk, gewährte eine Menge bürgerlicher Freiheiten, beschränkte die Macht und Willkür der großen adeligen Herren, hob die Leibeigenschaft der Bauern auf; als Reformator kräftigte er durch seine Anordnungen die Land- und Seemacht, milderte die mittelalterliche Barbarei der Strafgesetze, steuerte der Zerrüttung der Staatseinnahmen durch Aufhebung der Privilegien zum Nachteil des Ganzen Bevorrechtigter; ein Hauptaugenmerk bei ihm richtete sich auf fördernde Verbesserung des Landbaues, zu der er zahlreiche deutsche Sachkundige herbeiberief. Doch eine sichere Stütze für seine Reformen fand er in Dänemark nirgendwo; gleicher Haß vereinigte den Adel und die orthodoxe Geistlichkeit gegen ihn, als den Beschränker der Herrschaft des ersteren und den Glaubenslosen, der die kirchlichen Feiertage abschaffte; Bürgertum und Bauernstand erkannten nicht die segensvolle Hebung, die er ihnen ange-deihen ließ, sondern wandten sich mit dänisch nationalem Hochmut von ihm als einem Ausländer ab, einem Deutschen, der seine kenntnisreicheren Landsleute mit wichtigen Stellungen betraute. Einzig auf dem willenlosen, geisteskranken König beruhte seine Macht, und allein die schöne, noch kaum zwanzigjährige Königin Karoline Mathilde war seine Beihelferin und Freundin; sonst stand er nur innerlich geheim vor Haß und Rachsucht kochenden, lauernden Feinden gegenüber.

Von diesen das übrige oder eigentliche Dänemark im Innersten umwälzenden Vorgängen aber wußte man an der jütischen Westseeküste nichts; sie glichen Erdstößen, deren Bodenerschütterung sich nicht bis dorthin fortsetzte, im Sand zerging. Die Möwen und Sturmvögel riefen keine Nachricht davon herunter, und wenn sie's in einer Menschensprache gethan, hätten sie kein Ohr angetroffen, bei dem sie Verständnis dafür und eine Teilnahme daran gefunden. Hier kannte man weder die Worte Volksaufklärung und Bürgerfreiheit, noch ihre Bedeutung, keine Adelsmacht, Vorrechte, selbst kaum Strafgesetze. In unterlaßlosem Ringkampf gegen andere Gewalten, Sturm und See, Notdurft, Sorge und Gebrechlichkeit ging Tag um Tag gleich das Leben dahin, schwand vorüber und ward in den Sand eingebettet.

Denn es hinterließ stets andere, jüngere Hände, ihm diesen lezten kurzen Dienst zu erweisen; das alte Geschlecht machte einem neuen Platz, und dies stand als getreues Abbild des vergangenen unverändert an dessen Stelle. So war's seit Jahrhunderten gegehen, die niemand gezählt, und gleichgültig war's für sie, nach welchem davon die übrige Menschheit rechnete. Sie schrieben und lasen nicht, wußten von keinem Kalender, hatten kaum Namen für die Monate. Das Jahr teilte sich ihnen nur in Winter und Sommer und nur in Tag und Nacht, Flut und Ebbe. Wie sie niemals einen Uhrschlag gehört, vernahmen sie auch keinen Ton von dem Gang der Zeituhr, die den sonstigen Erdbewohnern wechselnde Ereignisse zumaß.

Dieser Westküste Jütlands gehörte an ihrem südlichen Ende die kleine, länglich gestreckte Insel Fanö an, in ihrer Bodenbeschaffenheit gleichgeartet wie das Festland. Dünen umgürteten und durchsehten sie, völlig kahl oder mit dem „Halm“, den steifen, weißlich grünen, immer im Wind zitternden Blättern des Strandhaisers, bewachsen. Die ebenen Flächen um die Sandhügel bedeckte zum weitaus größten Teil glattgestrichener weißer Flugsand oder Heide; nur hier und da einmal schimmerte ein Stückchen mit wirklich grünem Grasschub auf, ein kostbarer Schatz des Besitzers, der eine Kuh oder einige Schafe drauf zu ernähren vermochte. „Sande“ umschlossen, von einzelnen „Prielen“, auch bei der Ebbe mit Wasser gefüllten, schmälern und breiteren Rinnsalen, durchwunden, das Eiland, dessen Nordende sich der völlig mit lebloser Öde herüberblickenden jütischen Halbinsel Skalling näherte; zwischen beiden zog sich ein schmaler Meeresarm, Graadhyb benannt, die „graue Tiefe“ hindurch. Kein Baum und Busch hob sich vom Inselgrund auf, die Natur verweigerte jedes höhere Wachstum als das des Halms. Doch Menschenhände hatten Hervorragendes geschaffen, schon in ferner Vergangenheit, als die christliche Glaubenslehre auch bis hierher gekommen. Zwei Dorfschaften vereinigten die Bewohner Fanös, nach ihrer Lage am Nord- und am Südrand Nordhøe und Sønderhøe genannt; die Entfernung von einer zur anderen betrug eine kleine Wegstunde, zwischen

ihnen dehnte sich ohne Leben der Sand und die Heide. Über den niedrigen Dächern aber stieg in beiden Dörfern eine Kirche auf, gleichfalls mit niedrigem Dach und kurzstumpfigem, haubenbedecktem Turm, wie jedes andere Bauwerk der Insel sich gegen die Sturmwind möglichst nah zum Boden herabdückend. Beide Kirchen erschienen wie uralte Zwillingsschwester, die von überlanger Lebensdauer eisgrau und mit Runen durchfurcht worden. Doch besaßen sie ein kräftiges Knochengestüt, das allem Ansturm der Jahrhunderte Widerstand geleistet hatte, denn ihre Mauern waren aus dem einzigen von der Insel gebotenen, aber auch unverwundlichsten Baustoff errichtet, Findlingssteinen, die eine noch menschenlose Periode auf Eisschollen hergetragen. Bei ihrer Benutzung hatten die einstmaligen Bauleute nicht viel Mühe und Kunst aufgewandt, weniger Schönheit als Festigkeit im Auge gehalten, die mächtigen Granitblöcke fast unbehauen übereinander geschichtet und durch steinharten Mörtel zusammengefügt. So sahen die Klöße überall ungechlacht mit groben Seiten und Enden hervor, doch ihre Aufgabe, jedem Wind und Wetter zu trotzen, hatten sie mit Ehren erfüllt, keiner der ungezählten Orkane, die sie rüttelnd angepöbte, ein Stück an ihnen loszubrückeln vermocht.

Fanö bildete ein kleines Anhängel Jütlands, doch gab der erste Blick zu erkennen, die Bevölkerung darauf sei von anderer Art als die am Festland, und ebenso vernahm's das Ohr an der Sprache. Die Bewohner waren keine Jüten oder Dänen, sondern gehörten, als letzte Ausläufer im Norden, dem Friesenstamme an, der sich von hier über alle Inseln an der Nordseeküste bis nach Holland erstreckte. Sie teilten mit jenen den unfruchtbaren Sandboden und den mühevollen Lebenskampf, doch nicht die leibliche und geistige Veranlagung. Vielmehr war's ein wohlgebildeter Menschenschlag von statlichem und kraftvollem Wuchs, blondhaarig und blauäugig, und dem guten äußeren Bau entsprach ihre innere Mitgift an redlichem Sinn, Zuverlässigkeit, zäher Ausdauer und unschreckbarem Mut; auch an friesisch-tragischem Festhalten des von den Vätern her Überlieferten. Darin glichen sich beide Geschlechter; unter den Frauen und Mädchen

machte Schönheit der Gestalt und der Züge keine seltene Ausnahme, fast alle boten eine durchschimmernd weiße, an perlenden Sand erinnernde Gesichtsfarbe dar. Landbau ließ die Insel nicht betreiben, die Thätigkeit der Männer richtete sich ausschließlich auf die See hinaus; sie erwarben sämtlich ihren Unterhalt als Schiffer oder Fischer, einige als „Bootmacher“ durch die Anfertigung kleiner Fahrzeuge, Segel, Ruder, Tane und Netze. Weltfremd, am äußersten Rande der bewohnten Erde lag Fanö auch gleich der westlichen Festlandsküste Jütlands, und die große Mehrzahl des Menschenhäufleins auf der Insel lernte von der Wiege bis zum Sarg nichts anderes kennen als die Heide und den Sand zwischen ihren Dünenwällen mit dem Wassergürtel drumher. Doch der Gesichtskreis einzelner ging drüber hinaus; als junge Burschen waren sie ins Weite gezogen, hatten in den großen Hafenstädten Hamburg und Bremen Deckjungendienste genommen, als Matrosen lange Jahre hindurch auf vielen Meeren der Tropenglut und der Polarkälte, Stürmen und Wogen getroßt. Gar manche kamen, in Wind und Wasser verschollen, nicht mehr heim, aber die es vermochten, suchten stets zuletzt mit dem, was sie erspart hatten, das einsame Sandeiland wieder auf, an dem trotz seiner Dürftigkeit die Erinnerungen ihrer Kindheit und ihr Herz als an der Heimat überall gehangen; in ihr zu sterben und in ihrem Sand begraben zu werden, lehrten sie nach dem Leben in der Fremde zurück. Hier konnten sie die fremden Zungen, mit denen sie draußen reden gemußt, abthun, ihre Muttersprache wieder im Mund führen, wenn auch wortfarg nach der Art ihres Stammes. Im täglichen Verkehr bedienten wohl alle Inselbewohner sich ihrer alten friesischen Sprache, die sie im Gegenjatz zur Bevölkerung Ostfrieslands, wo das Plattdeutsche vollständig zur Herrschaft gekommen, treulich bewahrt hatten. Doch war man durch die heimgekehrten Seefahrer mannigfach sprachkundig auf Fanö geworden, es gab wenige, die nicht Hoch- und Niederdeutsch, manche, die auch Holländisch und Englisch verstanden und es sprechen konnten. Selbstverständlich Dänisch und Plattdänisch ebenfalls, allein gegen das letztere herrschte allgemein Abneigung, fast

Widerwille. Die Friesen fühlten sich, ob auch zu Dänemark gehörig, nicht als Dänen, sondern als ein völlig anders geartetes Volk, sahen vor allem auf die körperliche und gemüthliche Verkommenheit der Westjüten herab und vermieden jede nicht unumgängliche Verührung mit ihnen.

* *

Auf ganz Fanö hauste nur ein einziger Güte, Mads Uhlén, ein kurzleibig stämmiger Mann noch in mittleren Jahren, doch umfaßte vorstiges Kopshaar und ein struppiger Bart schon aschfarbig sein Gesicht. Mit einer halbwüchsigen Tochter war er eines Tags in einer kleinen „Smakke“ irgendwoher von der jütischen Westküste gekommen, und die Inselbewohner hatten ihm als einem dänischen Unterthanen nicht wehren können, daß er sich westwärts von Sønderhøje zwischen den Sandbergen häuslich hingejagt, denn die Dünen waren wertloses Land, das keinem gehörte. Auch riet Nolut Brams, der Pastor von Sønderhøje, ab, ihm Steine in den Weg zu werfen; da er einen Menschenkopfs auf den Schultern trage, sei's zu hoffen, er habe auch eine Christenseele drin, im übrigen möcht's auch klüger sein, jütischen Sinn nicht zu grimmigem Lodern anzublazen und zu einem Rechtsstreit aufzureizen. Denn Pastor Nolut war ein verständig-besonnener Mann und wußte, daß die dänische Behörde auf dem Festland im Städtchen Ribe, ob sie sich sonst nicht um Wohl und Wehe der Insel bekümmerte, doch gern die Gelegenheit wahrnahm, den Friesen am Zeug zu flicken, obendrein wenn sie's zum Vorteil eines Dänen thun konnte.

So baute sich Mads Uhlén in den Dünen eine Kute und erhielt das dazu Erforderliche im Kirchdorf halb widerwillig und halb bereitwillig geliefert. Denn er war nicht mit leerer Hand angekommen, sondern bezahlte alles, was er brauchte, und der ziemlich allgemeinen Dürftigkeit in Sønderhøje hätte es unklug angestanden, da die Sache nicht zu ändern war, sich ehrlichen Erwerb und ein gutes Stück Geld entgehen zu lassen. Die Hütte, niedrig vom Boden aus sturmfesten Balken gerammt und gezimmert, wuchs einsam weitab in einer kleinen, wetterschutz-

bietenden Senkung auf, erst in nächster Nähe vom Blick zu gewahren, rundum von halmbewachsenen Dünenhügeln überragt. Erfahrene Leute meinten zwar, in zehn Jahren, höchstens der doppelten Zeit wandere der Sand darüber weg, werde das Haus vollständig von ihm zugedeckt sein. Aber Mads Uhlén gab in seiner belfernden Sprache Antwort, so weit rechne er nicht voraus, eine Sandschüttung an der Wand halte warm, und ein Christ vertraue auf Gottes Unterstützung. Um ein paar hundert Schritte nach Süden über dem Dünenwall hin lag der Strand, und dicht an diesem zog sich „die Landtiefe“, ein immer mit Wasser gefülltes „Priel“, entlang. Dort hielt der Fute seine Schmach, ein am Vorderbug und Steuerende eigentümlich abgerundetes Fahrzeug, sicher gegen die Flut befestigt, um drin auf den Fischfang auszuziehen.

Ein schwerfälliges Boot war's, dessen Fortbewegung nicht leicht fiel; doch der gedrungene Körperbau des Inhabers barg ungewöhnliche Stärke in sich, und seine Tochter half ihm beim Rudern, trotz ihrem Kindesalter nicht nur gelenkig, sondern in den noch schwächtigen Armen gleichfalls schon mit Kraft begabt. Im Aussehen wich sie völlig von dem des Vaters ab, war mit fast schwarzem Haar und ins Bräunliche fallender Gesichtsfarbe ganz ihrer Mutter nachgeschlagen, die eine Kassubin vom Weichselufer her gewesen und den wendischen Kusnamen Katusa, dem deutschen Katharina entsprechend, geführt hatte. So hieß auch die Tochter, vermutlich in keinem Kirchenbuch damit eingetragen, denn christliches Taufwasser war in der Einöde der jütischen Westküste schwerlich an sie gekommen, der Name ihrer dort verstorbenen und in den Sand gescharreten Mutter von selbst auf sie übergegangen. Ihrem Behaben ließ sich abnehmen, sie müsse einem Amphibium ähnlich, von klein auf ebenso heimisch im Wasser wie auf dem Lande, großgewachsen sein, täglich zog's sie am Morgen und Abend, oft auch bei Nacht in die See. Auf dem Leib trug sie im Winter wie im Sommer nichts als ein grobes, graues Wollentleid, ohne je zu frieren, von innen heraus erhielt ihr Blut sie warm. Wenn sie den Rock abwarf und ins Wasser hineinsprang, überraschte der Gegensatz ihrer Körperfarbe zu

der des Gesichtes. Schaumweiß leuchteten ihre geschmeidigen Glieder aus den dunklen Wellen, die Brust der über ihr freischwimmenden Möwen bligte nicht heller. Sie schwamm wie eine Korkrinde, die das Wasser nicht herunterziehen kann, immer als oberstes auf sich tragen muß; nur nach eigenem Willen tauchte sie manchmal nieder und verschwand spurlos so lange, daß ein Zuschauer geglaubt hätte, sie komme nicht lebendig wieder heraus. Aber allemal hob sich ihr schwarzer Scheitel aus der Tiefe ins Licht zurück, und die Brust darunter brauchte nicht erschöpft nach Atem zu ringen, hob und senkte sich nur leicht wie eine ruhig leis dünende Welle.

Am liebsten warf sie sich einer vollmondnächtigen Sturmflut entgegen, griff mit weit ausgebreiteten Armen wider die brüllende Woge vor, ward von ihr, als der doch übermächtigen, verschlungen und gleich einer weißen Feder auf den Ufersand zurückgeschleudert; dann, wenn sie zur Wiederholung des Ringkampfes in die Höhe sprang, flog wohl einmal von ihren Lippen ein lachender Ton, sonst lachte sie niemals. Zuschauer indes hatte sie in der Nähe nie außer hin und wieder den gleichgültigen Blick ihres Vaters, denn vom Dorf führte kein Betrieb jemand in ihre abgelegene Dünenleere hinein. Doch hätte sie sich auch um die Gegenwart Fremder nicht bekümmert; sie war ein Kind der menschenlos öden jütischen Westküste und die Scham der friesischen Mädchen, sich unbekleidet vor den Augen anderer zu zeigen, ihr etwas Unbekanntes.

Zweimal in der Woche ging sie mit einem gefüllten Korb nach Sønderhøe, um bei Sibbe Sønnichs für billigen Preis den Fischfangsertrag des Vaters abzuliefern; davon kannten die Dorfkinder sie, sahen sie Jahr um Jahr größer vom Boden aufwachsen; in weitere Berührung kam sie mit ihnen nicht, nahm an ihrem Treiben keinen Teil. Von beiden Seiten ward nie ein Versuch dazu gemacht, sie mieden sich herüber und hinüber als von fremdverschiedener Art. Doch besaß sie ausnehmend scharf entwickelte Sinne, faßte mit dem Gehör von weitem auf und hatte dadurch nach und nach sich nicht nur die friesischen, sondern auch die hoch- und plattdeutsche Sprache ziemlich zu eigen gemacht.

denn ihr Gedächtniß bewahrte jedes neue Wort, das ihr ans Ohr schlug.

Einmal war kundgeworden, daß sie mit ihren wesi-seegrauen, zuweilen schillernd ins Grünliche spielenden Augen auffällig scharf auch im Dunkel zu sehen vermöge, und die Dorfmadchen hatten ihr danach den Namen „die Ziegenmellerin“ beigelegt; so benannte man auf der Insel die im Heidekraut nistende, großäugige Nachtschwalbe, und in der That konnte Katusa Uhlisen, mit dem dunklen Kopf und grauen Kleid in der Dämmerung über die Dünen huschend, an den behend-geräuschlosen Flug des eulenartigen Vogels erinnern; ihr Name Uhlisen hatte auch wohl mit Anlaß zu der Benennung gegeben.

Acht oder neun Sommer mochten nun schon vergangen sein, seitdem sie zum erstenmal, damals wohl auch ungefähr achtjährig, mit dem Korb ins Dorf gekommen. Höher aufzuwachsen schien sie nicht mehr, war eher klein als groß, machte indes trotzdem einen schlanken Eindruck; ihr Anblick ließ die Kraft ihrer Arme und Hände nicht vermuten. Doch hatte vor Jahren Edina Volkles, die Tochter des Bootmachers Volkles Fedderings, davon Erfahrung gemacht, als sie einmal gesagt: „Da kommt die Ziegenmellerin,“ und diese es mit ihren scharfen Ohren von weitem vernommen. Um ein paar Tage später war Edina zur Ebbezeit allein zum Suchen von Wasserkrabben und Muscheln weit auf den großen Lägge-land hinausgegangen, wo plötzlich hinter ihrem Rücken die Stimme Katusa Uhlisens aufklangen: „Hast du mich Ziegenmellerin geheißt?“ Das ihr gleichalterige Friesenmädchen war beinahe um einen Kopf größer als sie und von kräftigem Wuchs, aber bei der bejahenden Antwort hatte die Tochter des Jüten es mit beiden Händen gefaßt, dicht neben einem Friel wie ein kleines Ding auf den Sand hingeworfen und im Nu den Kopf der Umgestürzten unter das Wasser niedergedrückt. Fest wie mit zwei Klammern, doch dabei ganz ernsthaft ruhig, das schwarze Haar über das blonde herabbückend und wie mit horchenden Augen die matter werdenden Bewegungen der vergeblich nach Atem Aufringenden beobachtend. Dann ließ sie von der fast Ersticken ab und sagte, als diese wieder zu Atem gekommen: „Hätt's

dir weh gethan, keine Lust mehr zu kriegen?“ Die Frage kam ihr mit einem sonderbaren Ton vom Mund. Edina Volkles war ein harmlos gutherziges Kind, sah in dem Ganzen nur halb ein Kinderspiel und halb, daß es ihr als eine gerechte Strafe geschehen sei, da sie das Mädchen, das ihr nichts angethan, mit dem ihm im Dorf beigelegten Spott-namen benannt hatte. So schüttelte sie den Kopf und antwortete: „Nein, weh hat's mir nicht gethan, ich konnte nur nicht mehr Lust holen. Es war nicht recht von mir, daß ich dich so geheißt habe, und ich thu's nicht wieder. Aber du hast viel Kraft in den Armen, man sieht's dir gar nicht an.“ Da lief Katusa Uhlisen schon wieder, wie ein großer grauer Strandvogel über den Lägge-land davon, schien sich in der Ferne plötzlich in eine weiße Seeschwalbe zu verwandeln, denn an die Landtiefe gekommen, zog sie ihr Kleid aus, legte sich's auf den Kopf, schwamm durch den Wasserarm hindurch und stand, als ob sie geflogen sei, wieder auf ihrer Heimdüne, von wo sie aus halbstündiger Weite mit ihrem möwen-scharfen Blick die allein aufs Watt Hinaus-gegangene wahrgenommen und erkannt hatte. Denn Edina Volkles Haar war das am hellsten leuchtende auf der Insel, an wolken-grauen Tagen konnte es in der Ferne täuschen, als sei's ein kleiner, durch eine Lücke des Gewölks auf den Boden herabverirrter Sonnenfunken.

Mads Uhlisen unterhielt ebenfalls keinen Verkehr mit den Dorfleuten, kam fast niemals zu anderer Zeit nach Sönderhøe als am Sonntagmorgen zum Kirchenbesuch. Den versäumte er kaum je, in all den Jahren hatte ihn nur dann und wann ein unmäßig schwerwütender Orkan davon abgehalten. Nach dem Gottesdienst tauschte er mit dem und jenem ein paar Grußworte aus; für einen Jüten von der wilden Westküste war er sprachkundig und betrug sich gut, beinahe in einer zuvorkommenden Art. Die einsame Lebensführung dort hatte ihn, mit seiner Naturanlage verbunden, abgeschlossen und mundtarg gemacht, doch das war ebenso Friesenbrauch, unnötiges Gerede bei keinem im Schwange; in Uneinigkeit und Zwist geriet er mit niemand, zeigte sich nie eigensüchtig auf einen Vorteil erpicht. So hatte

man sich mählich im Dorf an ihn als Mitbewohner der Insel gewöhnt; den Erwerb auf ihr beeinträchtigte er nicht, Fische gab's für jeden, der auf den Fang ausziehen wollte, in der See genug, sie machten in allen Häusern das Hauptnahrungsmittel aus. Selbstverständlich für ihn und seine Tochter ebenso, und es war begreiflich, daß diese wöchentlich nur eine geringe Anzahl zu Sibbe Sönnichs herübertrug, denn den größten Teil ihrer Ausbeute dörrten und salzten sie jedenfalls für den Winter ein. Der mußte den beiden mit seiner langen Nachtzeit überaus einsam in ihrer Dünenbehausung hingehen; die Friesen waren wohl nicht sonderlich gesprächig, aber doch gesellig, die näher Verwandten oder Bekannten hockten sich am Winterabend gern um ein flackerndes Herdfeuer zusammen, wo einer, der jung in die Weite gegangen, von seinen Fahrten nach fremden Ländern oder eine grauköpfige Alte am Spinnroden von verschollenen Inselleuten erzählte, die Nan, das weißgesichtige Meerweib, in ihrem tüdischen Netz zu sich heruntergezogen hatte.

Im kleinen Pfarrhaus kam es dabei einmal Ehle Karsten, der Frau des Pastors Koluf Brams, vom Mund, zu sagen, wie jetzt Mads Uhlssøn und seine Dirn allein miteinander bei dem Lustgeheul und Brasseln des Wolkenbruchs drüben an ihrem Herd sitzen möchten. Das konnte man sich vorstellen, doch mit Augen gesehen hatte es keiner, denn die Sturmnacht war keines Menschen Freundin; was der Pastor auch auf der Kanzel sagen mochte, in der schwarzen Finsternis gingen zwischen den Sandbergen üble Geister um, und ein Mensch mit richtigem Verstand im Kopf hütete sich, ihnen vor Tagesanbruch in den Dünen zu begegnen. Aber denken ließ sich's genau, wie die wütende Hundemeute Wodans im Dunkel das Gebälk der Wildnisthütte anpakte, mit dem fletschenden Gebiß daran rüttelte — wie Nan ihren weißen Geißer über den Sandwall aufs Dach herüberwarf und die beiden Insassen darunter sich im sichersten Winkel zu Boden duckten. Doch irrte sich diese Vorstellung in den letzteren, denn nicht selten stand die Kiste in der grimmigsten Sturmmitternacht leer verlassen, der Zute und seine Tochter waren noch draußen und

kamen erst beim Aufgrauen des fahlen Morgenscheins triefend durchnäßt zurück. Dann ging der düstere Tag hin, ohne ein anderes Wort zwischen ihnen zu hören als eine kurze Frage oder ein Gebot Mads Uhlssøns an seine junge Hausgenossin und eine ebenso kurze Erwiderung von ihr. Ein Gefühl der nahen Zugehörigkeit schien auf beiden Seiten bei ihnen nicht vorhanden, man wäre nicht auf den Gedanken gekommen, daß ein Vater hier mit seiner Tochter hause. Am wenigsten, wenn der Abend seine dunklen Niesenfittiche über dem Dach zusammengeschlagen und drinnen nur das Torffeuer auf der Herdstätte unter der niedrigen Bretterdecke glomm. Dann bereitete das Mädchen stumm die armselige Nachtkost, brachte dazu Wasser zum Sieden, das ihr Vater für sich in einem irdenen Hasen mit Rum aus einer Flasche mischte; die nahm er aus einer Lade und verschloß sie wieder drin. Stumm aßen sie, sehten sich danach wortlos, durch die Herdbreite abgetrennt, zur Rechten und Linken nieder. Das Getränk war stark, und wenn Mads Uhlssøn es ausgeleert, nickten ihm gewöhnlich die Lider herunter. Doch dann und wann zog er eines kaum merkbar etwas in die Höhe und warf einen blinzelnnd spähenden Blick nach dem Gesicht seiner Tochter, das meistens kaum unterscheidbar war, ob und zu indes vom aufzüngelnden Brandschimmer einer Torfsode ein bißchen angehell wurde. Katusa Uhlssøn schlief nicht, sondern saß mit offenen Augen vor sich hinaussehend; nur in großen Abständen drehte sich ihr Kopf zögernd, als würde er langsam von einer Kraft wider ihren Willen herumgezogen, zur Seite, bis sie wahrnehmen konnte, ob sie dem Blick ihres Vaters begegnete. Gesah das nicht, so hielt sie den ihrigen eine Zeitlang auf sein Gesicht gerichtet, als ob sie etwas darin zu lesen suche. Dabei zuckte sie hin und wieder einmal plötzlich zusammen; das Sturmgeheul durchschnitt der schrillende Aufschrei einer dicht über das Dach hinwegjagenden großen Mantelmöwe, daß es klang, wie wenn eine angstvolle Menschenstimme um Hilfe gerufen habe. Dann jähren auch die Augenlider Mads Uhlssøns in die Höhe, er horchte mit ruckhaft gehobenem Kopf, doch erkannte er bei einer Wiederholung den Ton als das Getreisch eines Vogels. Mürrisch

stieß er durch die Zähne: „Was sitzt du noch da? Naß die Asche zu und mach dich weg!“ Das mußte geschehen, damit der Brand sich darunter bis zum Morgen glimmend fort erhielt; Katusa that schweigend nach dem Gebot und ging ebenso in ihre schmale Abseite, sich auf den groben Seetangspfühl drin hinzulegen. Beiden kam kein Nachtgruß vom Mund; im Finstern liegend, hörte sie noch das Fauchen, Stöhnen und Winseln draußen, das Donnern der Brechsee jenseits des Dünenhanges. Doch gewöhnlich nur kurz, die Müdigkeit überwältigte sie rasch, und sie fiel in den schweren, festen Schlaf der Jugend, bis der salbe Wintermorgen anbrach und der Ruf ihres Vaters sie vom harten Lager zum neuen, gleich jedem vorigen weitergehenden Tag aufriß.

Und Katusa Uhlßen hatte nie ein anderes Leben, einen Zusammenhang mit ihrem Vater und Umgang mit anderen Menschen gekannt als einzig noch mit ihrer Mutter. Aber an die erinnerte sie sich kaum recht deutlich mehr, nur ihres wellenschaumweißen Gesichtes, als die Ertrunkene eines Tages tot am Strand der Westküste hoch oben in Gütland gelegen. Wie alt das Mädchen damals gewesen sein mochte, wußte es nicht, hatte noch nicht nach Jahren zu rechnen verstanden. Aber nicht sehr lange nachher, dachte ihr's, war sie, tagelang in der Schmach rudend, mit dem Vater hierher gekommen, und so mußte sie um die Zeit wohl ungefähr halb so viel Jahre gehabt haben als jetzt.

*

*

Die mit festverschmürtem Schilfrohr gelbgrünlich bedachten kleinen Häuser von Sönderhöe lagen, aus der Weite hingestreuten Finglingsblöcken ähnelnd, an der Ostseite der Südspitze Janös, vom Wattenmeer gleichfalls durch einen Dünenwall abgetrennt. Zwischen ihnen war der Boden eben wie eine Sandfläche, weißsandig oder mit einer kaum halbfingerhohen Decke von Hartgras und weißlichgrünem Sand-Vieschgras überzogen; da und dort mischte sich, auf feuchtbrüchige Stellen deutend, die Sumpfschmielen mit haarähnlichen Blattstielen ein. Im Mai stachen vereinzelt farbige Fleckchen daraus hervor, verkümmert kleine Männertreu- und

Fingerkrautblüten. Botanische Kenntnis gehörte nicht zu den Besitztümern der Inselleute, einzig Geert Bunjen, stets nur „der Tutgeert“ genannt, machte eine Ausnahme. Er war in seiner Jugend eine Zeitlang auf dem schleswigischen Festland gewesen und dort pflanzenkundig geworden; an ihn hatte man deshalb einen Fremden verwiesen, der vor Jahren einmal herübergeraten und die Namen der Blumen zu erfahren gewünscht. Dem hatte Geert auch genaue Auskunft gegeben: „Jo, Herr, ick kenn all dat Tüg.“ — „Wat is denn dat hier?“ — „Dat sünd de olen blagen.“ — „Un dat anner da?“ — „Dat sünd de olen geelen, Herr. Un wat do öwer us floit, is en Durlvogel.“ Das verhielt sich alles in Richtigkeit, denn als einziger Singvogel stellte die Lerche sich zahlreich in jedem Frühling auf Janö ein. Wovon sie ihr Leben bestreite, ließ sich nicht leicht enträtseln, aber sie war ebenso genügsam als heimatanhänglich und spannte nicht nur an sonnigen Tagen, auch an der großen Mehrzahl der grauen ihr trillerndes Tönen über Sand und Heide aus. Eine Genossin zwischen den fremden Wasservögeln nahm sie freilich noch dann und wann im „Blauwippsteert“, der blauen Bachstelze, gewahr, doch nur aus der Ferne. Denn die nistete nicht auf der Insel, sondern kam allein zum Besuch in der Ebbezeit von der Küste Nordschleswigs her auf die bloßgelegten Sande, lief dort behend zwischen den Kampfhähnen, Strandläufern und Austernfischern, nach zurückgebliebenem kleinem Wassergetier fahndend, mit über den Schlick. So standen sie und die Lerche in keinem näheren Bekanntschaftsverhältnis zueinander als etwa Katusa Uhlßen und Edina Volkfess.

Das Dorfsparrhaus unterschied sich in der Bauart wie in der Ansehnlichkeit kaum von den übrigen, nur im Inneren zeigte es eine den anderen unbekannte Ausstattung mit ein paar kleinen Bücherständern und einigen alten, wasserfleckigen Kupferstichen an der Arbeitsstubenwand des Pastors. Noluß Brams war Janöer von Geburt, ein Sohn des lang schon verstorbenen Zimmermanns Bram Noluß, und hatte das Gewerke des Vaters bei einem Verwandten in Neitum auf der Insel Sylt noch weiter erlernen sollen. Aber dort machte sich's, daß

der Pastor an dem aufgeweckten Kopf des Jungen Anteil nahm, ihn im Lesen und Schreiben unterrichtete und ihm schließlich dazu verhalf, eine Festlandsschule besuchen zu können, damit er gleichfalls einmal zu einem Geistlichen werde. Mühsam hatte sich der Schüler mit Freistellen, eigenem Unterrichten und mit Heimweh durchgeschlagen, immer durch alle Jahre nur Verlangen im Herzen und das Ziel vor Augen, wieder auf seine Kindheitsinsel zurückzukommen. Und das war ihm eigentlich unverhofft früh gelungen, da der Pastor in Sønderhøje noch ziemlich jung mit Tode abgegangen und es der Kirchenbehörde Schwierigkeit gemacht, für die erledigte Stelle einen der friesischen Sprache Mächtigen zu finden. So hatte Nolut Brams mit dreißig Jahren seinen Lebenswunsch erfüllt gesehen, seine Kindheitsgespielin auf Düne und Watt, Ehlke Farsen, eine einfache, ihm gleichalterige Fischers-tochter, geheiratet und saß nun bereits seit einem Vierteljahrhundert in dem Pfarrhaus, von dem ihm bei seinem Weggang als Zimmermannslehrling kein Traum gesagt, daß er drin dereinst als Pastor einziehen werde. Wenn auch in engen Verhältnissen, war er in der Welt draußen und unter mancherlei Menschen herumgekommen, Bilder davon in sich tragend, und mit anderen Kenntnissen und Gedanken im Kopf zurückgelehrt. Doch bald schon hatte in der alten Umgebung die Zeit seiner Abwesenheit begonnen, einem Traum ähnlich hinter ihm abzusinken; er fühlte sich im Inneren unverändert geblieben wie als Knabe, ganz zu seinem Heimatboden und dessen Bewohnern gehörig. Was die Schule und die theologische Wissenschaft ihm an höherer Geistesausbildung eingebracht, war eine fremde Zuthat, nicht das Wesentliche des Menschendaseins auf der Erde. Das zog jeder, grad wie eine Pflanze, dort, wo er zur Welt gekommen, aus Luft und Boden, es machte die Nahrung seiner Wurzel und den Kern seines Wesens aus. Der Wind hatte Nolut Brams auf dieser kleinen Sandscholle in der Westsee zuerst überweht, sie war ihm Mutter und Wiege gewesen und er ihr Sohn geblieben, in gleicher Weise mit ihr verwachsen wie diejenigen, die sie niemals verlassen. Mit mütterlichen Lauten sprach seine Heimatinsel ihm zum Ohr und

Gemüt, er fand ihre Armut reich, ihr dürftig farbloses Kleid schöner, als was die fruchtbare Ostseeküste drüben vor seine Augen gebracht; Sehnsucht nach ihr hatte da draußen an ihm gezehrt und ein innerlich ruhig befriedigtes Leben war ihm anderswo nicht denkbar. Das trug er als friesischer Blutmitgift in sich; er war der zum geistlichen Hirten Bestellte, der einzige auf höhere Stufe der Weltanschauung Gerückte im Dorf, doch als Mensch unterschied er sich im Empfinden, Behaben und Anspruch nicht von den Angehörigen seiner Gemeinde, auch im Körperbau und Gesichtsschnitt nicht und außer beim Gottesdienst am Sonntag ebenfalls kaum in der Kleidung.

Gewöhnlich ging er im gleichen wind- und wetterdichten Wollenfries wie alle anderen; der tägliche Anzug diente für ihn nicht zur Zierde, sondern dem Zweck, warm zu halten und die Beweglichkeit möglichst wenig zu behindern. Einen längeren und dunkleren, der geistlichen Würde mehr entsprechenden Rock legte er nur bei der jährlichen Kirchenvisitation an oder wenn einmal sein Amtsbruder von Nordhøje wegen einer Angelegenheit herüberkam.

Doch geschah das selten, nur aus besonderem Anlaß, nicht um eines nachbarlich kollegialen Besuchs willen; der Pastor von drüben war kein Fries, sondern ein Däne von Seeland, der die Inselsprache erst erlernt hatte, und die beiden Amtsgenossen standen in keinem näheren Verhältnis zueinander, wie der gleiche Beruf und ihre weite Abgeschiedenheit von allem geistig anregenden Umgang sonst erwarten ließen. Doch in ihren Naturen mußte etwas nicht zusammenstimmen, und wenn Nolut Brams je an den Tag legte, daß er auf dem Festland die Fähigkeit erworben habe, sich einer gewissen höflichen Förmlichkeit zu bedienen, so fand's in dem Verkehr mit seinem Kollegen statt.

Mit seinen Dorfleuten dagegen stand er auf dem nämlichen Umgangsfuß wie sie untereinander; die Friesen, Frauen wie Männer, kannten für sich keine andere Anrede als das „Du“ und machten bei ihrem eingeborenen Pastor, der als Junge wie sie barfuß im Sand umhergelaufen, davon keine Ausnahme. Sie fühlten ihn nach mancher Richtung wohl über sich und hatten eine

große Achtung vor ihm, aber trotzdem war er ihresgleichen, ebenso wie seine Frau, denn mehr Wissen machte das Eigentliche und Schätzenswerte am Menschen nicht aus. Das hatte der Pastor selbst auch als seine Meinung bei der Wahl seiner Lebensgenossin bezeugt, die weder die Kenntnisse noch die Manieren der Bildung besaß, bei städtischen Predigerfrauen aus „guten“ Familien wohl häufig ein Raserümpfen veranlaßt hätte. Sie war nur ein anspruchslos-natürliches, gut-herziges Fänder Kind, dabei verständig und tüchtig in ihrer Wirtschaftsführung, nahm mitfühlend an jeder Beschwerden und Sorge im Dorf teil und suchte mit ihren geringen Mitteln, wo sie's vermochte, Beistand zu leisten; nach friesischem Brauch ward sie nicht mit dem Namen ihres Mannes, sondern dem ihres Vaters wie als Mädchen Ehle Karjen fortbenannt.

Das Ehepaar verlebte in glücklicher Zufriedenheit Tage und Jahre, nur ein Hauptwunsch, Kinder zu haben und aufzuziehen, war ihm versagt geblieben. Dieser Mangel hatte den Anlaß gegeben, daß sie's gern gehabt, wenn Edina Volkles dann und wann zu ihnen gekommen, und sie hatten unwillkürlich die Tochter des Bootmachers an sich herangezogen, um öfter ihre helle Stimme in dem stillen Haus aufklingen zu hören. Der Pastor beschäftigte sich mit ihr, sein Amt ließ ihm viel freie Zeit, und neben dem kinderfreundlichen Sinn war durch seinen Lebensgang ein pädagogischer Antrieb in ihm entwickelt worden. So geschah's, daß Edina, als die einzige auf der Insel, Lesen und Schreiben erlernte, wie er's einstmals bei dem Pastor in Reikum gethan, und auch sonst fiel täglich aus seinen Worten für sie manches an Belehrung ab, wovon die übrigen Dorfmadchen keine Ahnung berührte.

Unter ihnen war Edina — der Name trug den Ton auf der ersten Silbe — jetzt unstreitig die auch im Äußeren am meisten mit Vorzügen Begabte. Ihr Wuchs und Gesicht trug die schon an sich wohlgebildete friesische Stammesart zur Schau, doch bei den frischen Farben hatten ihre Züge etwas Berfeinertes gewonnen; es lag nichts Derbes, vielmehr Sanftanmutiges in ihnen, und auch zwischen modisch gekleideten jungen Stadtdamen wäre sie in ihrem farblos-einfachen,

graubläulichen Anzug als ein schönes Geschöpf aufgefallen. Wie alle anderen ging sie ohne Kopf- und Fußbekleidung; dann bot's malerisch eigenartigen Anblick, wenn sie gegen starken Wind rang und er ihr das gelöste Haar lang über die Schultern und den Rücken zurückwirbelte. Nicht dünnfädig war's, wie der Fads auf dem Spinnrocken, sondern gleich eher einer schwerfließenden, goldfarbigen Metallmasse; gleich den Händen besaßen auch die unter dem kurzen Rocksaum hervorlehnenden Füße nichts Kleinzerliches, entsprachen ganz der Größe der Gestalt, doch beide mit einer bis in jede Einzelheit tadellos vollendeten Ausbildung. Die Seelust der Insel stählte den Körper, hatte Edina Volkles kraftvoll herauswachsen lassen; in einem Ringwetten mit Katusa Uhlisen wäre sie jetzt schwerlich mehr unterlegen. Aber im Gemüt war sie noch ein Kind wie damals, und beinah wie ein eigenes Kind des Pfarrhauses ging sie in diesem an jedem Tag ein und aus, ward gleich einem solchen drin erwartet und empfangen.

Außer ihrem Vater besanden sich wohl Metel Poppen, der Segelmacher, und Bidder Japs, gemeinlich nur Vix-Bidder genannt, in den verhältnismäßig besten Umständen; die Zurüstung des für die Schifffahrt Nötigen lohnte sich noch am meisten. Um das Einsinken der Füße im tiefen Sand zu vermeiden, war über die Düne ein Brettersteg zum Strand an den kleinen, künstlich vertieften Bootshafen gelegt, um den es den Tag hindurch von mancherlei Arbeitsgeräusch erklang; an den Wochentagen rastete keine Hand müßig von der ruhig-gleichmäßig auf den Unterhaltserwerb bedachten Thätigkeit. Das wichtigste Haus in Sönderhöe aber war dasjenige Sibbe Sönnichs, der alten Schifferwitwe, deren Mann einmal von seinen Fahrten nach Sylt und Föhr nicht mehr heimgekommen, nur sein Boot war flielüber auf Listland angetrieben. Als ein winziger, wie vom Wind zusammengedrückter Bau lag die Behausung Sibbes unweit der Kirche am Dünenhang, doch enthielt sie, wenigstens für Kinderfinne, alle Schätze der Erde und für die Erwachsenen ziemlich jeden Gegenstand, dessen man im Gang der Tage auf der Insel bedurfte. Die Alte hatte, um sich nach dem Tode des Mannes, ohne daß sie

dem Dorf zur Last falle, durchzubringen, einen kleinen Kramhandel angelegt, und in der kaum mannshohen Stube stapelten sich ihre Waren für beide Geschlechter in Kästen, Schachteln und Schubfächern an den dunklen Wänden herum. Darin waren Gewürze, Salz und Pfefferkörner, Mehl, gedörrte Kräuter, Bindfaden, Sacktuch, Nägel, Zwirn, Näh- und Stecknadeln, Talglichter, Kamillen, Krähenaugen gegen Fieberanfalle, Haferkörner zur Krankensuppe, auch Wandwert und Ligen verschiedener Art, Holzlöffel, Schabeisen, sonst unentbehrliches kleines Küchen- und Hausgerät. Wie Sibbe Sönnichs zu diesen Wunderdingen kam, war ihr Geschäftsgeheimnis, sie hatte allmählich Mittel und Wege gefunden, sich das meiste sehr billig vom Festland her zu beschaffen, hauptsächlich aus Ribe, wohin Bleit Bleeken, der wie ein aus einem alten Vorzeitgrab wieder aufgestandener Hüne aussah, einmal wöchentlich mit seinem Boot den überschüssigen Fischfangsertrag von Sönderhøe zum Verkauf brachte. Was er dann von dort in allerhand verschürzten alten Körben nach Sibbes Bestellung wieder mit zurückbekam, wußte er nicht, und ebenso wußte sie selbst von alldem angesammelten Vorrat in ihrem Laden oft nicht mehr Bescheid, sagte, wenn ein Käufer etwas nicht Alltägliches wollte, auf friesisch oder plattdeutsch, denn auch das letztere ward auf der Insel mehr und mehr häufig im Munde geführt: „Wi wüllt mal tofiekien, ob wat davon is.“ Dann griff sie mit den langhageren, knochigen Fingern hierhin und dahin, machte Dosen und Deckel auf und zu, blies manchmal auch eine blattdicke Überzugschicht von den seit Jahren aufbewahrten Sachen ab, denn gegen den mehlsainen, fast unterlaßlos vom Wind wider die kleinen Fenster Scheiben gewirbelten Staubhand hielten auch die verklebten Fugen und kein anderer Verschuß wirklich dicht. Zuletzt aber fand die Alte beinahe immer das Gewünschte auf, wohl oft verlegen, vergilbt und vertrocknet, doch der geringfügige Preis nahm darauf Rücksicht, und die Genügsamkeit der Ansprache verlangte nicht nach Besserem.

So war Sibbe Sönnichs Kramstube eine unerschöpfliche Fundgrube für jeden Bedarf, auch wenn dann und wann ein junger Bursche ein paar Kupferstücke erübrigt hatte, um ein

Band oder derlei zum Angebinde für das ihm am besten im Dorf gefallende Mädchen einzuhandeln. Wer das sei, wußte Sibbe stets, freilich blieb's kaum für irgend jemand im verborgenen; eine besondere Zuneigung zwischen zweien ins mannbare Alter Kommenden von verschiedenem Geschlecht lag rasch für aller Auge und Ohr deutlich und unverhohlen zu Tage. Heiraten wurden allein zwischen Angehörigen des Friesenstammes geschlossen, den auf Fanö Eingeborenen oder solchen der südlichen Nachbarinseln Romö, Sylt und Amrum; das erhielt in den Nachkommen die Art unverändert fort. Stürmischer Überschwang des Blutes war etwas Unbekanntes; nicht Leidenschaft führte die neuen Paare zusammen, sondern ein Wohlgefallen am äußeren und inneren Wesen, von ruhig bedachtamer Abwägung des Für und Wider zum Entschluß bestimmt.

Ausnahmslos herrschte ehrbare Sitte, ohne daß sie mit diesem Wort belegt ward; jeder trug sie selbstverständlich als Vater- und Muttererbreit in sich, die Anknüpfung einer Liebschaft ohne die Absicht, daß sie zur Lebensverbindung werde, kam so wenig der männlichen Jugend als der weiblichen in den Sinn. Während der guten Jahreszeit fanden beide sich an trockenen Abenden auf der Düne zueinander, lagen beim Sonnenuntergang auf den weichen Sandpfühlen und sahen den Tag heute wie gestern zu Ende gehen.

Ein mittelalterlicher lateinischer Spruch sagte: „Frisia non cantat“, doch geredet ward kaum viel mehr als gesungen, am wenigsten von Eindrücken der großen schweigenden Natur des Himmels und Meeres auf die Seele. Nur kurze Worte fielen hin und her über das, was heute geschehen sei und was morgen gethan werden solle, vielleicht eine Verabredung zweier, gemeinsam auf diesen oder jenen Sand bei der Ebbe zum Suchen zu gehen; höchstens klang einmal ein halbes Lachen dazwischen. Wenn das Dunkel eingefallen, begaben meistens die Mädchen sich zum Baden um einen Dünenvorsprung abseits, aber sie hätten das Schwinden des Lichts nicht abzuwarten gebraucht, um vor zuschauenden Augen sicher zu sein. Es wäre unerhört gewesen, daß einer der jungen Burschen ihnen heimlich nachgegangen, um seine ausgewählte „Veste“ sich ins Wasser

tauchen zu sehen; an allen anderen konnte ihm selbstverständlich überhaupt nichts liegen. So blieben die Zurückgelassenen, auf die Wiederkehr der Badenden wartend, im Sand hingestreckt, genügsam in allem, der vergnügenden Erholung wie der täglichen Nahrungseinnahme, außer am Sonntag auch ohne dampfende Thonpfeife zwischen den Zähnen, dafür stand der Tabak zu hoch im Preis. Die erschüht und munter aus dem Wasser zurückkommenden Mädchen wurden von ihren Gefährten beim Mond- oder Sternenschein ins Dorf bis an ihre Hausthüren gebracht; das war die Viertelstunde des Tags, in der es wohl etwas gesprächiger und vertraulicher zuging. Manchmal blieb einer mit seiner Begleiterin, sie lose an der Hand haltend, noch eine Zeitlang vor der Thür stehen; wenn's ihn dann überkam, bei der Trennung den Arm um ihre Schultern zu legen und sie auf den Mund zu küssen und sie dies ohne Abwehr zugab, so hatten sie sich damit einander angelobt, und Bleif Bleeken mußte bei seiner nächsten Fahrt nach Ribe ein paar dünne Silberringe für sie besorgen.

Die Sommerzeit aber war kurz, auch in ihr gehörte ein trockener Tag nur zur Ausnahme, und an regnerischen, wie den endlos langen Winter hindurch mußten die Zusammenkünfte da und dort in den räumlicheren Spinnstuben oder in Sibbe Sönnichs „Besel“, dem lehmgestampften Küchenflur, stattfinden. Dann saß die langnasige, großhagere Alte mit den aschfarbenen Haarsträhnen um den Kopf an ihrem Rocken, spann und erzählte zum Nadsurren alte Inselgeschichten, die sich in Zeiten begeben, von denen niemand mehr lebte und wußte, nur die Großmutter Sibbes hatte es noch von ihrer Großmutter gehört. Von ungeheuren Hochfluten und großen, an der Insel gestrandeten Schiffen ging's, Landschaften mit Dörfern und Kirchen, die dort gestanden, wo jetzt das Wasser über leere Watten lief; mehr alte Götter waren damals noch gewesen, von denen nur der Wote und die Nan übriggeblieben, die anderen hatten die christlichen Priester, als sie auch hierher gekommen, mit Kreuz und Bibelwort weggetrieben. Aufhorchend saßen die Jungen; Holuf Wrams sprach zwar am Sonntag von der Kanzel, auch Wodan und Nan wären nicht mehr und sogar niemals gewesen, aber

Ohr und Auge bezeugten doch, was Sibbe Sönnichs sagte, wenn der erstere in der Herbstnacht mit seiner heulenden Rüdenmeute über den Dächern dahinritt und die zweite das tangumringelte weiße Gesicht aus der wild um sie rothenden See heraufstreckte.

An diesem sommerlichen und winterlichen Abendbeisammensein der Sönderhöder Jugend nahm Edina Volkles nur selten teil, ohne daß ihr's jemand verübelte oder etwa als Hochmut auslegte. Dies Wort fand sich in der friesischen Sprache nicht, und sein Begriff, die Vorstellung, es könne sich einer für etwas Besseres als die anderen halten, war unbekannt auf der Insel, wäre auch am wenigsten bei ihr anwendbar gewesen. Doch sie hatte von klein auf einen Hang zum Alleinsein gehabt, nur stärker ausgeprägt, als er mehr oder minder überhaupt im friesischen Wesen lag, das von jeher als sein oberstes Recht die Freiheit in Anspruch genommen, nach dem eigenen Antrieb zu thun und zu lassen. Dazu wußte man, daß Holuf Wrams gern sah, wenn Edina den Abend im Pfarrhaus zubrachte, denn in dem ihres Vaters hätte sie einsam geessen. Ihre Mutter war lange verstorben, sie das einzige Kind, und Volkles Feddering hatte nach seinem regelmäßig gleich arbeitsamen Tag das Bedürfnis, noch etwas in gemächlicher Ruhe mit der Pfeife im Mund und einem wärmenden Abendtrunk vor sich in Gesellschaft von ein paar anderen zusammenzusitzen. Sein Fleiß gab ihm die Mittel und das Recht für den geringen Aufwand, den er sich in einer ganz kleinen, nur kammerartigen Seitenstube ebenfalls in Sibbe Sönnichs Haus verstattete. Hier verbrachte er mit Bidder Japs und Ketel Poppen eine Stunde oder zwei, in langen Abständen bedächtig die irdene Trinkschale zu einem kleinen Schluck an den Mund legend. Meistens dampfte das Getränk drin, weil es größtenteils aus heißem Wasser bestand, ausnahmsweise war's auch kalt, von einer goldbraunen Farbe. Denn in einer besonderen alten Lade verwahrte Sibbe Sönnichs als ihren Hauptschatz neben geflochtenen Nanasterrollen aus der Neuen Welt einen Vorrat von Glaschen mit Jamaikarum und einen süßen südländischen Wein. Die hatte sie nicht vom schleswigschen Festland her bezogen, sondern sie waren nach und

nach bei verschiedenen Gelegenheiten in ihren Besitz gekommen. Wie das geschehen sein mochte, erläuterte allsonntäglich der Predigtschluß Koluf Brams auf der Kanzel, wenn er seinem Ausgangsgebet anfügte: „Und wolle, o Herr, in Gnade auch unseren Strand gesegnen, daß er der Gemeinde reichlichen Ertrag einbringe.“

Zwar schien diese merkwürdige Fürbitte eigentlich mit der Sinnesart des Pastors nicht in Einklang zu stehen, doch seit Jahrhunderten hatten alle seine Vorgänger sie stets so wiederholt, und es lag ein Gedankenvorbehalt darunter, der die Worte auch ohne Anstoß aus seinem Munde geraten ließ. Denn nach dem unerforschlichen Ratschluß Gottes brachte die Westküste Jütlands alljährlich zahlreichen Schiffen Untergang und Verderben, und da dies so von der Vorsehung beschlossen stand, war die Bitte wohl gerechtfertigt, es möge von ihr das Inselufer gnädig begünstigt werden, durch möglichst viele Anschwemmung nutzbarer Dinge der Bedürftigkeit des Dorfes einige Abhilfe zu bringen. Damit stand auch der „Tutgeert“-Beiname Geert Bunjens in Zusammenhang, denn er führte ein großes Horn an der Hüfte, und ihm lag ob, damit nach einer Sturmnacht im Morgengrau auf die oberste Dünenwölbung am westlichen Strand zu steigen und zu „tuten“, wenn er wahrnahm, daß die Brandung draußen ein Fahrzeug rettungslos aufs Sandriff geschleudert hatte und die gefräßigen Wellen beschäftigt waren, Schiff und Ladung, keinem zu nuß, in Stücke zu zerreißen und zu verschlingen.

* *

So hatte Koluf Brams an einem Sonntagmorgen nun wieder sein Schlußgebet beendet: „Wolle, o Herr, in Gnade auch unseren Strand gesegnen!“ war von der Kanzel heruntergestiegen und stand draußen zwischen den niedrigen, sandumwehten Holzkreuzen der kleinen Begräbnisstätte um die Kirche. Jetzt hob er sich von seiner Gemeinde in satzungsgemäßer schwarzer Predigertracht ab, doch sein Gesichtsausdruck gab zu erkennen, er habe den Pastor bereits im Gotteshause zurückgelassen, spreche hier mit den um ihn Stehenden als mit seines-

gleichen, die er nicht nur so ansehe, auch in sich so fühle.

Ein schöner Maitag war's, mit dem der Frühling auf der Insel einziehen zu wollen schien. Nach endlosen grauen Wolkens- und Regenwochen hatte der Himmel zum erstenmal ein blaues Dach über ihr ausgespannt, die Sonne lag hell und warm auf dem weißen Dünenwall, zog sogar ein leichtes Glimern aus den alten Granitblöden der Kirchenmauer hervor; selbst der Wind ruhte beinahe, und Lerchen trillerten hellstimmig in der Luft. Der Mund der Dorfbewohner erwies sich zwar kaum beredter als sonst, aber in ihren Gesichtern stand zu lesen, innerlich trügen sie eine Empfindung der Wohlthat des schönen Tages. Nur Koluf Brams gab dem Worte: „Es atmet sich heute freudig mit lebendiger Brust, daß es mit Wehmut ans Herz rührt, der Toten zu gedenken, die nicht mehr die Sonne sehen und fühlen und den fröhlichen Lerchengefang nicht hören.“ Er sprach friesisch, und so antwortete neben ihm Paapke Mannen, die Fischersfrau, doch mehr in der Altagmundart, so daß diese dem Plattdeutschen ähnlicher klang: „Se hefft jo de ewige Seligkeit, un de is doch noch schöner, as wi eben in de Predigt hört hebbt.“

„Ja, gewiß, Paapke Mannen,“ bestätigte Koluf Brams, „aber in der Kirche ist's lübler und dunkler, und hier, wenn man heraustrgetreten, kommt's dem Menschen, der noch lebt, so durch das Auge und Ohr zum Gefühl.“

Bleif Bleeten, der baumlange Ribeschiffer, nickte mit dem Kopf und sagte: „Jo, as du dat uppe Kanzel jeggt heft, Paster, de ewige Seligkeit, dat is dat ewige Stillliggen. Dat deiht jo godt, wenn man de Arms ni mehr recht rögen kann un de Dogen möd warrd. Alvers so lang as dat noch gahn will, meen ick ok, dat is beter noch mit de Sünn und de Bageln.“

Dagegen aber regte sich doch auch hier außen vor der Kirchenthür ein wenig Pastorales im Gesicht Koluf Brams, und er erwiderte: „Das hast du mißverstanden, Bleif Bleeten, die Seligkeit im Himmel wird keine unthätige Ruhe sein, sondern eine Befreiung von aller irdischen Notdurft, Sorge und Beschwernis zur ewigen Freude.“

Dazu nickte der Schiffer wiederum: „Jo, dat is de Sand. Du meenst dat of so as ik un seggst dat blot en beten anners, wenn du din Kled anheest. Alver du büst keen Paster von Nordhøe, sünnern likeleg as wi hier ut den Sand kamen un geihst wedder in em torügg. Dat kann of Sibbe Sönnichs mit ehr Romöer Fingers nich anners maken.“

Das lepte ließ die Lippen umher sich zu einem leichten, tonlosen Lachen verziehen, denn die Alte stand dabei, und auch Koluf Brams schien es nach Wunsch zu kommen, daß sein Mund mitlächeln und, sich gegen sie wendend, von der Zweisprache abbrechend, sagen konnte: „Wenn's so weiter macht, kannst du bei uns auch noch zu thun kriegen, Sibbe Sönnichs.“

Friesisch war's, jeden stets voll mit seinem Rufnamen und Vaternamen anzusprechen, da bei der immer gleich wiederkehrenden Übertragung oder Umkehrung des Vaternamens auf die Kinder sonst Verwechselungen unvermeidlich fielen; der Pastor blickte zu seiner Äußerung nach der Kirche hinüber, an deren Westseite mehrere Fuß hoch eine breite Sandwelle aufzuschlagen schien. Was seine Worte besagen wollten, verstanden alle Zuhörenden; der Sand war wohl nach Bleif Bleekens Meinung, auf die Koluf Brams nichts mehr entgegnet hatte, der lepte und beste Freund des arbeitsmüden Menschen, aber zugleich auch der unausgefehte Feind dessen, der die Arme noch rühren wollte und den Vogelruf noch gern hörte. Auf allen friesischen Inseln fand derselbe unterlaßlose Kampf wider ihn statt, windgedrängt rückte er überall, Korn um Korn, Schritt um Schritt von Westen gegen Osten vor. Die Düne schützte vor der Flut, doch gleich dieser, nur langsam, wanderte auch sie selbst weiter, wölbte mählich ihren hageren Rücken gegen die Menschenbehausungen heran, wuchs bis zu den Dächern, selbst dem der Kirchen empor und deckte sich als ein weicher Grabhügel darüber. Gleich einem weißen, reglos erscheinenden Gespenst stand sie da, doch die Geschlechter sahen ihre geisterhafte Vorwärtsbewegung, und der junge Mann, der mit seiner Braut zum Altar ging, konnte ausrechnen, wann sie das Haus seines Entels erreichen werde, ohne daß Menschenhand Widerstand gegen sie leisten könne. Wenig-

stens Manneshand nicht, doch auf der Insel Romö war um dreißig Jahre zuvor etwas an ein Wunder Grenzendes geschehen, als dort der Flugsand so dicht und dichter gegen das Dorf Juvre herangekommen. Die Männer hatten sich in das allgemeine, unabänderliche Geschick ergeben, aber die Frauen ihre Hütten, auch die ärmlichste, darin sie und ihre Kinder aufgewachsen, nicht verlassen wollen. Sondern mit weiblicher Willenskraft und Ausdauer hatten sie insgesamt durch Tage und Nächte, Wochen und Monate einen rastlosen Kampf gegen das schleichende Ungeheuer begonnen, mit Händen, Schaufeln und klugem Bedacht. Und ihrer Unermüdllichkeit war's gelungen, die Düne zu teilen, durch Schuttbauten den Wandertrieb derselben zu bändigen, sie durch Anpflanzung von Strandhafer zu festigen und zum Stillstand zu bringen. So lag das Dorf noch jezt unverschüttet an seiner alten Stelle, und wenn man in Nordfriesland gesungen hätte, würden Lieder den Ruhm der tapferen Frauen von Juvre verkündigt haben. Doch wußte man von ihrer Heldenthat allerorten, und unter ihnen war als eine Tochter Romös und des geretteten Dorfes auch Sibbe Sönnichs gewesen, hatte mit rüstigen Armen die siegreiche Schlacht gegen den als unüberwindlich geltenden Feind mit geschlagen. Darauf bezog sich die Äußerung Koluf Brams', sie könne auch hier in Sönderhøe noch zu thun kriegen, und die Mundwinkel der Zuhörer verzogen sich dabei ein bißchen, denn in der Vorstellung, daß die mageren Finger der Alten noch einmal gegen Sand und Wind zur Schaufel greifen sollten, lag etwas Drolliges.

Die aus der Kirche Gelommenen trennten sich jezt nach ihren Häusern auseinander, zwischen denen bald die Reglosigkeit des Feiertags herrschte. Vor den Thüren sitzend, gestatteten sich die Männer, eine Pfeife zu rauchen, während Frauen und Mädchen eine ruhige Sonntagsbeschäftigung daran fanden, am Hausrat zu säubern oder ihre kleinen Gabeligkeiten aus der Lade hervorzuholen und zu beschauen.

Nur Edina Volkless trat nach kurzem Verweilen mit einem Henkeltorb in der Hand wieder aus ihrer Wohnungsthür heraus und wanderte über den Brettersteig der

Düne zum Bootshafen hinunter. Das üble Wetter hatte ihr lange die Lust dazu genommen, doch heute lockte sie das Blau und die Sonne; Ebbezeit war's, und sie ging auf den bloß liegenden Läggesand hinaus, schwand nach und nach kleiner zusammen.

Fröhliches Getriebe belebte die Watten; die Vogelwelt schien sich an Licht und Wärme zu freuen und trug ihr zur Frühlingsfeier angelegtes Hochzeitskleid. Vor dem Mädchen liefen behend mit unablässigem Stimmengezirp kleine Scharen von Regenpfeifern, hoben sich einmal wie ein graues Wölkchen kurze Strecke weit auf und schwirrten wieder zu Boden; die Kampfhähne, jetzt im prächtigen Gefieder, machten ihrem Namen alle Ehre. Oftmals ließen zwei, die sich nah geraten, vom Umherjuchen ab, sträubten die Ringkränze auf und fochten mit den lanzenhaft eingelegten, spitzen Längschnäbeln ein heftiges Turnier aus; erwartungsvoll und bewundernd blickten die einfacher gekleideten Weibchen dem ritterlichen Heldenmut ihrer Ehegatten oder Bewerber zu. Pfeilschnell drüberhin jagende, schlaufgeschmeidige Seeschwalben schienen mit Zurufen die Kämpfer anzufeuern, Lachmöwen schlugen über den mit zerzaustem Federwerk besiegten Feld Räumenden ein Gelächter auf. Kein Zweikampf auf Leben und Tod war's, nur um die Ehre, Ansehen und Gunst bei den Zuschauerinnen, so bot's auch nur einen heiteren Anblick.

Das alles hatte Edina von klein auf tausendmal so gesehen, doch bedünkte sie's heute köstlicher denn je, der Waidtag war so schön, und Nolut Brams hatte mit Recht gesagt, es atme sich an ihm freudig mit lebendiger Brust. Manchmal stand sie still und ließ die Augen in die weit unermessliche Kunde gehen. Doch gab's für den Blick nichts als zwei Anhaltspunkte in der Einförmigkeit; das Festland war, von den Sonnenstrahlen verhängt, nicht sichtbar, nur hinter ihr die weißschimmernde Dünenkette von Fanö und nach Süden eine dunkelgraue Aufhöhung über der Wattenfläche. Sie wußte, das sei die kleine verlassene Insel Manö, auf der noch von alters her eine Kirche geblieben, das ehemalige Land umher mit den Dorfschaften hatte die Flut seit langem verschlungen. Bis dorthin war sie noch nie-

mals gekommen, nur an das Priel, vor dem sie jetzt anhielt, oder ein Stückchen noch darüber hinweg. Sie kannte eine flache Furt darin, wo das Wasser ihr damals freilich noch fast bis an den Hals gegangen; nun glaubte sie, werde es ausreichen, wenn sie den Rock halb über die Knie aufstiege.

So bewährte sich's auch, und sie schritt hindurch, vom Läggesand auf den Flaggesand hinüber. Der wiederholte nur das nämliche wie der erstere, trotzdem war's eine neue, unbekannte Welt für sie, auch ausgiebiger an allerhand Funden als vordem, so daß sie suchend und einsammelnd weiter vorwärts ging. Wenn ihr Kopf sich erhob, lag die Kirche von Manö jedesmal etwas deutlicher unterscheidbar im Strahlengesimmer da, aber doch zu fern, um noch bis dorthin zu kommen. Sie mußte die Mittagsloft für den Vater zurechten und deshalb wohl umkehren; das lag ihr im Sinn, indes ein wenig verschwommen, sie wußte nicht recht, was es sei, der ungewohnte Glanz und die Wärme der Maisonne mocht's thun. Denn ihr war's wunderbar, als ob sie nicht wirklich hier gehe, sondern nur in einer Winternacht davon träume, daß es schön sein werde, im Frühling wieder auf den Sand hinaus zu können. Damit stand auch in Einklang, daß die Sonne vor ihr im Blau funkelte und sie doch nicht wie sonst die Zeitstunde danach zu berechnen wußte. Als habe sie es ganz vergessen, wie man das mache.

Dann aber ward Edina Vollleß einmal plötzlich inne, daß sie etwas Wichtigeres ebenfalls nicht berechnet und das rechtzeitige Denken daran heute morgen auch völlig vergessen hatte. Durch die weite Stille kam von Westen her ein gleichmäßiger, unverkennbarer Ton, den nicht der Wind in der Luft verursachte, sondern fernher anrollendes Wasser; darüber konnte das Ohr eines Friesenkindeß keinen Augenblick lang in Zweifel bleiben. Die einsetzende Flut war's, die sie mit unbegreiflicher Unachtsamkeit noch nicht erwartet gehabt, doch die Westsee bekümmerte sich nicht um die Vergesslichkeit von Menschen, die nicht recht mit wachen Sinnen gingen. Das Mädchen sah zurück; nur eben noch schimmerte im Sonnenlicht das Dünenweiß von Fanö her, die Insel vor der Flut wieder zu erreichen, war nicht mehr mög-

lich. So blieb ihr keine Wahl, sie mußte noch weiter vorwärts bis nach Manö hin und dort die Rückkehr der Ebbe abwarten. Zwar konnte sie dann das Mittagessen zu Haus nicht herrichten, aber anders ließ sich's nicht machen, der Vater fand bei einem Nachbar etwas für den Hunger, und besser war's doch, erst am Abend nach der Insel zurückzukommen als gar nicht oder vielmehr als ertrunken von der Flut dort angeschwemmt zu werden. Das hatte Pastor Koluf auch heute gesagt, an die Toten zu denken, mache traurig, weil sie die Sonne nicht mehr sehen und fühlen und die Lerchen nicht mehr singen hören könnten. Noch nie war's Edina so zum Bewußtsein gekommen, wie schön es sei, Auge und Ohr dafür zu haben, und das kleine Manö sah aus, als müßten auch Lerchen darüber in der blauen Luft trillern. Zum erstenmal rührte sie's mit einer Schreckempfindung an, nicht mehr leben zu sollen, daß sie unwillkürlich zu laufen anfing. Denn mit der Flut ließ sich nicht Spaß treiben, wenn man sie hörte, so war sie auch hurtig da, hatte etwas von einer geduckt heranschleichenden Kage, die plötzlich aufschnellte und mit großen Sprüngen, was vor ihr entrinnen wollte, überholte. Und wenn sie dies that, war ihr gegenüber auch der stärkste Mann nicht mehr als eine schwache Maus.

Doch drohte keine wirkliche Gefahr, von ihr gepackt zu werden, nur die Vorstellung hatte das Mädchen schreckhaft überkommen; der sichernde Strand von Manö lag nicht weiter mehr als auf ein paar Steinwurfs-längen vor ihr, und Möwenflügel, sie vorher einzuholen, besaß die See doch nicht. Zwar etwas Unvorgeesehenes hielt ihr plötzlich den Fuß an; dicht vor der Inselküste zog sich ein ziemlich breites und tief scheinendes Briel hin, an dem sie nach einer Furt entlang suchen mußte. Dabei verlor sie Zeit, und die graue Flutkage kam jetzt wirklich heran; wenn auch noch ganz niedrig, ließen die ersten flachen Wellen über den Sand und züngelten ihr feucht bis an die Fersen vor. Das ließ sie schon den Vorjag fassen, auf gutes Glück in das Wasserrinnthal hineinzutreten, denn sie fürchtete sich nicht, schlimmstenfalls auch in ihrem Kleide eine kurze Strecke durchschwimmen zu müssen. Doch da erblickten ihre Augen beim Kopfaufheben

etwas bisher nicht Wahrgenommenes, drüben am Strande stand aufrecht eine männliche Gestalt, und sie rief hinüber, ob nicht eine leichte Stelle in dem Briel zu finden sei.

Der Angesprochene rührte sich nicht, sondern versetzte nur wenig freundlichen, fast abweisenden Tones: „Was willst du hier?“

Sie antwortete: „Ich muß vor der Flut ans Land.“

„Warum mußt du das? Hast du für dein Leben angst?“

Halb lachend erwiderte das Mädchen: „Ich mag nicht bei Man zur Nacht schlafen, in der Sonne ist's schöner.“

Mit einer Hindeutung die Hand ausstreckend, entgegnete er jetzt gleichgültig: „Wenn du nicht ertrinken willst, so geh da hindurch.“

Sie folgte der Weisung, es wurde Zeit, die Wellen begannen ihr über die Füße zu spülen, doch vor der bezeichneten Stelle hielt sie an, so daß es zu ihr herüberscholl: „Ja, da ist's. Bist du auch davor bange?“

Den Kopf schüttelnd, sprach sie einfach zurück: „Ich kann nicht, weil du da stehst; ich will mein Kleid nicht naß haben.“

Das verstand er merkbar nicht gleich, doch dann mochte der Sinn der Antwort ihm aufgehen, denn er drehte sich um und schritt der Düne zu. Nun hob sie ihren Rock empor und trat eilfertig ins Wasser, das ihr in der Furtmitte bis zu den Hüften aufstieg. Aber dort war's am tiefsten, kam nicht höher, und rasch erreichte sie, über leichteren Grund watend, den Strand. Hinter ihr, wie ein dunkler Wolkenschatten, schwoll die Flut jetzt heran und löschte den Sonnenglanz auf den Sanden aus.

Das Eiland, an dessen Rande sie stand, war nur ein ganz kleines, ließ sich mit einem Blick übersehen; nah ragte über den niederen Dünenrücken die kurzabgestumpfte alte Kirche herüber. Doch hatte Edina sich nicht getäuscht, der Gesang einer Lerche empfing sie auch hier, grad über ihr stand der kleine, hellstimmige Vogel im Blau. Sie wußte jetzt, daß sie wirklich auf Manö, nicht im Traume dorthin gegangen sei, aber halb lag's ihr trotzdem noch so im Gefühl. Der von ihr Angerufene hatte sich nicht weiter um sie bekümmert, sondern am Sandhang hingestreckt; sie unterschied ihn jetzt erst, da

das Strahlengestimmer nicht mehr zwischen ihr und ihm lag, genauer als einen jungen Mann von ungefähr zwanzig Jahren. Seine hochwüchsige Gestalt und der Gesichtsschnitt machten den Friesen unverkennbar, wie's die Sprache gethan, und auch seine Kurzangebundenheit der Unbekannten gegenüber war friesischer Art. Doch Edina gehörte dem gleichen Stamm an, ließ sich davon nicht abschrecken, ging auf ihn zu, setzte sich unweit von ihm ebenfalls nieder und sagte: „Ich danke dir, daß du mir die Furt gezeigt hast. Wohust du hier? Ich glaubte, daß niemand mehr auf Manö wäre.“

Der Angesprochene erwiderte, ohne ihr das Gesicht zuzuwenden: „Du siehst, ich bin hier.“ Nach einem Stillschweigen setzte er noch hinzu: „Ulf Taten und Silke Sibolds wohnen auf der Insel.“

Das Mädchen fragte: „Ist Silke Sibolds seine Frau?“

„Ja.“

Weiteres Reden erschien ihm zwecklos, aber Edina fuhr fort: „Und wie heißt du?“

„Wozu willst du das hören?“

„Um dich anreden zu können, denn ich muß bis zum Abend hier bleiben. Ich bin Edina Bollkess von Janö.“

Nun versetzte er: „Ich heiße Alf Enevalds. Aber ich bin nicht gewöhnt, zu sprechen, Ulf Taten und seine Frau thun's nicht. Wenn du Hunger hast, geh zu ihnen; sie wohnen in der Kirche.“

Abwehrend, doch etwas minder widerwillig kam's ihm von den Lippen, seine Sprechweise erinnerte die Hörerin an die feinere, die Rolf Wram's im Mund führte. Mehr indes lag noch im Klang der Stimme etwas Besonderes, wofür sie keine Wortbezeichnung hatte, und wie sie jetzt einmal einen flüchtigen Ausblick seiner dunkelblauen Augen wahrnahm, sah ihr aus ihnen das nämliche entgegen, was sie nicht zu benennen wußte. Den Kopf schüttelnd, gab sie Antwort: „Nein, ich habe noch keinen Hunger. Aber wenn's dir lieber ist, daß ich dich allein lasse, will ich gehen.“

Er entgegnete weder mit Ja, noch mit Nein, sondern erwiderte: „Ich sah dich von weitem, dein Haar war hell in der Sonne überm Sand.“

Das ließ Edina in der Regung, die sie zum Aufstehen gemacht, innehalten und versetzen: „Ich sah dich erst, als ich am Wasser stand. Da sprichst du sonderbar, Alf Enevalds. Hättest du mich ertrinken lassen, ohne mir zu helfen?“

„Ich wollte dir helfen, Edina Bollkess, aber du wolltest es nicht.“

Sie erwiderte: „Ich bat dich ja, mir zu zeigen, wo ich durchgehen könnte,“ doch brach ihr das letzte Wort halb am Munde ab. Was er eben gesprochen, war ihr nicht verständlich geworden, erst nachträglich rührte sie's an, es müsse ein anderer Sinn drin gelegen haben, und darüber nachdenkend, sagte sie: „Du rührtest dich doch nicht, um mir beizustehen. Wär ich nicht schon so nah gewesen, hätte die Flut mich überholt.“

„Ja, sie hatte es gut mit dir vor.“

Das klang nicht als ein Scherz, sondern ganz ernsthaft, und plötzlich ging dem Mädchen auf, die Bedeutung seiner vorherigen Antwort sei gewesen, er habe ihr dadurch helfen wollen, daß er die Flut über sie kommen lasse. Zugleich aber kam ihr Broder Eybrands ins Gedächtnis, den sie selbst nicht mehr gekannt, doch von dem Sibbe Sönnichs erzählt, ein Raft sei ihm einmal im Sturm auf den Kopf geschlagen und er danach nicht richtig drin geworden, daß er nicht mehr vernünftig habe reden können. Was sich ihr an diese Erinnerung anknüpfte, fand wohl in einem erschreckt-scheuen Ausblick ihrer Augen und einer unwillkürlich etwas abrückenden Bewegung ihres Körpers Ausdruck, denn nun fügte Alf Enevalds nach: „Du brauchst dich nicht vor mir zu fürchten, Edina Bollkess, ich bin nicht irren Sinnes. Die Flut hatte es gut mit dir gemeint, sagte ich, weil es besser ist, nicht zu leben.“

„Mir ist's heute grad zu Mut, als wäre es so schön zu leben wie noch niemals früher.“

Dem Mädchen kam's halb unbewußt über die Zunge; er hatte sie bei seinen letzten Worten zum erstenmal angeblickt, und sie las ihm aus den Augen ab, es stehe in seinem Kopf nicht wie in dem Broder Eybrands. Nur das, wofür sie keinen Namen hatte, sah sie aus jedem Zug seines jugendlich schönen Gesichts an, wie's aus seiner Stim-

klang. Er erschien nicht als ein am Körper Kranker, und auch sein Geist war nicht verstört, doch fühlbar lag's über seinem Gemüt wie ein trüber Wolkenschatten, dessen Niederfall das freudige Sonnenlicht auslöschte, und eine Edina bisher unbekannte Empfindung, ein Mitleid mit Alf Enewalds faßte sie an. Nun sagte er: „Bleib noch sitzen, Edina Volkless, wenn du nur um meinetwillen fortgehen willst. Du sollst thun, was dir lieber ist.“

So blieb sie; unter den Füßen der beiden rauschte jetzt die Flut, höher anschwellend, breit mit den grauen Wellen an den Inselstrand, doch darüber stand goldhell die Mittagssonne, und unermüdlich klang aus dem Gesang der Lerche Jubel über die Freudezeit des Maitags fort.

* *

Wie es so geschehen, wußte Edina Volkless nicht. Ein paar Stunden wohl waren vergangen, sie hatte schweigend neben Alf Enewalds gelesen und gleich ihm dem eintönigen Anschlag des Wassers zugehört. Aber dazwischen mußte er dann und wann gesprochen haben, denn ihr war kund geworden, wie er nach Manö gekommen sei und weshalb er hier lebe. Im Gefühl trug sie's, als hätte nicht er selbst, sondern das Rauschen der Wellen davon geredet.

Der einzige Sohn Enewalds Alf war er, eines Schiffers, der in seiner Jugend von der Insel Nordstrand mit der vom Vater ererbten Yacht aus dem Jeversstrom Fahrten nach Hamburg und Bremen gemacht, gar manchmal sogar kühn weit über die See bis Emden und Amsterdam gelaufen; als der Tüchtigste und Unererschrockenste galt er unter allen, die Segel und Ruder umher handhabten. Doch änderte sich sein Leben, als er Bina Anlofs kennen lernte und bald darauf heiratete; die besaß einen stattlichen Marschhof am Schleswiger Festland nordwärts von der Stadt Husum, dadurch ward er zu einem wohlhabenden, fast reichen Mann und zum Landwirt, der nicht mehr die Wellen mit dem Kiel, sondern seine Saatäcker mit der Pflugschneide durchfurchte. Er und Bina Anlofs hingen in unveränderlicher Liebe und Treue anein-

ander, die Geburt des Sohnes erhöhte ihr Glück, und alles gedieh unter ihren Händen.

So wuchs Alf Enewalds auf, seine Kindheit lag wie stetiger Sonnenschein hinter ihm; er liebte seine Eltern so wie sie ihn, es gab außer ihnen nichts für ihn auf der Welt, nicht Schöneres als seine noch junge Mutter und nicht Glückvolleres, als an der Hand des Vaters zu gehen. Das machte die Trennung von ihnen zum einzigen Leid, das er damals gekannt, denn sie wollten Höheres als einen Landmann aus ihm werden lassen, und er kam auf die Schule nach Husum. Hier lernte er eifrig die Woche hindurch, um den Eltern Freude zu machen, doch heimlich gingen seine Gedanken immer auf den Sonnabendnachmittag voraus. Dann konnte er sich zu Fuß auf den Weg begeben, dem Deich entlang der alten grauen Dorfkirche vor Schobüll entgegen, und in einigen Stunden den Hof hinter Wobbenbüll erreichen, um den Sonntag zu Haus zu verbringen. Die Erwartung, dorthin zu kommen, war das Köstlichste von allem; sie und sein allmähliches Nähergelangen verknüpfte sich ihm mit dem weißgrau wie Eisschollen aufragenden Schobüller Turm. Den sah er oft nachts im Traum so, und dann klopfte ihm das Herz, daß er davon aufwachte.

Anderes aber auch, als sonst Kinder, ward er bei der Ankunft empfangen, von Bärtlichkeit, die in Friesland selten zu finden. Sein Vater legte die Arme um ihn, und seine Mutter küßte ihn; sie hatten von der Hofwarft schon lange über die Marschfläche nach ihm ausgehoben. Doch am größten war die Freude bei ihnen und ihm, wenn er am Ferienanfang eintraf, um wochenlang zu bleiben; an dem Tag sah der alte Kirchthurm aus, als stehe er wie aus einem der Märchen da, von denen Bina Anlofs früher oft erzählt. Dann ging's bei schönem Wetter in der guten Jahreszeit wohl auf die See hinaus, denn die Yacht des Vaters lag noch am Wobbenbüller Geeststrand in einer kleinen Hafensicherung, und in ihm selbst lebte noch die Neigung für seinen Jugendbetrieb fort; die konnte in friesischem Schifferblut nicht auslöschen. Sie fuhren zu dritt durch die Inselwelt, nordwärts nach Sylt und Romö, auch bis gegen Manö waren sie einmal gekommen, hatten die Kirche über die Dünen

des einsamen Eilandes herüberblicken gesehen; mit Stolz erfüllten den Vater die von Alf heimgebrachten Schulzeugnisse, doch fast mit größerem noch, daß er ihm zu Zeiten schon das Steuerruder in die Hand geben konnte.

Manches Jahr bereits hatte Alf Enewalds in Husum verbracht, angefangen, auch die lateinische Sprache zu lernen, und war zwölf Jahre alt, als in den Sommerferien der Vater ihm zum Lohn für ein besonders lobendes Zeugnis das kleine Schiff zu einer Fahrt nach Helgoland hergerichtet, damit er die roten Kliffwände dort sehen solle, die es sonst nirgendwo an der Westsee gab. Auch der Mutter waren sie noch unbekannt, und sie ging gern mit an Bord, doch schlug vor der Feber der Wind um, sie mußten lang aufkreuzen, bis in eine dunkle, sternlose Nacht. Die erhellte sich mit dem Morgenanbruch nur zu grauer Dämmerung, so dick war Nebel eingefallen und ließ vom Ruder aus kaum den Bugspriet gewahren. Die See ging hoch dazu, ab und zu fuhr, plötzlich aufspringend, eine Wö ins Segel, so trieben sie den fahlen Tag hindurch blindlings und willenlos umher. Als es wieder Abend ward, hob sich aber mit ihm wilder Sturm aus Südwest auf, zerriß die haarige Luft, daß manchmal ein Sternschein durchbrach und wieder auslosch; das Steuer hatte nicht Macht mehr, und die Wellen warfen sich das Fahrzeug zu wie ein Holzschitt. Viele Stunden lang, Mitternacht mußte es geworden sein, da glomm rechts her ein roter Schein auf, wie ein Leuchtfeuer. Was für eines es sein möge, wußte auch der Vater nicht, doch mit aller Kraft suchte er Gewalt über das Ruder zurückzubekommen und hielt, wie's ging, drauf zu. Auf einmal aber blaßte der Schein weg, denn ein anderer, stärkerer fiel über ihn; mit einem Hieb peitschte der Sturm den Nebel vom Himmel spurlos herunter, und im Nu, wie aufflammend, lag alles weitem in hellem, grellem Mondglanz. Darin war alles weiß, wie er selbst, die kochende See, ein hochaufgärer langer Brandungsgürtel und drüberhin ein öder, gespenstisch glimmender Dünenstrand. Durch das Windgeheul klang ein Ruf des Vaters, der sich umsonst abmühte, die Fahrt zurückzudrehen, doch zu spät war's, die Brandung hielt sie schon gefaßt, schlug

den Bock über ihr zusammen und schleuderte sie wie ein Klotzstück mit zerberstenden Planken auf den Sand. Dann wußte Alf Enewalds nichts mehr, als daß er wieder zur Besinnung geraten, wie lange, flache Wellen um ihn geleckt, ohne mehr über seinen Kopf wegzugehen. Er taumelte in die Höhe, sah im Mondlicht die weiße Wasser- und Uferwildnis um sich her und stürzte nach einigen Schritten nochmals bewußtlos hin. Von seinem Vater und seiner Mutter aber sah und hörte er seit jener Nacht nichts mehr, niemals wieder. Eh er's begriffen, hatte er alles verloren, was die Welt für ihn gehabt, wofür er gelebt. Ganz allein war er geblieben, und es verging eine lange Zeit, eh er dahin kam, es zu begreifen, als wirklich zu erkennen. Ihm blieb's immer mit einem klammernden Druck um die Schläfen, als ob er in einem schrecklichen Traum liege, in erstickender Angst ringe, drauß aufzuwachen, und es nicht könne; damals war der geistige Zustand seines Kopfes wohl nicht richtig beschaffen gewesen, vielleicht auch, weil er bei dem Schiffbruch von einem gehirnerschütternden Aufschlag oder Stoß getroffen worden. An einem Tag sah er sich wieder auf dem ausgestorben verödeten Hof seiner Eltern, aber dort zu bleiben, konnte er nicht ertragen. Wo er ging und stand, lauerte lautlos der Tod mit weißem Gesicht in den Winkeln, richtete sich manchmal plötzlich auf und hatte dann eine Stimme, mit der er höhnisch sagte: „Deine Schuld ist's, hättest du kein so gutes Zeugnis mitgebracht, da lebten sie noch.“ Das jagte ihn aus dem Haus fort, die Lehrer in Husum nahmen sich seiner an, aber ihm schauderte vor der Schule, und er war auch nicht mehr fähig, dort vom Unterricht etwas zu begreifen.

Man brachte ihn in eine Heilanstalt, wo jahrelang täglich Ärzte sich mit ihm beschäftigten; ein Vormund war für ihn eingesetzt und das ihm zugefallene Vermögen bestritt die Kosten seines Unterhalts und der Behandlung. Doch vermochte nichts, ihn aus einer dumpfen Gleichgültigkeit gegen alles herauszubringen; hinter seinem Rücken hörte er öfter sagen, sein Zustand sei unheilbar. Dann kam einmal auf einer Reise ein fremder junger Arzt kurz zum Besuch in die Anstalt; dessen Namen, Doktor Struensee,

hatte er im Gedächtnis behalten. Der sah ihn und sprach eine Zeitlang mit ihm, fragte zuletzt freundlich, ob er nicht irgend einen Wunsch habe, vielleicht nach einem Ort, wo er lieber sein würde als hier. Warum, wußte der Befragte nicht zu sagen, aber ihm war's plötzlich auf die Zunge gekommen, zu antworten, am liebsten möchte er auf der Insel Manö leben. Da hatte Doktor Struensee sich zu dem anderen Arzt umgedreht und gesagt: „Ich glaube, der junge Mensch hat recht, diese Kranken fühlen oft selbst am besten, was ihnen gut wäre, und ich rate dazu, ihn dorthin gehen zu lassen, wo er zu sein wünscht; mit der Wasserluft zusammen läßt das vielleicht noch eine Besserung hoffen.“

Und etwas später hatte ihn ein Schiffer von drüben am Strand bei Wedsted in einem Boot hier herüber gebracht; seitdem lebte er mit Ulf Taten und seiner Frau in der verlassenen Kirche. Mehrere Jahre jetzt schon, wie viele, wußte er nicht, denn es gab für ihn keine Zeitunterschiede. Aber der Rat Doktor Struensees hatte das Richtige ausgefunden; er war hier an Körper gesund und kräftig geworden und die Verstörung aus seinem Kopf gewichen, so daß er fühlte, wieder ebenso klar zu denken und zu begreifen wie als Knabe. Nur begriff er damit jetzt auch klar, daß er für immer alles in der Welt verloren habe und nichts ihm geblieben sei, woran sein Herz sich hängen könne. Das schlug nicht mehr wie früher, wohl noch körperlich sein Leben forterhaltend, doch sonst war alles, was es ehemals in sich getragen, draus weggeschwunden. Er half Ulf Taten und Silke Sibolds beim Fischfang oder saß auf der Düne und blickte über die See, seine Todfeindin, die ihm alles genommen. Und doch war sie auch seine einzige Freundin und kein anderer Platz mehr für ihn auf der Erde als hier bei ihr. Im Anfang hatte er mehrmals versucht, daß sie ihm das Beste anthun sollte, war gegen sie aufgelaufen, wenn sie im wildesten Zorn heranschraubte; aber sie hatte nicht gewollt, ihn immer wie ein Kind in die Arme gefaßt und auf den Sand zurückgetragen. Nun ließ er davon ab und wartete, sie komme doch einmal in einer Vollmondnacht und nehme ihn zusamt der Kirche und der ganzen Insel mit sich

fort, wie sie's mit den Dörfern gethan, die vormals auf den Sanden umhergestanden. —

Das war Alf Enewalds vom Mund gekommen und Edina Volkfless am Ohr vorübergegangen, als ob die unter ihnen austauschende Flut es gesprochen habe; nicht in fortlaufendem Zusammenhang hatte er's erzählt, sondern stückweise, dann und wann dazwischen in Schweigen fallend. Die Zuhörerin aber wußte jetzt, was sie aus seinen Augen angesehen habe und ebenso aus dem Klang seiner Stimme heraufgekommen. Er war nicht irren Sinns oder mindestens war's nicht mehr, doch sein Inneres füllte das aus, was sie nicht mit einem Wort benennen gekonnt und wofür sie auch jetzt nur eine Gefühlserkenntnis in sich hatte, eine tiefe, sich nach dem Aufhören seines Lebens seh nende Schwermut. Als er nun nicht mehr weiter sprach, wußte Edina nicht, was sie sagen sollte. Von etwas ihrem eigenen Leben völlig Fremdem hatte er geredet und sie es doch verstanden und in sich mitempfunden, fast als sei's ihr selbst so geschehen. Eine Weile saß sie noch stumm, dann hob ihr Kopf sich zögernd, und sie fragte mit halb verhaltener Stimme: „Hast du an nichts Freude mehr — freut es dich auch nicht, die Lerche singen zu hören?“

Alf Enewalds fuhr leicht zusammen, wie wenn er vergessen gehabt, daß jemand neben ihm sei. Er wiederholte: „Die Lerche? Die sang über mir auf dem Weg, wenn ich am Nachmittag von der Stadt zu meinen Eltern hinauslief.“ Ein Ausdruck seines Gesichtes ließ erkennen, daß er aufhorche, und danach fügte er hinterdrein: „Ja, da singt sie noch. Ich hatte sie seitdem nicht wieder gehört.“

Edina kam etwas ins Gedächtnis, sie wandte den Kopf nach der Manöer Kirche um und sagte dann: „Du hattest den Turm da einmal gesehen, hat er Ähnlichkeit mit dem von Schobüll, und gab er dir den Wunsch ein, hier zu leben?“

Die Frage zeugte von einem nicht gewöhnlichen innerlichen Verständnis des Angehörten bei dem Mädchen, und in einem Ausblick Alf Enewalds ließ sich lesen, daß ihn eine Empfindung davon anrühre. Doch, den Kopf schüttelnd, antwortete er: „Nein, der Turm von Schobüll ist anders. Manchmal gegen Abend, wenn die Sonne schräg nach Unter-

gang steht, sieht eurer auf Janö so wie er über die Düne her. Aber den hatte ich nie vorher gesehen."

Nun schwieg er eine Zeitlang, doch dann kam's ihm einmal mit einem plötzlichen Herausfahren vom Mund: „Warum habe ich dir von meinem Unglück gesprochen, Edina Volkleys? Das that ich noch keinem Menschen. Was geht's dich an!"

Beinah heftig klang's, als sei er über sich selbst erzürnt, daß er sein Inneres vor einem fremden Ohr entweiht habe, und er stand auf, ging rasch einige Schritte davon. Aber danach wendete er sich um und sprach mit sanfterem Ton: „Du bist nicht schuld dran, denn du hast nicht danach gefragt. Jetzt wirst du hungrig geworden sein. Komm mit mir, Silke Sibolds soll dir zu essen geben."

Nur ein halbtausend Schritte betrug die Entfernung zur Kirche hinüber, die sich inmitten des kleinen Überrestes der Insel aufhob; stumm lag sie mit ihrer grauen Granitsteinwand, wie seit dem Tag ihrer Entstehung, erregte ein Gefühl, als lasse sie's völlig gleichgültig, daß am Sonntag keine Gemeinde mehr zu ihr komme und keine Predigt von ihrer Kanzel herabschalle. Alf Enewalds hielt den Fuß einmal an und sagte: „Meine Eltern hatten im Plan, ich sollte studieren und Prediger werden. Ich muß der See dankbar sein, daß sie mich in der Nacht davor bewahrt hat."

Er sprach's mit einem bitteren Klang. Edina fragte: „Warum dankbar?"

„Dann hätte ich das Amt gehabt, die Weisheit und Güte der Vorsehung zu preisen. Glaubst du, ich wäre ein Pastor gewesen, das vom Mund zu bringen?"

Das Mädchen schwieg kurz, eh es erwiderte: „Ich glaube, wie Nolut Brams hättest du es auch können."

„Wer ist Nolut Brams?"

„Unser Pastor im Dorf."

Nun standen sie vor der Kirche, deren Mauer fast zu einem Drittel der vom Wind angetriebene Sand zudeckte; beim Eintritt durch die niedrige Thür sah sie das Innere sonderbar an. Die kleinen Fenster ließen nur wenig Licht einfallen, doch an der Westseite hatte sich auch durch sie der feine Sand gezwängt und bedeckte wie eine weiße Mehl-

schicht die Bankreihen, auf denen vor Zeiten die Inselbewohner beim Gottesdienst gesessen. Sonst war alles so wie ehemals erhalten, nur die Glocke von der geistlichen Behörde aus dem nicht mehr benutzten Bau ans Festland fortgeschafft worden. Indes wie das Auge sich an die matte Helle gewöhnte, erschienen's, als seien aus Vorvätertagen noch zwei Kirchenbesucher zurückgeblieben, beide steinalt, so sahen die weißbehaarten Köpfe Alf Takens und seiner Frau als hellere Fleckchen aus dem Schatten. Sie saßen nebeneinander, er knietete an einem Garm, und sie schabte aus Holz einen Löffel; die Augen beider mußten noch gut sein, um bei dem Halbdunkel die Beschäftigung der Hände zu ermöglichen. Herzutretend sagte Alf Enewalds: „Edina Volkleys von Janö hat vor der Flut zu uns ans Land müssen und ist hungrig."

Nun hoben die Alten ihre Köpfe, doch ohne irgend einen Ausdruck von Überraschung; Silke Sibolds stand wortlos auf und holte aus der vormaligen Sakristei, als ihrer Vorratskammer, ein paar hartgejottene Möweneier und ein Stück Flunder. Sie schlug den Sand von einer Bankdecke und stellte die Speisen auf einem Holzteller darauf; das war selbstverständlich, wenn jemand hungrig in eine Friesenbehausung kam, mocht es sein, wer wollte. Nur drei Worte fielen jetzt von den Lippen der Alten: „Heißt du Döft?"; in der Mundart der untersten Volksschicht klang's, von der die Sprache Alf Enewalds sich unterschied gleich der Nolut Brams'.

Die Befragte nickte, und Silke Sibolds ging mit einem Thongeschirr hinaus, aus der Cisterne zu schöpfen; nun trank und aß Edina, der Nachmittag rüdte schon vor, und sie fühlte ein jugendliches Nahrungsbedürfnis. Aber in so seltsamer Umgebung hatte sie dies noch nie gestillt, in einer verlassen, verlandeten Kirche; doch rührte diese sie noch nicht als das Wunderliche an. Ihr fehlten wiederum Wort und Begriff dafür, aber sie hatte in sich die Empfindung eines Menschen, der aus dem lauten Getriebe einer Großstadt in leere, grabesähnliche Stille versetzt worden; Sönderhøe erschien ihr dagegen wie eine Welt des Frohsinns, des Lärms und des Lebens. Sie

sand mit umhergehendem Blick auf dem Boden ein paar Tanglagerplätze aus, zwei an einer Seite benachbart, eine dritte jenseits gegenüber; das mußten die Schlafstätten der drei Kirchenbewohner sein. So hatten Alf Taten und Silke Sibolds seit undenklichen Jahren hier gelebt, im endlos langen Winter wie im Sommer, kaum je ein Wort austauschend, bei Dunkel und Kälte, beim heulenden Sturm, und so lebte Alf Enewalds mit ihnen.

Unmöglich erschien es, daß sein schwermütiger Sinn dabei Heilung finden konnte; Edina legte sich's beengend um die Brust, in ihr stieg eine Sehnsucht, fast eine Angst nach der Sonnenluft auf. Das mochte Alf Enewalds in ihrem Gesicht lesen, er sagte, als sie gegessen hatte: „Du gehörst nicht hierher, Edina Volkles, sondern nach Janö zurück. Bis zur Tiefseebe wird's spät und würde Nacht, ehe du hinüberläufst. Ich will dich im Boot rudern, so weit es nötig ist, damit du nicht länger hier zu warten brauchst.“

Das Anerbieten kam ihr wie etwas Erlösendes, sie stand rasch auf, dankte dem alten Fischerpaar für die Gabe und wandte sich zur Thür; draußen lief sie unwillkürlich aus dem Kirchenschatten in den Sonnenschein hinein.

Alf Enewalds folgte ihr und sagte: „Freut es dich so, wieder von hier fortzukommen?“

Ob es auch mit gleichmütiger Ruhe gesprochen, empfand sie doch einen Vorhalt der Undankbarkeit darin und antwortete beschämt: „Nein, du bist sehr gut gegen mich gewesen, aber wenn es Nacht würde, hätten mein Vater und Nolut Brains Sorge um mich. Es war schön hier, ich bin froh, daß ich einmal nach Manö gekommen bin — nein, traurig war's, dir auf der Düne zuzuhören, ich wollte, du gingest auch fort von hier, irgendwohin, wo du froh werden könntest.“

Darauf erwiderte er nichts, und sie schritten davon, jetzt der anderen Inselseite zu, an der Alf Taten's Fischerboot lag. Da und dort sahen sandüberwehte Gebälk- und Bretterstücke mit den Enden aus dem Boden, Holzreste von Häusern, die meist um die Kirche her gewesen; sie versorgten offenbar die heutigen Bewohner derselben mit Feuernahrung

für ihren Herd. Ob einmal eine Hochflut, der allein die Kirche widerstanden, über die Inselsscholle weggeschlagen war oder die Wut eines Orkans alle schwächeren Bauten zu Trümmern zerschmettert hatte, davon gab die tote Leere keine Kunde, und es wußte wohl niemand noch. Das Vergangene ward schnell vergessen, die Lebendigen bekümmerten sich nicht lange mehr um die Toten, nur Alf Enewalds trug sie im Herzen fort.

Gedanken waren's, die Edina bis heute noch nie gekommen, doch sich hier aus den stummen Überbleibseln heraus an sie andrängten; nun saß sie, das Steuer haltend, in dem kleinen Boot und Alf Enewalds rudern ihr auf der Bank gegenüber.

So trat ihr seine äußere Erscheinung eigentlich zum erstenmal deutlich vor Augen, denn bisher hatte sie ihn kaum anders als von der Seite gewahrt. Ihm war anzusehen, daß er von einem besonderen Elternpaar abstammen müsse, das eine Doppelmitgift auf ihn übergetragen, männlich kraftvolle Körperbeschaffenheit und dabei auch etwas an frauenhafte Art Erinnerndes, sanft Anmutendes in den Gesichtszügen; gegen äußere Bedrohung hatte die Natur ihn wohl stark gerüstet, aber nicht dazu, einen ihn im Innersten treffenden Schicksalschlag ungebrochen zu überstehen. Für einen Friesen umgab den Kopf das blonde Haar und ein kurzer Vollbart mit ziemlich dunkler Färbung, achtlos gehalten, doch nicht verwildert; es regte den Eindruck, Rohes oder Entstellendes könne an ihn nicht herankommen. Auch von seiner Kleidung galt das nämliche; nach friesischem Brauch den schlank aufsteigenden Hals freilassend, zeugte sie von Gleichgültigkeit, indes durch ihren Stoff von Besizmitteln des Trägers; jedenfalls hatte er aus seiner früheren Daseinsführung in einer Lade Vorrat mitgebracht oder solcher war ihm mitgegeben worden. Nicht Zwang nötigte ihn zu den dürftigsten Umständen, in denen er hier lebte, sondern er that's aus eigenem Willen oder unempfindlicher Begehrlosigkeit nach anderem. Die ließ sich im Ausdruck seiner Augen erkennen; sie waren schön, doch stand darin, daß sie nichts mehr erfreute.

Die Flut hatte ihre Höhe überstiegen, neigte sich bereits wieder dem Ebbebeginn zu; das Mädchen saß gegen die schräger

fallenden Sonnenstrahlen, in denen ihr schweres Haar wie vom Scheitel niederfließendes Gold leuchtete. Gleichmäßig bewegte der Ruder Schlag das Boot über die graue Wasserfläche, deren leichte Wellen eintönig am Bug aufgluckten; Lust und See waren ohne Erregung, hatten fast Ruhvolles. Über den Flaggesand ging's hin, wohl eine Stunde lang sprach niemand. Edina dachte über das am Tag fremdartig Neuerlebte, Gesehene und Gehörte nach, ihr hatte sich alles fest ins Gedächtnis eingeprägt. Nur etwas konnte sie nicht zusammenknüpfen, die Erzählung Alf Enewalds war kurz darüber weggegangen, daß er nichts weiter von dem Tode seiner Eltern erfahren habe. Sie zauderte geraume Zeit, die Erinnerung daran wieder in ihm zu wecken, allein dann unterbrach sie doch einmal das schweigsame Gegenüberstehen mit der Frage: „Wo war's, Alf Enewalds, daß eure Nacht unterging?“

Er hielt ein und zog die Ruder über die Bootwandungen. So saß er, sie einige Augenblicke stumm ansehend, als wolle er nicht wieder davon sprechen. Aber dann antwortete sein Mund doch: „Ich kann's nicht sagen, droben, nach Mitternacht zu.“

Die Entgegnung gab dem Mädchen Mut, nochmals zu fragen: „Wie kamst du denn in deine Heimat zurück?“

Nun schien er willig den Anlaß zur Erwiderung zu erfassen: „In der Nacht war ich verstörten Sinns, Edina Bollfess, doch jetzt bin ich's nicht mehr.“

Sie schüttelte verneinend den Kopf und sagte: „Du bist nur noch traurig. Wenn du zu anderen Leuten kämest, als Alf Taten und Silke Sibolds, würde dir's leichter.“

Aus dem Gesicht sprach's ihm, daß sein Kopf sich anstrengte, über etwas nachzusinnen. Dann wiederholte er: „Ja, damals war ich's und noch ein Knabe. Ich weiß nichts, sehe es nur mit den Augen und fühle in der Hand, daß ein Kind, ein Mädchen mich an ihr faßte und wegzog, im grellen Mondlicht, von den weißen Strandwellen in weiße Sandberge hinein. Meine Hand war naß und kalt, doch ihre trocken und warm, das fühle ich noch. Über Dünen zog sie mich hinauf und herunter und sagte etwas dazu, aber ihre Sprache verstand ich nicht. Nur kam's mir vor, als winkte sie den Wolken,

wieder über den Mond zu ziehen, und als sie's thaten, daß es plötzlich dunkel ward, da stieß sie einen Ton von den Lippen wie ein Möwenschrei, den höre ich noch. Weiter kann ich dir nichts sagen, Edina Bollfess, mein Kopf war irre. Es ist wohl Tag geworden, und ich bin mit taumelnden Füßen geradeaus gegangen über Sand, Steine und Heide. Mir war's, ich müßte nach Hause, da warteten mein Vater und meine Mutter auf mich. Doch — ich sehe eine wildverfallene Hütte und einen Mann davor mit rotem Bart, der sprach zu mir, aber ich verstand's auch nicht. Er gab mir zu essen, und nachher thaten's andere Leute; es war immer Sand und Heide um mich herum. Wieviel Tage lang, weiß ich nicht, doch einmal hörte ich auf deutsch sagen, man hätte mich aus Jütland hergeschafft. Dann kam ich, von jemand begleitet, auf den Hof bei Bobbebüll, aber meine Eltern waren nicht dort und kamen nie mehr. Die Brandung hatte sie in die See zurückgeschlungen oder tot an den Strand geworfen, der keinen Namen für mich hat. Heute mit gesunden Sinnen würde ich ihn nicht zu finden wissen und, wenn ich an ihm stände, ihn nicht kennen. Eine verlassene Wildnis war's.“

Der Sprecher schwieg, Edina verlegte: „Aber Menschen lebten doch dort, denn das Mädchen fand dich ja am Strand. Warum brachte sie dich nicht in das Haus, wo sie wohnte?“

Alf Enewalds sah ihr ein paar Augenblicke mit einem wie stumm fragenden Ausdruck ins Gesicht, dann sprach er vor sich hin: „Wenn sie gewesen ist — sie hatte anderes Haar und andere Augen als du, Edina Bollfess, dunkel, so malt das Gedächtnis sie mir vor. Doch mein Kopf war irre, und ich kann gesehen haben, was nicht da war. Du sagst es richtig, wäre sie wirklich gewesen, so hätte sie mich dahin gebracht, wo sie wohnte. Ich habe nie darüber nachgedacht; du läßt mich's erkennen, sie war nur ein Hirngespinnst, meine Sinnbenommenheit hat mir ihr Bild, ihre Hand und Stimme vorgetäuscht. Ich bin allein vom Strand fortgegangen, durch die Mondnacht über die weißen Sandberge — die Wellen waren grausam, daß sie mich nicht mit meinen Eltern zusammenließen, mir wär's besser gewesen.“

Er legte jetzt die Ruder wieder ein, seitwärts nicht fern von dem Boot schlug das merklich abnehmende Wasser an einer kleinen Stelle eigentümlich in die Höhe, wie wenn ein Springquell dort aus dem Sand aufschnelle.

Edina bereute, das Gespräch auf die unheilvolle Sturmnacht zurückgebracht zu haben, denn in den Augen des vor ihr Sitzenden hatte der trübe Schatten sich wieder mehr verdichtet; ablenkend fragte sie, was an dem Platz sei, wo der Strudel aus dem Grund steige.

Umblickend versetzte Alf Enewalds: „Bist du noch nicht zu ihm hingekommen? Wenn du es sehen willst, halte darauf zu.“

Das that sie, und bald ward der Anlaß des Aufschnellens erkennbar; die Wellen schlugen an ein paar große, halb aus dem Boden hervorragende Steine, umgaben diese mit einem leicht quirlenden Ring.

Der Rudernde hielt an und sprach: „Alf Tolen sagt, der Rest einer Kirche wär's, die einmal die Katharinenkapelle geheißen. Wer's ihm kundgemacht, weiß ich nicht; vielleicht die Möwen. Sie rufen bei Ebbe hier vieles aus der Luft, und wenn die Steine trocken liegen, siße ich öfter auch auf ihnen und höre zu.“

Ungefähr in der Mitte zwischen Manö und Fanö war's, der Kirchturm von Sönderhøe sah jetzt klar herüber. Die Wasserdede nahm zusehends ab, sie überbreitete noch den Flaggesand, doch drüben in einiger Entfernung zeigten einzelne heller gefärbte Stellen, daß der etwas höhere Läggesand schon anfangs, sich aus der verrinnenden Flut aufzuheben.

Das Mädchen sagte jetzt: „Wenn du mich noch über das Priel bringen willst, Alf Enewalds, dann mußt du umkehren, sonst kommst du nicht mehr mit dem Boot zurück.“

Er antwortete: „Da würde ich auf den Steinen warten, bis wieder Flut ist; aber du willst nach Haus.“

Ihr kam zur Vorstellung, wie viele Stunden bis in die tiefe Nacht er dann hier zu bringen müsse, und sie entgegnete rasch: „Ja, es wird dämmern, bis ich hinkomme.“

So setzte er das Fahrzeug wieder in Bewegung, über das nahe Priel fort, sprach nur einmal deutend: „Man sieht's noch nicht,

dort geht eine Furt, daran der Kiel beim Tieffstand beinah aufstößt.“

Dann glitten sie auf der anderen Seite an den kaum mehr fußhoch vom Wasser bedekten Läggesand; ihr Kleid von den Knöcheln emporraffend, schwang Edina sich über den Bootrand und sagte, die Hand zurückstreckend: „Hab für alles Dank, Alf Enewalds, und rudere geschwind, damit ich nicht schuld bin, wenn du in die Nacht kommst.“

Ihre Hand nehmend, erwiderte er: „Geh auch gut nach Haus!“ Er behielt ihre Hand noch und schien noch etwas beifügen zu wollen, doch nicht zu wissen, was. Dann aber fügte er hinzu: „Ich fuhr ungerecht gegen dich auf, Edina Volkles, daß ich dir von meinem Unglück gesprochen, was dich's angehe. Mir ist's wohler geworden, seitdem ich es einmal einem Menschenohr gesagt, und ich weiß dir Dank dafür, daß ich's gethan, weil du dich zu mir setztest, und daß du mich angehört hast.“

Nun ging Edina allein über den Sand, bald kaum mehr im Wasser. Unendlich lang her erschien's ihr, daß sie am Morgen fortgegangen, vor ihr lagen die Dünen von Fanö in der lezten Abendsonne wie etwas Halbfremdes. Als ihre Füße auf volltrockenen Boden gelangten, blickte sie einmal nach Manö um. Zwischen diesem und ihr hob sich in der Mitte etwas dunkel von der weiten Fläche gegen die Luft; das konnte nichts anderes sein als Alf Enewalds, der nicht zurückgerudert, sondern noch auf dem Flaggesand geblieben war. Wohl bei dem Rest der Katharinenkapelle, denn die schattenhafte Gestalt schwand kürzer zusammen; vermutlich setzte er sich auf die jetzt auch trockenen Steine und hörte den Möwenrufen zu.

Beim ersten Beginnen der Dämmerung traf Edina wieder im Dorf ein; Volkles Fedderings hatte keine Besorgnis um sie gehabt, gedacht, sie sei nach Nordhøe hinübergegangen, habe sich dort bis jetzt aufgehalten; Luft und Wasser waren ruhig wie nur an seltenen Tagen im Jahr, und was konnte einem Friesenkind auf der Insel zustoßen? Doch der Tag hatte sie müde gemacht, daß sie sich bald in ihrer Kammer zum Schlafen legte. Die Augen fielen ihr zu, aber vor ihnen sah sie Alf Enewalds auf den Steinen sitzen und die Flut erwarten. Das nahm

sie noch wachend gewahr und so deutlich, als ob sie ihm noch im Boote dicht gegenüber saße. Dann indes ward ein Traumbild daraus, denn es war nicht Mondzeit, sondern dunkle Nacht; doch vor ihrem Blick fiel jetzt ein grellweißer Mondganz auf ihn, und ein kleines dunkelhaariges Mädchen kam an ihn heran, faßte seine Hand und zog ihn von den Steinen fort in weiße Sandberge hinein. Danach schlug der Wind eine schwarze Wolke über die Mondscheibe, alles verschwand unsichtbar, und Edina Volkfless schlief traumlos weiter.

* *

Sehr anders als hier an der Westküste nahm sich die Welt, zumal jetzt im Mai, an der Ostseite der langen Cimbrischen Halbinsel aus. Dort stand die Wintersaat schon hoch aufgediehen, und die weiten Koppeln leuchteten aus der Ferne wie Flächen von Smaragd; darüberhin taumelten, gleich windgetragenen Blüten eines Wunderbaumes, goldfarbige Schmetterlinge. Die Buchenwälder hatten ihr erstes, bligendes Blättergrün aufgerollt, ihre mächtigen grauen Stämme ragten, breite Kronen Domgewölben ähnlich zum Himmel aufhebend, wie Säulen empor. Als weitgedehnte Waldungen und als kleinere Haine deckten sie ebenes Land oder sahen von Hügelrücken und -spitzen auf saphirblaue Landseespiegel nieder; Wiesen und Begränder standen allerorten in buntem Feldblumenschmuck, frühlingsschön, reich und prächtig lag die Nähe und die Ferne, vom Goldganz der Sonne übergossen.

So zog sich's von Jütland durch Schleswig hinunter, mit besonderem Reiz aber war im östlichen Holstein die Umgebung des Städtchens Plön ausgestattet. Neben ihm dehnte sich, von Anhöhen und Gehölzen umschmiegt, der größte der Seen hin, daran lag, herrlich eingebettet, das schon jahrhundertalte Schloß des adeligen Rittergutes Ascheberg. Hier hatten nicht nur die Landesfürsten, auch ihre Oberherren, die dänischen Könige, sich oftmals gern bei den gräflichen Besitzern zum Besuch angesagt, die ländliche Ruhe mit lautem, glänzendem Leben erfüllt, und so herrschte dies jetzt auch, denn der gegenwärtige König Christian der Siebente

hielt sich seit einer Woche im Schloß auf. Er liebte Ascheberg, besonders um der zahlreichen im Park des Gutes schlagenden Nachtigallen willen; denen hörte er oft, stundenlang reglos sitzend, zu, und nun war die Zeit ihres Gesanges. Doch sein Hof, die reichgewandeten Damen und Kavaliers achteten wenig darauf, wenn sie auch im Park lustwandelten oder Spiele betrieben, sich zusammen am Seerand lagerten oder zu Paaren in den künstlichen Grotten und Vorkenhütten absonderten. Sie wußten mancherlei Genuß mit der ländlichen Abwechslung vom Leben in der Residenz am Sund zu verbinden, allein ihre Ohren hatten Wichtigeres aufzufassen, als auf den Schlag der Nachtigallen zu horchen.

Schon ziemlich vorgerückter Nachmittag war's, in einem Erdgeschosssaal des Schlosses saß ein noch junger, erst im Anfang der Dreißiger stehender Mann vor einem dicht mit Papieren, Briefen und Wittgesuchen bedeckten Schreibtisch. Seine reichbestickte Hoftracht wies auf hohen Rang hin, doch trug er das Haar nicht nach der Modenvorschrift gepudert, noch im Haarbeutel auf den Nacken fallend, sondern, kurzgeschnitten, umgab es frei und in seiner glanzbraunen Naturfarbe den zugleich schmal und kräftig erscheinenden Kopf. In den Gesichtszügen lag ein überaus lebendiges geistiges Gepräge; stolzes Selbstvertrauen, Kühnheit und Willensstärke sprachen aus ihnen, auch wohl ungewöhnliche Begabung, eine reiche Mitgift an Gedanken und Kenntnissen. Doch kennzeichnete sich in den Augen keine sicher abwägende, kühle Verstandesherrschaft, ihren feurigen Ausdruck überwob ein jugendlich-schwärmerischer Glanz, fast wie vom Geflimmer eines Rauschzustandes. Sie vermochten nicht beim Lesen der Schriftstücke auszudauern, schweiften nach kurzem immer wieder zur Seite, durchs Fenster auf den sonnenbestrahlten Schloßhof hinaus. Ab und zu öffnete ein Offiziant die Thür, der mit tiefer Verbeugung einen beschriebenen Papierbogen überreichte. Dann warf der Empfänger einen flüchtigen Blick über den Inhalt und setzte mit raschem Federzug seine Unterschrift darunter: „Der Kabinettsminister Graf Struensee.“

Der allmächtige Regent Dänemarks und der dänischen Anteile in den Herzogtümern

Schleswig und Holstein war es, der vor vier Jahren sich noch in Altona als „Stadtphysikus Doktor Friedrich Struensee“ unterschrieben hatte. Nun ging die Thür wiederum auf, und ein betretter Lakai meldete, der Junker Kai Bogwisch bitte um Vorlaß bei dem Herrn Grafen. Dieser sah den vor ihm Stehenden mit abweisendem Ausdruck an, wandte abermals den Kopf nach dem Fenster und sagte danach: „Bogwisch? Was will der? Ja so, ich habe gelesen. Er soll kommen.“

Ein feckäugiger junger Herr in der Mitte der Zwanziger trat herein, sein Gesichtsschnitt und Ausdruck wie die Bewegungen gaben den Junker zu erkennen, dagegen sprach seine Kleidung nicht von glänzenden äußeren Umständen. Mit einer gewissen aristokratischen Lässigkeit verneigte er sich vor dem Kabinettsminister, der ihn anredete: „Sie haben ein Gesuch eingereicht, mit bei der Kommission angestellt zu werden, die ich zur Verwaltung der Westküste von Zütland abordine. Was giebt Ihnen Befähigung dazu?“

Der Befragte antwortete: „Mein Name, Excellenz, er gehört dem ältesten Adel des Landes an.“

Um die Mundwinkel Friedrich Struensees ging ein leiser Zug von Geringschätzung, er versetzte: „Ich halte es, wie Cicero, mit denen, die nicht die letzten, sondern die ersten ihres Namens sind. Von ihnen hat die Menschheit ihre Pflanzungen für die Zukunft zu erwarten.“

Die Lippen ein wenig zum Lachen verziehend, entgegnete Kai Bogwisch: „Die Menschheit überlasse ich solchen, die sich berufen halten, für sie zu pflanzen; mein Sinn findet Genüge daran, sich auf die Verbesserung der Ahtheide zu richten.“

„Sie sind feck, junger Mann.“

„Eure Excellenz, jagt's, ich bin jung und bedarf selbst auch der Verbesserung.“

Der Sprecher kam nicht weiter, denn der Kopf Struensees wandte sich mit einem Ruck nach dem Fenster um. Draußen erscholl Hufgetrappel, ein Stallmeister führte zwei reichaufgeschirrte Reitpferde, von denen das vordere einen Damensattel trug, vor das Schloßportal.

Nunkehrte der Minister das Gesicht wieder um, sah den jungen Wittsteller ungewiß

an und brachte vom Mund: „Sie sagten — ich glaube, Sie sprachen von Ihren äußeren Verhältnissen —“

„Sie machen mir augenblicklich die Anstellung wünschenswert. Mir fällt einmal gutes Erbteil zu, aber wann, ist ungewiß, und Eure Excellenz weiß, daß die Jugend ihre Wünsche auf den heutigen Tag richtet und nicht gern auf morgen verschiebt.“

Durch die Thür trat ein Kammerherr der Königin herein und richtete mit ehrerbietiger Verbeugung aus: „Ihre Majestät läßt den Herrn Grafen ersuchen, Allerhöchstdieselbe auf einem Spazierritt begleiten zu wollen.“

„Ich bin sogleich zu Ihrer Majestät Befehl.“

Nicht mehr ein webender Glanz, ein Aufstrahl wie von Diamanten leuchtete zwischen den Lidern des Grafen Struensee hervor. Er wandte sich kurz noch einmal gegen Kai Bogwisch: „Sie haben recht, auf das Heute nicht verzichten zu wollen, und sind ein Deutscher; einem Deutschen traue ich Fähigkeit und Kenntniß zu. Ich will Seiner Majestät Ihr Gesuch zur Unterschrift vorlegen; melden Sie sich morgen wieder bei mir.“

Nach seinem weißen Federhut fassend, verließ der Sprecher eilig den Saal; jezt spielte Geringschätzung um die Mundwinkel des Junkers Kai Bogwisch, eines der letzten aus dem ältesten holsteinischen Adelsgeschlecht, wie er dem Grafen Struensee von gestern nachblickte.

Dieser selbst aber hob nun eine Minute später draußen die junge Königin Karoline, die englische Königstochter, in den Sattel, bedeckten Hauptes, er hatte vergessen, vor Ihrer Majestät den Federhut abzulüften. Doch sie empfand sichtlich das Verschämmnis nicht als Verstoß gegen die höfische Vorschrift und den ihr gebührenden Respekt, stützte ihre Hand auf die feinige und schwang sich, wie aufliegend, in den Bügel. Ihre Gewandung behinderte sie nicht an der leichten Bewegung, sie trug keine modisch weitbauschende Robe, sondern ein englisches Reitkleid legte sich engumschließend und wie herabfließend um ihre schlanke Gestalt. Nur die turnhaft aufgebaute, von Federn und Perlschnüren durchflochtene Kopfschmuck und Lockenrollen unter dem Schläfenrand kamen dem Gebot des Zeitgeschmacks oder Ungeschmacks

nach, ohne indes die Naturmitgift ihres Antlitzes an jugendlichem Reiz und Anmut entstellen zu können. An den ringsum entblößten Häuptionen sah man, eine Königin sei's, doch aus ihren eigenen Zügen redete nichts von unnahbarer Hoheit und dem Bewußtsein, über allen zu stehen. Allein als eine Verkörperung vornehm-feinster Frauenschönheit erschien sie; obwohl die Mutter eines dreijährigen Knaben, des späteren Königs Friedrich des Sechsten, trug die rosige Weichheit ihres Gesichtes beinahe selbst noch mädchenhaft Kindliches an sich.

Nur die Augen der Königin Karoline Mathilde waren nicht die eines Kindes, aus ihren edelsteinblauen Doppelsternen leuchteten manchmal Lebensdrang und -verlangen eines jungen Weibes; dann strahlte ihr Blick mit unwiderstehlich bestrickendem Zauber.

Nun zeigte sie sich als furchtlos sichere Reiterin, sprengte vorauf, ihr edles, schlankgliedriges Pferd schien stolz, sie tragen zu dürfen. Graf Struensee, der sich gleichfalls behend in den Sattel geschwungen, folgte ihr nach, holte sie ein und ritt zu ihrer Linken; in einiger Entfernung schloß sich ein Geleit von Kammerherren und Lakaien an. So bewegte der farbenhelle Zug sich durch eine lange, dunkle Allee alter Ulmen davon; zuweilen klang vom Munde der jungen Königin ein fröhlich lachender Ton als Erwiderung der Worte ihres Begleiters. Ein Paar war's, sehr ungleich an Geburt und Rang, doch sich ebenbürtig an menschlicher, männlicher und weiblicher Schönheit der Erscheinung. Am Ende des Baumganges bog die Kavallade in einen schmaleren Feldweg ein, dessen Ausmündung auf eine große Koppel bald ein landesübliches Heckthor abschloß. Hastig lief ein in der Nähe als Kuhhirt stehender Bauernbursche auf dies zu und that es auf, während seine andere Hand die verchliffene Mütze vom Kopf herunterriß. Die Königin ritt hindurch, aus der Hand Struensees flog funkelnd ein Dukaten in die Mütze des Burschen nieder, der nicht weiter auf das von selbst wieder zufallende Holzgatter achtgab. Jenseits setzten die beiden Hindurchgelangten ihre Pferde in Galopp, doch das nachkommende Gefolge mußte vor dem geschlossenen Heckthor anhalten und ein Diener zum Öffnen absteigen, denn der Kuhhirt lehnte, in die

Betrachtung der Goldmünze versunken, reglos am Zaun.

Schon gegen Abend ging's, die Schatten einzelner Bäume auf den Knicken fielen lang ostwärts über die Felder. In einem Obergeschosßzimmer des Ascheberger Schlosses saß allein am offenen Fenster ein noch ganz junger Mann, kaum um zwei Jahre älter als die Königin Karoline Mathilde. Er hielt den schmalen Kopf in die Hand gestützt; zwischen den schwächling nach innen gewölbten Schläfen zogen auch die Wangen von einer fahlen Blässe sich hohl zurück; in den sonst nicht unschön gebildeten Zügen lag etwas Lebloses, eine willenlose Schlawheit. Im Park schlug eine Nachtigall, er horchte auf die langgezogenen Töne und blickte hinaus; unter der niedrig-flachen Stirn sahen die Augen mit einer wasserblauen Färbung hervor, doch teilnahmslos-leeren Ausdrucks. Die Majestät von Dänemark war's, König Christian der Siebente, schon im ersten Jünglingsalter eine Beute höfischer Ränke und Berechnungen geworden, von ihnen durch Ausschweifungen an Leib und Geist zerrüttet.

Nun regte sich einmal etwas in seinem Gesicht, merkbar machten die matten Augen eine Anstrengung zum Sehen. Der Blick ging weit hinaus und nahm drüben auf einer freien Koppel ein Reiterpaar, einen Herrn und eine Dame, gewahr. Zu fern war's, um zu unterscheiden, wer es sei, nur ein helles Bliken in der Abendsonne ließ erkennen, daß der Kavaliere einen weißen Federhut trage. Sie sprengten blitzgeschwind einem dunklen Waldbrand zu, es nahm sich aus, als flögen ihre Rosse über den Boden; hinter ihnen in ziemlichem Abstand folgte ein anderer kleiner Reitertrupp, doch die beiden ersten mußten erheblich vor diesem den Wald erreichen. Die Vider König Christians weiteten sich langsam auf, und seine Augen sahen unverrückt hinüber; es war, als glimme unter ihrer müden Starre leis etwas hervor, wie ein Kohleschimmer unter grauer Aschendecke. Dann verschwanden plötzlich die weißen Federn, das Dunkel des dichten Laubdaches fiel über sie; verschiedene Wege mochten sich ins Innere hinein auseinanderpalten, als die Nachfolgenden gleichfalls herankamen, hielten sie sichtbar an-

schlüssig, ehe auch sie in den Wald eintauchten. Der ferne Buchhauer am Schloßfenster hatte, wie vergessend, den Atemzug unterlassen, nun schöpfte er einmal tief und schwer nach Luft. Höher jauchzend als zuvor schmetterte die Nachtigall ihre Flötentöne durch die abendlich werdende Stille, und König Christian der Siebente von Dänemark saß wieder unbeweglich, auf ihr jubelndes Hochzeitslied horchend.

Spät erst, als die Dämmerung schon in Nacht übergegangen, kehrten die Königin Karoline Mathilde und Graf Struensee von ihrem Spazierritt zurück; ein unbegreifliches Versehen hatte stattgefunden, ihr Gefolge sie durch zu langsames Nachreiten aus den Augen verloren und im Wald einen falschen Weg eingeschlagen. Eine tadelnswert nachlässige Achtlosigkeit war's, doch die junge Herrin nahm den Vorfall nur als lächerlich auf; in ihrer Art lag's nicht, über einen Mißgriff von Untergebenen in Entrüstung zu geraten, so zeigte sie sich auch diesmal nicht ungehalten.

Am anderen Nachmittag meldete sich der Junker Kai Bogwisch wieder zum Vorlaß bei dem Kabinettsminister, der ihm ein Blatt mit den Worten reichte: „Ich habe Ihr Gesuch vom König durch seine Unterschrift bewilligen lassen.“ Etwas seltsam-unverhohlen klang's, aber Graf Struensee schien nicht in der Verfassung, bedachtsam abzuwägen, was er sagte; in seinen Augen lag es wie der Glanz eines im Rausche Sprechenden. Der junge Adelige stattete seinen Dank ab, dem er nachfügte: „Darf ich Eurer Excellenz einen Rat erteilen?“ Verwundert antwortete der Minister: „Sie mir? Welchen Rat?“ — „Einem Bauernburschen einen Handdienst nicht mit einem Goldstück zu lohnen. Er hat sich natürlich gestern abend dafür betrunken und in seinem Schnapstaumel tolles Zeug geschwätzt.“ — „Was für Zeug?“ — „Daß er absichtlich das Hedthor vor dem Gefolge Ihrer Majestät nicht wieder aufgemacht hätte, damit es anhalten müsse und nicht schnell nachkommen könne.“

Struensee sah dem Sprecher einen Augenblick ins Gesicht, dann lachte er heiter auf. „Warum sollte der Bursch sich nicht auch einen guten Abend machen, wenn's ihm dazu

in die Mühe fiel? Der Mensch sucht nach Glück, und dieser findet's im Schnaps. Weshalb er ihnen den Bissen gespielt hat, weiß ich nicht, das können sie mit ihm abmachen. Aber was Leute schwagen, ist mir gleichgültig, auch wenn sie nicht betrunken sind.“

Graf Friedrich von Struensee brach ab, sah den vor ihm Stehenden wieder an und setzte hinzu: „Doch Sie suchen auch nach Glück, Junker, und auf dem Weg dazu braucht man ein gutes Pferd. Das fehlt Ihnen wahrscheinlich vorderhand, nehmen Sie's von mir für Ihren Rat.“

Er trat an den Schreibtisch, nahm eine gefüllte Seidenbörse daraus hervor, die er in die Hand Kai Bogwischs legte. Dazu sprach er kurz noch: „Gute Reise in den Wüstenland! Kommen Sie einmal nach Kopenhagen, so lassen Sie sich wieder bei mir melden und erzählen mir von den Wilden dort. Wenn sie sprechen, sollen sie belten wie die Hunde; Tuten sind's, Dänen. Bellende Hunde beißen nicht.“

Das letzte sagte der Übermütige wieder mit einem heiter lachenden Ton, seine Hand machte, einem Souverän gleich, eine leicht verabschiedende Bewegung, und der Junker Kai Bogwisch war entlassen. Sich verbeugend, ging er, doch murmelte er vor der Thür zwischen den Zähnen: „Bist du so sicher, daß ich dich in Kopenhagen wieder antreffen würde?“ Draußen wägte seine Hand unwillkürlich einmal die Börse; Gold blinkte durch ihre Maschen, und sie fühlte sich gewichtig an. Er war mit seinem Gesuch an einem günstigen Tag gekommen, dankte es diesem, daß er zu seiner Ernennung als Mitglied der Bewaldungs-Kommission noch die reichhaltige Wegzehrung empfangen hatte, wie der Bauernbursche gestern den Dukaten in der Mühe aufgefangen; freilich dem allmächtigen Minister stand alles Gold Dänemarks zu Gebot; wenn er in gehobener Stimmung war, teilte er nach seinem Gefallen freigebig davon aus. Und der junge Wittsteller mußte ein solches Gefallen bei ihm erregt haben; in der Erscheinung wie im Benehmen erinnerte er ein wenig an ihn, nur trugen seine Züge ein unverkennbares aristokratisches Gepräge, und Friedrich Struensee war der erste seines Titels, Standes und gräflichen Geschlechts. In der An-

nahme der Unterstützung dagegen bewies er sich nicht aristokratisch heikel; Geld that ihm not, und er nahm's, von wem es kommen mochte. Seine Jugend hatte schon ein wildes Leben hinter sich, dem indes seine kräftige Körperbegabung besser widerstanden als die des Königs Christian, doch sein väterliches Erbteil war ihm dabei unter den Händen weggeschwunden, nichts übriggeblieben als eine Anwartschaft auf unbestimmte Zukunft. So hatte er sich um die Mitanstellung bei einer ausgewählten Zahl von tüchtigen Männern beworben, die der Minister zur Zeit nach dem Westen Jütlands aussandte, um praktische Versuche zu unternehmen, ob die endlosen Strecken der öden Ahlheide dort durch Bepflanzung mit Bäumen nutzbar zu machen seien. Als Knabe auf einem Rittergut herangewachsen, besaß Kai Bogwisch in Dingen der Forst- und Landwirtschaft einige Kenntnis, auf die sein Besuch sich bezogen. Wie die Deutschen überhaupt, begünstigte Graf Struensee auch den holsteinischen Adel vor dem dänischen, kam ihm willfährig entgegen, doch den Ausschlag mochte der günstige Tag gegeben haben, an dem der Junker auf Mølleberg eingetroffen war. Nun sah er sich nicht nur eines guten Gehaltes versichert, sondern obendrein ausgiebig mit den Mitteln zum Antritt seiner Reise versehen, begab sich am folgenden Tage nach Kiel, wo die Mitglieder der Kommission zusammenkamen. Sie sollte zuvörderst ihren Standort im Städtchen Ribe nehmen und von dort aus ihre nächste Aufgabe, die Untersuchung und Bepflanzung des südwestlichsten Teiles von Jütland, beginnen, um allmählich weiter nach Norden vorzuschreiten. Die Zurüstungen erheischten mehrere Wochen; ein Ausbruch wie in ein unbekanntes, erst neu zu entdeckendes Land war's. Mit Ribe endete die bewohnte Welt; von dem, was auf kurze Entfernung drüber hinauslag, hatte keiner je etwas gesehen, nur gehört, daß dort die Ahlwüste mit da und dort im Sand verstreuten Hütten von belfernden Halbwilden ansehe.

* *

Lang waren jetzt die Tage auf Fanö und kurz die Nächte. Nach keiner Richtung be-
schränkt, spannte sich das Himmelssdach un-

ermesslich über der Insel aus, und bei heiterer Luft begann der östliche Horizont sich schon vom Frühlicht zu färben, wenn kaum um zwei Stunden zuvor am westlichen noch ein letzter roter Streifen geblinzt hatte. Doch waren die blauen oder weißlich verschleierten Tage seltene Ausnahmen, der Frühling besaß hier kein Heimatsrecht, ward nur auf Stunden zu Gast geduldet und verschwand wieder gleich einem aufgeschreckten Vogel. Schwere Wolken jagten ihn von dannen, die aus unerschöpfbarem Vorrat die Westsee heraufbrachte, wie eine trabende Herde, sauchend und knurrend, trieb sie der Wind. Zuweilen zog ihr grau=endloses Gewimmel tagelang ohne Tropfenfall vorüber, breitete nur eine bleierne Decke über Wasser und Land. Aber scheinbar ohne Grund verwandelte sich plötzlich die Wolkenlaune, und prasselnde Regensmassen stürzten herunter, als schlage die Flut über den Dünen zusammen. Sie machten den Sand nicht fruchtbar, er trank sie unveränderlich ein, lag nach wenigen trockenen Stunden wieder ausgedörrt da; doch auch die wetterfestesten Schiffer und Fischer baunte nicht selten der verstehende Himmelschoß unthätig unter's Dach. Dann erschien das Dorf wie von allem Leben verlassen, das Tageslicht war wie Abenddämmerung, und die Nächte waren trotz dem Junimonat schwarz.

Wetterkundigkeit aber sog jeder auf Fanö von Kindsbeinen an in sich ein, und auch Edina Bollleß wußte genau zu bemessen, ob der düstere Himmel mit Regenssturz drohe oder nur ein nebelndes Gewoge bis nah auf den Boden herabsinken lasse. Bei solchem stand sie nicht von ihrer Gewohnheit aus Kinderzeit her ab, am Nachmittag zur Ebbezeit allein weit aufs Watt hinauszugehen; der Sommer, der es verstattete, war so kurz, für sie gab's von jeher nichts, was sie mehr anzog, und in diesem Jahr gesellte sich ihr ein neuer Antrieb hinzu. Die Ebbe trat nicht heut wie gestern, sondern mit jedem Tage ungefähr um drei Viertelstunden später ein, so verschob sich danach der Fortgang Edinas, abwechselnd mußte sie auch den Morgen für ihn wählen. Stets schlug sie jetzt über den Läggesand die Richtung nach Süden ein, durchquerte die Priek zu den ihr bekannten Furtstellen und sah lange

schon aus der Ferne einen dunklen Punkt von der Fläche aufragen. Das war Alef Enewalds, der täglich um die Stunde der tiefsten See auf den Steinen der versunkenen Katharinentapelle saß und dem Schrei der Möwen über sich zuhörte. Sein Gesicht war dem Turm von Sönderhøe und der gegen ihn Herannahenden zugewandt, bis sie an das letzte breite und tiefe Friel seinem Sitz gegenüber kam. Dann wandte er den Kopf ab, bis sie die Furt durchschritten hatte und ihre Stimme dicht hinter ihm erklang. Bei dem Ton stand er auf, reichte ihr die Hand, und sie setzte sich neben ihn auf einen Stein.

So war's zum erstenmal einige Tage später geschehen, seitdem das Mädchen von der Flut genötigt worden, Unterkunft auf Manö zu suchen, und so hatte sich's danach an jedem nicht regenschweren Tage wiederholt. Wie bei jenem ersten Mal ohne eine Verabredung; wenn sie voneinander gingen, fiel kein Wort zwischen ihnen, das von einem Wiederkommen sprach. Doch der Seele Edinas hatte sich ein Drang bemächtigt, Alef Enewalds aus seinem schwermütigen Sinn aufzuheitern, und er wich ihr nicht aus, fand sich täglich, obwohl er wußte, daß sie kommen werde, auf dem Platz ein. Niemand nahm sie beisammen gewahr, oder wenigstens reichte kein Blick zum Erkennen bis hierher; aber wäre es möglich gewesen, so hätte sich kein Mund drüber aufgethan, daß ein Friesenmädchen auf dem einsamen Sand mit einem jungen friesischen Manne zusammenkam und während der Tiefebb'e eine Stunde bei ihm verweilte. Wenn die beiden Gefallen dran fanden, miteinander zu sprechen oder zu schweigen, ging es niemand sonst an, und ein Mißtrauen, daß Unziemliches geschehen könne, war auf der Insel so unbekannt, wie es ihnen selbst mit keinem Gedanken den Sinn berührte.

Edina hatte in den ersten Tagen versucht, Alef Enewalds zu bereden, daß er einmal mit ihr nach Fanö hinübergehen und an Holuf Brams einen besser für ihn geeigneten Umgang als an Alf Tøken und Silke Sibolds kennen lernen solle. Doch war sie bald von der Wiederholung abgestanden, denn er setzte ihr ein verneinendes Kopfschütteln entgegen. Sein Gemüt scheute vor jeder Zusammenkunft mit Menschen zurück, nur an die mit Edina

Vollkess hatte er sich gewöhnt. Oft saßen sie geraume Zeit schweigend, aber danach sprachen sie hin und wieder, und sein inneres Wesen trat dabei mehr und mehr aus ihm hervor. Merkbar war's, daß er als Knabe in Husum die Schule besucht habe, er besaß mancherlei Kenntnisse, von denen auf Fanö außer Holuf Brams und Edina aus dem Munde desselben niemand wußte. Doch was er als Schüler gelernt, bildete nur eine Grundlage, auf der er aus sich selbst mit eigenem Nachdenken und Empfinden weiter gebaut hatte. In seiner Abgeschlossenheit mußte er über Welt und Leben, ob er gleich wenig davon kannte, viel nachgesonnen haben und alles um ihn her ihm zum Lehrer mit stummredender Zunge geworden sein.

Auch seine Genossin auf dem alten Steine hatte von jeher für die Dinge der Natur um sie andere Augen und Ohren gehabt als die übrigen Inselkinder, doch ging aus den Gesprächen mit Alef Enewalds ihrem Blick und Gehör noch täglich Neues auf. Für ihn gab's in der Natur nichts Totes, sondern alles beseelte sich in seiner Vorstellung und aus seinem Munde zum Leben. Die wandernden Wolken, die Flut, die öden Sande; sie wurden zu unermesslichen Herden, die der Wind von fremden Ländern her zu anderen unbekannten Landen vorübertrieb, manchmal scholl ihr Gebrüll bodenererschütternd aus der Höhe herab. Die rollende Flut redete mit tausend Zungen zu ihnen hinauf, wer einsam drauf horchte, verstand ihr Raunen und ihr Rauschen. Und auch die Sande waren nicht stumm, sie sprachen von allem, was sie ehemals auf sich gesehen und gehört, den verschwundenen Dörfern, dem mit ihnen versunkenen Leben; da und dort, die Hand Alef Enewalds deutete, als ob seine Augen sie noch gewahrten.

Um die beiden liefen auf den Watten die suchenden Strandvögel, rufend jagten die Möwen und Seeschwalben drüber hin. Wohl hundertfältig an Art, waren sie ihm alle vertraut, nach ihren unterscheidenden Merkmalen, ihrem Wesen und ihren Stimmen; wo er aus der Knabenzeit her keinen Namen für sie wußte, hatte er selbst ihnen solche gegeben. Und er verstand, was sie unaufhörlich durcheinander riefen, was alles als bewegende Triebkraft in sich trug. Es war

der große Drang, mit freiem Flügelichlag zu leben, ihr rasch vergängliches Dasein in der Sonne und im Sturm voll, beglückt und herrlich zu genießen.

Dies Gefühl und diese Erkenntnis beherrschte Alf Enewalds in sich, aber für ihn selbst waren sie ihm nicht beschieden, Lebenstrieb und -kraft seiner Seele früh gebrochen und schwingenlahm geworden. Doch wollte es Edina Volkfess fast mit jedem Tag bedünken, daß sie nicht nutzlos hierher komme; ihr erschien's, sein Trübsinn falle zuweilen für längere Dauer von ihm ab, und seine Teilnahme an dem, wovon er spreche, werde lebhafter. Meistens kam's ihr vor, wie in einem Flug sei's vorübergegangen, daß sie zugehört und selbst gesprochen und die zur Heimkehr mahnende Zeit gekommen, damit sie noch bei der Ebbe die Insel erreiche. Dann wartete er wieder abgekehrt, bis sie das Briel durchkreuzt hatte, danach winkten beide von hüben und drüben noch einmal kurz mit der Hand. Froh ging das Mädchen zurück, sich auf die Wiederkehr am nächsten Tag freuend; wenn sie dann und wann den Kopf wandte, stand Alf Enewalds fern und ferner als ein dunkler Strich gegen den Himmelsrand. Ihn bekümmerte das Wiederanstiegen des Wassers nicht, er blieb noch bei den Steinen, so lange, schien's ihr fast, bis sie an den Dünenstrand gelangte. Gewiß ließ sich das zwar nicht erkennen, denn von Janö aus war's zu weit, um noch etwas von Menschengröße wahrzunehmen.

So gingen die Tage gleichmäßig hin, bis der Anfang des Juni über eine Woche lang beinahe ununterbrochenen Regen brachte, so daß auch durch die Luft eine beständige, ebbelose Flut dahibrauste. Das ließ keine weitere Wanderung als zwischen den Häusern des Dorfes zu, erst ein Morgen zeigte über Nacht eingetretene Besserung des Wetters, aus Wolkenstücken sahen hie und da blaue Himmelsstücken herab. Um die Zeit der Vormittags Ebbe war's, und beim Tiefer sinken des Wassers begab Edina sich zum erstenmal wieder auf die Watten hinaus. Zwar glaubte sie kaum, daß Alf Enewalds bei den alten Steinen sein werde, zu erblicken war auch noch halbwegs nichts, denn ein nebelnder Dunstschleier lag über dem Sand. Doch er zerging, der Himmel blaute

mehr und mehr auf, und plötzlich tauchte die unsichtbar gewesene Gestalt über der Fläche in die Höh. Nicht sitzend wie sonst, sondern Alf Enewalds stand aufgerichtet und schon erkennbar war's, daß er sein Gesicht Janö zugewendet halte. In dieser Stellung verblieb er, bis das Mädchen an den Brielrand gelangte, rief der Anhaltenden entgegen: „Ich hatte nicht geglaubt, daß du heut kommen würdest.“ Sie antwortete: „Und ich nicht, daß du hier wärest.“ Danach schritt sie ein wenig seitwärts zur Furtstelle, blieb vor dieser jedoch stehen und sah ihn verwundert an. So standen sie sich wie an dem Tag gegenüber, als sie, von der Flut gedrängt, an den Strand von Manö gewollt, und er sagte wie damals: „Ja, da ist's — erkennst du's nicht?“ Sie erwiderte: „Willst du denn heute nicht, daß ich auf dem Stein bei dir sitzen soll?“ Sein Blick haftete verständnislos auf ihr, aber dann schlug ihm plötzlich eine Rote übers Gesicht, und er that hastig, was er zum erstenmal vergessen gehabt, drehte sich um, und Edina durchschritt nun hurtig das Wasser. Doch auch, als sie zu ihm hinantrat, blieb er noch abgekehrt stehen, entgegnete auf ihre Anrede in einer halbverworrenen Weise: „Ja, ich dachte nicht, daß du kämest — der Himmel trägt — es war so lange Zeit vergangen, seitdem ich dich nicht mehr gesehen.“ Er hatte sich jetzt umgewendet, aber seine Augen streiften wie mit einer Scheu an ihr vorbei; sie fragte unwillkürlich: „Was hast du? Ist's dir nicht gut?“ Darauf versetzte er rasch: „Ganz besser als je; so wie mir's in meiner Anabenzeit war.“ Aus den Worten klang's, als habe es ihn schreckhaft überkommen, nachdem, was er gesagt und gethan oder unterlassen, könne sie denken, in seinen Kopf sei wieder etwas Irres zurückgeraten.

Nun saßen sie wie sonst beisammen, anfänglich nur kurz hin und her redend, dann aber sprach er lebendiger und heiterer, als sie's noch je bisher von ihm vernommen, so daß ihr kein Zweifel hätte bleiben können, sein Geist sei von ungetrübter Klarheit, und auch von seinem Gemüt erschien der Druck heute fast wie abgefallen. Schneller als sonst noch verging die Stunde, das Mädchen mußte der Bereitung der Mittagstisch für den Vater gedenk sein. Alf Enewalds sah

über sich auf, schüttelte den Kopf und sagte: „Morgen werden wir nicht hier sein, vielleicht wieder lange nicht, die Besserung ist nur Schein. Das Hinjagen der kleinen Wollen im Blau kündet's, und wenn du aufhörst, sagt's auch der Vogelschrei. Wenn die Sonne durch den Mittag gegangen, bereitet sich Sturm; die Möwen fühlen ihn schon, und wir hatten gestern vollen Mond, ob er auch nicht sichtbar war. Es wäre schön, hier einmal in seinem Licht bei der Ebbe sitzen zu können, ich that's schon einmal. Aber du sollst es nicht, Edina Volkles, bei Nacht darfst du dein Haus nicht verlassen und nicht hierher kommen. Du mußt jetzt gehen; ich danke dir, daß du nicht vor dem Trughimmel Furcht gehabt hast. Märchen sagen, ein Mädchen könne seltsame geheime Wunderkraft üben, mit ihr böse Geister bezwingen. Als Knabe glaubte ich an die Märchen, und ich thu's noch. Wenn du es willst, hast du vielleicht Macht über das Unwetter, daß sie es eilig vorüberjage und die Sonne morgen doch wiederkehrt.“

Zum erstenmal war's, daß sie ein Scherzwort aus seinem Munde gehört; er begleitete sie bis an die Furt, hielt an dieser, ihre Hand zum Abschied erfassend, an und sagte noch: „Der Turm von Sönderhøe liegt heute besonders hell, das deutet auch auf seuchte Lust. Aber in letzter Nacht sah ich ihn im Traum und noch deutlicher; da klopfte mir das Herz, daß ich aufwachte.“

Etwas wie zaudernd, beinahe leicht stotternd, hatte er's zu sprechen begonnen, dann den Schluß hastig nachgefügt. Nun wendete er sich um und blieb so stehen, auch als sie die Furt durchschritten. Sie rief ihm von drüben noch einen Gruß zurück, aber er entgegnete nicht darauf, ging abgekehrt wieder den Steinen zu. Edina war das letzte, was er gesagt, nicht verständlich geworden; erst

als sie schon eine längere Strecke auf dem Läggesand zurückgelegt, kam ihr ins Gedächtnis, was er von dem weißgrau wie Eisschollen aufragenden Schobüller Kirchturm erzählt hatte. Daß es ihm das Röstlichste in seiner Knabenzeit gewesen sei, dem mit der Erwartung, zu seinen Eltern zu kommen, entgegenzugehen; wenn er ihn nachts im Traum gesehen, habe ihm das Herz geklopft, daß er davon aufgewacht. Darauf bezog sich seine letzte Äußerung, denn er hatte später gesagt, manchmal gegen Abend in der schrägen Sonne sehe der Turm von Sönderhøe so über die Düne her wie der von Schobüll. So war's begreiflich, daß ihm heut nacht im Traum bei dem Anblick das Herz zu klopfen begonnen; nun verstand Edina Volkles, was seine Worte gemeint. Sie wußte sich nicht zu sagen, warum, doch es machte sie frohsinnig, daß auch der Turm ihres Dorfes solche Wirkung auf ihn im Traum üben konnte. Dabei fiel ihr sein Scherzwort beim Abschied ein, daß er ihr eine märchenhafte Wunderkraft zumesse, ein herandrohendes Unwetter schnell vorüberzuschleichen. Daraus klang's hervor, sie suche ihn nicht vergeblich bei den Steinen auf, sondern komme dem Ziel, das sie sich vorgesetzt, näher, denn am ersten Tag hätte sie sich nicht vorzustellen vermocht, es könne je ein Scherz über die Lippen Ales Enevalds geraten. Und einen Augenblick war's ihr, als fühle sie wirklich die Macht in sich, die er ihr zutraute. Lachend hob sie beide Hände gegen den Himmel auf und rief laut: „Sturm flieg vorbei! Sonne komm morgen wieder!“ Das war wohl närrisch, doch zugleich auch freudig wie in einem Traum überkommend, sich der Empfindung hinzugeben, als wohne ihr solche geheime Kraft inne, und mit einem Paar behender, rotichnäbliger Musternfischer um die Wette lief sie weiter den weißen Dünen von Fanö entgegen.

(Schluß folgt.)





















Western
Deutsch









lisches und italienisches Wesen in sich verschmolz, den Stil wiederfand, den Shakespeare und die Elizabethiner und Dante und Michelangelo gehabt, für den aber die Folgezeit mehr und mehr den Sinn verloren hatte. Und Rossetti war es, der wieder „die Kunst die Hände falten lehrte“ und so, am Ende einer durch Hegels Philosophie über ihren Materialismus getäuschten, dem Namen nach romantischen Zeit, zugleich aber am Anfange einer Periode wiedererwachter, nun tiefinnerlichen Sehnsucht nach dem Über-sinnlichen stehend, eine neue Mystik inaugurierte, der den Symbolen ihre wahre Bedeutung wiedergab, so daß sie wieder „natürliche Dinge in einem großen Spiegel gesehen“ wurden, wie Leonardo da Vinci schreibt. In seinen Sonetten wie in seinen Bildern finden wir alle Keime der modernen Kunst. Moderne Kunst in diesem Sinne ist die Dichtung der jungen Holländer, die 1880 auf den Plan traten und endgültig mit der Tradition, die ihr germanisches Volk an das gallische Frankreich band, brachen.

Als Vorläufer der neuen Richtung gelten in Holland Marcellus Emants, dessen beide Epen „Lilith“ und „Götterdämmerung“ auch ins Deutsche übertragen wurden, der allzu früh gestorbene Jacques Perk, ein hervorragender Sonettist, und Helene Swarth, die neben der Polin Marya Konopnicka und der schnell berühmt gewordenen Uda Regri wohl die bedeutendste lyrische Dichterin unserer Zeit ist. Zugleich mit diesen trat in Belgien der Blame Pol de Mont auf, dessen Idyllen und erzählende Dichtungen Albert Möser den deutschen Literaturfreunden vermittelte, wohl der bekannteste aller niederländischen Dichter, voll unerschöpflicher Phantasie, größter Formenreinheit und hohem Stilgefühl. Die eigentlichen Erfüller aber sind Willem Kloos, Herman Gorter und Frederik van Eeden. Als sie auftraten, nannte man sie Dekadenten, aber schon heute gelten sie als Klassiker im modernen Sinne.

Willem Kloos und Herman Gorter, Talente von einer nahezu eigensinnigen Originalität, Subjektivisten in äußerster Konsequenz, fast ausschließlich Lyriker, werden bewundert und gelobt, aber wenig gelesen und noch weniger ganz verstanden; die tausend

Schönheiten ihrer Werke enthüllen sich nur einem Dichter. Frederik van Eeden dagegen ist der Liebling der Holländer, und zwei seiner Bücher liegen schon in vierter Auflage vor, was in dem kleinen Lande viel sagen will. Auch über die Grenzen seiner Heimat ist sein Ruhm gedrungen, obwohl nur sein Erstlingswerk bisher übersetzt erschienen; es genügte, dem Dichter allenthalben Freunde zu erwerben.

Frederik van Eeden ist 1860 zu Haarlem geboren. Er studierte Medizin, promovierte 1886, begab sich hierauf nach Nancy, um hier in der berühmten Liebaultschen Schule das hypnotische Heilverfahren eingehend kennen zu lernen, und gründete bald nachher in Amsterdam eine Klinik für Psychotherapie, von deren Leitung er jedoch anfangs der neunziger Jahre zurücktrat, um in dem kleinen schönen Bussum, dem Wohnort Herman Gorters und anderer nordniederländischer Schriftsteller, das stille Leben eines Dichters und Menschenfreundes zu leben. Pol de Mont schreibt von ihm: „Zu ihm kommt, sagt man, wie zum alten König David, jeder Mann, der eine Last trägt, und jeder Mann, der einen Gläubiger hat. Unentgeltlich heilt er seine Kranken, pflegt er die Alten, die Hilflosen, heilt, sagt man, wohl die meisten durch die wunderbare Kraft, die Gott ihm mehr als jemals einem anderen Dichter verlieh, — den heiligen Strom des Magnetismus, dessen Geheimnisse er erprobt und ergründet hat. Denn auch als Arzt gehört er zu den vortrefflichsten . . .“ In den letzten Jahren machte Frederik van Eeden, wie er mir selbst gelegentlich mitteilte, durch die Gründung einer sozialistischen Kolonie viel von sich „reden und schreiben“. Eine Schrift über „innere Kolonisation“ erscheint in diesem Jahre.

Schon als Student in Amsterdam ertara der Dichter mit Lustspielen, die an verschiedenen Bühnen des Landes aufgeführt wurden, schöne Erfolge, aber erst mit dem „Kleinen Johannes“ trat er in die „hohe Literatur“ ein. Diese symbolistisch-realistische, märchenwahre Prosadichtung war das erste Werk, das in der 1885 von Frederik van Eeden, Willem Kloos und anderen Jungen gegründeten modernen Zeitschrift *De nieuwe Gids* (Der neue Führer) erschien, seither ist

noch manche andere Dichtung Frederik van Eedens zuerst in diesem vornehmen Blatte an die Öffentlichkeit getreten.

„Der kleine Johannes“ liegt schon in einer guten Übersetzung vor,* ich kann mich darum auf wenige Worte über dieses eigentliche Erstlingswerk Frederik van Eedens beschränken. Es ist die Geschichte des Menschen, der in seinen Jugendträumen glücklich war, in seinem Streben nach Erkenntnis aber tiefsunglücklich wird. Die seine Naturbeseelung erinnert an Andersen und Jacobsen, die größten dänischen Dichter des neunzehnten Jahrhunderts. Auch Jacobsen studierte Naturwissenschaften, und dadurch mögen seine Augen sehend geworden sein und scharf genug, um das Kleinleben der Natur beobachten zu können. Jede Blume hat bei Jacobsen Individualität, Frederik van Eeden hingegen schildert hauptsächlich die Tiere. Windelind, ein zarter Freund aus dem Elfenreich, macht den kleinen Johannes mit all den vielen Geschöpfen der Wiesen und Dünen und Wälder bekannt, und überall erkennt der junge Träumer, wie alles Häßliche im Wesen der Tiere in noch viel höherem Maße den Menschen eignet, so daß er zuletzt ganz betrübt ist über sein Menschentum. Sein Unglück aber ist, daß er mit dem Zwerge Wüßt'ich bekannt wird. Statt Windelind wird der hagere, großköpfige Klauber sein steter Begleiter, und dieser führt ihn zu Doktor Biffer, für den alles, was er vornimmt, zu Biffen wird. Je mehr Johannes in die Weisheiten, die Doktor Biffer ihn lehren kann, eindringt, desto dunkler wird es um ihn; er verzehrt sich in Sehnsucht nach Windelind. Nach unendlichen Leiden, schauerlichen Erkenntnissen steht Johannes eines Abends auf der Düne, dem Meere zugewandt. Langsam naht ein Mensch, der ruhig über die abendfeurigen Wasser schreitet, ernst und still herankommt.

„Wer bist du?“ fragt Johannes. „Bist du Jesus, bist du Gott?“

„Kenne jene Namen nicht,“ sagt der Mensch, „einst waren sie rein und heilig wie Priestergewänder und köstlich wie nährendes Korn, aber sie wurden zur Narrenkleidung für die

Thoren. Wer mich zu kennen wünscht, der werfe jene Namen von sich und höre auf sich selber.“

Dann weist der Mensch auf den Feuerweg über das Wasser der Sonne zu: „Sieh, dies ist der Weg nach allem, was du ersehnt. Einen anderen giebt es nicht. Dort,“ und er zeigt zum dunklen Osten, „wo die Menschheit ist und ihr Weh, dort ist mein Weg. Nicht das Irrlicht, das du gelöscht hast, sondern ich werde dich begleiten. Sieh, nun weist du es. So wähle!“

Und Johannes geht mit seinem Begleiter „dem frostigen Nachtwinde entgegen, den schweren Weg nach der großen, finsternen Stadt, wo die Menschheit war und ihr Weh.“

So endet das Märchen, wie man sieht, in gewissem Sinne socialistisch. Ob eigentlich christlich, läßt sich bezweifeln, wenigstens nicht christlich dem Namen nach, denn „der Mensch“ weist die Namen Gott und Jesus zurück.

Eine Fortsetzung des „Kleinen Johannes“, die schon die Schlußworte erwarten ließen, erschien erst 1892 unter dem Titel „Johannes Viator, ein Buch von der Liebe“. Der gereifere Dichter erzählt hier die weitere psychische Entwicklung seines Helden, der nun in der Stadt, wo die Menschheit ist und ihr Weh, durch Leid und Liebe zur Klarheit kommt. „Johannes Viator“ ist noch mehr autobiographisch als „Der kleine Johannes“ und darum auch an vielen Stellen dunkel, eines jener Bücher, die Dichter nur für sich schreiben, in denen sie die tiefsten Geheimnisse ihrer Seele mehr nur andeuten als offenbaren, die ihnen darum vor allen anderen teuer sind, auf die Menge aber nicht zu wirken vermögen.

Zwischen den beiden Johannesdichtungen entstand „Ellen, ein Lied vom Schmerz“, Frederik van Eedens Hauptwerk, 1891 zum erstenmal, seither schon in vierter Auflage erschienen. Im „Kleinen Johannes“ herrscht noch die leise Ironie des jugendlichen Lustspiieldichters, erst im zweiten Teile überwiegt das Mitleid mit den leidenden Menschen. Vielleicht haben die Studien in Raach dem Dichter die ganze Fülle menschlichen Elends enthüllt, so daß ihm fortan der Schmerz etwas Heiliges, etwas Göttliches ist. Er ward

* Bibliothek der Gesamtlitteratur. Otto Hendel. Nr. 609/610.

Mytiker und lehrte als solcher zum positiven, wenn auch nicht dogmatischen Gottes- und Christusglauben zurück. Als nähme „Ellen“ den Schlußgedanken vom „Kleinen Johannes“ auf, so beginnt es damit, daß „eine Stimme“ von Christus singt, der „als göttlicher Verbannter“ durch die Welt geht, „in fremdem Volk ein fremdes Kind“, und wie ein liebendes Weib dem starken, nie erhofften Manne sich hingiebt,

So sanft seine stolze Seele, die ganz
Nun hin sich gebende, froh erblühende,
Jauchzend über den schönen Glanz,
Und lüfte das Feuer, das scharfe, weißglühende.

In dieser Leidensfreudigkeit ist Christus das Vorbild Ellens, die der Dichter liebt. Der erste Gesang schildert die zarten reingeistigen Empfindungen des Liebenden in der Nähe der Geliebten:

Dich sehn — ist gehn in großem Paradies,
Das ohne Anfang, ohne Ende ist,
Das all das Leben, all die Welt mir frei
Vom Denken macht, von der Erinnerung
An das, was war, an das, was kommen mag.
Blumen blühen mir zu Füßen, Berge sehn
Blau unterm Himmelblau und schließen aus
Die einst gekannte Welt, — meine Gedanken
Gehn weiter nicht, als wo dein Wesen ist
Und lebt, dein benedictes Nahsein, wo
Der Glanz von deinem Antlitz fällt, — dein Fuß
Im Lichtkreis wandelt dieses Wunderscheins.

Andächtig schau ich, ganz auf dich geheftet
Sind meine Augen. O beweg die weißen,
Die schlanken Hände nicht! Das ist, als gößest
Mein Haupt, mein Herze, meine Seele du
Mit starken Fäden, die mir schmerzlich sind.

O Liebste, Liebste, du bist meiner Welt
Schneeweißer Mittelpunkt, und steh, in dir
Bereinen meines Lichtseins Strahlen sich.
Du, Liebste, bist mein blühend Ackerland,
Ob dem weit Gottes blauer Himmel strahlt;
Hoch spricht das herrlich goldne Korn in Ähren —
O deine herrlich goldnen Worte sind's!
Und drin der Blumensterne Himmelblau, —
Der heiligen Liebe Gottes blaue Funken.
Ich geh auf schmalen Pfad, im Herzen Sommer,
Leicht ist mein Fuß, die Ähren streifen mir
Die hoffend offenen Hände, und ich summe:
Wie ist die Sonne licht! mein Lieb wie gut!

Eine stete Furcht vor der Sinnlichkeit beherrscht den ersten Gesang, sie regt sich aber doch, wenn auch erst nur in der Klage, daß Ellen den Tod so lieb hat, der ihr die Lippen bleich küßt, dem nichts ihr Lachen ist und den selbst ihre Thränen nicht rühren, eine Klage, die zuletzt in die Frage ausbricht:

Hast du mich denn nicht lieber, der sie einst
In Seelenangst dir von der Wange küßte?

Was hat er, Lieb, das ich nicht geben kann?
Ist dir sein Schweigen lieber denn mein Reden?
Ist er nicht grimm und düster, dürr und hart,
Erbarmungslos und voller Eigenjucht?
Kannst du dies Ungeheuer lieben, sprich,
Da mich du hast, der sein reinst-brennend Licht,
Der sein schönst-blühend Leben ganz will geben,
Und der dich segnen wird, so du es nimmst?

In dem „Intermezzo“, das diesem ersten Gesang folgt, bricht die Flamme der Sinnlichkeit voll aus, verzehrend, aber doch gebändigt durch die Trauer über sie, darum noch quälender und heißer. Erst allmählich schwindet die Begierde, und nichts bleibt von ihr als der sanfte Wunsch:

O könnt ich barm um deine liebe Seele
Für stets, mein Schatz, ein hohes Haus von Frieden!

In dieser Ruhe nach dem Sturm wird dem Dichter die Gewißheit, daß Ellen sterben muß, und nun sieht er, wie sehr sie leidet. Ihr Leiden wird ihm eine harte Anklage wider Gott, der es zuläßt, zugleich aber — und darin ist von Eeden ganz Mytiker — eine Theodicee. In den neun Sonetten des zweiten Gesanges entwickelt sich dieser Gedanke, daß das Leiden notwendig ist und zur Verherrlichung Gottes dient, der selbst einst alles Leiden der Welt auf sich nahm und dessen „Name“ (im Sinne der Bibel „Wesen“) Leiden ist. Ich citiere eines dieses Sonette:

Aus deinen Schmerzen ward mir Sicherheit:
Gott ist ein Gott von Leiden, nicht von Lust,
Ein Mann der Schmerzen; küßt er dich, so magst
Du bluten aus viel Wunden tief und breit.

Dich liebte er, mein Lieb! Drum allezeit
Erfüllt er dir mit neuem Weh die Brust.
Der Allschmerz wurde sich in dir bewußt, —
Schönste Zalamation von Gottes Leid.

Wär dies nicht, — wär ein Gott nur denkbar, der
So zuden ließ die stillen Dunderzüge,
Den zarten Leib mit Peinen schlug so schwer,

Allmächtig selig selbst auf seinem Thron, —
Ich fluchte ihm als hassenswerter Lüge
Und böte seiner grausen Allmacht Hohn!

Trotz aller Erkenntnis aber geht des Dichters subjektives Empfinden nicht ganz in ihr auf, was ja nur im Zustande der mystischen „Vergottung“, in höchster Verzückung der Fall sein kann, und darum spricht aus den vier schönen „Nachtliedern“, die von Eeden selbst feinsüßlich vertont hat, wieder eine Klage über das Leiden, eine sanfte Lebensmüdigkeit:

Nun wär ich lieber ferne, fern
Bei meinem Herrn, bei meinem Herrn
Und möchte lieber schlafen.
Das Leben ward mir gar zu schwer,
Nichts giebt es mehr, was ich begehrt,
Den so viel Jährden trafen.

Doch werd ich, weh mir, nicht gefragt,
Ob mir's behagt, ob mir's behagt,
In solchem Leid zu leben,
Umsonst sucht Gründe allerwärts
Für solchen Schmerz das arme Herz,
Noch muß ich weiter streben.

Doch mein Gemüt in trüber Pein
Wird immer schreien, wird immer schreien
Im Mitleid und Erbarmen, —
Ob doch zum Lamm der Hirte käm
Und wie vordem es zu sich nähm
Und trüg in sichern Armen.

In ihrer Einfachheit erinnern diese „Nachtlieder“ an die volkstümliche Dichtung der Niederländer in alter Zeit, deren Sprache auch in ihnen nachklingt. Sie bereiten auf den dritten Gesang vor, in dessen zehn Sonnetten der Dichter sich zuerst selbst im Sterben wähnt, ja seinen eigenen Tod schildert, dann aber in der Vollendung seines Liedes einen wunderbaren Trost findet, zumal er weiß, daß er es nicht nur für sich allein, sondern für alle Menschen singt. So kann er im zweiten „Intermezzo“ sagen:

Nun ist die Weltlust überwunden,
Das liebe Augenheil zu nicht,
Die Trauerblume hingeschwunden —
Aus ihrer Goldsaat doch entsunden
Ewige Seelenleben licht.

Es ist ein wunderbar Vergleiten
Von Licht in Licht, ein Dämmern faß,
Ein Sterben, ein Sich-neu-verbreiten —
Licht, das den Damm durchbricht der Zeiten,
Halb Nacht noch, Morgenwinde halb.

Eine tiefe Friedensstimmung, die im „Nachspiel“ voll und reich ausklingt. Die „Coda“ faßt den Gedanken- und Gefühlsinhalt des ganzen Gedichtes zusammen, ihre Fülle sprengt jede Form, ihre Allgemeinheit veranlaßt die Bezeichnung „Chor“: die einzelnen Stimmen klingen zu einer großen Fuge zusammen. Zuerst singt der Chor in heißer Schmerzwohlfelt von Gottes „Glutsonnenaugen“ und „Flammenhänden“, seinen „Brandglorien“ und „Blut aureolen“, seiner „grausen, knirschenden, vertilgenden Marterlust“ in einer für den Nüchterngläubigen fast blasphemischen Weise, endet aber mit dem Preise von Gottes Sanftmut und dem Treugelöbniß:

Wie du uns trugst durch die Stunden, deine Engel,
So tragen wir dich, unsern Vater, nach der Engel Tod,
Nach dem Sterben der Stunden.

„Ellen“ ist die bedeutendste religiöse Dichtung seit Paul Verlaines „Sagesse“; beide Bücher sind nicht religiös im streng kirchlichen Sinn, aber eben deshalb echte und ganze Kunstwerke, die jede Banalität ängstlich vermeiden und an Stelle der angelernten Phrasen aus der Tiefe quellende Empfindung setzen. Sie berühren sich auch in manchen Einzelheiten, besonders sprachlich, was nicht verwundern kann, da beide Dichter, durch Stammesverwandtschaft verbunden,* auf die Mystiker des Mittelalters zurückgehen. Man muß sich mit dem spekulativen Meister Eckhart, dem kontemplativen Johannes Ruysbroek, dem minnereichen Heinrich Suso beschäftigen haben, um „Ellen“ wie „Sagesse“ voll werten zu können. Sie bedienen sich vielfach der alten Terminologie, was manchen Leser befremdet und Ursache war, daß Verlaines Sammlung lange unbeachtet blieb und „Ellen“ rhetorisch genannt ward, ein Tadel, den das fast überschwengliche Lob von anderen Seiten wettmachte. So schreibt van Deyssel, einer der namhaftesten niederländischen Prosaisisten: „Über ‚Ellen‘ bin ich seelen-erfreut. ‚Ellen‘ ist wie eine Blume, eine Wunderlilie, höher als Manneshöhe, berg-hoch, die auf gegen Wind und Wetter auf Erden, langsam und leise auf gegen die Windanstürme, gegen den Regenfall, gegen Wetterleuchten und Donnergeroll wächst und blüht, unverstört in ihren flügelgroßen, ausgebogenen Blättern, frei und sicher den stillen steten Glanz des großen Goldherzens offen der Nacht entgegen.“ Frederik van Eeden selbst aber tadelt an der Dichtung, die er wie ein Lied aufgefaßt wissen will, daß in ihr „die Leidenschaft zu sehr überwiegt“, und stellt sein zweites Buch dieser Art, „Das Lied von Schein und Wesen“, dessen erster und bisher einziger Teil 1895 erschien, als Kunstwerk höher als „Ellen“. Het Lied van Schijn en Wezen verhält sich zu „Ellen“ wie „Johannes Viator“ zu dem „Kleinen Johannes“. Es ist reich an schönen Gedanken, sehr abgeklärt und maßvoll,

* Paul Verlaine war dem Namen wie seiner Abstammung nach ein Blame, daher das Deutsche in seiner Dichtung.

aber nicht selten dunkel und eintönig, aus dem Verstande geboren, nicht aus dem Gefühl, dabei in der Form nicht so glücklich. In „Ellen“ fesseln die stets der Stimmung angepaßten Versmaße schon das Auge, „Das Lied von Schein und Wesen“ läuft in Terzinen mit bisweilen eigensinnig erkügelten Reimen ohne Ruhepunkt dahin und ermüdet selbst den aufmerksamsten Leser. In der Einleitung finden wir den Grundgedanken ausgesprochen:

Nun meine Tage reifer, spricht die Zeit
Nicht mehr so viel zu mir, und ausgeglichen
Hat sie der Dinge Vielgestaltigkeit;
Daß Ewige wies sie im Veränderlichen.

Noch mehr als in „Ellen“ nähert sich der Dichter in diesem am meisten an Dantes lange religiöse Exkurse im „Paradiso“ innernden Werke der Kirchenlehre. So fällt es auf, daß van Ceden im Gegensatz zur modernen Wissenschaft und Philosophie im Sinne der katholischen und lutherischen Dogmatik für die Willensfreiheit eintritt und sie verherrlicht. Der bis jetzt veröffentlichte erste Teil, der in diesem Jahre eine neue Auflage erlebt, schließt mit den schönen Versen:

So bleib mir sichtbar, hoher lichter Tag,
Daß ich von deinem Lichte zeugen, alle,
Die hier sich ängsten, führend weisen mag
Zus Weite deiner helldurchstrahlten Halle,
Daß ich, wen Unfreiheit gebeugt, aufricht
Und süß, und daß von dir ein Abglanz falle
Des Friedens und der Lieb auf mein Gedicht,
(Daß sie dich ahnen lehre, sie erlöse) —
Dann lebt ich nicht um nichts, Lust wird die Pflicht,
Die still zum Guten wendet alles Böse.

Noch an einem dritten Paar von Werken Frederik van Ceden's kann man denselben Prozeß des Nachlassens der poetischen Gestaltungskraft bei zunehmender Kunstfertigkeit beobachten: an seinen beiden Dramen „De Broeders“ (Die Brüder, 1894) und „Lioba“ (1898).

„De Broeders“ behandelt die gewaltigen Konflikte in der Familie Peters des Großen in dramatischem Aufbau, doch nicht in eigentlich dramatischer Form, vielmehr in der Art, wie Lenau seinen „Faust“ schrieb, einer Mischung von Epos und Drama, die einerseits durch den plötzlichen Übergang von Erzählung in Wechselrede machtvolle Wirkungen erzielt, andererseits aber doch zu sehr Zwitterbildung ist, um als reine Kunstform em-

psunden werden zu können. Van Ceden legt der Dichtung hohen Wert bei und hat sogar selbst einen längeren Artikel über sie geschrieben. Er will auch in ihr symbolisch verstanden sein, nicht nur Begebenheiten darstellen, daher der Untertitel „Eine Rechts-tragödie“.

Wie glücklich Erzählung und Drama ineinander greifen können, zeigt folgende Stelle aus dem Abschnitt, der Peters Heimkehr nach Rußland schildert. Das drängende, unruhige Volk, von Wachen zurückgehalten, und die „stille, weiße Kaiserin“ erwarten ihn. Schon löst sich aus dem Schneegrau unter Trompetenklang die Armee des Zaren.

Doch er schon nahe, weit dem Heer voraus,
Auf weißem Hengst — schier klein durch die Gestalt
Des großen Reiters in dem blanken Kürass,
Den Feldherrnkraus am Gurt, barhaupt, so daß
Schnee funkelt an dem diden, schwarzen Haar,
Frisch-rot die Wangen, feurig-hell die Augen,
Groß-offen unter schönen Brauenbogen.
Und ungeduldig wie ein Kind, zu spielen
Die herrlich-hohe Rolle, spornst sein Roß
Er zum Galopp; bewußte Majestät
Verbirgt kaum sein unbändig Fröhlich-blicken,
Nervös gespannt ist sein energisch Anlitz,
Daß nur dem großen Augenblick nichts fehlt.

Wie in der Mine um die helle Lunte
Das Pulver, plagt rings um den Reiter los
Belaubend ein Geschrei. Er selbst, entzündt,
Schreit mit dem Volk fast mit, die Hände hoch.

Peter und das Volk.

— Kaiser! Kaiser! Kaiser! Kaiser! —

Noch regungslos die kleine düst're Gruppe.

Peter.

Begrüßt, Zarina, so grad ist mir's recht!
Die Priester später, erst die Frau! Komm her.
Steig auf den Hügel und umarm den Herrn. —

Sie sieht ihn an, so wie der Hirsch im Auen
Ausblüht am Rand des Bergwalds ohne Bang.
Som Pferde gleitet sie und tritt heran
Und läßt den Saum des Mantels ihm; auf einmal
Dann fällt sie vor ihm nieder auf die Knie.

Eudoxia.

— Willkommen, Mächt'ger! Zar der Moskowiten, —
Nun aller Reußen, der des Reiches Einheit
Durch seinen Willen, seine Kraft gegründet,
Der starken Geistes nun Groß-Rußland schuf,
Das Bild mit starker Hand zur Wahrheit machte,
Der Menschen schönste That nun thut und Ordnung
Zus Wüste bringt, Zusammenhang ins Viele;
Der tausend unbezähmte Kräfte zwingt
Mit harter Faust in eine Bahn, verbunden
Durch Euch, o Herr, daß ihre Macht verrint
Zu aller Wohl noch größte Glorie bringt;
Der niederschlug in seines Willens fester
Gewalt was, eignen Ruhm erstrebend, wagte
Den anzulasten Eures großen Werks.

Peter.

Sehr wohl, Zarina, Dank! Wir wollen gleich
Gott loben, dessen Segen auf uns lag.
Doch warum siehst du hier dein kostbar Kleid
In Dreck und Not? Komm her, mein hübsches Kind,
Knie dann vor Gott, mich küsse, deinen Mann.

Eudoxia.

Herr, dem mein Leib gehört wie Land und Völk,
Ich liege hier, damit Ihr tief erkennt,
Daß dieser Stunde noch ein Segen fehlt.
Den zu erbitten ich nicht müde werde,
Liegend im Schmutz, vor Eures Pferdes Hufen.

Peter.

Gewährt, Eudoxia Feodorowna!

Eudoxia.

Ich dank Euch, Herr, großmütig, nicht nur heilsich.
Wie schön nun werden Moskaus Glocken läuten
Für den, der seinen Feind und sich bezwang.
Schickt denn zur Stund Eilboten mit Eskorte
Zu ihm, den nach Sibirien Ihr verbanntet,
Ihm meldend, daß sein Bruder Peter, nun
Das Reich befestigt, Rußlands Staat gegründet,
Vergessen will die brüderliche Fehde
Und alle Schuld vergiebt, wie er erwartet,
Daß Gott und auch sein Bruder seine ihm
Vergebe, und ihn bittet heimzukehren,
Sein gut Gemüt und seinen edlen Geist
Erkennend, um mit ihm des Vaters Erbe
Gemeinsam zu regieren, gleich an Macht.

Peter.

Haah!! —

Nach diesem Aufschrei Stille. Peters Blick
Starrt lachend weit aus dunkelrotem Antlitz —
Die Wangen blauig, wie er spricht, die Stimme
Doch im Falsch; ein konvulsivisch Zucken
Weht unheilvoll durch Wangen, Mund und Sinn.

Peter.

Ach, Täubchen — an dem abendländ'schen Hof
Tragen die Damen weiße Halschen bloß —
Thu's auch — das steht dir gut, mein hübsches Kind!
Hier, Gleboff, schnell, zeig ihrem Kämmerer doch —
Gieb ihr das Galakleid — an höfliche Sitten
Will ich gewöhnen mein barbarisch Volk. —

Mürrisch und stolz nimmt langsam der Bojar
Die Tschuba und das Kleid voll Edelsteinen,
Das ihm Eudoxia kniend reicht und blüht
Mit kühlen Augen auf.

Und Peters Hand,

Starrt zitternd, packt den Peitschengriff und läßt
Die Schmiße sausen auf das weiße Fell,
Daß heiße Striemen blutumrandet gleich
Durchziehen.

Dann, lachend und ein wenig heiser:

Peter.

Pfui, schäm dich, Dunja, schon so früh betrunken —
Ich selbst bin nie betrunken vor dem Mittag —
Und hab im Dienst berauscht sein streng verboten.
Und du, an so 'nem Staatsdag kommst du her
Und fällst betrunken in den Not und Falsch.
Das muß ich strafen, Lamm, ich straf mich selbst
Nicht minder . . . So bekommt man gute Art.
Geh jetzt nach Haus und sieh, ob nicht der Koch
Nach trunken ist, daß nicht die Suppe anbrennt.

Scenen von solch scharfer Charakteristik,
wie wir sie nur bei den größten Dramatikern
finden, enthält „Vioba“ nicht. Frederik van
Eeden rühmt an dieser der Form nach rein
dramatischen Dichtung die „Beherrschung und
das harmonische Gleichgewicht, das zu der
höchsten Kunst gehört“, gleichwohl ist sie
ihm selbst „weniger sympathisch“. Sie wirkt
in der That viel schwächer als „De Broeders“
und ist etwas blaß, freilich nicht so blaß wie
Maeterlinds außerzeitliche Spiele, deren Reiz
eben darin besteht, daß sie wie die Bilder
von Puvis de Chavannes jedes grelle Licht,
jeden starken Schatten vermeiden, so daß die
Gestalten, gleichsam aus dem Nebel der
Stimmung geboren, in ihm wieder verfließen.
„Vioba“ spielt denn auch in der germanischen
Vorzeit nicht nur dem Namen nach und hat
auch eine klar fortschreitende Handlung. Vioba
ist zur Nonne bestimmt, begegnet aber am
letzten Tag vor ihrer Einleitung dem nie-
derländischen Normannenkönig Harald und
folgt ihm, ihrem Gelübde entgegen, als Gat-
tin. Aber kein Kind wird ihr geboren, und
nach dem Tode ihres Gemahls von allen
verstoßen und heimlichen Ehebruchs ange-
klagt, stirbt sie den Feuertod auf dem bren-
nenden Schiffe, das nach Normannentwaise
die Leiche des Königs ins Meer trägt. Die
Liebe, die nimmer aufhört, ist die Heldin
des Stückes, ist doch der Name Vioba selbst
eine althochdeutsche Form des Wortes Liebe;
„Läuterung durch Liebe“ nennt Vol de Mont
seine Grundidee. Die lateinischen Schluß-
verse erinnern ihn mit Recht an das Ende
des zweiten Faustteils, mit dessen erhabenen
Strophen sie das der altkatholischen Hymnik
entnommene Metrum gemein haben.

Gering an Zahl, doch um so wertvoller
sind Frederik van Eedens lyrische Gedichte.
Eine kleine Sammlung „Einzeln Verse“
(Enkele Verzen) erschien 1898, eine zweite
soll in diesem Jahre folgen. In ihnen zei-
gen sich van Eedens sprachliche und metrische
Eigentümlichkeiten am schärfsten. Wie Willem
Kloos, Herman Gorter und Albert Verwey
zählt auch er oft nur die Silben, ohne sie
nach Hebungen und Senkungen zu ordnen,
was seinen Versen mitunter große Kraft,
manchmal aber auch eine gewisse Härte im
Ausdruck giebt. Die Vorbilder für die
„freiere“ Metrik sind einerseits die altnieder-

ländischen Dichter, die durch die neue Schule wieder zu vollen Ehren gekommen sind, andererseits die Franzosen. Daß in solchem Abweichen von der hergebrachten Metrik nicht das Moderne liegt, bezeugen die Gedichte von Pol de Mont und Helene Swarth, die Modernität mit höchster metrischer Vollendung vereinen, doch verleiht es dem Stil schon von vornherein ein individuelles Gepräge. Hierzu kommt noch die Vorliebe für neue Wortbildungen, die bisweilen sanskritisch-kühn anmuten, und bei Frederik van Eeden die für kunstvolle Doppelreime, die offenbar auf die daktylischen Reime der lateinischen Kirchenhymnen zurückgehen, in dem germanischem Idiom aber viel anspruchsvoller wirken; nur die Schlichtheit der Sprache läßt sie gleichwohl in den besten Stücken ungezwungen erscheinen, so in den zart sinnigen Strophen des Liedes „Für die Geliebte“, das 1888 entstand und eine der Perlen van Eedenscher Liebeslyrik ist. Ich übersehe einige der ersten unter genauer Beobachtung des Doppelreims:

Dies Lied ist für mein Lieb allein,
So soll's wie meine Liebe sein
Ein Rittlein fest geschmiedet,
Das Reim an Reim verbunden hält,
Zwei Herzen treu umwunden hält,
Die ihr wohl nimmer scheidet.

Ich such in Herzensinnigkeit,
Gedenkend deiner Sinnigkeit,
Nach Reimen schön wie seine,
Die ich wie Blumen binden will,
Um's liebe Haupt dir winden will
Gleich lichtem Heil'genscheine.

Wie oft mein Herz auch irrte hier,
Was auch den Sinn verwirrte mir,
Du bist mein Halt geblieben.
Den Drang ins Weite still ich nun,
Und bis ich sterbe, will dich nun
Mein Herz vertrauens liebend.

Wie bei Shakespeare und Goethe lassen sich auch bei van Eeden leicht die Beziehungen zwischen den lyrischen Gedichten und den großen Werken herausfinden, was ihre innere Wahrheit beweist. In demselben Jahre wie „Der kleine Johannes“ entstand das Gedicht „Böse Träume“:

Ich hab, im Traum, die ganze Nacht geweint,
Stöhnend vor Schmerz, — so wie ein Kindlein klagt,
Nimmt man im Scherz das liebste Spielzeug ihm.

Ein düsterer Schatten lag in dieser Nacht, —
Der langen, schwarzen Nacht, — auf meinen Träumen,

Dem Bild all dessen, was mir werden soll, —
Dem lieben, bunten Spielzeug meiner Seele.

Wie eine große, rauhe Menschenhand,
Die weghielt, was ich nicht entbehren kann,
Hielt weg die Nacht mir meine lichte Zukunft.
Und schluchzend in ratlosen Ängsten suchte ich
Mein Spielzeug, mir geraubt, — die ganze Nacht.

Doch als der kühle, graue Morgen kam,
War alles wie vorher. Da sah ich: Spott
Getrieben ward mit meinem Schmerz.

Wer durfte Spott mit meiner Seele treiben,
Als wär ich ein klein Kind? — Im Aug mir hingen
Lang noch die Thränen, diese Nacht geweint.

Es ist derselbe Gedankenkreis, dieselbe Stimmung wie in der Märchendichtung, namentlich in ihrem zweiten Teil, nur in wenige Zeilen zusammengedrängt. In gleicher Weise ist das Gedicht „Im Feuer des Leidens“ ein kleines Parergon zu „Ellen“, dessen Hauptproblem wir auch in ihm ausgesprochen finden:

Du zeigst im Blutglanz, Gott! dein Angesicht,
In stillgeweinter Thränen Schimmerregen,
In Klagen ist's, daß deine Stimme spricht, —
Die jeden loht, der finden muß dein Licht
Auf tiefen, düstren Leidenswegen.

Als heilig Heim wählst du das Leiden aus,
Zu seinem schwarzen Marmordom zu thronen,
Und nur in diesem Klag-erfüllten Haus
Willst du, Gott der Mysterien! bei uns wohnen.

Liebst den Menschen du im Jammer bloß?
Muß er durch Leid zu deiner Schönheit dringen?
Wie ist des Klagens Heiligkeit so groß,
Daß es dir lieber als der Starren Singen?

O Thränenkönig! — ist nicht auch, o sag,
Die Sonne schön in ungebrochenem Licht?
Nicht schön der stille, reine Morgen? — O wie mag
Der Mensch dann deines Angesichtes Tag
Nur sehn in Nebeln dicht?

Den Hauptbestandteil des in diesem Jahre erscheinenden zweiten Gedichtbandes wird der „Weihetanz von Dreifalt-Liedern“ God on Mensch (Gott und Mensch) bilden, der mir durch den Dichter selbst schon vor seiner Veröffentlichung in Buchform bekannt wurde und in meinem Werke „Die niederländische Lyrik von 1875 bis 1900“ vollständig verdeutscht zu finden ist. Frederik van Eeden hält diese neunundzwanzig Neunzeiler für seine besten Verse, seine kunstreichsten sind sie gewiß mit ihren dreifachen Doppelreimen, und nur dadurch, daß jedes Wort seine Bedeutung hat, wird der Schein der Künstlichkeit vermieden. Als Beispiel wähle ich das siebenundzwanzigste Lied:

Treiborder eine schwere Flotte, fährt
 Mein Loblied stetig, Sang für Sang, ins Meer.
 Die stille Seebe sucht sie, kennt die Klippen,
 Die Strudel rings umher

Und fürchtet nicht den Nord. Mit Gotte fährt,
 Deß' Feuer auf der rechten Bahn sie hält,
 Zum Hafen sie von meinen bangen Lippen,
 Zum Troß der Welt,

Die sich nach ihr mit kaltem Spotte lehrt.

Die neueste Dichtung Frederik van Eedens
 ist eine psalmartige Hymne „An die Schatten
 von Beethoven und Bach“ von erhabenster
 Schönheit, für uns Deutsche von besonderem
 Wert, weil sie unsere beiden tonmächtigsten
 absoluten Musiker feiert. Ich muß mir ver-
 sagen, auch nur einen größeren Teil der
 Dichtung anzuführen, und beschränke mich
 auf die Anfangsverse:

O meine Brüder, meine Heiligen!
 Meine Allernächsten, — bei Gott meine Vermittler ihr!

Einsam weilt meine Seele unter Einsamen,
 Wer unter den Lebenden kennt mein Herz?

Und Gottes Angesicht werd ich, lebend, nicht sehn,
 Verborg'n bleibt mir, so sehr ich bitte, sein Glanz.

Denn meine ungeahndete Schuld ist noch zu gewaltig,
 Und zu mächtig sind um mich die Hände meiner Sünde.

Ich lieg, wie ein Kämpfer, das Antlitz auf der Erde,
 Zwischen Gott und mir liegt mein Böses auf meinen
 Lippen.

Darum ruf ich, o meine Brüder, meine Allernächsten,
 Daß ihr mein Rufen emportragt zu unserm Gott.

In den Hallen der Nacht stand ich und rang meine
 Hände

In den Traumhallen, die sich wölben, daß man kein
 Ende sieht.

Und ich rief, doch meine Stimme vermochte die Höhe
 der Bogen nicht zu erreichen,
 Ich rief: „Bach!“ und nochmals rief ich: „Bach!“

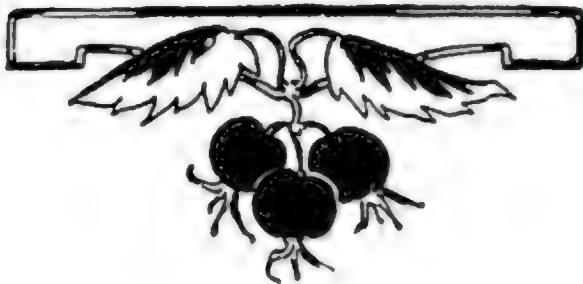
Denn ich suchte euch, ich, der noch im Leibe lebende,
 Ich suchte euch, Brüder, die ihr träumt in glanzreicher
 Ewigkeit . . .

Dorthin, wo man das Schwinden der Tage nicht be-
 merkt,

Wo rings die Jahrhunderte stehn wie Kerzenflammen
 um den Altar,

Wo ihr schwebt in Sphären gewichtslos, wollt ich kommen
 Leise, und euch auf die Herzen legen die scheuen Hände . . .

Willem Kloos schrieb in seiner Kritik
 über die „Einzelnen Verse“: „Dichter ist
 nur der, für den die Dichtkunst kein Spiel
 mit Worten, sondern die zu Musik sich aus-
 tönende Stimmung seiner Seele ist“, und
 charakterisiert damit van Eedens ganzes
 Schaffen. Ein heiliger Ernst waltet in allen
 seinen Werken, eine gleichmäßig anhaltende
 dreifaltige Liebe zu Gott, zu den Menschen
 und zu der Kunst durchwärmt sie und giebt
 ihnen etwas Weihevolltes, so daß man Fre-
 derik van Eeden einen Priester nennen darf
 im Sinne unserer Klassiker.





Das Geraniumhaus

Ein Erlebnis aus Holland

von

G. von Beaulieu

(Nachdruck ist untersagt)

Vor einigen Sommern fuhr ich allsonntäglich von Amsterdam nach dem Künstlerdorse Laren, einem der eigenartigsten Fleckchen Erde. Seit Maube, der jüngst verstorbene niederländische Maler, dort in einem Bauernhause lebte, ist Laren zu einer Weltberühmtheit gelangt.

Auf den ersten Blick hat die holländische Landschaft, und auch die von Laren, etwas Eintöniges: weite Flächen, grüne, kanaldurchschnittene Wiesen, leise sich regende Windmühlen. Indessen bei Laren nimmt die Gegend doch mehr den Charakter Norddeutschlands an; in dem sprichwörtlich nassen Lande ist es eine trockene Dase; man sieht hier Kiefernwälder und rotblühende Heidestrecken.

Maube malte mit Vorliebe Schafherden auf öder Weide unter tief herabhängendem, wolkenschwerem Himmel. Durch ihren zarten nebelgrauen Ton, durch die schweigsame Ebene lassen uns die Bilder eine friedliche Stimmung, eine sich selbst genügende Verinnerlichung mitempfinden, die schon im Gegensatz zum modernen Hasten anziehend wirken.

Das Dorf Laren besteht nur aus einem Arm voll Häuser; sie sind zwischen Gärten und Feldern eingebettet, in denen große Sonnenblumen still und stolz ihre Blüten entfalten, zwischen Obstbäumen und duftenden Heuschöbern. Die Häuser sind noch echte Bauernhäuser, und ein Malerauge leuchtet vor Entzücken, wenn es sie erblickt. Da ist ein großer Raum, der als Küche und Wohnzimmer dient. Blauweiße echte Delfter Kacheln sind in die Wand gelassen, alte Teller — Urväter Hausrat — wechseln mit bunten Heiligenbildern ab, denn die Leute in Laren

sind meist katholisch. An der Mauer sieht man hier und da einen kleinen weißen Vorhang, schlägt man ihn zurück, so entdeckt man die Bedsteel, eine in der Wand befindliche Lagerstatt, welche noch auf dem Lande in ganz Holland üblich ist und dafür zeugt, daß das seefahrende Volk auch auf festem Boden seine Schiffsgewohnheiten beibehält. Der Niederländer findet diese sticige, aber immer blühsaubere Lagerstätte, die den Fächern eines Wandchranks gleicht: gezeilig, also gemütlich.

Der anstoßende Stallraum dient der Wirtschaft, da die Kühe den ganzen Sommer hindurch draußen bleiben. An der Herdstelle hängt über offenem Reisigfeuer an einem großen eisernen Haken ein kupferner Kessel, und es giebt ein reizvolles Bild, wenn die Bäuerin in der kleidsamen Larener Spitzenhaube dort das Mittagmahl bereitet.

Die Landleute haben sich mit der ihnen eigenen Schlaueit auf Künstler und Künstlergewohnheiten eingerichtet. Die wunderlichen Menschen bringen blanke Gulden ins Haus, Grund genug, ihre Absonderlichkeiten zu achten. Die Bauern wissen, daß alles, was sie häßlich finden, bei den schilders und schilderesses für schön gilt, alles Alte und Abgenutzte begehrt ist. Indessen haben sie, wie jeder Holländer, ein feines Farbengefühl und streichen ihr Haus, den Rahmen der Fenster und Thüren in überraschend malerischen, wenn auch oft gewagten Farbzusammenstellungen an.

Von unseren Künstlern hat Max Liebermann viel in Laren gemalt, und sollten ihm diese Zeilen zu Gesicht kommen, so wird er sich unseres Ganges nach dem Geranium-

hause entsinnen, welches er einmal als Modell zu einem Bilde benutzt hat. Wir waren entzückt von dem reizenden Häuschen und den beiden hübschen Bäuerinnen, die mit ihrem Bruder, einem Gärtner, dort leben, und Maleine mietete sich gleich als Pensionärin für den ganzen Winter bei ihnen ein.

Nun habe ich aber noch nicht gesagt, wer Maleine ist, nämlich eine junge holländische Malerin, Juffrouw Jongema. Sie war schon einige Wochen in der einzigen Fremdenpension von Laren gewesen, aber da gefiel es ihr nicht; es wimmelte von Amerikanern, Engländern und Franzosen, man schwatzte viel und arbeitete wenig. Die Menschen glaubten, daß es genüge, in Laren zu malen, um Maubes Stimmung und Kolorit in sich aufzunehmen. Bis diese Erleuchtung kam, amüsierten sich Männlein und Fräulein, so gut sie konnten. Inmitten der einfachen Bauernhäuser war die Fremdenpension ein Stück raffinierter Kultur mit ihren Vorzügen und Mängeln.

Maleine schloß gleich Freundschaft mit den Bäuerinnen des Geraniumhauses und machte aus, schon in der kommenden Woche zu ihnen zu ziehen.

Ich verließ sie am Abend dieses Sonntages erregt und fröhlich in dem Gedanken, aus dem flirtenden Vabelturme herauszukommen, der ihrem vornehm abgeschlossenen Wesen so wenig sympathisch war. Sie begleitete mich zur Haltestelle der Dampfbahn und verabschiedete sich mit stürmischer Bärlichkeit von mir, die aber nicht mir, sondern der Aussicht galt, bald in dem reizenden Geraniumhause zu sein, frei und glücklich.

Ich sehe sie noch vor mir in dem Halbdunkel des holländischen Sommerabends. Auf dem kleinen waldähnlichen Platze, wo die Dampfbahn hält, stand sie in ihrem hellen Sommerkleide, die Gestalt von vollendetem Ebenmaß, tannenschlank und groß, dabei doch voll entwickelt, fast frauenhaft; das Gesicht edel mit jenem Ausdrucke des sich selbst Genügens, den heute so wenige Gesichter haben. Ihre Augen leuchteten zärtlich und erwartungsvoll, sehnsüchtig teilten sich ihre Lippen, und doch wußte ich, daß dieses Sehnen keinem lebenden Menschen galt, nur der Kunst und der Schönheit, die sich ihr tagtäglich in der Natur offenbarte. Die Natur liebte sie

leidenschaftlich, sie warb um sie wie ein Jüngling um das begehrte Weib.

„Gott behüte mich davor, mich je zu verlieben,“ hatte sie noch heute gesagt. „Ich habe keine Zeit dazu, ich möchte mich nur der Kunst widmen, und sie will den ganzen Menschen und soll ihn haben.“

In der rasselnden Dampfbahn, auf dem langen Wege nach Amsterdam über weite kanaldurchfurchte Wiesenflächen dachte ich an meine junge Freundin. Sie war so eigenartig wie selten ein Mensch. Früh verwaist, stand sie allein da; ein kleines Kapital gewährte ihr die Rente, welche sie bei ihrer Bedürfnislosigkeit von materieller Sorge unabhängig machte. Ich hatte sie im Prentenkabinett, dem Kupferstichkabinett des Amsterdamer Reichsmuseums, kennen gelernt, wo wir Tag für Tag nebeneinander die vielen, schönen Rembrandts studierten. Es war in dem weiten Raume so behaglich still im Gegensatz zu dem lauten Straßenleben Amsterdams. Ich atmete da stets auf und fühlte mich dort nur wohl und zu Hause.

Fräulein Jongema riß sich gleich mir erst von den Ängsten los, wenn der Diener mit den Schlüsseln klapperte, eine zarte Andeutung, daß er unser Gehen jetzt verlangen könne. Seufzend erhoben wir uns fast gleichzeitig, Schicksalsgefährtinnen, die aus dem Paradiese beschaulichen Genießens vertrieben wurden.

Das gemeinsame Los führte uns zueinander. Zusammen erhielten wir in der Garderobe unsere Schirme, zusammen traten wir aus dem Portale an der Stadhouderstraße, das krachend hinter uns ins Schloß fiel. Später nahmen wir gemeinsam bei Krassnapolsky unser Mittagessen ein. Ich hatte gemerkt, daß Maleine aus Schüchternheit nicht wagte, in ein Restaurant zu gehen, und mit Schokolade oder Milch in einem der sauberen Milchläden von Amsterdam vorlieb nahm.

„Das genügt nicht, Sie strengen sich an und müssen sich ordentlich pflegen,“ ermahnte ich sie.

„In den Restaurants ist es peinlich, allein zu sein,“ entgegnete sie errötend, „und bei meiner Wirtin schmeckt es nicht. Ich wohne nämlich in einem möblierten Zimmer; die Pensionen mit ihren vielen gleichgültigen Leuten sind mir verhaßt.“

„Kommen Sie mit mir, ich gehe heute zu Krass.“ (Krassnapolstn, wie ihn die Amsterdamer nennen, ist eins der beliebtesten Restaurants der Stadt, nahe dem Dam gelegen.)

„Ja, wenn ich Sie begleiten darf, wäre ich Ihnen dankbar.“

So war unsere Bekanntschaft eine vertraute geworden, dann hatten wir uns besucht und waren auch zuweilen des Abends miteinander in das Theater gegangen, so daß ich mich verwaist und unbehaglich fühlte, als Maleine zum Studium nach Laren hinauszog.

Seltjam, wie ich jetzt an dem Mädchen hing! Anderen dagegen erschien sie nicht so anziehend. „Eine schöne Gestalt, ja, die hat sie,“ sagte man in der Regel, „aber das Gesicht ist viel zu stolz und selbstbewußt, das verdirbt den Eindruck. Die Züge sind ja regelmäßig, das ist richtig, aber etwas Mädchenhaftes hat sie nicht.“

Die Leute sahen sie auch nie in Augenblicken, wo etwas sie entzückte. Dann huschte ein schelmisches Lachen um ihren feingeschnittenen Mund; es machte mir immer den Eindruck, als ob eine Vilie zu lächeln versuche, so unnahbar kühl sah sie dabei aus. Aber ich war auch fest überzeugt, daß, wie oft bei scheinbar kalten Leuten, unter der Hülle eine große Leidenschaftlichkeit schlummere, die nur des Weckrufes harre, um mit elementarer Gewalt hervorzubrechen.

* *

Einige Wochen konnte ich des Sonntags nicht nach Laren hinausfahren und sah daher auch Maleine nicht; denn seit sie auf dem Lande lebte, kam sie niemals mehr nach Amsterdam; selbst ihre geliebten Rembrandts vermochten es nicht, sie hinzulocken. Endlich wurde die Sehnsucht nach meiner jungen Freundin zu groß, ich ließ die Arbeit beiseite und machte mich an einem Sonntagmorgen auf zur Fahrt nach dem Künstlerdorfe. Der Hitze wegen brach ich ganz zeitig auf, so daß die Pferdebahn, welche in Amsterdam erst um acht Uhr ihr Tagewerk beginnt, noch nicht fuhr und ich den Weg zur Weesperpoort, wo die Dampfbahn hält, zu Fuß zurücklegen mußte. Doch es war ein wunder-

bar schöner Morgen und schon viele gepuhte Leute unterwegs. Ich kam am Museum vorbei und nickte den Fenstern im Erdgeschoß hinter denen das Prentenkabinett liegt, zu. Dort hatten wir uns kennen gelernt, und so lieb mir der Raum schon früher gewesen, jetzt war er mir noch lieber.

An der Weesperpoort standen die Wagen der Dampfbahn gerade zum Abgang bereit, lustige redselige Menschen saßen darin. So zurückhaltend und steif die Vornehmen in Holland sind, so naiv, derb, übermütig ist das Volk, wie ja schon die Bauernbilder aus der großen künstlerischen Vergangenheit des Landes beweisen.

Unter den Insassen fiel ein vornehm aussehender Mann um so mehr auf, er hatte ein schmales, feines Gesicht mit spitz geschnittenem, schwarzem Vollbart, glänzend dunkle Augen und einen brennend roten Mund. Seine Erscheinung war derart, daß man ihn nicht übersehen konnte; seine Kleidung: der lose Sammetrock, die nachlässig geschlungene Krawatte, der weiche, fest eingedrückte Filzhut, verriet den Künstler.

Da mir die Gegend nichts Neues bot, betrachtete ich das interessante Gesicht und fragte mich unwillkürlich, ob dieser Mann einem Mädchen gefährlich werden könne.

„Madame spricht französisch,“ begann mein Gegenüber, der junge Fremde, mit liebenswürdiger Stimme.

„Ja.“

„Ich kenne leider das Holländische nicht, darf ich französisch reden?“

Ich nickte.

„Ich schaue nämlich ein Wunder, Madame, und wollte Sie um die Erklärung bitten, da Sie sicher das Land kennen und diese Fahrt schon öfter gemacht haben.“

Ich sah ihn erstaunt an.

„Ja, ich merke es an einem gewissen Besitzerblick auf die Landschaft, an einem Ausdruck, der sagt: Ich habe dich gern, weil du mir gehörst, und weil ich mich dir verwandt fühle.“

„Mit letzterem haben Sie recht. Ich bin zwar keine Holländerin, aber ich habe ein Heimatgefühl dieser Landschaft gegenüber.“

„Sie ist sehr eigentümlich. So weit und endlos, der Himmel so nahe; man wähnt ihn fast zu greifen, diesen tiefen, schweren,

melancholischen Himmel, und doch, wie zart ist er im Kolorit! — eine Wonne für Auge und Hand — und auch die Luft ist fast greifbar.“

Ich lächelte.

„Wenn Sie auch lachen, Sie verstehen mich doch. Wissen Sie, was mich diese Landschaft gelehrt hat? Warum Maeterlinck, der ja ein Blame von Geburt ist, obgleich er bei uns in Paris lebt, so schreiben muß, wie er schreibt. Ich meine, hier kann man nicht anders als im Einklang mit der Natur gestimmt sein. Das Sichtbare ist nur ein Symbol für das Unsichtbare.“

„Sie haben recht, das ist's, warum ich diese Landschaft so gern habe.“

Seltzam, während ich mit ihm sprach, verlor ich den ersten unangenehmen, fast abstoßenden Eindruck seiner Persönlichkeit, nur das Interessante, Anziehende blieb. „Sie wollten mich nach einem Wunder fragen, Monsieur?“

„Dort ist's, Madame. Ich sehe auf der Wiese ein Schiffchen hingleiten, wie von Geistern fortbewegt, kein Segel ist zu erblicken und auch kein Wasser, wo es fahren könnte.“

„O, da! Das ist eine ganz prosaische Treckschuit, ein Schiff, das gezogen (getrocknet) wird von Männern, die am Ufer entlang gehen. Es fährt auf einem Kanale, der die Wiese durchschneidet; Sie sehen das Wasser nicht, aber es ist da. So kommt es, daß das Schiff auf der Wiese gespensterhaft zu schweben scheint.“

„Sonderbares Land!“

„Ich bin einmal auf einer Treckschuit gefahren, die Schiffer nahmen mich für ein Quartje (fünf Sous) eine weite Strecke mit. Es ist ein wunderbares Vergnügen. Ich saß auf dem Deck und bemerkte keine Spur von Bewegung des Schiffes, nur das Land glitt fort wie eine Wandelformation auf dem Theater. Kein Laut als das leise Plätschern des Wassers und das Knistern von den Pfeifen der beiden alten Schiffer. Beschaulicher kann ein Leben nicht sein als auf einer Treckschuit. Man zieht lautlos dahin wie die grauen Wolken, die so nahe sind, und deren phantastische Gebilde man andächtig beobachtet.“

„Madame fahren oft diesen Weg?“

„Ja, ich besuche in Laren eine Freundin. Sie ist Malerin und lebt dort; sie will den ganzen Winter in der Einsamkeit bleiben. Wir haben jetzt ein reizendes Haus entdeckt, das Geraniumhaus, da hat sie gemietet.“

„Das Geraniumhaus?“ fragte er zögernd.

„Wir nennen es so, der brennend roten Geranien wegen, die von den Fenstern herabnicken und es so malerisch und freundlich machen. Max Liebermann hat das Haus einmal gemalt und uns dort hingeführt.“

„O, der große deutsche Maler?“

„Ja, er ist oft in Laren und in jedem Sommer in Holland.“

„Kennen Sie die Fremdenpension Zeeland in Laren?“

„Man trifft dort Leute aus aller Herren Ländern; es ist überhaupt seltsam, das internationale Künstlerpublikum in dem kleinen holländischen Orte zu beobachten; beide passen gar nicht zusammen.“

„Und wer ist der Unterliegende?“

Die Frage fiel mir auf: „Muß denn immer einer unterliegen, können sich denn nicht beide ergänzen, ihre Eigenschaften austauschen?“

„So verschiedenartige Elemente assimilieren sich nicht. Überhaupt, ich glaube nicht an Wandlungen. Wie man ist, bleibt man; man kann machen, was man will, der ganze Mensch ist schon bei der Geburt da.“

„Eine trostlose Ansicht!“

„Mag sein, aber wahr. Haben Sie schon je beobachtet, daß einer sein Temperament geändert hat?“

„Doch wohl, es kommt nur darauf an, wem zuliebe man es ändert, ob der Einfluß stark genug ist.“

„Über die sogenannte Liebe ist der meiste Aberglaube verbreitet,“ sagte er scharf.

Ich sah ihn schnell an. Wieder hatte ich den Eindruck, welchen ich im ersten Augenblick gehabt, den des Abstoßenden. „Sogenannte Liebe!“ rief ich, „und dabei sprechen Sie von Maeterlincks Seelentunst. Auf der einen Seite Nationalismus, auf der anderen Symbolismus.“

„Man muß sich in jede Anschauungsweise hineinsetzen können.“

„Und keine teilen, nicht wahr?“

„Ja,“ versetzte er ruhig, „nur eins muß man vollkommen ernst nehmen, die Kunst.“

„So ungefähr denkt Maleine auch, das heißt über die Kunst, die ist ihr auch das Höchste.“

„Maleine, wer ist das?“

Ich wurde verlegen. „Verzeihung, ich bin es gewöhnt, sie so zu nennen, nämlich meine Freundin.“

„Das macht mir Lust, Ihre Freundin kennen zu lernen.“

„O nein,“ sagte ich so abwehrend und energisch, daß er lächelte.

„Eifersüchtig! schon bei dem bloßen Gedanken?“

„Das nicht, aber Maleine ist so eigentümlich, es ist bei ihr alles so intensiv. Ich — möchte nicht, daß sie in ihrem Studium gestört würde.“ Daß mein Instinkt mich warnte, die Bekanntschaft zu veranlassen, konnte ich nicht sagen, so redete ich denn, wie man in solchen Fällen zu thun pflegt, um die Wahrheit herum. Ein thörichtes, wenn auch höfliches Verfahren.

„Studium! Sie studiert noch, also ist sie noch jung?“

„Ja, sie ist noch nicht zweiundzwanzig Jahre alt.“

„O!“ seine Augen blickten auf — „Maleine zu heißen, zweiundzwanzig Jahre alt zu sein, nicht wahr? sich ganz der Kunst zu widmen, in der Einsamkeit zu leben — sonderbar!“

„Ich sagte Ihnen schon, daß sie nicht wie andere Mädchen ist.“

„Ist sie schön?“

„Das ist Geschmackssache,“ bemerkte ich zurückhaltend. Am liebsten hätte ich gesagt, was ich dachte: Ja, wunderschön, in meinen Augen giebt es nichts Schöneres. Doch ich hatte nicht Lust, ihn in dem Wunsche, sie kennen zu lernen, zu bestärken, und fügte, wie ich glaubte, sehr schlau hinzu: „Nur wenige Menschen würden Maleine schön finden.“

„Das könnte mich gerade reizen; was wenige lieben, gefällt mir schon aus Widerspruch.“

Nun rasselte unsere Dampfbahn in die kleine Festung Maarden ein. Der Wagen fuhr durch die enge Hauptstraße, sie fast ausfüllend, und hielt vor dem Offizierkasino. Es war zu so früher Stunde noch leer, nur ein Zeitung lesender Artillerist saß vor der

Thür neben den kläglichen Oleanderbäumen in Kübeln, welche die Sonne fast versengt hatte.

Als die Dampfbahn läutete, sprang er auf, schnallte den Säbel an und bestieg unseren Wagen.

Wir hatten nicht mehr lange zu fahren. Wir kamen an Jan Tabak vorbei, einem Wirtshause nahe einem Wäldchen, das in dem baumarmen Holland schon als Wald geschätzt wird. Dann zogen sich Landhäuser an der Straße hin. Ganz poetisch waren die Namen über ihrer Thür: Weltevreden, Grootgenoeg, Buitenzorg, Lust en Rust.

Endlich fuhren wir in die Dorfstraße von Laren mit ihren kleinen Gärten und malerischen Häusern.

In der Mitte des Ortes liegt ein baumbestandener Platz, hier befindet sich das Predigerhaus, das einzige Hotel und das Rathaus.

Schimmerte da nicht eine weiße Gestalt durch die Bäume?

Auch mein Gegenüber sah scharf nach ihr aus. Als wir näher kamen, entschlüpfte ihm unwillkürlich der Ruf: „Ah, comme elle est belle!“

Ja, Maleine war da, es konnte niemand anders sein. Zu so früher Stunde waren die Damen der Fremdenpension noch nicht unterwegs.

„Du bist da, Kind, woher wußtest du, daß ich kommen würde?“ fragte ich.

„Mein Herz sagte es mir,“ antwortete sie, als spräche sie die natürlichste Sache von der Welt.

„Aber daß ich gerade diesen Sonntag —“ beharrte ich.

„Ich ging jeden Sonntag um diese Zeit hierher, es war früher immer Ihre Stunde.“

Ich war gerührt, das war wieder so recht wie Maleine.

Ich redete sie mit Du an, sie mich mit Sie; in Holland sagen ältere Leute zu jungen Du, dagegen junge zu älteren Sie, selbst die eigenen Eltern werden von den Kindern mit Sie angeredet.

Mein Fahrtgenosse war taktvoll genug, sich nicht in das Wiedersehen zu mischen. Er zog nur, sich verabschiedend, höflich den Hut und sagte: „Ich habe die Ehre, Madame.“

„Wer war das, Liebe?“ fragte mich Maleine erstaunt, weil ich sonst nie Bekannte in der Dampfbahn gefunden hatte.

„O, ein Franzose, der in die Fremdenpension Zeeland geht.“

„Ein Maler?“

„Ja, natürlich. Ich sprach ein paar Worte mit ihm in der Bahn, er fragte mich etwas wegen der Gegend, ich sehe wahrscheinlich so ‚eingeboren‘ aus.“

„Sie sind auch wirklich schon fast eine Holländerin.“

Da Maleine ihr Land sehr liebte, sagte sie mir damit das Schönste, was sie zu sagen wußte. Sie bot mir den Arm und führte mich sorglich den Weg entlang. „Sie müssen erst mein Haus sehen, ich bin so glücklich dort.“

„Aber nachher gehen wir zum Mittagessen ins Hotel, ich will deinen Wirtskleuten nicht Mühe bereiten.“

„Ja, heute wäre es wohl besser, zum Essen auszugehen,“ sagte sie ohne Umschweife in ihrer ehrlichen Schlichtheit, „die Bäuerin, welche die Küche besorgt, hat sich die Hand verlegt, und so ist bei uns Schmalhans Küchenmeister.“

„Das ist ja Unsinn, Kind, warum gehst du nicht ins Hotel oder in die Pension, du bist gerade wieder wie in Amsterdam.“

„Ich hasse die schwappenden Leute in der Pension, und allein ins Hotel zu gehen, das ist nicht gezellig.“

Nach fünf Minuten befanden wir uns vor dem Geraniumhause. Welch ein reizender Anblick! Im Gärtchen, vor den Fenstern mit den rotblühenden Geranien, stand ein Tisch, auf ihm lag Maleines Handarbeit neben einer dickbauchigen Vase, in der zartduftende weiße Waldblumen leuchteten. Ein Schaukelstuhl mit weichen Kissen und ein Korbstuhl luden zu behaglicher Ruhe ein.

„Nicht wahr,“ sagte Maleine zufrieden, „ich habe es ideal hier, aber erst müssen Sie mein Zimmer sehen.“

Wir traten in die große Vorhalle, die halb Stall und Scheune, halb Wirtschaftsraum ist. Auf der Herdstelle über dem prasselnden Reisigfeuer hing ein blanker, kupferner Kessel, dem Kohl- und Fleishdämpfe entstiegen. „Sie kochen heut alles zusammen,“ sagte Maleine entschuldigend.

„Mooien dag, Juffrouw. Hoe gaat het U?“ begrüßte ich die beiden hübschen Bäuerinnen, deren frisches Gesicht so anmutig aus dem Spitzenhäubchen schaute. Dann trat ich in das kleine niedrige Zimmer, Maleines Heiligtum. Es war nur geweißt und hatte enge Fensterchen, aber wie heimlich und traut sah es aus! Blijhsauber war alles: die Fenster, die Wände, die Decke, die Delfter Zierteller und die Möbel. Überall hatte Maleine Blumen aufgestellt, dazwischen ihre Skizzen und Studien. Und wie erstaunte ich, als ich ein Harmonium erblickte. Darauf stand aufgeschlagen das „Wohltemperierte Klavier“ von Sebastian Bach.

„O, das schöne Harmonium, woher hast du es, Kind?“

Sie sah mich strahlend an: „Nun bin ich ganz glücklich, seit ich es habe. Woher? geborgt aus Amsterdam, diesen Luxus wollte ich mir gönnen. Jetzt kümmere ich mich um die ganze Welt nicht; ich habe ja meine Kunst und die Musik und dazu ein paar Bücher.“

„Was liest du?“

„Ach, Sie wissen ja, meinen Homer und meinen Marc Aurel.“

Sie sagte das, als ob es die natürlichste Lektüre von der Welt für ein junges Mädchen wäre.

„Sind deine Wirtskleute nett zu dir?“

„Sie verwöhnen mich, wenn ich kaum etwas gewünscht habe, ist es da. Früh im Bett muß ich schon warme Milch trinken. Ach ja, mein Schlafzimmer — wollen Sie es nicht ansehen?“

Ein paar Stufen führten zu einer Kammer hinauf, die auch geweißt war. An der inneren Wand befand sich ein weißer Vorhang, der die Bedsteel (die in der Mauer befindliche altholländische Lagerstatt) verbarg. Ein eiserner Ständer mit dem Waschgerät, ein Rechen an der Wand und ein paar Schilfstühle vervollständigten die Einrichtung.

„Wie sauber, hier riecht man förmlich die Sauberkeit.“

Maleine lächelte über meinen Eifer. „Ja, es ist ideal,“ sagte sie einfach, „aber nun gehen Sie in den Garten.“

Sie brachte mich zu dem Schaukelstuhle, es half kein Widerstreben; ein Kissen im Rücken, eins unter den Füßen, so mußte ich

dasitzen und mich bedienen lassen. Ihre Fürsorge beglückte sie, und deshalb ließ ich sie mir gefallen und war gehorsam wie ein kleines Kind. Selbst ein Schläfchen machte ich auf Befehl. „Damit Sie ruhig schlummern, werde ich Sie wecken, wenn es Zeit ist; Sie sind heute so früh aufgestanden, Sie müssen noch vor Tische ruhen,“ ermahnte sie mich.

Ich fühlte mich in der That viel frischer, als ich ein Weildchen im Schauelstuhl gedämmert hatte. Ich wachte ungeweckt auf und sah Maleine durch die Wimpern blinkend an.

Sie war ein wenig blaß, aber wunderschön. Das weltentlegene Dasein paßte zu ihr und für sie, fast konnte ich sie mir kaum noch anders vorstellen als hier im Veraniumshause bei ihrer Malerei und dem Harmonium, bei Bach und Homer, von Blumen und von der freundlichen Fürsorge der hübschen Bäuerinnen umgeben. In dem Geräusch und dem Getriebe der großen Stadt hätte ich mir diese schlanke weiße Gestalt, dies stille, ebenmäßige, bleiche Gesicht mit den Augen, die wie in eine andere Welt blickten, nicht mehr vorzustellen vermocht.

Sie lächelte, als ich die Lider aufschlug: „Gut geruht, Liebe?“

„Ja, weißt du, Maleine, es ist wie im Himmel bei dir.“

„Sie sind nachsichtig,“ sagte sie sanft, „Sie übertreiben in Ihrer Freundschaft, aber schön finde ich es selbst. Ich bin froh, daß es so gekommen ist; es muß doch immer so kommen, wie es bestimmt ist, finden Sie das nicht auch?“

„Wieder dein schrecklicher Fatalismus, ich finde gar nicht, daß es muß. Man thut etwas, und dann ist es da. Sich vor irgend einem geheimnisvollen Schicksale bengen, nein, das will, das thue ich nicht.“

„So glauben Sie an den freien Willen des Menschen?“

„Natürlich, Kind.“

„Sie Glückliche! Aber lassen Sie uns gehen, das sind traurige Gespräche für diesen herrlichen Sonntag.“

Wir schritten die Landstraße entlang. Es machte mir Vergnügen, zu beobachten, wie lieb die Leute Maleine hatten. Alte Männer und Frauen traten uns in den Weg; sie fragte, wie es ihnen gehe, hörte geduldig

ihre Klagen an und legte ihre weiße Hand tröstend in die schwielige braune der Bauern. Kinder sprangen herbei und grüßten sie lustig.

„Dem habe ich neulich Pinsel und Farben gebracht,“ sagte sie, auf einen etwa zehnjährigen Jungenweisend, „er zeichnete alles, was er sah; ich glaube, er hat viel Talent.“

„Was macht die Schilderei, Jan?“ fragte sie ihn, „nächstens komme ich und helfe dir.“

Der Junge zog verlegen seine Mühe: „Dank U wel, Juffrouw.“

„Ach, da ist nichts zu danken, Jan,“ versetzte sie, ihn mit ihren strahlenden Augen gütig anblickend.

Als wir in den kleinen Saal des Gasthofes traten, war erst ein einziger Gast da, aber gerade der, den ich um alles gern vermieden hätte: mein Franzose aus der Dampfbahn. Ich hatte angenommen, daß er sich in die Fremdenpension begeben würde, und daher durchaus nicht gedacht, ihn hier zu treffen.

Als er mich begrüßte, sagte ich etwas dem Ähnliches. Er lächelte ein wenig, war aber Cavalier genug, die Unfreundlichkeit, welche in meiner Äußerung lag, nicht zu beachten. Er sagte nur: „Im Pensionat war augenblicklich kein Platz, darum mußte ich hierher gehen.“

Dann stellte er sich vor: „Ernest Ribaud.“

Notgedrungen nannte ich ihm nun den Namen meiner Freundin, Maleine Jongasma, und den meinen.

„Ribaud,“ sagte Maleine, „der Landschaftter?“

„Ja, Mademoiselle.“

„O, dann kenne ich Sie schon, wenigstens Ihre Bilder.“

„Also mein besseres Selbst, das übrige kann Sie nur enttäuschen.“

Ob er eine Schmeichelei erwartete? Maleine erwiderte nur ganz ruhig: „Die Werke müssen auch das Beste an einem Menschen sein, wenn das Schaffen das Richtige ist.“

Er schien noch weiter sprechen zu wollen, allein sie verbeugte sich mit der ihr eigenen ruhigen Anmut, sagte zu mir: „Kommen Sie, Liebe,“ und wählte zwei Plätze für uns nahe dem Fenster.

Ernest Ribaud verstand den Wink, daß er sich als entlassen betrachten sollte, und

nahm wieder seinen alten Platz mitten im Saale ein.

Wir verzehrten ziemlich stumm unser Mahl. Ich fühlte, daß die Blicke des Franzosen zu uns, nein, zu Maleine wanderten. Sie dagegen schien nichts davon zu merken. Als wir fertig waren und hinausgingen, stand er von seinem Platze auf und grüßte ehrerbietig. Maleine neigte stumm ihr schönes Haupt, unnahbar kühl, und dann waren wir im Freien.

Gott sei Dank, meine Angst war vergeblich gewesen, und meine Beruhigung wuchs, als das junge Mädchen mit seiner klaren Stimme sagte: „Ihr Reisegefährte macht eigentlich einen unsympathischen Eindruck, obwohl er gute Manieren hat und interessant aussieht. Aber es liegt etwas in seinen Augen, was abstößt, rücksichtslos und grausam blicken sie.“

„Hast du ihn so genau beobachtet?“

Ein leichter warmer Schimmer überslog ihr ernstes Antlitz. Maleine errötete nie wie andere Mädchen, nur ein wenig rosig angehaucht waren ihre blassen Wangen, wenn sie in Erregung geriet.

„Als Malerin sehe ich wohl etwas schärfer als andere. Nein, beobachtet habe ich ihn nicht, ich urteile nur nach dem ersten Eindruck bei der Begrüßung. Männer sind so eitel, ich gebe ihnen nicht gern Grund, es noch mehr zu werden. Und dieser ist besonders von sich eingenommen und noch stolz darauf, hält es für sein Herrenrecht. Doch seine Kunst versteht er, und das ist ja die Hauptsache. — Gehen wir nun auf die Heide, Liebe, oder ist es Ihnen nicht zu weit, einen Ausflug nach Blaricum und nach Huizen an der Zuidersee zu unternehmen? Bis Blaricum fährt man am besten mit der Dampfbahn.“

„Gern sehe ich die Zuidersee einmal wieder, und Blaricum soll ja auch interessant sein.“

„Ja, es giebt dort noch alte malerische Bauernhäuser und eigentümliche Trachten.“

„Also laß uns gehen, Maleine.“

Wir durchsausten im Dampfwagen die weite Ebene und stiegen im Dorfe Blaricum aus. Eine Menge von Bauern war da versammelt; es schien ihr Sonntagsvergnü- gen zu sein, auf die Dampfbahn zu warten.

„Komisch ist auf dem Lande die Tracht der Kinder,“ sagte ich zu Maleine, „genau wie die Großen sind sie gekleidet. Ach! sieh dort die kleine pudige Gestalt in Schwarz, wie ein verkleinertes Abbild einer alten Bäuerin ist das Kind, so ehrbar und würdevoll in dem feierlichen Schwarz.“

„Ja, hier trauern auch die Kinder, genau wie die Großen,“ erklärte mir Maleine.

Wir gingen die Landstraße entlang bis zu dem Fischerdorse Huizen, Schiffsmaste verrieten schon die Nähe des Wassers.

Da lag sie vor uns, die weite, möwenüberflatterte Fläche, welche heute bei dem schönen, windstillen Wetter kaum leicht gekräuselt war. Auf der Viehweide, die bis zum Ufer hinabreichte, sah ich einen Auslauf von Kindern, hinter ihnen mehrere gemächlich die Pfeife rauchende Burschen. Als ich näher kam, bemerkte ich, daß ein Maler den Mittelpunkt der Masse von Neugierigen bildete. Er saß auf einem Feldstuhle unter einem Schirm und pinselte, ohne sich umzuschauen, an einem Bild, welches sich auf einer Staffelei vor ihm befand.

Einige der Kinder liefen Maleine entgegen und reichten ihr die kleinen, schmutzigen Hände. „Mooien dag, Juffrouw. Hoe gaat het U?“

Die Worte ließen den Maler von der Arbeit ausblicken, sein Auge bligte, als er Maleine gewahrte. „Heute habe ich Glück, meine Damen,“ sagte er aufstehend.

Es war, als wolle Maleine sich zurückziehen, doch ihr kam wohl der Gedanke, daß dies wie eine Flucht aussehe. Sie wandte sich daher dem Fremden zu, begrüßte ihn und trat an die Staffelei.

Man sah ein Stück des Uferabhanges, die Schiffe und die weite Wasserfläche. Inmitten der sonnigen Landschaft standen zwei Bauernkinder in Trauertracht, Hand in Hand.

Es machte einen seltsam rührenden Eindruck, in dieser lachenden Gegend die beiden kleinen verlassenem Wesen zu erblicken. Der Gegenstand konnte nicht schlichter sein, aber der Charakter der Landschaft, das Spiel der Sonne auf dem Wasser, Lust und Licht kamen mit wunderbarer Wahrheit zum Ausdruck, so daß das Bild einen eigenen Stimmungszauber hatte.

„Wer so malen könnte!“ sagte Maleine, die schönen weißen Hände fromm, andächtig ineinander faltend.

„Irrte ich mich oder wurde der verwöhnte Franzose, der vor nichts mehr Achtung und Ehrfurcht hatte, rot bei dem Lobe, daß so unwillkürlich den Lippen des Mädchens ent schlüpfte? Wenigstens zitterte die Hand, welche Palette und Malstoch hielt, leise, kaum merklich.“

„Sie haben hier keinen Lehrer, Mademoiselle Jongasma?“ fragte er mit heiserer Stimme.

„Nein, ich kenne in Varen niemand, der mich unterrichten könnte.“

„Darf ich —“ er sagte es zögernd, fast schüchtern und sah in dem Augenblick so ernst ehrlich aus, daß ich alle meine Besürchtungen Phantasiespuß schalt. Maleine war ein viel zu schlichter, gerader Mensch, um ein ehrlich gebotenes Anerbieten nicht anzunehmen, auch septe sie Güte, weil sie selbst so gütig war, nicht in Erstaunen; sie suchte nichts anderes darin, keinen Hintergedanken, keine Nebenabsicht.

So antwortete sie mit heiterem Freimut und völliger Unbefangenheit: „Wenn Sie mich die Lust so malen lehrten wie auf dem Bilde da, nehme ich Sie gern zum Lehrer an.“

Sie dachte nur daran, daß sie beide Künstler waren; sie vergaß, daß er ein siegewohnter, selbstbewußter Mann, sie ein unerfahrenes Mädchen war.

* *

Daß ich künftig regelmäßig wieder des Sonntags nach Varen fuhr, ist selbstverständlich. Fühlte ich mich doch verantwortlich für die Beziehungen, die zwischen den beiden — wenn auch ohne mein Zutun — entstanden waren. Ich bildete mir, thöricht genug, ein, daß ich durch meine Anwesenheit die Gefahr zu hindern vermöge. Aber wie konnte ich das, war doch die Woche lang genug und die beiden unter den Bauersleuten, fast ungestört, sich selbst überlassen.

Und es kam, wie es kommen mußte.

Jeden Sonntag bemerkte ich, daß der französische Maler in Maleines Gedanken immer mehr Raum einnahm. Erst galt es

seiner Kunst, dann, ach, auch seiner Person. Wenn äußerlich ruhige Menschen von der Leidenschaft zum erstenmal gepackt werden, dann ist es für sie eine Sache von Leben und Tod, ein Entweder — Oder. Hätte ich Maleine an ihren ersten Eindruck von Monsieur Ribaud erinnert, so würde sie mir einfach nicht geglaubt haben, so verändert war ihre Ansicht von ihm. Frauen wie Maleine brauchen ein Ideal, etwas, was sie anbeten können; die Kunst war es gewesen, bis sie einen Menschen fand, der ihr alles wurde.

Ihn, Herrn Ribaud, sah ich nie, wenn ich kam; er ging mir wohl aus dem Wege. Daß dies Verfahren meinen Argwohn gegen ihn noch erhöhte, ist klar. Selbst Maleine vermied in letzter Zeit von ihrem Lehrer zu sprechen, und dies Schweigen war für mich beredter als laute Worte.

Die Winterszeit kam heran. Es war am heiligen Abend, als ich wiederum nach Varen hinausfuhr.

Die weiten Wiesenflächen waren mit Schnee bedeckt, wie ein Leichentuch lag die weiße Hülle über den schlummernden Feldern, keimendes Leben bergend. Die Bäume des kleinen Dorfplatzes waren ebenfalls bereist und glitzernd weiß; sie nahmen sich ganz zauberisch zwischen den malerischen Bauernhäusern aus.

So sehr ich auch ausschaute, ich entdeckte heute nicht Maleines hohe, schlankes Gesicht unter den Bäumen. War sie krank? Es packte mich derartige Angst um meinen Liebling, daß ich mehr flog als ging und in wenigen Minuten zu dem Geraniumhaus gelangte.

Meine Ahnung hatte mich nicht getäuscht; sie lag auf dem Tropenstuhl, eine Art ver verlängertem Sessel, den ich mit Maleine auf einem Ostindienjahrer im Hafen von Amsterdam erstanden und der die Stelle eines Sofas ersetzen mußte. Neben ihr das Harmonium, wo das „Wohltemperierte Klavier“ Sebastian Bachs aufgeschlagen war. An der anderen Seite stand ihre Staffelei, darauf das Bild, welches ihr Schicksal geworden war: der Strand an der Zuidersee, der son nige Abhang und die beiden Bauernkinder in Trauer, Hand in Hand. „Verlassen“ hatte es der Künstler genannt.

„Gutes Fest, Liebe,“ sagte Maleine, sich ein wenig erhebend und mir ihre schmale, weiße Hand reichend; sie war eiskalt. „Seien Sie nicht böse, daß ich Sie nicht mit einem Weihnachtsbaum erwarte; ich wollte es, aber ich war so dumm, krank zu werden, und taue zu gar nichts heute.“

„Mach dir keine Gedanken um den Baum, darauf kommt es ja gar nicht an. Aber ich bin traurig, daß du krank bist. Hoffentlich ist es nichts Ernstes.“

„O nein,“ sie lächelte — es war ein kleines, frostiges Lächeln, wie verirrt und verloren, wie ein matter Sonnenblick auf einer Schneelandschaft.

Unwillkürlich schaute ich zu dem Bilde hin; sie folgte meinem Blick und bemerkte dann: „Ich hätte es nicht hinstellen sollen, es erinnert mich an mein Elend, und ich kann doch nicht anders; ach, es ist doch ein Stück von ihm!“

„Maleine!“

Sie sah mich fest mit ihren großen, leuchtenden Augen an: „Was nützt es, ich verheimliche es Ihnen doch nicht. Ich liebe ihn, und er ist fort.“

In den wenigen Worten lag eine ganze Geschichte, das wußte ich. Sie hatte gefaßt gesprochen, aber als ich ihre Hand ergriff und „mein armes Kind“ sagte, brach sie in leidenschaftliches Schluchzen aus, das ihren schlanken Körper erschütterte wie ein Sturmwind.

„Ich bin nervös, achten Sie nicht darauf,“ erklärte sie zwischen dem Schluchzen.

„Sprich dich aus, Herzchen, vielleicht kann ich dir helfen.“

„Zu helfen vermag mir niemand, niemand; können Sie ihm befehlen, daß er mich liebt, daß er wiederkehrt? So etwas befiehlt man nicht, es muß da sein.“

So wenig ich Ernest Ribaud gern hatte, wünschte ich doch in diesem Augenblick, er möge ihre Liebe erwidern, er wäre nicht fort. „Vielleicht ist es ein Mißverständnis, und alles wird gut,“ versuchte ich sie zu beruhigen.

„Nein, nein, es ist zu Ende; er würde mich nicht ohne ein Wort verlassen haben, wenn er mich liebte, nicht wahr?“

Sie sprach es so flehend, daß ich die Welt darum gegeben hätte, Tröstliches sagen zu

können. So stieß ich hervor: „Es kann vielleicht gerade ein gutes Zeichen sein, Gleichgültige behandelt man anders.“

„Ach, wenn Sie recht hätten, Liebe!“

Wie ein Ertrinkender an einen Strohhalme, so klammerte sie sich an den armseligen Trost. Leidenschaftlich erfaßte sie meine Hände und bedeckte sie mit heißen Küßen. Sie galten nicht mir, das wußte ich wohl, und dennoch durchrieselten sie mich wie Feuer, gaben sie mir doch Kunde von der Leidenschaft, die in dem bisher so kühlen Mädchenkörper geschlummert hatte und nun hervorbrach mit elementarer Gewalt. Dann beruhigte sie sich und schlief ein wie ein Kind, während ein leises Lächeln ihren Mund umgab.

Ich mußte an dem Tage nach Amsterdam zurückkehren, doch ich empfahl meine junge Freundin ihren Wirtsteuten und nahm mir vor, sehr bald wieder nach Laren hinauszufahren.

Das war ein heiliger Abend, den ich nie vergessen werde.

Schon der zweite Feiertag sah mich meinem Wallfahrtsorte zustreben. Ich lebte eigentlich nur noch in der Hoffnung auf ein Wiedersehen mit Maleine und betrachtete die Zwischenzeit wie eine Last, die ich abzuschütteln mich mühte.

Diesmal erwartete ich nicht, Maleine auf dem Platze am Haltepunkt der Dampfbahn zu sehen, sie war gewiß noch nicht wohl genug dazu. Daher ging ich guten Mutes allein nach dem Geraniumhause.

In der Hausthür schon trat mir die Wirtin mit verstörter Miene entgegen, die sich auf dem runden rosigen Bauerngesicht seltsam genug ausnahm.

„Ich sah Sie kommen und wollte Ihnen doch den ersten Schreck ersparen,“ begann sie.

Das war natürlich die geeignetste Art, um mich gerade zu erschrecken.

„Ist Maleine tranker?“ stammelte ich.

„Tranker? Ganz gesund, so gesund, daß sie fort ist.“

„Sie auch!“ rief ich unwillkürlich.

„Was meinen Mevrouw mit dem auch?“ forschte die pfiffige Bäuerin.

„O nichts,“ suchte ich mich zu verbessern, ich konnte Maleine doch nicht bloßstellen. „Also fort? Ja, sie sprach schon lange davon,“ log ich tapfer darauf los.

„Uns hatte sie nichts gesagt,“ fuhr die Bäuerin fort. „Als gestern früh der Brief kam aus Frankreich, ich kenne die Postmarke — da sprang sie plötzlich auf und rief: ‚Ich muß fort, wie lange kann ich nicht sagen!‘ Sie bezahlte die Miete im voraus, ließ mich aus dem Gasthaus das Eisenbahnkursbuch holen und dampfte ab. Ich trug ihr noch das kleine gelbe Köfferchen, das andere hat sie hier gelassen. Für Mervrouw hat sie einen Brief geschrieben, er liegt auf dem Harmonium.“

Ich eilte ins Zimmer. Wie öde sah es ohne meinen Liebling aus! Mit zitternder Hand riß ich den Briefumschlag auf. Ein Zettel lag darin und ein Billet mit männlichen Schriftzügen. Auf dem Zettel stand in Maleines Handschrift, doch ein wenig unsicher, wie in Aufregung oder Eile hingeworfen:

Er liebt mich doch und ruft mich zu sich. Ich muß hin, ich kann nicht anders, verzeihen Sie mir, ich kann nicht anders, es ist stärker als ich.

Immer Ihre treue M. J.

Der Brief lautete:

Beliebte, ich wollte dich fliehen, denn ich weiß, daß ich dich nicht glücklich machen werde. Du bist zu edel für mich, ich bin ein unsteter Mensch, der an nichts festhält, dem nichts heilig ist. Ich bin wenigstens so ehrlich, es dir zu sagen, so nun weißt du es. Willst du es dennoch mit mir versuchen? O komm, komm, ich bitte dich süßlich, ich küsse deine lieben Hände inbrünstig, Madonna, komm. Ich kann nicht leben ohne dich, ich sterbe ohne dich, hörst du's, ich sterbe. Sei lieb, vielleicht machst du einen anderen Menschen aus mir. Nur du hast mir bis jetzt geholt. Hätte ich dich gehabt, dann wäre ich besser geworden. Du siehst, du hast eine Mission zu erfüllen. Komm, Madonna, komm. Du nimmst den Nachtzug, der heut abend von Bussum abgeht, auf der Gare du Nord von Paris erwartet dich dein Ernest.

Wie ein Schlag trafen mich diese beiden Briefe.

Sollte ich ihr nachreisen?

Jetzt war sie schon in Paris, bei ihr! Wie sollte ich sie finden? Maleine war mündig und Herrin ihrer selbst, ich hatte kein Recht mich einzumischen. Das Unheil war ja auch schon geschehen.

So wogten mir die Gedanken durcheinander.

Die Wirtin steckte das runde rote Gesicht in dem sauberen Spitzenhäubchen zur Thür hinein: „Was schreibt die Zuffrouw?“

„Sie mußte zur Ausstellung ihres Bildes plötzlich nach Paris reisen, es hat einen Käufer gefunden, sie bekommt viel Geld dafür.“ jabelte ich darauf los.

Gründe, die mit Geld zusammenhängen, sehen Bäuerinnen, vornehmlich holländische, immer ein.

„Ja, dann natürlich mußte sie fort,“ sagte sie bedächtig und nickte zufrieden. „Wissen Mervrouw, welches Bild es war? Einige schickte sie nach Amsterdam.“

„Das große Bild mit Eurem Häuschen,“ schwindelte ich weiter. „Der Kunsthändler in der Kalverstraat hatte es von Amsterdam nach Paris gesandt.“

Sie klatschte in die fetten Hände: „Herrlich, das kommt nach Paris! Bin ich auch darauf? Hat nicht der deutsche Professor es auch schon gemalt? Das muß ich gleich meiner Schwester sagen!“

Sie lief hurtig fort, so daß ihr die kurzen Röcke um die vollen Hüften flogen.

Mir war unsagbar traurig zu Mute. So hatte ich sie denn verloren! Ach Gott, um wen, um wen? Ich mochte gar nicht daran denken. Ich schloß die Augen, wie um die Phantasiebilder, welche sich mir aufdrängten, abzuwehren. Vergebens! Da waren sie immer wieder, und was sie mir sagten ... ich wagte nicht, es mir selber klar zu machen.

* *

Die Arbeit hielt mich in Holland fest, aber mir war das Licht dort erloschen ohne meinen Liebling, ohne Maleine.

Im Sommer verließ ich auf einige Zeit die heiße Stadt und ging an die See. Nach Daren zu fahren, war mir zu traurig.

Ich hatte nur einmal ein Zettelchen von Maleine erhalten, glücklich klangen die we-

nigen Worte. Dazu sandte sie eine Bestellung für ihre Wirtin, daß sie niemals wiederkehre; dann verstummte sie ganz.

Der Winter verging und ein Teil des Frühlings, da bekam ich — es war im Juni, und die Rosen blühten im Bondelpark von Amsterdam — einen Brief mit Maleines Unterschrift aus Laren. Bitternd vor Aufregung erbrach ich ihn und ließ:

Ich bin wieder da, Liebe. Können Sie mir verzeihen? Wollen Sie morgen zu mir kommen? Sie thäten damit eine Wohlthat Ihrer Maleine.

Ich bekenne, daß ich mit mir selbst kämpfte. Da war ein Principienmensch, welcher Maleine verdammt und mir zuraunte: Jetzt braucht sie dich, jetzt ruht sie dich. Und was liegt alles hinter ihr! Weh nicht! Da war aber stärker, als der strenge Verbieter, die Sehnsucht, sie wiederzusehen.

Und ich ging. Endlos erschien mir heute der Weg nach Laren, doch schließlich gelangte ich an mein Ziel. Sie stand unter den Bäumen des Dorfplatzes, hoch und schlank, ganz wie früher. Ach nein, nicht wie früher! Verändert war der Ausdruck ihres schönen Antlitzes.

Zuvor erschien es wie ein weißes Blatt, unschuldig, frisch, hoffnungsvoll, jetzt sah man, daß das Leben diese Züge mit feinen Runen beschrieb, daß das Leid sein Zeichen auf sie gedrückt. Und dieser Anblick entwaßnete mich ganz. Ich vergaß allen stillen, in meiner Seele verborgenen Groll, es lebte nur eins: meine innige unauslöschbare Liebe zu ihr.

Stürmisch fiel ich ihr um den Hals und küßte sie herzlich auf den Mund. Mit zarter sorgsamer Hand führte sie mich den wohlbelannten Weg entlang.

„Wie gut es mir thut, daß Sie da sind, Liebe,“ sagte sie mit ihrer sanften Stimme, und auf meinen fragenden Blick fügte sie hinzu: „Ich wohne wieder im Geraniumhaus bei den lieben alten Tuffrouwen. Es grünt und blüht noch vor der Thür wie einst, nur die, welche wieder einzog, ist anders geworden.“

Das war alles, was sie von sich sprach. Ich wußte, sie würde mir später eine Er-

klärung geben, wenn die Stunde dazu da war, darum drängte ich sie jetzt nicht.

Wir genossen nun still das Glück des Zusammenseins. Ich fand fast dasselbe Bild, wie vor zwei Jahren, vor den Fenstern den Schaukelstuhl, den Tisch mit der Handarbeit, die Blumen in grünbauchiger Vase, Maleines Korbstuhl. Es war mir rührend, daß das Blumenglas, dieser zerbrechliche Gegenstand, unverändert da stand, während die Menschen umher so anders geworden waren.

Wir aßen heute zu Hause. Die Tuffrouwen hatten in dem malerischen Kupferkessel über dem Reisigfeuer irgend etwas geschmort. Nach Tisch zogen wir in die Heide. Maleine ließ es sich nicht nehmen, sich für mich mit Decken und Kissen zu belasten. In der Sorge für ihre Freundin war sie noch ganz die Alte.

Auf dem sonnigen Heidekraute streckten wir uns wohlighin. Wir lagen auf der Stelle, wo Maube so oft gemalt hat.

Auch heute zog hier eine Schafherde des Weges, hinter ihr der strickende Schäfer.

Stumm beobachteten wir das Spiel der Lichter auf dem graubraunen Fell der Herde. Wie verschiedenartig das zottige Blicke aus sah, wie reizvoll die Sonne darauf schimmerte! Nun verstand ich, weshalb dieser Vorwurf es Maube angethan und er die trauliche Scene so oft zu Bildern benutzt hat.

Maleines große tiefe Augen folgten meinem Blick.

„Jetzt fühle ich erst den Frieden dieser Landschaft, und wie wohlthuend er ist. Man muß Schweres erlebt haben, um das zu vermögen. Und nun“ — sie richtete sich empor, ihre schlanke Gestalt straffte sich, wie man einen Bogen spannt, in ihre bleichen Wangen stieg ein leises Rot, und ihre Augen schauten seherisch in die Ferne — „und nun werde ich eine Künstlerin werden. — Die Liebe führte mich abseits — die Liebe?“ fragte sie träumerisch sich selbst, „nein, ein Wirbel blinder Leidenschaft. — Sie konnten mich gewiß damals, vor fast zwei Jahren, Weihnachten war's, nicht verstehen, nicht wahr?“

Ich nickte.

„Sie hielten ihn für frivol, oberflächlich und mich in Ihrer Güte für etwas Besseres? Und ich hatte doch noch zuvor gesagt, daß

niemals eine Liebe mich meiner Kunst untreu machen solle. O Gott, was sind alle Vorsätze, wenn es sich um leidenschaftliches Empfinden handelt! Wie Spreu im Sturm werden sie davongeweht. Erst bewunderte ich ihn, ihn und seine Kunst, die so groß ist; auch heute nach allem bewundere ich sie noch. Und dann, ob er es darauf anlegte, ob die Einsamkeit oder vielmehr die Arbeit zu zweien es that, ich weiß es nicht, ich war ja so unerfahren, so kindisch. Genug, er wurde mir bald alles, mein ganzes Denken war auf ihn gerichtet. Und dann ging er fort. Ich ließ Ihnen den Brief zurück, den er mir damals schrieb, ich trennte mich schwer von den Zeilen, aber ich war Ihnen eine Erklärung schuldig und meinte, daß nur seine Worte sie voll und ganz geben würden. Sie wissen, daß ich dem Rufe folgte, Ernest erwartete mich an der Garo du Nord. Ich wurde seine Frau.“

„Seine Frau?“

„Erwarteten Sie es anders?“ sagte sie erstaunt, doch mit sanfter Stimme. „Nein, so schlecht war er nicht, ich freilich bin so verblendet gewesen, daß ich ihm auch ohne den Ring am Finger gefolgt wäre. Also das, was Ihre Frage verrät, dachten Sie und liebten mich dennoch und kamen dennoch?“ Sie ergriff stürmisch meine Hand: „Haben Sie Dank, herzlichen Dank. Nein, so elend bin ich doch nicht gewesen. Ich wurde also rechtmäßig seine Frau, vielleicht — manchmal denke ich jetzt, er behandelte mich so, weil ich nicht unvermögend war und er sich das Recht auf mein Kapital sichern wollte. Doch das ist argwöhnisch und häßlich, und ich will nicht weiter darüber nachsinnen. Der Vater meines Sohnes soll mir heilig sein.“

„Deines Sohnes, Maleine? Wo ist er?“

„Tot, nach einigen Monaten schon. Ich erlebte in der Zeit zu viel des Schmerzlischen, er hatte nicht die Kraft fürs Leben. Nun wissen Sie, warum ich so lange bei Ernest ausgehalten. Erst hatte ich die Hoffnung auf das Kind, dann die Sorge für das Kind; sowie es starb, bin ich fortgegangen. Ernest hatte mich schon lange verlassen, schon als mein Sohn noch nicht geboren war, that er es. Ich war ihm langweilig geworden; er suchte nur eine an-

regende Geliebte, keine Gattin. Ich denke mit Schauern noch an den Tag, wo mein Sohn geboren wurde. Ernest ging an dem Abend mit seiner Geliebten, einer verheirateten Frau, in den ‚Faust‘. Ich lag allein in dem fernen Lande, in dem möblierten Zimmer, das wohl nur auf galante Junggesellenabenteuer eingerichtet war, nicht auf — ach, ich vermag doch nicht ohne Bitterkeit von ihm zu sprechen,“ seufzte sie.

In ihren vergeistigten, bleichen Zügen malte sich ein unsäglich trauriger Ausdruck.

„Du brauchst mir nichts zu erklären, Liebling, ich verstehe dich doch, und ich denke doch nichts Schlechtes, auch nicht —“ ich gewann es über mich, es auszusprechen, „auch nicht von ihm.“

Sie atmete leichter. Die Spannung in ihrer Zügen löste sich. „Nicht wahr, daß thun Sie, Liebe, er folgte doch nur seiner Natur, er konnte nichts dafür. Und als der Kleine starb, war er aufrichtig betrübt; er weinte heiße Thränen; sie fielen auf meine Hand; ich sog sie auf, die salzigen Tropfen, und glaubte wieder an seine Liebe.“

„Ich werde ihm einen Leichenstein setzen,“ sagte er, „ein weißes Kreuz aus Marmor, es leuchtet dann gegen den blauen Sonnenhimmel von Paris. Beilchen türme ich auf einen ganzen Berg, einen Wald, ein Meer von Duft, es soll poetisch sein auf dem stillen Plage, wo unser Liebstes ruht.“

„Wie im Traume hörte ich die Worte, ich war schwer krank. Als ich genes, war Ernest fort, in Trouville. Er müsse dort malen, sagte mir ein zurückgelassenes Bettelchen, persönlich hatte er sich nicht von mir verabschiedet. Mein erster Weg führte mich nach dem Friedhofe, den Ernest mir genannt. Ich fuhr allein hin, ich hätte die geschwäpige Wirtin, die mir gutmütig ihre Begleitung anbot, nicht in meiner Nähe ertragen. Auf dem Hügelfriedhofe nahe der Seinstadt angelangt, fragte ich den Kirchhofswärter, wo das Grab liege. Nach langem Suchen in einem Buche — ich hatte den Namen und das Datum der Beerdigung angegeben — sagte der Mann: ‚Es war ein Armenbegräbniß, nicht wahr, Madame?‘ — ‚Nein!‘ — ‚Es war ein Armenbegräbniß, genau wie Monsieur bestimmte, für einen Franken; es liegen noch zwei Kinder in der

Grube. Da steht der Name Ribaud und das Datum. Also Reihe vierzig, Grube einundzwanzig; Madame können nicht fehlen. Es leuchtete kein Marmorkreuz auf der Stelle, kein Hügel von Beilchen wölbte sich auf dem Plage, wo unser Liebstes ruht, kein Meer von Duft wehte dort, wo mein süßer Knabe schlummert. Und er, Ernest, der sonst Tausende verschwendete, hatte nur ein Armenbegräbniß für sein Kind. Er, der seiner Geliebten täglich die erlesensten fürstlichen Blumengaben sandte, von denen eine Blüte mehr kostete als das Armenbegräbniß für sein Kind. Seine schönen Reden waren hohle Worte gewesen. Sie werden sich nicht wundern, Liebe, daß ich seine Rückkehr von Trouville nicht abwartete und gleich fortging. Einen Rechtsanwalt beauftragte ich mit der Aufgabe, die Scheidung einzuleiten. Mag man mich wegen böswilligen Verlassens als den schuldigen Teil erklären, mir ist's gleich, aus der Meinung der Welt mache ich mir nichts. Ich habe nur noch eine Sehnsucht, einen Wunsch, in meiner Kunst etwas zu leisten. Meinen Sie, Liebe, daß die Kunst mir die kurze Untreue verzeihen wird?"

Sie sah mich angstvoll an, als ob ich ihr Schicksal in der Hand hielt. „Natürlich wird sie das, Maleine. Ich glaube sogar,

daß es gut für dich war, Schweres zu erleben. Du fühlst nun noch mehr mit den Menschen; du warst früher zu kühl; nun weißt du, was Leiden und Leidenschaft ist."

„Meinen Sie das wirklich?" Das Blut lehrte in ihre schmalen Wangen zurück. „Ach, ich möchte so gern nicht mit Groll an ihn denken. Dann müßte ich ihm ja dankbar sein und, wenn auch nicht das, so doch annehmen, daß dies eine Lehrzeit war, die mir beschieden gewesen ist, die ich durchmachen mußte, um eine wirkliche Künstlerin zu werden."

Wer hätte das Herz gehabt, ihr diesen Trost zu entreißen?

Maleine wurde eine Künstlerin. All ihr Empfinden, all ihr Sehnen legt sie nun in ihr Schaffen. Wie die Sonne durchleuchtet ihr Ich die einfachen Gegenstände, welche sie zu Vorwürfen ihrer Bilder erwählt: die Heide, die See, den Strand —

Wenn man auf Ausstellungen ihren Bildern begegnet, muten sie einen an wie Gesichöpsfe aus einer anderen Welt, friedvoll und tief. Das ist, weil eine Seele in ihnen lebt, die Seele eines reinen, guten Menschen, die nicht hart, nicht bitter geworden trotz des Leides, das sie erfuhr.









untreu wurden, eine immer gefälligere, zierlichere Formengebung zu erreichen.

Nun führten italienische Erbanprüche die Herrscher nach dem Wunderlande der Renaissance; sie kehrten schönheitsstrunken zurück, vom brennenden Wunsche beseelt, mit den Mediceern im Mäcenatentum zu wetteifern. Unter Franz I. nahm das französische Kunstleben, das barbarische Kriege niemals ganz ertötet hatten, einen herrlichen Aufschwung. Wie im zwölften Jahrhundert die Kathedralen, so wuchsen im sechzehnten Jahrhundert, gleichsam durch Zauberspruch gerufen, die Fürstenschlösser aus der Erde, und die neue Architektur wußte trotz des ungeheuren Einflusses der italienischen Hochrenaissance selbständige Wege einzuschlagen, indem sie der übersprudelnden Lebensfülle Italiens, seinem unererschöpflichen Phantasie Reichthum einige nordische Elemente auf geistreiche Weise vermählte. Wie die italienische Renaissance keinerlei Anempfinden des griechischen Geistes bedeutete, sondern nur aus der antiken Welt das Ideal des harmonisch vollendeten Menschentums herübernahm, nach welchem das aus dem Kollektivgeist des Mittelalters emporstrebende Individuum mit leidenschaftlicher Lebensfülle hindrängte; wie ihre Künstler die Formen, an denen sie gelernt hatten, überwandten und ihnen ihren neuen frischen Geist einhauchten, so waren auch die Franzosen keinerlei Anempfinder eben dieser italienischen Renaissance. Französischer Geist durchweht die Schlösser, sofern sie nicht von italienischen Baumeistern errichtet wurden. Es ist ein geistreiches Durchdenken und Ausgleichen der Formen, das im Vergleich zu der südlichen Rhythmik und Fülle etwas nüchterner anmutet. Die zahlreichen Bildwerke, die nun geschaffen werden, um Schlösser und öffentliche Plätze zu zieren, zeigen das griechische Ideal durchaus bezwungen vom französischen Geiste. Dieses spezifisch Französische beruht in einer aufs Elegante, Zierliche gerichteten Harmonisierung der Formen. Die Körper sind schlanker, die Kopfformen länger, die Gesichtszüge pikant oder geistvoll; wir sehen durchaus französische Physiognomien, beherrscht vom „Esprit“. Ganz Bedeutendes wird gerade im Porträtfach geleistet.

Italien und Deutschland geben uns mehr Ursprünglichkeit, mehr natürliche Größe; bei-

der Künstler besitzen eine frischere, ganz aus dem Vollen schöpfende Phantasie, die sich auch in Ausgeburten der Phantasie gefallen kann. Der französische Künstler wirkt bedeutend durch den Lebensfülle und Leidenschaft in eine vornehme Ausgeglichenheit zwingenden Geist. In Deutschland rang der tiefe Gedanke mühsam danach, sich durch eine entsprechende Form zum Ausdruck zu bringen; ja der Gedanke, der ungestüm hervorbrechen wollte, kümmerte sich auch wohl einmal nicht allzusehr um die Form. In Italien ließ die Schönheit des Volkstypus die Formen gleichsam auf eine naiv-geniale Weise finden. Die französische Kunst steht daneben wie eine künstlerische Preisarbeit; sie ist eine Kunst, die bewußt und verstandesgemäß Kunst sein will und dieses Wollen auch infolge natürlicher Anlage des Volkes und unausgesetzter Schulung erreicht. Freilich liegt hart neben ihr die Gefahr, ins Erkünstelte zu verfallen; sie wird dagegen nur selten etwas ganz unkünstlerisches hervorbringen.

Das unkünstlerische Mißverhältnis der Formen, die Überladenheit des Barock tritt in Frankreich nicht zu störend zu Tage. Logik und Symmetrie hüten hier vor dem Zuviel; rettend wirkt auch die sehr hoch stehende Porträtkunst. Wohl zeigen alle Bildnisstatuen aus den Perioden Louis' XIV. und der Régence die Phrasenhaftigkeit einer Zeit, die ihre Fürsten wie Halbgötter anbetete und von ihnen pomphaftes Ceremoniell verlangte. Aber jene in römischem Kostüm als Übermenschen posierenden Männer sind überragend durch das bedeutende Antlitz. Es waren in Wirklichkeit geniale Schlachtenlenker, Meister der Staatskunst, hervorragende Vertreter der Wissenschaft und der schönen Literatur, und die bildenden Künstler suchten deren geistige Überlegenheit wiederzugeben. Trotz alles Naturwidrigen im herrschenden Kunststil entfernten sie sich hier nicht von einer scharfen Beobachtung der Natur. Auch dann nicht, als die Sehnsucht nach Natur neben dem immer inhaltsloser werdenden Hofceremoniell eine Pseudonatur mit Schäferpielen und „Wirtschaften“ herausbeschwor, im galanten achtzehnten Jahrhundert.

Selbst das Kolosale wirkt in Frankreich natürlicher als anderswo. Es erscheint un-





macht sich überall geltend; andererseits tritt aber wieder der vornehme Geist alter Kultur hervor und das geistreiche Element echten Franzosentums, das Streben nach formaler Schönheit. Die Werke sind zahllos und vielseitig wie ihre Schöpfer. Mit kühner Energie bringt sich Frémiet zur Geltung, der Meiste und Schüler Rudez. Er ist stets originell und ausdrucksvoll, geht allerdings vielfach auf rein äußerliche Wirkungen von jeder Bewegungskreudigkeit aus. Sein „St. Georg mit dem Drachen“, sein Standbild der Jeanne d'Arc auf der Place des Pyramides zu Paris wirken überzeugend, aber in der Belebtheit des Körperlichen ist hier die Stärke des Künstlers zu finden, nicht in einem überragenden geistigen Element. Am besten gelingen Frémiet, der zugleich ein sicherer Tierbildner ist, humoristische Darstellungen aus der Welt der Tiere und Halbtiere, wie es der bekannte „Dénicheur d'ours“ im Musée du Luxembourg zeigt.

Dalou sucht das Heil gleichfalls in äußerlich bewegter Lebendigkeit und geht bei dem Denkmal Delacroix' im Jardin du Luxembourg herein zu weit. Das Motiv, „Die Zeit bekränzt den Künstler mit Ruhmesrosen, und die Muse applaudiert“, wirkt geschmacklos durch die plumpe Art der Verherrlichung und durch das Festhalten der applaudierenden Geste. Das Denkmal ist ein Ausfluß des französischen schmeichlerischen Phrasentums, der äußerlichen Effekthascherei, wie sie sich ja neben dem einfachen, ehrlichen Kunstwerk mehr als genug in Frankreich breit macht. Vollen Geist setzt jedoch Dalou ein, wo es sich um das Porträt handelt. Seine Statue des Chemikers Lavoisier ist meisterhaft.

Immerhin würden wir nicht gerecht verfahren, wollten wir den Franzosen ohne Ausnahme ihre allzu heftige und nach unserem Empfinden ins Theatralische gesteigerte Bewegung zum Vorwurf machen. Gerade hiermit bringen die französischen Künstler ein nationales Element zur Geltung, und wer lange unter Franzosen gelebt hat, wird da eine ganz charakteristische Volkseigentümlichkeit finden, wo der Nordländer nur hohle Theatralik zu sehen glaubt. Wohl aber sind die Künstler die geschäftigsten, denen dieses Element im geringen Maße oder gar nicht anhaftet. Unter letzteren kennen wir beson-

ders Chapu und als sein Meisterwerk die tief innerlich empfundene Jeanne d'Arc. Der Künstler hat diese Lieblingsgestalt der bildenden Kunst als schlichte Hirtin dargestellt, ringend mit dem gewaltigen Geiste in ihr, der sie zu einer ungeheuren, ihr bescheidenes Selbst wunderbar erhöhenden Aufgabe ruft. Mit welcher Vertiefung in den geistigen Zustand der vom göttlichen Rufe begeisterten armen Magd ist die ergreifende Gestalt wiedergegeben! Diese Jeanne d'Arc gehört zu den besten Werken der französischen Plastik überhaupt. Chapu (geb. 1833, gest. 1892) ist ferner Schöpfer von zwei poesievollen Grabdenkmälern: „La Jeunesse“, Denkmal Regnaults in der École des Beaux-Arts, und „La Pensée“, Monument der Gräfin d'Angoulême (Daniel Stern) auf dem Père Lachaise zu Paris.

Bei den jüngeren Meistern, von denen wir gleich von vornherein die wenigen Klassizisten, die Theatraliker und die Vertreter des süßlichen Rokokoideals als zweiten und dritten Ranges ausscheiden, finden wir die besten, durch bedeutende Vorgänger erweckten Bestrebungen in freudigem Wettstreit nebeneinander.

Dampt trachtet, wie Chapu, nach schlichter Innerlichkeit, die in dem „Knienden Johannesknaben“ (Musée du Luxembourg) zu rührendem Ausdruck kommt. Paul Dubois geht dem harmonischen, eine edle Augenweide bietenden Renaissanceideal nach; wohl gelungen ist sein Chanteur Florentin; anmutsvoll und volkstümlich zugleich die Jeanne d'Arc zu Reims. Dem kürzlich verstorbenen Falguière vermögen wir wegen seines auf sinnliche Wirkungen ausgehenden Naturalismus trotz seines unstrittig ganz hervorragenden Könnens nicht gerecht zu werden. St.-Marceau ist ein Virtuos der kühnsten Bewegungen, ein Künstler von reicher Phantasie und ein feinsinniger Porträtist.

Über allen stehen augenblicklich drei bedeutende künstlerische Individualitäten, denen das Verdienst gebührt, die französische Plastik um neue Werte und Ausdrucksmöglichkeiten bereichert zu haben: Gardet, Rodin und Bartholomé. Sie bieten durch ihr geniales Verstehen und Nachschaffen des Geistes der Natur tief innerliche Wirkungen. Gardet nimmt insofern eine Sonderstellung ein, als



erschütterndem Schmerzensausdruck war das erste Zeugnis seines bildhauerischen Könnens; nach und nach erschienen Skizzen zum Monument aux Morts, dessen vollendeter Entwurf 1895 vom Staate angekauft wurde, um das Monument du Souvenir auf dem Père Lachaise zu ersetzen. Am Allerseelentag 1899 wurde es auf dem althistorischen Friedhof der Öffentlichkeit übergeben, allen Toten geweiht, denen treue Liebe keinen Denkstein zu setzen vermag.

Von grünem Rasen und tiefdunklen Cypressen umgeben, steigt es am Ende der Eingangsallee vor uns empor wie ein natürliches Gebilde in den warmen, doch etwas gedämpften Tönen des mattgelben Sandsteins zu Courville. Der Bau zeigt die einfachen Formen antiker Grabkammern; rechts und links führen Stufen zu den Eingängen empor. Während die beiden seitlich gelegenen leer bleiben, gruppiert sich um die größere Mittelpforte eine Schar Totgeweihter aller Altersstufen, jede Stimmung verkörpernd, die die zagende Menschheit angesichts des letzten Rätsels befällt.

„Es ist die Menschheit, die dem Tode entgegengeht,“ schreibt Bartholomé einem Freunde, der ihn um die Bedeutung der einzelnen Figuren befragte. „Nicht alle sind Sterbende, doch alle wenden sich der verhängnisvollen Pforte zu, durch die die beiden Gatten eintreten. Ihr Alter, ihr Fürchten, ihr Hoffen ist verschieden, doch in meinem Geiste verbindet sie eine große Einheit, und dieser ganze obere Teil hat nur die eine angegebene Bedeutung.“

In wilder Verzweiflung, das Antlitz verhüllend, um das Furchtbare nicht zu sehen, haben sich die einen zur Erde geworfen, andere suchen bei ihren Gefährten Schutz und Trost; ein Jüngling stützt die Geliebte, die zusammenzubrechen droht; ein Kind naht gläubig betend mit frommem Vertrauen; ein gebückter Greis, dessen Oberkörper schon die Todespforte überschneidet, klammert sich noch mit welken Händen an ihrem Pfosten fest. Ein junges Mädchen von lieblichster Anmut wirft in rührender Dankbarkeit dem Leben eine Kußhand zu, einem Leben, das ihm wohl nur gelächelt hat.

Alle diese tief beseelten Gestalten kommen jedoch nicht an keuscher Schönheit dem Men-

schenpaare gleich, das das geheimnisvolle Dunkel schon betreten hat. Festen Schrittes, mit vorwärts strebendem Haupte geht der Mann voran; er nimmt das Unvermeidliche des Endes mutig auf sich. Liebend, die Rechte auf seine Schulter gestützt, will das Weib ihm folgen, doch angesichts der sternlosen Nacht ist sie zögernd geworden. Die Linke tastet ängstlich, das Haupt neigt sich zurück, und der Blick schaut suchend und flehend nach oben, als solle er noch einen letzten Lichtstrahl erhaschen. Die beiden nächsten Gestalten von vollendeter Schönheit wenden dem Beschauer den Rücken zu; kein Antlitz redet zu uns, und doch, in welcher ergreifender Weise ist hier gerade das seelische Element zum Ausdruck gebracht worden.

Unerbittlich schwebt über diesem schmerzbelegten Menschenzug im oberen Teile des Denkmals etwas Zwingendes, das ihn unaufhaltsam zur Todespforte treibt, obwohl der Lebenstrieb, sich aufbäumend, zurückschrickt. Liegt es in dem eigenartigen Aufbau der Gruppe, die links eine aufsteigende, rechts eine abfallende Linie bildet, liegt es in dem Drängen der Gestalten nach vorwärts trotz des lebhaft verkörperten Zurückweichens: wir fühlen, daß alle den beiden Gatten folgen müssen, getrieben von einer unsichtbaren Macht, und daß mit ihnen die ganze Menschheit in nicht endendem Zuge den Pfad des Todes schreitet. Keines der herkömmlichen Attribute und Symbole; die Wirkungsmittel konnten kaum einfacher gedacht werden. Bartholomé gab uns tief beseelte Menschheit — als solche ihr eigenes Symbol.

Noch unmittelbarer wendet er sich zum Herzen mit der unteren Gruppe, einem nach Art der altfranzösischen Grabmonumente im Tode hingestrecktem Menschenpaar, auf dem eine Kindesleiche ruht. War er zuvor noch der nach formaler Schönheit strebende Bildhauer, dessen Ideale auch andere verfolgen, so giebt er hier etwas Ureigenes, die unmittelbare Sprache seiner Seele. Sahen wir oben Idealeiber, so sind diese im Tode erstarrten Gestalten mit porträtartigen Zügen ausgestattet; sie wenden sich das Antlitz zu; ihre Hände sind unlösbar ineinander geschlungen. Aus diesem Todeschlaf spricht ein unendlicher Friede, ein Geeintsein im Grabe.



Frankreichs Bevölkerungssorgen

Von

Kaethe Schirmacher

(Nachdruck ist untersagt.)

Frankreich, das am längsten kultivierte und am höchsten civilisierte Land der modernen Welt, ist, gerade als Vorreiter aller Kultur, auch stets die sociale Versuchssstation der Menschheit gewesen. Und gerade heute, hundert Jahre nach der französischen Revolution, ist es wieder bei einem Krisen- und Zersetzungsstadium angelangt, das ihm selbst großes Mißbehagen, bei seinen Nachbarn aber Staunen und jenes Interesse erregt, das verwickelte Krankheitserscheinungen bei Zuschauern zu erwecken pflegen.

Länder, die in jüngeren Phasen der Civilisation stehen, die, von der Natur mit mehr tüchtigen als glanzvollen Eigenschaften bedacht, noch gewisse patriarchalische Tugenden besitzen, die sich auf dem Pfade mittlerer Geschichte, fern den großen Versuchungen der mit allen Gaben Leibes und der Seele überschütteten Götterliebhaber erhalten, sind geneigt, dieses glänzende, blendende, leicht erregte, jetzt im Fieber zitternde Frankreich mit dem Auge des Moralisten zu betrachten, es zu tadeln, ihm seine „Sünden“ vorzuwerfen, ihm die Herzensenfaß und Sittenreinheit seiner jüngeren, oft minder begabten Väter und Vorfahren der indo-europäischen Familie vorzuhalten und ein Kreuz über die „französische Entartung“ zu schlagen.

Sehr mit Unrecht. Nach ewigen, ehernen Gesetzen müssen wir alle unseres Daseins Kreise vollenden. Frankreich mit seinen besonderen Anlagen, Vorzügen und Fehlern erfüllt sein Geschick wie jedes andere Land das seine, und die großen Linien dieses Geschickes sind für alle Nationen die gleichen. Grandeur et décadence des Romains wiederholt sich überall, nur sind beide Zustände, dem Genie eines jeden Volkes angemessen, ein Welt- oder nur ein Familienereignis.

Die Entwicklungen, die Frankreich heute an der Spitze der Civilisation durchläuft, sie sind allen anderen Ländern in gewissem Maße beschieden, werden nicht einem ganz erspart. Die Welle, deren Berg Frankreich heute in schwanker Höhe einnimmt, faßt auch uns einmal. Ist jede verhältnismäßige Gesundheit doch gleichbedeutend mit einer gewissen Ursprünglichkeit, Unentwickeltheit, Rückständigkeit in kultureller Hinsicht, und diese dauert nicht.

Es ist außerdem die Frage, ob die Pharisäer, die sich heute glücklich schätzen, nicht dem Böllner zu gleichen, einstmals am selben Punkt der Civilisation angelangt, in ähnliche Engen eingeklemmt, vorher der Menschheit ebenso viele unvergeßliche Dienste geleistet, ebenso viele Gaben um sich geschüttet, die nämlichen Großthaten in die Tafeln der Geschichte eingezeichnet haben werden wie Frankreich. So hat das Studium der modernen-französischen Gesellschaftsentwicklung denn ein ganz unmittelbares Interesse für uns, ein Interesse persönlichster Art, dem sich weder befriedigte Eigenliebe, Selbstgerechtigkeit noch Schadenfreude beimischen dürfen, sondern das der Gedanke leiten muß: wie können wir, einstmals an einer ähnlichen Wendung der Geschichte angelangt, eine gute Figur machen? Wäre es möglich, daß die Erfahrungen unserer französischen Schwester uns als Lehre dienen?*

* *Benutzte Literatur:* J. Delafosse: *Théorie de l'Ordre*. 1901. — G. Blondel: *La France et le Marché du Monde*. 1901. — R. Debry: *Un pays de célibataires et de fils uniques*. — S. Béranger: *Le Proletariat intellectuel en France*. *Rev. des Rev.* 15. 1. 1898. — A. Laverne: *Jean Coste, l'instituteur de village*. — Trapié: *L'Institutrice en Province*. — A. Dumont: *Dépopulation et Civilisation*. 1890. — C. Bert: *Les Florissères*. 1898. *Leur Egale*. 1899. *La Camarade*. — Turquan: *Evolution de la Fortune privée en*

Zwei Klagen allgemeinsten Art werden in Frankreich seit mehr als dreißig Jahren laut. Die eine, daß Frankreichs Bevölkerung nicht mit der steigenden Volksdichtigkeit seiner Nachbarin Schritt hielt. Die andere, daß sämtliche Ämter und Berufe überfüllt sind.

Betrachten wir diese sich anscheinend widersprechenden Klagen näher.

Frankreich zählt nach der letzten Feststellung 38641333 Einwohner. Seine Bevölkerung hat sich in den letzten fünf Jahren um 412364 Köpfe vermehrt, während Deutschland, im Besitze von 56345014 Einwohnern, seit 1895 eine Bevölkerungszunahme von 4065113 Köpfen und einen jährlichen Geburtsüberschuß von 700000 bis 800000 Köpfen verzeichnet. England gewinnt im jährlichen Durchschnitt 352000 Einwohner, Italien 300000. Die kleine Schweiz hat sich in fünfzig Jahren um eine Million Einwohner vermehrt, das europäische Rußland seine Bevölkerung in knapp hundert Jahren verdreifacht.

In diesem Wettlauf bleibt Frankreich mit seiner jährlichen Zunahme von kaum 90000 Köpfen weit zurück. Und dieses Zurückbleiben erfüllt die französischen Patrioten mit den lebhaftesten Befürchtungen. Denn, sagen sie, eine Nation erhält sich nur, falls sie im Notfall ihre Existenz mit bewaffneter Faust zu verteidigen vermag. Sieg und Niederlage im Kampf sind auch eine Frage numerischen Übergewichts. Wenn einmal auf jeden französischen Soldaten zwei, drei fremde Uniformträger kommen, was dann?

Doch die geringe französische Bevölkerungszunahme stellt nicht nur Frankreichs Existenz im Kriegsfall in Frage, sondern setzt es heute bereits einer friedlichen Invasion aus, dem unablässigen Fremdenzufluß, der überall dort eintritt, wo ein reiches und fruchtbares Land eine nur geringe Bevölkerungsspannung aufweist. So verdankt Frankreich seine letzte fünfjährige Bevölkerungszunahme teilweise der Naturalisierung erwachsener Fremder, und der Grundbesitz Fremder in Frankreich wird auf 45000 Quadratkilometer, ein Zehntel

des gesamten französischen Grundbesitzes, geschätzt.

Der gleiche Bevölkerungsmangel oder richtiger Mangel an Bevölkerungsüberschuß bringt es mit sich, daß Frankreich sein großes Kolonialgebiet nicht für eigene Rechnung und zu eigenem Nutzen ausbeuten kann. Der Handel in Tonkin-Cochinchina liegt vorwiegend in englischen und deutschen Händen; Tunesien wird von Italienern bevölkert, und Algier gilt als Apanage spanisch-maltesischer Glücksritter, kosmopolitischer Geldleute. So herrscht also in Frankreich und seinen Kolonien Menschenmangel.

Wie reimt sich damit die Klage zusammen, daß in der Metropole alle Berufe überfüllt sind und der Kampf ums Dasein in Frankreich ganz außerordentlich scharfe Formen angenommen hat? Die nachstehenden Ziffern beweisen, daß gewisse Berufe in Frankreich tatsächlich überfüllt sind und man von einem sehr zahlreichen gebildeten Proletariat sprechen darf.

Von den 12000 bis 13000 Ärzten Frankreichs sind nur etwa 6500 in glänzender oder, bei Familie, ausreichender Wirtschaftslage. Die Juristen sind fast durchweg auf eine reiche Heirat angewiesen; die Friedensrichter mit ihren 1800 bis 3000 Franken sind Proletarier. Das Gleiche gilt von den Elementarlehrern und -lehrerinnen, von denen 100000 (auf 150000) in wirklicher Dürftigkeit leben, von den Bacheliers und Licenciés, die aus Mangel an anderem Unterkommen sich zu den untergeordneten Repetitorienposten drängen (tausend Bewerber für 2,3 Stellen). Die acht- bis neunhundert Ingenieure, die jährlich von der Ecole Polytechnique, der Ecole Centrale und den Provinzschulen auf den Markt geworfen werden, finden in der Mehrzahl ein nur ganz bescheidenes Auskommen (2000 bis 4000 Franken) in der Privatindustrie. Der Offizier ohne Vermögen ist in einer überfüllten Karriere bis zum Oberstenrang ein Proletarier mit 3800 Franken Wage und vielen Verbindlichkeiten. Die großen Verwaltungskörper verwenden nun zwar einen Teil der durch Schule und Universität unversorgten Abiturienten und Licenciés, die für 1800 bis 3900 Franken mit innerem Abscheu eine unter ihrem geistigen Niveau stehende geisttötende Schreib-

France. 1901. — Revue de Paris. 15. 12. 1898. — G. Blondel: *l'Essor industriel et commercial du peuple allemand*. 1898. — Cherbuliez, citiert von Blondel. — Journal des Débats. 21. 2. 1894. Soir, signé Clément. — R. Barès: *Les Déracinés*.

arbeit besorgen. Nichtsdestoweniger meldeten sich im Jahre 1896 für vierzig Vakanten auf der Seine-Präfectur 2300 Bewerber! Unter den 14000 Studenten von Paris allein sind ein Drittel Proletarier, auf Stipendien von 1500 bis 2000 Franken jährlich angewiesen. Und von den 4000 bis 5000 Künstlern der Pariser Bohème kommen die wenigsten auf einen grünen Ast, da jeder Auftrag, jede feste Beschäftigung in wildem Wettbewerb bestritten wird.

Die Ziffern der Bewerber für die geringste freie Stelle, die Entwertung der akademischen Diplome sprechen also eine beredte Sprache und lassen eine Überproduktion in den liberalen Berufen Frankreichs nicht verkennen.

Nur in diesem beschränkten Sinne aber darf Frankreich sich über ein Zuviel an Menschen beklagen. Nur auf den Gebieten der Medizin, des Rechtes, des Unterrichtes, der Verwaltung, des Heeres und der Künste herrscht eine wirkliche Überfüllung. Dagegen fehlt es der Landwirtschaft an Arbeitskräften, den französischen Kolonien an Kolonisatoren, dem französischen Handel an Köpfen, der französischen Industrie an Unternehmern. 180000 junge Franzosen erhalten eine klassische Erziehung, jedoch nur 22000 treiben landwirtschaftliche, kaufmännisch-industrielle und technische Studien. Der Handelsstand bildet kaum fünfzehn Prozent der Gesamtbevölkerung, und die Landbewohnerschaft hat in dem letzten Jahrzehnt in 59 Departements (von 86) merklich abgenommen.

Die Situation ist also folgende: Sehr langsame Bevölkerungszunahme des ganzen Landes, allgemeine Menschenarmut, verbunden mit teilweiser, genau umschriebener Menschenüberfülle auf gewissen Gebieten. Also schlechte Verteilung, erschüttertes Gleichgewicht der vorhandenen Menschenmassen, ein ungeeigneter, unbehaglicher, ein Krisenzustand. Die beiden sich anscheinend widersprechenden Klagen über Menschenmangel und über Menschenfülle können daher logisch sehr wohl nebeneinander bestehen. Die Fülle ist nur relativ, der Mangel hingegen absolut. Beide scheinen uns auf den gleichen Ursachen zu beruhen. Welches sind die eigentlich vollzunehmenden Klassen Frankreichs? Die industriellen Arbeiterklassen und die wenig besitzenden Land- und Fischerbevölkerungen.

Die Bevölkerungszunahme der letzten fünf Jahre verteilt sich auf die großen Städte (bei denen jedoch nicht nur die Einwanderung wirkt), auf die industriereichen Departements (Bouches du Rhone, Pas de Calais, Nord, Seine et Loire Inférieure, Gironde, Meurthe et Moselle) und die sehr armen und „seefahrenden“ Departements Finistère, Morbihan. Die reichen, ackerbauenden Provinzen par excellence Touraine, Burgund, Normandie sind keine „Mehrer des Reichs“, der besitzende französische Bauer bevölkert nicht. Wir wiederholen hier, daß nach den letzten amtlichen Statistiken die ländliche Bevölkerung in 59 Departements abgenommen hat, was nicht allein auf Kosten städtischer Einwanderung zu setzen ist.

Nicht anders steht es um den besitzenden französischen Städter, die mittleren und oberen Klassen des Volkes. Sie geben meist dem Staate nur gerade so viel Bürger wie nötig, das Aussterben der Familie zu verhindern. Früher handelte der besitzende französische Bürger in Bezug auf Nachkommenschaft nach dem Sage: Un fils, une fille, et un pour la casse, also drei Kinder. Dann empfand man den Drittlings als eine überflüssige Vorsicht und ließ ihn vom Baume des Lebens abfallen. Es entstand das Zweikindersystem. Und heute ist man in den besitzenden Klassen so weit, daß ein Franzose, ein unparteiischer Beobachter, Frankreich als ein „Land einziger Söhne“ (oder Töchter) hinstellen zu müssen glaubt. Man muß den Ausdruck natürlich cum grano salis verstehen. Immerhin besaß Frankreich 1896:

1808839	Familien ohne Kinder	
2638752	„ mit 1 Kinde	
2379259	„ „ 2 Kindern	
1593259	„ „ 3 „	
981162	„ „ 4 „	
584500	„ „ 5 „	
331000	„ „ 6 „	
289000	„ „ 7 „	und mehr.

Die Ein- und Zweikinderfamilien überwiegen also bei weitem, sind typisch.

Man darf daraus schließen, daß Frankreich weder ein in seiner Volkskraft betroffenes, absterbendes Land, noch ein wirtschaftlich verelendetes Volk, sondern eine im Gegenteil reiche Nation ist, deren Besitzstände ihre Wohlhabenheit durch Beschränkung der Kin-

derzahl erhalten und womöglich vergrößern wollen — was einen Irrtum in der Wahl des Mittels nicht ausschließt. Frankreichs schwache Bevölkerungszunahme ist somit kein physisch-physiologisches Phänomen entarteter Rassenkraft, sie bedeutet kein Aufhören der Zeugungsfähigkeit, ist kein unfreiwilliger Vankeroth des Könnens, sondern eine psychologische Erscheinung, eine bewußte Beschränkung des Wollens, die in das Gebiet des Moralisten fällt.

Frankreichs besitzende Klassen sind in ihren Eheresultaten bewußtem Malthusianismus unterworfen; sie beschränken die Kinderzahl oft auf das Äußerste, ohne jedoch, es mag das hier gleich hinzugefügt werden, sich sonst die Lehre vom moral restraint anzueignen.

Weshalb aber beschränken gerade Frankreichs besitzende Klassen ihre Kinderzahl? Uns einzureden, daß reiche Bauern, Großgrundbesitzer, große Industrielle, wohlhabende Kaufleute nicht mehr als ein Kind ernähren können, hieße sich einen schlechten Scherz erlauben. Ernähren im buchstäblichen Sinne des Wortes, und darüber hinaus noch erziehen, könnten sie fünf, sechs, ja vielleicht acht und zehn Kinder. Leistet der industrielle Proletarier sich doch öfters diesen Luxus.

Hier aber sitzt der Haken: der Proletarier ernährt und erzieht sie eben proletarisch, und der Besitzende in Frankreich will die Seinen nicht nur so unproletarisch wie möglich ernähren und erziehen, er will sie auch jeder Gefahr zu verproletarisieren, soweit das menschlicher Fürsorge möglich, entziehen. Was aber macht den Proletarier? Die Abwesenheit aufgespeicherten Kapitals und die Notwendigkeit, auf seine zwei Arme und die eigene Thatkraft zu zählen. Diesem freizügigen Zustande sind die französischen Besitzstände nun leidenschaftlich abgeneigt, sie hassen ihn wie etwas Unstandesgemäßes, eine Erniedrigung, und ihr heißes Bestreben geht dahin, ihre Nachkommenschaft diesem socialen Risiko zu entziehen.

Als das einfachste Versicherungsmittel erscheint ihnen die freiwillige Beschränkung der ehelichen Kinderzahl. Sie werden ihrer Tochter eventuell einen Bruder, ihrem Sohn eventuell eine Schwester geben, dann aber jeder weiteren Vermehrung sich enthalten. Auf diese Art bleibt bei dem wohlhabenden

Bauern der Landbesitz in einer Hand zusammen, und bei dem reichen Städter wird das Vermögen nicht geteilt. Sohn und Tochter sind im Stande, so gut, ja vielleicht besser zu leben als die Eltern, und dieses Wohlleben ohne große persönliche Anstrengung, ohne großes Risiko ist das herrschende Ideal der besitzenden Klassen auf Frankreichs jetziger Kulturstufe geworden.

Der allgemeine Zug der Sitten und des Denkens läßt Frankreichs Besitzende auf anstrengende Schöpfungen, ferne, weitsichtige Unternehmungen, gewagtes Spiel um hohen Einsatz verzichten. Ihnen erscheint die Zeit gekommen, wo sie was Gutes in Ruhe schmachten mögen, oder, wie sich ein Autor ausdrückt: *La France a vieilli, il lui faut ses aises* (Frankreich ist gealtert und verlangt nach Behagen).

Lächeln und spötteln wir nicht: dieser Zustand tritt in dem Leben jedes Einzelnen und jedes Volkes ein. Für jeden kommt einmal der Augenblick, wo er, des Herumlaufens durch Dick und Dünn überdrüssig, die Füße in weichen Pantoffeln am Kamin wärmen möchte.

Die besitzenden Klassen Frankreichs sind heute, ohne Spott sei's gesagt, „kaminreif“. Man kann dafür sehr viele Gründe beibringen, die, ohne das Phänomen völlig zu erklären — denn das organische Leben konstatiert sich nur und behält, den eindringendsten Forschungen zum Trotz, stets einen geheimnisvollen Untergrund —, doch in ihrer Gesamtheit stichhaltig erscheinen mögen.

Frankreich, das älteste Kulturvolk des jetzigen Europas, ist durch die Jahrhunderte auch stets das führende Kulturvolk gewesen, es hat sich durch die längste Periode und ohne Unterlaß verausgabt. Die Kriegszüge und politischen Revolutionen des vorigen Jahrhunderts sind ihm furchtbare Alderlässe gewesen. Es hat somit einen gewissen Anspruch auf „ses aises“ im Armstuhl am Kamin. Seine Gesetzgebung hat seit hundert Jahren dazu beigetragen, ihm die großen Familien in den besitzenden Klassen abzugewöhnen. Während unter dem ancien régime der Pater familias absolute Testierfreiheit hatte, die Titel, Güter und Stellungen im Adel immer, in der reichen Bourgeoisie nicht selten allein auf den Ältesten übergingen.

was einen Schwarm jüngerer Söhne, auf sich selbst angewiesen, für ferne Kolonisation und gewagte Unternehmen verfügbar ließ, ist heute jedem Kinde ein bestimmter Pflichtteil in der väterlichen Erbschaft gesichert. Der französische Familienvater aber, der die Beschlosigkeit und ein hartes Leben als der Übel größtes fürchtet, läßt aus besorgter Liebe für diese notwendigerweise nur karg bedachten Jüngeren und aus wohlüberlegter Berechnung für den allein existierenden Ältesten diese problematischen „Cadets“ unboren. Eine Rückkehr der Gesetzgebung zu dem Gesichtspunkte des anciens régime würde, abgesehen von ihrem Widerspruch gegen die demokratischen Zeitendenzen, auch vorläufig ohne Wirkung bleiben, da die Sitten ihr feindlich.

Um jedoch völlig aufrichtig zu sein — dies Wohlergehen und die weltliche Versorgung der Kinder ist nicht der einzige Grund, der besitzende französische Eltern zur Beschränkung ihrer Familie führt. So ganz selbstlos sind die französischen Eltern denn doch nicht. Und wenn in den aufstrebenden Klassen der mittleren Bourgeoisie, da, wo der feste Besitzstand noch nicht erreicht ist, die Eltern sich für den Sohn bis aufs Blut abschinden, so wissen die Eltern der städtischen und reichen Gesellschaft doch bereits, daß eine Mehrzahl von Kindern nur auf Kosten ihres eigenen, persönlichen elterlichen Wohllebens, Behagens und Luxus zu erlangen wäre. Und in dem jetzigen Stande ihrer Entwicklung sind Mann und Frau der französischen Besitzstände einem solchen Opfer an Wohlleben, Behagen und Luxus entschieden abgeneigt. Das Kind, „das niemand ersehnt, das Papas Vergnügungen und Mamas Toilettenausgaben beschränkt“, wie eine moderne Schriftstellerin sich ausdrückt, bleibt wohlweislich im Froschteich. Und so darf man ganz allgemein sagen: der standard of life in den besitzenden Klassen Frankreichs, die Ansprüche, welche man dort für sich und seine Nachkommen an das materielle Leben stellt, sind der Grund ihrer geringen Fruchtbarkeit oder, wie Arjène Dumont das bezeichnet: „Armut, Unwissenheit, rückständige Sitten und Moden, Unkultur, Aberglaube — und eine hohe Geburtenziffer.“ Selbstverständlich kann der fran-

zösische Besitzstand mit obigen Erfordernissen nicht dienen, und so weist seine Geburtenziffer keine große Höhe auf. Wir fügen hinzu, daß der Druck des französischen Fiskus die Vorliebe für große Familien gleichfalls abschwächt: die fiskalischen Lasten zehren in sechs Jahren das gesamte Einkommen auf, in dreißig Jahren absorbieren sie das Kapital.

Eine Folge der materialistischen Weltanschauung der besitzenden Klassen Frankreichs ist die Vorliebe für ausgetretene Pfade, sichere Brotstellen, Staatsämter, Stellungen, die, mit wenig Risiko verbunden, sicheres Auskommen und sociales Ansehen geben.

Ernest Lavisse giebt diesem Gang der Besitzenden sogar eine ethnographische Erklärung: „Der Franzose, Sohn eines gemäßigten Klimas, liebt ein angenehmes, gleichmäßiges Leben ohne große Anstrengung.“ Der Ministerialbeamte, der seine Bureaustunden abspizt, Zeitungen liest, Cigaretten raucht, Freunde empfängt und um halb fünf Uhr frei ist, giebt das Ideal aller jungen Leute ohne ausgesprochene Begabung und das Idol aller suchenden Schwiegermütter ab.

Seit hundert Jahren ist denn auch die gesamte nationale Erziehung auf die Ablegung des Gymnasialabiturientenexamens gerichtet. „Sei erst Abiturient, dann findet sich das Weitere,“ jagt der französische Vater dem Sohne, und „die Achtung vor dem Pergament“ ist ein ausgeprägt französisches Übel.

Frankreich besitzt keine Realschulen und keine Realgymnasien, seine Handelshochschulen sind elf an der Zahl mit 650 Schülern (in Deutschland vierundzwanzig, und die in Hannover allein hat tausend Schüler), seine Technika können weder der Zahl nach, noch an Bedeutung mit den deutschen technischen Hochschulen wetteifern, und seine ganze Erziehung der Oberklassen ist unpraktisch, im höchsten Grade reformbedürftig. Der französische Besitzstand der Städte schiebt nun seine Söhne (und heute teilweise auch seine Töchter) in jene liberalen Verufe, jene Staatscarrieren und Versorgungen, die das Abiturientenexamen erschließt; der Andrang zu den Hochschulen ist ganz besonders stark, weil heute nur ihr Besuch, nicht einmal mehr das Abiturientenzugnis den einjährigen (statt des

dreijährigen) Militärdienst gewährt. Er vernachlässigt gleichzeitig die industriellen, kaufmännischen und technischen Unternehmungen.

Auf ersterem Gebiet trifft aber der französische Besitzstand mit einer durch seine demokratischen Einrichtungen gezüchteten Konkurrenz zusammen: den begabten Söhnen des Volkes, die durch das republikanische Regime über ihren Stand hinaus unterrichtet und gebildet, durch Stipendien unterhalten und gleichfalls in die liberalen Verufe oder die socialen Ansehen gewährenden Staatsverjorgungen hineingelockt werden. Denn der Wunsch, sich materiell, gesellschaftlich und geistig zu erheben, ist in den besiplosen Klassen Frankreichs gerade so groß wie der der besitzenden, ihre socialen Vorrechte zu erhalten. Zumal da Frankreich niemals ernstlich an Abschaffung der aristokratischen Privilegien gedacht hat; ihre Ausdehnung allein, die Verallgemeinerung des Wohllebens, des Genusses, des Luxus sind Zweck und Absicht der französischen Revolution von 1789 sowie der dritten Republik seit 1870 gewesen. *Nous sommes, sagt ein französischer Schriftsteller, une démocratie, façonnée par la monarchie (richtiger l'aristocratie).*

Und dieser sociale Ansturm von unten greift selbstverständlich auf das bisher reservierte Gebiet der französischen Bourgeoisie über. Hier treffen die einzigen Söhne des Besitzstandes mit den Cadets der Proletarier zusammen. Der auf dem oberen wie auf dem unteren Ende der socialen Leiter gleich heiße Wunsch nach Wohlleben und Ansehen erklärt den Menschenandrang um die Lehrstühle, die Staatskrippe, erklärt das geistige Proletariat in den liberalen Verufen und die ängstliche Beschränkung der Kinderzahl in den besitzenden Klassen. Der absolute Menschenmangel Frankreichs und seine relative Menschenüberfülle auf gewissen Gebieten haben den gleichen Grund: das Streben nach Wohlleben, das die einen sagen läßt: Halte, was du hast — die anderen: Nimm ihnen, was du davon erlangen kannst.

Man dürfte nun mit Recht einwenden, daß die Volksmenge durchaus nicht das einzige Kriterium der Volkstüchtigkeit ist, daß eine Verringerung in der Quantität von vornherein keine Verminderung der Qualität bedeuten muß, ja daß es sicherlich wünschens-

wert und weise ist, die Erde weniger rasch zu bevölkern, eine geringere Zahl von Kindern in die Welt zu setzen, um diesen wenigen besser gerecht zu werden. Gilt ein Korb edler Früchte nicht mehr als ein Sack Holzapfel?

Das kommt, müssen wir antworten, auf den Gebrauch an, dem sie dienen sollen. Bei Tische werde ich den Korb edler Früchte vorziehen; wenn ich jedoch Wurfgeschosse zur Verteidigung brauche, ist mir der Sack der Holzapfel lieber. Und da das Leben, auch das Völkerleben, weit mehr einer Holzapfelschlacht als sanften Tafelfreuden gleicht, läuft eine Nation, die, umgeben von weniger civilisierten, kinderreichen Völkern, allein sich der intensiven an Stelle extensiver Menschenkultur hingiebt, Gefahr, auf friedlichem oder kriegerischem Wege aufgezehrt zu werden.

Nur ein internationaler Beschluß, in sämtlichen civilisierten Ländern nach Volksqualität statt nach Volksmenge zu streben, könnte rein logisch, dieser Gefahr begegnen. Die Logik hat jedoch im großen ganzen mit dem Phänomen der Bevölkerung nichts zu thun, und die Weisichte internationaler Beratungen und Beschlüsse ist wenig geeignet, uns Vertrauen einzusößen. Und nichts beweist endlich, daß die Zahlbeschränkung einer Bevölkerung eine Zunahme an Wert sichert. Es scheint sogar das Gegenteil der Fall zu sein.

Frankreich beklagt sich allgemein, in seinen Tageszeitungen, seinen Zeitschriften, seiner gesamten schönen Litteratur und seiner dramatischen Produktion, über den geringen sittlichen Gehalt seiner Jugend, ihren Mangel an Thatkraft und Unternehmungsgeist, ihren Egoismus und Skepticismus, ihre Schwäche. „L'abaissement moral des caractères,“ „la veulerie, la décadence morale,“ „la muserie, et la rosserie modernes“ sind Clichés der französischen Sprache und Litteratur geworden.

Niemand wird den Einfluß politischer Verhältnisse auf die Charaktere eines Landes leugnen. Und Frankreichs parlamentarisches Regime muß als ein *foens corruptionis* bezeichnet werden. Dieser Niedergang wäre jedoch weit weniger eilig, wenn die Familie des französischen Besitzstandes ihm durch geeignete Jugenderziehung einen nennenswerten Widerstand bereitete. Daran verhindert sie

nun ihr Charakter der Einz-, höchstens Zweifinderfamilie. Die sociale Qualität dieser fils oder filles uniques ist keine bessere als die zahlreicher Brüder und Schwestern. Weit davon. Die einzigen oder wenig zahlreichen französischen Kinder sind Angstkinder, um deren Dasein und Wohlfsein sich in der Familie alles dreht, deren Krankheiten eine Plagiat, deren Launen Gesetze sind. Sie bilden der Eltern Verzug. Papas Einziger, Mamas Abgott, Erstgeborener und Benjamin zugleich sein, das verträgt kein Kind. Vom Tage ihrer Geburt an konzentriert sich auf ihre kleine Person ein ganz ungehörliches, ein unverhältnismäßig großes Stück Aufmerksamkeit, macht sie zu Alleinherrschern, Selbstherrschern, zu Herren ihrer Eltern, die sich ihnen mit einer oft sehr kurzfristigen Liebe hingeben: „Bei einem Kinde ist man sein Sklave, bei sechsen ihr Herr.“ Ihr Grundsatz ist, daß man dem Liebling allen Willen thun muß. Die Bequemlichkeit der Eltern kommt bei diesem Verwöhnungssystem ebenso auf ihre Kosten wie die Affenliebe.

In einer zahlreichen Familie hingegen liegt das An-anderes-denken in der Luft, Rücksichtnahme und Solidarität werden dort praktisch gelehrt. Die Charaktere stählen und schleifen sich gegenseitig ab. Die Anteile des Einzelnen sind kleiner, seine Ansprüche naturgemäß geringer, die Schätzung der eigenen Person wird durch Vergleich auf das richtige Maß herabgesetzt. Eine große Familie ist eine kleine Republik, die auf das praktische Leben vorbereitet.

Der einzige Sohn, die einzige Tochter hingegen wachsen als anspruchsvolle Autokraten in einer unnatürlichen Umgebung auf, und nur am Tischlein deck dich können sie noch ihr Genügen finden. Sie sind vollendete Individualisten, Egoisten, die, nur auf sich bedacht, geringen socialen Wert und schwachen nationalen Nutzen haben.

Für den Sohn läßt diese Erziehungsweise sich dahin zusammenfassen: „Mein Kind, du kannst auf deine Eltern rechnen. Sieh, wie wir für deine Zukunft sparen! Zähle auch auf unsere Verwandtschaft, unsere Freunde, die dich empfehlen, protegieren, vorwärts bringen werden. Rechne auch auf die Regierung, die zahlreiche Stellen vergiebt. Es müßte seltsam zugehen, wenn du nicht eine

erlangen solltest. Da diese Stellen aber nicht immer genügend tragen und es gut ist, zum Brot auch Butter zu haben, sollst du eine reiche Frau heiraten. Das ist unsere Sache, überlaß uns diese Mühe, wir finden dir die Erbin.“

Derart erzogene Jünglinge werden recht eigentlich Parasiten des socialen Körpers. Ihr Lebenszweck ist die Pflege und Befriedigung des eigenen Ich; sie huldigen dem Grundsatz, mit einem Minimum von Anstrengung das Maximum von Wohlbehagen zu erlangen. Ihnen winken die ausgetretenen Pfade der „Administration“, die überheizte Bureaulust, der geschäftige Müßiggang der Schreibstube. Nach neuen Unternehmungen und Abenteuern gehen sie nicht aus. Ihnen gestatten auch besorgte Eltern weder Auslandsreisen noch Kolonisation, sondern halten sie ewig am Gängelbände der Metropole. Der Stellenjagd, nicht auf Grund persönlichen Verdienstes, sondern auf Grund der „Empfehlungen“, des Nepotismus, der Mitgiftjagd und ihrem entsittlichen Einfluß ist diese Jugend verfallen. Wohlleben mit ganz geringer Muskel- und Geistespannung ist ihr Ideal. Und man fragt sich mit Recht, ob ein Heer von fils uniques, von fils à Papa, in dazu noch numerischem Untergewicht, einem Bier-, Jüngerbrüderheer von Cadets gewachsen wäre, ob diese verwöhnten Vater- und Mutterjöhnen das raue Kriegshandwerk ertragen können.

Wir haben vorher den einzigen Sohn einen Mitgiftjäger genannt. Nicht wenige junge Franzosen finden jedoch aus Gründen, die wir sogleich erörtern werden, daß selbst die größte Mitgift nicht die Kosten einer Frau deckt, und ziehen deshalb vor, Junggeselle zu bleiben. Das ist eine neue Wunde Frankreichs. „Le vieux garçonisme est devenu une institution.“ „Von zehn Junggesellen sind neun ledig geblieben, weil sie es so gewollt, ihr Leben mit Absicht so eingerichtet haben.“ Und sie haben es so gewollt, weil — dieses Leben das bequemere für sie ist, weil es ihnen gestattet, die Lasten und Fesseln der regelmäßigen Ehe zu vermeiden, ohne sich im geringsten jener sittlichen Beschränkung, die man unverheirateten Frauen auflegt, unterwerfen zu müssen. Der Junggeselle ist vielmehr, statt eine beschei-

dene Statistenrolle zu spielen, Haupt- und Vordergrundsfigur der französischen Gesellschaft geworden. Don Juan, der *bourreau des coeurs*, giebt den Ton an. Dieser Egoist in höchster Potenz, der alle socialen Pflichten von sich weist, um alle socialen Genüsse einzuheimen, dieser Förderer der Unsittlichkeit, dieses Versehungselement der Gesellschaft, diese social absolut minderwertige Kategorie von Bürgern spielt die erste Geige, schafft Gesetz und öffentliche Meinung. Der *fils unique*, welcher ohne Gesellschaft von Schwestern aufwuchs und bei der strengen Scheidung, die in Frankreich die jungen Leute von den jungen Mädchen trennt, keinen Begriff von frischer, reiner Weiblichkeit hat, den das Schulinternat moralisch verdarb, dem die Frau allein in geschlechtlicher Hinsicht und hier nur in ihrer tiefsten Erniedrigung erscheint, der giebt den Boden für das harte, kalte, trockene und unmoralische Junggesellenwesen ab, das die Kraft einer Nation im tiefsten erschüttert.

Und diesem verführerischen Junggesellen sucht der französische Ehemann, der Vater nur eines oder zweier Kinder, zu gleichen. Beide erstreben ein Weltleben mit seinem Minimum von Sorgen und Pflichten, seinem Maximum an Freuden und Genüssen. Wohingegen ein Vater von vier, fünf Kindern, zu starrer Thätigkeit gezwungen, weit weniger auf seine Wartbinde, seine Krawatten und Handschuhe bedacht wäre, geringere Zeit hätte, der Frau seines Nächsten den Hof zu machen, minder zu galanten Abenteuern, Liebesintrigen, Verführungen und Ehebrüchen neigte und gerade deshalb ein besseres sociales Element wäre als der Junggeselle und der ihm nacheisende Vater à la Malthus. Denn, man täusche sich darüber nicht, die Sittlichkeit der Frauen eines Volkes ist in dem Maße mehr gefährdet, wie die Ehelosigkeit der Männer zunimmt und der Kinderreichtum der Familien sich beschränkt. Der Junggeselle und der ihm nacheisende Ehemann sind die besten Klienten der Prostitution, die die Zahl der Geburten absolut vermindert, die Kindersterblichkeit vermehrt und durch die völlige moralische Begriffsverwirrung, das sociale Elend und die sociale Empörung, die sie schafft, ein gesellschaftlicher Versehungsfaktor schlimmster Art wird.

Auch für die französischen Töchter sind die kleinen Familien keine Schule kräftiger Erziehung. Ihr Egoismus wird dort ebenso entwickelt wie der ihrer Brüder, ihre Ansprüche und der Kultus ihres Ich in gleichem Maße gesteigert. Ist das Ideal des besitzenden Franzosen der Lebemann, so das der besitzenden Französin die *Salondame*. Beider Wünsche in Bezug auf die Nachkommenschaft begegnen sich: ein Kind, höchstens zwei, und im übrigen die volle Freiheit: Flirt, Pug, Empfänge, Feste, Theater, Ball, Vergnügen.

Eine solche Weltdame vermag gar nicht Mutter vieler Kinder zu sein. Die Mutterschaft ist kein physischer Schmuck der Frau, sie stimmt nicht zu dem künstlichen Leben des Salons. Die verwöhnte, einzige Tochter und Frau eines Lebemanns wünscht die Wiederholung dieser unschönen Prozedur schon aus ästhetischen Gründen zu vermeiden. Ein Nest voll Kinder ist unelegant, riecht nach Hühnerhof, ist gut für das Volk. *Madame* trifft sich also auf halbem Wege mit *Monsieur*, und beide wandeln bald jeder für sich auf — Junggesellenpfaden: möglichst viel Vergnügen, möglichst wenig Risiko. Die *Morticoles* von Léon Daudet und *Solas Fécondité* geben darüber nähere Aufschlüsse, die wohl schwerlich ganz ins Fabelreich gehören.

Man darf den Französinen der oberen Klassen immerhin das Zeugnis geben, daß sie diesen Weg nur nach langem Zögern und Widerstreben, gegen ihren Willen betreten haben. Das Muttergefühl war auch in ihnen lange übermächtig, und es hat der bittersten Enttäuschungen, oft der tiefsten Seelenqualen bedurft, um sie zu wissentlichen Mitschuldigen an diesem Volksverrat zu machen. Sie haben lange hartnäckig geglaubt, daß der Mann, der sie heiratete, auch wirklich die volle Ehe mit all ihrem Glück und Leid beabsichtigte, daß der Vatte den Vater verbürge, ganz so wie die Vattin die Mutter enthielt, und zwar freudig, in Schaffenskraft, mit allen Pflichten, die das Wort bedeutet. Sie waren versichert, daß des Mannes Liebe Opfer und Entbehrung mit zu tragen bereit, daß die Ehe eine Schule sittlicher Tüchtigkeit, nicht eine Versicherung auf gegenseitiges Vergnügen sei. Da hatten sie

jedoch die Rechnung ohne die eingewurzelten Junggesellsensitten ihres Vatten gemacht, der, durch Jahre außerehelicher Gewöhnung entartet, im Grunde für die volle Ehe nicht mehr taugte, in seiner Frau nicht die Gefährtin seines Lebens, sondern einen Salonkameraden, nicht die Mutter zahlreicher Kinder, sondern — man verzeihe den Ausdruck — eine legitime Maitresse suchte. Sie lernten einsehen, daß nicht die pflichttreue Mutter, sondern die glänzende Weltdame dem Vatten begehrenswert erschien, daß mütterliche Hingabe und Sorgfalt, weit davon ihn zu nähern, ihn entfernte. Sie mußten in brutalster Weise vor das Dilemma: Mann oder Kind gestellt werden, um nach schweren Kämpfen auf ihre Mütterlichkeit zu verzichten und das zu werden, was eine moderne Schriftstellerin, Camille Bert, Blütenträger, Florifères nennt.

Diese Wandlung in der französischen Frauenseele ist kein Gewinn, sondern ein schwerer sozialer Verlust. Ein neuer Bundesgenosse ist dem Egoismus und dem Individualismus gewonnen. Das Junggesellenideal der besitzenden Klassen hat einen weiteren entscheidenden Fortschritt gemacht, sich auf die besitzende Frau übertragen. Das Verschen: „Für die Spägin sind die Pflichten, für den Spaß ist das Pläsiere“, ironisierte einen zweifelsohne ungerechten Zustand, der aber vom sozialen Standpunkte aus ein höherer war als die vereinte Verzweiflungsjagd beider Ehehälften.

An dieser Desorganisation der Ehe trägt der französische Mann die erste Schuld. Dafür hier einige Belege aus neueren französischen Werken: „Ja, Güte, Liebe, Aufopferung könnten eine Quelle des Glücks sein, wenn Mann und Frau sie gegenseitig üben. Wenn aber die Frau allein und unverstanden liebt, sich opfert und nur Spott erntet, dann sagt sie Verzweiflung.“ Und die Verzweiflung führt zur Empörung: „Als meinesgleichen hast du mich gewollt, sagt die junge Ehefrau, ich bin's geworden, habe deine Vorzüge und deine Fehler, weshalb beklagst du dich? All meinen Glauben, meine Illusionen, meine Ehrbarkeit, mein Schamgefühl hast du zerstört, hast mir bewiesen, daß der Egoismus alles ist. Eynisch hast du mich gewollt, sinnlich, brutal. Ich bin eine vortreffliche

Schülerin, und du, mein Lehrer, bist im Unrecht.“ „Der Ehemann, der seine Pflichten abschüttelt, ruft die Frau zur Empörung auf. Sie ist der Lasten der Ehe satt, die ihr keine der Wohlthaten derselben spendet.“ „Euer ungeheuerlicher Egoismus ruft eine gleiche Selbstsucht wach.“

Et voilà, wie man auf französisch sagt, la famille bien arrangée.

Man hat sich gefragt, welchen Einfluß die katholische Kirche, der die besitzenden Frauen Frankreichs so ergeben sind, bei dieser psychologischen Entwicklung gespielt hat und noch spielt. Das Urteil der Sociologen ist ihr nicht günstig. Man wirft ihr nicht mehr und nicht weniger vor, als durch ihren Marienkultus die Verachtung des Ehestandes zu lehren, durch den Eölibat der Priester und Nonnen die Nation um rund achtzig bis hunderttausend Familien zu schädigen, durch den Krieg zwischen Madames religiösen Überzeugungen und Monsieurs Atheismus die Autorität des Familienhaupts zu untergraben, die geistige und sittliche Familieneinheit zu brechen und besonders vom pekuniären Standpunkt und vom Standpunkt der Herrschaft aus die kinderlose Frau oder die Mutter weniger Kinder bei weitem vorzuziehen.

Die Mutter von vier, fünf Sprößlingen ist allerdings meist zu beschäftigt, um eine fleißige Kirchengängerin zu sein, sie hat in ihrem praktisch ausgefüllten Leben auch wenig Neigung für jene langen Beichten und den „geistlichen Flirt“, die dem Priester die Seele einer Frau und ihr Eheleben ausliefern. Sie ist wenig bei all den wohlthätigen Werken zu verwenden, da ihre Charity at home beginnt und sie nicht Muße für Bestunden, Strickabende, Bescherungen hat. Vor allem, ihre finanziellen Mittel gehen für die Bedürfnisse ihrer Kinder drauf, ihr Testament gilt letzteren, nicht der Kirche, während die kinderlose Frau oder Mutter eines einzigen Kindes die Hand des Priesters wählt, um ihren letzten Willen zu vollziehen.

An diesen praktischen Thatfachen wird alle papierene Predigt über den Text: „Seid fruchtbar und mehret euch“, der sich natürlich bei Priestern und Pfarrkindern gleich geringer Beliebtheit erfreut, nichts ändern. Vom Einfluß der katholischen Kirche hat Frankreich eine Bevölkerungszunahme also

nicht zu gewärtigen. Man darf sich fragen, ob das Heraufkommen der unteren Volksschichten, des vierten Standes, Frankreich von seinem Malthusianismus in der Ehe heilen kann.

Eine verneinende Antwort scheint uns hier am Platze. Wie einst der tiers état die Ausdehnung, nicht die Abschaffung der Adelsprivilegien begehrte, so der vierte Stand heute die Ausdehnung der Bourgeoisprivilegien. Der zum Ziele gelangte Proletarier wird ein behaglich verdauender Bourgeois, der gleich dem besitzenden Landbebauer seine Kinderzahl zu eigenen und der Kinder Gunsten beschränkt. Das Heraufkommen der französischen Demokratie bedeutet keine Einschränkung der Lebenshaltung, sondern ihre Erhöhung und Verfeinerung in immer breiteren Massen und damit eine sichere Beschränkung der Kinderzahl auch in den jetzt vorwiegend „bevölkernden“ Kreisen Frankreichs.

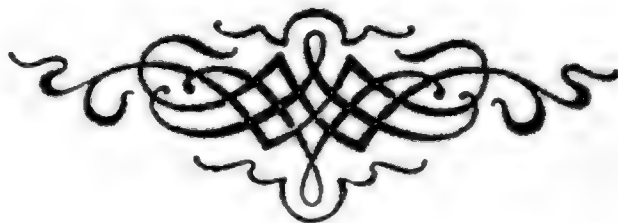
Frankreich war dem oben geschilderten sozialen Zerfällungsprozeß als älteste neuropäische Kulturmacht am ersten ausgesetzt. Es ist ihm um so leichter verfallen, als, durch hundertjährige Vorherrschaft verwöhnt, es weder nach rechts noch links vergleichend sieht und sich gern einredet, daß alles zum besten ist im besten der Frankreiche. Die in der nationalen Erziehung liegende Vernachlässigung des Handelsstandes und der praktischen Verufe erschweren das Überwinden der Krisis, der die Einwirkung der katholischen Kirche noch als Stütze dient.

Man hüte sich jedoch zu glauben, daß der gewollte Malthusianismus und seine sozialen

Folgen eine spezifisch französische Krankheit seien. Die Ansätze zu diesem Leiden finden sich in jedem civilisierten Gemeinwesen. Andere und vor allem jüngere Kulturländer sind der Gefahr bisher begegnet, weil sie sich durch ausgesprochene Neigung für praktische Verufe, Auswanderung und waghalsige Unternehmungen auszeichneten, weil eine protestantische Moral und Bibellektüre ihnen das Ideal zahlreicher Familien lebendig erhielt, weil eine starke Monarchie und ausgeprägte gesellschaftliche Hierarchie jenen Lusttrieb der unteren Stände beschränkten, dem die französische Egalité die Zügel schiefen läßt.

Niemand darf aber aus der bisherigen Krankheitsfreiheit anderer Nationen auf ihre für ewige Zeiten verbürgte Immunität schließen. Auch ihre sociale Entwicklung steuert Zuständen entgegen, die heute in Frankreich gerade charakteristisch und besonders scharf gekennzeichnet sind. Auch ihre Stunde wird schlagen, wie die Frankreichs geschlagen hat, und zu einer Zeit, wo Frankreich vielleicht die Krisis, der es als erstes Land verfallen, auch als erstes Land überwindet und sich wieder in aufsteigender Entwicklung befindet, werden nun andere in die Tiefe sinken.

Diese ausgleichende Gerechtigkeit im Völkerleben ließ uns das Studium der französischen Bevölkerungsbewegung gerade im Interesse unseres eigenen Vaterlandes wichtig und fesselnd erscheinen. Nichts könnte uns mehr schaden als nationales Pharisäertum in einer notwendigerweise nur vorübergehenden Blütezeit.



lung Ibsens hingewiesen, ebenso wie er für Jacobsen und andere Meister nordischer Dichtung ein Fahnenträger geworden war. Deutsche Kritiker folgten ihm und gaben durch ihr andauerndes „ceterum censeo“ den Anstoß, daß unsere Bühnenleiter allmählich sich Ibsens erinnerten. Es waren dies die Brüder Heinrich und Julius Hart, zwei philosophische Köpfe, die während ihrer ganzen kritischen Thätigkeit den Unterschied zwischen Dichter und Macher immer am stärksten betont haben, und die beiden Germanisten Otto Brahm und Paul Schlenther. Sie waren aus der Schule Wilhelm Scherers hervorgegangen, hatten nicht unglücklich mit gelehrten Arbeiten debütiert — von Schlenther stammt eine kleine, kluge Schrift über die Reuberin, von Brahm eine in manchen Teilen glänzende Monographie über Heinrich von Kleist — und verkündeten jetzt mit kräftigen, jugendlichen Stimmen den Naturalismus als die für unsere Epoche allein gültige Dichtung. Sie hatten vorher für Gottfried Keller und Zola gekämpft. Sie stritten jetzt für Ibsen, als den „großen Naturalisten“ des germanischen Dramas, den unsagbar reichen Anreger, den Beherrscher aller Tiefen und Abgründe der menschlichen Seele. Mit einem Draufgängertum, das keine Rücksichten kannte, mit einer Schneidigkeit des Stils und mit einer tüchtigen Portion von wohlervorbenem Wissen und angeborenem Instinkt für das Theater wurde die heimische Produktion abgethan. Man nahm die Kritiker der alten Richtung aufs Korn, man hielt ein Strafgericht über Blumenthal und Lindau, man setzte sich etwas allzu grob und deutlich mit der antiquiert erscheinenden Ästhetik Karl Frenzel's auseinander.

Heute blicken wir auf diese vergangenen Zeiten bereits mit einem wehmütigen Lächeln zurück. Die kritische Weisheit der Brahm und Schlenther, die in Ibsen den Naturalisten sah, die mit einem geringen Grad von philosophischer Erkenntnis und mit unzulänglichen geistigen Mitteln die Ästhetik des Naturalismus proklamierte, in der Wahr-



Elise Lehmann.

haftigkeit der Darstellung äußerer Dinge und Geschehnisse das Evangelium moderner Dichtung erblickte — sie erscheint uns bereits arm und brüchig. Aber die Jugend am Ausgang der achtziger Jahre fühlte sich durch das neue Kampfgeschrei hingerissen. Sie nährte einen heiligen Zorn gegen die Afterkunst der Gegenwart, und sie blickte voll Ehrfurcht auf die Männer, die den Alten erbitterte Fehde angesagt hatten.

Wer wollte leugnen, daß aus diesen Strebungen eine ungeheure Summe von Anregungen floß, auch wenn man ein falsches Ziel sah und das Wesentlichste seiner Götter verkannte. Man begnügte sich nicht mit Theorien; man wollte durch praktische Experimente befruchten und bereichern, der Schauspiel- und Dichtkunst neue Wege weisen. So gründete man die „Freie Bühne“, auf der die großen Meister des Auslandes gespielt werden sollten: Ibsen, Björnson, Tolstoj, Zola, Strindberg, Henry Becque, die Goncourts. Denn von einer ganz richtigen Voraussetzung ging man aus: nur auf Grund einer neuen Kunst konnten die Schauspieler aus den alten Geleisen gerissen und zur Schlichtheit zurückgezogen werden. Nicht als ob Shakespeare, Goethe, Klein damit in Acht und Bann gethan werden







THE CASE OF THE UNRECOVERED BODY: THE SEARCH FOR A MISSING PERSON



Ray Barnard in *Unrecovered Body* (1990).

the film, the police find a body in a ditch. The body is not recovered, and the police are unable to identify it. The film is a mystery, and the audience is left to wonder who the body is and what happened to it. The film is a classic example of the 'mystery' genre, and it is a very good example of how to make a mystery film. The film is well-paced, and the plot is interesting. The acting is good, and the film is well-shot. The film is a very good example of how to make a mystery film.

The film is a mystery, and the audience is left to wonder who the body is and what happened to it. The film is a classic example of the 'mystery' genre, and it is a very good example of how to make a mystery film. The film is well-paced, and the plot is interesting. The acting is good, and the film is well-shot. The film is a very good example of how to make a mystery film.

The film is a mystery, and the audience is left to wonder who the body is and what happened to it. The film is a classic example of the 'mystery' genre, and it is a very good example of how to make a mystery film. The film is well-paced, and the plot is interesting. The acting is good, and the film is well-shot. The film is a very good example of how to make a mystery film.

The film is a mystery, and the audience is left to wonder who the body is and what happened to it. The film is a classic example of the 'mystery' genre, and it is a very good example of how to make a mystery film. The film is well-paced, and the plot is interesting. The acting is good, and the film is well-shot. The film is a very good example of how to make a mystery film.











Paula Eberth.

Freilich, das Repertoire hatte sich allmählich ganz verschoben. Nach dem Scheiden von Mainz und der Sorma wurde der klassische Spielplan überhaupt aufgegeben, und das Haus in der Schumannstraße wandelte sich allmählich in eine Spezialitätenbühne lediglich für die modernen deutschen Dramatiker um.

Die Theaterverhältnisse hatten sich in diesen Jahren überhaupt vollkommen verschoben. Die Lessing-Bühne, das „Theater der Lebenden“, hatte unter der Leitung Oskar Blumenthals so völlig abgewirtschaftet, daß dieser es für geraten fand, die Heimstätte seines direktorialen Wirkens zu verlassen und sich wieder in seine Dichterwerkstätte zurückzuziehen. Der Direktor Blumenthal hatte in den letzten Jahren nur noch von der Muse

des Dichters gleichen Namens, die durch den Kollegen Adelburg befruchtet worden war, gelebt.

Daß die Schauspieler des „Lessing-Theaters“, die das Vergnügen hatten, etliche hundert Male in einem Stücke der Blumenthal und Adelburg zu spielen, in ihrer Entwicklung nicht vorwärts kamen, daß bei solchem Regime die Schauspielkunst verkümmern und außer Rand und Band geraten mußte, bedarf wohl keines weiteren Beweises.

Der Nachfolger Blumenthals wurde der Berliner Theater-Referent Neumann-Hofer, dem die glückliche Aufgabe zufiel, das ramponierte Theater wieder litteraturfähig zu machen.

Unter solchen Umständen sah sich Hermann Sudermann genötigt, vom „Lessing-Theater“ in das „Deutsche Theater“ überzusiedeln. Der Kritiker Brahm hatte diesen Schriftsteller immer höchst bedenklich und skeptisch betrachtet. Der Theaterdirektor, der das Geschäft im Auge

haben muß, hieß ihn freudig willkommen. Es sei in Parenthese bemerkt, daß bei dem Bündnis beide Herren auf ihre Rechnung kamen. Es wurden in der That glänzende Geschäfte gemacht.

Gleichzeitig mit Sudermann verließen die wertvollsten darstellenden Kräfte das Haus am Kronprinzenufer, Oskar Sauer und Luise Dumont. Sie fügten sich meisterlich in das Ensemble des „Deutschen Theaters“. Sauer, der im „Lessing-Theater“ arrogante Kavaliere, die frech und schneidig auftreten mußten, mit außerordentlicher Schärfe und Kunst dargestellt hatte, wurde in seiner vollen Bedeutung erst in der Schumannstraße erkannt. Er spielte hier u. a. den Gregers Werle in der „Wildente“ und den Amtsvorsteher in Hauptmanns „Biberpelz“. Es war,



The first of these is the fact that the government has been unable to raise the necessary funds to finance its operations. This is due to a combination of factors, including a decline in tax revenue and a increase in government spending. The second factor is the fact that the government has been unable to attract foreign investment. This is due to a combination of factors, including a lack of confidence in the government and a lack of infrastructure. The third factor is the fact that the government has been unable to implement effective economic reforms. This is due to a combination of factors, including a lack of political will and a lack of technical expertise.

The government has been unable to raise the necessary funds to finance its operations. This is due to a combination of factors, including a decline in tax revenue and a increase in government spending. The second factor is the fact that the government has been unable to attract foreign investment. This is due to a combination of factors, including a lack of confidence in the government and a lack of infrastructure. The third factor is the fact that the government has been unable to implement effective economic reforms. This is due to a combination of factors, including a lack of political will and a lack of technical expertise.



Mr. [Name] is the [Title] of the [Organization].

The government has been unable to raise the necessary funds to finance its operations. This is due to a combination of factors, including a decline in tax revenue and a increase in government spending. The second factor is the fact that the government has been unable to attract foreign investment. This is due to a combination of factors, including a lack of confidence in the government and a lack of infrastructure. The third factor is the fact that the government has been unable to implement effective economic reforms. This is due to a combination of factors, including a lack of political will and a lack of technical expertise.







und edel und jede ihrer Bewegungen in der Freude voll zauberhafter Anmut, im Schmerz von jener bewegenden Tragik, die nur geradegewachsenen Frauen mit reichem Innenleben eigen ist. Die Sprache meistert sie wie ein Instrument, dem sie die feinsten Schwingungen und Töne entlockt. Am stärksten aber hat auf mich ihr Weinen gewirkt, ihr verängstetes Schluchzen, wenn sie ihren Gram nackt und hüllenlos wie etwas Elementares, das sich nicht zurückdrängen läßt, uns offenbart. Begreife ich ihr Wesen in seinem innersten Kerne richtig, so ist sie eine Natur, die sich in ihrer Sinnesfreudigkeit, in ihrem leidenschaftlichen Schmerz ausleben muß. Darum giebt sie sich in den höchst gesteigerten Momenten aller Rücksicht bar mit einer Offenheit, die sanfte Gemüter schrecken mag. Ihr Wimmern und Weinen hat nichts mit der Bühne gemein. In sich zusammengekauert, schluchzt sie in Tönen, die an sich unartikuliert klingen und ästhetisch gewiß nicht schön sind. Aber wer selbst jemals in tiefstem Elend geweint oder einen verstorbenen Menschen in diesem Zustand beobachtet hat, der ist erschüttert von dieser Naturwahrheit, mit der sie Kummer und Gram wiedergiebt. Zweifelsohne ist sie ein Temperament. Aber wie Wassermann besitz sie in ihrem Wesen noch etwas Verstandesgemäßes, Grüblerisches und Besehendes. Ein geistiges Erkennen und ein unbewusstes Naturempfinden sind vielleicht bei ihr noch nicht ganz ausgeglichen. Und so mag es kommen, daß sie in Szenen, wo sie wie eine Hellseherin auf uns gewirkt und uns ganz neue Offenbarungen gegeben hat, plötzlich wieder durch einen Ton entnückt, der aus dem Verstande, aus dem Gehirn und nicht aus der Seele kommt. Und dennoch ist sie die erste Nora, die den dritten Akt uns verständlich zu machen fähig war. Darum möchte ich mein Urteil über sie mit allem Vorbehalt formulieren; denn sie ist ein schauspielerisches Phänomen, das man nicht nach ein paar Rollen zu erkennen vermag. Gefühlsmäßig möchte ich sagen: vielleicht gehört sie zu den Künstlerinnen, die immer wieder Überraschungen bieten, die man nicht ergründen kann, und die von Fall zu Fall immer neu und immer anders betrachtet sein wollen. Und dann würde sie

in einer höheren und geheimnisvollen Form nicht nur als Künstlerin, sondern auch als Mensch ihr Geschlecht verkörpern, dessen Mysterien wir nicht fassen trotz aller Erfahrungen und Erkenntnisse.

kehren wir jedoch wieder zu unserer allgemeinen Betrachtung zurück.

Nichts ist von Bestand! Mit welchem hingebenden Eifer hatten sich Schauspieler und Litteraten verbunden, um die darstellende Kunst in Deutschland wieder auf die Höhe zu bringen und ein vorbildliches Zusammenspiel zu schaffen. Glückliche Umstände, überaus günstige innere und äußere Bedingungen hatten zu diesem Ziel geführt. Kaum daß es erreicht ist, sehen wir es wieder schwinden. Dichterische Kräfte regen sich von neuem, die einen anderen Stil verlangen, der Ehrgeiz der Schauspieler treibt nach anderen Richtungen, und derjenige, welcher die Zügel in festen Händen halten sollte, ist vor der Zeit müde und gleichgültig geworden.

Dies ist der ewige Kreislauf der Dinge: wir erwerben, um das Erworbene wieder preiszugeben.

Überblicken wir noch einmal die Ära Brahm und ziehen wir das Schlussergebnat — so erkennen wir, daß, wenn auch ein einheitliches Zusammenspiel erworben wurde, wir doch von dem Ideal einer großen deutschen Bühne weiter denn je entfernt sind. Ja, im Vergleich zu L'Arronge, dem robusten Theatermann, erscheint heute bei ruhigerer Betrachtung das Wirken des litterarischen Brahm unwesentlich und jedes großen Zuges bar. Man erinnere sich, daß L'Arronge in den Jahren seiner Thätigkeit ein Repertoire geschaffen hat, das die Weltlitteratur umspannte, und man vergegenwärtige sich, daß der Biograph Heinrich von Kleists und Schillers die Weltlitteratur aus der Schumannstraße zum Teufel jagte.

Er überläßt es anderen, das Erbe der alten Meister in Ehrfurcht und Treue zu erhalten.

Neben dem Königlichen Schauspielhaus, in dem Matkowski seine großzügige, junge Kunst fast zur Manier erstarren ließ, wo Paula Conrad ihren Humor entfaltete, ist es vor allem das „Berliner“ und das „Schiller-Theater“, die einen klassischen Spielplan

aufrecht erhalten. Der Direktor des „Berliner Theaters“ ist Paul Lindau, der mit jugendlicher Frische und ledem Wagemut seine Bühne leitet. Er übernahm ein Theater, das seinen litterarischen Kredit eingebüßt hatte, und mit einer Arbeitskraft und Frische, die bewundernswert waren, hat er mit verhältnißmäßig bescheidenen Mitteln Außerordentliches geleistet. Er hat ziemlich anständige Aufführungen der Klassiker gebracht und ist andererseits vor keinem Experiment zurückgeschreckt. Björnsons große Dramen „Über unsere Kraft“, die längst allen Bühnenleitern zugänglich waren, wurden erst durch ihn der Vergessenheit entrisen und wenn nicht in musterhafter, so doch in höchst anständiger Weise inscenirt.

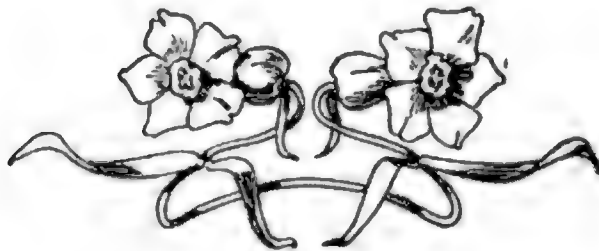
An der Spitze des „Schiller-Theaters“, das ein Volkstheater im edlen Sinne sein will, steht der gewissenhafte und vorwärts schauende Raphael Loewensfeld. An dieser Stelle erlebte Ibsens „Brand“ seine Erstaufführung.


Den Brand spielte ein junger Darsteller, der vom „Deutschen Theater“ hierher übergesiedelt war — Ferdinand Gregori. Von den Berliner Schauspielern war er vielleicht derjenige, welcher das weiteste Rollenspektrum beherrschte. Er ist ein Künstler, der Ge-

schmack und Temperament glücklich zu vereinigen weiß, und der durch seine Vielseitigkeit jeder Bühne außerordentliche Dienste zu leisten vermag. Er spielt den Faust und den Othello, den Mark Anton und Wilhelm Tell, den Meister von Palmyra und den Glockengießer. Mochte er auch zuweilen durch einen Überschuß von Pathos und Rhetorik befremden, so fand er sich doch immer wieder zur Schlichtheit und Naturwahrheit zurück, wobei ihm ein philosophisch geschultes Nachdenken über Geist und Wesen der Schauspielkunst nicht geringe Hilfen leistete. Er ist eine Hauptstütze des „Schiller-Theaters“ gewesen; er verließ es, um an das Wiener „Burgtheater“ überzusiedeln, dem wir auch Rainz und Nissen abtreten mußten.

Das „Berliner Theater“ beginnt allmählich seinen festen Bestand zu verlieren. Das meisterhafte Ensemble des „Deutschen Theaters“ zerfällt: norddeutsche Kunst wird nach Wien übergeleitet, um dort die Scholle zu befruchten.

Unendlich viele Anregungen brachte das Theater der letzten Jahre. In der Entwicklung geht nichts verloren. Es kommt der Baumeister, der den Bau von neuem fügt. Auch in der Kunst besteht das Gesetz von der Erhaltung der Kraft.





Die Lebenskraft und ihre Geschichte

Von
Johannes Müller

(Nachdruck ist untersagt.)

Alles Gescheite ist schon gedacht worden, man muß nur
versuchen, es noch einmal zu denken.

Goethe, Maximen und Reflexionen.

Seitdem man in der Naturwissenschaft mit der Hegelschen und Schellingschen Philosophie so trübe Erfahrungen gemacht hatte, war es in den Kreisen der Naturforscher geradezu guter Ton geworden, von der Philosophie nichts zu wissen und mit einer gewissen herzlichen Verachtung auf ihre unfruchtbaren Spekulationen herabzusehen. Überblicke man allerdings die glänzende Entwicklung, welche die Naturforschung seit ihrer Emancipation von der Philosophie durchlaufen hatte, und verglich man ihre theoretischen und praktischen Erfolge, die geradezu weltumwälzend gewirkt hatten, mit den Leistungen der Philosophie und der von ihr beeinflussten Wissenschaften, so konnte die Entscheidung nicht schwer fallen. Bewies nicht jeder neue chemische Körper, der im Laboratorium des Chemikers entstand, daß man auf dem rechten Wege sei? Wenn man die herrlichen Farben, die sonst nur in der geheimnisvollen Werkstätte der Natur entstanden, künstlich darstellen lernte, wenn die dienstbar gemachte Elektrizität den Gedanken mit der Schnelle des Blitzes rund um die Erde trug, wenn die vergleichende Anatomie und Paläontologie den Stammbaum der lebenden Wesen bis in die dämmergraue Urzeit verfolgte, konnte man da noch sagen, daß, wie Goethe einst meinte, „Naturgeheimnis nachgestammelt“ wurde; oder war man nicht vielmehr im Begriffe, der Natur alle ihre Geheimnisse, auch die sie nicht offenbaren wollte, mit Hebeln und mit Schrauben abzuwingen? Schiller hat in seinem berühmten Disſichon über

Naturforschung und Transcendentalphilosophie den Rat gegeben:

Feindschaft sei zwischen euch; noch kommt das Bündnis zu frühe;

Wenn ihr im Suchen euch trennt, wird erst die Wahrheit erkannt.

Feindschaft, jawohl! Aber daß die Philosophie, auf getrenntem Wege, an der Erkenntnis mitarbeiten könne, das glaubten wohl nicht viele Naturforscher. Zeigte es doch die tausendfache Erfahrung, daß der einzig richtige Weg zu „der Wahrheit Strahlenquell“ der von der Naturwissenschaft eingeschlagene der nüchternen Erfahrung sei.

Indessen allmählich regte sich eine Reaktion. Wer scharf genug dachte, um sich nicht durch materialistische Plattheiten hinnehmen zu lassen, dem erschien das Bild, welches den augenblicklichen Zustand der Wissenschaften zeigte, nicht in so glänzenden Farben gemalt. Die prächtige Fassade des Baues der Naturwissenschaften konnte den und jenen nicht mehr darüber hinwegtäuschen, daß das Fundament doch nicht absolut sicher gelegt sei. Indem man aber die Notwendigkeit erkannte, die Grundlagen der Naturwissenschaft zu untersuchen, kam, etwas sehr spät, eines von den guten Worten wieder zur Geltung, die der große Goethe über naturwissenschaftliche Methode gesprochen: „Man kann in den Naturwissenschaften über manche Probleme nicht gehörig sprechen, wenn man die Metaphysik nicht zu Hilfe ruft; aber nicht jene Schul- und Wortweisheit. Es ist dasjenige, was vor, mit und nach der Physik war, ist und sein wird.“ Die so entstandene Bewegung,

welche die Erkenntnistheorie auf die Naturwissenschaft anwandte, erschütterte endlich den dogmatischen Materialismus und rief so natürlich den lauten Widerspruch der Mehrheit hervor, die auf dem Standpunkt steht, welchen der Ulgreis Teiresias bei Euripides ausdrückt:

Nicht, gar nicht forschen wir nach dem Dämonischen;
Des Vaters Überlieferung, die mit uns erwuchs,
Bewahren wir, und Kluges sieht uns gar nicht an,
Und wär es auch von großen Geistern offenbart.

Am lebhaftesten wurde und wird der Kampf auf biologischem Gebiet geführt; das Leben ist eben für den Menschen unter den Rätseln der Natur das nächste und größte. Man hat hier die neue Bewegung mit einem unglücklichen Wort als „Neovitalismus“ zusammengefaßt. Um seine Tendenz zu verstehen, ist es nötig, der Geschichte der Wissenschaft etwas nachzugehen; denn wie ein zu wenig beherzigtes Wort Virchows sagt: „Alles wissenschaftliche Arbeiten kann auch in der Medizin nur ein historisches sein, zum mindesten muß es zunächst von litterarischen Forschungen ausgehen.“

Die so modern klingende Auffassung, daß das Leben lediglich ein kompliziertes physikalisches und chemisches Problem sei, hat schon vor zweihundert Jahren einmal gegolten. Unter dem Einfluß des großen Philosophen René Descartes stehend, der die Tiere für komplizierte Maschinen erklärt hatte, unternahm es Vorelli (1608 bis 1679), die Mathematik und Physik zur Erklärung der Lebenserscheinungen heranzuziehen, und lieferte auch in der That in seinem ausgezeichneten Werke „De motu animalium“ einen hervorragenden Beweis, wie fruchtbar die Anwendung der Mathematik und Physik auf die Physiologie sei. Es liegt auf der Hand, daß ein Problem wie die Fortbewegung, das Stehen, Gehen, Laufen, Springen einer mechanischen Erklärung sehr zugänglich war, weil es eben ein einfaches mechanisches Problem ist, das mit dem Leben nur indirekt, nämlich durch die Muskelthätigkeit und deren Innervation in Beziehung steht. Allein aus dem schönen Erfolge dieses ersten Versuches Vorellis zog man sofort den weitgehenden Schluß, das Leben müsse sich überhaupt lediglich aus den Gesetzen der Statik und Dynamik begreifen lassen, mit anderen Wor-

ten, die Physiologie dürfe nichts anderes sein als angewandte Mathematik und Physik. Diese dogmatische Einseitigkeit mußte natürlich auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen, sobald andere als mechanische Fragen bearbeitet wurden, und das war der Grund, warum eine andere, ebenfalls dogmatische Schule, die Chymiatra, neben den physikalischen auch chemische Prozesse zur Erklärung der Lebensvorgänge heranzog. In der Lehre der Chymiatristen lag unzweifelhaft ein sehr guter Kern; ihr Fehler war wiederum ihr Dogmatismus, der sie zu einer fruchtbaren empirischen Forschung nicht kommen ließ, und vor allem kam sie zu früh. Die Chemie stand noch zu sehr in ihren Kinderschuhen, um schon zur Bewältigung schwieriger physiologisch-chemischer Aufgaben geeignet zu sein.

Es liegt in der Natur des Menschen, aus der augenblicklichen Unmöglichkeit zu schließen, es bestehe eine absolute, und so ist es nicht verwunderlich, daß sich allmählich neben die Kräfte der Physik und Chemie eine neue, ganz andersartige Kraft, mystischer Natur, einschleichen konnte.

Auf den Anschauungen des Paracelsus fortbauend, hatte van Helmont (gestorben 1644) eine Weiterführung der chymiatristischen Lehre versucht. Van Helmonts Theorie war eine geistreiche, aber wunderliche Vermählung von exakter Naturwissenschaft und Mystik. Die Gerechtigkeit verlangt, die großen Verdienste dieses Mannes um die Detailforschung anzuerkennen. Er ist der Begründer der Fermenttheorie, der Entdecker des kohlen-sauren Ammonials; von ihm stammt der Begriff „Gas“. Seine physiologische Lehre stellte einen eigentümlichen Dualismus dar. Die ganze Natur ist besetzt von geistigen Kräften. Die oberste geistige Schöpfungskraft ist der „Archeus“, welcher, wie der „inwendige Alchymist“ des Paracelsus, das eigentlich schaffende Princip in der Natur darstellt. Wenn dieser geheimnisvolle „Archeus“ seine Schuldigkeit nicht mehr thut, so entsteht Krankheit, und da der Archeus ein geistiges Wesen ist, so kann man nicht nur mit Arzneimitteln auf ihn wirken, er ist auch einer Beruhigung, einer verständigen Zurechtweisung durch psychische Einflüsse zugänglich.

Die geniale Thätigkeit des unsterblichen Harvey bildet hier einen Lichtpunkt. Er

machte die große Entdeckung des Blutkreislaufes, er stellte der Lehre von der Urzeugung, von der Entstehung des Lebenden aus dem Leblosen den Satz entgegen: *omne vivum ex ovo*, alles Lebende stammt von einem anderen Lebenden ab. Allein auch seine Lebensarbeit konnte nicht verhüten, daß in dem animistischen System Stahls der Helmontsche Archeus eine glänzende Auferstehung feierte.

Georg Ernst Stahl (1660 bis 1734), Professor der Chemie und Pathologie in Halle, war der Meinung, daß allerdings physikalische und chemische Kräfte im Organismus thätig seien, aber sie entfalten ihre Wirksamkeit nur unter der Leitung und Aufsicht der „Lebensseele“, der „*anima inscia*“. Sehr kurz und klar äußert sich Helmholtz über Stahl: Stahl war ein klarer und feiner Kopf, der selbst da, wo er gegen unsere jetzigen Ansichten entscheidet, durch die Art, wie er die richtigen Fragen stellt, belehrend und fördernd ist. Er ist derselbe, der das erste umfassendere System der Chemie, das phlogistische, gründete. Wenn man sein Phlogiston in latente Wärme übersetzt, so gingen die theoretischen Grundzüge seines Systems wesentlich auch in die Lavoisiers über; nur kannte Stahl den Sauerstoff noch nicht, wodurch einige falsche Hypothesen, z. B. über die negative Schwere des Phlogiston, bedingt waren. Stahls Lebensseele ist im ganzen nach dem Vorbilde dargestellt, wie sich die pietistischen Gemeinden jener Zeit die sündige menschliche Seele dachten; sie ist Irrthümern und Leidenschaften, der Trägheit, Furcht, Ungeduld, Trauer, Unbedachtsamkeit, Verzweiflung unterworfen. Der Arzt muß sie (wie den Archeus von Helmonts) bald besänftigen, bald aufstacheln oder strafen und zur Buße zwingen. Sehr gut ausgeonnen war es, wie er daneben die Notwendigkeit der physikalischen und chemischen Wirkungen begründete. Die Lebensseele regiert den Körper und wirkt nur mittels der physikalisch-chemischen Kräfte der aufgenommenen Stoffe. Aber sie hat die Macht, diese Kräfte zu binden oder zu lösen, sie gewähren zu lassen oder zu hemmen. Nach dem Tod werden die gehemmten Kräfte frei und rufen Fäulnis und Verwesung hervor. Um diese Hypothese vom Binden und Lösen zu wider-

legen, mußte das Gesetz von der Erhaltung der Kraft klar ausgesprochen werden.

Wenn gegen Ende des siebzehnten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts an Stelle der Stahlschen „Lebensseele“ die Lehre von der „Lebenskraft“ trat, so war damit die alte *anima inscia*, wie Helmholtz sich ausdrückt, eigentlich nur etwas naturwissenschaftlich übertüncht worden, während sie im wesentlichen ihre Funktionen beibehielt. Die Lehre von der Lebenskraft, der Vitalismus, stützte sich auf die Irritabilitätstheorie Albrecht von Hallers. Die an den Muskeln beobachtete Reizbarkeit wurde für das wesentliche Charakteristikum des Lebens gehalten; nicht von selbst seien die Organe und Gewebe des Körpers thätig, sondern sie müßten erst durch Reize den Anstoß zur Thätigkeit erhalten; die besondere Art der Thätigkeit sei durch eine besondere Energie des Organs unter Leitung der Lebenskraft bedingt. Denn über aller Funktion des Organismus thronte beherrschend, bald hemmend, bald erregend, alle Äußerungen des Lebens bedingend und hervorbringend, eine unerforschliche besondere Kraft, die Lebenskraft, deren Eigenart von den Franzosen mit dem Ausdruck „*force hypermécannique*“ bezeichnet wurde. Alles, was an den Lebenserscheinungen einer Erklärung durch die auch in der anorganischen Natur waltenden physikalischen und chemischen Kräfte zu spotten schien, wurde der mystischen Lebenskraft zugeschrieben. Daß man, indem man die Lebenskraft als eine vom Organismus ablösbare Kraft sich dachte, das metaphysische Wesen der Kraft gänzlich verkannte, blieb unbemerkt. Freilich darf diese Verkennung der damaligen Zeit nicht zu hoch angerechnet werden, wenn man sich erinnert, daß noch in unserer Zeit nur zu oft die sogenannten Naturkräfte vorgestellt werden wie, um mit Du Bois-Reymond zu sprechen, Pferde, die vor die Atome gespannt sind, während wir doch in Wahrheit die Kräfte nur in Verbindung mit ihrem Substrat, der Materie, kennen, oder, genauer ausgedrückt, die sogenannten „Kräfte“ lediglich Eigenschaften des Stoffes sind. Die den Organismen eigenthümlichen, von ihnen ausschließlich produzierten chemischen Stoffe, die weder in der unbelebten Natur vorkommen, noch aus anorga-

nischen Stoffen sich künstlich herstellen ließen, dachte man sich in dem geheimnisvollen Laboratorium der Lebenskraft entstanden. Die Rätsel der Fortpflanzung und Entwicklung waren rasch aufs bequemste erklärt, indem ein besonderer „Bildungstrieb“, *nisus formativus*, angenommen wurde, welcher nach Analogie der Platonischen Idee oder der *anima plastica* späterer Philosophen bewirkte, daß aus dem scheinbar so einfachen Ei ein komplizierter Organismus, ein Hund oder gar ein Mensch entstand.

Es versteht sich von selbst, daß bei diesem Standpunkt der Wissenschaft ein Fortschritt der naturwissenschaftlichen Erkenntnis völlig ausgeschlossen war. War die geheimnisvolle, nicht weiter erkennbare Lebenskraft der letzte Faktor der Lebenserscheinungen, so ließ sich an diesem eben nichts weiter erklären. Man muß nicht glauben, daß solchen wissenschaftlichen Verirrungen nur ein akademisches Interesse zukomme. Wenn schon alle Wissenschaften das praktische Leben beeinflussen, so bedingen ganz besonders die theoretischen Vorstellungen vom Wesen des Lebens das praktische Handeln in der Medizin. „Dem vitalistischen Arzte hing der wesentliche Teil der Lebensvorgänge nicht von Naturkräften ab, die mit blinder Notwendigkeit, und nach festem Gesetz ihre Wirkung ausübend, den Erfolg bestimmten. Was solche verrichten konnten, erschien als Nebensache und ein eingehendes Studium derselben kaum der Mühe wert. Er glaubte mit einem seelenähnlichen Wesen zu thun zu haben, dem ein Denker, ein Philosoph und ein geistreicher Mann gegenüber stehen mußte.“

Was für Schaden im weiteren Verlauf durch die Hegelsche Philosophie und die Schellingsche Naturphilosophie, „die Philosophie der Scharlatane und Windbeutel“, wie Schopenhauer derb sich ausdrückt, angerichtet wurde, ist bekannt genug. Was soll es heißen, daß, wie Schelling wollte, den drei Dimensionen drei Grundkräfte der Natur, Magnetismus, Elektrizität und chemischer Prozeß, entsprechen, welche im Organismus als Sensibilität, Irritabilität und Reproduktion erscheinen, und auf deren normaler Synthesis die Gesundheit beruhe? „Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört, es müsse sich dabei doch auch was denken lassen.“

Aus diesen spekulativen Verirrungen wurde die Wissenschaft vom Leben vor allem durch das Genie des größten Biologen aller Zeiten, durch Johannes Müller (1801 bis 1858), befreit. Müller neigte in seinen theoretischen Vorstellungen selbst noch zum Vitalismus. Allein er stellte sich vor, daß die Lebenskraft nach chemischen und physikalischen Gesetzen wirksam sei. Damit war aber eben gesagt, daß die Erforschung der Lebenserscheinungen gleichbedeutend mit der Erforschung der im Organismus thätigen physikalischen und chemischen Kräfte sei. Durch eine überaus reiche und fruchtbare Thätigkeit in dieser Richtung wurde so Müller der Begründer der modernen Physiologie. Zwei große, von seinen Schülern Theodor Schwann und Hermann von Helmholtz gemachte Entdeckungen, die Zellenlehre und das Gesetz von der Erhaltung der Kraft, bildeten das Fundament für Forschungen, welche geeignet erschienen, die Lehre von der Lebenskraft für immer aus der Wissenschaft zu verbannen. Ein wichtiger Schlag war schon früher von der Chemie dem Vitalismus versetzt worden. Wir haben schon, daß sich die Vitalisten gern darauf stützten, daß chemische Substanzen, welche nur im lebenden Organismus vorkommen oder von ihm erzeugt werden, sich nicht künstlich darstellen ließen, woraus eben gefolgert wurde, daß sie einer anderen Kraft als einer chemischen ihre Entstehung verdanken müßten. Diese noch von dem großen schwedischen Chemiker Berzelius vertretene Anschauung wurde hinfällig, als es Wöhler in Göttingen 1828 gelang, den Harnstoff (CON_2H_4), eines der typischen Abcheidungsprodukte des tierischen Organismus, aus den damals als anorganisch bezeichneten Bestandteilen, nämlich Cyansäure und Ammoniak, durch Erhitzen darzustellen, sowie als bald darauf die Synthese der Essigsäure durch Vermittlung von Kohlenstoff, Schwefel, Chlor, Wasser und Zink erfolgte.

Nun schien man völlig berechtigt zu sein, das Leben als ein kompliziertes physikalisches und chemisches Problem zu definieren. Die Forschungen Emil Du Bois-Reymonds auf dem Gebiete der tierischen Elektrizität, die raschen Erfolge der physiologischen Chemie, die Aufstellung der Descendenztheorie durch Darwin verführten zu den abenteuer-

lichsten Hoffnungen. Zwar nicht die wahrhaft großen Geister der Naturwissenschaft, wie Liebig, Wöhler, Helmholtz, aber die Naturwissenschaft als Ganzes wandte sich unbedenklich materialistischen Anschauungen zu. Es war die Zeit, wo Leute vom Schläge der Büchner, Eozolbe, Moleschott und Karl Vogt als große Naturforscher gelten konnten, die Zeit, in der man die materialistischen Schlagworte als bedeutende Offenbarungen anstaunte. „Der Mensch ist, was er ißt“, „ohne Phosphor kein Gedanke“ oder — das war Karl Vogts Leistung — „die Gedanken stehen im selben Verhältnis zum Gehirn wie der Urin zu den Nieren“. Indem diese guten Leute und schlechten Logiker recht exakt zu sein vermeinten, vor allem von der Metaphysik sich glücklich befreit zu haben glaubten, merkten sie gar nicht, daß sie ganz dogmatische Metaphysiker waren. „Den Teufel spürt das Völkchen nie, und wenn er sie beim Stragen hätte.“ Helmholtz hat noch 1877 für nötig befunden, in dieser Beziehung seine warnende Stimme zu erheben: „Ich bitte Sie, nicht zu vergessen,“ sprach er beim Stiftungsfest der Berliner militärärztlichen Bildungsanstalten, „daß auch der Materialismus eine metaphysische Hypothese ist, eine Hypothese, die sich im Gebiete der Naturwissenschaften allerdings als sehr fruchtbar erwiesen hat, aber doch immer eine Hypothese. Und wenn man diese seine Natur vergißt, so wird er ein Dogma und kann dem Fortschritte der Wissenschaft ebenso hinderlich werden wie andere Dogmen. Diese Gefahr tritt ein, sobald man Thatfachen zu leugnen oder zu verdecken sucht zu Gunsten entweder der erkenntnistheoretischen Principien des Systems oder zu Gunsten von Specialtheorien, die naturwissenschaftlich klingende Erklärungen von einzelnen Gebieten zu geben suchen.“

Die Reaktion gegen diese einseitige mechanistische Auffassung des Lebens blieb dann auch nicht aus. Zunächst wurde sie nicht durch erkenntnistheoretische Überlegungen, sondern durch die Einsicht hervorgerufen, daß Lebensvorgänge, die man bereits geglaubt hatte, physikalisch und chemisch erklären zu können, weit verwickelterer Natur sind und vorläufig jeder mechanischen Erklärung spotten. „Wir haben zum Beispiel,“ sagt einer der Haupt-

vertreter des „Neovitalismus“, G. v. Bunge, „geglaubt, die Erscheinungen der Resorption, der Nahrungsaufnahme vom Darm aus zurückführen zu können auf die Gesetze der Diffusion und Endosmose. Heutzutage aber wissen wir, daß die Darmwand bei der Resorption sich nicht verhält wie eine tote Membran bei der Endosmose. Wir wissen, daß die Darmwand mit Epithelzellen bekleidet und daß jede Epithelzelle ein Organismus für sich ist, ein lebendes Wesen mit äußerst verwickelten Funktionen; wir wissen, daß sie durch aktive Kontraktionen ihres Protoplasmales die Nahrung aufnimmt in derselben rätselhaften Weise, die wir an den freilebenden einzelligen Tieren, den Amöben, den Rhizopoden, beobachten. Am Darmepithel kaltblütiger Tiere will man es sogar gesehen haben, wie die Zellen Fortsätze ihres kontraktilen, nackten Protoplasmales ausenden, Pseudopodien, welche die Fetttröpfchen der Nahrung ergreifen, dem Protoplasma einverleiben und weiter befördern in die Ästänge der Chylusbahnen. Solange diese aktiven Funktionen der Zellen unbekannt waren, blieb die Thatsache unverständlich, daß die Fetttröpfchen durch die Darmwand hindurch in die Chylusräume gelangten, nicht aber äußerst feinkörnige Pigmente, die man in den Darm brachte. Heutzutage wissen wir, daß diese Fähigkeit, bei der Nahrungsaufnahme eine Auswahl zu treffen, das Wertvolle sich anzuverleiben, das Wertlose oder gar Schädliche zurückzuweisen, allen einzelligen Wesen zukommt.

„Auch die Funktionen der Drüsen, die Vorgänge der Sekretion hatten wir bereits geglaubt auf die Gesetze der Endosmose zurückführen zu können. Jetzt wissen wir, daß auch hier die Epithelzellen eine aktive Rolle spielen. Auch hier dieselbe räthelhafte Fähigkeit, eine Auswahl zu treffen, gewisse Stoffe aus dem Blute aufzunehmen, andere zurückzuweisen. — Die Epithelzellen der Milchdrüsen sammeln aus dem ganz und gar anders zusammengesetzten Blute alle anorganischen Salze genau in dem Gewichtsverhältnisse, in welchem der Säugling ihrer bedarf, um zu wachsen und dem elterlichen Organismus gleich zu werden. Auf die Gesetze der Diffusion und Endosmose lassen sich diese Erscheinungen vorläufig nicht zurückführen.

Ebensowenig wie in der Physiologie des Stoffwechsels ist es bisher in den übrigen Teilen der Physiologie gelungen, irgend welche Lebenserscheinungen auf physikalische und chemische Gesetze zurückzuführen.

„Ich behaupte: alle Vorgänge in unserem Organismus, welche sich mechanisch erklären lassen, sind ebensowenig Lebenserscheinungen wie die Bewegung der Blätter und Zweige am Baume, der vom Sturme gerüttelt wird, oder wie die Bewegung des Blütenstaubes, den der Wind hinüberweht von der männlichen Pappel zur weiblichen. Hier haben wir einen Bewegungsvorgang, der für den Lebensprozeß unentbehrlich ist. Und dennoch wird niemand ihn für eine Lebenserscheinung halten, einfach aus dem Grunde, weil der Blütenstaub bei der Bewegung sich passiv verhält. — Ob aber die lebendige Kraft der bewegten Luft die Bewegungursache bildet oder das Sonnenlicht, aus welchem die Luftbewegung entsteht, oder chemische Spannkraft, in welche das Sonnenlicht sich umgekehrt hat, — das ändert am Wesen der Sache nichts.“

Man sieht aus diesen Ausführungen des ausgezeichneten Baseler physiologischen Chemikers, daß der scheinbare Bankrott der Physik und Chemie in der Physiologie, die Unmöglichkeit, die Lebenserscheinungen nach dem augenblicklichen Stand der Physik und Chemie naturwissenschaftlich zu erklären, Veranlassung zur Entstehung des sogenannten „Neovitalismus“ ward.

Man muß aber nicht glauben, daß dieser „Neovitalismus“ das alte mystische Gespenst der Lebenskraft zu neuem Leben erwecken möchte. Wenn auch bei dem oder jenem etwas mystische Neigungen vorhanden sein mögen, die Bewegung an sich hat mit der alten Lebenskraft nichts zu thun. Es ist nur das, wie schon gesagt, sehr unglücklich gewählte Wort, welches jenen Verdacht erweckt. Die eine Gruppe der Neovitalisten vertritt eine Anschauung, welche als „mechanischer Vitalismus“ bezeichnet worden ist. Sie sind der Anschauung, daß allerdings die Lebenserscheinungen nicht principiell von den Vorgängen in der unbelebten Natur verschieden seien, aber einmal wirkten die physikalischen und chemischen Kräfte in den Organismen in besonders komplizierter, eigen-

artiger Weise, dann aber könnten in den Organismen Kräfte, wohlverstanden mechanische Naturkräfte, thätig sein, die uns vorläufig noch unbekannt sind. Beide Möglichkeiten sind zuzugeben; die erstere Annahme ist sogar thatsächlich richtig. Und warum sollten nicht noch neue Naturkräfte entdeckt werden? Die tierische Elektrizität war ja auch nicht immer bekannt. Aber es versteht sich von selbst, daß diese ganze Anschauung, da sie ja mit mechanischen Kräften rechnet, mit einer über diesen stehenden Lebenskraft nichts zu thun hat.

Die zweite und wichtigere Form des Neovitalismus ist der sogenannte „physische“. Er ist nichts anderes als der subjektive Idealismus, wie er von Berkeley zuerst konsequent ausgesprochen wurde, naturwissenschaftlich begründet und auf die Naturwissenschaften angewandt.

Die naturwissenschaftliche Begründung des Idealismus liegt in dem von dem unsterblichen Physiologen Johannes Müller zuerst scharf formulierten „Gesetz der spezifischen Energien der Sinnesnerven“, von dem Helmholtz sagt, es sei eine wissenschaftliche Errungenschaft, deren Wert er der Entdeckung des Gravitationsgesetzes gleichzustellen geneigt sei; und Bunge erklärt die durch dieses Gesetz ausgedrückte Wahrheit „für das Größte und Tiefste, was je der Menscheng Geist erdacht“.

Das Gesetz der spezifischen Sinnesenergien besagt, daß ein und derselbe Reiz, auf verschiedene Sinnesnerven einwirkend, verschiedene Empfindungen hervorruft, und umgekehrt, daß unter sich noch so verschiedene Reize, welche ein und denselben Sinnesnerven erregen, immer die gleiche Empfindung bewirken. Ein Beispiel mag das klar machen: Wenn man auf das Auge drückt oder schlägt oder den Sehnerven elektrisch reizt oder ihn durchschneidet, so resultiert ebensogut eine Lichtempfindung, als wenn wirklich Sonnenlicht auf die Retina gefallen wäre. Und wenn der nämliche elektrische Reiz nacheinander einen Geschmacksnerv, den Hörnerv und den Sehnerv trifft, so resultiert im ersten Falle eine Geschmacksempfindung, im zweiten Falle eine Schall-, im dritten eine Lichtempfindung. „Würde man“ — dieses Beispiel rührt von Donders her — „den Hörnerven und Sehnerven durchschneiden und die Enden kreuz-

weise verheilen können, so müßte man den Donner sehen und den Blitz hören.“ Man sieht also, daß uns in der That die Außenwelt ein Buch mit sieben Siegeln ist, weil wir nicht die unseren Empfindungen zu Grunde liegenden Vorgänge der Außenwelt zu erkennen vermögen, sondern lediglich unsere Empfindungen. Was wir zum Beispiel einen Stein nennen, das ist für uns in Wirklichkeit lediglich ein Komplex von Empfindungen, von Tastempfindungen, Lichtempfindungen, Raumempfindungen u. s. w.

Also alles, was existiert, existiert nur in unserer Psyche;* es ist wirklich vorhanden, aber nur, um mit Schopenhauer zu reden, als unsere Vorstellung. Da also das einzig Sichere und uns Bekannte die Psyche mit ihren Empfindungen, ihren Bewußtseinsänderungen ist, so folgt daraus, daß man nicht, wie der Materialismus es unlogischerweise thun will, das Bekannte, die Psyche, durch das Unbekannte, die Außenwelt, erklären darf, daß es unsinnig ist, psychische Vorgänge auf materielle zurückzuführen. Man muß umgekehrt die Außenwelt als Vorstellung der Psyche zu verstehen suchen.

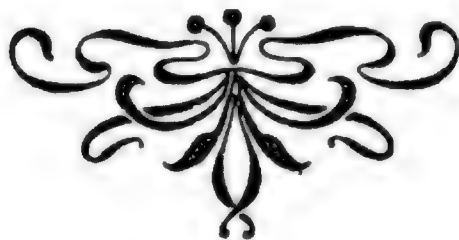
Dieser Gedankengang des psychischen Neovitalismus ist nur für den ersten Augen-

blick befremdend. Es ist eben „eine Wahrheit, die keiner wieder vergißt, der sie einmal verstanden; obwohl keine solche, die jeder versteht, sobald er sie hört“ (Schopenhauer).

Nach dem, was einleitend gesagt wurde, versteht es sich von selbst, daß diese Anwendung der wahren Philosophie auf das Problem des Lebens durchaus keine Veranlassung bietet, in ihr mystische Tendenzen zu wittern. Die einmal gewonnene exakte naturwissenschaftliche Methode der Erforschung der Lebenserscheinungen wird der Physiologie nicht wieder verloren gehen. Sie wird sich nur fortan nicht mehr so philosophisiren gerieren als bisher, sie wird sich vor einem platten und plumpen Materialismus durch ernstliche erkenntnistheoretische Kritik zu bewahren wissen. Sie wird dann aber auch wieder mehr geeignet sein, nicht nur wie bisher durch ihre Entdeckungen für die praktische Wohlfahrt der Menschheit zu sorgen, sie wird durch die Größe und Weite ihrer Weltauffassung auch das geistige Leben zu befruchten vermögen, sie wird dem wahrhaft religiösen Bedürfnis im Sinne Goethes genügen:

Im eignen Auge schau mit Lust,
Was Platon von Anbeginn gewußt;
Denn das ist der Natur Gehalt,
Daß außen gilt, was innen galt.

* Auf den Streit um das Kantische „Ding an sich“ laun ich hier nicht eingehen.



Lebenswerk, das im vierzehnten Bande von Samuel Sängers geschildert wird, ist, obgleich durch den Tod längst begrenzt, in seinen Wirkungen so wenig beendet, daß Auffassung und Beurteilung schwanken müssen. In allem Wesentlichen freilich kann man Sängers klaren und lebhaften Ausführungen beipflichten. Sein Buch hat den Vorzug, daß es den geschichtlichen Beziehungen sorgsam nachgeht und mit den Anknüpfungen an die Gegenwart fast eine Verschwendung treibt. Es räumt gründlich mit der falschen Vorstellung auf, als sei Mill eine „Logikermühle“ gewesen, und es bleibt nirgends bei der Aufnahme des wissenschaftlichen Thatbestandes stehen, sondern geht zur Kritik über.

Nunmehr wäre über die neuesten Erscheinungen der Nietzsche-Litteratur zu berichten. Doch wird der Leser verzeihen, wenn ihm an Stelle ausführlicher Analysen nur kurze Hinweise geboten werden. Was soll es nützen, eine Kritik auf die andere zu türmen? Diese Bücher sind allesamt, so verschiedenartig sie sich geben, Versuche der Sichtung und Beurteilung über ein Phänomen, zu dem jeder von uns selber Stellung nehmen muß. Für den gebildeten Laien dürfte als knappe Einführung das Schriftchen sich empfehlen, das Ernst Horneffer unter dem Titel *In Nietzsches Gedächtnis* (Göttingen, Franz Wunder) veröffentlicht hat. In warmer und künstlerisch durchgebildeter Sprache schildert er Nietzsche als einen deutschen, mehrfach mit Kant zu vergleichenden Philosophen, als einen Denker und Seelenkundigen, der zugleich Künstler und noch etwas mehr, ein Reformator, Held und Heiliger war. Welt umfangreicher ist das ins einzelne eindringende Werk von Eduard Grimm: *Das Problem Friedrich Nietzsches* (Berlin, E. A. Schwetschke u. Sohn). Der Gedankengehalt in Nietzsches Werken wird hier zunächst nach dem tatsächlichen Werdegang aufgezeigt, dann wird das Verhältnis Nietzsches zu einzelnen Grundfragen abgewogen und schließlich die Bedeutung seiner Philosophie geprüft. Das alles geschieht auf Grund einer erfreulich genauen Quellenkenntnis und mit großer Unparteilichkeit. Aber die besonnene, oft nüchterne Art des Verfassers verträgt sich nicht überall mit dem Wesen jener Feueräule, die so vielen unter den mit uns Wandernden ihren Weg zeigt. Eine rein sachliche Würdigung, so dankenswert sie ist, reicht hier nicht aus. Die lebhafteste Auseinandersetzung, in die A. Kalthoff zu Nietzsche tritt (*Friedrich Nietzsche und die Kulturprobleme unserer Zeit*; Berlin, E. A. Schwetschke u. Sohn), will mir daher noch mehr zusagen. Der Gesichtspunkt nämlich, an Nietzsche die modernen Kulturprobleme zu veranschaulichen, trifft tiefer ins Mark als eine systematische Erörterung. Nietzsche gleicht einer Schütterlinie, die vom Erdbeben unserer Zeit aufgeworfen wurde. Die Wahrheit seiner Philosophie ist keine objektiv beweisbare, sondern in der Intensität enthalten, mit der zeitgeschichtliche wie allgemein menschliche Bedürfnisse in ihm zum Ausdruck gelangten; daß er ohne Rest, in

schlechthin vollkommener Weise gewisse Motive zu lebendigen Lehren bildete, verleiht ihm das Anrecht auf den Namen eines Wahrheitsfinders.

Wir bleiben auf den Höhen geistigen Lebens, wenn wir an Hans Marbachs Gedanken über Religion und Sittlichkeit herantreten, die er unter dem Titel *Christus und Faust* (Dresden, Carl Reißner) herausgegeben hat und die in anderem Zusammenhange hier bereits kurz gewürdigt worden sind (Septemberheft 1901). Die Betrachtung beginnt mit dem Nachweis, daß die Unterordnung des Sittengesetzes unter den göttlichen Willen schon in früher Zeit durch einen reineren Gottesbegriff nötig geworden ist. Sie zeigt dann, wie Israel zu der Gewißheit gelangte, daß des Menschen Streben nach Glück, wenn er nur auf vernünftige Weise strebt, der Gottheit wohlgefällig ist und von ihr gefördert wird — eine Gewißheit, die freilich durch die furchtbare Thatsache des Todes erschüttert wird. Die große Umkehr in Jesu Lehre bestand nun darin, daß er kein irdisches, sondern ein himmlisches Heil verhieß: diese Welt kann nicht verbessert, sondern muß aufgegeben werden; sie vermag dem gegenüber nichts, der sich durch die That seines Geistes über sie erhoben hat. Nachdem schon die Paulinische Gnaden- und Glaubenslehre von diesem Grundgedanken abgewichen war, gab Luther ihn völlig preis. Doch dieser Preisgabe allein verdanken wir es, daß Christentum und Sittengesetz aus der schmarozerhaften Umschlingung der Priesterfalschungen befreit wurden. Endlich kam auch Goethe, der ursprünglich leidenschaftliche Hasser des Christentums, zur wahren Erkenntnis: sein Faust findet den Augenblick vollster Befriedigung, den er nie zu erleben gedachte, in dem Aufgeben des Ich, in der Weltüberwindung. — Das etwa mag als Gerippe des Buches herauszupräparieren sein. Doch ist es nur das Gerippe und kann keine Vorstellung von der lebendigen und schönen Form erwecken, mit der es in dem Buche selber umkleidet ist. Vieles würde ich am liebsten wörtlich wiedergeben. Nur ein Beispiel für viele. Wie treffend und tiefdringend ist es, wenn Marbach sagt, der Schrei, der noch heute aus der geängsteten Menschenbrust ertönt: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn“, sei das hebräische Seitenstück zur Titanomachie der Hellenen, nur unendlich erhabener und folgenreicher. An solchen Worten wird man gewahr, daß hier nicht nur ein Denker, sondern ein Seher und Künstler zu uns spricht.

An die Reihe des Marbachschen Buches reicht die programmatische Schrift von Karl Lory: *Edelmensch und Kampf ums Dasein* (Hannover, Gebrüder Jänecke) noch nicht heran. Dennoch verdient sie Beachtung als ein Versuch, verschiedentlich entstandene Bewegungen unseres Geisteslebens zu einem einheitlichen Ziel zu führen. Der Verfasser, der sich — allzu häufig — als einen Wanderer bezeichnet, strebt einer durch die Geschichte begründeten Weltanschauung zu. Die Weltanschauung unserer Historiker ist eine politi-

sche oder religiöse oder auch von der Naturwissenschaft übernommen, fast niemals aber historisch. Der Grund liegt darin, daß die Geschichtsforscher bei den einzelnen Thatfachen stehen bleiben und selbst die Vergleichung verschmähen; daher können sie keinen universalen Maßstab finden. Auch ist bisher das Wesen der Kultur und Weltanschauung mißverstanden worden: beide sind, wie Vorn mehr andeutet als begründet, Erfindungen der Schwachen, die sich nach einem Edelmenschen sehnen. — Auf festeren Boden gelangen wir in der neuesten Veröffentlichung des unermüdblichen Eduard von Hartmann: *Zur Zeitgeschichte* (Leipzig, Hermann Haacke). Diese gesammelten Aufsätze beziehen sich auf politische und wirtschaftliche Fragen; der Verfasser erweist sich auch ihnen gegenüber als Philosoph, indem er sowohl mit größter Ruhe und Objektivität urteilt als auch aus der Fülle von Thatfachen und Vermutungen mit sicherer Hand das Wesentliche herausgreift. Ganz auf Hartmanns Lehre ist *Die Pädagogik des Pessimismus* gebaut, die Leonhard Bech (im gleichen Verlage) dem Publikum vorlegt.

Zur praktischen Philosophie rechnet das Werk von James Mark Baldwin: *Das soziale und sittliche Leben, erklärt durch die seelische Entwicklung* (Leipzig, J. A. Barth). Seine Grundgedanken sind von P. Barth in einer vortrefflich orientierenden Vorrede zusammengestellt worden. Der springende Punkt ist die Behauptung, daß der werdende Mensch eine Vorstellung von menschlicher Persönlichkeit im allgemeinen besitzt, und daß er beim Handeln sich keineswegs immer bewußt ist, ob diese Persönlichkeit die seine oder die eines anderen ist. Gewisse Gegenstände sind für den kindlichen Geist durch gewisse objektive Merkmale als Personen gekennzeichnet; was von diesen Personen ausgeht, fordert zur Nachahmung auf; die ursprünglich äußerlichen Merkmale werden durch Nachahmung zu inneren Erlebnissen, und der Ichgedanke wird jetzt erst subjektiv. Ebenso wie in diesen Anfängen sind überhaupt und dauernd Individuum und Gesellschaft aufeinander angewiesen, jenes als die vereinzeltere und erneuernde, diese als die verallgemeinernde, anpassende, verwertende Kraft. — Mit Grundproblemen der Psychologie und Moral beschäftigen sich des Ritters von Feldegg Beiträge zur *Philosophie des Gefühls* (Leipzig, J. A. Barth). Sie gewinnen ihre Eigenart aus der Gefühlsmetaphysik, die Feldegg vertritt, wonach das Ansich, die Kraft des Seienden (nicht im „Willen“ Schopenhauers, sondern) im Gefühl zu finden sei, als dem „ausgeglichenen Gegensatz des Subjektiven und Objektiven, der Vereinigungsstelle beider Weltwesenheiten, der inneren und der äußeren.“ Das Büchlein zeigt Selbstständigkeit, aber auch Befangenheit des Urteils. Man beobachtet eine solche Mischung am häufigsten bei Philosophen, die dem Schulbetrieb fernstehen. Zugleich sieht man an manchen von ihnen das Bestreben, die neuesten wissenschaftlichen Feststellungen nutzbar zu machen. Das ist z. B. der Fall bei E. M. Viehler, dessen Schrift *Die Gemüts-*

bewegungen und ihre Beherrschung (im gleichen Verlage erschienen) von der Theorie ausgeht und zur Praxis hinführt. Die theoretischen Abschnitte zeugen nicht bloß von ausgedehnter Litteraturlkenntnis, sondern enthalten auch einen neuen und fruchtbaren Begriff, den der Direktionsschwelle; mit ihnen sind jedoch die praktischen Rat schläge nicht innig genug verschmolzen; vielmehr könnten diese ebenso gut auf eine ganz anders geartete Grundlage gestellt werden. Meiner Auffassung nach wehrt sich übrigens der Verfasser zu sehr und mit recht kleinbürgerlichen Mitteln gegen die heftigeren Gemütsbewegungen.

Von dem Willen handeln zwei etwa gleichzeitig veröffentlichte Schriften: die *Psychologie des Willens* von Hermann Schwarz (Leipzig, Wih. Engelmann) und die *Phänomenologie des Willens* von Alexander Pfänder (Leipzig, J. A. Barth). Schwarzens Buch ist als Grundlegung der Ethik gedacht. Da es zwischen Naturzwang und Normzwang unterscheidet — für diesen letzten Begriff ist die Gesetzmäßigkeit des Denkens das bekannteste Beispiel —, so trennt es auch zwischen Naturgesetzen und Normgesetzen des Willens. Jene betreffen das untere, diese das obere Begehrungsvermögen. Man sieht, daß der Verfasser an der alten Vorstellung der Seelenvermögen festhält, und man ahnt, daß auch im eigentlichen Inhalt der Ausführungen veraltete Auffassungen nicht fehlen werden. Es wäre dem Zweck dieser Zeitschrift entgegen, wollte ich mich des näheren darauf einlassen. Deshalb hebe ich lieber hervor, was mich angenehm berührt hat, nämlich die schlichte, mit einfachsten Beispielen arbeitende, genau einteilende Darstellungsweise. Sehr beachtenswert ist, wie die Willensziele in zuständige und persönliche Fremdwerte zerlegt werden (obgleich man gegen die Nebenordnung und Benennung Bedenken erheben könnte), vortreffliche Beobachtungen knüpfen sich an „die Lüge des Bewußtseins“ und an den Motivwandel. Mit dem Endergebnis wird jeder einverstanden sein können, der einen hohen Begriff von der Sittlichkeit und religiöses Bewußtsein sein eigen nennt. — Für Pfänders scharfsinnige Untersuchung braucht das Lob an keinem wesentlichen Punkte eingeschränkt zu werden. Sie ist rein psychologisch gehalten und bezieht sich auf den Zustand des wollenden „inneren Gerichtseins auf etwas“, der zwischen Überlegung und Wahl einerseits, Verwirklichung des Gewollten andererseits unzweifelhaft vorhanden ist. Indem das Ich ein vorgestelltes, nicht gegenwärtiges Erlebnis beachtet, entsteht ein Streben oder Widerstreben, je nachdem relative Lust oder Unlust jene Beziehung färbt. „Zum Wollen speziell gehört dann, daß zu dem vorgestellten Erlebnis die Vorstellung der in einem eigenen Thun mündenden Bedingungen seiner Verwirklichung hinzutritt, daß sich außerdem die Strebungscharakter besitzende Beachtungsbeziehung des Ich über diesen vorgestellten Bedingungscomplex und die vorgestellten Folgen der Verwirklichung ausdehnt und dabei zugleich den Charakter relativer Freiheit und Spontaneität behält oder erlangt.“

Das Gebiet der Psychologie im allgemeinen betreten wir mit E. Kretschmers Buch *Die Ideale und die Seele* (Leipzig, Herm. Haacke). Obgleich Vorwort und Anhang mehr aus Zufall als aus innerer Notwendigkeit beigelegt zu sein scheinen, ist der Hauptteil des Ganzen doch einheitlich: ein Versuch zu einer neuen Übersicht über die Betätigungsformen der Seele. Daß die alte Dreiteilung in Erkennen, Fühlen und Wollen der Kritik nicht standhält, hat den Verfasser zu seinem Versuch einer anderen Klassifikation bewogen. Ob sie einwandfrei und endgültig ist? Es wird wohl davon abhängen, inwieweit sie sich der psychologischen Arbeit nützlich oder gar notwendig erweisen sollte. — Während Kretschmer durch die Interessen eines philosophierenden Theologen zu seinem Neuerungsversuch geführt worden ist, tritt H. Kröll mit den Voraussetzungen des Naturforschers und Arztes an die gleiche Aufgabe heran. Sein Buch *Der Aufbau der menschlichen Seele* (Leipzig, Wiltb. Engelmann) ist ebenso wie Kretschmers Schrift in den meisten Punkten von älteren Lehren abhängig. Hören wir zu Anfang: die Welt ist Kraftstoff, zugleich Stoff

und Kraft, so denken wir an Hädel; erfahren wir dann, daß dieser begnadete Kraftstoff im menschlichen Hirn zu einer Form gelangt, durch die er seiner selbst bewußt wird, so müssen wir uns fast an Hegel erinnern. Aus Reflexen des Nervensystems baut sich die Seele auf — vergleiche die Lehre der Sensualisten. Die alle Geistesbetätigkeit begründenden Sinnescentren zeigen in ihrer natürlichen Anlage individuelle Unterschiede, die von Erziehung und Umgebung verstärkt werden — Individualismus. Und so stellen sich vielfach Rückverweisungen ein. Immerhin bleibt dem Buch das Verdienst, in folgerichtigem Zusammenhang und in fesselnder Darstellung die physischen Grundlagen des Seelenlebens abzuhandeln — ein Verdienst, das nicht unterschätzt werden sollte. — Über das glänzende Werk von E. Mach *Die Analyse der Empfindungen* (Zena, Gustav Fischer) brauche ich nur zu sagen, daß es jetzt in einer zweiten vermehrten Auflage vorliegt. Was ein grundgescheuter Mensch, der zu beobachten weiß, aus der Physik für Philosophie und Psychologie zu gewinnen vermag, das kann man aus diesem hinlänglich bekannten Buch ersehen.

M. D.

Gedichtsammlungen

Lyrische Anthologien haben heute von der Gunst der deutschen Lesewelt, der sie sich einst so reichlich erfreuten, vieles eingebüßt und müssen sich ihre Berechtigung erst wieder neu erobern, indem sie sich einen besonderen Rahmen und Charakter aneignen. So werden die *Primatklänge aus deutschen Gauen*, ausgewählt von Oskar Dähnhardt, nicht umsonst um freundliche Aufnahme werben (Leipzig, W. G. Teubner; jeder Band geh. 2 Mk., geb. Mk. 2,60). Zunächst führen uns die Bände 1 und 3 (mit Buchschmuck von Robert Engels) in *Marisch und Heide* und *In Hochland und Schneegebirg*. Eine Einleitung skizziert das Wesen der deutschen Stämme vom Fels zum Meer, wie es sich in den mundartlichen Dichtungen der verschiedenen Gegenden ausdrückt. Für Haus und Schule sind die Sammlungen zunächst und vor allem bestimmt; man wird ein gutes nationales Erziehungswerk thun, wenn man sie der Jugend in die Hände giebt. Aber auch der Erwachsene wird in der Sammlung mancherlei bisher unbeachtete Schätze vollstimmlicher Dichtung entdecken, die ihm überraschende Blicke in das Wesen unserer deutschen Stämme eröffnen, das Reichthum des Gemüthes, Kraft und Tiefe, Zartheit und Innigkeit, Familien- und Heimatsinn, Naturfreudigkeit und feste Treue in sich vereinigt und sich doch durch eine bunte Mannigfaltigkeit in Gefühlsart und Ausdrucksform unterscheidet. Die Auswahl zeugt von sorgfältigem Studium der vielverzweigten Dialektliteratur und von feinsinnigem Verständnis für die härteren Schattierungen in den Mundarten. In dieser Zusammen- und Gegenüberstellung erst lernen wir recht die Unterschiede zwischen Schles-

wig-Holstein und dem Großherzogtum Oldenburg, zwischen Pommern und Mecklenburg, zwischen Ost- und Westfalen, zwischen dem Elsaß und der Schweiz, zwischen Baden und Württemberg, zwischen Bayern und Tirol, Steiermark und Kärnten kennen, und der Dualismus Norddeutschland und Süddeutschland, der so oft nur als Phrase gebraucht wird, gewinnt lebendige Gestalt und Bedeutung. Aber auch ein heilsames Gegenmittel gegen diese Spaltung halten die Dähnhardtschen Dialektsammlungen bereit. Der Norddeutsche, der auf seinen Reiter stolz ist, mag lernen, daß Österreich seinen Stelzhamer, seinen Schadel, seinen Hans Frauengruber und vor allem seinen Mosegger hat, die sich vor jenem nicht zu verstecken brauchen und die in ihren Dichtungen der deutschen Volksseele ebenso nahe gekommen sind wie der Dichter der „Stromtid“ und des „Haune Rüte“. Die beiden Bände hat Robert Engels mit kernigen Bildern geschmückt, die in realistischer Linienführung doch auch von der Poesie der Landschaft und des Menschenjchlages einen Begriff geben.

Diese Blütenleien aus allen deutschen Gauen werden den einzelnen Stämmen und Provinzen die Lust und den Mut nicht rauben, ihr dichterisches Hab und Gut in eigene Scheuern zu sammeln. Die Hessen haben das seit langem schon in dem *Hessischen Dichterbuch* (Marburg, N. W. Elwert'sche Verlagsbuchhdlg.) gethan, das jetzt bereits in dritter Auflage vorliegt. Der neue Herausgeber, Dr. Wilhelm Schoof, selbst ein Poet von hübscher, nicht gewöhnlicher Begabung, hat um die poetische Kultur seines Heimatlandes schon mancherlei Verdienste: er hat der lieblichen Musen-

stadt an der Lahn ein literarisches Gedlenbuch gewidmet, das Herz und Geschmack bewies, er hat den lyrischen Schatz seiner hessischen Heimat selbst um eine tiefinnerliche Gedichtsammlung bereichert, und er giebt seit kurzem auch die altangesehene von F. Zwenger und Dr. W. Grotefend begründete Zeitschrift „Das Hessenland“ (Kassel, Verlag von Scheel) heraus, der unter seiner Leitung sichtlich neues Blut in die Adern strömt. Sein „Hessisches Dichterbuch“ vereinigt ein halbes Hundert hessischer Poeten, welche fast alle ihre Zugehörigkeit und Anhänglichkeit an die Heimat durch ein Lied oder ein paar Strophen beweisen, die hessisches Kolorit tragen oder eine Huldigung an „das liebe Land der blinden Hessen“ enthalten. Daß bei der Fülle der Beiträge mancherlei mitunterläuft, das mehr dilettantisch als künstlerisch anmutet, ist wohl selbstverständlich; aber der Gesamteindruck der Beiträge ist doch ein durchaus erfreulicher, so viel warme Heimatliebe, seelenvolle Empfindung und treudeutsche Gesinnung spricht aus ihnen. Unter der älteren Generation fällt Adam Trabert mit seinen schlichten, gemüthstiefen Weisen auf, während Otto Braun, der bekanntlich lange Jahre hindurch den Gottaichen Musenalmanach herausgab, durch die abgeklärte, formenstrenge Anmut seiner Verse, Karl Preiser durch eine innige Naturstimmung, Ludwig Mohr durch kräftige Balladenklänge erfreut. Die Dialektdichtung ist auffallend spärlich vertreten; unter den erzählenden Beiträgen fesseln die aus weiblicher Feder (Sophie Junghans, M. von Eschen, Henriette Keller-Jordan u. a.) weit mehr als die wenigen, die von Männern beigezeichnet sind. Doch unter den jungen und jüngeren Nachwuchs sind viele hoffnungsvolle Blüten und Keime. Karl Ernst Knodt ist ein lyrisches Talent, dessen audachtsvolle Innigkeit und schlichte Sprache auch über die Grenzen seiner engeren Heimat längst Beachtung gefunden haben; in Heinrich Raumann tritt uns ein Volksdichter entgegen, der tief und stark in der hessischen Landschaft und dem hessischen Volksempfinden wurzelt; Anna Ritter zeigt sich auch in den „Heimatliedern“ als eine hochbegabte Dichterin, die alten Stoffen neuen poetischen Reiz abgewinnt. Die letzten Beiträge des „Dichterbuches“, Henri du Ruis, Heinrich Doerbecker, Wilhelm Schoof u. a., geleiten uns schon in die studentischen Kreise Marburgs, die, dem Beispiel Berlins und Göttingens folgend, den Kindern ihrer Muse neuerdings eine eigene Heimstätte in dem Musenalmanach Marburger Studenten gegründet haben (Marburg, M. G. Ehvertsche Verlagshandlung), als dessen Herausgeber Ernst Theising und Wolfgang Lehmann zeichnen. Es ist ein eigen Ding um solche Studentenshrift: man sucht nach reifem Korn darin, und doch ist es vielleicht gerade das jugendliche und unausgegrenzte, das am meisten Anerkennung und Aufmunterung verdient. Auch in dieser Sammlung, so bescheiden im Gegensatz zu den allzu verschwenderischen Göttinger Musenalmanachen ihr Umfang (112 Seiten, mit Buchschmuck von Otto Arndts),

heben sich nur drei Namen hervor, die mit einigen ihrer Lieder über den landläufigen lyrischen Durchschnitt hinaus auf eine eigenkräftige dichterische Entwicklung zu deuten scheinen. Hinter den Namen Harry Finkings, der fast allein das ausgeprägt jugendliche Element vertritt, hat sich inzwischen leider schon das Kreuz des Todes gepflanzt; Adolf Hannsen aber giebt mit seiner Anlehnung an Volksstümliche und Bodenwüchsige ein gutes Versprechen für die Zukunft, während Ernst Theising schon jetzt neben unsicher tastenden Versuchen ein paar in sich vollendete Gedichte beigezeichnet hat, die nichts Schülerhaftes mehr an sich haben. Wenn man nach Jugendgedichten überhaupt prophezeien darf, so ruht auf ihm die stärkste Hoffnung unter den zwölfen, die in dem Marburger Musenalmanach zum ersten Male ihre Flügel regen.

Wie hier die Landschaft, so giebt in einer weiteren Blütenlese die Zeit die Begrenzung. Theodor Sosnosthys Auswahl *Deutsche Lyrik* (Stuttgart, J. G. Cotta) beschränkt sich auf das neunzehnte Jahrhundert, geht hier aber bis auf die Modernsten und Allmodernsten. Zwar vermißt man viele sehr bedeutsame Namen und möchte der ganzen Auslese und Anordnung überhaupt mehr Kritik wünschen; aber daß in dem Buch eine historische Entwicklung zu zeigen versucht wird, verdient lebhafteste Anerkennung. Jedem Leser ist es auf diese Weise ohne viel Mühe möglich gemacht, sich ein Urteil über Fortschritt oder Rückschritt unserer Lyrik zu bilden und die interessanten Wandlungen zu verfolgen, die unsere Lyrik von den Tagen der Befreiungskriege bis zu der modernsten Delapencepoesie erfahren hat. — Einer neuzeitlichen nationalen Bewegung trägt die kleine Sammlung von See-, Flottenliedern und Meerespoesien Rechnung, die Julius Rohmeyer, der überall zu finden ist, wo es gilt, dem Vaterlande mit der Feder zu dienen, im Auftrage der Freien Vereinigung für Flottenvorträge zu Zwecken des Hauses und der Schule, vaterländischer Vereine und Feste herausgegeben hat (Leipzig, Breitkopf u. Härtel). Besonders dankenswert an diesem nützlichen Büchlein mit dem Titel *Iur See, mein Volk!* will es uns erscheinen, daß es auch die jungen und jüngsten unserer Lyriker nicht ausschließt und uns so zum Bewußtsein bringt, daß auch heute noch Dichtehände zu Preis und Ehr des Vaterlandes in die Saiten greifen.

Die moderne Frauenbewegung spiegelt sich in einer anderen Anthologie, in dem Buch der *Dehnsucht*, wie Paul Kemmer, selbst ein sensibler und formenkundiger Poet, seine Blütenlese aus der spezifischen Frauenlyrik des neunzehnten Jahrhunderts genannt hat (Berlin, Schuster u. Loeffler; geb. 5 Mk.). Die Sammlung wird eröffnet durch Annette v. Droste-Hülshoff und schließt mit Marie Madeleine. Man erkennt sofort das eigenartige Gepräge, ganz abgesehen von dem symbolistischen Gewande: nur wer etwas von dem Drängen und Ringen der modernen Frauensache Bezeichnendes zu sagen

hat, kommt zu Wort; nicht so sehr ästhetische Vorzüge als vielmehr der Ideengehalt und seine mehr oder minder eindrucksvolle Aussprache entscheiden für die Zugehörigkeit zu dieser Sammlung. Der Weg führt von der großen westfälischen Dichterin, der die tiefe, zarte Keuschheit des Weibes noch den Mund schloß, obwohl in ihrer nach Wahrheit und Erkenntnis ringenden Seele schon das Neue lebendig war und auch ihr schon dann und wann ein Schrei der Not und der Sehnsucht eines in Enge gebannten Frauenherzens entchlüpfte, über die allzusehr zur philosophischen Reflexion geneigte Luise von Bloennies und über die zum erstenmal sociale Töne anschlagende Schleswig-Holsteinerin Sophie Dehleß zu den beiden Österreicherinnen Betty Paoli und Marie von Ebner-Eschenbach. Sie stehen am Ausgang der älteren Zeit, so sehr sich sonst die leidenschaftliche, stolze und starke Natur der ersteren von der milden, in sich geklärten und versöhnten unserer größten Romanschriftstellerin unterscheidet. In den Jahrzehnten der Reaktion bleibt es auch in der deutschen Frauendichtung still. Erst zu Ausgang der sechziger Jahre erschallen, gleichfalls aus Österreich, die „Lieder einer Verlorenen“ von Uda Christen, die mit einer bis dahin unerhörten, rücksichtslosen Offen-

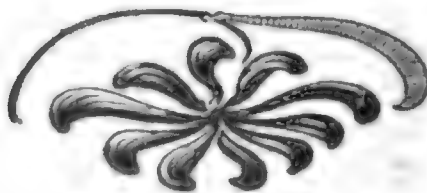
heit von den Schmerzen und Kämpfen, Sehnsüchten und Leidenschaften des Weibes sprechen. Ein langer Reigen von Dichterinnen folgt; aber nicht alle leihen ihre Stimme den Emancipations- und Freiheitsforderungen: auch reine Form- und Stilkünstlerinnen wie Holde Kurz und Ricarda Huch sind darunter. Aber die literarische Revolution der achtziger Jahre erneuert auch die tendenziöse Bewegung in der Frauendichtung: Maria Janitschek und Hermione von Preuschen sind die Führerinnen, die mit ihrem aufgeregten Pathos zugleich das Wesen fast der gesamten damaligen Frauenlyrik kennzeichnen. Die neunziger Jahre zeigen größere Ruhe und Klarheit. Marie Stonas „Lieder einer jungen Frau“, Anna Ritters und Thella Lingers Gedichte sind Zeugen dieser Wandlung. Der Jahrhundertanfang bringt drei neue Dichterinnen: Marie Madeleine, Margarete Bruns und Margarete Beutler. Allen dreien ist trotz ihres jugendlichen Alters eine reine, kampflöse, selbstverständliche Wahrhaftigkeit über ihr Innenleben eigentümlich; ganz neue Töne — so sagt Remer in seiner Einleitung, der wir hier folgen — erklingen, die bisher in der deutschen Frauendichtung noch nicht gehört wurden, da fast immer erst die reife Frau den Mut zum Bekenntnis errang. F. D.

Helmolls Weltgeschichte. Vierter Band: Ränder des Mittelmeeres. Siebenter Band: Westeuropa, I. Teil. Dritter Band: Westasien und Afrika. (Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut). — Diese neue Weltgeschichte strebt, wie bekannt, eine möglichst innige Verschmelzung zwischen Geographie, Ethnographie und Geschichte an, und dieses Princip offenbart sich besonders glücklich in der Behandlung der Mittelmeervölker, als einer geistigen Einheit, die die räumlichen Grenzen der einzelnen Areale ganz in den Schatten stellt. Hier finden sich die Ansätze zu den schönsten Kulturgütern, zur Humanität, zur Vaterlandsliebe, zur persönlichen Freiheit und Selbstständigkeit, obwohl selbstverständlich in diesem glänzenden Gemälde auch starke Schattenseiten nicht fehlen. Nach den einzelnen Epochen ziehen die betreffenden Völker an unserem geistigen Auge vorüber, von den Ägyptern an bis zu den Germanen, die am nachhaltigsten in das ganze Geßüge eingriffen, vom Altertum bis zur schöpferischen Renaissance. Neben der unveräußerlichen Anlage bestimmter Völkerguppen spielen in diesem Prozeß, wie von selbst einleuchtet, auch das Klima und anderweitige äußere Faktoren, die hier ebenfalls gebührend berücksichtigt sind, eine nicht zu unterschätzende Rolle. Ein jeder Organismus wird, wie es heißt, durch den Boden, dem er entwachsen oder in den er verpflanzt worden ist, den Boden, aus dem er alle natürlichen Bedingungen seines Daseins zieht, auf das innigste beeinflusst. Eben- sowenig läßt sich in Zweifel ziehen, daß dort, wo die natürlichen Bedingungen günstig sind,

auch die Wirkung auf die Äußerungen der Lebensfähigkeit sich nur vorteilhaft fühlbar machen kann, und umgekehrt. Dieser günstige Einfluß zeigt sich in der That im Beden des Mittelmeeres von den ältesten Zeiten an; er bewirkt, daß dieses Beden nicht nur als geographische, sondern noch mehr als geschichtliche Einheit in die Erscheinung tritt, als ein Brennpunkt, worin die bewußten und unbewußten gleichartigen Bestrebungen eines bedeutenden Bruchstücks der Menschheit zusammenstrahlen (IV, 5). In diesen Zusammenhang fügt sich ganz organisch eine wenn auch knappe Schilderung der Entstehung und Fortbildung des Christentums, welche die wesentlichsten Motive der weltumstürzenden Erscheinung psychologisch erfaßt und die Entwicklung der neuen Religion in den einzelnen Ländern verfolgt. Während das klassische Altertum vollständig in diesem Rahmen behandelt werden konnte, mußte die weitere Geschichte von Byzanz, Griechenland und Italien anderen Bänden zugewiesen werden. Nicht minder ist für den siebenten Band die Verknüpfung geographischer und geschichtlicher Momente maßgebend; handelt es sich hier doch um die Bergliederung der allmächtigen, den ganzen Erdball bezwingenden westeuropäischen Kultur, deren Vorherrschaft sich nicht zum wenigsten durch wirtschaftliche Faktoren erklärt. Es ist das große Areal der christlich abendländischen Wesittung, die ihre Pioniere in alle Welt aussendet. Neben dieser Geschichte des Handels und Verkehrs in allen seinen Verzweigungen (die sich übrigens bis auf die neueste Krisis der Landwirtschaft erstreckt) nimmt naturgemäß die

Betrachtung der geistigen Entwicklung (Renaissance, Reformation, Gegenreformation) einen weiten Spielraum in der Darstellung ein. Ganz besonderes Interesse aber werden wahrscheinlich die folgenden drei Abschnitte finden: das abendländische Christentum und seine Missionsthätigkeit seit der Reformation, die sociale Frage und die Entstehung der Großmächte. Zweifellos sind diese Bewegungen auch in den früheren Handbüchern berührt, aber unseres Wissens (und das begründet einen großen Unterschied) nie zum Gegenstand einer besonderen Untersuchung erhoben. Die sociale Frage, dies dräuende Gespenst unserer Politik, erscheint somit als ein integrierendes, selbständiges Moment unserer ganzen geistigen Entwicklung trotz aller Illusionen, die damit fast unzertrennlich verknüpft sind. Prof. Adler, der diesen Abschnitt behandelt, bekennt geradezu: Fortschritte kommen nur unter Schein und Täuschung zu stande, und eine solche Täuschung ist der Socialismus. Er ist notwendig gewesen, um unmittelbar die Massen zu organisieren und mittelbar die Hebung des Arbeiterstandes herbeizuführen (VII, 430). Dem gegenüber wird mit Recht betont, daß erst durch die Überleitung der socialen Frage in einen socialen Konstitutionalismus, der der Nationalität wieder die erforderliche Geltung verschafft, ein dauernder ethischer Gewinn dieser ganzen Bewegung zu erhoffen sei. Im dritten Band wird vor allem die Darstellung der babylonischen Kultur als der ältesten Gesittung für unsere Entwicklung die Aufmerksamkeit fesseln; auf Schritt und Tritt lassen sich die Berührungspunkte verfolgen — Zahlen- und Zeitbestimmungen, kosmogonische Vorstellungen u. s. w. weisen unzweideutig auf das uralte Stromland des Euphrat und Tigris hin, freilich in eine nebelumspinnene Zeit hinein, für die uns jeder genaue Maßstab fehlt. In der Geschichte Afrikas wird nach unserer Meinung überhaupt die ausführliche Darstellung der kolonialen Bestrebungen,

die bis auf die jüngste Vergangenheit hinabreicht, die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, auch den Burenkrieg finden wir hier in seinen verhängnisvollen Anfängen erzählt. Es ist übrigens überraschend, worauf der Herausgeber ausdrücklich hinweist, daß selbst Centralafrika mehr geschichtliches Leben bietet, als man denken sollte, und nach dieser Richtung bleibt einer späteren Detailforschung noch mancherlei nachzuholen. Den Beschluß macht das Wunderland Ägypten von den ältesten nebelumspinnenen Zeiten an bis auf das Jahr 1901 — mehr kann man wirklich nicht verlangen. Natürlich werden uns nicht die Geheimnisse der Ägyptologie aufgetischt, sondern nur in großen Zügen die kulturhistorische Entwicklung der Bewohner des Niltalles geschildert, die nach allen Anzeichen ihre Bildung und Gesittung Vorderasien verdanken. Im übrigen werden aber, soweit es eben allgemeines Interesse besitzt, auch die neuesten Ausgrabungen berücksichtigt. Ob die politisch-socialen Entwicklung des Landes nach dem jahrhundertjährigen Druck und Verfall unter europäischer Bevormundung eine günstigere, freudlichere Zukunft heraufbeschwören wird, bleibt abzuwarten. Guter Wille ist vielfach anzuerkennen, aber die eigentlichen Erfolge sind meist noch recht unzureichend. — Wir brauchen bei der ganzen Anlage des Werkes nicht besonders hervorzuheben, daß es sich auf der Höhe wissenschaftlicher Forschung bewegt und überall mit den neuesten Ergebnissen der Kritik rechnet. Um so angenehmer berührt der ansprechende Ton der Schilderung, der überall die richtige Mitte zwischen trockener Gelehrsamkeit und bloßer Rhetorik hält. Ebenso rühmendwert ist die vortreffliche Ausstattung, wozu auch die Fülle der Illustrationen und anderer Nachbildungen gehört. Wir wünschen dem groß angelegten Unternehmen einen nach Verdienst immer weiteren Erfolg. Bemerkt sei nachträglich noch, daß seit einiger Zeit auch eine englische Übersetzung vorbereitet wird. Thomas Nelson.



Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. — Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.
Redaktion unter Verantwortung von Dr. Adolf Glaser in Berlin und Dr. Friedrich Düssel in Berlin-Friedenow.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen sind zu richten an:
die Redaktion von Westermanns Illustrierten Deutschen Monatsheften in Braunschweig.

Auf Fanö und Manö

Von
Wilhelm Jensen

II.

(Nachdruck ist untersagt.)

Als der Nachmittag vorrückte, wuchsen die Anzeichen, daß die Wettervorhersage Aleß Enewalds sich bewahrheiten werde. Die kleinen, zerrissen am Himmel treibenden Wolkenfetzen nahmen mit sonderbarer Schnelligkeit an Umfang zu, der Blick, der sie kurz zuvor betrachtet, sah sie, hurtig um das Doppelte und Dreifache vergrößert, sich zusammendrängen. Andere tauchten plötzlich, wie von Zauberhand aus nichts geschaffen, in der noch blauen Luft auf, flogen den dunkel verdichteten Massen entgegen und verschmolzen im Nu mit ihnen. Unten lag noch Stille, die graugrünen Blätterhalme des Strandhafers standen unbewegt, doch von Westen grollte, wie jeher ferner Donner, ohne Unterlaß ein dumpfes Lustrohren herüber. Es verkündete die Flut und den Wind, die miteinander auf ihre Stunde warteten und beide voraussichtlich zu besonders heftigem Einbruch. Denn der Mond war gestern, unsichtbar hinter dem Regenvorhang verborgen, voll gewesen; das verhiess für heute Springflut, und nach den Himmelsmerkmalen war wahrscheinlich Sturmflut mit ihr verbunden.

Aleß Enewalds saß, seitdem er von der Katharinentapelle nach Manö zurückgekehrt war, auf dem Nordrand des Dünenalles und blickte über den sich allmählich mit Wasser

zudeckenden Flagge- und weiter den Keel sand nach Fanö hinüber. Die feuchtgesättigte Luft war's, in der sich auch von hier aus der Kirchturm des Dorfes Sönderhøe deutlich gewahren ließ, auf ihm hafteten stundenlang unverrückt die Augen des Ausschauenden; wenn Edina Volkles sie zu sehen vermocht, hätte sich's ihr bestätigt, die Trübung sei aus ihnen mehr abgeschwunden als je bisher. Unter seinen Füßen gluckten leis die Wellen wie mit einem singenden Ton, die einzige Stimme in der unermeßlichen Einsamkeit ringsum neben der anderen, dumpf-drohend von der Westsee herüberhallenden; die sonst unablässigen Vogelrufe schwiegen, alles, was Schwingen trug, hatte sich fernhin der Freundin und Lebensversorgerin, der Flut entgegengemacht. Im Gesicht des jungen Einsiedlers auf Manö aber drückte sich aus, ihm komme nur der freundliche Ton des Wassers zur Empfindung, nicht der aus der Weite her murrende; das Vergangene ließ von ihm ab, und er gedachte nicht an Künftiges, ein träumerisches Gefühl der Gegenwart hielt ihn umfassen. Er war von friesischem Stamm und friesischem Körperbau, doch die Natur hatte ihn mit empfänglicherer und weicherer Seele begabt als die große Mehrheit seiner Blutsverwandten. Sein Gemüt ähnelte biegsamem Schilfrohr, das dem

heftigen Stoß eines inneren Unwetters nicht trotzigen Widerstand zu bieten vermochte; der Sturm warf es zu Boden, aber in stiller, warmer Sonne richtete es sich langsam wieder empor.

Nach und nach verdämmerte und verblaßte vor seinem Blick der graue Turm von Sönderhøe, dann lösch er völlig aus. Eine gleichmäßig finster aufrückende Wolkenbank überdrängte die Sonne um Stunden zuvor, ehe diese den Horizont erreichte, und wenn auch noch nicht Dämmerung, so begann ein vorzeitiges fahles Zwitterlicht die Luft zu durchsetzen. Jetzt hob auch der Strandhafer an, flirrend die Blätter zu bewegen, von oben senkte sich der Wind herab, einzelne große Möwen jagten wieder, der nachrollenden Flut voraus, mit schrillum Gefreisch herüber. Alf Enewalds stand auf, ihm kam zum Bewußtsein, daß er keine Mittagsnahrung zu sich genommen habe, er fühlte Hunger. Das war ihm seit langen Jahren fast etwas Unbekanntes geworden, gleichgültig, eher noch widerwillig genügte er sonst der Anforderung des Körpers, doch heute, sich nach seiner Behausung wendend, genoß er mit wahrer Lust von den dürftigen Vorräten Silke Sibolds. Und anders auch als sonst sah ihn das versandete Innere der Kirche an, halb wie ein wunderliches Traumbild; die zwei stumm, gleich einem Paar weißköpfiger Schatten sitzenden Alten erschienen ihm, als ob sie nicht lebendige Geschöpfe, sondern aus ferner Vorzeit unter dem Fliesenboden der Kirche wieder heraufgestiegen seien. Alf Taklen stielte an seinem Neß, antwortete auf eine Äußerung des jungen Mannes nichts als: „Jo, dat giffst wat,“ und Silke Sibold fragte: „Hest du Døst?“ ging bei der Bejahung mit dem Thonhasen zur Cisterne hinaus und brachte ihn gefüllt zurück. Dann lag's wieder wie das Schweigen einer Grufstammer um Alf Enewalds, er sehnte sich nach einer hell neben ihm redenden Stimme, und vor die Vorstellung trat ihm die behaglich eingerichtete Wohnstube seines Hofes bei Wobbenbüll, in der er die frohen Knabenjahre verlebte. Warum lag der leer und verlassen drunten nach Süden, und warum saß er, statt dort zu schaffen und zu wirken, unthätig und zwecklos hier auf der öden Sandscholle in der See? Zum erstenmal kam ihm der Ge-

danke und zugleich eine Erkenntnis, Verstörung im Kopf habe ihn noch hierher begleitet, von allem Menschenleben abgeschieden seinen Aufenthalt auf Manö nehmen lassen. Aber das war anders geworden, er fühlte, daß der Rat des Doktors Struensee gut gewesen, und daß er geheilt sei. Deutlich empfand er's, vor allem, seitdem der letzte Mai begonnen, hatte die Besserung ihn Tag um Tag zur völligen Genesung weitergeführt; einem rückerinnernden Denken darüber nachhängend, saß er, und mehr und mehr fiel die Dunkelheit um ihn ein. Nur das Nischenhaar der beiden Köpfe schimmerte noch eben aus ihr hervor, und plötzlich einmal überkam's ihn mit einem unheimlichen Grauen, als sähe er bei zwei Toten, deren Herz nicht mehr schlage, zwischen leblosem Knochengerippe kein warmes Blut mehr durch die Adern treibe. Unwillkürlich sprang er auf und lief vor die Kirchenthür hinaus; hier empfingen ihn jetzt die Nacht und der Sturm, sein Haar an den Schläfen umwirbelnd. Doch that's ihm wohl, seine Brust atmete freier dagegen auf, das friesishe Blut klopfte lebensvoll in ihm. Die Gedanken von drinnen begleiteten ihn; Edina Bollkess hatte recht gehabt, Molf Wrams drüben auf Janö wäre für ihn ein besser geeigneter Verkehr. Es durchschloß ihm den Kopf, im Boot hinüberzurudern; das war thöricht, drüben lag, wenn er hingelange, alles im Schlaf. Doch mechanisch trugen die Füße ihn wieder dem Platz zu, wo er den Nachmittag hindurch nach Norden hinübergeblickt hatte; jetzt ließ sich natürlich nichts von dem Sönderhøer Kirchturm gewahren, allein der Ankömmling setzte sich wieder und hielt den Blick nordwärts gewandt, als ob jener ihm dennoch vor Augen stehe. Ganz tote Finsternis war's nicht, ein mattes Weben in der Luft von Osten her zeigte an, daß dort der Mond hinter der schweren Wolkendecke aufgestiegen sei. Regen schlug nicht herunter, nur Wind und Wasser heulten.

Dann tauchte einmal Unverständliches, Befremdliches aus dem Dunkel hervor, ein röthlicher, schnell sich stärker rot färbender Schein. Genau war die Richtung, aus der er herfiel, nicht bestimmbar, nur daß er von Janö stammen mußte; freilich schien's, er komme etwas mehr von links, ungefähr über die

Mitte des Keelsandes. Doch wie er nun noch höher aufschwoll, blieb Alf Enevalds kein Zweifel, es könne nichts anderes sein als ein Hausbrand in Sönderhøe, und ihn durchfuhr's, bei dem Sturm sei das ganze Dorf in Gefahr, mitgeriffen zu werden. Ohne Besinnen, halb unbewußt lief er hastig nach der anderen Inselhälfte zum Bootplatz Alf Takens; jezt mußte er doch trotz der Nacht hinüber, um Nolut Brams, oder wer sonst bedroht war, Beistand zu leisten. Mitmenschen in der Not zur Hilfe zu kommen, war ein oberstes Gebot, das lange mit allem übrigen in ihm übertäubt gelegen, aber im gesunden Gemüt wachte es unabweislich fordernd auf.

Ein mühevollcs Ringen wider die Flut stand ihm bevor, doch kein unbestehbarer Kampf, und er fühlte es gegen den Sturm in sich wie einen anderen Sturm von Kraft und Mut. Nur quer durch das Wattenmeer ging's, die Wutbrandung der offenen See zerschellte draußen am lang vorgelagerten Rodekliffsand, ehe sie sich auf den Keelsand herüberstürzte; bei festem Arm und bedachtem Sinn warf er sich nicht blindlings einer Todesgefahr entgegen, wie er's früher absichtlich oftmals gethan. Das begriff er heut nacht nicht mehr, dem sicheren Untergang wäre er nicht in die Arme gerudert; auch das Verlangen, zu sterben, war krankhaft gewesen wie sein zwecklos unthätig hinbrütendes Leben auf Manö. Allein er bereute dies nicht, denn daraus war ihm die Heilung zu teil geworden, ohne sein Hierherkommen hätte er sie nicht gefunden.

Doch schnob die Flut wider sein Fahrzeug an, als wolle sie ihn mit dem Aufgebot aller Kraft zurückzwingen. Wenn das Boot ins Wellenthal niederging, schwand der Feuerchein, auf den es zuhielt, vor dem Blick weg, aber vom aufhebenden Wellenrücken aus ward er wieder sichtbar. So tanzte er scheinbar lange Zeit über dem Wasser auf und ab, indes wie gleich entfernt bleibend, als nähme er nicht an Größe zu; Mondflut schnellte sich auf, und der Sturm hefte sie zu noch wütigerem Vorsprung. In dieser Nacht loderten zweifellos der schleswigschen Festküste entlang Tausende von Pechfackeln, warfen ihr rotes Licht auf überall prüfende, gespannt harrende Gesichter, ob

der schützende Deich standhalte oder die Tage des brüllenden Raubtieres sich irgendwo in ihn hineinschlage, ihn zu zerreißen, und Land und Gehöft hinter ihm als wehrlose Beute zu überfallen drohe.

Hier jedoch trieb kein banges Erwarten die Schläfer aus dem Bett, den Inseln verliehen die Dünenbrüstungen sicheren Schutz, keine Fackel durchglühte das Dunkel. Und jezt auch der Brandschein nicht mehr; wie Alf Enevalds einmal wieder den Kopf umwandte, war jener verschwunden und kehrte nicht zurück. Damit aber verlor er Richtung und Ziel, sah nichts um sich her, keinerlei Anhaltspunkt, wo er sich befinde. Nur das Ohr kündete ihm, er sei der Außenbrandung erheblich näher gekommen, mit donnerndem Getöse schlug zu seiner Linken die Brechsee auf, vermutlich am Westrand des Keelsandes. Dann war er zu weit dorthinüber geraten, mußte sich Fanö zu mehr nach rechts drehen. Er lotete einmal mit dem Ruder, doch erreichte er keinen Grund; das Boot schwamm offenbar nicht über einem Sand, sondern hatte ein tiefes Priel unter sich. Kraftvoll warf er die Brust zum Wiedereinschlag der Ruder heraus, durch das Geheul der Luft gellte jezt der Schrei unsichtbarer Mäwen über ihm.

Da auf einmal zuckten seine Wimpern wieder, als träfe blendender Sonnenstrahl ihm in die Augen. Der war's natürlich nicht, doch der Gegensatz eines plötzlichen Überganges aus der Finsternis zu voller Lichtfülle übte ähnliche Wirkung auf den Blick. Zählings hatte der Wind die Wolkenschwere vor der runden Mondscheibe auseinandergerissen, und wie Blitzgefunkel schoß es aus dieser herab.

Darin tauchte mit einem Schlage alles in der Runde hervor, nach der Entfernung klar oder schleierhaft verhängt. Westwärts hin ließ sich der turmhoch Gischt aufsprühende Brandungsgürtel am Keelsandaußenrande unterscheiden, gegen ihn hin bewegte sich über dem ruhigeren Wasser ein dunkler Schatten, nicht erkennbar, doch den Eindruck eines starken, schmadenartigen Bootes erregend. Geradevor aber, nur mehr auf ein paar hundert Schrittwelten ragten über den Wellen nackte, das weiße Licht grell zurückversende Sandberge empor; aus ihrem jähen Erschei-

neu kam's wie etwas Gespenstisches, daß Alef Enewalds mit einem sonderbaren Schauer den Rücken überrieselte. Dann indes mit gewöhntem Blick gelangte er schnell zur Erkenntnis, er müsse im Dunkel bis dicht unter die Dünen von Manö geraten sein. So war's, er befand sich an der Südwestspitze der Insel auf dem schmalen Meeresarm der „Landtiefe“, die sich unter ihr entlang streckte, und in wenig Minuten den Strand erreichend, zog er kräftig sein Boot in Sicherheit herauf.

Die Mondhelle erhielt sich fort, doch von dem Feuerschein ließ sich auch hier nichts mehr gewahren; er wußte nicht, wohin der Turm von Sönderhøe liege, und stieg am nächsten Dünenhang zum Umblicken auf. Öde Verlassenheit schien ringsum zu sein, aber dann sah er doch seitwärts auf der weißen Sandfläche sich etwas Dunkles, das zu einer weiblich bekleideten Gestalt wurde, bewegen, die ihn wahrgenommen haben mußte, denn sie kam gerade auf ihn zu. Und schnell reichte das Licht aus, ein noch sehr junges Mädchen erkennen zu lassen, dem der Sturm aufgelöstes dunkles Haar lang in den Nacken und über die Schultern zurückstob; das Gesicht zeigte eine stärker ins Bräunliche fallende Färbung als sonst bei den Frauen auf den friesischen Inseln, dagegen stachen die bloßen Arme und unter dem kurzen grauen Wollenrock die kleinen Füße, mondbeglänzt, hellem Wellenschaum ähnlich glimmernd, hervor. So flog sie jetzt, als trage der Wind sie mit sich, heran und rief ihm in friesischer, doch etwas fremdartig klingender Sprache entgegen: „Was willst du hier? Mach, daß du fortkommst!“

Er antwortete, über ihr Benehmen verwundert: „Warum soll ich von hier fort?“

„In der Sturmnacht gehört kein Mensch hierher.“

„Bist du denn keiner? Glaubst du, ich fürchte mich, wo du es nicht thust? Ich sah von Manö her Brandschein in Sönderhøe und wollte zu Boot dorthin, bin aber zu weit nach links gekommen, scheint's.“

Nun griff das Mädchen nach seiner Hand und riß ihn heftig herum. „Auf der Insel war kein Brand. Willst du ins Dorf, so geh geradeaus dorthin!“

Sie deutete, doch Alef Enewalds blieb reglos, wie festgewurzelt stehen. Er wußte

nicht, was ihn wie mit einem Schlag zuckend durchfahren habe, fühlte nur dumpf, aus der Hand kam's, die ihn gefaßt hielt. Ein Brausen füllte ihm das Ohr und ein sonderbares Wogen den Kopf; daraus rang sich eine Empfindung, eine Erinnerung auf: so hatte schon einmal in einer Mondnacht beim Sturmgeheul und Brandungsdonner am weißen Sandbergrand eine Hand nach der seinigen gegriffen. Ohne Wissen brachte er abgebrochen hervor: „Wer bist du? War es kein — warst du's?“

Hell und doch ungewiß zugleich fiel das Mondlicht auf ihr Gesicht, in dem seine Augen suchten. Auch sie blickte ihn an und fragte: „Was meinst du? Wer soll ich sein?“

Wie zu sich selbst sprechend, sagte er nun: „Ich lag auf dem Sand, und die Wellenzungen leckten um mich. Da stand ein Mädchen — mit schwarzem Haar — im Sturm flog's —, faßte meine Hand und zog mich im Mondglanz durch weiße Dünen fort. Dann fielen die Wolken über den Mond — alles ward unsichtbar, und ich war allein. Edina Volkless sagte, nur ein Wahnbild vor meinen Augen sei's gewesen, weil mein Kopf irr war.“

Der Wind riß ihm die nur halblaut gesprochenen Worte am Mund weg, doch das scharfe Ohr Katusa Uhlens hatte sie trotzdem aufgefaßt, und jetzt erwiderte sie darauf: „Wo war das? Hatte das Wasser dich ausgeworfen?“

„Ja, unser Schiff zerbrach. Droben im Norden, an der jütischen Küste muß es geschehen sein.“

„Und warst du noch ein Knabe damals?“

„Ja, zwölf Jahre.“

Von ihren Lippen flog ein Ton wie ein Löwenschrei. Als Alef Enewalds ihn hörte, rief er: „Das war er — so kam's ihr vom Mund, als sie den Wolken gewinkt, daß sie über den Mond fallen sollten. Du warst's und du bist's — ich fühlte es am Griff deiner Hand.“

„Ich weiß es auch noch, nicht lang war's, eh wir hierher kamen. Meine Mutter lebte schon nicht mehr —“

Er fiel ein: „Meine Mutter und mein Vater gingen unter in der Nacht —“

„Aber dir rettete ich das Leben —“ Zwischen den weißen Zähnen Katusas flog's

heraus, doch sie brach ab: „Wohnst du auf Manö? Du bist groß geworden. Wie heißt du?“

Als er auf die Frage seinen Namen genannt, antwortete sie, mit aufgeweiteten Augen sein Gesicht betrachtend: „Ich erkenne dich auch wieder, Alf Enewalds. Was sagtest du von Edina Volkleß? Ist sie dir unverwandelt? Wolltest du zu ihr nach Sönderhøe?“

„Nein — zu ihr nicht — ich wollte —“ Er brachte es schnell und doch auch stockend heraus — „ich fürchtete, das Haus Roluf Brams', des Pastors, stehe in Brand. Was war das?“

Aus Osten her drang ein langgezogener Ton gegen das Windgetöse an herüber. Ratusa hatte aufhorchend den Kopf emporgeschneilt und flüsterte: „Der Tutgeert ist's — der Narr! Hat der Alp ihm die Brust gedrückt, daß er aufgewacht ist? Macht zu!“

Alf Enewalds überließ's sonderbar. Wie damals streckte sie die weißblinkenden Arme in die Höhe, als ob sie den Wolken zuwinke, und auch wie damals flogen diese um ein paar Augenblicke später dunkel über die Mondscheibe. Dazu griff ihre Hand wieder nach der seinigen: „Komm! Ich führe dich,“ und sie zog ihn fort.

Durch die Nacht scholl der rufende Ton von Geert Bunjens Horn weiter. Das Krachen des Hausgebälks über seinem Kopf hatte ihn auffahren lassen, er war westwärts auf die nächste Düne gelaufen, um auszublicken, und auf der Höhe gaukelte ihm's im Mondlicht vorm Gesicht, als spiele der glitzernde Brandungsschaum drüben überm Keelsand mit etwas Dunklem, wie die Klage mit einer Maus. Nun weckte er „tutend“ die Dorfleute aus dem Schlaf, den sie bei dem bekannten Klang hurtig abschüttelten. Die Spring- und Sturmflut hatte sie in den Betten schon beim Niederlegen zum Wiederaussprung gerüstet gehalten, alle Männer, auch manche von den Frauen und Töchtern eilten zum Dünentwall hinauf. Um die barhäuptigen Köpfe slog ihnen fliegend das Haar, am hellsten glänzend das Edina Volkleß'; auch bei dem nächtigen Aufruhr von Luft und See verloren die hin und her gehenden Worte nichts von ihrer üblichen Bedächtigkeit. „Da is wat uppen Keelsand.“ — „Nee, dat drüggat, dat is nix.“ — „Doch,

as en Tjalk oder en lütten Schuner.“ — „Nee, dat is blot en Schatten vunne Wulf, nu geiht he weg.“ — „De Tutgeert harr us slapen laten kunnt.“ — „Will keen röwer?“ — „Nee, wie möt dat astöben bit Dag.“ — „Nu kümmt dat wedder swatt, do kennt sich up't Water keen mit de Richtung ut.“

In der That ward's fast wieder völlig lichtlos, schwere Massen wälzten sich aufs neue langhin über den Mond. Irgendwo in einer Düneneinsattelung saß Alf Enewalds mit seiner Führerin, vorm Wind gedeckt, im Sand; sie hatte gesagt: „Zu finster ist's, wir müssen warten,“ ihn niedergezogen und hielt seine Hand. Ihm war's verworren zu Sinn, er konnte Gegenwart und Vergangenheit nicht voneinander trennen, als sihe er zugleich heute hier mit ihr und als Knabe vor langen Jahren in der andern Nacht. Er hörte sie sprechen und sprach selbst, doch ohne sich bewußt zu werden, was; in ihm lauerte etwas und wollte sich aufdrängen, daß er gewaltsam zurückpressen mußte, ein Gefühl, sein Vater und seine Mutter rängen drunten in der Brandung mit dem Tode. Zuletzt bekam's Übermacht über ihn, daß er nicht mehr Widerstand leisten konnte, sondern aufsprang und den Sandberg hinauflief.

Das Mädchen folgte ihm und rief: „Was willst du?“

„Ich muß zu ihnen, sie retten!“

Er hatte von seinen Eltern gesprochen, die Hörerin verstand, was er meinte, und gab zurück: „Du bist nicht bei Sinnen. Sie sind lange tot, kamen nicht lebend mehr an den Strand.“

Da rang plötzlich der Mond sich wieder frei, überhellte mit Glanzfülle nach Osten hin auf dem Dünentrücken den dort noch angesammelten Menschenhaufen von Sönderhøe; aus ihm leuchtete ein hellerer Punkt hervor, und Alf Enewalds entzog's vom Mund: „Das ist Edina Volkleß —“

Er machte eine Bewegung, als wolle er darauf zu, doch Ratusa uhlte hielt ihn und sagte: „Du gehst unrichtig, dein Boot liegt dahin! Du mußt nach Manö zurück, sonst kommst du in die Ebbe. Ich will dich hinbringen.“

Wie eigenen Willens beraubt, ließ er sich von ihr fortziehen, ihm war's wieder, er sei

ein hilfloser Knabe, und sie halte ihn als kleines Mädchen an der Hand. So kam er durch die Dünen an den Lagerplatz des Bootes hinunter, vor dem er stehen blieb und abgebrochen sagte: „Ich kann nicht fort — nicht von dir — du hast sie noch gesehen — du mußt mir noch sagen, was du von ihnen weißt —“

Doch jetzt drängte sie ihn fort. „Ein andermal, Alf Enewalds. Der Mond bleibt wieder, er zeigt dir die Richtung, fahr schnell zu! Wenn's möglich wird, komm ich zu dir hinüber nach Manö; dann will ich dir davon sprechen. Seltsam ist's, daß du drüben bist und ich hier, und wir wußten's nicht. Der Feuerschein war gut, daß er uns wieder zusammenbrachte.“

„Versprichst du, daß du kommst? Hier ist's tief und auch durch den Keelsand gehen tiefe Biele.“

„Ich fürchte kein Wasser, mir ist's wie der Sand. Fahr gut! Ich sehe dir von oben nach; hörst du einen Möwenschrei, da gerätest du fehl und mußt rasch weiter nach links fahren.“

Etwas unruhig Treibendes klang aus ihren Worten; wie er das Boot abstieß, lief sie hastig wieder zur Düne hinan und spähte über die See. Manö lag zu fern, um es im Mondlicht wahrnehmen zu können, bis dorthin reichten auch ihre Augen nicht. Doch als Alf Enewalds die Landtiefe bis an den Keelsand überquert hatte, hörte er hinter sich windverweht das Schrillen des Möwenschreies, der ihm aus Knabenzeit her im Ohr geblieben und den er heute nacht so wieder vernommen. Das gab das Zeichen, von dem Katuja Uhlén zuletzt gesprochen, er halte sich zu weit nach rechts; von der Höhe aus konnte sie richtiger bemessen, wie er fahren müsse, und ihrem Geheiß folgend, gab er dem Boot eine linksseitige Drehung. Mechanisch ruderten seine Arme, in seinem Kopf war kein anderes Denken als das eine, es sei doch kein Wahnbild gewesen, daß ihn in der Schiffbruchnacht ein Mädchen durch die weißen Sandberge geführt habe. Keinen Zweifel beließ es, denn er kannte ihren Namen, doch weiter wußte er nichts von ihr, hatte nicht gefragt, wie sie nach Janö gekommen sei, wo und mit wem sie dort wohne. Ebenso hatte er vergessen, was ihn angetrieben, im

Dunkel durch den Sturm nach Janö hinüberzurudern, er mußte sich erst darauf besinnen. Dann kam's ihm zurück, der Brandschein sei's gewesen, von dem Katuja Uhlén gesagt, er habe sich getäuscht, kein Brand habe auf der Insel gelodert. Doch dabei klang in seinem Ohr nach, daß sie nachher bei der Trennung gesprochen: „Der Feuerschein war gut, daß er uns wieder zusammenbrachte.“ Das widersprach dem zuvor Gesagten — oder doch nicht — sie hatte damit die Täuschung gemeint, die irgend etwas ihm vorgespiegelt gehabt. Zwar glaubte er's in der Vorstellung noch deutlich vor Augen zu sehen, aber dann flocht sich's in seinem Kopf mit etwas anderem zusammen, dem roten Schein, den sein Vater und er vor der Strandung an der jütischen Küste wahrgenommen und den sie für ein Leuchtf Feuer gehalten. Er mußte auf der Düne in einem Halbtraum gegessen haben, darin der Schein ihm aufgetaucht sei, der nichts Wirkliches, nur ein Gaukelspiel seiner Erinnerung und Einbildung gewesen.

Als er nach Manö zurückgelangte, graute der Morgen im Osten auf, und aus dem Hafen von Sønderhøe machte sich jetzt ein halbes Duzend Bote durch die Landtiefe auf den Weg, um zu erkunden, ob Geert Bunjen sich in der Nacht geirrt oder wirklich Vorhandenes gesehen habe. Die Ebbe war eingetreten, und wie die Helle allmählich zunahm, ward auf der westlichen Hälfte des Keelsandes etwas dunkel vom Boden Emporragendes sichtbar, das zweifellos ein Brandstück sein mußte. Beim Hinzukommen ergab sich's als das Kumpfüberbleibsel eines kleinen, fast schon zerborstenen Einmasters, einer Jacht oder Tjalk, die nur zwei Leute als Besatzung gehabt, einen Alten und einen Jungen, dem Eindruck nach Vater und Sohn. Beide waren leblos, der erstere lag ertrunken auf dem Sand, der andere hing noch halb im Segellinnen, das er zu reffen im Begriff gewesen. Dabei schien er vom zerplitterten Mast getroffen zu sein, denn eine klaffende Wunde zog sich ihm von der Stirn zur Schläfe herunter. Die Untersuchung ergab, daß sie keinerlei Barschaft und überhaupt nichts von Wert an sich trugen, ebenso enthielt die kleine Kajüte nichts Derartiges. Nur von der Ladung, die aus Wollfäden

bestand, lag noch ein Nest umher verstreut. Den sammelten die Schiffer als herrenlos gewordenen Strandgut ein und trugen die beiden Toten in ein Boot fort, um sie an der Seite des Kirchhofes, wo die angetriebenen Schiffbrüchigen bestattet wurden, in den Sand zu legen.

* *

Unter strömendem Regen waren die Böte nach Janö zurückgekehrt, erst nach der Sturm- nacht hatte er begonnen und dauerte mehrere Tage lang ununterbrochen an. Dann zeigte der Himmel sich an einem Morgen unverhofft wolkenlos klar, so daß er Edina Volkles wieder die Möglichkeit bot, zu den Steinen der Katharinenkapelle hinüberzugehen. Doch mußte sie jetzt bis zur Nachmittagsmitte auf den Ebbestand warten; mit einer gewissen Ungeduld harnte sie darauf, durchwatete an seichterem Stelle das Briel vor dem Bootshafen, fand indes auch auf dem Läggesand das Wasser noch so tief, daß es sie nötigte, ihren Rock fußhoch bis gegen die Knie aufgerafft zu behalten. Unschlüssig, ob sie noch wieder umkehren solle, blieb sie stehen, hinter ihr klang Ruder Schlag, Bleik Blecken, der Ribeschiffer, kam von seiner wöchentlichen Festlandsfahrt zurück. Aus seinem Boot tönte eine Stimme in hochdeutscher Sprache auf: „Das ist eine Seeschwalbe mit hübschem Federwerk und Fußzeug, hat sie ihr Nest auf eurer Sandscholle?“ Edina wandte sich um, neben Bleik Blecken stand ein Fremder, ein hochgewachsener junger Mann, der den Blick auf sie gerichtet hielt; unwillkürlich ging eine Bewegung durch ihren Arm, als wolle sie das Kleid niederfallen lassen, allein dann behielt sie's doch über dem Wasser fort, schritt rasch durch dieß weiter vorwärts und gelangte bald auf den höheren, nur noch niedrig überspülten Rücken des Sandes. Hier konnte sie die Füße leichter regen, ging frohgemut ihrem Ziel entgegen, das nach einer halben Stunde sich vor ihr von der völlig trocknen werdenden Fläche abhob. Doch ragte daneben keine Menschengestalt empor, saß auch nicht, wie sich beim Näherkommen zeigte, auf einem der Steine. Alf Enewalds hatte sich noch nicht eingefunden, das Mädchen konnte achlos die Furt durchkreuzen und setzte sich zum Warten nieder.

Die einförmige Weite lag so heiter, wie sie's bei ihrem immer, auch im hellsten Licht von einer schwermütigen Stimmung überflossenen Wesen vermochte; nach Süden stieg die Dachhaube des Manöer Kirchturmes, von dem kleinen Dünenkranz umgürtet, sonnebeglänzt auf, näher erschten's dorthin, als es war, erzeugte die Täuschung, als ob man schon am Inselstrand einen Menschen unterscheiden müsse. Edina wußte, das wäre nicht möglich, erst bei der halben Entfernung von dort hierher, aber wohl eine Stunde verging, ohne daß sich in der Mitte des Flaggesandes etwas Dunkles bewegte. Schön indes war's, auch allein harrend so zu sitzen und über manches zu denken, was Alf Enewalds hier gesprochen hatte; seine nach und nach lebensfroher gewordene Stimme klang ihr dabei, wie noch neben ihr ertönend, im Ohr. Doch die Sonne stand noch nicht tief, und der wolkenlose Himmel ließ auch nach ihrem Untergang das Tageslicht noch lange anhalten. Die ab und zu heranlaufenden Kampfhähne benahmen sich heute besonders drollig; sie pupten eifrig ihr buntes Gefieder, dann legten einmal plötzlich zwei mit geducktem Kopf die langen Schnäbel ein und fuhren gegeneinander los. Aber es war nicht auf Leben und Tod abgesehen, nur ein Spiel, bei dem man höchstens ein Federchen opferte, um sich vor einem Weibchen zu brüsten, und auch die grauen Regenpfeifer ließen von ihrem Herumtrippeln ab, um belustigt dem Aufkollern der Halsfragen und dem Flügelgeprassel der beiden Kämpfer zuzusehen. Edina mußte lächeln bei dem Gedanken, denn eigentlich das nämliche war's, wie wenn ein paar junge Dorfburjchen sich auf der Düne um den Leib faßten und auf den Sand niederzuwerfen suchten, weil jeder von ihnen einem in der Nähe stehenden Mädchen zeigen wollte, daß er der Kräftigere und Gewandtere sei.

Drüben auf Manö aber half Alf Enewalds nicht Alf Taten beim Fischfang, sondern er hatte um dieselbe Zeit, als Edina Volkles von ihrem Hause fortgegangen, sich nach den Nesten der Katharinenkapelle auf den Weg machen wollen, doch war er auf der Dünenhöhe, von einem Anblick festgehalten, stehen geblieben. Über den Flaggesand her kam etwas aus der Richtung des Reelfandes,

unerkenntbar klein, ein weißglühender Punkt wie eine Möwe, aber nicht fliegend, bewegte sich auf dem Wattenboden der Insel entgegen. Auch ein vierfüßiges Tier von solcher Farbe gab's nicht, es mußte ein Mensch sein, der durch die breite Ribetiefe zwischen jenen beiden Sanden geschwommen war; langsam wuchs der helle Schimmer um einiges größer an. Der Hinüberschauende vergaß, was er im Sinn getragen, ihn überkam ein Gefühl, es sei Natusa Uhljen, die ihr Versprechen, zu ihm nach Manö zu kommen, erfüllen wolle. Das trog nicht, sie war's, hatte, ihr Kleid zusammengerollt auf dem Kopf tragend, die Landtiefe und Ribetiefe schwimmend überquert und ging jetzt noch so weiter. Dann losch beim Nähergeraten der weiße Glimmerschein fort, sie mußte den grauen Wollenrock übergeworfen haben; nach einer Weile erkannte er auch ihre Gestalt. Schnell kam sie heran, hob zum Zeichen, daß sie ihn wahrgenommen, den Arm auf; nun stieg er zum Strand hinunter. Doch da sah sie sich von diesem noch durch das ziemlich breite Briel getrennt, vor dem Edina Volkles unerschütterlich angehalten hatte; deutend rief er ihr zu, wo die leichtere Stelle zum Durchwaten sei, und kehrte sich ab. Allein ein Ton aufplätschenden Wassers zog ihm unbeachtet den Kopf herum, sie war der Weisung nicht gefolgt, vielmehr geradezu in die Tiefen hineingesprungen und schwamm hindurch. Nun erschien sie nicht mehr einer Möwe gleich, sondern unter dem Kleidballen überm Scheitel schlug sich ihr das Haar wie zwei schwarze Rabenflügel auf die Schultern, nur die rudernden weißen Arme glimmerten unter der Wasserdecke herauf. Rasch drehte Alf Enewalds das Gesicht wieder zurück, dann trat sie bekleidet zu ihm heran, wie Perlenschnüre rieselte noch ein blinkender Tropfenschwall ihr aus der dunklen Haarfülle. Erstaunt sah er sie an, ein sonderbares Geschöpf war's, dem es gleich zu sein schien, ob sich's in der Luft oder im Wasser bewege. Der erste Blick ließ erkennen, daß sie keine Friesin sei, doch auch ihr Thun unterschied sie ebenso von einer solchen. Unbekümmert war sie bis zu einer nicht mehr großen Entfernung kledlos über den Sand dahergekommen; als etwas Fremdes, Unverständliches, fast Ehen Einflößendes.

Nun sprach sie ihn an: „Hast du auf mich gewartet? Ich konnte nicht früher fort, und es ist lang zu gehen und zu schwimmen. Aber die Vögel riefen, du ständest und sähest nach mir aus. Komm, laß uns sitzen!“

Sie faßte nach seiner Hand, eigentümlich war's, als ob sie auf diese ein Anrecht zu haben meine; ihn aber durchlief wieder das Gefühl daraus, er sei noch der Knabe, den ihre Hand in der Nacht durch die Dünen mit sich ziehe. Er wußte nichts von ihr als den Namen, und ihre Art rührte ihn fremd an, und doch auch war sie ihm vertraut, ein Teil seiner Kindheit, das einzige lebende Wesen, das ihm aus dieser geblieben, mit dem ihn das Schreckenvollste seiner Erinnerung verband. Nun saß sie dicht an seiner Seite am Sandabhang, und alles Denken in ihm richtete sich auf jene Stunde zurück, von der sie allein auf der Welt sprechen konnte. Dazu, sein Verlangen danach zu erfüllen, war sie hier und sagte: „Du wolltest, ich sollte zu dir kommen; was willst du von mir hören?“

Er antwortete: „Neulich, als ich dich drüben fand, war mein Kopf zu verworren, er verstand's im Sturm nicht, was du sprachst, oder er behielt's nicht. Ich weiß nur, du sagtest, deine Augen hätten meine Eltern noch gesehen —“

„Ja, in der Nacht, einen Mann und eine Frau.“

„Und nicht lebend mehr waren sie an den Strand geworfen — atmete keiner mehr — waren sie ganz tot?“

„Ganz tot.“ Ihr Mund hielt einen Augenblick an, eh sie hinzusetzte: „Ich war noch ein Kind, doch sah ich sie vor mir im Mondlicht. Dein Vater trug eine Wunde an der Stirn, die hatte ihm wohl euer Schiffsmaß im Zerbrechen geschlagen oder sonst ein Schlag. Deine Mutter war weiß von Gesicht gleich dem Wasserschaum, wie's die Ertrunkenen sind, wie's meine Mutter gewesen, als er sie so ans Land zog und neben ihr stand.“

Ein Schauer durchrüttelte Alf Enewalds, mühsam nach Atem ringend, schwieg er eine Weile, bis ihm hervorbringen gelang: „Von wem sprichst du? Wer zog sie ans Land?“

„Er, Nads Uhljen.“

„War das dein Vater?“

„Ja, er war der Mann meiner Mutter.“

„Und er fand meine Eltern am Strand? Was ist mit ihnen geschehen?“

„Er grub sie in den Sand, windab von unserm Haus.“

„Warum führtest du mich nicht zu den Toten? Wenn du auch ein Kind warst, mußte dir's doch glaubhaft sein, daß ich zu ihnen gehörte.“

„Ich fand dich früher auf, als ich von ihnen wußte. Erst als ich dich weggebracht hatte, sah ich sie.“

Der Zuhörende saß abermals schweigend, das Verlangen der Nacht war mit seinem ganzen Entsetzen wieder in ihm lebendig geworden. Dann kam ihm einmal aus dem halb übertäubten Sinn die Frage von den Lippen: „Du sagtest — euer Haus — wohntet ihr an der Stelle? Weshalb brachtest du mich nicht dorthin?“

Katusa Uhljen blieb einen Atemzug lang stumm, dann versetzte sie rasch: „Das war kindisch von mir — wir hatten wenig zu essen im Haus, und ich war immer hungrig. Ich habe wohl gedacht, wenn ich dich mitnähme, bekäme ich noch weniger — aber das Leben wollte ich dir doch retten, denn als ich dich sah, thatst du mir leid. Wie bist du weiter gekommen, als die Wolken über den Mond flogen? Ich hatte dich aus den Dünen herausgebracht, und wie meine Hand dich losließ, sagte ich: Geh schnell geradeaus! Denn ich fürchtete noch, du könntest dich zu unserem Haus zurückverirren und mir verringern, wonach ich hungerte. Sei heut nicht böß drum — du bist ja lebend heimgekommen — und ich war ein Kind, das bedachtlos thut, was ihm durch den Kopf geht.“

Sie hatte schnell gesprochen, und ihrem Mund war's wieder, wie auf der Janöer Düne, eigentlich widersinnig entslogen, daß sie ihn am Leben erhalten habe, denn in Wirklichkeit hatte sie ihn der Gefahr preisgegeben, kraftlos in den Einöden der jütischen Westküste umzusinken und hilflos zu verschmachten. Doch Alf Enewalds kam dies nicht zur Vorstellung, seine Gedanken verweilten nicht bei ihren Worten, sondern bei den geliebten Toten, und er sagte: „Weißt du den Platz noch, wo dein Vater sie be-

graben hat? Könntest du ihn wiederfinden, wenn wir dort wären?“

Bei seiner Frage ging durch die dunklen Augen Katusa Uhljens ein jäh sonderbares, glimmerndesucken, sie stieß vom Mund: „Wenn wir dort wären — möchtest du dort hin und die Stelle suchen?“ Ihre Hand griff wieder nach der seinigen — „ja, ich könnte dich zu ihr führen, sie dir noch zeigen. Aber ich bin herübergekommen, um auch von dir zu hören, Alf Enewalds. Ich kenne nichts weiter von dir als deinen Namen und deine Hand — ja, die erkenn ich wieder, ob sie heut auch größer geworden, dieselbe noch ist's wie damals. Sprich mir von dir — wir waren ja Kinder miteinander — von wo kamst du in der Nacht an unseren Strand? Lebten deine Eltern hier auf Manö?“

Nun kam er ihrer Aufforderung nach, und länger forttonend klang seine Stimme durch die Stille. Bieulich an der nämlichen Dünenstelle saßen sie, wo Edina Bollfess sich im Mai zu ihm gesetzt, und auch ungefähr das nämliche wie damals berichtete er von dem vergangen hinter ihm Liegenden. In seiner Empfindung kam der Zuhörer ein Mitanrecht dran zu, ohne ihre Hand, die ihn damals geführt, läge er heute nicht lebend hier. So hatte sie's gesagt, und es mußte so sein, wenn auch seinem Fassungsvermögen nicht klar begreifbar ward, daß nur ihre Beihilfe ihn davor bewahrt habe, daß auch er jene Nacht nicht überlebte.

Mählich senkte sich die Sonne schräger abwärts, bei dem wolkenlosen Himmel war der Eintritt wirklicher oder eigentlich nur dämmernder Dunkelheit zwar erst um eine Stunde vor Mitternacht zu erwarten, doch die Ebbe hatte ihren Tiefstand überschritten, und drüben an der versunkenen Katharinenkapelle stand Edina Bollfess von ihrem Steinis auf. Alf Enewalds war heute ausgeblieben und sein Kommen jedenfalls nicht mehr zu erwarten; nichts bewegte sich auf der Sandfläche gegen Manö hin. Eine Verhinderung mußte ihn abgehalten haben, oder er hatte nicht geglaubt, daß sie schon diesen ersten guten Tag zum Hergang benutzen werde. Ein wenig enttäuscht begab sie sich auf den Heimweg, dem in der abendlichen Sonne hell schimmernden Dorfurm entgegen. Sie hätte gern gehört,

ob er wieder von diesem geträumt und ihm dabei das Herz geklopft habe, so daß er aufgewacht sei; seitdem er ihr beim letzten Auseinandergehen davon gesprochen, war's in ihrer Empfindung geblieben, und wie ein Windstoß sie einmal in einer der Regennächte vom Schlaf geweckt, hatte der Gedanke, ob er jetzt wohl so träumen möge, sie angerehrt. Das ließ sich bei den Dorfburschen nicht vorstellen, die hätten gelacht, daß der Anblick des Sönderhöer Kirchturms ihnen Herzklopfen verursachen solle. Freilich sie sahen ihn nicht aus der Ferne, standen täglich dicht darunter, und ihnen verknüpfte sich keine schöne Erinnerung mit ihm wie Alf Enevalds.

Nach Hause zurückgelangt, richtete das Mädchen die Abendkost für den Vater her, der sich danach zum gewohnten Zusammensein mit Bidder Taps und Ketel Poppen auf dem Pösel bei Sibbe Sönnichs fortbegab. Volle Tageshelle lag noch über der Insel, verbunden mit einer köstlichen, windstill-weichen Luft, der erste wirkliche Sommerabend des Jahres war's, die Burschen und Mädchen des Dorfes lagerten sich auf dem Dünenstrand. Edina ging nach ihrem täglichen Brauch noch zum Pfarrhaus hinüber, dessen Bewohner heut auf den kleinen Holzbänken vor der Thür saßen. Sie führten ein Gespräch, die Stimme des Pastors ertlang ungewohnterweise in hochdeutscher Sprache, und eine andere, fremde, erwiderte ebenso darauf. Als das Mädchen herzutrat, sagte Koluf Brams: „Da kommt unser Abendkind; setz dich zu uns, Edina Volkess, wir haben heut Besuch vom Festland her.“ Sie that nach dem Geheiß und erkannte den Fremden wieder, den Alf Bleeken am Nachmittag in seinem Boot mitgebracht. Auch er zeigte, daß er sich ihrer erinnerte, denn er redete sie freundlich an: „Ich habe dich schon gesehen, du warst die Seeschwalbe, die vor mir weg übers Wasser flog. Heißt du Edina? Der Name paßt zu dir, aber eigentlich hast du mehr von einem Birol.“ Das letzte bezog sich offenbar auf ihr Haar und traf als guter Vergleich zu, denn es stimmte in der Farbe völlig mit der des Brustgefieders einer Goldamsel, die in Schleswig-Holstein nach ihrem Ruftern „Vogel Wülow“ benannt wurde, überein. Das Mäd-

chen erwiderte nichts, sondern setzte sich stumm nieder und hörte der Unterhaltung zu, an der Ehle Karsten, die Pastorin, des Hochdeutschen weniger mächtig, sich nur ab und zu durch ein kurzes Wort beteiligte. Koluf Brams sprach seinen Besuch als „Herr Junker“ und mit „Sie“ an; Kai Bogwisch war's, von Ribe, wo ihn Langeweile angesaß, nach Fanö herübergekommen, um sich einmal die unbekannte, von den Halbwilden bewohnte Inselwelt anzusehen. In seiner Landesunkundigkeit hatte er diese auch von Güten bewohnt geglaubt und war überrascht, Leute von völlig anderem Aussehen hier anzutreffen, ihren Namen als Friesen kannte er nur vom Hörensagen. Selbstverständlich befand er sich im Pfarrhaus zu Gast, wo auch Nachtunterkunft für ihn hergerichtet worden; das Gespräch bewegte sich, rege Anteilnahme bei dem Pastor erweckend, um die beabsichtigte Anpflanzung auf der Ahlheide; der Ankömmling hatte gedacht oder wohl als Vorwand für sein Abschweifen von der übrigen Kommission vorgegeben, vielleicht sei auch hier ein dafür geeigneter Boden. Die Hin- und Herrede ließ Edina durchaus gleichgültig, sie hörte kaum darauf; der Fremde hatte ihr, als sie im Wasser gestanden, ein Gefühl von Abneigung eingeflößt, da seine Äußerung einen Spott an ihr ausgelassen; hätte sie gewußt, daß er sich hier befände, wäre sie nicht gekommen. Er war augenscheinlich ein vornehmer Herr, seine Kleidung legte Zeugnis dafür ab, und aus Belehrung durch Koluf Brams wußte sie, ein Junker sei einer vom Adel; mit diesem Wort verknüpfte sie zwar nur einen undeutlichen Begriff. Es wäre ihr erwünscht gewesen, aufzustehen und wieder nach Hause zu gehen, doch sie blieb in einer Befangenheit sitzen. Ihr war's, sie wisse nicht recht, wie sie's thun solle, ohne wieder ein Spottwort des Junkers über ihre ungeschickte Bewegung zu veranlassen.

Dann indes ward sie doch einmal zum Aufmerken angeregt, denn ihr trafen die Worte ans Ohr: „So hat der Doktor Struensee mich hierher geschickt, und mir kommt's vor, als hätte er einen ganz guten Kurort für mich ausgesucht.“ Das hatte Kai Bogwisch, dem Wort „Doktor“ eine leicht ironische Klangfarbe gebend, gesprochen;

Edina aber wachte bei dem Namen das Gedächtnis auf, daß es derselbe Arzt sei, auf dessen Anraten Ales Enewalds nicht länger in der Heilanstalt zurückgehalten, sondern seinem Wunsch, nach Manö zu kommen, willfahrt worden war. Nun hörte sie dem Fortgang des Gesprächs zu, daß auf eine Frage des Pastors hin weiter bei dem Gegenstand verblieb. Seine Kenntnis der Umwandlungen, die sich in den letzten Jahren in Dänemark zugetragen, war nur sehr unbestimmter, mehr auf Gerüchten als wirklichen Nachrichten beruhender Art, und es interessierte Nolut Brams, Gewisses davon zu erfahren. Diesem Verlangen kam der holsteinische Junter bereitwillig entgegen, merktbar bereitete es ihm ein Vergnügen, sich über den Emporkömmling auszulassen, der aus unterem Bürgerstande zum allmächtigen Minister und tatsächlichen Regenten des Königreichs aufgestiegen war. Das that Kai Bogwisch mit scheinbarer achtungsvoller Bewunderung der glänzenden Vorzüge, Begabungen und Bestrebungen des Grafen Struensee, stellte sich äußerlich ganz als Anhänger des letzteren hin. Doch seine Sprache verstand's, hin und wieder kleine Zugaben beizumischen, die das ausgeführte Bild flüchtig in völlig anderem Licht erscheinen ließen und das Voraufgegangene für das Gefühl des Hörers eher zum Gegenteil verkehren mußten. Davon jedoch empfand der kindliche Sinn Edina Vollleß nichts, ihr ging aus den Erzählungen eine fremd-neue, wunderfame Welt auf, von deren Vorhandensein sie bis heute kaum eine Ahnung berührt gehabt. Vor ihren Augen gestaltete sich ein farbenbuntes, glanzvolles Leben, das Bild der schönen Königin, die vom Schloß Nischeberg aus durch unbekannte grüne Wälder mit ihrem jugendlichen Begleiter, dem jetzigen Grafen Struensee, auf feurigem, reichgeschirrtem Pferde in so schnellem Mitt dahinslog, daß ihr Gefolge ihnen nicht nachzukommen vermochte. Beide waren prachtvoll gekleidet und er der vertraute Freund der jungen, noch kaum zwanzigjährigen Majestät; für das Ohr Nolut Brams' mochte ein leicht absonderer Ton aus dem Wort „vertraut“ hervorklingen, aber Edina nahm es allein in seiner menschlich-schönen Bedeutung auf. Schweigsam sitzend, horchte sie auf alles weiter; die hoch-

deutsche Sprache des Erzählenden machte ihr einen überaus vornehmen Eindruck. Noch nie hatte sie eine solche Ausdrucksweise und eine derartige Schilderung von Gegenden und Menschen, zwischen denen der Sprecher selbst lebte, vernommen; sie empfand sich neben ihm als ein völlig nichtiges Geschöpf, der Beachtung keines Blickes wert. In Abständen schlug sie ein paarmal die Augen auf, sah vor sich halb verwirrten Sinnes die zerstreuten ärmlichen Dorfhäuser und die öden weißen Dünenhänge hinter ihnen. Ihre Einbildungskraft hatte sie in eine köstliche Sommerlandschaft fortversetzt, hohe Bäume ragten drin gegen den Himmel auf, und eine Fülle bunter Blumen leuchtete vom Boden. Wie Gesehenes war's, deshalb nur in ungewissen Farben ihr vor dem Blick hin- und herfließend, und ebenso bejaßen die Pferde, die sich dazwischen bewegten, als fremde Tiere keine deutlich feste Gestalt. Doch die junge Königin und ihren Begleiter stattete die Phantasie mit allem Glanz und aller Schönheit ihres Vorstellungsvermögens aus, bis beim Aufschlag der Lider plötzlich das ganze wunderfame Bild verschwand, kahl und kahl sich die eintönige Farb- und Lebenslosigkeit der Insel drüber hinbreitete. Dann ging ein Zucken durch die Wimpern Edinas, sie hatte wachend in einem Traum gelesen und blickte noch seinem schattenhaften Zerrinnen nach.

Allmählich aber schlugen sich doch auch in den Hochsommerabend der Sonnenwendzeit bleichere Dämmerfäden ein und mahnten sie zum Heimgehen. Wie sie von der Bank aufstand, that der Junter Kai Bogwisch das gleiche mit den Worten: „Es ist wohl bald Schlafzeit, aber das lange Sitzen im Boot hat mir die Glieder etwas steif gemacht, ich möchte sie noch ein bißchen rühren, eh ich sie hinlege.“ Er sah das Mädchen an und setzte lachend hinzu: „Der Vogel Bülow hat keinen Ton von sich gegeben, er kann wohl nur friesich pfeifen, nicht deutsch.“

Necht verstand's Edina Vollleß nicht, der Name „Vogel Bülow“ war ihr unbekannt wie der Vogel selbst, doch ging's ihr auf, die Äußerung setze Zweifel drein, daß sie deutsch zu sprechen vermöge. Das öffnete ihr zum erstenmal den Mund und ließ sie unwillkürlich in reinem Hochdeutsch erwidern:

„Bei uns können's die meisten nicht nur verstehen, auch reden.“

Merktlich überraschte ihn die Antwort und nicht minder der Klang ihrer Stimme, denn er versetzte: „So wie du doch wohl nicht alle, du könntest dich ja am königlichen Hof hören lassen; dort ist heut die deutsche Sprache *Altout*, mit der man alles sticht.“ Scherzend, aber ohne spöttischen Ton war's gesagt, und er fügte hinzu: „Da begleite ich dich bis an dein Haus, um mir noch Bewegung zu machen. Weit wird's ja nicht sein, daß ich bald zurück bin, Herr Pastor, Ihre Nachtruhe nicht zu verkürzen. Komm, Pirol, und singe unterwegs weiter!“

Die beiden gingen davon, nun fühlte das Mädchen sich doch wieder neben dem vornehmen Herrn befangen. Doch er sprach jetzt so artig, erkundigte sich, wer sie sei, nach ihrem Vater, und ob sie noch Geschwister habe, daß ihr beim Antworten die Scheu wegschwand. Weite Entfernung gab's im Dorf nach keiner Richtung, indes lag die Behausung Volkless Fedderings ziemlich am Außenrand unter der Düne, so nahm der Weg doch etwa zehn Minuten in Anspruch, denn Kai Bogwisch ging langsam und blieb hin und wieder einige Augenblicke stehen. Kreischend jagte ein Möwenpaar über ihren Köpfen hin, und aufschauend fragte er mit einem Lächeln um den Mund: „Sind das die Nachtigallen von Fanö? Wenn ich's könnte, würde ich dir andere mit besserem Gesang vor dein Fenster herschicken.“ Edina hatte ihn bisher nicht angesprochen, jetzt mußte sie's einmal, da sie eine Frage an ihn stellen wollte. Doch die Aurrede mit „Sie“ war ihr im Deutschen ebenso unbekannt wie im Friesischen, sie hätte sich ihrer nicht zu bedienen gewußt und sagte: „Willst du länger hier bei uns bleiben?“

Das klang ihm drollig unerwartet, und ein Auflachen flog von seinem Mund, aber danach entgegnete er: „Wahrhaftig, ich höre dich lieber sprechen als die Damen im Ascheberger Schloß. Morgen will ich die Insel in Augenschein nehmen, den Boden untersuchen, ob er zur Bepflanzung mit Bäumen tauglich ist; es findet sich wohl jemand, mich herumzuführen. Die Nachtigallen werden sich freilich nicht so bald in den Zweigen einstellen, wie ich's für dich wünschte; du

soltest sie einmal im Park schlagen hören, gegen Abend, um die Zeit, wenn die Königin mit dem Grafen Struensee in den Wald ausreitet. Auch der König, sagt man, hört dann auf ihren Gesang. Wohnst du schon hier?“

Aus dem Wörtchen „schon“ klang ein leichter Ton des Bedauerns; sie waren vor die Thür des Hauses Volkless Fedderings gelangt, der noch drüben bei Sibbe Sönnichs saß. Das Mädchen antwortete bejahend, und der Junker Kai Bogwisch versetzte: „Das war nur ein kurzer Weg; wären wir in Ascheberg, würde ich eine Rose pflücken, um sie dir zum Dank für deine hübsche Unterhaltung zu geben. Doch hier im Sand wachsen keine, so mußt du mit meiner Hand vorlieb nehmen. Schlafe gut bis morgen und versuche, ob du vielleicht im Traum die Nachtigallen singen hören kannst.“

Er hatte ihr seine Hand gereicht, blieb, wie sie in die Thür eingetreten, noch kurz das sich in Zwielficht einspinnende Haus betrachtend, stehen und wanderte dann zum Pfarrhaus zurück.

* *

Nun dauerten die schönen Tage eine Weile an, täuschend erschien's, als übe der höchste Sonnenstand eine beherrschende Macht aus, gegen die Wolken und Wind nicht aufzukommen vermöchten. Aus ferner Zeit hasteten auf den friesischen Inseln im Volk noch mancherlei Wurzeln uralter Vorväterbräuche, die zu bestimmten Zeiten des Jahres frische Triebe zum Aufsprießen brachten. Die waren heidnischen Ursprungs, und in Nordhölde duldete der strenggläubige Pastor ihr Emporschießen nicht, sondern war eifrig auf ihre Ausrottung bedacht. In Sönderhöde dagegen nahm Koluf Brams keinen Anstoß an den Veranstaltungen, mit denen Jung- und Alte nach stetiger Überlieferung die Sonnenwendfeier begingen; ihr Thun fand bei ihm nicht nur stillschweigende Zulassung, er förderte es wohl selbst als hübsche und gute Vätersitte. Vor allem für das weibliche Geschlecht war's bedeutungsreiche Zeit: das Baden in der Sonnenwendnacht begabte mit Gesundheit, Kraft und Schönheit, verhalf kinderlos gebliebenen Frauen zur Er-

füllung ihres Wunsches und den Mädchen vorm Beginn des neuen Jahres zur Braut-
schaft. Eine der wenigen Pflanzen, die im
dürren Sand Janös gediehen, war der „Wei-
fuß“ oder „Sonnenwendgürtel“, der ein bis
zwei Fuß hoch mit gefiederten, an der Unter-
seite weißglimmernden Blättchen aufwachsende
Strandwermut. In Bündeln hängte man
seine überstark aromatischen Geruch ausströ-
menden Rispen in den Stuben auf, sie schütz-
ten vor Blißschlag und giftigem Tierbiß,
Auszehrung und fallender Sucht. Wer am
Sonnenwendtag sich mit ihnen den Scheitel
befränzte, ward gegen Kopfschmerz geseit,
und Augen, die durch solchen Kranz hin-
durchblickten, nahmen gewahr, was sie sonst
nicht sehen konnten. Besonders aber war's
ein „Jungfernkraut“, dem Liebeszauberkraft
innewohnte. Als „Sonnenwendgürtel“ ge-
tragen, ließ es im Traum den zukünftigen
Lebensgefährten erscheinen und fesselte ihn
zugleich an die Trägerin. Darum zogen die
Mädchen, wenn der Tag angebrochen, auf
die Dünen hinaus, suchten nach den kräftig-
sten Weißfußstauden umher, sich zu befränzen
und zu umgürten. Auch Sibbe Sönnichs zog
Vorteil aus dieser festlichen Zeit, ließ von
Bleik Bleeken aus Nibe in ihre Kramladen-
stube mancherlei Schmuckdinge herüberbrin-
gen, die sonst nicht auf Abgang rechnen
durften.

Dem Herannahen der Sonnenwende sah
alles entgegen, dem friesischen Wesen gemäß
ohne äußere Kundgabe der im Inneren ge-
tragenen Erwartung, doch bei der scheinbaren
Gleichgültigkeit die Gedanken auf die kurze
Unterbrechung des immer gleichförmigen Gan-
ges der Tage vorausrichtend. Auch der Jun-
ker Kai Bogwisch that in gewisser Weise das
gleiche, denn er hatte Janö noch nicht wie-
der verlassen, sondern war nach einer Umher-
wanderung zu der Einsicht gelangt, es be-
dürfe längerer Zeitdauer, um Aufschluß dar-
über zu gewinnen, ob auch hier der Boden
sich durch Baumanpflanzungen verbessern
lasse. Koluf Brams erfreute sich dran, ihm
weiter Unterkunft gewähren zu dürfen, die
Unterhaltung über verschiedenartigste Gegen-
stände mit dem jungen adeligen Herrn
brachte ungewohnte geistige Belebung ins
Pfarrhaus, und er nahm gleichmütig mit
der einfachen Kost vorlieb. Seine Anzei-

rungen bekundeten, es gefalle ihm wohl auf
der Insel, und er nehme Anteil an einer
günstigeren Umgestaltung der Lebensumstände
ihrer Bewohner. Sibbe Sönnichs genoß in
ihrer Kramstube auch seine Kundschaft, dort
kaufte er kleine blinkende Dinge ein, mit
denen er die Dorfkinder beglückte und ent-
zückte. Wo er ging, liefen sie ihm bald bar-
füßig und barköpfig vertraulich nach, wäh-
rend die Erwachsenen sich auf Anweisung
des Pastors ungewohnten Thuns beleißig-
ten, ihn durch Ablüften ihrer Kappen und
Hüte begrüßten. Sein Gesicht und sein Be-
haben trugen das Gepräge vornehmen Stan-
des; dies allein hätte zwar nicht ausgereicht,
die Friesen Besonders in ihm gewahren zu
lassen, aber er verband damit ohne irgend
ein Anzeichen von Herablassung sich mensch-
lich gleichstellende Liebenswürdigkeit im Ge-
spräch und Verkehr mit jedem, und alle
wußten, daß er sich hier aufhalte, um bei
den Machthabern im Königreich für die
Wohlfahrt Janös bedacht zu sein.

Am Frühmorgen nach dem Tag seiner
Ankunft hatte er sich wieder vor dem Hause
Volklefs Fedderings eingefunden und Edina
Volklefs, als die einzige, die er bisher noch
auf der Insel kennen gelernt, gebeten, ihm
einige Stunden lang als Führerin zu dienen.
Dem Wunsch kam sie, durch sein artiges Be-
nehmen am Abend zuvor von ihrer anfäng-
lichen Abneigung gegen ihn völlig zurück-
gebracht, bereitwillig nach; sie wanderten den
Vormittag hindurch zusammen umher und
hielten, da er sich vom ungewohnten Gehen
im lockeren Sand ermüdet fühlte, auf einer
Düne miteinander Rast. Das gab ihm An-
laß, die weite Einsamkeit von See, Sand
und flirrendem Strandhafer umher mit der
reichen, blühenden Welt zu vergleichen, die
er vor kurzem auf dem Festland verlassen,
und bald gingen seine Schilderungen wieder
zum Schloß des Gutes Ascheberg, dem Glanz
und der Freude des Lebens dort über.
Merkbar horchte die Zuhörerin darauf mit
gespanntem Ohr, in den Augen stand ihr
zu lesen, daß ihre Phantasie sich ein leben-
diges Bild der fremden Wunderherrlichkeit
gestaltete. Besonders wenn der Erzähler
ihr die junge Königin und den Grafen
Struensee vor den Blick stellte, wie sie im
Abendsonnenlicht zwischen den hohen grauen

Buchenstämmen in den Wald hineinritten, dessen grünes Blättermeer um sie zusammen-
schlug. Dämmernd und dunkel ward's, sie
verstrickten sich im Gebüsch und stiegen, nach
dem Weg zu suchen, von den Pferden ab.
Dabei half er ihr mit seiner Hand, aber zu
finster war's geworden, sie fanden sich nicht
zurecht, und der König Christian saß, ver-
geblich ihre Rückkehr erwartend, bis in die
Nacht hinein am offenen Fenster im Schloß
und hörte reglos auf die Flötentöne der
Nachtigallen.

Auch Edina saß ohne Regung und ver-
haltenen Atems zuhörend, fragte nur, als
der Sprecher innehielt: „Was thun sie denn,
wenn sie sich so verirrt haben? Wie kom-
men sie wieder zurück?“

Darauf antwortete Kai Bogwisch lächelnd:
„Für einen allein wäre es keine Freude, aber
zwei können sich wechselseitig raten und hel-
fen, und sie kommen immer wohlbehalten
wieder ins Schloß, fürchten sich nicht, am
anderen Tag ebenso in den Wald zu reiten.
Solltest du allein drin sein, glaub ich wohl,
daß dir bange zu Mut würde. Doch das
kannst du dir nicht vorstellen, hier auf der
Insel könntest du dich nicht verirren, die
Sterne zeigten dir immer den Weg nach
Haus.“ Und scherzend fügte er hinzu: „Du
bist die Königin auf Janö, das ist anderes,
doch nicht geringeres. Hier im toten Sand
führst du mich, aber wenn wir miteinander
im lebendigen, sommergrünen Wald wären,
würde ich dein Führer sein, und du könntest
dich sicher meiner Hand anvertrauen wie die
Königin Karoline Mathilde der des Grafen
Struensee. Hätte ich Zaubertrast, da ver-
setzte ich uns einmal rasch miteinander dort-
hin, hieße die Nachtigallen ihr schönstes Lied
für dich anheben, und würdest du müde, daß
die Augen dir zufielen, solltest du auf duf-
tenden Rosenblättern schlafen und träumen.“

So war Edina am Vormittag die Weg-
weiserin des neuen Gastes im Pfarrhaus
gewesen, am Nachmittag aber, als die Ebbe
eingetreten, machte sie sich auf ihren ge-
wohnten Weg nach den Überresten der Ka-
tharinenkapelle. Doch wie die Hälfte des
Läggesandes hinter ihr lag, hoben die alten
Steine sich leer wie gestern von der Fläche
ab; sie ging bis zu ihnen hinan, setzte sich
und hielt den Blick nach Manö hinüber-

gewandt. Allein sie wartete umsonst, nichts
regte sich vom Strand dorthier, nur die
Vögel liefen und flatterten auf den Batten.
Weit gen Westen bligte einmal im Sonnen-
auffall ein weißer Punkt über dem Flagge-
sand, das mußte helles Brustgefieder einer
Möwe von besonderer Größe sein, daß sie
in solcher Ferne noch sichtbar ward. Indes
kurz nur blieb's, schwand plötzlich weg, von
einer Umwendung, die nur ein graudunkleres
Federkleid mehr darbot, oder war ins Wasser
eines Priels niedergetaucht, und wie zuvor
hängten allein die Sonnenstrahlen ihr flim-
merndes Goldmaschenetz vor die einsame
Weite.

Von der Dünenhöhe Manös aus aber
hatte auch Ales Enewalds den weißblitzenden
Punkt auf dem Flaggesand wahrgenommen,
und vor seinen Augen schwand er nicht fort,
oder nur für eine kurze Weile, tauchte dann
wieder aus einem Wasserrinnsal empor und
wuchs größer an. Der Ausblickende erkannte,
es sei der nämliche helle Schimmer, der
gestern gegen die Insel herangeleuchtet, und
er hatte darauf gewartet, da Katufa Ulfen
beim Fortgang gesagt, wenn das Wetter
gut verbleibe, so kehre sie am nächsten Nach-
mittag wieder. Nun nahte sie sich, auch in
ihrem grauen Kleid schon erkennbar, und er
stieg von der Düne zum Ufer hinab, stand
abgewendet auf sie wartend, denn er wußte,
sie werde geradeaus herzukommen, vor dem
Strandpriel ihre Gewandung abwerfen und
hindurchschwimmen. Nur bei dem Aufplat-
schen des Wassers drehte sein Kopf sich un-
willkürlich kurz herum, ihm war's in der
Vorstellung geblieben, daß ihr über die
Schultern fließendes Haar schwarzen Raben-
flügeln geglichen habe, und ein Trieb über-
kam ihn, zu sehen, ob es heute ebenso er-
scheine. Das fand statt, und schnell kehrte
er das Gesicht wieder zurück; dann trat sie
bekleidet zu ihm heran, sagte nach seiner
Hand, und sie saßen wie am Tag zuvor
nebeneinander am Dünenhang.

Gestern war's gewesen, als hätten sie bis
zur Trennung über das, was beide durch
die Erinnerung zusammenknüpfte, alles hin
und wieder gesprochen, und von sich, seinem
vergangenen Leben wußte er ihr auch nichts
weiter mehr zu berichten. Doch nach kurzem
hatten ihre Worte ihn wieder in die Schiff-

bruchnacht an der jütischen Küste zurückver-
setzt, daß um ihn das Sonnenlicht verschwand
und er im gespenstischen Mondglanz, von
den Uferwellen umspült, lag und ihre Kinder-
hand ihn durch die weißen Sandberge fort-
zog. Ihm war's, er höre zum erstenmal,
was von ihren Lippen kam, und der Klang
ihrer Stimme rührte ihm wie ein geheim-
nisvolles Wellengetöse an's Ohr. Stürmisches,
wie aufbrausende Flut, vermischte sich drin
mit Weichtönendem, dem klagenden Nachruf
eines Vogels ähnelnd, ließ fühlen, Katusja
Uhljen sei kein Mädchen wie viele andere,
sondern von ungewöhnlicher, nur ihr ange-
höriger Art, von zugleich wildungestümern
und sanftschmiegsamem, wie mit einem sehn-
süchtigen Wangen erfülltem Blut durchklopft.
So war sie einsam in der leeren Wildnis
von See, Sturm und Sand aufgewachsen,
immer nur mit sich allein, ohne jede Kennt-
nis von einer anderen Welt als den Dünen
um sie her. Alles, was ihr von Begreifen
und Erkenntnis aufgegangen, hatte sie nur
aus sich selbst schöpfen können, keinen Men-
schen hatte sie gekannt und lieb gehabt als
ihre Mutter.

Alles Enewalds empfand, ihr Leben habe
noch mehr an Unglück enthalten als seines,
denn sie trug nicht einmal die Erinnerung
einer schönen, sonnenhaften Kindheit in sich;
ein tiefes Mitleid mit ihr erfaßte ihn, und
daß auch sie so jung ihre Mutter, die ein-
zige, an der ihr Herz gehangen, verloren,
wob ein neues Band des gleichen Geschicks
zwischen ihr und ihm. „Doch geschah dir's
besser als mir,“ sagte er einmal, „denn du
behieltest deinen Vater.“

Sie schwieg eine Weile, ehe sie erwiderte:
„Ich glaube nicht, daß er mein Vater ist.“

„Deine Mutter, sprachst du doch, war seine
Frau.“

Das Mädchen sah auf und antwortete:
„Sie hatte wohl einen anderen lieber als
ihn, und mit dem gab sie mir Leben.“

Ohne irgendwelche Scheu sprach sie das
aus, den Hörer rührte einen Augenblick
lang unwillkürlich ein Gedanke an, das hätte
Edina Bollkeß nicht sagen können und auch
nicht zu sprechen vermocht, weil sie keine
Vorstellung davon in sich trage. Aber auch
dies Begreifen hatte Katusja Uhljen aus sich
selbst geschöpft, und ihm Worte zu geben,

war ihr so natürlich, als daß sie kleidlos
über die Watten daherkam; ihre Kindheit
hatte kein Beispiel und Vorbild bezeugt, sie
kannte nichts von weiblichem Brauch und
Mädchenscheu, das Blut redete ihr nicht
davon. Doch zauderte ihr Mund jetzt etwas,
bevor sie fortfuhr: „Der Wahrheit zuwider
war's, Alles Enewalds, was ich dir gestern
angab, ich hätte dich damals nicht in unser
Haus gebracht aus Furcht, du würdest mei-
nem Hunger die Kost schmälern. Anderes
fürchtete ich, darum that ich's nicht. Meine
Augen sahen zum erstenmal einen Menschen,
der lebendig bei uns an den Strand ge-
kommen, und ich konnt's mir nicht denken,
daß du's bliebest. Nur einmal geschah's
anders, da brach ein großes Schiff auf dem
Sand, drin waren viele und kräftige Män-
ner. Denen konnt's die Brechsee nicht an-
haben, nur einem Paar von ihnen, hört ich;
die anderen rangen sich durch und kamen
unversehrt zu uns, um am Tag, als es hell
geworden, von dem Brack zu retten, was
sich noch bergen ließ. Aber wenn kleine
Fahrzeuge in Stücke schlugen, darauf nur
zwei Schiffer gewesen oder drei, dann war-
fen die Wellen sie allemal tot ans Land.
Für die war das Wasser an unserem Ufer
böß und auch für meine Mutter. Sie ging
gesund hinaus, um Seemuscheln zu sammeln,
doch kam sie nicht auf ihren Füßen zurück, und
er, Mats Uhljen, sagte, sie wäre ohne Acht
gewesen, blindlings zu weit hinausgegangen,
so daß die Flut über sie gekommen. Seit-
dem war in mir eine dumpfe Angst, die Flut
komme auch einmal bis zu uns ins Haus,
und ich fuhr oft bei Nacht aus dem Schlaf
und horchte im Dunkel; deshalb brachte ich
dich nicht dorthin, Alles Enewalds. Nicht
lange danach muß es gewesen sein, da sah
ich einmal fremde Männer, die von der Land-
seite her gekommen waren. Sie redeten mit
ihm, mit dem ich jetzt allein im Haus wohnte,
und ich hörte, sie waren über etwas ver-
wundert, konnten's nicht begreifen. Aber als
sie wieder davongegangen, schob er sein gro-
ßes Boot ins Wasser, hieß mich hineinsteigen,
und wir ruderten ins Abenddunkel hinein
weg, zwei Tage und Nächte durch, bis er
drüben auf Janö ans Land ging.“

Das hatte Katusja Uhljen, im Anfang etwas
zögernd, dann indes gleichmäßig, ohne inne-

zuhalten, gesprochen, doch gedämpft, gleich als ob die Strandvögel umher es nicht hören sollten, und mit dem Stimmenklang, aus dem es wie ein klagender Ton heraufhallte.

Alef Enewalds saß in einem unklaren, halbtraumartigen Zustand; ihm war nicht zum Verständnis gelangt, was, wie hin- und herhuschende Schatten, durch ihre Worte hingegangen, allein ein Gefühl hatte ihn überkommen, er wußte nicht warum, das dunkelhaarige Mädchen habe ihm in der Nacht wirklich das Leben gerettet, sonst hätte die Flut ihn gleich seinen Eltern gepackt, und er läge mit ihnen an der jütischen Küste im Sand eingeschart. Das wäre ihm damals ersohnt gewesen, doch heute nicht mehr. Nicht als ob er ihrer mit schwächer gewordener Liebe gedacht, doch in seinem Inneren war seit diesem Frühling ein neuer Lebenstrieb aufgewacht, und der erfüllte ihn mit einer vollen Dankbarkeit für Katusa Uhlens, daß er durch ihre Hilfe heute noch den Herzschlag in sich empfinde. Das ließ jetzt ihn einmal nach ihrer Hand fassen und den Dank ihr aussprechen; er wollte eine Frage über etwas von ihm nicht Verstandenes hinzufügen, doch sie fiel ein: „Du fragtest gestern, ob ich die Stelle noch wisse und wiederfinden könne, wo dein Vater und deine Mutter begraben liegen. Ich sah sie heute nacht genau vor mir — du gabst mir nicht Antwort, ob du ein Verlangen hast, sie aufzusuchen, und es ist weit bis dorthin. Aber willst du's, so helfe ich dir beim Rudern und führe dich an den Platz, daß du zum Gedächtnis den duftenden Sonnenwendgürtel darauf legen kannst.“

Die Finger ihrer Hand schlangen sich über der seinigen zusammen, und es war, als suchten sie ihn mit einem leisen Zug fortzubewegen. Jetzt hatte ihre Stimme nichts Klagendes gehabt, eher wie wenn sie ein ungestümes Hervorbrechen zurückgedrängt, und aus der Tiefe ihrer Augen flackerte ein aufglimmernder Schein hervor; rasch aber schloß sie dem letzten Wort an: „Bedenk's und sag's mir morgen. Aber wenn's dich nicht dorthin treibt, gleich, da brauch ich nicht wieder herüberzukommen. Nun muß ich zurück; leb wohl und hab guten Traum über Nacht.“

Sie bog sich aus ihrer sitzenden Stellung auf die Knie herum und stemmte die rechte Hand zum Aufrichten gegen den Boden; Kraft und anmutige Geschmeidigkeit der Glieder traten aus der Bewegung hervor.

Doch Alef Enewalds hielt sie an der Linken zurück und sagte: „Die Ebbe drängt dich nicht fort, bleib noch — es war etwas, wonach ich dich noch fragen wollte, ich muß mich besinnen.“

So blieb sie, sich nicht wieder setzend, sondern in der knienden Haltung, und ihre kleinen Füße glimmerten, von den Sonnenstrahlen überrieselt, weiß im Sand. Bald wechselte ein Gespräch wieder zwischen ihnen hin und her, sich lang weiterspinnend, die Sonne stieg um ein erhebliches Stück schräger zum Westrand des Himmels hinunter. Dann brach Katusa Uhlens auf, doch sagte sie heute vor dem Weggehen: „Nun lehre dich ab und versprich mir's mit der Hand, daß du den Kopf nicht umwendeest; sonst muß ich im Kleid durchs Wasser schwimmen, und es wird nicht wieder trocken, bis ich nach Haus komme.“

Sonderbar rührte ihre Forderung Alef Enewalds an, und als solle etwas, das ihm bisher die Augen verhängt gehalten, von ihnen herab, sah er zum erstenmal mit deutlichem Blick, daß die vor ihm Stehende nicht mehr das Kind aus der Mondnacht sei, sondern ein großaufgewachsenes, eigenartig schönes Mädchen, und was sie eben verlangt, gab zu erkennen, sie trage auch mädchenhafte Sittsamkeit in sich. Er hatte ihr mit seiner Meinung, daß sie solche nicht kenne, Unrecht angethan, jedenfalls bezeugte sie's heute, mußte auch dies weibliche Empfinden, das ihr bisher fremd gewesen schien, aus sich selbst geschöpft haben. Oder war's durch ihn in ihr geweckt worden — ihm kam's zurück, daß er vorhin einmal davon gesprochen, wie Edina Vollerfs sich, von der Flut gedrängt, hierher geflüchtet, doch nicht durch die Wasserlinie herangekommen sei, sondern davor innegehalten habe, weil er am Ufer gestanden und nicht daran gedacht, den Blick von ihr abzuwenden. Sein Mund wußte auf Katusa Uhlens Forderung nichts zu erwidern, er gab ihr nur, wie sie's ihn geheißsen, stumm die Hand und seiner Zusage dadurch Ausdruck, daß er die ihrige ein paar Augen-

blicke mit leichtem Druck umfaßt hielt. Nun sagte sie, nicht lachend, doch mit einem daran anklingenden Ton: „Das war ein grundloser Einfall, warum solltest du denn den Kopf nach mir umwenden?“ und dann stand er abgekehrt allein unter der Düne, schloß sogar seine Lider fest zu und hörte nur hinter sich ein Geplätscher des Wassers, als ob ein großer Fisch sich hindurchschnelle. Ein Weilchen, da verging's, und durch die Stille scholl ein Stimmruf zu ihm herüber: „Jetzt kannst du mir noch einen Gruß zunicken, Ales Enewalds.“ Wie er sich umdrehte, stand Katusa Uhljen bekleidet jenseits des Priels, winkte ihm mit aufgehobenem Arm, er entgegnete ebenso darauf, dann ging sie hurtig über die Watten davon. Ihre graue Gewandung floß mit der grauen Bodenfarbe des Flaggesandes zusammen, ließ sie bald nur noch als einen darüber hinhuschenden Schatten erscheinen. Aber plötzlich einmal blitzte in der Sonne wieder der weiße Schein auf, sie mußte an ein Rinnsal gekommen sein, das sie zum schwimmenden Durchqueren nötigte, verschwand kurz und tauchte danach wieder als der glitzernde Punkt empor, der sie jetzt blieb, bis die schräg fallenden Strahlen ihn den Augen Ales Enewalds durch einen rötlichen Goldvorhang entrückten.

* *

Gleichmäßig um Janö und Manö wechselten die Flut und die Ebbe; das Wasser schwohl herauf und wich zurück, von unsichtbarer Kraft beherrscht. Sein großes Thun über den unendlichen Weiten ähnelte den Vorgängen in den engen Kammern von Menschenherzen. Auch in ihnen treibt das Blut anschwellende Wellen herauf, mit heimlichen Stimmen singend und klingend, und goldenes Geflimmer durchspielt sie. Doch wenn die Kraft, von der sie aufgedrängt worden, nicht mehr fortwirkt, da werden sie still, ihr heller Glanz verblaßt; sie schwinden mählich wieder ab, und die leeren Sande beginnen sich klanglos wieder emporzuheben.

Die alten Steine der Katharinenkapelle lagen jetzt so auf der Ostseite des Flaggesandes, leer und still, nur einmal, am nächstfolgenden Tag, saß Edina Vollkess noch, umsonst wartend, dort, dannkehrte auch sie

nicht wieder. In wechselnder Gemütsstimmung ging sie nach Janö zurück, halb traurig und halb mit sich selbst unzufrieden, daß sie den Weg nochmals gemacht habe. Ales Enewalds fand offenbar kein Gefallen mehr an der Gesprächsführung mit ihr, sie stand ihm zu sehr an Kenntnissen und Weisheitsgaben nach, darum blieb er mit seinen Gedanken allein auf Manö. Er hatte natürlich das Recht, zu thun, was er lieber that, aber nicht freundlich war's von ihm, daß er ihr nicht unter einer Vorgabe gesagt, er werde nicht mehr kommen. Das bekundete völlige Gleichgültigkeit seiner Gesinnung, und eigentlich gab sein Fortbleiben ihr keinen Grund zu einer Traurigkeit. Sie dachte nach, ob sie wirklich so gering und von so langweiliger Art sei, wie er sie's empfinden ließ. Für ihn zwar wohl, doch Nolut Brams hatte immer gern gehabt, daß sie zu ihm komme, und der Gast im Pfarrhaus unterhielt sich an jedem Vormittag stundenlang mit ihr allein. Er glaubte, daß niemand ihn besser auf der Insel herumführen könne, war von vornehmerm Stand, kannte und wußte noch viel mehr als Ales Enewalds und sprach so, daß es aus seinen Worten wie lauter schöne fremde Bilder vor den Augen herauskam. Aber dennoch sah er seine Begleiterin nicht als zu niedrig und unwissend unter ihm stehend an; er hörte auch ihr gern zu, lächelte hübsch dabei, scherzte und gab oft Zeichen, daß er sie nicht geringschätze. Manchmal sogar kam ihm etwas vom Mund, das so klang, als habe er unter den Menschen der großen Welt auf dem Festland keinen von ihrer Art kennen gelernt, und er bleibe hauptsächlich deshalb länger auf der Insel, um mit ihr in den Dünen zu sitzen und zu sprechen. Edina empfand täglich mehr, sie müsse doch anderen nicht so ärmlich begabt erscheinen wie Ales Enewalds, und ihre Gedanken wendeten sich von dem gewohnten Brauch des Zusammenstehens mit ihm ab. Die Ebbe begann jetzt auch noch später am Nachmittag einzutreten, so daß die Zeit bis zum Abend nicht mehr ausgereicht hätte; auch sprach ihr Morgen-gefährte den Wunsch aus, bei seinen nachmittägigen Auskündungen nicht von ihr allein gelassen zu werden. So verbrachte sie den größten Teil des Tages mit ihm, durch die

langen Stunden schien die hohe Junifonne strahlend auf sie herab, in den windlosen Dünenthälern lag fast heiße Luft, und auch der Sandhang, an dem sie miteinander Rast hielten, strömte Wärme aus. Davon fühlte Edina Volkless sich am Abend in zuvor unbekannter Art schwer, aber köstlich ermüdet, doch brachte die Nacht ihr trotzdem nicht festen, bewußtlosen Schlaf, sondern sie ward von Träumen besucht, wie's ihr früher nur selten, dann und wann einmal geschehen. Und jedenfalls von solchen, die bis vor kurzem nicht zu ihr zu kommen vermocht hätten; auf einem Pferde ritt sie in prächtigem Kleid durch grünen Wald, der wie mit einem Blättermeer um sie und einen Begleiter an ihrer Seite zusammenschlug. Herrlich war's, so dahin zu fliegen, von keinerlei Furcht angerührt; ohne Wanken saß sie im Sattel, als ob sie's von Kindheit auf so gethan, ihr konnte nichts widerfahren, denn der neben ihr Reitende, der Graf Struensee, dachte und sorgte für sie. So wiederholte sich ihr der Traum in zwei Nächten gleicherweise, doch im zweiten wurden sie vom Nachtdunkel überfallen, verirrt sich ausweglos und mußten von den Pferden absteigen. Dabei half ihr die Hand des Grafen Struensee und führte sie durchs Dunkel eine Strecke weit fort. Dann hieß er sie, sich niederlegen, und wie sie's that, umgab sie ein fremder Duft, so daß sie unwillkürlich ausrief: „Das ist ja ein Bett von Rosenblättern.“ Darauf erwiderte er, doch jetzt mit der Stimme des Junkers Kai Bogwisch: „So wie's für dich gebührt, denn du bist ja eine Königin, die Königin von Ganö. Und nun sollen die Nachtigallen ihre Lieder anstimmen, um dich in Schlaf zu singen.“ Das geschah auch gleich und klang wundervoll, obwohl es nur von fern, nicht deutlich auffaßbar hertönte, und so schlief sie umduftet und umjungen ein.

Die Veränderung der Ebbezeit verstattete auch Katusa Uhljen jetzt nicht mehr, den Weg nach Manö am Nachmittag zu machen; zu weit selbst für sie war's, während des Flutstandes die ganze Strecke schwimmend zurückzulegen. Einmal gegen Abend hin erschien sie, dem wöchentlichen Brauch gemäß, mit ihrem Fischkorb in Sönderhøe und begegnete dabei dem Junker Kai Bogwisch,

der mit Edina Volkless von einer Inselwanderung zurückkehrte. Überrascht sah sie den Fremden an, der gleichfalls einen verwunderten Blick auf die dunkelhaarige Erscheinung warf und, als sie vorübergegangen, lachend zu seiner Begleiterin sagte: „Habt ihr hier auch Möwen mit schwarzen Flügeln? Solche sah ich zum erstenmal, und sie nimmt sich nicht übel aus.“

Katusa begab sich zur Ablieferung ihres Korbinhaltes nach der Behausung Sibbe Sönnichs, welche, die Fische herausnehmend, äußerte: „Heute lohnt's kaum, ihr fangt in der lepten Zeit immer weniger, dünkt mich.“

Das Mädchen antwortete: „Wir brauchen's selbst und haben Matten im Haus, die freßjen's uns weg.“

Die Alte bezahlte den geringen Kupferbetrag hin und fragte: „Was bringt dir denn der Sonnenwendgürtel? Du kommst in die Zeit, auch durch den Kranz zu sehen. Aber in euren Dünen wächst wohl keiner?“

Katusa erwiderte: „Das weiß ich nicht, was sollt ich damit, ich suche nicht danach.“ Sie schwieg kurz, dann setzte sie hinzu: „Wen habt ihr im Dorf? Ich sah einen fremden Mann mit Edina Volkless gehen.“

Sibbe Sönnichs nickte: „Das ist ein Vornehmer, er will uns Bäume auf die Insel pflanzen und hat viel Geld. Für die Kinder kauft er bei mir davon, und Aleit Bleecken hat heute aus Ribe etwas für ihn mitgebracht, das hat bei uns noch keiner mit Augen gesehen.“ Die Sprechende holte aus der Schublade eine Schachtel heraus, in der auf Watte ein mit einigen roten böhmischen Granatsteinen besetztes Kreuz aus dünnem Goldblech lag; ein Stück von geringfügigem Wert war's, doch sie nahm's vorsichtig zwischen die Finger und hielt es ins Licht.

Glücklich richtete das Mädchen den Blick darauf und sagte: „Das kann man nicht essen, Fische sind nötiger. Hast du etwas, Mutter Sibbe, daß die Matten sie uns nicht wegfreßen und, wenn sie drangehen, so machen.“ Ihre Hand führte eine Bewegung aus, die ein Wegstrecken von Füßen andeutete.

Nach einer Büchse langend, verjępte die Alte: „Das hab ich schon, wie Zucker sieht's aus, und der ist auch dabei, den freßen sie mit Bier, danach redden sie die Beine. Aber die Menschen, die's ins Eingeweide kriegen.

thun's auch, und für deine wär's noch schäd, Katufa Uhljen. Halt's dir drum gut vom eigenen Mund ab."

Die Gewarnte zog ihre Oberlippe ein bißchen über die weißen Zähne herauf bei der Antwort: „Glaubst du, es wär schäd?"

Danach schloß sie den Mund, denn die Thür ging auf, und der Junker Kai Bogwisch trat ein, um das ihm von Bleif Vleeken aus Ribe Besorgte abzuholen. In seinem Gesicht drückte sich eine Überraschung aus, daß von allen übrigen Dorfmädchen eigentümlich abstechende junge Ding wieder anzutreffen, und er sagte: „Bist du hierher geflogen? Hast du denn dein Nest auf der Insel?"

Die Angesprochene schlug einmal die dunkelgestirnten Augen zu ihm auf, doch that sie, als verstehe sie nicht, daß es ihr gelte, dann ging sie wortlos davon.

Er fragte, wer „die Dohle“ gewesen sei, und Sibbe Sönnichs gab ihm kurz in plattdeutscher Sprache Auskunft. Lachend versetzte er: „Die hat klügeres Blut in sich als eure Seeschwalben, aber an den Goldklopf eines Pirols reicht ihre schwarze Haube doch nicht heran.“ Auch er sprach's auf plattdeutsch, doch von einem Pirol wußte die Alte so wenig wie von einer Dohle oder verband nur mit der letzteren eine undeutliche Vorstellung und erwiderte: „Ja, wie ein Rabenvogel sieht sie aus, und die Dirnen im Dorf heißen sie die Biegenmelzerin. Aber drunter, glaub ich, hat sie weichere Federdaunen als die Möwen.“ Sibbe Sönnichs holte das Goldblechkreuz wieder heraus, und der Junker entrichtete den geringen Geldbetrag dafür, verließ danach auch die dumpflustige Kramstube. Draußen drehte sein Blick sich einmal in die Runde, dann schlug er die Richtung zum Pfarrhaus ein.

Alef Enevalds fand die Erklärung für das Wesen Katufa Uhljens darin, sie schöpfe alles, was sie begreife und wisse, aus sich selbst; das traf ziemlich gleichbedeutend mit der Äußerung zusammen, sie trage klügeres Blut in sich als die anderen Inselmädchen. Die Begegnung Kai Bogwischs mit ihr war nur von kürzester Dauer gewesen, doch er beherbergte mehr an Lebenserfahrung als der junge Mäander Einsiedler, und ihr wortloser Augenaufschlag hatte hingereicht, um

ihn von jener Empfindung überkommen zu lassen. Nun ging sie im abendlich werdenden Licht den Dünen ihrer Behausung zu, sichtbarlich mit Nachdenken beschäftigt. Sie erwies die übereinstimmende Auffassung ihres Begriffsvermögens als richtig, hatte sogleich aus sich selbst geschöpft, daß von dem fremden Junker gekaufte Goldkreuz sei für Edina Vollkess bestimmt. Doch beließ diese Erkenntnis sie durchaus gleichgültig, in ihr regte sich keinerlei Verlangen, selbst den Schmuck zu besitzen. Man konnte ihn nicht essen — das war nicht wörtlich, von den Zähnen gemeint gewesen, aber in dem Sinn, daß man nichts davon habe, derartiges am Hals zu tragen; auch die Vorstellung neidischer Blicke der Dorfmädchen übte keinerlei Wirkung auf sie. In ihr war ein Hunger, den ein Stückchen blinkenden Metalls nicht stillen konnte; sie hatte zwar noch nichts dem Ähnliches bisher im Dorf zu sehen vermocht, doch merkwürdig schlug sie's zusamt den roten Steinen mit zutreffender Schätzung als nur von geringfügigem Geldwert an. Daß Edina Vollkess das Kreuz bekommen werde, verursachte ihr sogar eine Befriedigung; sie hielt einmal den Fuß an, und aus ihren Augen sprach, sie suche sich etwas vorzustellen, was sie gleichfalls aus sich selbst schöpfe. Ganz schien dies Vermögen zwar jetzt nicht bei ihr auszureichen, allein in dem Blick lag doch ein bestätigender Ausdruck, ihr Blut sei klüger als das der anderen, die Kai Bogwisch Seeschwalben genannt. Halblaut murmelte ihr Mund: „Ja, Sibbe Sönnichs, schäd wär's.“

Mit den Worten indes nahm merkbar ihr Gedankengang eine andere Richtung. Sie zog die in der Kramstube empfangene Papierhüte aus dem Korb hervor, machte diese auf, betrachtete den weißen Pulverinhalt und roch daran; danach schloß ihre Hand achtsam die Tüte wieder zu, that sie nicht in den Korb zurück, sondern verwahrte sie in einer Kleidertasche. Nun hob ihr Blick sich auf, dem eines Vogels ähnlich, der ein verdächtiges Geräusch gehört, so spähte sie scharf vor sich hinaus. Doch die noch ziemlich entfernten Sandkuppen, denen sie entgegensritt, lagen lautlos und reglos, nichts ließ sich auf ihnen gewahren. Etwas Sonderbares ging jetzt in ihren Augen vor, es war, als würden

ein paarmal aus ihrem Hintergrund glimmernde Funken herausgeschneit und wieder zurückgezogen; dann ward's still drin, und sie setzte den Heimweg fort. Eine leer-einsame Sandwelt war's, in die sie zurückkehrte, wie für keinen Atemzug und Trieb des Lebens geschaffen; da und dort trieb zwar auch hier vom salzhaltigen Boden eine Strandvermutpflanze auf, doch Sibbe Sönnichs hatte recht damit gehabt, der „Sonnenwendgürtel“, den die Dorfmädchen zum Kranz flochten, um hindurchzusehen, wachse nicht auf den Dünen um Katusja Uhljens Haus. Als sie in dies eintrat, lag's wie ausgestorben, nur mit angespanntem Ohr ließ sich ein leiser, aus der Schlafkammer Mads Uhljens herkommender, metallisch klingender Ton vernehmen. Der verstummte jedoch plötzlich, statt dessen schlug dröhnend der Deckel einer Lade zu, ein Schloß schnappte klirrend ein, und die untersekte, breitwüchsigte Gestalt des Jüten erschien unter der aufgerissenen Thür. Auch sein Gehör war scharf, er hatte den Tritt der bloßen Füße im Herdraum aufgefangen, schoß unter den dicken Brauen hervor einen Blick in das Gesicht des Mädchens und stieß mürrisch durch die Zähne: „Was horchst du? Warum stehst du hier?“

Sie antwortete: „Was sollt ich horchen?“

Und er herrschte ihr zu: „Ich will essen, spute dich!“

Stumm rakte sie die Asche von den Kohlen, legte Torfstücke darauf und bereitete die Grüge; dann aßen beide schweigend davon, draußen war noch heller Tag, doch durch die winzigen Fenster fiel er nur wie Dämmerung auf die niedrige, rauchgeschwärzte Diele. Kein Wort ward mehr laut, Katusja saß in der Herdede, er an der anderen Seite. Heute ging kein Wind, auch kein Wellengerohr murrte in der Luft, um das Haus her lag Stille wie drinnen. Doch die tote Lautlosigkeit durchsekte Sonderbares, wie Verhalteneß, als ob beide auf etwas warteten, wohl eine Stunde lang.

Da unterbrach Katusja einmal das Schweigen und fragte: „Willst du trinken?“ aber sie sagte es, wie wenn ihre Lippen das letzte Wort wieder zurückzuschlucken gesucht hätten.

Mads Uhljen blieb einen Augenblick stumm, dann erwiderte er kurz: „Ja,“ und sie stand auf, Wasser zum Sieden zu bringen, seinen

täglichen Nachtrunk herzustellen. Reglos saß er wie zuvor, der matte Lichtschein ließ noch eben erkennen, seine Augenlider seien wie zu halbem Schlaf heruntergedrückt, doch sie fühlte mehr, als sie sah, an einem biegelich die Wimper unmerklich etwas herauf, und darunter hervor folge ein blinzelnnd spähernder Blick jeder ihrer Bewegungen nach. Als das Wasser kochte, füllte sie's in den irdenen Hasen, setzte diesen vor ihm auf den Herd und dazu eine kleine Kanne mit gelbem Kandiszucker, den ihre Hand nicht wie sonst selbst hineinthat. Nun schloß er die neben ihm am Boden stehende Lade auf, nahm den Rum heraus und schüttete davon zu, dann gebot er: „Nak die Asche und mach dich weg!“ Sie that's und ging in ihre Kammer; der Zurückbleibende hob das Gefäß auf, doch nicht an den Mund, sondern höher bis zur Nase, roch daran und stellte es unberührt wieder hin. So ließ er's; nach und nach ward's volldunkel um ihn, aber er blieb, als wolle er auf dem Eis schlafen. Dann indes hob er sich einmal plötzlich empor, trat, geräuschlos auf den Behen gehend, in die unverschließbare Kammerthür des Mädchens ein. Hier horchte er ins Dunkel, den Atem verhaltend, doch kein anderer tönte vor ihm; sich an die Lagerstatt tastend, streckte er die Hand danach, zugleich aber fuhr ihm ein dumpfer Gluck vom Mund, sie war leer. Jetzt fühlte er an hereinsießender kühler Luft, das Fenster stehe offen; Katusja war noch hinausgestiegen, wohl zu ihrem oftmaligen Thun in warmen Nächten, um in der See zu baden. Mads Uhljen begab sich wieder an den Herd, zündete mit einem Schwefelsfaden ein Talglück an und kehrte in die leere Kammer zurück. Hier durchsuchte er jeden Winkel und jeden in dem engen Raum vorhandenen Gegenstand, hob den Seetangpfühl auf, ihn ringsum befühlend, ob eine Öffnung in dem groben Überzug etwas verborgen halte. Seine überall nachspürenden Augen entdeckten nichts, doch blieb der Ausdruck in ihnen unverändert, als sähen sie trotzdem das nicht Auffindbare vor sich. In einem Brüten dreinstarrend, stand er eine Zeitlang, ihm schien nicht deutlich zu sein, was er in der Kammer vorgehabt, oder als rühre ihn an, er habe etwas nicht reiflich Bedachtes thut

wollen. Sein Kopf machte einmal eine schüttelnde Bewegung, dann ging er wieder zum Herd, nahm das Gefäß mit dem unberührten Nachtrunk, goß draußen den Inhalt in den Sand und begab sich, das Licht auslöschend, in seine Schlafkammer.

Katusja hatte sich in der ihrigen nicht aufgehalten, sondern war sogleich aus dem Fenster, dessen Schmalheit nur grad noch ihren geschmeidigen Wuchs hindurchließ, ins Freie geschlüpft und gleich einem hurtig fliegenden Schatten über die Dünenhügel weggehuscht. Doch nicht an die See, um drin zu baden, niederduckend warf sie sich in einer Einkerbung zwischen den Sandlehnen zu Boden, lag ausgestreckt und sah nach dem matten Sternglimmern über ihr auf. Ihre Bewegungen und ihr Thun glichen dem eines Strandläufers, der von über ihm kreisenden Raubvogelfängen gescheucht würde, und wie ein solcher, eine umlaufende Moorschnepe, ein Regenpfeifer war sie Tag um Tag, Jahr um Jahr aufgewachsen. Mit dem scharfen Gesicht und Gehör, dem Instinkt, sich immer vor etwas Drohendem auf der Hut zu halten, nicht furchtsam, aber achtsam, weil ein lebensjüchtiger Naturtrieb in ihr steckte. Der hatte sie heute etwas ausführen lassen wollen, das ihr schon länger durch den Kopf hindurch und hergefahren, Notwendiges, als immer unabweisbarer von ihr Gefühlses. Aber, was es gewesen, der Mut zur That hatte ihr gefehlt oder die Möglichkeit; nur eins stand deutlich in ihrer Erkenntnis, sie habe ein unbehutsames Wort vom Mund kommen lassen, das ein argwöhnisch angespanntes Ohr aufgefangen. Deshalb lag sie nicht auf dem Seetang in ihrer Kammer, sondern hier, wo die Nacht sie dunkel und sicher zudeckte, besser als dort hinter der riegellosen Thür. Hier konnte sie die Augen zumachen und that's, ließ sich halb das Bewußtsein eindämmern, doch im aufflugbereiten Schlaf forthörend und die Gedanken des Kopfes weiterspinnend. Ihr Innenwesen war nicht gut und nicht böß, das eines wilden Vogels, der nur das kannte, was die Natur in ihn gelegt, und seine angeerbte Klugheit auch bejaß sie, sich dem anzupassen, was einen Vorteil bringen konnte. Doch hatte Sibbe Sönnichs zutreffend von ihr gesagt, sie sei in die Zeit gekommen, durch den Sonnen-

wendgürtelkranz zu sehen, und ihr in der Einsamkeit verschwiegen dazu herangereifter Trieb war durch das Wiederzusammentreffen mit Alf Enewalds aus darüber liegender Asche aufgeschürt worden. Der gehörte ihr, denn sie hatte ihm das Leben erhalten, ein Anrecht auf ihn, sich seine Rettung vergelten zu lassen. Er war ein in Armseligkeit auf Manö sein Leben verbringender Thor, dem das zu Gebot stand, wonach sie hungerte. Doch vermischte sich in ihr mit dieser Berechnung ein ungestümer Flutandrang im Blut, und auch dem gefellte sich noch etwas hinzu. Daneben beherbergte ihre Brust den Ton, der zuweilen als ein sonderbar klagender Laut über die Lippen kam. Auch ein von der Natur mitgegebener war's, wie der eines wunden oder kranken Tieres, das in dumpfschmerzlicher Empfindung einer seinem Leben zugefügten Ungerechtigkeit, einer Sehnsucht, den gesunden gleich zu sein, Ausdruck gab. Der rührte Alf Enewalds als etwas Vertrautes an, denn seine eigene Brust hatte ihn auch lange so in sich getragen. Davon zwar wußte sie nichts, hörte selbst diesen Klage-ton nicht, und weibliche Scheu und Sittigkeit waren ihr gleicherweise Unbekanntes wie einem Tier; sie trug nichts Angeborenes davon in sich, und von außen war's durch nichts ihr beigebracht worden. Doch hatten ein paar Worte hingereicht, sie mit dem Instinkt aus sich schöpfen zu lassen, Alf Enewalds finde mehr Gefallen daran, wenn ein Mädchen sich nach der Art Edinas Volkles behabe, und beim Fortgang von ihm hatte sie's deshalb ebenso gethan. Zwar ohne Begreifen, und widersinnig erschien's ihr, aber sie wollte ihm gefallen, um ihn zu dem zu treiben und zu bringen, was ihr Kopf geplant.

Das mußte rasch ins Werk gesetzt werden, der heutige Abend hatte ihr offenbart, es leide keinen längeren Aufschub. So lag sie in dem Sandbett, zuweilen kurz von Schlaf überkommen, doch drin immer Bewußtsein dessen, was um sie war und was ihre Gedanken verfolgten, forterhaltend. Auch der Weitergang der Nachtstunden und das in ihnen Vorgehende gehörten dazu; genau hatte sie die Rechnung in sich, wann die Ebbe begonnen habe, wie weit diese vorgeschritten sein müsse. Als die Mitternacht

vorüber war, schnellte sie sich plötzlich auf, huschte wie ein großer Strandläufer über die Dünen an die See hinunter. Hier, wußte sie, standen Vermutkräuter, die ihre Vogelaugen im Dämmerdunkel aussanden, und jezt kam ihr doch ein Antrieb, lange Rispen davon zu pflücken, um sie in in ihr abgelegtes Kleid einzurollen. Dann sprang sie, dies auf dem Kopf haltend, in die Landtiefe, schwamm eilig hindurch, stieg am fast schon trocken liegenden Keelstrand auf, über den sie unter dem matten Glimmerschein der Sterne als ein ungewisser heller Schimmer dem Flaggesand zulief. Im Osten begann leise sich der Himmelstrand vom ersten noch stahlfarbigen Morgengruß des Sonnenwendtages zu färben.

*

*

Der Tag war's, an dem die Mädchen in Sönderhøe sich früher als sonst aus den Betten machten und hierhin und dorthin unter den Dünen am Strand entlang wanderten, um nach den besten Sonnenwendgürtelstauden umherzusuchen; wenn noch ein Tauprosen am Blattgefieder perlte, barg dies die geheime Kraft am stärksten. Nicht zusammen gingen sie, sondern jede einzeln für sich, von den anderen wissend, zu welchem Zweck sie das gleiche thaten; doch sich in Worten kundgebende Vertraulichkeit war nicht friesischer Art, und wo zwei nah aneinander gerieten, sahen sie sich vielleicht mit einem halben Lachen um den Mund an, aber ein Laut kam von ihm nicht. Das durfte im übrigen auch nicht geschehen, man mußte das Kraut schweigend pflücken, denn die Mütter und Großmütter wußten von manchem Fall zu erzählen, bei dem es wegen unbehutjamen Sprechens nicht gute, vielmehr schädliche Wirkung herbeigeführt hatte; der Beifuß lehrte, im Innern getragene Wünsche nicht vorzeitig vor den Ohren anderer über die Zunge zu lassen. Die frühe Morgenröte strahlte nun am unbewölkten Himmel, und bald blickten erste Sonnengoldstrahlen um die barhäuptig blonden Mädchenköpfe, die an den Dünen auf und nieder schimmerten. Scheinbar gleichgültig begaben die jungen Burschen sich wie sonst an ihre Arbeit, doch war kaum einer unter ihnen, der nicht ein

bei Sibbe Sönnichs eingekauftes Angebinde für den Abend bei sich in der Brusttasche trug, und im stillen wußten alle Mollus Brams Dank dafür, daß heute in Sönderhøe ein Tag sei, der nach dem Vorfäterbrauch besonderen Abschluß bringe. Daran hatten die drüben in Nordhøe nicht teil, dort litt der dänische Pastor keine heidnisch-widerchristliche Sonnenwendfeier, der Strandvermut wuchs unberührt fort, oder wenn eine Mädchenhand sich nach ihm streckte, mußte sie's heimlich, ungesehen im Dunkel thun, durfte nicht wie hier frei in der offenen hellen Sonne suchen und wählen.

Unter den sich so schon draußen Umhertreibenden war Edina Volkfess nicht; sonst hatte sie's aus kinderhaftem Nachahmungstrieb stets mitgethan, ohne einen Wunsch oder Gedanken dabei zu haben, als daß es ein fröhliches Spiel sei. Diesmal aber war ihr kein Denken an den Sonnenwendtag gekommen, und sie lag noch im Schlaf, als die anderen bereits mit ihren Funden befriedigt nach Haus lehrten. Immer wechselnd und doch auch gleichbleibend, hatten die Nacht hindurch Bilder sie umgaukelt, die von Kränzen aus grünem Waldlaub und roten Rosen umflochten gewesen, in ihnen ein Glimmern von prächtigen Gewändern und fremdzauberhafter Vogelgesang drumher. Sie wußte, nur im Traum sah und hörte sie's, und doch war's eine wirklich so vorhandene Welt, gar nicht übermäßig weit von Sandø entfernt, Kai Bogwisch sagte, in ein paar Tagen komme man dorthin. Ein Wiegen ging ihr danach durch die Glieder, und um sie war ein Wellensingen, als werde sie in einem Boot geschaukelt, dann schwanden die Bilder und Töne weg, und nur das Gefühl eines Davonschwebens blieb ihr. In diesem jedoch fuhr sie einmal mit einem plötzlichen Ruck zusammen, war aufgewacht und sah mit geblendeten Augen in ein über sie hingehendes Strahlengewoge der schon hochgestiegenen Sonne. Dabei war in ihr etwas Unbekanntes, sie wußte nicht, was es sei, begriff's erst mit aufhorchendem Ohr; in der Brust schlug ihr Herz so stark und schnell klopfend, daß sie's deutlich selbst vernahm. Zum erstenmal, noch niemals im Leben hatte es das in solcher Weise gethan, und davon war sie aufgewacht, nicht von der Sonne.

Vor den Augen schwebte ihr etwas in dem Lichtglanz Zerrinnendes, ein nicht mehr erkennbar auseinandergeflissenes Schattenbild; umsonst suchte sie sich darauf zu besinnen, was es gewesen sei, nur vollkommen losch es dabei aus. Erst als sie aufgestanden war und ihr Haar in Ordnung brachte, stand's einmal plötzlich vor ihr, daß sie in der Morgenfrühe geträumt hatte, sie sitze auf den Steinen der Katharinenkapelle und sehe über den Dünenwall von Manö her die Oberhälfte des Kirchturmes, von der Sonne beschienen, aufragen: doch kam's ihr nur einen Augenblick lang zu einer Erinnerungsvorstellung, denn gleich danach nahm sie durchs Fenster gewahr, draußen schreite noch in einiger Entfernung der Gast des Pfarrhauses auf das ihrige zu, und rasch setzte sie sich weiter in schicklichen Stand, um ihn nicht warten zu lassen. Die Gewöhnung einer Woche erschien ihr als schon von weit längerer Dauer und die tägliche Dienstleistung als eine ihr obliegende Pflicht; so benannte es Kai Bogwisch, sagte, sie leiste damit ihrer Heimatinsel einen wichtigen Dienst. Worin dieser eigentlich bestesse, war ihr nicht recht verständlich; kurz untersuchte er da und dort mit der spitzen Eisenzwingel seines Stodes den Boden, nahm den aufgescharrten Grund zu flüchtiger Betrachtung in die Hand und warf ihn wieder hin; dazu mochte ihm in den ersten Tagen eine Führung nötig gewesen sein, doch um es so fortzusetzen, deuchte Edina, hätte er nachher ihrer Weisung nicht mehr bedurft. Aber das verstand sie nicht, und lieb war's ihr, daß er es nicht empfand, sondern ihre Begleitung noch ebenso als für seinen Zweck erforderlich ansah. Der Gedanke, es bleibe nicht so, ein Tag komme, an dem er wieder fortgehe, rührte sie halb schreckhaft an, mit einer Leere, in der sie dann sehr einsam auf der Insel sein werde, anders als früher. Das ließ allmorgendlich ihren Blick in unruhiger Erwartung durchs Fenster in der Richtung nach dem Pfarrhaus hinausgehen, denn ihr bangte, das Befürchtete könne über Nacht schon geschehen sein. Freudig begrüßte sie deshalb die ungewöhnlich lange Andauer des schönen Wetters, das eine gewisse Zuversicht einflößte, es halte ihn wohl noch vom Weggang zurück. Und heute lachte der Junihimmel blauer als

je, die Sonne überspann alles ringsum wie mit Gold, und beim Gewahren des in gewohnter Weise Herankommenden durchging's Edina Volkess mit einem unbestimmten Gefühl, als stehe ihr an diesem Tage etwas Schönes, ein Glück bevor.

Das bewahrheitete sich auch am späteren Vormittag, wie die beiden nach der Umherwanderung unterm Dünenhang zusammen rasteten, denn Kai Bogwisch zog eine Schachtel hervor, entnahm daraus ein goldenes Kreuz und legte es der neben ihm Sitzenden mit der Frage in die Hand: „Gefällt's dir?“

Der Sonnenaufgang zog rotspielende Lichter aus den Granatsteinen, als auf etwas nie Gesehenes blickte sie staunend daraufhin und fragte: „Sind das Diamanten? Ich kenne keine, aber mir ist, als hätte ich einmal geträumt, so müßten sie aussehen. Wem gehört das wundervolle Schmuckstück?“

Kurz antwortete er: „Dir gehört's,“ und da ihre Augen ihn großungläubig anschauten, fügte er nach: „Hast du vergessen, daß heute Sonnenwendtag ist? Für die Mühe, die du um meinetwillen gehabt, wollte ich dir etwas zum Gedenken an mich hinterlassen.“ Sie saß noch wortlos, und er setzte hinzu: „Das gleiche Kreuz trägt die Königin Karoline Mathilde. Komm, ich will's dir so umhängen, wie es an ihrem Halse leuchtet, wenn sie mit dem Grafen Struensee in den Wald reitet.“

An einer seidenen Schnur war's befestigt, die schlang seine Hand um den Nacken des Mädchens, daß die Steine und das Gold vor ihrer Brust auf dem grauen Kleid flimmerten; nun fand sie die Sprache: „Ich müßte dir etwas wiedergeben — nicht so Herrliches — nur daß es zeigte, ich möchte dir danken — aber ich habe gar nichts.“

Er fiel ein: „Ich kenne viele vornehme Frauen, die gäben gern all ihr Geld und Gut darum, wenn sie hätten, was du hast.“

Verständnislos wiederholte sie: „Was ich habe — für was sollten sie das geben?“

„Für das Gold auf deinem Kopf, doch nach Gold trag ich kein Verlangen. Wenn du mir dankbar bist, den besten Dank sagt man ohne Wort mit der Hand.“

Schnell streckte sie ihm jetzt die ihrige hin, über deren Rücken er mit freundlichem Druck

seine Finger zusammenlegte, um sie ein Weilchen so zu halten.

Dann sagte er nochmals: „So hast du gar nicht daran gedacht, was für ein Tag heute ist? Hast du denn gar keinen Wunsch?“

Halb unbewußt kam's ihr von den Lippen: „Ich möchte einmal auf einem Pferd reiten, wirklich, nicht bloß im Traum.“ Sie lachte danach, und er that's gleichfalls und erwiderte: „Das kann ich dir hier nicht verschaffen, denn auf der Insel giebt es keine Pferde. Da müßten wir auf dem Festland sein oder einen Zauberring im Besitz haben —“

Kai Pogwisch kam bei den letzten Worten etwas ins Gedächtnis, das ihn genau von den Sonnenwendbräuchen auf Fanö unterrichtet zeigte. Abbrechend fuhr er fort: „Warum trägst du keinen Sonnenwendgürtel und keinen Kranz, durch den du hindurchsehen kannst? Komm, wir wollen danach suchen, der gehört heute auf deinen Scheitel.“

Aufstehend, hob er sie an der Hand empor, und miteinander gingen sie so fort. Völlig leer war's überall jetzt von den Dorfmädchen, die in beträchtlicher Weite von Sönderhøe kaum irgendwo Brauchbares an einer Beifußstaude übrig gelassen hatten; so wanderten die beiden gegen Nordhøe zu, und am Strand dorthin fanden sie auch das Gesuchte noch in ausreichender Menge. Bald saß Edina, aus langen Rippen einen Gürtel und einen Kranz zusammenflechtend, der starke Geruch des Krautes umzog ihr, leis betäubend, die Stirn mit einem leichten Schwindelgefühl. Als sie fertig geworden, legte Kai Pogwisch ihr den Gürtel um die Hüften und setzte den Kranz auf ihr Haar. Doch den letzteren nahm er wieder herab, hieß sie, ihn vor die Augen halten und hindurchblicken. Vor ihr stehend, fragte er: „Was siehst du?“ und sie antwortete: „Ich sehe dich.“ Nun sagte er: „Gieb ihn mir!“ und durch den Kranz schauend, fuhr er fort: „Ich sehe dich auch, doch nicht so, wie du da sitzt, sondern in einem langen Gewand von silberheller Seide, und nicht grüne Blätter halten es um den Leib, ein blinkender Gürtel ist's, aus Goldfäden gesponnen. In solchem Kleid sah ich auch einmal die Königin, es stand ihr herrlich, wie sie bei

der Abendsonne in den Wald hineinritt, und im Schatten der Bäume leuchtete es noch gleich einer weißen Wolke mit goldenem Saum. Aber dein Haar ist schöner als ihres — o weh“ — er zog den Kranz vom Gesicht fort — „nun bist du wieder im bleigrauen Rock wie die anderen Dorfmädchen. Nur durch den Sonnenwendgürtel sieht man Zukünftiges, doch ohne ihn schwindet's weg, alle Zauberpracht, nur das Gegenwärtige bleibt und die Goldfarbe deines Haares, das solches Gewandes würdig wäre.“

Er setzte den Kranz auf den Scheitel Edinas zurück und ließ sich wieder neben ihr nieder. Sie saß in einer Sinnverwirrenheit, hatte selbst ihn vorhin nur ebenso wie immer wahrgenommen, konnte sich nicht vorstellen, daß er sie durch den Kranz in dem prächtigen Kleid gesehen habe, und mußte es doch glauben. Ihre Augen spiegelten wieder, was hinter ihnen im Aepi vorging, es zitterte leis in ihnen hin und her, wie von kleinen spielenden Wellen der Phantasie durchkreist. Kai Pogwisch hielt von der Seite her den Blick darauf verwandt, gleich ihr eine Zeitlang versiummt sitzend, dann klang seine Stimme mit einem leichten Seufzerton auf: „Auch hier ist es schön, wenn auch anders, und ich bliebe gern noch einige Zeit auf der Insel. Doch ich muß heute abend fort — was hast du? Ist ein Dorn in dem Kranz?“

Merktbar war das Mädchen erschreckt zusammengeschauert, wiederholte mit anstoßender Zunge: „Heute abend — willst du fort?“ Er versetzte: „Ich will's nicht, aber ich muß es. Bleif Bleeken hat einen Brief mitgebracht, der mir auflegt, wieder nach Aiseberg zu gehen. Nicht für lange, nur eine Woche ungefähr, dann komme ich vielleicht hierher zurück, nicht vielleicht, gewiß. Drum will ich nicht Abschied von Roluf Brand nehmen, er könnte Sorge haben, ich käme nicht wieder, und suchte mich noch festzuhalten. Die Nacht wird nicht finster, ich finde mich wohl zu Boot durch die Aiber-Tiefe nach dem Festland hinüber, oder es zeigt mir einer den Weg und hilft etwas beim Rudern. Auf Aiseberg werde ich an dich denken, Edina Volkfles, und bedauern, daß ich dir deine gute Führung von hier dort nicht vergelten kann. Nun steigt die

Sonne zum Mittag, wir müssen nach dem Dorf zurückgehen. Also sprich heut nicht von meinem Weggang, dir konnt ich's nicht verschweigen, sonst braucht es keiner zu wissen. Und das auch noch nicht — ich gab dir das Kreuz schon am Morgen, weil ich nicht wußte, ob ich dich noch wiedersehe. Es hätte sich erst am Abend gehört, und die anderen Mädchen würden sich wundern, daß du es jetzt schon hast. Da ist's besser, du trägst es noch nicht offen, sondern hältst es bis zum Abend verborgen."

Edina hatte stumm und regungslos zugehört, nun ging ihr einmal ein leichtes Zucken durch den Körper, die Hand Kai Bogwischs hielt das Kreuz gefaßt und verbarg es unter den Halsrand ihres Kleides hinab. Doch kam ihm Zweifel, ob damit die Absicht genügend erreicht werde, er ließ das Schmuckstück noch nicht los, besann sich einige Augenblicke und sagte danach: „Oder — noch sicherer ist's — die Schnur würde verraten, daß du etwas an ihr trägst. Ich nehme es noch wieder für dich, in Verwahr und gebe dir's heut abend zur richtigen Zeit zurück. Freilich mußt du dann dorthin kommen, wo ich abfahre, und den besten Platz dazu weiß ich jetzt noch nicht —"

Seine Hand hatte das Kreuz wieder herausgezogen und schlang ihr über den Kopf die Schnur vom Hals, dann setzte er hinzu: „Vielleicht bist du mir zum letztenmal mit einem Rat dabei behilflich, woher ich das Boot nehme, das mich hinüberbringt. Dein Vater hat auch wohl eines, ich würde es morgen gleich von Ribe zurückschicken; wenn du es wiederkommen siehst, ist unsichtbar für dich noch ein Gruß von mir in ihm."

Edina Vollkess war aufgestanden und ging neben ihrem Begleiter her, doch mit geschlossenen Augen. Das machte ihren Schritt unsicher schwankend; zuweilen gab sie auf etwas, das er sagte, eine Antwort, aber nicht wie mit wacher Stimme, sondern als spreche sie in einem Traum. Dabei überließ's wahrnehmbar ihr die Glieder mit einem Zittern; spähend hielt Kai Bogwisch unverwandt den Blick auf ihr Gesicht geheftet, und seine Mundwinkel umspielte dann und wann ein Zug, der völlige Befriedigung kundzugeben schien.

Katusa Uhlén war beim Sonnenaufgang drüben auf Manö eingetroffen, wo um diese Zeit keine Augen erwartend nach ihr ausgehen. Als sie das letzte Briel durchschwommen, hatte sie ihr Kleid wieder angelegt und aus den mitgebrachten Vermutungen sich einen Gürtel und Stirnkranz geflochten, dann ging sie zur alten Kirche hinüber, trat durch die unverriegelte Thür ins Innere hinein. Hier lagen Alf Taten und Silke Sibolds mit den weißen Köpfen noch an ihrer Wandseite im Schlaf und ebenso Alf Enewalds gegenüber an der seinigen, das Morgenlicht ließ bereits seine Züge unterscheiden. Die Ankommende begab sich zu ihm hin, kniete an der Lagerstätte zu Boden und bog den Kopf nah vor sein Gesicht nieder, daß er den stehend scharfen Duft der Weisfußblätter einziehen mußte. An seinem ungleichmäßig werdenden, bald schnelleren, bald langsameren Atemzug ward's erkennbar, vom Mund kam ihm ein undeutlich gemurmeltes Wort, doch ein Ausdruck in den Zügen der Aufstehenden schien zu deuten, daß ihr angespanntes Ohr es dennoch verstehe. Nun thaten Anzeichen kund, er sei im Wachwerden begriffen, und sie richtete den Kopf wieder empor; dann schlugen seine Augen sich auf, blickten verständnislos das ohne Regung vor ihnen flimmernde Bild an. Ein eigentümliches war's, dunkel und hell; um das schwarze Haar lag der Kranz so gewunden, daß die Blätter ihre mit weißem Filz überzogene Unterseite nach außen kehrten; das erregte den Eindruck einer vielfältig durchbrochenen, wie von Elfenhand zierlich gearbeiteten silbernen Krone. Staunend hielt der noch nicht voll zum Bewußtsein Gelangte den Blick darauf verwandt, aber dann brachte er hervor: „Du bist's — ich glaubte —" Sich halb in die Höhe richtend, fügte er noch ebenso hinterdrein: „Ich meinte, bei den Steinen —" Nun jedoch war er wach und sagte mit anderer Stimme: „Wie kommst du zu dieser Zeit hierher?" Sie antwortete: „Zu anderem konnt ich's nicht, die Ebbezeit ist in der Nacht." — „Und was trägst du sonderbar auf der Stirn?" — „Es ist Sonnenwendtag heut, hast du nicht dran gedacht? Mir war's trüb zu Sinn, an ihm allein zu sein. Ist's dir unlieb, Alf Enewalds, daß

ich hier bin? Da laß mich gehen, wo du nicht bist; ich will mich allein auf die Düne legen und warten, bis die Flut wieder abfällt.“

Der Klage-ton, der aus ihrer Stimme hervorklingen konnte, hatte drin gelegen, mit der immer von ihm geübten Wirkung den Hörer überkommend, der jetzt rasch erwiderte: „Nein, bleib! Ist heute Sonnenwendtag? Da sollst du nicht allein sitzen, ohne dich wär ich's auch. Gut von dir war's, daß du den Weg in der Nacht gemacht hast. Aber du mußt hungern und dursten davon, Silke Sibolds soll dir geben, was sie hat. Danach wollen wir zusammen hinausgehen und miteinander auf der Düne sehen, wie die Flut kommt und geht.“

Aufstehend, weckte er die Alte, die ohne zu murren in der frühen Stunde das Geforderte herbeischaffte; merkbar mußte für sie und Alf Taten ein Grund vorliegen, dem Mitbewohner ihrer seltsamen Behausung in allem gefügig zu Willen zu sein. Katusa Ahlsen zeigte, daß der nächtliche Weg sie eßlustig gemacht habe: sie überließ sich, das ihr Borgesezte verzehrend, eine Zeitlang wie ein hungerndes Tier der Befriedigung des Naturdranges, doch ohne Zeichen von Begier, in einer ihr auch von der Natur mitgegebenen, zuschauenden Augen Wohlgefallen erregenden Art; ein hübscher Anblick war's, wie ihre schmalen Zähne beim Essen, feuchtglimmernden weißen Quarzkiefern gleich, zwischen den Lippen aufblinkten. Ganz anders saß sie hier als abends Mads Ahlsen gegenüber am Herd, nicht geduckt wie ein sich zum Aufstiegen bereit haltender Vogel, ihre Augen gingen großgeöffnet scheulos durch den zum erstenmal von ihr betretenen Raum umher.

„In Sønderhøe,“ so brach sie endlich das Schweigen, „hab ich's in der Kirche gesehen; haben hier auch einmal Männer und Mädchen gestanden, die ein Pastor miteinander verheiratet hat? Die sind tot, es ist besser, noch zu leben. Lebst du nicht auch gern noch, Alf Enevalds?“ Als er stumm dazu mit dem Kopf genickt, fragte sie: „Warum thust du's denn hier? Du könntest es anderswo besser; deine Eltern, sagtest du doch, hatten ein schönes Haus, das dir angehört, seitdem sie tot sind. Da, denk ich, müßt's

gut für dich sein. Wenn du nicht allein drin sein willst, kannst du ja Alf Taten und Silke Sibolds mit dir nehmen. Aber deine Bettstatt laß da, dann komm ich abends herüber und schlafe die Nacht drauf und spreche mit dir, als wärst du noch hier und hörtest mir zu.“

Sie hatte nicht lachen gelernt und konnte das nicht aus sich selbst schöpfen, doch ihre Lippen machten, wenn auch ohne Ton, einen Versuch dazu, dessen spielende Bewegung ihnen eigenartig stand. In Alf Enevalds Zügen war zu lesen, daß ihm Gedanken den Kopf durchzogen, aus denen heraus er vor sich hin sagte: „Ja, dort — es wäre gut — aber nicht allein.“ Nun sah er, den Blick aufhebend, dem Mädchen ins Gesicht: „Kann dein Mund auch Spaß treiben? Das hörte ich noch nie von ihm, wie ein munterer Vogelruf aus der Luft klingt's. Mit Alf Taten und Silke Sibolds — sollt ich nicht auch die Grabsteine da mitnehmen und mein Haus mit ihnen lebendig machen? — das hast du vergessen. Dort willst du schlafen und mit mir sprechen, wenn ich fort bin? In deinem Kopf sind heut närrische Gedanken. Hier ist's dunkel und frostig, Katusa Ahlsen, wir wollen in die Sonne gehen, von der Licht und Wärme kommt.“

Eine Fülle von beidem empfing die Hinausgehenden, mit funkelnden und das Blut warm durchflutenden Strahlen überfließend. Sie setzten sich auf die Düne, unter ihren Füßen begann die Flut heranzuwellen, noch nicht von Sonnenduft verhängt, lag klar die Weite, aus Norden her schimmerten hell die weißen Sandhänge Fanøs und in ungewissem Grau der Kirchturm von Sønderhøe. Die nebeneinander in die Ferne Ausblickenden sprachen und schwiegen, langsam schwell vor ihnen das Wasser höher an. Alf Enevalds Augen hielten sich nach der versunkenen Katharinentapelle hinübergerichtet, dann sagte er einmal nach längerem Verstummtsein: „Nun tauchen die Steine unter, und Mittag wird's, bis sie wieder heraufkommen. Dann, wenn du fortgehst, will ich auch — ich that's nicht mehr, weil ich an jedem Tag bei der Ebbe auf dich wartete —“

Für sich selbst mehr hatte er's gesprochen, doch wandte er jetzt den Kopf der neben ihm Sitzenden zu und fuhr fort: „Du hättest

recht, Katusa Uhlßen, ich habe es auch bedacht in der letzten Zeit, und in mir fühl ich's ebenso, wie du es gesagt. Mein Haus drüben unterm Deich steht leer, dort ist's besser als bei Alf Taten und Silke Sibolds, wenn ich nicht allein wieder hineingehe, sonst wär's tot und kälter als hier die verlandete Kirche. Das war schon an mich gekommen, eh ich dich in der Mondnacht auf den Dünen wiedertraf; da wecktest du neu die Erinnerung an die Toten in mir, und wie die Flut ging sie nochmals über mein Verlangen, zu leben. Doch nicht wieder abgestorben ist's, seine Wurzeln hatten Eingang in meine Brust gefunden, haben in der Stille drin an Kraft zugenommen. Es hat sie gestärkt, daß ich hier manchen Tag neben dir geessen, denn durch dich habe ich überwunden, was noch in mir von dem eisigen Todeschauer zurückgeblieben war, und danke dir dafür. Jetzt kommt es nicht mehr wieder, ich fühle die Wärme, die Kraft zur Freude und zum Leben im Herzen, zur Rückkehr in die Heimat meiner Kindheit, wenn ich nicht allein dorthin gehen muß. Das weiß ich noch nicht, aber es ist ja Sonnenwendtag heute, und ich will ihn bitten, daß er mir darauf Antwort giebt."

Schweigend hatte seine Gefährtin zugehört, nun versetzte sie: „Daran thust du gut, Alf Enevalds, wenn's mir auch leid ist, daß ich dich dann hier nicht mehr sehen werde. Doch auf mich kommt's nicht an, mir liegt mehr dran, daß es dir so wohl ergeht, wie du's dir verschaffen kannst. Ich weiß nicht, wen du in dein Haus mitzunehmen wünschest, willst du aber den Sonnenwendtag zum Beistand gewinnen, daß er dir zu etwas verhelfe, da, deucht nich, mußt du dich auch für ihn schmücken, wie ich es gethan habe. Laß uns suchen, ob sein Gürtel nicht auch hier auf deiner Insel wächst, dann flechte ich dir einen Kranz drauß. Du weißt, wenn deine Augen durch den hindurch blicken, da sehen sie, ob das in Erfüllung geht, wonach dein Wunsch steht. So glauben's die Mädchen auf Sand und binden alle sich drüben jetzt Kränze. Glaubst du's nicht, daß sie kundthun, was man noch nicht weiß?"

Der Befragte lächelte leicht, und Ungläubigkeit drückte sich drin aus; seine Augen

dagegen sprachen, auf die Einbildung über der Antrieb bei ihm doch einen Reiz, und er entgegnete: „Wir finden das Kraut hier wohl nicht, ich habe es nie gesehen. Aber laß uns suchen, bis zum Nachmittag ist's noch lang, und es kürzt die Zeit.“

So gingen sie am Strand entlang, vergeblich umblickend, nach dem kleinen Manö schien der Wind den Vermuthungen nicht herübergetragen zu haben. Als sie eine kurze Strecke umsonst ausgeschaut hatten, sagte das Mädchen: „Wenn wir uns teilen, sehen wir mehr als miteinander; geh du weiter um die Insel, ich will zurück und komme dir von der anderen Seite entgegen, daß wir uns wieder treffen. Dann zeigt sich's, wer von uns die besten Augen hat, oder sie haben uns beiden nichts genügt.“ Willfährig ließ Alf Enevalds sie bestimmen und that nach ihrem Geheiß; sie trennten sich, ungefähr eine halbe Stunde verging, bis die Umwanderung sie wieder zusammenbrachte. Er kam mit leerer Hand, doch Katusa hielt in der ihrigen Büschel von Weisfußblättern; sie hatte die besseren Augen gehabt oder einen Vorteil vor ihm zu nutzen gewußt, denn der Gürtel über ihren Hüften schien nicht mehr so breit zu sein wie vorher. Davon indes nahm er nichts gewahr, sie sagte: „Ich glaube, es ist nur der eine Busch auf der Insel, den hat sie für dich wachsen lassen und so, daß ich ihn finden sollte.“ Beide setzten sich wieder nebeneinander; die Hände des Mädchens flochten den grün und weiß in der Sonne flimmern den Kranz, sie betrachtete ihn und sagte: „Nun thun sie's alle so auf Sand, und Edina Volkles sieht durch ihren das goldene Kreuz mit den roten Steinen, das der vornehme Junker ihr heut schenken wird. So Kostbares hat noch keine je am Sonnenwendtag bekommen, und viel neidische Augen wird's geben, wenn es ihr auf der Brust blinkt. Aber sie hat's schwer, womit sie ihm dafür danken soll.“

Der Hörer hatte den Kopf erhoben, blickte sie verständnislos an und fragte: „Wovon sprichst du?“ Gleichgültigen Tons erwiderte Katusa Uhlßen: „Mir fiel's bei dem Kranz ein, ich sah sie gestern abend miteinander und bei Sibbe Sönnichs das Schmuckstück, das er für sie aus Rube hat kommen lassen.“

Er kann's wohl, denn er ist reich und ein schöner Herr; von den Burschen im Dorf hätt's ihr keiner so um den Hals hängen können, und Edina Volkless ist klug, man sieht's ihr nicht an. Nun bin ich fertig, Alef Enewalds, und will dich für den Sonnentwendtag schmücken."

Sich zum Knien umbiegend, setzte sie ihm den Kranz aufs Haar; er saß, ohne sich zu rühren, sein Gesicht war blaß geworden, erkennbar war's, sein Mund suchte nach Worten, die er nicht fand. Doch sie nahm nichts von der Veränderung an ihm gewahr, gab nur auf das Werk ihrer Hände acht und sagte: „So sieht er dir recht, und was du an Wunsch hast, wird in Erfüllung gehen. Nur muß es richtig vorbedacht sein, nichts, was du bereuest, wenn's so geworden. Denn der Kranz weiß nicht, was wohl und was übel ist, das muß jeder selbst wissen."

„Mit wem sahst du sie zusammen? ich verstand's nicht."

Sie verstand auch ihn nicht: „Wen meinst du?"

„Du sagtest von Edina Volkless —"

„Kennst du sie? Mir fällt's wieder ein, ich hatt's vergessen, du erzähltest mir, sie kam einmal vor der Flut hierher. Ich kenne sie auch, schon als wir Kinder waren, ihr Mund spricht sanft, und ihr Sinn ist falsch. Aber ihr Gesicht ist hübsch, um schwachlichtige Augen zu betrügen; die muß der Herr Junker im Kopf tragen, oder vielleicht versteht sie sich noch auf anderes; gewiß hat sie bei Roluf Brams gut rechnen gelernt. Doch was geht's uns an, Alef Enewalds; davon zu reden sîhe ich hier nicht bei dir, vielleicht zum letztenmal, wenn du bald schon nach deinem Hof zurück willst. Sag mir, mit wem du's im Sinn hast, ich möcht es mir vorstellen, wenn ich an dich denke. Ist's ein Mann oder eine Frau? Da kann ich dich vor mir sehen, wie du mit frohem Gesicht aus dem Fenster deines Hauses blickst und glücklich bist, nicht drin allein zu sein."

Alef Enewalds wiederholte: „Mit wem sahst du Edina Volkless zusammen?"

Ein wenig Kränkung drückte sich im Gesicht Natujas aus, sie antwortete: „Dir scheint es gleichgültig zu sein, daß ich an deinem Vorhaben Anteil nehme. Aber wenn's dich bes-

ser unterhält, zu hören, was auf Janö vorgeht, da will ich nach deinem Gefallen thun, nicht nach meinem. Es ist einer vom Festland herübergelommen, der reiche junge Herr, der will Bäume auf der Insel pflanzen."

Sie erzählte, was Sibbe Sönnichs ihr gesagt, das war nur wenig, doch Natuja Uhljen besaß die Gabe, aus sich selbst zu schöpfen, und bewährte diese in vollem Maße. Gering war's, was sie wußte, aber sie verstand's ausreichend zu ergänzen, und in manchem kam's der Wirklichkeit nah; in anderem zwar wich es, als nur der Phantasie entnommene Vorstellung, davon ab. Geräume Zeitlang verweilte sie dabei, wie es aussehen werde, wenn künftig hohe Bäume auf der Insel ständen; dafür müßten alle in Sönderhøe dem Junker dankbar sein, und natürlich auch Edina Volkless, deshalb sei sie ihm auch gern zu Willen und täglich bei seinem Vorhaben behilflich. Dafür habe er keine Kosten gespart, um ihr zur Belohnung heute das herrliche Goldkreuz zu geben; solches Geschenk komme ihr auch mit Recht zu, sie habe viel Mühe davon, ihn allein in den Dünen herumzuführen, und an etwas Arges sei dabei gewiß nicht zu denken. Denn nichts Unrechtes wär's, daß sie lieber einem so feinen und vornehmen Herrn Gesellschaft leiste als sich mit den Dorfburschen unterhalte, die alle arm seien und nichts so Kostbares schenken könnten.

Ohne Regung zuhörend wie zuvor hatte Alef Enewalds gefessen, nun brachte er verhaltenen Atemzuges stodend hervor: „Du sagtest — sie hat's schwer — ihm zu danken. Womit —"

Er sprach nicht weiter, Natuja Uhljen zuckte leicht die Schulter. „Das weiß ich nicht und zerbreche mir nicht für Edina Volkless den Kopf. Sie hat nichts, ihm wieder zu geben, nur ihr Mund kann ihm Dank sagen, mit Worten oder sonst — es ist ja Sonnentwendnacht, da haben die Mädchen unter den Sternen in der See — vielleicht hat sie sich etwas ausgedacht, was ihm gefällt. Aber mein Ohr hört kaum mehr, was mein Mund sagt, denn die Augen wollen mir zufallen. Nimm's nicht falsch auf, Alef Enewalds, ich habe in der letzten Nacht nicht schlafen können und will mir einen Platz dazu suchen. Wenn ich aufwache und

du nicht mehr hier bist, finde ich dich wieder. So schnell wirst du noch nicht nach deinem Hof davongehen, und auf der Insel kannst du mir nicht wegkommen.“

Beim lezten umspielte den Mund der Sprecherin der Klanglos einen Versuch zum Lachen andeutende Zug, sie stand auf, ging ein paar Duzend Schritte weit fort und streckte sich in einer kleinen, halb überschatteten Dünenmulde auf den Sand; den Kopf auf ihren Arm legend, schloß sie gleich die Lider zu, und der Atemzug ihrer Brust ward zu dem einer Schlafenden.

Der Zurückgebliebene hatte nichts erwidert, saß bewegungslos vor sich hinausblidend. Die hochgestiegene Sonne verhängte jetzt mit einem Strahlenschleier die Lust, nur als ein matt ungewisser Schimmer tauchten durch ihn noch die Janöer Dünen hervor, doch der Kirchturm von Sönderhöe war fortgeschwunden, an seiner Stelle ein leeres Nichts. Dorthin sahen die Augen Alf Enewalds, und unter ihm murrte die zu ihrer Höhe anschwellende Flut. Sein Körper war der eines kraftvollen Mannes, und die Gedanken, die sein Kopf sich in der Einsamkeit auf Manö eingeschauert hatte, reichten weiter und tiefer als bei der Mehrzahl der friesischen Inselbewohner, doch verband sich mit ihnen in ihm noch das Gemüt eines großen, arglosen Knaben. Durch das war zum anderenmal in seinem Leben eine schwere Erschütterung gegangen, er hatte wiederum plötzlich etwas verloren, was er zwar noch nicht besessen, doch das ihm mächtig als ein Glück aufgedämmert, nah und näher so vor ihm geschwebt. Er hatte gemeint, die Hand danach strecken zu können, und nun war's wie ein schönglänzendes Wolkengebild zerflossen, eine Truggestalt, die nur seine Augen sich geschaffen. Ein Hohn war's, daß er Katusa Uhljen für die Erhaltung seines Lebens dankbar gewesen, die Vorstellung, daß er freudig in sein Haus zurückkehren könne; verödet wie zuvor sah's ihn an, und er saß hier wieder allein. Das abermals zu ertragen, fühlte er, sei ihm nicht möglich, hier lauere die irre Sinnverlorenheit auf ihn, sich seiner aufs neue zu bemächtigen; er müsse wieder fort, wie damals von seinem leeren Hause, irgendwohin, doch fort, noch an diesem Tag, ehe der Turm von Sönder-

höe wieder sichtbar werde, bei dessen Anblick ihm im Traum das Herz geklopft wie einst, wenn der von Schobüll dem Knaben entgegengezwinkt. Kein Gedanke war an ihn herangelommen, daß es so geschehen könne, sonst hätte er — nein — da es so hatte geschehen können, wäre das Trachten, es anders machen zu wollen, ohne Zweck und Inhalt gewesen. Sein Herz war voll Trauer, und trotzdem klopfte darin das Blut von dem wiedererwachten Lebensdrang weiter, nur jetzt mit ziellos irrem Schlag. Ein Verlangen faßte ihn daraus an, etwas zu thun, das seine körperliche Kraft erschöpfe, und sich dann besinnungslos hinzuwerfen und zu schlafen. Doch ging dies nur in seiner Seele vor, er blieb reglos auf der Düne sitzen, die Sonne zog über ihm durch ihre Mittagshöhe, und zu seinen Füßen begann die Flut wieder abzusinken. Wohl ein paar Stunden waren vergangen, als er zum erstenmal mit einem plötzlichen Ruck den Kopf zur Seite wendete; ihm geriet zum Bewußtwerden, er sei nicht allein, es befinde sich jemand unweit von seinem Sitz. Bei der jähen Bewegung glitt der Sonnenwienkranz, dessen er nicht mehr gedacht, ihm von der Stirn über die Augen herab, und Katusa Uhljen erschien vor seinem Blick als ein von dem gefiederten Blätterring eingefasstes Bild. Sie lag noch so, wie sie sich hingestreckt, mit geschlossenen Lidern und langsam gleichmäßig atmend, doch im Schlaf hatte sie nicht auf die Sitte ihrer Stellung achtgeben können, und durch eine unbewußte Regung war an einer Seite ihr Rock halb in die Höhe geschoben worden, so daß darunter ihr linkes Knie entblößt hervorjah. Schmal und feingliederig war's und von so weißer Farbe, daß es in der darauffallenden Sonne einen beinahe blendenden Schein zurückwarf.

Einen Augenblick lang hielt Alf Enewalds, abwesenden Sinnes, sein Gesicht durch den Kranz auf das Bild gerichtet, dann griff seine Hand nach diesem und riß ihn ab. Zugleich aber stand er auf, trat hastig zu der Schlafenden hinüber; die Stille rings um ihn legte sich mit einer atmehemmenden Beängstigung auf seine Brust, er mußte den Klang einer Stimme hören, um davon frei zu werden. Sich bückend, zog

er rasch und behutlich den Rock des Mädchens bis zu den Füßen nieder, sagte danach laut: „Wach auf, Katusa Ahlsen!“

Sie öffnete die Lider und blickte ihn an, als begreife sie nicht, wo sie sei.

Er fügte seinem Bedruf nach: „Du hast genug geschlafen, setz dich wieder zu mir und sprich!“

Nun kam ihr vom Mund: „Du bist's, Alf Enewalds — willst du mich auch umbringen? Da thu's, ich wehre mich nicht — von dir thut's mir nicht weh —“

Das war der klagende Ton und, was sie sprach, unverständlich sinnlos, doch überließ den Hörer daraus mit einem ungewissen Schauer. Er entgegnete: „Du hast geträumt und redest noch im Traum. Komm zu dir!“

Jetzt richtete sie sich halb auf. „Ja, ich habe geträumt, aber nun weiß ich's. Ich bin auf Manö, um von dir Abschied zu nehmen, weil du nach deinem Haus fortgehen willst.“

Unwillkürlich verneinte er mit einem Kopfruck und sprach hinterdrein: „Nein, dorthin nicht — aber von hier fort —“

Sie erwiderte darauf nur: „Du mußt wissen, wohin du gehen willst.“

Nach dem Platz, den er verlassen, zurückschreitend, nahm er diesen jetzt wieder ein, und sie ließ sich wie zuvor neben ihm auf den Boden nieder. Stumm saß er eine kurze Zeit, während der sie ebenfalls schwieg, doch sein Gesicht hielt sich wie mit einer Beslossenheit von ihr abgekehrt, etwas Unruhiges und Scheues lag darin. Das schien ihn aufzutreiben, er sprang plötzlich in die Höhe und setzte sich in weiterer Entfernung von ihr wieder hin. Aber auch dort litt es ihn nicht lange, dann stand er abermals aufgerichtet und sagte, die Worte anders als sonst, sonderbar von den Lippen stoßend: „Die Mittagsstunde ist schon weit vorüber, und die Ebbe hat angefangen. Du mußt essen, Katusa Ahlsen, eh du nach Janö zurückgehst.“ Rasch schritt er voran der Kirche zu, und sie folgte nach, ohne etwas zu antworten. Nur ihr Blick hing unverrückt an ihm, unter den langen, schwarzen Wimpern hervor hielten ihre Augen ihn wie mit zwei glitzernden Zangenspißen umklammert. Die Buchstaben einer Schrift zu lesen, hatte sie

nicht gelernt, doch ihre Züge ließen erkennen, sie schöpfe gegenwärtig aus sich selbst eine dem ähnliche Kunst, lese aus seiner Haltung, jeder seiner Bewegungen ab, was verborgen in ihm vorgehe. Kai Bogwisch hatte erkannt, ihr Blut sei klüger als das der Seeschwaben, und durch die eigene Naturmitgift verstand sich's darauf, das irre Treiben und Aufklopfen der Blutwellen in Alf Enewalds zu erkennen. Sie wußte, er wolle nicht länger mit ihr allein sein, flüchte davor zur Mitanwesenheit Alf Takens und Silkes Silbolds zurück.

So saßen sie wieder in der verfallenen Kirche, und das Mädchen genoß von den herbeigebrachten Speisen, die er nicht anrührte. Sie fragte einmal: „Hast du keinen Hunger?“ Doch er antwortete nur durch ein Kopfschütteln; danach wiederholte sie die Frage nicht, aß schweigend und ließ die Augen durch den Raum umhergehen. Kurz blieben sie auf einem an der Wand lehrenden, matt aus dem Dämmerhatten blinkenden Gegenstand haften, dann setzten ihre weißen Zähne die Beschäftigung fort. Sie trug die Eblust eines jungen gesunden Körpers durch nichts verdrängt in sich, befriedigte ihren Hunger aus Naturtrieb und aus Klugheit, die mit dem Nahrungsbedarf für den Weitergang des Tages rechnete. Dessen zweite Hälfte schritt jetzt vor, und stumm sitzend rechnete auch Alf Enewalds. Doch anderes, das sein Mund kundgab: „Nun ist der Sand so trocken, daß du fortgehen kannst.“

Raum verhehlt, sprach ein Wegdrängen daraus; sie erwiderte: „Ja, es muß Tiefebbe sein,“ und stand auf.

Er blieb sitzen, reichte ihr nur halb die Hand hin und sagte: „So komm gut hinüber und lebe wohl.“

In ihrem Gesicht mischten sich Verwunderung und ein Zug von Betrübniß, wie sie antwortete: „Hab ich dich mit etwas erzürnt, daß du mich zum letztenmal nicht bis an den Strand begleiten willst?“

Raum fühlbar leise übte ihre Hand eine emporziehende Wirkung auf die seinige, doch bewegte sie ihn damit vom Sitz in die Höhe. Ihr Vorwurf traf ihn mit Recht, sie hatte ihm nichts angethan, aber was er thun gewollt, war unfreundlich, undankbar und nicht

begreiflich. So versetzte er: „Ja, ich bringe dich zum Strand,“ und sie verließen miteinander die Kirche. Vor dieser jedoch wandte sie sich nach rechts, statt zur Linken, so daß er stehen bleibend fragte: „Wohin gehst du? Was willst du dort?“

Sie entgegnete: „Du sagtest einmal, zur Ebbezeit kann man zu Fuß ans Festland kommen. Dahin will ich.“

„Ans Festland?“

„Du schickst mich ja von hier fort, und nach Janö kann ich nicht mehr zurück.“

„Warum kannst du das nicht?“

Sie sah ihn einen Augenblick wortlos an, dann gab sie Erwiderung: „Du sagst es richtig, Alf Enewalds, warum soll ich's nicht? Ich will nach Janö gehen und mich töten lassen.“

Dabei wandte ihr Fuß sich jetzt zurück, der gewohnten Richtung zu, der vor ihr Stehende streckte jedoch haltend die Hand nach ihrem Arm und wiederholte, sie groß anblickend: „Dich töten lassen — was heißt das? Du redest auch so, als du vorhin im Traum gelegen hättest, aber jetzt bist du wach. Wer sollte dich töten?“

„Er. Mads Uhljen.“ Katusa versetzte es kurz, dann fügte sie hinterdrein: „Darum schlief ich heute nacht nicht und ward müde, als ich bei dir auf der Düne saß.“

Ihr kam's vom Mund, als sei es nichts Besonderes und gehe den Hörer nichts an. Doch ein rüttelndes Bittern seines Armes ließ sie fühlen, es habe ihn mit einem jähen Schreck durchfahren, und er stieß aus: „Wir wollen uns sehen, sprich zu mir!“

Nun zog er sie mit sich an den Dünstrand, wie widerstrebend gab sie nach und sagte: „Du bist stark, meine Kraft reicht nicht gegen deine.“

Dann saßen sie wieder nebeneinander, seine Augen sahen starr auf ihre Lippen, so fragte er: „Woher weißt du's, daß dein Vater — du sagst, er ist's nicht — dich —?“

Da sein Mund nicht zu Ende sprach, ergänzte sie's, gleichmütigen Tones: „Er trägt's lange im Sinn, denn ihm ist's aufgegangen, daß ich weiß, was er gethan hat. Nur brauchte er mich am Herd und im Haus, drum schob er's immer noch auf. Aber gestern abend wollte er's thun, deshalb schlief ich nicht in meiner Kammer. Vielleicht

hätte er sich noch besonnen; wär ich nicht mehr ins Dorf gekommen, hätten die Leute gefragt, wo ich geblieben sei. Darauf muß er eine Antwort geben können, und man darf's nicht an mir sehen, woran ich gestorben bin. Er will's klug machen, ich soll mit ihm ausrudern; dann bringt er mich ins Wasser zu Fall und drückt mir den Kopf unter, bis ich nicht mehr Atem hole. Seine Hände verstehen's gut, sich um einen Hals zu schnüren, und ich bin unvorsichtig auf der See gewesen wie meine Mutter. Die brachte er ertrunken ans Land wie alle anderen, und man sah nichts an ihr, als daß sie untergesunken gewesen und tot war. Damals glaubte ich's auch, aber sie wußte zu viel, so wie ich's jetzt weiß, und ich bin nicht seine Tochter.“

Ganz gleichmütig, als ob es Alltägliches sei, hatte sie's gesprochen, nur bei den Worten vom Tode ihrer Mutter war ein Aufglimmern durch ihre Augen gegangen, daraus ein Naturtrieb hervorglühte wie ein brennender Durst, für das einzige Menschengeschöpf, an dem sie mit dem Kindesherzen gehangen, Vergeltung zu üben.

Alf Enewalds aber blickte ihr sinnverworren ins Gesicht, er mußte die Denkfähigkeit seines Kopfes zusammenraffen, ehe es ihm gelang, vom Mund zu bringen: „Und du bleibst doch — bis heute bleibst du bei ihm?“

Sie zuckte leicht die Schultern. „Er brauchte mich, und ich hatte zu essen bei ihm, das hätte mir sonst keiner gegeben. Was liegt daran, ob ich lebe? Es bekümmert auch keinen, wenn ich tot bin. Nur heute wollt ich's noch nicht sein, sondern dich noch einmal sehen, um von dir Abschied zu nehmen. Aber wenn du heute noch von hier fort willst, Alf Enewalds, wird's Zeit dafür, sonst kommt die Flut wieder. Du hast mir das Beste geraten, ich will nach Janö zurückgehen. Doch lag's mir auf, daß du wissen solltest, warum ich dich nicht in unser Haus gebracht, als du mit dem Schiff deiner Eltern bei uns gestrandet warst. Da leb wohl in deinem Haus, mit wem du's im Sinn hast!“

Katusa Uhljen stand auf, doch er hielt sie fest und rief: „Nein, dorthin sollst du nicht — da trüg ich Schuld an dem, was dir ge-

schießt. Ich will nicht in mein Haus zurück — nur von hier weg. Du sagtest —“ Er stockte, sichtlich arbeitete in ihm ein die Zunge lähmender Gedanke, in seinen Zügen prägte sich eine aufsteigende Angst aus. Es verging eine Zeit, bis er wiederholen konnte: „Du sagtest — deshalb führtest du mich nicht zu euch ins Haus — weil — weil du mir das Leben retten wolltest. Mein Vater und meine Mutter — weißt du's? — kamen sie — kamen sie noch lebend in euer Haus?“ Kaum verständlich brachte er das letzte über die Lippen.

Die Befragte versetzte schnell: „Das weiß ich nicht, Alf Enewalds, ich war ein Kind und kann mich nicht mehr dran erinnern. Aber wenn ich's wüßte, würde ich es dir nicht sagen — hier nicht. Du fragtest einmal, ob ich dir die Stelle noch zeigen könnte, wo deine Eltern im Sand begraben liegen. Wenn wir dort ständen, wachte mir vielleicht das Gedächtnis auf, aber hier hab ich's verloren. Mein — ich meine es gut mit dir — halt mich nicht fest!“

Sie riß sich von seiner Hand, die krampfhaft nach ihr gefaßt, los und flog wie ein dunkelköpfiger Vogel an der Düne herunter, so geschwind, daß er im ersten Augenblick, wie halb betäubt stehen bleibend, nicht begriff, wohin sie verschwunden sei. Dann lief er ihr nach, doch sah er sie auch drunten am Strand nicht; blißschnell war sie durch eine schmale Einsattelung des Sandwallcs wieder nach oben zurückgekehrt, so leicht aufwärts eilend wie abwärts, ohne atemlos zu werden.

Zwischen ihren Wimpern hervor sprühte jetzt ein frohlockendes Funkeln, sie schoß zur Kirche hinüber und in diese hinein. Hier ergriff sie hastig den kleinen, an der Wand lehrenden Gegenstand, nach dem ihr Blick beim Essen umhergegangen war, und verbarg ihn unter ihrem Kleid, dann lauerte sie sich ruhig im Schatten eines Winkels zu Boden. Draußen suchte Alf Enewalds noch nach ihr, sie vor sich hinter den Vorsprüngen des Dünengürtels wahnend; so umkreiste er vergeblich die Insel bis zu der Stelle zurück, wo sie von ihm gelaufen. Dort warf er sich auf den Sand, an Körper und Geist erschöpft; er wußte nicht, was er wollte und dachte, zugleich war eine Todesmattigkeit in

ihm und ein Fiebern des Blutes. Auf den Rücken hingestreckt, lag er mit weit geöffneten Lidern, doch sah er nicht die Himmelswölbung über sich, an der gemach nun die Sonne schräg nach Westen niederlank; vor seinen Augen gaukelten schattenhafte Bilder durcheinander, tote Gesichter, im Mondlicht von wildem Wassergewoge aufgehoben und herangeschleudert. Auf sie wartend, stand am Strand eine unheimliche Gestalt; aber dann ward der Mond jählings zur Sonne, und der überlippende Wellenschäum verwandelte sich zu anderem Weiß, von dem sie fast blendend zurückstrahlte. Darüber hob sich mit geschlossenen Lidern vom Sandgrund das Gesicht Katusa Ahlens, der einzigen, die wußte, was in jener Nacht geschehen war, und des einzigen Menschenlebens, mit dem seines in einer Verbindung stand. Er mußte sie wiederfinden, denn nur sie konnte es ihm sagen; und er mußte sie wiederfinden, denn ohne sie war er ganz allein auf der Welt, schlimmer als je zuvor, und der Irrsinn hielt wieder die Fänge nach ihm ausgestreckt. Doch er fühlte sich wie an den Boden festgeschlossen, unfähig, aus eigener Kraft in die Höhe zu kommen; eine andere mußte ihm erst helfen, um seinem Körper Bewegung und Leben zurückzugeben. So lag er hilflos, ohne Raum und Zeit um sich her, bis sein Kopf einmal emporzuckte, denn aus Ohr traf ihn eine Stimme. Unhörbar waren die geschmeidigen Füße Katusas herangekommen, sie stand hinter ihm und sagte: „Bist du hier, Alf Enewalds? ich suchte dich umsonst. Es war nicht recht von mir gethan, daß ich fortließ, um dir nicht auf deine Frage antworten zu müssen. Du sagtest mir, nach deinem Hause wollest du nicht, aber fort von hier. Willst du mit Alf Tarkens Boot nach dem Platz rudern, wo deine Eltern im Sand schlafen, so helfe ich dir und sage dir dort, was ich weiß.“

Sie wußte, er sei willenlos, wie ein biegsamer Riedhalm in ihrer Hand geworden. In den Nachtrunk ihres Hausgenossen Gift zu mischen, hatte sie sich vor seinem argwöhnisch blinzeln Augen nicht getraut, doch ein unvergleichbar feineres den langen Tag hindurch Alf Enewalds ins Ohr, ins Herz und ins Blut geschüttet, unablässig mit achtjam angespanntem Gesicht und Gehör seine

Wirkung herausgespäht. Ein Gift, das sie auch aus sich selbst geschöpft, nicht aus einer mit Bössartigkeit gefüllten Kammer ihres Inneren, sondern weil die Natur es ihr als nötig erkanntes Mittel zur Erreichung ihres Zweckes eingab und so sie sich selbstverständlich seiner bediente. Als ein mit dem Tierinstinkt begabtes Menschenwesen wilden Wachstums, das anschlällig und scheulos nur seinem Antriebe Folge leistete.

Auch daß sie ihn dahin gebracht, sich leiblich nicht mehr aus eigener Kraft aufrichten zu können, hatte sie begriffen, faßte bei ihren letzten Worten nach seiner Hand und zog ihn in die Höhe. Widerstandslos gab er nach, entgegnete nichts als: „Ja, laß uns rudern!“

So führte sie ihn zum Platz, wo Alf Tarkens Boot lag, das sich bereits leicht im Wasser zu schaukeln begann, denn die Flut hob langsam wieder an. Sie stiegen ein, handhabten jeder ein Ruder; heller Tag war's noch, wortlos bewegten sie das Fahrzeug vorwärts, nur einmal kam dem Mädchen vom Mund: „Das Boot ist zu klein und hält die offene See nicht, wir müssen uns ein größeres verschaffen. Und auch Nahrung müssen wir vorher haben für die lange Fahrt.“

Das Klang Alf Enewalds ans Ohr, jedoch nur der Drang, von Manō wegzukommen, erfüllte ihn und ein dumpfes Gefühl der Erlösung, daß es in seiner Hand liege, er dazu die Herrschaft über seine Glieder zurückgewonnen habe. Kraftvoll schlug er sein Ruder ein, nach und nach durchsehte sich nun das Abendlicht mit grau dämmerndem Gewebe.

Dann hielt Katusa Uhljen einmal wieder an und sagte: „Es ist noch zu früh, wir wollen uns Zeit lassen. Als du zuletzt in der Nacht hier fuhrst, hatten deine Augen drüben einen Feuerchein vor sich. Dich trog keine Einbildung, Mads Uhljen schürte Flammen unter der Düne, damit ein Schiff in Sturmnöth sie für ein hilfreiches Leuchtfeuer halte. So that er's bei Nacht droben in Jütland; was du sahest, war der gleiche Trugschein, der euch dort verdarb. Du wolltest wissen, wie es geschehen ist, ich that unrecht, mich von deiner Hand loszumachen, und will mich zu dir setzen —“

Aufstehend, trat sie zu seiner Bank hinüber und setzte sich, seine Hand fassend, neben ihn. Auch er hatte das Ruder fahren lassen, sah reglos, verhaltenen Atems in ihr Gesicht. Einen Augenblick ließ sie ihn so, doch dann fuhr sie fort: „Deine Eltern kamen nicht mehr lebend ans Land, denn deine Mutter war ertrunken wie meine, weil seine Hände sich ihr unterm Wasser um den Hals gedrückt hatten: dein Vater war wohl kräftig und hätte sich dagegen gewehrt, aber als ich ihn sah, kassete ihm eine Wunde am Kopf, die ein Hieb hineingeschlagen. Ich wußte auch wovon, denn ich kannte das Weil, so wie dieses war's.“

Ihre Hand zog den Gegenstand, den sie aus der Kirche mitgenommen, hervor, ein Handbeil, dessen Eisen noch einen matten Schein gab. Dazu sprach sie noch einmal, jetzt halb raunend: „Sie mußten tot sein, wie alle, wie du sterben gemußt hättest, damit er ihnen rauben konnte, was sie Wertvolles bei sich trugen. Vielleicht findest du noch davon drüben in seiner Lade und erkennst es wieder.“

Sie drückte ihm den Weilgriff in die Hand, um den seine Finger sich wie im Krampf zusammenschlossen. Katusa Uhljen wußte, er war, eigenen Willens beraubt, in ihrer Macht, sie konnte ihn zu dem bringen, wonach ihr Begehren stand. Ein Doppelverlangen des Naturtriebes in ihr war's, Rache an dem Mörder ihrer Mutter zu nehmen und sich seiner Schmach zu bemächtigen, um Alf Enewalds drin weit auf der See fortzubringen an einen Platz, wo er niemand habe als sie, die Mitwifferin der Rache, die er für seine Mutter geübt. Das war eine Fessel, an der sie ihn sicher hielt, wenn die anderen sich nicht stark genug zeigten. Sie wußte nicht von Gutem und Bösem, doch sie war ein Geschöpf, das Leben bekommen und damit den Drang, es sich zu erhalten und so zu genießen, wie sie aus sich selbst schöpfte, daß die Natur ihr das Leben dazu gegeben habe. Und mit dem Trieb die Klugheit, ihn sein Ziel nicht verfehlen zu lassen, dies sicher ins Auge zu fassen.

Ruhig und bedachtsam sprach sie jetzt: „Wir müssen weiter nach rechts halten, Alf Enewalds, und dort anlegen, damit er unser Boot nicht sehen und hören kann, denn sein

Auge weiß, warum es Argwohn blinzelt. Bis die Nacht dunkel liegt, bergen wir uns in den Dünen, dann führ ich dich zu ihm neben der Lade, drin deines Vaters und deiner Mutter Angedenken liegen. Gestern hat er seinen Nachtrunk nicht genommen, aber heut bereitet er selbst sich ihn zu und wird auf seiner Bettstatt schlafen. So gleich siehst das Veil aus, als wär's dasselbe, womit er deinen Vater getötet hat. Nun wollen wir wieder das Ruder nehmen, Alf Enevalds."

* *

Am westlichen Horizont bis weit gen Norden breitete sich noch ein roter Vorhang aus, doch an der Himmelskuppel begannen einzelne Sterne hervorzuglimmern, und nun rüstete sich in Sønderhøe alles, jung und alt, zur Feierung der Sonnenwendnacht. Ganz windlos war's und so still auch die See, als sie's beim Flutstand zu sein vermochte; sie rauschte und murrte nicht, wiegte sich nur tonlos mit glatthingestreckten, weich sich auf und nieder dehnenden Wellen. Feierlich war's ringsum, als wüßten Luft, Wasser und Erde auch von einer absonderlichen Begehung des Tagesschlusses und harrten darauf. Ganz im Norden färbte den Himmelsrand ein blaßgelber, bogenartig aufgewölbter Streifen, der wie ein Ausläufer der westlichen Purpurglut erschien; doch während diese mählich abdämmerte, verblich er nicht mit ihr, regte eher den Eindruck, sich höher heaufhebend, seine Helle noch zu verstärken. Vom Inselboden aber wie von der Wasserfläche wob sich ein leises Dunstgestimmer empor, kein Nebel, „wie der Fuchs ihn braute“, so leicht, als breiteten Elfenhände einen Schleier von Mettengeispinn über den Grund. Raum so hoch wie eine Mannes- schulter und so durchsichtig, daß die Gestalten der am Strand zum Sonnenwendnachtsbad ausziehenden Frauen und Mädchen nicht drin verschwanden, in den Umrissen unterscheidbar blieben. Das war von guter Bedeutung und legte beim Niedertauchen in die See und Wiederheraufkommen eine Tarn- kappe um sie, in die kein Blick von den Dünen herab eindringen konnte. Sie gingen alle miteinander, aber schweigend, denn Worte hoben die Wunderwirkung des nächt-

lichen Bades auf; dagegen schichteten auf einer der Sandkuppen, die frei über den Dunstschleier ragten, die Dorfburschen unter lauten Zurufen einen mächtigen Reifighaufen aus Heidekraut und wertlosen Holzresten empor, zum Anzünden, sobald die Mädchen zurückkehrten. Auf das ankündigende Zeichen wartend, saßen die älteren Männer, heut ausnahmslos sich den Genuß der Tabakspfeife vergönnd, bei einem Nachtrunk um Sibbe Sønnichs Haus, auch Koluf Brams befand sich an diesem Abend unter ihnen. So war alles Leben von Sønderhøe nach der Nordseite des Dorfes hin versammelt, und im Süden lagen Dünenwall und Strand leer verlassen; dort hatte heut niemand um diese Zeit mehr etwas zu schaffen und zu suchen.

Das hatte der Junker Kai Bogwisch bei seinem Vorhaben, Janö zu verlassen, ohne daß er im Pfarrhaus eine Sorge wegen seiner Rückkunft verurjache, in Rechnung gezogen und beim Überlegen als am besten herausgefunden, seine Abreise unter der Verborgenheit durch den südlichen Dünenwall der Insel anzutreten. Da niemand Kenntnis davon haben sollte, war es nötig gewesen, auf den Gedanken, jemand könne ihm beim Rudern behilflich sein, Verzicht zu leisten; er mußte die Fahrt allein machen und suchen, daß er die Richtung nach Ribe finde. So hatte er's vor der Trennung von Edina Bolllejs am Mittag als das Zweckmäßigste beschlossen, zu dessen Ausführung sie, ihn zu großem Dank verpflichtend, dadurch beitrage, daß sie das Boot ihres Vaters an die verabredete Stelle hinbringe. Das konnte sie, ohne ein Aufsehen zu erregen, und außerdem sollte es erst geschehen, wenn die Dorfbewohner sich zur Sonnenwendfeier nach Norden zu fortbegeben hätten. Damit traf auch die förderlichste Flutzeit zusammen, um das Hin- überkommen ans Festland zu begünstigen und am wenigsten anstrengend zu machen.

Der Kopf Edinas war ohne Gedanken, nur farbige Bilder drängten sich in ihm ohne Unterlaß übereinander, gleichsam vom Rahmen einer einzigen Empfindung umfaßt: Wenn Kai Bogwisch sie dorthin mitnähme, wo alle die leuchtend vor ihrer Phantasie gaukelnden Wunder in Wirklichkeit waren. Darauf zu hoffen, wagte sie nicht, und ein

wenig bangte ihr auch davor. Das letztere zwar war grundlos, er reiste nur für acht Tage nach Aischeberg, kam dann, sie mit sich zurückbringend, wieder hierher, und unter seinem Schutze konnte ihr auch in der fremden Welt drüben nichts Übles geschehen. Aber er hatte ihr schon das kostbare Goldkreuz von Ribe kommen lassen, das war übergenug zur Vergeltung der Dienste, die sie ihm geleistet. Sie durfte nicht hoffen, daß seine Freundlichkeit noch Größeres für sie thue; undeutlich stand ihr in der Vorstellung, solche Reise würde viel kosten, und ihre Begleitung konnte ihm nur lästig fallen. So suchte sie den Gedanken daran von sich abzuscheuchen, doch über das Spiel ihrer Einbildung vermochte sie nicht Herrin zu werden; dazwischen drängte sich ihr immer der Gedanke, es sei Sonnenwendtag heute, und er habe sie durch den Kranz in einem Kleid aus silberheller Seide mit einem goldenen Gürtel vor sich sitzen sehen, so wie es die Königin trug, wenn sie bei der Abendsonne in den Wald ritt. Die hohen grünen Bäume mußten wunderbar herrlich sein, und der Duft der Rosenblätter und der Gesang der Nachtigallen ...

Edina Bollleß saß in ihrer Kammer, auf den farblosen Sand der Insel hinausblickend, über den langsam schleichend der Nachmittag hinzog. Nach endloser Zeit sah sie die Frauen und Mädchen sich zum Badegang versammeln, die Burschen das Heidekrautreisig auf die Düne tragen, ihren Vater zu Sibbe Sönnichs hinüberwandern. Dann hob das Zwitterlicht an, und die Sterne begannen zu glimmen; da stand sie auf und ging durch die Dorfleere dem Bootshafen zu. Vor dem Austritt aus dem Hause hatte ihr etwas Scheu den Fuß angehalten, es könne doch jemand sie gewahren, dem auffalle, daß sie allein nicht mit den anderen sei, aber draußen empfing sie jetzt das leichte Schleiergewebe über dem Boden, das auf kurze Entfernung hin nichts deutlich mehr erkennen ließ, und eilfertig überschritt sie die Düne zum Hafenplatz. Von hier klang gleich danach leis ihr behutsamer Runderschlag auf, verhallte in kurzem der östlichen Südspitze Sandö zu, die sie umbog, am Inselrand entlang die Fahrt westwärts fortzusetzen. Lautlos einsam war's hier und

dunkler als an der Ostseite; die salbe Helligkeit, die von dem am nördlichen Himmelsrand aufsteigenden, seltsamen gelben Bogen ausging, kam, vom Dünenwall verschattet, nicht hier herab. Nur die glatten, weichen Flutwellen wiegten ein kaum vernehmbares Gemurmel auf den Strand.

An der verabredeten Stelle saß Kai Pogwisch schon seit geraumer Zeit wartend; wie er's gesagt, lag ihm dran, daß niemand von seiner Abfahrt Kenntnis erlange, und um irgend eine Behinderung durch Koluf Brams zu verhüten, hatte er sich bereits vor einer Stunde unbemerkt aus dem Hause fortgegeben. Sein ruhiges Verhalten gab nichts von Aufregung kund, nur ab und zu ein leichtes Zeichen von Ungeduld, es dauerte ihm lange, bis das Boot eintraf; er schien sich die Zeit durch Gedanken und Vorstellungen zu verkürzen, die sein Mund hin und wieder mit einem halblauten Aufstöhnen begleitete. Dann hob er einmal horchend den Kopf, ein plätschernder Ton scholl durch die Stille, ließ ihn zum Strand hinuntertreten und gedämpft fragen: „Bist du's?“

Die Stimme Edina Bollleß antwortete: „Ja. Wo stehst du? Ich sehe dich nicht.“

Er versetzte: „Hier, der Nebel ist gut. Hat dich niemand gesehen?“

„Nein, alle sind zum Sonnenwendfeuer.“

Das Boot glitt jetzt dicht neben ihm auf den Strand, und das Mädchen stieg aus. Nach ihrer Hand greifend, sagte er: „Es ist gut, daß du gekommen bist, ich fürchtete —“ Aber er sprach nicht zu Ende, schien jetzt doch in eine Erregung geraten, die sich seiner zu bemächtigen drohe und die er mit Gewalt zu beherrschen suchte. Rasch die Hand Edinas wieder fahren lassend, zog er das am Vormittag zurückgenommene Kreuz hervor, das er ihr mit den Worten umhängte: „Nun ist die richtige Stunde für die Gedächtnisgabe. Wirst du meiner auch einmal dabei gedenken? Jetzt ist es Zeit, daß ich mich nicht länger aufhalte und von dir Abschied nehme.“

Ein wenig stöckend brachte sie von den Lippen: „Glaubst du, daß du im Nebel richtig den Weg —?“

Er fiel ein: „Hätt ich's gewußt, daß der läme, da würd ich mir doch einen Führer mitgenommen haben, der hätte auch das

Boot zurückgebracht. Aber nun ist's nicht mehr zu ändern und muß gehen, wie's will, recht oder falsch. So leb wohl, Edina Volkless!"

Sein Fuß setzte sich nach dem Boot vor, doch wie von ihm mitbewegt, that der ihrige das gleiche, so daß er, verwundert klingenden Tons, fragte: „Was willst du noch?“

Sie stotterte: „Das Boot — daran hatte ich nicht gedacht — mein Vater braucht es — wer soll es zurückbringen?“

Eine Weile behielt Kai Bogwisch die Antwort auf der Zunge, dann wiederholte er: „Ja, wer soll's zurückbringen? Du hast recht, das hatte ich auch vergessen.“

Im Kopf Edinas verwob sich's zu wunderlichem Truggespinnst. Nicht ihren geheimen Wunsch zu erreichen, galt's, sie durchdrang das Gefühl, ihr liege eine Pflicht ob. Sie hatte das Boot hierher gebracht und mußte Sorge dafür tragen, daß ihr Vater es wieder erhielt. Eine Erkenntnis war's, die sie jetzt frei und entschlossen sprechen ließ: „Ich könnte dich auf den richtigen Weg führen und beim Rudern helfen.“

„Du?“ Ungläubig scholl's von seinem Mund zurück. „Du wolltest mir auch den Dienst noch leisten — in der Nacht — das wäre mir nicht in den Sinn gekommen.“

Schnell entgegnete sie: „Eh die Sonne hoch steht, kann ich mit dem Boot wieder hier sein, denn ich begleite dich ja — natürlich begleite ich dich nur bis ans Festland.“

Das letzte fügte sie mit Besessenheit hinzu, damit er's ihr nicht abschlage. Er sollte nicht glauben, sie wolle sich ihm aufdrängen, daß er sie weiter, bis zu den Wundern von Ascheberg mitnähme, und er bestätigte ihr auch, daß er nicht daran denke: „Natürlich nicht weiter, eh die Sonne hoch steht, bist du wieder hier —“

Mitten im Satz brach er ab, hastig flüsterte er hinterdrein: „Still! Was war das?“

Aus Norden kam eben ein ferner Schall herüber, die Dorfburichen hatten den Heidekrautstoß auf der Düne angezündet und begrüßten die emporzüngelnde Flamme mit lautem Gejauchz. Aber auch vom Wasser her klang ein näherer Ton, der Kai Bogwisch unwillkürlich den Warulaut vom Mund gebracht, und zugleich zog er das Mädchen

an der Hand einige Schritte weiter gegen den Dünenhang zurück. Aufhorchend blieb er hier stehen, und nun war's unverkennbar ein Ruder Schlag, der gradher gegen den Strand herannahte. Gewahren ließ sich durch das verschleierte Dunstgewebe über der Wasserfläche und dem Inselboden nichts, doch es reichte nur kurz vor ihnen in die Höh, und der Junter raunte am Ohr Edinas: „Wir wollen uns ducken und, was in dem Boot kommt, vorbeigehen lassen. Hauere dich auf den Sand!“

Gleich ihm that sie nach dem Geheiß, wußte nicht, warum es ihr bei dem nun stärker plätschernden Ton unheimlich über den Rücken lief. Ein wenig seitwärts schob sich jetzt vor ihnen schattenhaft ein dunkler Gegenstand auf den Uferstrand, davon lösten sich zwei nur als undeutliche Umrisse unterscheidbare Gestalten ab, gleichfalls wie Schatten lautlos. Merkbar trachteten sie danach, jedes Geräusch zu vermeiden, hörten jedoch selbst etwas und blieben, darauf hinhorchend, ohne Bewegung stehen. Aus Norden her tönte wieder das Jauchzen am Sonnenwendfeuer herüber, von dessen Schein sich nichts wahrnehmen ließ. Das hatte die beiden Gestalten zum Anhalten veranlaßt, allein augenscheinlich begriffen sie ziemlich rasch den Ursprung des nächtlichen Aufhalls, regten sich wieder und traten behutsam gegen den Dünenabhang vor, um an ihm aufzusteigen. Kaum weiter als ein Duzend Schritte entfernt, mußten sie nach ihrer Richtung an Kai Bogwisch und Edina Volkless vorbei, doch diese hoben sich für den Blick nur als eine dunklere Bodenfärbung, wie ein Überzug zusammengedrückter Strandhaferblätter vom Sandgrund ab.

Da geschah urplötzlich Seltsames, im ersten Augenblick Unbegreifbares. Drüben auf der Kuppe verlor das Feuer, wie verbläsend, seine rote Leuchtkraft, denn eine stärkere flammte über ihm auf. Der emporgerückte gelbe Bogen hatte sich mit schwärzlichen Streifen durchseht, und aus ihnen schoß jählings, blitzgleich die Nacht erhellend, eine Strahlengarbe hervor. Die verschwand auch wie ein Blitz, aber das Dunkelkehrte nach ihm nicht wieder, sondern als habe er einen Brand am Himmel erzeugt, erglühete dieser jetzt, dem Horizonte zu, in purpurnem Licht,

daß gegen den Zenit hin sich smaragdgrün verwandelte und daraus wieder goldgelbe Strahlenwellen auswarf. Mit der Helligkeit des Vollmondes überglänzte die prachtvolle Himmelerrscheinung Land und See; wie in stummem Bann blickten alle Angehörigen von Sönderhøe danach auf, bis Veert Bunjen, der Tutgeert, das Schweigen durch den Ausruf unterbrach: „En Nordflüs inne Sünwendnacht. Dat giff wat Godes vun't Johr.“

Am Südrand der Insel unter der Düne aber flog fast gleichzeitig auch ein Ruf durch die Stille: „Alef Enewalds!“ Er kam vom Mund Edinas, vor deren Augen plötzlich die beiden schattenhaften Umrisse mit klar erkennbaren Gesichtern aus dem nebeluden Dunstschleier hervorgetaucht waren. Unbewußt stieß sie's aus und ohne Wollen; doch sie konnte nicht anders, eine Übermacht zwang's ihr aus der Brust, denn darin klopfte ihr das Herz so wie in der Morgenfrühe, als es sie aufgeweckt, weil sie im Traum den Kirchturm von Manö vor sich gesehen hatte. Der Kopf Alef Enewalds' fuhr herum, stockenden Atems suchte er mit den Augen, dann stieß auch sein Mund hervor: „Edina Volkleys!“ und das gleiche klang drauß wie aus ihrem Ruf. Sie war aufgesprungen und stand, aber bei dem Ton seiner Stimme flog sie ohne Besinnen auf ihn zu. Ein Veil fiel ihm aus der Hand, auch er stürzte ihr entgegen, und im nächsten Augenblick schloß er die Arme haltend fest um sie, wie die ihrigen, als suchten sie nach einem Halt, sich um ihn schlangen.

Hier und dort standen der Junker Kai Bogwisch und Katusa Uhljen in starrer Überraschung, er noch verständnislos, sie mit einem Zusammenbeißen ihrer weißen Zähne das Geschehene begreifend. Beide hatten im letzten Augenblick ihre bethörte, sicher umgarnte Beute verloren, wohl durch Zufallsgunungunst eines unberechenbaren Zusammentreffens und des Nordlichts, doch die waren, wenn auch notwendig, nur die äußeren Beihilfen gewesen. Verloren hatte sie die Beute, weil sie etwas nicht in Rechnung ziehen gekonnt, was ihnen beiden gleicherweise unbekannt war, das vom Schlaf aufweckende Klopfen in der Brust, aus dem eine Sprache kam, die keiner Worte bedurfte. Aus list-

reicher Sinnbetäubung hatte es jetzt Alef Enewalds und Edina Volkleys geweckt, zerrissen fielen die Netze vor ihnen ab. Sie fragten nichts, sie sagten nichts, sich umfaßt haltend, gingen sie davon, ostwärts am Strand entlang. Nur die freie Hand Edinas griff einmal nach dem Goldkreuz an ihrem Hals und warf es, die Schnur mit einem Ruck zerreißend, in den Sand. Warum sie's that, wußte sie nicht, aus einem Gefühl, es beenge ihr den Atem in der freudevollen Brust. Über ihnen am Himmel aber flossen nun die bis in den Zenit ausschießenden Gold- und Saphirstrahlen zur „Krone des Nordlichts“ zusammen.

Ein wenig Zeit verging, bis von den Zurückgebliebenen Kai Bogwisch so weit zu einem Verständnis gelangte, daß ihm ein verdrossener Fluch zwischen den Zähnen herausfuhr. Doch danach schlug er eine Lache auf, trat auf Katusa Uhljen zu und sagte: „Bist du nicht die Dohle, die neulich in die Strambude der alten Hege flog? Dohlen haben klügeres Blut als Dünengänse, vielleicht unterhält man sich mit ihnen sogar besser.“

Der farbenglühende Himmel überhellte mit phantastischem Glanzspiel das Gesicht der Angesprochenen, deren Augen dem Junker zwei glitzernde Pfeile entgegenschnellten. Sie hatte begriffen, ihm sei ein Plan fehlgeschlagen wie ihr, und blickschnell sagte sie auf, er befinde sich in einem Zustand, der ihr für die entgangene Beute einen Ersatz bieten könne. Danach griff sie zu, ihrem Doppelhunger war eine nötig, und ihm galt's gleich, welche ihr in den Fang geriet; diese war vielleicht noch besser als die andere. So antwortete sie: „Weißt du den Weg nach deinem Haus nicht, und soll ich dich hinführen?“

Er betrachtete sie noch, in seinen Zügen drückte sich etwas Unschlüssiges aus und ebenso in dem Ton, mit dem er entgegnete: „Ich will ans Festland hinüber. Kannst du rudern?“

Deutlich erkannte sie auch das ungewiß Schwankende in ihm und erwiderte in ablehnendem Ton: „Rudern könnte ich gut, aber es wär mir zu viel Mühe.“ Damit bewegte sie den Fuß vor, um seitwärts davonzugehen.

„Meinst du, daß du dich umsonst anstrengen sollst und ich dir nichts dafür zu geben habe?“ fragte er gereizt.

Da konnte Katuja Uhljen plötzlich etwas, wozu sie bisher nie im stande gewesen. Ihr Mund verzog sich nicht nur zu einem lachenden Ausdruck, sondern stieß auch den Ton einer Lachmöwe dabei aus, und hinterdrein gab sie die Antwort: „Mir liegt nichts an einem Lohn, ich habe genug, um anderen zu geben, und thue nur, was mir selbst gefällt, was ich will.“

„Was du willst? Du hast eine spitze Zunge! Was gefällt dir denn?“

Ihr Ohr und Auge hatten genug aufgegriffen. Ihren Hunger, Rache an Mads Uhljen zu nehmen, mußte sie fahren lassen, doch den anderen zu stillen, lag in ihrer Hand, der richtigen Benützung ihrer Klugheit. Mit der Witterung ihres Naturinstinkts schöpste sie aus sich, der Junker vor ihr trage nicht die Art Alf Enevalds' in sich, und ihr flog wie mit trotziger Veringschätzung aus den Zähnen: „Was ich will? Es ist Sonnwendnacht, und ich habe noch nicht in der See gebadet. Das will ich!“

In einem Nu hatte sie ihr graues Kleid von sich gerissen, es scheinbar achtlos fortgeworfen, und wie ein weißer Blik sprang sie in das Wasser der Landtiefen vor ihr hinein, schnellte sich gleich einem silberschuppigen Fisch davon. Ein Vorgang war's, der gleichfalls wie mit einem Ruck die Unschlüssigkeit Mai Bogwischs zerriß, ihn im nächsten Augenblick zu fast ebenso geschwindem Handeln ansetzte. Auch er schnellte sich mit einem Sprung vorwärts, ins Boot hinein, und trieb dies, hastig die Ruder ergreifend, der Fortschwimmenden nach. Doch dann flog ihm ein Lachen vom Mund, sein Fuß traf auf etwas am Boden, daraus ihm plötzlich aufging, sie habe ihren Rock nicht ziellos an den Strand von sich geschleudert, sondern geschickt in das Fahrzeug hineingeworfen. Das ließ ihm hinter dem Lachen drein den Ausruf entfahren: „Dohlen treiben sich nicht lange im Wasser herum, sie sind kluge Vögel und wissen, wo sie's besser haben.“ Und verlangsamten Ruderschläges folgte er der wie ein paar sich wiegende Rabenflügel vor ihm schwimmenden Haarflut nach, unter deren nachttiefem Dunkel die dar-

über spielenden Mondlichtstrahlen einen hellglimmernden Schein aus den glattdünenden Wellen heraufhoben.

Alf Enevalds und Edina Volkles brauchten geraume Zeit, um den Weg nach Sönderhøe zurückzulegen, so daß sie dort erst eintrafen, als die Dörfler von dem verloderten Dünenseuer heimkehrten. Doch auch vor den verwundert auf das Mädchen und den unbekannten jungen Mann gerichteten Augen ließen sie die Arme nicht voneinander, erklärten nur kurz, die Sonnwendnacht habe ihnen Erkenntnis gebracht, daß sie sich angehören wollten. Nicht ihnen allein war solche Einsicht gekommen, auch zwei anderen, bisher ungewiß zaudernden jungen Paaren, die sich heut offen Hand in Hand gehend zeigten, und so war's im Gefühl aller nach altem Väterbrauch und von guter Vordeutung, daß es in dieser Nacht, oben drein unter einem Nordlicht, so geschehen. Mit friesischer Ruhe nahm's seinen Verlauf, die neu Anverlobten begaben sich noch in das Elternhaus der Braut, und die es sonst näher anging, folgten ihnen nach. Nolu Brams aber führte das Paar, das seine Anteilnahme am stärksten weckte, zu sich ins Pfarrhaus, wohin Volkles Fedderings mitwanderte. Der erwies sich von dem Notwendigsten, einer Darlegung der äußeren Umstände seines künftigen Schwiegersohnes, bald völlig befriedigt, das Sonstige ging nicht ihn an, sondern seine Tochter. Der Pastor dagegen, wenn sich ihm zwar manches noch dem Verständnis entzog, gewann rasch auch einen Einblick in das Innere des jungen Einsiedlers von Manö und ward dadurch nicht minder zufriedengestellt. Das überraschende Geschehnis ließ ihm die Abwesenheit seines vornehmen Hausgastes nicht zum Bewußtwerden kommen, auch Edina sprach nicht von diesem, denn sie dachte nicht mehr an ihn, so wenig wie an grüne Wälder, Nachtigallengesang und wunderjam prächtige Kleider. Das lag hinter ihr abgesunken wie ein dumpf verworrenen Traum, aus dem sie von einem hastigen Herzklopfen aufgeweckt worden, und sie begriff nicht, wie der thörichte Wunsch in ihr entstehen ge-

konnt, der Junker Kai Pogwisch möge sie auf einer Reise nach Wscheberg mit sich nehmen. Weiter gingen ihre Gedanken über ihn nicht.

Und Alf Enewalds glich ihr darin, daß auch er kein Verständniß des Gärnes in sich trug, mit dem er umstrickt gewesen; nur das gleiche herrliche Lebensgefühl erfüllte seine Brust wie die Edinas, und wie die Vergangenheit der letzten Woche hinter ihr, so lag das, was er von ihrem Zusammensein mit einem Fremden gehört, als ein sinnlos verworrenes Traumgepöpsel von ihm abgefallen. Was die alten Steine der Katharinenkapelle geschaffen hatten, war die Wirklichkeit und Unwandelbares, alles andere nur unbegreifliche Bethörung. Doch nach Ablauf von Stunden tauchte ihm eine Erinnerung auf und befiel ihn mit einem plötzlichen Schreck, daß das kleine schwarzhaarige Mädchen, dem er in der Mondnacht die Rettung seines Anabenlebens verdankt, selbst gegenwärtig in drohender Todesgefahr sei. Und so sprach er von dem, was er am Abend aus dem Munde Katusa Ahlsens vernommen hatte, zwar selbst halb im Zweifel, ob nicht auch das nur eine Wahnvorstellung seines Gehörsinns gewesen sei.

Seine Mitteilung zog jedoch als Folge nach sich, daß nur um ein wenig später ein halbes Duzend der Männer Sönderhöes aufbrach und eilig den Dünen am Südwestrand der Insel zuschritt. Das Nordlicht hatte seinen Farbenglanz lange erbleichen lassen, im Osten rötete dafür schon der Morgen den Himmelsrand, als die Ausgezogenen sich geräuschlos von rundum der Behausung Mads Ahlsens näherten. Doch die Behutsamkeit erwies sich zwecklos, denn das einsame Haus zwischen den Sandhügeln stand leer ohne Laut und Leben, und am Strand jenseits der Düne war auch die Schmach verschwunden. Als Katusa am Morgen nicht zurückgekommen, hatte der Argwohn ihres Hausgenossen, sie führe ebenso Drohendes gegen ihn im Schilde wie er gegen sie, sich so hoch aufgenährt, daß er, wie schon einmal droben in Jütland, mit schnellem Entscheid seinen Wohnsitz im Stich gelassen, selbstverständlich unter Mitführung des Inhalts der gleichfalls leerstehenden Truhen und Läden. Was er darin angesammelt gehabt, entzog sich so der Kenntnis, über das von

ihm betriebene Gewerbe aber ließen mannigfache, unter einer Sandschicht verborgene blutbesleckte Kleidungsstücke, die unverkennbar Schiffbrüchigen angehört hatten, nicht Zweifel, und verkohlte Holzreste am Strand redeten von Trugsuern, die dort in Sturmnächten gebrannt. Nicht Unerhörtes, doch auf Fanö nicht für möglich gehalten war's, Mads Ahlsen nicht der einzige, der so an der Westsee mit ihrer Heimtücke wetteiferte; wohin er davongegangen, brachte niemand in Erfahrung. Endlos lang, als eine unbekannte Welt streckte sich für seinen Betrieb die menschenleere jütische Westküste mit unzählbaren Wildniseinöden nach Norden.

An Koluf Brams fanden Alf Enewalds und Edina Bollkess einen Pastor, der ihrem Wunsch, um einige Wochen später neben den alten Steinen der versunkenen Katharinenkapelle sich angetraut zu werden, keine Weigerung entgegensetzte. Um die Zeit der Tiefebbe geschah's, die Kirchtürme von Sönderhöe und Manö blickten in der Sonne aus Norden und Süden herüber, umher auf dem Flaggesand tummelte sich das reggeschäftige Leben der Regenpfeifer, Austernfischer und Brachvögel, die Kämpfhähne folgerten ihre bunten Halskragen zum Turnier auf, und mit weiß leuchtender Brust jagten rufend die Möwen darüber. Vom Festland her hatte Alf Enewalds für seine Frau ein Brautgewand und ein Festmahl im Pfarrhaus besorgt, wie beides die Insel wohl seit ihrem Bestand noch nicht gewahrt, und in dem Kleid mit der Goldkrone ihres Haares auf dem Scheitel konnte Edina Enewalds wirklich wie eine junge Königin von Fanö erscheinen. Dann ruderte Bleif Bleeken das neue Ehepaar nach Ribe hinüber, dem zu neuem Leben aufwachenden, stattlichen Gehöft bei Wobbenbüll entgegen.

Um ein halbes Jahr nachher an einem Januarmorgen fand der Wirt eines Gasthauses in der ostjütischen Stadt Marhuus einen Fremden, der, von einem jungen Weibe begleitet, längere Zeit bei ihm gewohnt, tot im Bett liegend; ein Papier ergab, daß er sich unter unrichtigem Namen dort einquartiert gehabt, in Wirklichkeit der adlige Junker Kai Pogwisch aus Holstein gewesen sei. Mehrere ausgeleerte Weinflaschen ließen zuerst mutmaßen, ihn habe in-

folge übermäßigen Trunkes ein Schlaganfall betroffen, doch ärztliche Untersuchung stellte in einem der Gläser, darin ein kleiner Überrest geblieben, einen Bodensatz von Arsenikpulver fest. Der Verstorbene hatte den Eindruck gemacht, reich mit Geldmitteln versehen zu sein, allein in seinem Nachlaß fand sich nicht das geringste davon vor; seine schwarzhaarige Begleiterin war spurlos verschwunden. Unauskundbar blieb, ob er selbst sich absichtlich den Tod gegeben habe oder unwissentlich vergiftet worden sei. Doch fraglos hatte Kai Pogwisch sich eine Maus zum Spielzeug einzufangen geglaubt und war statt dessen an eine junge Katze geraten, die mutmaßlich, als er des Spiels überdrüssig zu werden begonnen, gezeigt, daß die Natur sie mit scharfen Krallen und dem Selbsterhaltungstrieb zu ihrem Gebrauch ausgerüstet habe. So wenig wie vom Verbleiben Mads Uhlens vernahm irgend jemand mehr etwas von dem Natuja Uhlens.

Mit dem kleinen nächtlichen Vorgang in Aarhus fiel zeitlich ein anderer, für das Königreich Dänemark sehr bedeutungsvoller zusammen. In der Hauptstadt Kopenhagen drangen während der Nacht vom 16. auf den 17. Januar 1772 Verschwörer in das Schlafgemach des geisteskranken Königs Christian des Siebenten ein und nötigten dem jäh Aufgeweckten seine Unterschrift unter einen Befehl zur Verhaftung der Königin Karoline Mathilde und des Grafen Struensee ab. Beide wurden unter Anklage eines ehebrecherischen Umgangs gestellt und ihnen wechselseitig in hinterhältiger Art ein Zugeständnis desselben entlockt durch die Vorspiegelung, daß nur so einer den anderen vor dem Henkerbeil zu retten vermöge. Dann ward um ein Vierteljahr später an einem Apriltage dem Grafen Struensee auf dem Richtplatz die rechte Hand und das Haupt

abgeschlagen, dies auf einen Pfahl genagelt; sein Körper gebierteilt und aufs Rad geflochten; die junge Königin entging dem auch ihr drohenden Tode durch den mächtigen Einspruch ihres Bruders, des Königs Georg des Dritten von England. Nach kaum drei Jahren einsamer, von der Welt abgeschiedener Lebensführung im Schloß der hanoverischen Stadt Celle starb sie dort, noch nicht vierundzwanzig Jahr alt geworden.

Teilnahmslos, vielmehr mit Schadenfreude wohnte die dicht zusammengedrängte Menge Kopenhagens der Hinrichtung dessen bei, der, ob auch in überstürzender Hast und Vorsichtslosigkeit, Großes für die Wohlfahrt Dänemarks gewollt und vollbracht, Aufklärung des Volkes angestrebt, die Willkür des Adels beschränkt, mittelalterliche Barbarei der Strafgesetze und die Leibeigenschaft der Bauern aufgehoben hatte. Doch er war ein Deutscher gewesen, ein Emporkömmling und Neuerer, gegen den sich Pfaffen und Junker als Todfeinde zusammengeschlossen, und gleich jedem, der einem Volk Gutes zu bringen sucht, ging er am Stumpfsinn desselben unter, wie in der Ahlheide die Wurzeln der Bäume abstarben, mit denen er die unfruchtbare Öde Westjütlands zu bessern getrachtet. Ein völlig erfolgloses Bemühen war's, von dessen Mißlingen heute kein Anzeichen irgendwo mehr Kunde hinterlassen.

Der Erzähler dieser Begebenheiten aber hat noch als kleiner Knabe auf dem Gut Ascheberg den zu höchstem weißköpfigem Greisenalter gelangten Bauernburschen gesehen, der das Heckthor vor Karoline Mathilde von Dänemark und Johann Friedrich Struensee aufgerissen, wenn sie zusammen in den Wald austritten, und es hinter ihnen wieder zufallen ließ, so daß ihr nachkommendes Gefolge eine Weile vor dem Holzgatter anhalten mußte.





Körper und Geist heim, ein großes Gut in unseren Tagen, ein gewaltiges Machtmittel im heutigen entnervenden Kampfe um das Dasein.

Den vornehmsten Wikingszug nach dem Nordlande unternimmt alljährlich der deutsche Kaiser auf seinem stolzen Schiffe „Hohenzollern“. An ihrem Bug droht nicht der von dunkler Höhle aus tückisch Verderben speiende Drache, sondern der deutsche Reichsadler, das Sinnbild selbstbewußter Kraft, der seine Schwingen der Sonne entgegen in lichten Höhen ausbreitet. Zur Seite des Kaiserschiffes, einem Vagen gleich, hält sich der hurtige „Sleipner“, der nicht umsonst den Namen des achtfüßigen Wodanrosses führt. In kurzem Abstände folgt als Schild- und Waffenträger des Kaisers der weißgemalte Kreuzer „Niobe“, während drei flinke Torpedoboote, den Raben Wodans gleich, ab- und zusliegen und die Gesehnisse der ganzen Welt zu den Ohren des Herrschers bringen. So dampft das stolze Kaisergeschwader durch die stillen Fjorde. Der nordische Bauer blinzelt dann wohl hinüber zu den weißen Schiffen, in ihm regt sich das alte Wondenblut, ein kurzer Traum von Kampfgetöse und Siegesjubiläum umfängt ihn — doch der ruhig blickende Mann in schlichtem Seemannsleide, der Herrscher eines mächtigen Reiches, winkt ihm von der Kommandobrücke freundlich zu, und da lüftet er den Hut und senkt die Hausflagge zum Gegrüße.

Was würden die alten Nordlandrecken für Augen machen, wenn es ihnen heute vergönnt wäre, an Bord des Kaiserschiffes zu steigen, dessen Deck eine ganze Flotte von Drachenschiffen beherbergen könnten! Was würden die Helden empfinden, wenn sie ihre Götter, vor denen sie scheu erbebten, in der Gewalt und im Dienst des heutigen Menschen sähen? Da muß Loki die Macht seines Feuers hergeben, da rumort die alte Ran in den Kesseln und dampft zischend vor Zorn, damit sich die gewaltigen Maschinen bewegen. Die wilde Formungander beugt und krümmt sich, um auf ihrem Rücken den Koloß zu tragen, Red und Rixen müssen, angetrieben durch die Peitschenhiebe der Propeller, das Schiff vorwärts drängen. Der alte Agir mag wettern und blasen, so-

viel er will, er treibt nur den Loki im Feuerraum zu erhöhter Thätigkeit an.

Für den, welcher die Krone trägt, ist es keineswegs leicht zu reisen. Wohl ruht sie sicher daheim auf rotem Kissen, doch unsichtbar schwebt sie stets über dem Haupte des Herrschers. Aber zu ihr gesellt sich Frau Sorge. Sie fliegt auf dem Draht daher, sie kommt mit dem Torpedoboot längseits, der Kurier bringt sie in seinem Zelleisen an Bord. Sie stellt sich neben den Kaiser und raunt ihm selbst in fröhlichen Stunden von Leid und Gefahr im Reiche zu. Auf dieser Fahrt sang sie fortwährend das traurige Lied von der todkranken Mutter daheim und hielt das nordwärts strebende Schiff im Hafen fest, um jeden Augenblick bereit zur Heimreise zu sein.

Die Nordlandfahrt des Kaisers bedarf naturgemäß umfassender Vorbereitungen, welche dem leitenden Hofmarschall manche schlaflose Nacht kosten mögen. Schon im Winter beginnt die Arbeit. Nach Feststellung des Reiseprogramms geht es an die Instandsetzung der „Hohenzollern“, welche auf der Fahrt als Schloß und Kriegsschiff zugleich dient. Für tausenderlei kleine und große Gegenstände zur Bequemlichkeit, ohne welche der moderne Mensch heute nicht leben kann, muß gesorgt werden. Große Schwierigkeiten macht die Versorgung der kaiserlichen Tafel mit Lebensmitteln, da diese in Norwegen teils minderwertig, teils schwer zu beschaffen sind. Auf Einzelheiten einzugehen, ist unmöglich. Der Leser kann sich wohl denken, welche Schwierigkeiten sich bieten, das schwimmende Schloß, welches stets den Aufenthaltsort wechselt, von Potsdam aus mit frischen Lebensmitteln zu versorgen. Dabei muß die, wenn auch verhältnismäßig einfache Hofhaltung doch auch jederzeit imstande sein, allen Anforderungen der kaiserlichen Repräsentation, falls solche durch die Umstände geboten ist, zu genügen. Fügt man noch hinzu, daß der Hofmarschall gegebenenfalls auch mit der Politik zu rechnen hat, daß oftmals das ganze Reiseprogramm kurzerhand geändert werden muß, so ergiebt sich eine Fülle von Arbeit, welche das Dispositionstalent und die Kraft eines Mannes in höchstem Maße in Anspruch nimmt.



daß die Folterbetten der Inquisitionszeit wohl nicht schlechter waren als die Bunk auf manchen Schiffen. Jetzt im Mannesalter freut man sich des Komforts, und ich glaube sicher, daß selbst der rauhbeinigste Wikinger, der die Abhärtung gezwungen als Sport übte, gern von seinem Drachenschiff auf Seiner Majestät Yacht „Hohenzollern“ übergesiedelt wäre.

Gleich am ersten Reisetage herrschte fröhliche Stimmung an der Tafel, zumal der Geburtstag des anwesenden Fürsten Philipp Eulenburg gefeiert wurde. Es fiel dabei mancher gute Witz, keineswegs höfischer Art, sondern voll guten, echten Humors, gewürzt mit scharfen, geistreichen Pointen. Noch lange nach der Tafel hallte diese frohe Stimmung nach.

Indessen eilte das Geschwader mit hoher Geschwindigkeit dahin. Gegen Abend passierten wir Schloß Kronberg am Sund, wo die Batterie die Kaiserstandarte salutierte. Mir war es, als ob der selige Hamlet herüberwinkte und dabei sagte: „Ihr habt gut lachen in eurem Kaiserhause! Hätte ich nur die Eltern eures hohen Herrn gehabt, der alte Polonius wäre eines natürlichen Todes gestorben, und Ophelia wäre eine prächtige Landesmutter geworden! — auch brauchten sich die Menschen heute nicht darüber den Kopf zu zerbrechen, was ich mit meinen Grübeleien und tiefsinnigen Worten eigentlich gemeint habe.“

Am anderen Tage dampfen wir unter der norwegischen Küste. Das Land starret von Klippen. Die Sage erzählt, daß Gott, als er dies Land gemacht, die Felsen aus großen Körben herausgeholt habe. Danach seien aber viel kleine Steinbrocken übriggeblieben, welche er dann mit der Hand im Meere verstreut habe.

Durch dieses Klippengewirr weiß nur der norwegische Lotse seinen Weg zu finden. Sobald wir in den Narmsund eingelaufen waren, kamen daher die Lotsen Nordhus und Ellison, zwei Enakshöhne, richtige, echte Nachkommen der Wikinger, an Bord. Nach Begrüßung des Kaisers übernahmen sie abwechselnd das Kommando auf der Brücke. Das ruhige, klare, blaue Auge blickt unausgesetzt nach vorn, nur wenige, fast leise gesprochene Kommandos kommen von ihren

Lippen. Es ist, als ob die gigantische Natur, das Brausen des Meeres und der Wasserfälle diese Nordlandkinder habe schweigen gelehrt. Ist der Fjord frei, so verschwindet der Lotse unter Deck und überläßt den Wachsoffizieren das Steuern nach der Karte. Sobald das Fahrwasser schwierig wird, finden wir den Lotsen auf seinem Posten.

Wir durchheilen den herrlichen Hardangerfjord und werfen in Odde Anker. Am anderen Morgen geht es mit Karriol oder Stoolkjäre nach einer schattigen Stelle unter Bäumen und Felsen am stillen See Sandvenband, in dessen Fluten sich der blauschimmernde Gletscher Buarbrä spiegelt.

Für den nächsten Tag ist eine große Partie nach dem Votefos geplant. Ein gutes deutsches Wort sagt: „Am Endpunkt jeder Wanderung muß ein Wirtshaus liegen.“ Da nun aber an dem brausenden Wasserfall nur schlecht für das leibliche Wohl gesorgt ist, so eilt eine ganze Etappe unserer Blaujacken mit Zelten und Kücheneinrichtung voraus, um in wilder Felschlucht eine Restauration herzustellen, deren fliegende Küche man den „fliegenden Gerichtsstand“ nennen könnte, da sie sich mit schleuniger Herstellung mehrerer Gerichte zu befaßen hat. Vormittags brechen wir von Odde auf. Der Kaiser lenkt seine eigene Stoolkjäre, ihm schließt sich die lange Reihe von Fuhrwerken für das Gefolge und die Dienerschaft an. In scharfem Trabe geht es auf der Chaussee am Ufer der brausenden Gröndalsfjell entlang. Wo die Felsen am engsten sich zusammenschließen und das blaue Wasser sich tosend durch gigantische Blöcke wälzt, ist die durch eine Bronzetafel gekennzeichnete Stelle, wo vor einigen Jahren der unglückliche Leutnant von Gahle den Todessturz mit seinem Rade in den Fluß that. Dort wird Halt gemacht, und der Kaiser legt einen Kranz blühender Blumen an der Bronzetafel nieder. Dann geht es geradewegs zum herrlichen Votefos. Dampf umhüllt den Gipfel der Felsen, von denen die Wasser herniederstürzen; das Brausen überdönt die menschliche Stimme. In weichevoller Andacht genießen wir das herrliche Schauspiel. Dem Naturgenuß folgen die kulinarischen Genüsse unter den schattigen Zelten. Es ist eine Art Trillinium, da der Kaiser und wir



THE HOUSE OF COMMONS

alle auf ein Segeltuch ausgestreckt liegend die Mahlzeit zu uns nehmen. Heitere ungezwungene Plauderei kürzt die Stunden, und es wird spät, ehe die ganze Reisegesellschaft wieder an Bord der „Hohenzollern“ eintrifft. Surtur, der Sonnengott, meint es auf dieser Nordlandfahrt besonders gut, so daß wir bei einer Durchschnittstemperatur von 28 Grad im Schatten schon stille Gebete zu ihm richten, mit seinem Segen innenzuhalten. Der tropischen Hitze gemäß ist auch Offizieren und Mannschaft Tropenanzug anzulegen befohlen worden, und eine aufgenommene Photographie des Kaisers mit seinen Offizieren in diesem Kostüm erscheint beinahe wie eine Ironie auf den hohen Norden.

Nach Verlassen von Odde dampfen wir nach Bergen, der reizend am weitausbuchenden Fjord gelegenen Stadt. Hier bereitet das Volk dem Kaiser ein herzliches Willkommen, was um so höher bewertet werden muß, als sonst keinerlei festliche Empfänge stattfinden. Während des schmierigen Geschäfts der Kohlenübernahme wurde vom Kaiser und einem Teil des Gefolges eine Fahrt zu der Villa des deutschen Konsuls Mohr unternommen; ein Frühstück schließt sich an.

Am folgenden Tage dampfen wir in den Sognefjord ein.

Da hier nicht der Platz ist, alle die landschaftlichen Schönheiten der gewaltigen Nordlandnatur zu beschreiben, will ich dem Leser lieber eine Schilderung geben, wie sich das Leben und Treiben während eines Tages an Bord der „Hohenzollern“ gestaltet.

Die Morgenstunde, welche bei uns bekanntlich Gold im Munde führt, wird in Norwegen zur Sommerzeit allegorisch schwer darzustellen sein. Jedenfalls sieht sie der Abenddämmerung zum Verwechseln ähnlich und schließt sich auch unmittelbar daran an. Die Morgenstunde ist daher an Bord der „Hohenzollern“ ein für allemal auf acht Uhr festgesetzt. Die Matrosenkapelle spielt den Flaggenmarsch zum Zeichen für jedermann an Bord, daß die Reichskriegsflagge am Heck geheißt wird. Darauf ertönen die Weisen „Heil dir im Siegerkranz“ und die norwegische Nationalhymne. Es ist Zeit, an Deck zu eilen. Dort finden wir den Kaiser

schon bei der Musterung der während der Nacht gefangenen Seefische und Hummern. Nach herzlich ausgetauschtem Morgengruß geht es zum Turnen auf das Promenadendeck. Der Kaiser selbst geht darin seinem Gefolge mit gutem Beispiel voran und führt alle Übungen, welche auf sein Kommando erfolgen, gewissenhaft aus. Wir suchen ihm nachzueifern und schweigen wie einst auf dem Kasernenhofe. Nur die älteren Herren Generale dürfen „mogeln“. Unter Scherzen und Lachen geht die der Leibesübung gewidmete halbe Stunde dahin. Dann winkt die Frühstückstafel, bei welcher namentlich die frisch gefangenen Fische herrlich munden.

Die Plätze an der kaiserlichen Tafel werden von dem Gefolge und den geladenen Offizieren ohne jede Rangordnung besetzt, nur die Plätze neben dem Kaiser werden abwechselnd den Teilnehmern der Reise zugewiesen, so daß jeder mehrmals zu der Ehre kommt, zur Rechten oder zur Linken des Monarchen an der Tafel zu speisen. Nach dem Frühstück wird geraucht und die zwanglose, mit heiteren Scherzen gewürzte Unterhaltung auf dem Achterdeck fortgesetzt. Der Kurier ist von Potsdam eingetroffen. Von dem Torpedoboot, welches den Feldjäger von der nächsten Hafen- oder Eisenbahnstation abgeholt hat, werden ganze Berge von Kisten und Kasten an Bord geschleppt. Im Hofmarschallamt wird die umfangreiche Post sortiert, um sie gleich darauf den Empfängern zuzustellen. Auf dem Achterdeck hat der Kaiser Platz genommen. Die Chefs der Kabinette sind zum Vortrag befohlen. Es gilt eine ganze Reihe von Regierungsgeschäften zu erledigen, die eingelaufenen Briefschaften zu prüfen, Unterschriften zu leisten, Antwortschreiben zu erlassen und dergleichen mehr. Das Achterdeck ist während dieser Zeit — tabu, so daß der Gast am besten thut, eine Partie an Land zu unternehmen und dort, wie ich es häufig gethan habe, seine künstlerischen Studien zu machen.

Um ein Uhr versammeln sich alle wieder zur Mittagstafel. Der Speisezettel weist nur wenige Gerichte auf. Dazu wird leichter Mosel und Rotwein sowie Champagner getrunken. Nur hin und wieder werden einige Extrafaschen entkorkt und ihr Inhalt an „Kranke“ verteilt. Daß sich sofort bei



findet. Vor dem Speisesalon versammelt sich die Matrosenkapelle und lockt schon durch das Stimmen der Instrumente Hunderte von Norwegern und Touristen in Booten herbei.

Der Kaiser giebt das Zeichen zum Beginn der Abendtafel, und unter den Klängen des ersten Musikstückes ordnen sich die Teilnehmer an den mit Silberaufsätzen und Blumen reichgeschmückten Tischen. Die Essenszeit ist meist kurz bemessen. Nach etwa einer halben Stunde wird die Tafel aufgehoben, die Gesellschaft begiebt sich unter Borantritt des Kaisers nach dem Achterdeck, wo Kaffee, Thee und Cigarren bereitstehen. Bei heiterer, froher Unterhaltung fliegen die Stunden dahin; der Tag neigt sich zur Rüste. Der Himmel flammt auf. Berge und Schneefelder erglühen noch einmal, ein Zeichen, daß die Sonne hinter den ragenden Steinriesen in das Meer hinabsinkt. Die Musik läßt wieder ihren Fahnennarsch, Heil dir im Siegerkranz und die norwegische Hymne ertönen, die Flagge wird langsam am Stock niedergeholt, während die Gesellschaft, sei es durch militärischen Gruß oder Entblößen des Hauptes, dem Symbol des Deutschen Reiches seine Ehrerbietung zollt.

Die Dämmerung, der im Norden keine dunkle Nacht folgt, bricht herein. Der Himmel zeigt sanfte, himbeerfarbene Töne, blaugraue und violette Schatten schweben an den Bergen empor, ein feiner Dunst läßt die Umrisse der ferner liegenden Gebirge im Äther verschwimmen. Die Schiffe erstrahlen im Glanze der elektrischen Lichter, das tiefe, stille Fjordwasser spiegelt das herrliche Bild wieder. Die Musik spielt ernste und heitere Weisen, stumm lauschen die zu Hunderten erschienenen Zuschauer, welche mit ihren leichten Booten geräuschlos die „Hohenzollern“ umkreisen. Gewaltige Natur und Menschenwerke einen sich in diesen weisevollen Stunden der nordischen Sommernacht zu unvergeßlichem Bilde.

Wenn die Gäste von Bord sind und die Matrosenkapelle abgetreten ist, liebt der Kaiser, den Klängen des Harmoniums zu lauschen. Dann beschließt ein kurzer Stakt das gesellschaftliche Leben und Treiben des Tages. Die Lampen erlöschen, und nur die Anker-

und Kommandolichter strahlen in der Dämmerung.

Die „Hohenzollern“ ist auf der Nordlandreise ein gastliches Schiff. Es ist überaus interessant, dort im Verkehr mit Persönlichkeiten des verschiedensten Ranges, des Berufes und der Nationalität zu stehen. Der Kaiser versteht es wie keiner, seine Gäste in der Unterhaltung zu fesseln, und oftmals flossen die Stunden so schnell dahin, daß erst die Mitternachtsglocke an den Abbruch des frohen Geplauders mahnen mußte. Festtage waren es, wenn wir die stolzen Dampfer der Hamburg-Amerika-Linie in den Häfen antrafen. In Gudvangen ankerte die prächtige Yacht dieser Linie, die „Victoria Luise“. Das war ein Grüßen und Musikgetöse, als die „Hohenzollern“ einlief! Der Kaiser befohl die schöne Yacht und gestattete nach seiner Rückkunft den Passagieren die Besichtigung seines Schiffes. Und sie kamen alle, Deutsche und Amerikaner, Engländer und Franzosen, alt und jung, die Fallreestreppe hinauf. Der Hochbootsmann sammelte sie in Gruppen, welche dann unter Führung von Unteroffizieren das Schiff in Augenschein nahmen. Auf dem Oberdeck promenierte der Kaiser mit einigen Herren des Gefolges an der Steuerbordseite. Langsam wurden die Hunderte von Neugierigen an der Backbordseite entlang geführt. Ich habe den Kaiser selten einem solch vernichtenden Kreuzfeuer von photographischen Apparaten standhalten sehen wie bei solchen Gelegenheiten. Mit gutem Humor ließ der hohe Herr alle Unbequemlichkeiten über sich ergehen, suchte auch diesen und jenen ihm persönlich bekannten Reisenden aus der Reihe heraus und gab sichtlich seine Freude zu erkennen, wenn es dem „verehrten Publikum“ an Bord seiner Yacht gut gefallen hatte. Abends fuhr dann die „Victoria Luise“ langsam an der „Hohenzollern“ vorüber. Über den Toppen und die Reling entlang war das Hamburger Schiff mit elektrischen Lichtern erleuchtet. Es gewährte einen zauberhaften Anblick, die beiden stolzen Yachten in dieser Beleuchtung zu sehen. Daß die Begeisterung der Reisenden bei diesem Abschied sich in gewaltigem Jubelgetöse Luft machte, daß die Musik herüber und hinüber tönte, brauche ich wohl gar nicht zu erwähnen.







Wallerstein argues that women are in a double bind. On the one hand, they are expected to be mothers and to care for their children. On the other hand, they are expected to be breadwinners and to support their families. This double bind is a result of the gendered division of labor, which assigns men the role of breadwinner and women the role of caregiver. Wallerstein argues that this double bind is a source of stress and conflict for women, and that it is a major factor in the development of mental health problems. She argues that women who are in a double bind are more likely to experience depression, anxiety, and other mental health problems. She also argues that women who are in a double bind are more likely to have problems in their relationships with their children and with their partners. Wallerstein's argument is based on a number of studies, including a longitudinal study of women who were in a double bind in the 1970s and 1980s. This study found that women who were in a double bind were more likely to experience mental health problems than women who were not in a double bind. Wallerstein's argument is a powerful one, and it is one that should be taken seriously by anyone who is interested in the mental health of women.

Wallerstein's argument is a powerful one, and it is one that should be taken seriously by anyone who is interested in the mental health of women. She argues that women who are in a double bind are more likely to experience mental health problems than women who are not in a double bind. She also argues that women who are in a double bind are more likely to have problems in their relationships with their children and with their partners. Wallerstein's argument is based on a number of studies, including a longitudinal study of women who were in a double bind in the 1970s and 1980s. This study found that women who were in a double bind were more likely to experience mental health problems than women who were not in a double bind.

Wallerstein's argument is a powerful one, and it is one that should be taken seriously by anyone who is interested in the mental health of women. She argues that women who are in a double bind are more likely to experience mental health problems than women who are not in a double bind. She also argues that women who are in a double bind are more likely to have problems in their relationships with their children and with their partners. Wallerstein's argument is based on a number of studies, including a longitudinal study of women who were in a double bind in the 1970s and 1980s. This study found that women who were in a double bind were more likely to experience mental health problems than women who were not in a double bind.

Wallerstein's argument is a powerful one, and it is one that should be taken seriously by anyone who is interested in the mental health of women. She argues that women who are in a double bind are more likely to experience mental health problems than women who are not in a double bind. She also argues that women who are in a double bind are more likely to have problems in their relationships with their children and with their partners. Wallerstein's argument is based on a number of studies, including a longitudinal study of women who were in a double bind in the 1970s and 1980s. This study found that women who were in a double bind were more likely to experience mental health problems than women who were not in a double bind.

Wallerstein's argument is a powerful one, and it is one that should be taken seriously by anyone who is interested in the mental health of women. She argues that women who are in a double bind are more likely to experience mental health problems than women who are not in a double bind. She also argues that women who are in a double bind are more likely to have problems in their relationships with their children and with their partners. Wallerstein's argument is based on a number of studies, including a longitudinal study of women who were in a double bind in the 1970s and 1980s. This study found that women who were in a double bind were more likely to experience mental health problems than women who were not in a double bind.

Wallerstein's argument is a powerful one, and it is one that should be taken seriously by anyone who is interested in the mental health of women. She argues that women who are in a double bind are more likely to experience mental health problems than women who are not in a double bind. She also argues that women who are in a double bind are more likely to have problems in their relationships with their children and with their partners. Wallerstein's argument is based on a number of studies, including a longitudinal study of women who were in a double bind in the 1970s and 1980s. This study found that women who were in a double bind were more likely to experience mental health problems than women who were not in a double bind.





ten und weiter oberhalb mit prächtigem Forst bedeckter Berge auf. Von den Anhöhen aus genießt das Auge das herrliche Panorama der nordischen Hochalpen, welche sich jenseits des Fjords ausbreiten. Im Städtchen herrscht reges Leben. Täglich laufen Touristendampfer ein und aus. Das Kaisergeschwader lockt Hunderte von Einheimischen und Fremden herbei, so daß sich auf der Uferstraße fast großstädtisches Treiben entwickelt. Für Abwechslung ist reichlich gesorgt. Entweder unternimmt der Kaiser ausgedehnte Spaziergänge zu den Anhöhen und Ausblicken, wo auch einmal das Abendessen unter freiem Himmel eingenommen wurde, oder die Mußestunden nach Erledigung der Regierungsgeschäfte werden durch Vorlesungen oder humoristische Veranstaltungen und Spiele gefüllt. Die Mannschaft des durch das Einlaufen des Panzerschiffes „Baden“ verstärkten Geschwaders bereitete uns manche Überraschungen auf dem Gebiete derben Seemannshumors. Ein Ball an Bord S. M. S. „Baden“ gab dazu die erwünschte Veranlassung. Von weither waren die weiblichen dienstbaren Geister des Hauses und der Landwirtschaft herbeigeeilt, um sich mit den Blaujacks auf dem zum Ballsaal nach Seemannsart umgewandelten Deck im Tanze zu drehen. Beiläufig bemerkt, ein ziemlich „anstoßiges“ Vergnügen in des Wortes verwegenster Bedeutung, da das biedere, alte Schlachtschiff an Deck so viel Aufbauten, Geschützstände, Poller und dergleichen mehr zeigt, daß nur geschickte Führung des Tänzers die Beine und Arme der mit ihm kreisenden Sylphide vor Hautabschürfungen bewahren kann. Das Gangspill war zu einem Karussell verwendet, auf welchem, vielleicht in seliger Erinnerung an die Kinderzeit, Männlein und Fräulein vergnügt herumpendelten. Überall befanden sich Bierquellen, aus denen umgekehrt wie in Walhall unsere Einherier schöpften und ihren Walküren kredenzten. Das Achterdeck war für die Damen der Honoratioren des Städtchens reserviert. Man tanzt dort sanfter als auf dem Vorderdeck — noblesse oblige.

Als der Kaiser an Bord kam, wollte der Jubel kein Ende nehmen. Nun brach auch der Seemannshumor hervor. Der Kaiser

mußte dem Stapellaufe des Panzerschiffes „Rixdorf“ beivohnen. Auf einer Gleitbahn, welche zu Wasser führte, lag das kleine Arbeitsboot der „Baden“, zum Schiff mit mächtigem Rammsporn verwandelt und mit Blumen und Flaggen reichlich geschmückt. Ein in phantastische Uniform gekleideter, über und über mit exotischen Orden bedeckter Mann trat vor und hielt unter mannigfachen Anspielungen auf seemannische Verhältnisse im reinsten Berlinisch die Taufrede. Eine mächtige Flasche, welche jedenfalls alles andere, nur nicht Champagner enthielt, zererschellte am Bug des Täuflings, dann glitt das Liliputschiff unter den Klängen des „Rixdorfers“ in das Wasser, den hohen Redner mit sich ziehend. Auch sämtliche Bedienungsmannschaften stürzten in die Flut, und ein Wettkampf im Wasser beschloß die Feierlichkeit. Der Kaiser, sichtlich belustigt, weilte bis zur Abendtafel an Bord der „Baden“.

Abends überraschte uns die Mannschaft des „Sleipner“ noch mit einem Seemannsscherz. Das phantastisch mit Flaggen ausgepuckte Rettungsboot, in welchem eine Nautapelle ein ohrenbetäubendes Konzert verübte, umkreiste die „Hohenzollern“. Vorn am Steven prangte ein aus Holz roh gezimmertes und bemaltes Pferd mit vier Vorderbeinen, welches augenscheinlich die vier Hinterbeine im Boot verborgen hatte. Auf dem Rücken dieses seltenen Tieres saß den hochragenden Speer schwingend, ein weißgekleideter wunderbarer Greis mit weißem, langsträhnigem Barte. Es war Wodan auf seinem achtsfüßigen Rosse Sleipner, welcher dem Kaiser seinen Besuch abstattete. Der gewaltige nordische Gott war übrigens keineswegs allzu stolz und drückte sogar noch das eine ihm zur Verfügung stehende Auge zu, als zum Dank für den hohen Besuch ein großes Faß Met an Bord des Bootes gewälzt wurde. —

Sonntagvormittag zehn Uhr wurde regelmäßig Gottesdienst abgehalten. Dieser hat an Bord der „Hohenzollern“ etwas ungemein Feierliches und Erhebendes. Die Wirkung dieser schlichten Art der Gottesverehrung ist ungleich stärker auf Seele und Gemüt als die des prunkvollsten Gottesdienstes in ragenden Domen. Hier beugt



eines so musterhaften Betragens ihrer Mannschaften, auch selbst wenn diese den Augen ihrer Vorgesetzten entrückt sind, rühmen wie die deutsche.

Am 29. Juli fand eine große Regatta sämtlicher Kriegsschiffsboote des Geschwaders statt. Der Kaiser selbst steuerte seine Gig im ersten Rennen gegen gleiche Boote der Kommandanten. Das war ein Leben auf dem Fjord! Boote jeder Art, getrieben von mit starken Armen geführten Riemen, gefolgt von Dampfmaschinen und norwegischen Fahrzeugen, eilten dem Ziele, welches das Heck der „Hohenzollern“ darstellte, zu. Der Kaiser ging als erster durch das Ziel, ihm folgten in kurzen Abständen die übrigen Boote der verschiedenen Klassen. Während die Offiziere der siegenden Boote kleine Andenken in Form von Cigarrentaschen erhielten, bekamen die Mannschaften blanke, neugeprägte Fünfsmarkstücke als Siegeslohn.

Am 30. Juli lief das norwegische Geschwader unter donnerndem Salut ein und vermehrte durch seine Anwesenheit das lustige Treiben auf dem stillen Fjord. Zur Abendtafel waren die norwegischen Offiziere geladen, prächtige hohe Seemannsgestalten, denen unverkennbar das Blut der Wikinger in den Adern rollte. Bei der Tafel wurden zwei Trinksprüche ausgebracht, welche ich ihrer Kürze wegen gern im Wortlaut wiedergebe. Der norwegische Admiral erhob sich, mit ihm alle Anwesenden. Kurz und kräftig kam es von seinen Lippen: „Leve Kaiserem.“ Hurra, hurra, hurra! Die Gläser klangen aneinander. Gleich darauf erhob sich der Kaiser, mit ihm alle Anwesenden, kurz und kräftig klang sein: „Leve Kong Oscar.“ Hurra, hurra, hurra! Wiederum klangen die Gläser aneinander, die Musik spielte die beiden Nationalhymnen, und der offizielle Teil der Abendtafel war beendet. Die frische, frohe Unterhaltung nach dem Essen zeugte von dem Wohlbehagen, welches unsere germanischen Brüder als Gäste des Kaisers empfanden. —

Unterdes war wieder Frau Sorge mit dem Torpedoboot nach Molde gekommen. Ihre Warnungen mußten wohl dringend sein, denn am anderen Morgen quollen die Rauchwolken aus den Schornsteinen der Schiffe. Das Geräusch der Ankerketten weckte

uns aus dem Schlummer. Bald drehten sich die Propeller, und in rascher Fahrt eilte die „Hohenzollern“ wieder gen Süden. Noch einmal grüßten die stillen Fjorde, vorüber ging es an dem kleinen malerischen Stabbenfyr, einem mitten im Fahrwasser auf starrem Felsen erbauten Leuchthause. Es wehte hart von Westen her, draußen an den Schären zeigten die mächtigen weißen Brecher, daß der Atlantische Ocean uns nicht ohne Tanz ziehen lassen wollte. An Bord wurde alles dicht gemacht. Der Kaiser erschien in Ölzeug mit dem Südwestler auf dem Haupt an Deck, weil er im Seegang sich lieber oben jedem Wetter aussetzt, als unter Deck bei geschlossenen Fenstern dem Gespenst der Seefrankheit näher zu treten. Ich selbst bereitete mich auf den Genuß des Studiums meines engeren Faches vor und richtete auf der vor Kopfschwind und Nässe geschützten Galerie am Heck mein fliegendes Atelier ein. Dem kleinen, flachgehenden „Sleipner“ wurde gestattet, innerhalb der Schären zu bleiben, so daß nur die „Niobe“ im Gefolge der „Hohenzollern“ blieb. Bei Kap Stadlandet ging der Tanz los. Lange blaue Wogen wälzten sich heran. Mit ihrem messerscharfen Buge schnitt die „Hohenzollern“ das sich zu beiden Seiten aufbäumende Wasser durch. Am Heck wirbelten die von den Propellern ausgewühlten lichtblauen Massen umher. Leicht und grazios, mit allerdings ziemlich starken Neigungen abwechselnd nach beiden Seiten hin, eilte das schöne Schiff dahin. In seinem Kielwasser tanzte die zierliche „Niobe“. Es war ein unvergeßlicher Anblick, wie dies Fahrzeug im Seegange arbeitete. Blaue Wasserberge mit dem Sporn aufwühlend, hob es sich hoch aus der anrollenden Welle, um alsdann, sich tief verneigend, mit dem Buge in dem Wasserichwall zu verschwinden. Hoch empor schnellte der weiße Gischt und hüllte zeitweise das ganze Schiff ein, dann schüttelte der brave Kreuzer das Wasser wie ein nasser Budel von sich, und das Spiel begann von neuem. Ich hätte nicht Maler sein müssen, um nicht zu versuchen, dies entzückende Bild festzuhalten. Bald erschien auch der Kaiser in meinem fliegenden Atelier und gab seiner Begeisterung für dies herrliche Schauspiel freudigen Ausdruck, wobei er mich, der ich beim Über-





—





THE JOURNAL OF THE

THE JOURNAL OF THE

THE JOURNAL OF THE

THE JOURNAL OF THE

THE JOURNAL OF THE

Luxus ihrer breiten, reich belebten Rahmen, mit ihrem Mittelfeld üppig gegliederten Rankenwerks flach stilisierter Neben und Trauben, das sich leicht spielend um die wie in Niellotechnik fest und glänzend stabilisierten Titellatern windet, wie man mit Geschmack verschwenden kann.

Instruktiver noch als die rein ornamental geschmückten Bücher ist die Chaucerausgabe, die außer den Bierstücken von Morris auch figürlichen Bildschmuck bringt. Burne-Jones gab ihn, und die Zusammenarbeit der beiden beweist klar, was es mit dem so oft theoretisch erwähnten Einklang von Illustration und Typendruck auf sich hat. Die Gestalten des Burne-Jones in ihrer schlanken, aufstrebenden Gotik verschmelzen mit den gotischen Typen von Morris wirklich zu einem Ganzen, als hätte eine Hand mit gleichem Duktus Letternspiel und Bildwerk hingesezt.

Das sind Werke erlesenster Bibliophilie. Wie sie aber zu Liebhaberpreisen nur in ganz beschränkter Anzahl hergestellt wurden, so ist vielleicht von einem streng und konsequent die Forderung unserer Zeit betonenden Standpunkt auch ihre kunstpädagogische Bedeutung eine beschränkte. Wesentlicher als die Herstellung privater Liebhaberausgaben, für die die reichsten Aufwendungen gemacht werden können, erscheint uns heute die Forderung nach dem einfachen, ungeschmückten und doch geschmackvollendeten Buch. Gerade so wie wir im übrigen Kunstgewerbe von dem neidischen Interesse an dem Prunk fürstlicher Palastkultur abgekommen sind und das in Jahren unnatürlicher Präention übersehene Ziel einer einfachen, aber in den Nuancen distinguierten bürgerlichen (oder, wenn das Wort zu frugal klingt, patriciermäßigen) Geschmackskultur als höchstes anerkennen.

Aber auch hieran hat Morris gedacht, und gerade in seinen Lehren, wie ein Buch durch Schmucklosigkeit geschmückt werden kann, darin liegt, viel mehr als in seinem an sich bewunderungswürdigen, archaisierenden Amateurtum, seine große reformatorische Bedeutung. Morris kann, wenn man einfach seine Archaismen glatt kopiert, sogar gefährlich werden. Nicht die Einzelheiten seines Werkes dürfen zum Vorbild genommen werden, sondern die Gesamtpersönlichkeit, die wunderbar

lautere Art, wie er seine Aufgaben angreift, ihnen nicht mit vorgefaßter Meinung entgegentritt, sondern mit einer Ehrfurcht vor der Natur in ihr Wesen eindringt und daraus den organischen Plan erwachsen läßt, nach dem sie ausgestaltet werden. Und gerade über das Buch als Kunstwerk hat Morris die erlebtesten, einfachsten und zwingendsten Sätze gesagt, fast selbstverständlich wirkend und doch auch heute noch absolut nicht selbstverständlich geworden.

Morris spricht von der „Architektur“ der Buchseite, wie „Mauertwerk“ soll das Letternrechteck in ihr stehen. Er bestimmt das Verhältnis der Ränder zueinander und geht dabei logisch von der Doppelseite aus. Der innere Rand am Rücken muß der schmalste sein, hier hat das Buch seinen Halt, der äußere seitliche muß breit und der untere, das Fundament, auf dem das „Mauertwerk“ der Lettern ruht, am breitesten sein. So wirkt das Satzgebäude der Doppelseite, in der Mitte fest geschlossen und streng gefügt, wie ein glänzendes schwarzes Bierstück in breitem weißem Rahmen.

Zu dieser beauté intérieure gehört aber auch die ebenbürtige äußere Hülle. Auch für sie, ob sie Produkt der Luxuskunst oder der einfachen Geschmacksästhetik ist, hat England vorbildlich gearbeitet.

In all diesen Fragen nun wird uns die Luxuskunst, so bewunderungswürdig sie ist, wohl immer weniger interessieren als die Kunst, mit einfachen, selbstverständlich tadellos ehrlichen Materialmitteln ästhetisch Befriedigendes zu leisten. Die Luxuskunst hat etwas Unfruchtbares, sie führt nicht weiter. Im Einband z. B. erscheint es kaum möglich, die kostbaren Lederbände üppiger Vergangenheit, wie wir sie in den Büchereien gekrönter Bibliophilen mit Entzücken sahen, noch zu überbieten. Auf dem anderen Wege aber, mit Benutzung aller neuen maschinellen Techniken, neuer Stoffe, Verzicht auf Prunk, Wirkung nicht durch Kostbarkeit, sondern durch rein sachliche Geschmacksfaktoren, läßt sich etwas erzielen, was früheren Jahrhunderten nicht möglich war, was in seiner Art vollendet und dabei vielen zugänglich sein kann.

Beides hat England uns vorgemacht. Die Luxusbinderkunst vertritt als erster Meister,





THE
THE
THE



THE

THE
THE
THE





Th. van Rysselberghe. Sie wollten vor allem die ästhetischen Anschauungen revidieren, die Augen dafür öffnen, daß man nicht mit a priori-Schönheitsbegriffen an die Dinge herantreten dürfe, daß man empirisch aus dem Wesen eines Objektes seine Eigenart und seine Schönheit erkennen und sie zur Darstellung bringen müsse. Für

wert auf die gelungene Placierung der Schrift legen soll.

Rysselberghe ist der Farbkünstler der Gruppe. Er hat die Schwarz-Weißwirkung des Buches durchaus ungezwungen koloristisch gestimmt. Er liebt den farbigen Druck und weiß durch die mehrfarbige Behandlung der Druckseite, indem er Überschriften, Zierstücke z. B. ganz zart violett auf gelblichem Papier druckt, Wirkungen zu erzielen, die Raffinement haben und doch in den einfachsten Grenzen des Buchgemäßen bleiben, denn schon die Alten haben im Druck dem Schwarz-Weiß das leuchtende satte Rot hinzugefügt.

Van de Velde, Rysselberghe und Lemmen betonen von den Schmuckkünstlern der Gegenwart am energischsten die Forderung des reinen Ornamentes, d. h. die Schmuckwirkung lediglich durch die abstrakte, mathematische Führung der Linie unter Verzicht auf allen Beistand durch Motive aus Pflanzen- und Tierwelt. Aus dieser Beschäftigung, das reine Spiel der Linie in immer neuen Touren zu variieren, erwuchsen ihnen Ideen modern geschnittener Buchstaben. Van de Velde zog in großen labyrinthischen Zügen Monogramme, Lemmen komponierte ganze Schrifttafeln und Alphabete, deren Wesen im kleinen dem konstruktiven Aufbau der belgischen Möbel verwandt ist. Es kommt auf das „Ausleben“ einer Linie an; wie bei Schränken und Stühlen soll auch beim Buchstaben jeder Teil nicht als angelegt, sondern als wirklich mit innerer Notwendigkeit erwachsen, als Produkt wirken.

Von der Weltreise durch die Bibliotheken des Auslandes kehren wir in die deutschen Büchereien ein. Die Werke des deutschen Buchschmucks um die Mitte des Jahrhunderts, der durch die besten Künstlernamen vertreten ist, waren Bücher mit künstlerischen Bildern geschmückt. Sie stehen der Provinz der bildenden Kunst nahe und sind den Wappenwerken mit Kunstblättern und begleitendem Text verwandt.

Hier grüßen wir zuerst Menzel als künstlerischen Adjutanten des alten Fritz, und unwiderstehlich bannen uns seine Handeinfälle zu den Werken des großen Königs, diese epigrammatische Kulturcharakteristik durch die Bignette. Hier umsprüht uns funkelnder, lebendig machender Geist, der nicht nur die



Otto Edmann: Titelrahmen zu „Schluck und Jau“.

das Buch stellten sie die einfachsten und gesündesten Lehren auf, viel schlichter ist ihre Tendenz als die der Engländer. Kein Luxus, sondern unauffällige Materialvollendung gilt, sicherer Takt in der Anordnung des Satzbildes, die sparsam angewendeten Zierstücke möglichst in persönlichem Holzschnitt, stichverwandt dem Zug der Lettern; einfach auch der Einband, der in seinen Prägungen der Strichführung des Innenschmucks ähnlich sein und dabei den Haupt-



dem Ausschmücken begnügt, statt das Ganze zu einem Schmuckwerk zu machen.

Das Illustrative beherrscht dann lange das Buch; da es von Künstlern wie Richter und Schwind in einer lieblichen Deutscherheit, in einer Stimmung des deutschen Kachelofens, der Kinder- und Hausmärchen geübt wurde und stets eine gewisse innige, sich bescheidende Beschränkung wahrte, die nie aus der Rolle des begleitenden, die Weise des Textes mitsummenden Bilderfabulierens fiel, können wir daran das helterste Behagen haben, wenn wir auch das moderne Buch in einem strengerem Stil inszeniert wissen wollen.

Bücher mit dem Gepräge einer festeren Stileinheit, vor allem im Typographischen, tauchten in den Jahren nach 1870 auf. Freilich ist es zweifelhaft, ob sie nun wirklich in bewußter Erkenntnis des Wesentlichen geschaffen wurden oder ob nicht vielmehr, wie in der „altdeutschen“ Einrichtung der Zimmer, auch in der Buchausstattung eine gewisse naive Freude am Altertümlichen, an der Renaissance-Maskerade die archaisierende Ausstattung mit Schwabacher Lettern und emblematischen Ornamenten aufbrachte. Vüttenpapier und schwarzrote Titel, gepunzte Initialen wurden die Parole, mußten doch die Bücher zu dem Paneelssofa mit den Rüsthammernippes und zu den Buhenscheiben stimmen. Wenn es aber auch wirklich nur die spielende Freude am Altertümlichen und nicht bewußte Erkenntnis war, das Resultat wurde jedenfalls erreicht, daß einmal wieder durch das Kopieren alter mustergültiger Vorbilder einheitliche Druckwerke entstanden.

Die bekannten „Münchener Kalender“ Otto Supps in schmal Folio, schwarz-rot gedruckt mit heraldischem Zierat, in ihren Seitenbildern aus Schrift, organischer Umrahmung, dem Wappenschmuck aus einem Guß, sind gute Zeugnisse dieser Zeit, die zwar nicht Neulandskeime zeigte, aber energisch die Erinnerung an eine längst vergessene Tradition voll künstlerischer Kraft heraufrief.

Wie schwer es damals für einen Geschmackvollen, der nicht den Modetrott mitmachen wollte, war, ein Buch persönlich auszustatten, das zeigen die Ausgaben der Dichtungen Griesebachs. In der ihm eigenen Mischung aus Erotik und Bibliophilie berichtet er voll Ekstase in den bibliographischen

Noten seiner Liebeslieder von seinen Typographen Sorgen und von der mühevollen Sammlerarbeit, die mit alten Schmuckstücken, Vorbüren aus venetianischen Dante-Editionen, Initialen aus Leydener Drucken der „Vitae patrum“ und der „Goldenen Legende“ diese neue Ars amandi schmückte und ihnen Vorbilder von Gabriel Max, Klinger, Liebermann in ziemlich bunter Zufälligkeit hinzugesellte. Das Ergebnis war schließlich doch nur eine kuriose Kuriosität.

Bevor die moderne kunstgewerbliche Bewegung einsetzte, hat aber ein Künstler schon völlig Einheitliches im Buchschmuck geleistet, das war Klinger. Das Apulejismärchen „Amor und Psyche“ (1880) stattete er dekorativ in einem ganz persönlich empfundenen Klassicismus aus, und in seinen Brahmaphantasien verschmelzen Noten, Text und Bildwerk wunderbar zu einem Gesamtkunstwerk. Bild und Schrift reden kongenial eine Sprache, und wie zu Häupten eines Liedes sich seine Stimmung in einer Zeile spiegelt oder wie die Umrahmung den musikalisch-dichterischen Gefühlsgehalt in einer ebenbürtigen Fassung birgt, das ist einzig gefügt.

Mitte der neunziger Jahre kam dann endlich die große kunstgewerbliche Welle auch an unseren Strand. Die Augen öffneten sich nun allmählich für Konventionalismus und Unnatur, und der Wunsch nach logisch einfacher Schönheit regte sich. Begriffskritik und Umwertung, Experimente, bei denen, wie nicht zu vermeiden, der Radikalismus oft weit über das Ziel hinausschoß und in Extreme verfiel, gab es da. Und von Anfang an wurde von allen Interessenten dieser Bewegung neben der Reformation des überladenen, mit Surrogatmitteln aufgeputzten Mobiliars und Hausgeräts die Wichtigkeit künstlerischer Buchbehandlung betont. Der „Pan“, diese kostbare Kulturzeitschrift, ist sogar viel früher begründet worden als die modernen kunstgewerblichen Blätter und als die dekorativen Salons. Der „Pan“ zeigte zum erstenmal in großem Stil wieder die Druckseite als vollendetes Kunstwerk. Wie die Lettern Dringulins dem Charakter des Beitrages entsprechend ausgewählt wurden, wie dann ein Gedicht gleichsam ciseliert in den weichen Untergrund eines edlen Papiers eingegraben stand, von breitem Rand

Figure 1: A photograph of a white flower with a yellow center, likely a daisy, set against a dark background.



Figure 2: A photograph of a white flower with a yellow center, likely a daisy, set against a dark background.



Th. Th. Heine schufen diesen Hefen Umschläge von oft kühnem, aber stets interessantem Dekor, Titelrahmen, Bierstücke von subtilem Stilgefühl vor allem für neubelebte Vergangenheitswerke, für Lyrik des achtzehnten Jahrhunderts, für Novellistik der Romantik.

Das ist überhaupt wesentlich in dieser neuen Bewegung, das stark ausgesprochene Stilgefühl für das archaisierende Element. In der „altdeutschen“ Periode war das Spielen mit alten Formen nur ein Mummenschanz gewesen, äußerliches Archaisieren für den Salongebrauch. Jetzt aber, im Ringen und Suchen nach neuen Stilen, werden die Augen geschärft und dringen tiefer in die Eigenart und in das innere Leben der alten ein. Und die Vollendung und die allseitige Vorstellungskraft schöpferischer Frühzeiten

entzündet junge Künstler, daß sie in ihrem Geist schaffen. Das ist nun keine Masquerade, kein Kopieren, sondern wirkliche Wiedergeburt, „Wiederkehr des Gleichen“; nicht eine Vorlage wird nachgepaßt, sondern ein innerlich Vollerlebtes wird aus der Fülle der Anschauung heraus reproduziert. Solch Archaisieren aus lebendigem Geist heraus kann viel moderner sein, als wenn ein oberflächlicher Mittläufer der Mode auf einem Titelblatt ein paar gewundene „belgische“ Linien schnörkelt, langstielige Pflanzen zwischen ihnen wuchern läßt und diese billige Tändelware stolz als Komposition aus „Jugendstil“ und „Stil Seceffion“ empfindet.

Ein solch kongenialer Erleber alter Holzschnittkunst ist vor allem Joseph Sattler. Kein Epigone, sondern ein persönlicher Kopf voll „Wiß und Verstand“, der die alten Zeiten reden macht in strophender Körperlichkeit. Eins der vollendetsten Druckwerke wird ihm verdankt, die Ausgabe der „Rheinischen

Städtekultur“ von Voos (Berlin, Stargard), ein monumental gedrucktes Werk, wichtig in der Wirkung der schwarzweißen Seiten, zu denen Sattler sparsamen, aber wie eingemeißelt

stehenden Schmuck komponierte: vor jedem Kapitel als Vorklang seines Inhaltes einen dekorativen Holzschnitt häufig von Totentanzhumor, Initialen, die gern architektonisch behandelt werden, Schlußstücke voll geistreicher epigrammatischer Symbolik und dabei streng ökonomisch in der Disposition und von liebevollster Sorgfalt in der Behandlung aller Requisiten. Die Schlüssel, die Ratswage, die Zunfttafel, Haus- und Kriegsgesetz sind hier nicht nur aus Meinigertum und Gewissenhaftigkeit des Echtes verwendet, sondern sie werden redende Kulturzeugen! Sie sind hier in der feinsten Auf-



Seite aus Bogelers (Worpswede) Liederbuch (Anselverlag.)

fassung verwendet, die man von Antiquitäten (auch in der Wohnungseinrichtung gilt das) haben kann. Nicht im toten, unfruchtbar aufstapelnden Sammeleifer und auch nicht in einem nur äußerlich auf die Klarität, auf das Unterbunte des Urväter-Hausrates ausgehenden Bric-à-brac-Sinne werden sie versammelt, sondern aus einem lebendigen Verhältnis heraus, aus wachen Sinnen, die die Atmosphäre schicksalsreicher Vergangenheiten und den Rhythmus verschollener Zeit in verblaßtem Gerät und Schmuck wirksam fühlen.

Am Alten hängt auch Melchior Lechter, dessen Lebensschmuck, die mystisch tieffarbigen Glasgemälde und das pathetische ernste Gefühl wie Phantasien eines kunstliebenden Klosterbruders der Gotik scheinen. Er hat in seinem exklusiven Feier- und Weibestil einige Bücher seltener Art geschmückt: Macerlincks „Schatz der Armen“ (bei Diedrichs), Stefan Georges Gesänge, den Teppich des Lebens, das Jean Paul-Memorandum

dieses Dichters, neben auch des Gleichen Baudelaire-Umdichtungen (bei Bondi). Ob nun, wie im „Schatz der Armen“, im Stil einer Biblia pauperum bewußt primitive Wirkung erstrebt wird; ob, wie bei den Kunstformen Stefan Georges, dem geschlossenen Tempelbau der Sonette sakrale Umrahmungen gegeben werden, so daß ein Kantus wie ein Kleinod in einem Reliquienschrein liegt und der ganze Quartant eines gotischen Chorpultes würdig scheint; ob, wie im deutschen Baudelaire, ohne allen sekundären Zierat eine feine, aber ganz scharf geschnittene Type auf gelbem, sehnigem Papier als unauslöschliche Schrifftafel steht, fest, notwendig, unerbittlich, wie die unantastbare, geschlossene Form dieser Verse — stets ist solch Buch aus einem Guß. Vielleicht wird mancher nicht immer mit dem gewählten Stil einverstanden sein, jeder wird aber den sicheren Takt zugeben müssen, mit dem Lechter den einmal sich gefekten Stil innehält und das Buch mit ihm zu einer höheren Einheit führt.

Archaisierenden Buchschmuck an durchaus gemäßer Stelle zeigt der moderne, groß angelegte Orbis pictus des Eugen Diederichschen Verlages, die Monographie der deutschen Kulturgeschichte, die die Stände und Berufe im Spiegel der Vergangenheit zeigt. Engel und Eissarz haben in emblematischer Art, in der Verwendung von Stammbaummotiven und Bildnissen aus heraldischem Blattwerk Titelvorsätze zu einigen dieser Bücher gezeichnet, die mit ihrem grausleßigen Papier und dem streng nach Originalen gewählten Bildwerk Stileinheit wahren.

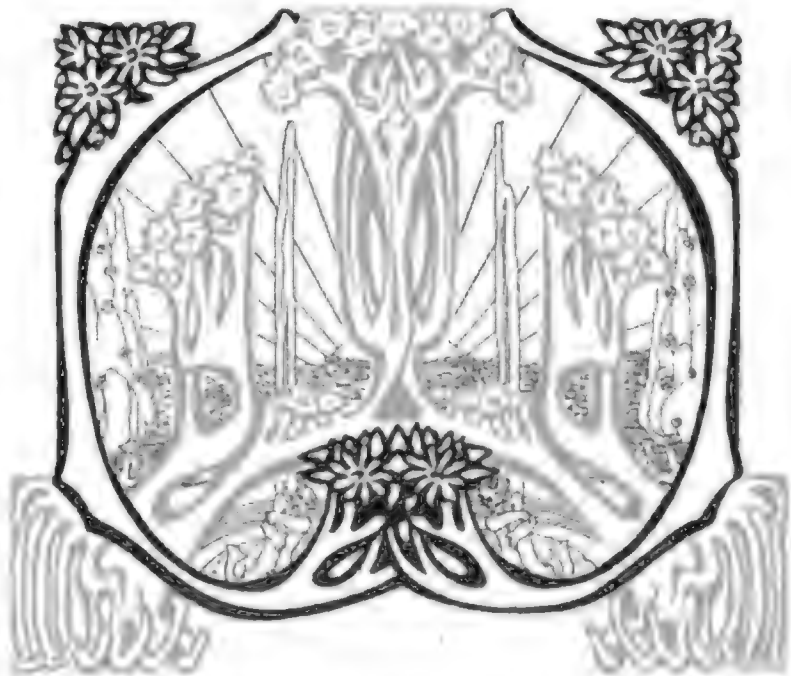
Hier finden wir auch Hans Thoma, der sich sonst schon für den „Pan“, für Henry Rhodes „Ring des Frangipani“, für Dehmels „Aber die Liebe“ als schalkhaft lieblicher Bignettenfabulist betätigte. Für die Geschichte des Bauern schuf seine Kleinmeisterliche Phantasia eine Titelvordüre aus dem Zeichen des Tierkreises, und ein lebenswürdiger Einfall, ganz im Stil des Vergangenheitshumors ist's, daß unter den Zwölfen das Zeichen des Löwen durch das Ver-

lagsignet, durch den echten Diederichschen Leuen, repräsentiert wird.

Die archaisierenden Künstler haben ein viel strenger ausgebildetes Gefühl für den Einheitsstil des Buches als die dekorativen mit ausgesprochen moderner Handschrift, die wir jetzt betrachten wollen.

Eigentlich verdiente erst der den Titel eines Buchkünstlers, der nicht nur die Bignetten und das andere Zierwerk auf die Bestellung eines Verlegers entwirft, sondern der, der das Buch von Grund aus aufbaut, Lettern und Papier bestimmt, den Druck überwacht. Trotzdem ist manches auch von isoliert gefertigtem Detail modernen Buchschmucks außerordentlich gut gelungen, und wenn der Verleger dann selbst Geschmack für Druck und Papier hat und die Vereinigung mit taktvoller Hand vollzieht, dann kann das Resultat ganz erfreulich sein.

Von diesem Detail interessiert vor allem der moderne Einband. Der moderne Einband ist aus Leinen. Es giebt zwar auch Ganzlederbände, aber vom buchgewerblichen Standpunkt spielen sie wegen ihrer Kostbarkeit eine so geringe Rolle, daß die Möglichkeit einer künstlerischen Entwicklung in neuen Bahnen sehr begrenzt ist. Ihren Künstler



Pantof: Rahmen aus dem deutschen Katalog der Weltausstellung.

fanden sie in dem geschmackvollen und technisch sehr sicheren Paul Kersten.

Für die Leinenbände, aus dem fädigen, wolligen Material, das wir von der englischen Revue her kennen, hat besonders

Otto Eckmann außerordentlich geschmackvolle Schriftsätze und Rahmenstücke entworfen. Seine besten vielleicht für den Verlag von S. Fischer (Berlin). Für die große Ibsen-ausgabe komponierte er ein kraftvolles, verschlungenes Wandwerk, Schwarz auf Grau; graziöses Rankenspiel von mattem Gold auf warmem Grün, mit diskreten roten Effekten durchsetzt, schmückte delikats den Vorhang zu Hofmannsthals artistischem Theater in Venedig; auf Hauptmanns Werke schrieb er den Titel, und Umschlag und Deckel zu Schlenker's Hauptmann-buch umrahmte er mit blau-grau stimmern den Blüten von dem weichen koloristischen Schmelz Kopenhagener Porzellans. Und was dabei am wichtigsten ist, er vernachlässigte nie den Rücken. Nichts wirkt färglicher, als wenn der Vorderdeckel eine künstlerische Handschrift zeigt und der Rücken sich mit der konventionellen Broschüre des Buchbinders begnügen muß.

Bei Eckmannschen Einbänden ist der Rücken nie partie honteuse.

Neben den Leinenbänden kommen jetzt Pappbände auf, die lehren, daß man Geschmack auch ohne große Aufwendungen machen kann. Der Cassirer'sche Kunstverlag gab Bücher von Lichtwark, Bode, Eichhorn in einfachen grauen Papphüllen heraus, die ihre Nuance in dem sehr geschmackvoll gesetzten, weiß gedruckten Letternbild des Titels hatten. Originell waren auch die Buntpapierbände des „Inselverlages“ mit ihren Pergamentrückten. Diese moder-

nen Buntpapiere in Linien spiel, geblümt, mit Wollenbändern und Filigrange spinn sind vor allem gut in ihrer farbigen Ausgeglichenheit und ihren stets apart gemischten Nuancen. Sie kommen als Vorsatzblätter, als Broschüre und als Deckblatt für den Einband in Betracht.

Köstliche Vorbilder dafür in phantastischem Formenspiel und raffinierter Farbenstimmung lieferte Japan. Die Kunst des Hinhauchens, des Hinwerfens eines Motivs, ist unnachahmlich. Von deutschen Künstlern haben sich im Entwerfen von Vorsatzpapieren besonders Peter Behrens, der Karlsruher E. R. Weiß und Otto Eckmann betätigt. In ihrer Komposition mischen sich wie auf guten Tapeten und wie auf weich abgetönten Keramik die Farben gleitend ineinander.

Ein gutes Symptom dafür, wie ernst und sachlich, weitab von aller äußerlichen, spielerigen Putsucht, die Buchkunst aufgefaßt wird, ist die rege künstlerische Bemühung um die Typographie. Wieder ist das Gefühl dafür erwacht, daß die Schrift nicht nur die Zeichensprache zum Ausdruck von Gedanken ist, sondern daß sie in ihren Zügen und Linien, in ihrer Komposition ein ornamental ästhetischer Wert sein kann. Alte Zeiten wußten das

sehr gut, und wie ihnen das Schriftornament lieb war, das kann man, abgesehen von Büchertiteln und Stichunterschriften, in dem Zug der Firmentafeln und Etiketten erkennen, den Geschäfte langer Tradition



J. B. Eissarz: Buchgewerbe-
katalog der Weltausstellung
(Titelumrahmung u. Seiten-
zahlwimpel).



Als wir auf dem roten Boden, durch
Lichtschuppen und Regen mit Tränen
die Schritte in den verbotenen
Räumen, der kalten, feuchten
Luft, die uns umgibt, stehen, ist es
so, als wären wir in einer anderen Welt.

Ende soll die persönliche Geschichte einer Frau sein, die, wie bei anderen Frauen in der Gruppe, als Frau gelebt ist, von der ich als Mann nichts weiß. Ich habe mich mit der Geschichte einer Frau beschäftigt. Ende der 1990er bis Anfang 2000er Jahre war die Zeit der "Witwen und Waisen" gewesen.

[illegible]

„Ich bin glücklich, ganz, ganz selbst, sehr schön
Wiederzuseh'n, da ich dich wieder sehe.“

Unterstützen Sie uns bei unserer Mission, den
Fingerringen. Ihre Spenden sind dankbar
akzeptiert und werden vollständig für unsere
Missionen verwendet.

[illegible]

body conditions. These fishes tend not to successfully survive in, and therefore do not colonize, the offshore or pelagic zones. New Zealand takes the opposite view. The southern hake of the west coast of the South Island will be found in the offshore zone, but seldom in the coastal zone. Thus, the distribution of these fishes is not

[illegible]

Das ist auch das, was ich beobachtet habe, aber eine ganz andere, nicht so bei Quereinwohnern, ganz andere nicht nur bei Quereinwohnern, weil in vielen Gemeinschaften nicht, weil es ist eigentlich nicht in der anderen Form. Die Gemeinschaften sind nicht so in anderen Formen, bei den in anderen Formen, nicht in anderen Formen.

wie bei jenem. Es ist mehr ein virtuoses, artistisches Spielen als „Schauspieler seiner selbstgeschaffenen Träume“, wie Mostand, wie



Peter Behrens: Titel zu Hartlebens „Rosenmontag“.
(S. Fischer Verlag.)

Hofmannsthal ein amateurhaftes Vergnügen darin finden, in ihren Dichtungen alte Techniken durchzuführen, sie souverän zu meistern, dadurch mitschwingende Kulturassoziationen zu erzeugen und dabei gleichzeitig ein gewisses, ironisch=überlegenes Gesicht zu ihrem eigenen Spiel zu machen.

Auch der zarte Worpssweder Träumer Bogeler liebt die associativen Kulturstimmen, die Lyrik eines Modernen in der Empirehandschrift. Er hat — ein Enkel jenes William Blake — seine eigenen Gedichte in wunderzierlicher Handschrift in ein Quartbändchen geschrieben, ein jedes Lied lieblich mit feinem Rankenwerk umzogen, Garten-, Park- und Landhausstimmung in Vignettenwerk dazu gesetzt und das Ganze in einen zarten Streublumenumschlag gehüllt. Es ist eine der originellsten Ausgaben des Inselverlages geworden und verdiente Heines Verse zum Motto:

Mit Rosen, Cypressen und Glittergold
Möcht ich verzieren lieblich und hold
Dies Buch wie einen Totenschrein
Und setzen meine Lieder hinein.

Dem landschaftlich-ornamentalen Stil Bogelers ist Müller=Schönefeld verwandt, der die schöne Diederichsche Ausgabe Jens Peter Jacobsens mit Vignettennippes schmückte, die fein und diskret in dieser sensitiven Gefühlswelt mit ihren schwingenden, verhaltenen Tönen stehen.

Streng lineare Auffassung vom Ornament zeigt Pantof in dem Weltausstellungskatalog. Er bekennt sich in dessen Vignetten zu der radikalen belgischen Anschauung, daß das Ornament keinerlei Anleihen aus Flora und Fauna nehmen, sondern nur die rein abstrakte Linie in der uner schöp flichen, reichen Fülle ihrer Bindungsmöglichkeiten geben soll. Sehr kompakte Gebilde sind seine Linienverknüpfungen geworden, einen aparten Reiz aber gab er ihnen dadurch, daß er in ihren Ausschnitt ganz feine, hingehauchte Architekturperspektiven setzt, Brücken mit Schiffen, den Eiffelturm, wie Nebelbilder der Ferne. Und große Delikatesse erweist er in farbigen Nuancen, die für den Buchschmuck immer ein dankbares und dabei organisches Mittel sind. Auf mattgelbem Papier blaßblaue und blaßgrüne Umrahmungen, in denen dann die ganz zarten, noch matter gehaltenen Schwebekonturen der Architekturumrisse liegen.

Sehr geschmackvoll in solchem farbigen Dekor zeigt sich auch F. B. Giffarz in seinem Buchgewerbelatalog für die Pariser Weltausstellung mit seinem olivgrünen Blätterrahmen um die gelbe Schrifttafel und mit seiner Ausstattung der Diederichschen Ruskinausgabe, in der er die tote Zeile der Seitenzahl mit weichem, blaugrauem Linienpiel im Kopenhagener Ton ausfüllte. Er liebt auch gewisse Placierungsfinessen, die Rahmung der Seitenzahl in Form eines spitzen grünen Wimpels mit gelber Ziffer, die Disposition des Kapiteltitels nicht als Überschrift, sondern als eine Art Eckstein, an den sich dann der Textkörper anlehnt.

Mit diskreter, farbiger Wirkung ist ferner die wahrhaft vornehme Annette Droste=Ausgabe von Wilhelm von Scholz geziert, die Robert Engels für den Diederichschen Verlag schmückte. Ein Baumlaubenmotiv in sparsamer, edler Linienführung für den Titelrahmen. Landschaftsstimmungen als Auftakt der einzelnen Abteilungen, für die Verszeilen schön geführte, einfache Leisten in ganz mat-



Reinhardt: Das ist ein Werkstück „des
ersten Meisters“ (Möller u. Möller).

„Das Werkstück zeigt in seiner Ausbildung
die ersten Stufen der Entwicklung, die
günstige Entwicklung eines der besten
besten Meister mit hervorragender Kunst,

einem Meisterwerk selbst, das es ist in
seiner Ausbildung.“

Das Werkstück, das selbst ist ein
beständiges Meisterwerk geworden, das
selbst ist ein Werk, das selbst ist ein
Werk, das selbst ist ein Werk, das selbst
ist ein Werk, das selbst ist ein Werk,



Erster Meister.

Das ist ein Werkstück, das selbst ist ein
Werkstück, das selbst ist ein Werkstück,
das selbst ist ein Werkstück, das selbst
ist ein Werkstück, das selbst ist ein
Werkstück, das selbst ist ein Werkstück,
das selbst ist ein Werkstück, das selbst
ist ein Werkstück, das selbst ist ein
Werkstück, das selbst ist ein Werkstück,

Das ist ein Werkstück, das selbst ist ein
Werkstück, das selbst ist ein Werkstück,
das selbst ist ein Werkstück, das selbst
ist ein Werkstück, das selbst ist ein
Werkstück, das selbst ist ein Werkstück,
das selbst ist ein Werkstück, das selbst
ist ein Werkstück, das selbst ist ein
Werkstück, das selbst ist ein Werkstück,

Ist die nötige Stillsicherheit und der unzweifelhafte Takt erworben, dann kann man auch einmal daran denken, die heikleren Aufgaben reicherer Stile und prunkvollerer Ausstattung aufzunehmen und einem bevorzugten Buch das durch Stümperei so arg kompromittierte Gewand des „Prachtwerks“ in geläuterter Form zu geben. Und es ist ein gutes Zeichen, daß der jüngste Versuch eines Künstlers, in monumentalem Stil ein Werk zu dekorieren, so sicher gelang. Ich meine das erlauchte Tristan-Buch, eine Umdichtung des von dem Franzosen Védier nach den alten Liedern zusammengewundenen Sagenkranzes, die Robert Engels mit Bildschmuck begleitete (Leipzig, Hermann Seemann Nachf.).

Die Art dieser Kunst ist jene freiere, keinem ornamentalen Puritanertum unterworfen, dekorativ-illustrative Art, wie sie Burne-Jones und Crane den Morris'schen Drucken zu teil werden ließen, und wie sie Beardsley bei dem auch stofflich verwandten „King Arthur“ von Malory gebrauchte.

Der Familienzug ist sofort festzustellen, und doch ist die Engels'sche Weise ganz persönlich. Seine Darstellungen spiegeln Inhalt und Stimmung des Textes wieder, aber natürlich nie als Handlungskommentator, sondern als dekorative Begleitung, wie der Unterton eines zweiten Instrumentes. Sie geben die Vorgänge als ornamentale Flachmuster gleich den gewirkten Szenen auf Vobelin, sie sind in mattgrauen Radierungs-

tönen apart in den Text hineingeschnitten, und ihre Stimmung schwingt mit.

* * *

Wenn man so, wie wir es thaten, die moderne Buchkultur Revue passieren ließ, wird man sich einer Beobachtung nicht verschließen können, daß nämlich, seitdem die dekorativen Interessen in Deutschland so regeworden sind, die literarische Produktion eine gewisse Stagnation erfährt. Die starken Wellen einer Litteraturbewegung, die vor zwölf Jahren einsetzte, sind verebbt, es herrscht ziemlich Indifferenz, die Qualität sinkt, und etwas Neues scheint auch nicht werden zu wollen. So giebt es jetzt das etwas drollige Schauspiel, daß viele Hände bereit sind, dem Geist ein lebendiges Kleid zu wirken, es fehlt nur an dem solcher Tracht würdigen Geist. Charakteristisch für den Stand der Dinge war ja schon, daß „Pan“ und „Insel“, wenn sie nicht Übersetzung oder Neudruck alter Litteratur veröffentlichten, mit ihren neudeutschen Beiträgen häufig Produkte brachten, die in ihrem künstlerischen Wert absolut nicht der schönen Fülle, der sorgsamten Einkleidung, der Fülle des Pierates entsprachen. Wird man sich darüber klar, so erscheint gar nicht so unberechtigt jene Satire, die in einer Parodie moderner Dichtung unter anderen objets d'art ein Buch verzeichnete, das weiter nichts zu enthalten versprach als nur — „Buchschmuck“.



Schlußbild von Walter Crane.



Doppelgänger

Novelle

von

Toni Schwabe

(Nachdruck ist untersagt.)

Wie jung du bist, Mutter —“ Sie antwortete nicht, lächelte nur und sah in den hellen Himmel hinauf. Ihren Jungen wußte sie neben sich, so nahe bei sich — nur die Hand brauchte sie auszustrecken, dann war sie in seinem dichten, wirren Haarsellchen.

Über die Halde ging ein leichter Wind und stöberte den Geruch von Duendel auf. Kleine Wölkchen flatterten hinter den Buchenzweigen.

Und die Gedanken glitten vorüber — lichte, ziehende, tiefruhige Gedanken.

Verloren spielte ihre Hand mit seinen Haarsträhnen. Du beginnst mit dem, was ich geworden bin, dachte sie. Mein Sieg ist dein Anfang. Sollte daraus nicht Gutes werden?

Aus dem Düster, das schwere Schicksale der Vorfahren noch über ihr Vaterhaus geworfen, hatte sie sich erhoben zu Licht und Freude — durch eigene Kraft und eigenen Willen..

Viele Sehnsucht mußte dabei sterben, denn alle Menschen, die aus dunkler Art stammen, haben die große hungernde Sehnsucht in sich, die dem eigenen Auge das Licht verschattet. Sie müssen sich die Jugend erst erwerben, die den anderen ahnungslos und selbstverständlich zufällt. Aber es ist eine bessere, reinere Jugend, die selbsterkämpfte; sie stirbt nicht.

Darum lächelte sie, als der Junge sagte: „Wie jung du bist, Mutter —“

Nach einer Weile erhob sie sich, stützte sich auf den Ellbogen und sah mit liebevollen Augen in das Gesicht neben sich herab. Das

träumerische Entzücken, das der ersten Jugend eigen, lag jetzt auf diesen Zügen.

Ganz leise fragte sie: „Woran denkst du, Fred?“

„An Gott.“

„Wie?“

„Ich denke, es muß einen Gott geben, weil es so viel Schönheit giebt.“

Ihre Augen verdunkelten sich. Sie war einmal frei und stolz den Weg vom Glauben zum Unglauben gegangen, den rauhen, seltsamen Weg, den jeder wieder für sich allein finden muß.

Aber der da neben ihr war ihn auch schon gegangen, wenn auch jünger und leichter als sie. Und nun stand er, sah sich um und wandte sich dem Endziel der Gegner zu.

Und sie wunderte sich fast, daß es ihr nicht weher that, ihn so ihre eigene schwere Errungenschaft mißachten zu sehen. Doch ihr dämmerte fern: das Ziel bleibt sich gleich — auf die Kraft der Seele kommt es an, die auf dem Wege wächst.

Und eine stille, sorgende Freude drang ein in sie, daß er sich nun aufmachen würde, seinen eigenen Weg zu gehen und ein schöner Mensch zu werden auf seine Art.

„Lieber,“ sagte sie zärtlich, beugte sich und küßte ihn auf die Stirn.

„Weißt du, Mutter,“ er sprach langsam und bedächtig, seine neugeborenen Gedanken so vertrauensvoll preisgebend, als sei er stets ihrer freundschaftlichen Aufnahme gewiß. „Es sind die unerforschten Dinge, die ‚Märchen‘, die mich am meisten beschäftigen. Weißt du wohl, daß mir auf einmal eine ganze Menge Dinge glaubwürdig scheinen, über

die alle aufgeklärten Leute lachen?! Ich weiß selbst nicht recht, wie das gekommen ist — oder doch: Es war ein Ammenmärchen, daß es einmal feuerspeiende Drachen gegeben hat — und daß es Zauberer gebe, die mit ihrer Berührung einen Menschen erstarren machen oder wieder aus seinem Wahn lösen. — Nun entdeckt die Wissenschaft, daß einmal Flugeidechsen existierten, und man kennt Tiere, die einen phosphoreszierenden Nachen haben — da wäre schon der ‚feuerspeiende Drache‘ denkbar. Und wieder beschäftigt sich die Wissenschaft mit dem Problem der Hypnose, und das Märchen vom Zauberer, der die Menschen erstarren macht und wieder erwecken kann, ist durch die Kraft der Suggestion gelöst. Sollte man da nicht stutzig werden und den für aberwitzig halten, der das Unerklärliche und Unerforschte kurzweg so nennen mag?“

Sie hörte ihm zu und schwieg bedrückt. Die alte seltsame Geschichte fiel ihr ein, die das Entstehen und die Last ihres Hauses gewesen war, unter der ihre Voreltern gebangt und gelitten hatten.

Ihr Sohn aber sagte noch: „Vielleicht hat es nur immer daran gelegen, daß man das Absonderliche nicht frei und gefaßt zu tragen verstand.“

Ja, das war das erlösende Wort!

Und nun wollte sie sprechen — angesichts des hellen, reinen Mittagshimmels wollte sie ihrem Kinde das erzählen, was ihren Eltern noch ein Grauen gewesen.

„Du selbst bist aus einer solchen Familie, in der die Leute das Wunderbare nicht ertragen konnten — die Eine ausgenommen,“ sagte sie ohne Überleitung.

Der junge Mensch richtete sich halb auf, sie sah, wie sich seine Lippen mit dem feinen, leimenden Wärtchen erwartungsvoll zusammenpreßten. Er sah ihr mit ernstesten Augen entgegen, und sie erzählte:

„Mein Urgroßvater, der Sohn dessen, der Schloß Seested erbaute, ist schon ein älterer Mann gewesen, wie er sich verheiratet hat. Er hat eine junge, lebensfrohe, vielleicht ein wenig flatterhafte Frau genommen, ein Abkomme ihres Sohnes lebt jetzt noch auf Seested. Er ist geisteskrank — schon seit Jahren. Mit dieser Frau hat Graf Seested ein halbes Jahr zusammengelebt, dann ist auf

ihren Wunsch der Scheidungsprozeß zwischen ihnen eingeleitet worden. Seine Frau hat über ihn ausgesagt, er habe einen Doppelgänger, die Dienerschaft hat es bezeugt, und er selbst hat es zugegeben — so demütig und gebeugt zugegeben, als ob er ein heimliches Laster eingestünde. Später hat er sich noch einmal verheiratet — und zwar mit einer Kuhmagd. Die ist dann unsere Urmutter geworden. Sie soll übrigens eine kluge und überlegene Frau gewesen sein, soll verstanden haben, sich die anderen Sitten anzueignen, bis auf die bäuerische Sprache, die sie gar nicht abzulegen versuchte. Sein eigentümliches Unglück hat sich entweder späterhin verloren, oder die zweite Frau hat den Takt gehabt, es zu verschweigen — so sagten noch deine Großeltern, denn es ist nie jemandem eingefallen, die Geschehnisse an sich zu bezweifeln.“

„Aber was, Mutter — was ist denn eigentlich geschehen?“

„Was geschehen ist? Du weißt, wie ich dazu stehe, mein lieber Junge — ich will es dir erzählen, wie es mir erzählt worden ist: Der Graf kommt mit seiner Frau von einer Ausfahrt heim. Wie der Wagen in den Hof einbiegt, stürzen die Hunde hervor und bellen, so daß die Pferde scheuen und mit knapper Not ein Unglück verhindert wird. Der Graf ruft, als die Pferde wieder stehen und seine Frau ausgestiegen ist, heftig nach dem Stallburtschen, denn der hat gegen Befehl die Hunde herausgelassen. Die junge Frau, die weiß, daß er maßlos jähzornig ist, bittet ihn, voran ins Haus zu gehen, sie selbst will mit dem Burtschen sprechen. Sie sieht, wie er mit unterdrückter Erregung hineingeht, und spricht noch einen Augenblick zu dem Diener, der bei ihr steht. Da kommt ihr Mann plötzlich ganz bleich vor Zorn wieder aus der Thür. Er trägt eine Reitpeitsche und geht an ihnen vorbei, schnell über den Hof und verschwindet im Stall. Die Gräfin will ihm nach. Da hält sie der Diener ängstlich zurück: ‚Gehen Sie ihm nicht nach, Frau Gräfin, das ist nicht der Herr.‘ Die junge Frau glaubt nicht recht zu hören. ‚Das passiert dem Herrn manchmal — er ist es nicht selbst,‘ sagt der Diener weiter, und im selben Augenblick beugt sich oben der Graf aus einem Fenster des

Hauseß und spricht etwas zu seiner Frau. Es ist aber keine Verbindung zwischen Stall und Hauptgebäude gewesen als der freie Hof, der ganz zu übersehen vor ihnen lag. — Die zweite Geschichte ist die: Der Graf hat einige Herren bei sich, mit denen er Karten spielt. Die Gräfin ist mit im Zimmer und bemerkt, daß er seine Schnupftabakdose vermisst. „Ich bringe sie dir selbst, ich weiß, wo sie steht,“ sagt sie und geht hinaus über einen Gang in das Studierzimmer ihres Mannes. Er ruft ihr noch nach: „Wirßt du sie auch finden?“ — Sie geht indessen auf den Schreibtisch zu, wo sie die Dose stehen sieht. Es ist etwas dämmerig im Zimmer. Im Augenblick, wie sie nach der Dose greift, kommt ihr Mann ihr nach. „Ich habe sie schon,“ ruft sie ihm entgegen. Er wendet sich und geht, und sie läuft wieder zurück zu den Gästen. Am Spieltisch sitzt ihr Mann, wie sie ihn verlassen hat, mit den Karten in der Hand. Sie wundert sich, fragt aber doch: „Warum bist du denn mitgekommen? Ich konnte dir doch allein die Dose holen.“ Der Graf schweigt. Die Gäste sehen sich betroffen an. Einer der Herren sagt: „Der Graf ist die ganze Zeit bei uns gewesen.“ — Nach diesen beiden Erlebnissen entwickelte sich bei der jungen Gräfin Seested ein unüberwindliches Grauen, und sie hat sich dann von ihrem Mann scheiden lassen; und auch das Gericht hat diesen Scheidungsgrund anerkannt.“ Sie schwieg, ohne der Erzählung noch ein eigenes Urteil anzuhängen. Sie wußte, ihr Junge würde es rein aufnehmen und damit fertig werden, ob im Glauben oder Unglauben.

Da sagte er leise: „Meinst du nicht, Mutter, wir alle haben ein wenig von jener Art geerbt?“

Da lachte sie schon wieder. „In mir ist gewiß mehr das Blut der ganz robusten Ruhmagd zur Geltung gekommen!“

Er lächelte unwillkürlich mit, weil sie, die so fein und zart war, auf diese Weise gern von sich zu sprechen pflegte.

Und schon stand sie in ihrer ganzen schlanken Höhe vor ihm und rief ihn zärtlich: „Komm nun, Lieber, komm, mein Herzensjunge, wir wollen heimgehen über die helle, helle Wieße!“ Sie sagte „über die helle, helle Wieße“, und obwohl sie seine Mutter

war, die er ja in jeder Stunde gekannt hatte, bekam er plötzlich einen ganz objektiven Eindruck von ihrer Persönlichkeit. Er dachte: Sie gehört zu den Menschen, die nicht nach dem Augenblick hangen, der das Leben erst lebenswert machen soll — sie gehört zu denen, die es stets verstehen und lieben wollen, in welcher Gestalt es sich ihnen auch geben mag.

Sie aber dachte nichts als: mein lieber Junge — und fühlte: mein lieber Junge — nichts weiter.

Und weil er schon so klar und schön war in seinem jungen Alter, stieg allmählich ein leichter Irrtum in ihr auf, der nämlich, daß ihm alles Straucheln und blinde Suchen seiner Jahre erspart bleiben könnte.

Weshalb aber geschieht es immer wieder, daß Menschen, die rein und gut in sich sind, die Mut haben und sich nach schöner Vollkommenheit sehnen, daß solche Menschen plötzlich herabsteigen können von ihrer hellen Höhe und demütig werden vor unreinen Geheimnissen?

Ist es nicht, als wollte der Künstler Gefallen finden an einer kurzen, feisten Hand, wie sie das Ideal des Handschuhmachers ist?

Wo sind die Leidtragenden für diese tägliche kleine, schmutzige Tragödie des Sichverlierens in Unebenbürtiges?

Alfred war eines Tages zu seiner Mutter gekommen — sie wußte gleich, daß etwas Fremdes in ihm war.

Er stand am Fenster und sah hinaus über die kleinen zitternden Birken, den Weg entlang, der nach dem Dorf führte. Er hatte einen zerstreuten Blick und sprach an ihr vorbei, während sonst immer seine Augen schon die Antwort aus ihrem Gesicht fragten.

Und das Fremde breitete sich aus in dem stillen, hellen Zimmer, schien alle Gegenstände anzuhängen, so daß sie weit auseinandergerückt und vereinzelt aussahen.

„Komm her zu mir,“ sagte sie, weil es ihr war, als müßte mit der äußerlichen auch die innere Entfernung schwinden. Sie kannte noch nicht einmal das Grausen, das in der Berührung zweier Menschen liegt, die mit der Seele nicht zueinander kommen können.

Er setzte sich neben sie, und seine Hand war in der ihren leblos. Der seine Ruf der Zärtlichkeit verflang zwischen ihnen.

Sie wußte aber immer noch nicht, was es war. So lange schon hatte sie nur an ihm gehangen, so daß alles Frühere leblos wurde vor der Kraft und Innigkeit des Jetzt und es ihr ganz verloren ging, daß ja ihre Vergangenheit noch seiner Zukunft gleich galt. Und dann spürte sie es an seinem Fuß. Der war von einer zerstreuten Wärme, die nicht ihr galt.

Nun ist es so weit, dachte sie. Ja, nun ist es so weit — möchte es doch etwas Gutes sein. Denn unsere ersten Erinnerungen der Liebe sind es, die, wenn sie gut waren, ihren Glanz über das ganze Leben breiten. An ihnen liegt es, uns fähig zu machen für jede Zukunft. Möchte es doch etwas Gutes sein!

Aber es war nichts Gutes. Ein Mädchen mit frechen Augen und einer Lügnerstirn begegnete ihnen. Da schlug ihm das Blut ins Gesicht.

Von da ab flecten nur noch ihre Gedanken, daß er zurückkommen möchte, doch sie achtete sein Schweigen als das Vorrecht der Liebe.

Und es kam eine Nacht, eine Nacht, in der das Lauschen sie bedrängte, das Lauschen, das schwer auf ihr lag, daß der Herzschlag den Atem übertönte.

Er kam nicht nach Hause, die Stunden vergingen — ihr Kind kam nicht heim wie sonst. Sie wußte, wo er war.

Und ihre Liebe richtete sich auf, daß die Sehnsucht durch den Raum brandete. Aber die Liebe war machtlos und zerschellte an der Einsamkeit.

Zweimal im Leben kommt das brünstige Begehren nach dem Tod: das eine Mal, wenn zwei sich über die Grenzen des Lebens hinaus lieben, so daß kein Wertmaß der Lebendigen mehr reicht für die Gewalt des Fühlens und das Süße zur Trauer, das Erhabene zum Schmerz wird — das andere Mal, wenn die Einsamkeit so herb, tief und welkenstill wird, daß keiner dir mehr Gefährte sein kann — es sei denn der Tod.

Und vor dieser letzten, geheimnisvollen Liebe lag sie und wehrte sich vor ihr in

dieser Nacht. Nicht den Tod wollte sie ersehnen — das Leben sollte sich ihrer Sehnsucht beugen.

Und sie öffnete weit die Augen, starrte in das Dunkel und dachte, daß sie ihm folgte, daß sie ihrem Jungen folgte durch die stöhnende Nacht.

Ihre Hand streckte sie aus nach ihm, als er sich niederbeugte, mit seinen reinen Lippen die zu küssen, die seiner unwert war.

Ihre Hand streckte sie aus und zog ihn zurück.

Und er kam und kniete vor ihr, kniete an ihrem Bett und legte den Kopf auf die harte Kante. Sie wußte nicht, wie lange sie so gelegen hatte und ihn herbeigefleht in ihren Gedanken. Er war bei ihr, und sie hörte sein Schluchzen durch das kühle Dämmern der Nacht.

Sie wollte nicht, daß er zu ihr sprach von dem, was in dieser ganzen Zeit geschehen war in seinem Inneren. Denn Worte machen flüchtige Gedanken erst zu Geschehnissen und stumpfen die Scham ab.

Das aber hörte sie ihn sagen: „Mir war, als ob du zu mir kamst, Mutter — und mich an der Hand nimmst und führtest — noch ehe ich unrecht that. Da bin ich gegangen — gekommen — zu dir.“

Sie lag ganz still und hörte auf ihn. „Ja, ich nahm dich an der Hand,“ bestätigte sie nur wie selbstverständlich seine Worte.

Ihm fiel nicht ein, zu fragen, wie sie bestätigen konnte, was er nur gedacht —

Die Seltsamkeit dieser Nacht glitt unversanden über seine junge Seele.

Und die Mutter sprach nicht von diesem Geheimnis, das noch vor dem Morgen zitterte.

Sie dachte aber, mit dem warmen und lebenskundigen Herzen seinen Jammer fühlend: Ich selbst will dich hinausbegleiten in die Welt, wo du die Frau finden sollst, die für dich ist. Die Frau, die gut und stolz und voll Anmut ist, so daß auch nicht deine Träume nach einer anderen begehren möchten.





Sonette aus Lugano

(März 1901)

Von

Wilhelm Jensen

Hier sitz ich schauernd an Italiens Schwelle,
Gleichwie auf nassem Treppenstein im Wind
Und Regen hocht ein frierend Bettelkind.
Trübinnig mir zu Füßen gluckt die Welle,
Das Land ein Sumpf, der Himmel ohne Helle,
Im dicksten Nebel irrt das Auge blind,
Und Tag um Tag mit gleichem Plätschern rinnt
Auf Dach und Schirm die Wolkenrieselquelle.

fürwahr, das ist kein Naß der Hippokrene,
An dem sich Versemacher einst betranken.
Was soll's, daß triefend an der Bergeslehne
Vor mir Cypressen, Cedern, Pinien schwanken?
Im Munde klappern mir vor Frost die Zähne,
Und im Gehirn erstarren die Gedanken.

* * *

Ein Wackeltisch dient mir zum Schreibepult,
Mit wackelt auf dem Blatt der Federstrich,
Und mählich reißt mir die Erkenntnis sich:
Was mir geschieht, mich trifft's durch eigne Schuld.
Ich wußt's, nicht stand ich je in Phöbus' Huld,
Doch zu ertöhen sie, vermaß ich mich.
Und rastlos sagt die Uhr: „Dich hab — ich dich“
Und tickt das alte Lebenslied: Geduld!

Doch, Phöbus, nicht von deinen Götterfäusten
Zu hündischer Demut laß ich mich bezwingen.
Trotz weiter dir! Ich greife nach den „Neusten“,
Und einen Ustipfropfen laß ich springen,
Statt deiner dithyrambisch den getreusten
Der Freunde, meinen Ofen, zu besingen.

* * *

O du — wie grüß ich dich? — du wahrer Vater
Der Kinder unsrer deutschen Erdenmutter!
Nicht für das rohe Vieh reißt du das Futter:
Ein Prinz-Gemahl unsrer erlauchten Mater,

Bist du dem Menschenhirn ein Wohlberater.
An dir saß gern schon unser großer Luther,
Strich zolldick uns aufs Brot die Glaubensbutter
Und war auch passionierter Höllenbrater.

Mein Öschen du! Wie warm das klingt: Mein Öschen!
Wo andere vulgär „mein Herzchen“ sagen,
Du reizendstes von allen Kammerzöschchen!
An dich geschmiegt, schau ich mit Wohlbehagen,
Wie draußen pudelnafß im Hühnerhöschchen
Sich christlich Gockel, Katz und Hund vertragen.

* *

Und wirklich überflutet's im Gemüte
Auch mich mit christlicher Versöhnung heute:
Das Heil kam über Nacht. Sein Hauch zerstreute
Den Wolkenwust; als Evangelium glühte
Ex oriente lux, und wie voll Güte
Gemach sich mehr und mehr der Himmel bläute,
Klang von Sorengo ladendes Geläute
Und drängten um den Weg sich Blüt an Blüte.

So zog es mich hinauf, und sonnenklar
In Schönheit lag die Welt um mich gebreitet:
Die Bergesriesen hehr im weißen Haar —
Bei jedem Schritt von neuer Pracht begleitet,
Andächtig haben still mir wunderbar
Die Augen und die Seele sich geweitet.

* *

Wie wenig braucht der Mensch zum Vollempfinden
Beglückten Daseins: Einen Sonnenmorgen
Mit heitrem Licht und Wärme, sonder Sorgen
Und Schmerzgefühl. Aus leichten Reimgewinden
Treibt's mich, mir fröhlich einen Strauß zu binden;
Und ganz vor jedem Schattenwurf geborgen,
Nicht ficht's mich noch so leis an, daß auf „orgen“
Für ein Sonett kein vierter Reim zu finden.

Ich lache nur, denn schön ist's auch, zu lachen.
Es schwinden jene Schatten selbst zurück,
Die treu des Alters Schwelle sonst bewachen.
Und lässig schlendernd, seh ich, Stück um Stück,
Den Frühling seine lustige Arbeit machen,
Und jedes neue Veilchen ist ein Glück.





das Bewußtsein: „Es ist alles in Ordnung!“ Erst der höhere physiologische Reiz, wie bei Anstrengungen oder Wachstumsvorgängen, oder der krankhafte Reiz, welchen Funktionsstörung, Entzündung, Fremdkörperdruck und dergleichen ausüben können, wandelt das Lustgefühl in ein Unlustgefühl um. Nun erst empfinden wir deutlich die inneren Organe.

Anderß bei der Haut. Sie ist das Empfindungsorgan par excellence. Alle Grade der Empfindung, vom leisen Überstreichen mit einer Flaumfeder bis zu einem Schlag oder Stoß, alle Arten, wie Stich, Schnitt, Verbrennung, alle eine gewisse Empfindung bewirkenden Stoffe, wie Leinwand, Seide, Wolle, Pelz, Metall, alle Eigenschaften derselben, wie Rauheit, Glätte, Härte und Weichheit, vermag sie zu unterscheiden. In jedem Augenblicke wird sie von uns in Anspruch genommen. Ihre leichte Zugänglichkeit machte sie von jeher zum wissenschaftlichen Versuchsobjekt behufs genauerer Ermittlung der Fühlfähigkeit. Ihre direkte Beeinflussung von seiten der Außenwelt bringt es mit sich, daß wir, wenn vom Fühlen die Rede ist, zunächst nur an die Haut denken. In sie verlegen wir ohne weiteres das Gefühl, und besonders die Stellen der Haut verwenden wir instinktiv zum Fühlen, welche sich nach den Ergebnissen subtilster anatomischer Untersuchung am reichsten an den specifischen Gefühls-elementen der Nerven erwiesen haben, am feinsten hierfür abgestimmt sind. Auch hier hat die Forschung nur bestätigt, was man schon längst kannte, nämlich, daß von allen äußeren Körpergegenden die Fingertuppen und die Zungenspitze am dichtesten mit Gefühlsorganen besetzt sind, obwohl ihnen Hornhaut und Bindehaut, Hohlhand und Fußhohl unmittelbar folgen, wenn man eine Skala der Feinfühligkeit aufstellt.

Welches sind nun diese Endorgane? Wie sind diese Aufnahmeapparate der Empfindungsnerven konstruiert, durch welche die eigentliche Wahrnehmung erfolgt? Es sind kleine, eiförmige Körperchen, in welche die feinsten Ausläufer der Nerven endigen, jene von Vater und Pacini schon um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts entdeckten Gebilde, die etwa ein Jahrhundert später durch Wagner, Meißner und Krause beschriebenen

Tastkörperchen und kolbigen Verdickungen, welche sich in der Haut, in Schleimhäuten, Muskeln und Gelenken u. s. w. nachweisen ließen. Wie sich von den Tasten der Klaviatur die Bewegung auf die Saiten überträgt und diese zum Schwingen bringt, so spielt die Außenwelt auf diesen Tasten und überträgt durch deren Vermittelung die Wahrnehmungen des Gefühls auf unsere Seele, damit diese sie deute und beurteile. Aber nicht nur die Form und Zahl der Tastorgane ist bemerkenswert, auch ihre Verteilung in der Haut, ihre Anordnung in bestimmte Empfindungskreise, die Ernst Heinrich Weber entdeckte. Durch seine Untersuchungen gelang es ihm, die Körperoberfläche in bestimmte Tastfelder einzuteilen, und hierbei ergab sich, daß das Gefühl um so feiner ist, je dichter die Tastorgane zu Gruppen vereinigt sind. Fehner aber ergänzte 1859 diese Beobachtungen durch seine Entdeckung der Unterschiede in der Druckempfindlichkeit und gründete darauf sein psycho-physisches Gesetz. Er zeigte unter anderem, daß, wenn bereits gewisse Druckreize auf eine Hautstelle eingewirkt hatten, bei Fortsetzung solcher Reize eine Steigerung derselben nötig war, um den gleichen Eindruck auf das psychische Centrum auszuüben. So unempfindlich dieses ist — denn das Gehirn fühlt an sich nichts und erleidet nur dann Schmerz, wenn Empfindungsnerven getroffen werden —, so ist doch das Centrum des Nervensystems der Sitz der Gefühle. Denn hier werden die äußeren Einwirkungen als Druck, Temperatur oder Bewegung gedeutet, hier nach Raum und Form geordnet, gewissermaßen kritisch verarbeitet.

Die Hautoberfläche ist also einem großen Netz von Aufnahmestationen zu vergleichen. Aber keineswegs fehlt es an anderen Ausgangspunkten des Empfindens. Überall wo sensible Nerven verlaufen, wird ein Gefühl erregt. Eine Prise Schnupftabak reizt die Nasenschleimhaut, ein ins Auge geslogenes Sandkörnchen die Bindehaut, ein Speisetrümmelchen, das beim Schlucken in die „unrechte Kehle“ gekommen ist, den Kehlkopf, ein zu heißes Getränk die Zungenspitze, eine schwer verdauliche Kost die Magenwand — kurz, wohin auch unsere Aufmerksamkeit gelenkt wird, jedes Gebiet des Körpers kann

empfinden, und manches ist sogar äußerst empfindlich. Diese Empfindlichkeit kann aufs peinlichste bis zur Hyperästhesie gesteigert werden, wie wir es vielfach in Krankheiten beobachten; sie kann in anderen Fällen teilweise herabgesetzt oder ganz verschwunden sein, ein Zustand, der als Anästhesie bezeichnet wird. Die von Thränen begleitete Lichtscheu eines mäserrkrankten Kindes ist eine solche Übererregbarkeit, während eine Untererregbarkeit, die bis zur Gefühlsabstumpfung gehen kann, z. B. dem schwereren Grade einer Alkoholvergiftung eigen ist. Bei manchen Leiden ist nur die Empfindung einer gewissen Art von Reizen vermindert, so z. B. der Wärme, der Kälte, des Druckes. Wieder in anderen Fällen, z. B. in schweren Geistes- und Nervenkrankheiten, wird kein Schmerz empfunden. Ein solcher Mensch kann in diesem Zustande von Analgesie sich an einem heißen Ofen verbrennen, ohne es zu merken, oder kann im Zustande der Katalepsie mit Nadeln gestochen werden, ohne etwas zu fühlen, wie wir es am Hypnotisierten bemerken. Die Ekstase der Dervische und Fatire setzt sie in den Stand, selbst gegen schwere Körperverletzungen unempfindlich zu sein. Andererseits kommen bisweilen abnorme Gefühle und Gefühlstauschungen zu stande, also Zustände von Parästhesie, in denen der Mensch z. B. über Ameisenkriechen, über Pelzigsein der Haut, über ein Gefühl des Abgestorbenseins klagt. Zu diesen sonderbaren Empfindungen gehört die, welche in der Hand oder im Fuße entsteht, wenn ein Glied durch Druck auf einen Nervenstamm „eingeschlafen“ und dadurch in seinem Gefühle völlig abgestumpft ist. Schwer, kaum beweglich, wie nicht mehr zum eigenen Körper gehörig, scheint die Extremität herabzuhängen. Dennoch aber fühlen wir, und scheinbar an deren äußersten Endpunkten, ein fast schmerzhaftes Prickeln und Stechen, das, durch den Druck im Verlaufe eines Nerven verursacht, von uns an dessen Endpunkt verlegt wird.

Wie wir schon sahen, sind die Hautgefühle sehr mannigfacher Natur, je nach der Art des Reizes. Vor allem sind es drei solcher Arten, die unser Interesse erregen: das Gefühl für Druck, das für Temperaturen und das für die Ortsbestimmung.

Was die Druckempfindung betrifft, so spielt sie im gewöhnlichen Leben bei allem, was wir unternehmen, am meisten natürlich bei den feinen, minutiösen Verrichtungen unserer Hand, bei denen es auf das Wahrnehmen geringster Unterschiede ankommt, eine wichtige Rolle. Ist doch schon das Gefühl des Händedrucks ein ungemein verschiedenartiges, je nachdem wir eine jener treuherzig-derben Hände in der unserigen halten, die Shakespeare als das beste Zeichen eines tüchtigen Gemüts bezeichnet, oder eine zarte, sammetweiche, schlanke Frauenhand oder die nervöse Hand eines Virtuosen. Je zarter die Haut der Hohlhand, besonders der Fingerspitzen ist, je weniger ihre oberen Epithelschichten durch harte, schwere Arbeit verhornt, also die auf die Tastorgane wirkenden Eindrücke abgeschwächt sind, je weniger sie, wie bei Naturvölkern, durch Bekleidung verändert ist, desto feiner ist ihr Gefühl. Der Violinspieler, der die kleinsten dynamischen Unterschiede durch die Abmessung des Gefühls empfindet und zu Gehör bringt, der Pianist, der aus seinen Fingerspitzen das Fortissimo wie das sanft-säuselnde Glissando hervorzaubert, der Präzisionsmechaniker, welcher mit geringsten Größen arbeiten muß, der Kaufmann, der viele seiner Waren mit dem Gefühl abschätzen gelernt hat, der Falschspieler, der seine, für andere unbemerkbaren „petites marques“ sehr wohl wahrnimmt, sie zeigen uns, bis zu welcher Feinheit das Druckgefühl, je nach Anlage und Übung, ausgebildet werden kann.

Es ist einleuchtend, daß eine Hautstelle um so feiner fühlen muß, je dichter die tastenden Nervenenden in ihr gruppiert sind. In geistvoller Weise suchte Weber durch seinen Zirkelversuch für alle Hautpartien die Distanz zu bestimmen, in welcher zwei aufgesetzte Zirkelspitzen als ein einfacher Eindruck empfunden werden. Hierbei stellte sich eine große Verschiedenheit heraus. An der Zungenspitze begann schon bei einem Abstände von etwa einem halben Millimeter Doppelempfindung, am Oberarm mußten die Zirkelspitzen sechs bis sieben Centimeter auseinander gerückt werden, ehe sie doppelt empfunden wurden. Natürlich sind auch die Fingerspitzen im stande, schon bei sehr geringem Abstände der Druckpunkte doppelte Empfindung wahrzunehmen. Macht man

diese Versuche bei einem Menschen, der sehr aufmerksam zu beobachten gewohnt oder schon ein wenig geübt ist, so ergeben sich höhere Grade der Feinsichtigkeit. Aus letzterem Grunde findet man solche auch bei Blinden, die ihr Leben lang darauf angewiesen waren, durch feinere Ausbildung des Gefühls die mangelnde Sehkraft zu ersetzen. Es ist erstaunlich, zu sehen, wie solche Personen, indem sie ganze Strecken eines ihnen wohlbekannten Weges, an Häusern, Zäunen u. s. w. entlang gehen, die Annäherung an einen Menschen, an eine Mauer oder dergleichen schon ohne das Tasten, wahrscheinlich durch Luftdruck- und Luftbewegungsänderungen oder durch Temperaturunterschiede bemerken.

In hohem Grade kann der Temperatur-sinn der Haut entwickelt sein, wie jeder an sich selbst täglich zu beobachten Gelegenheit hat. Der Dickfellige, der Stumpfe, grob und derb Angelegte ist nicht nur gegen Druckdifferenzen ziemlich unempfindlich, es gelangen ihm auch Temperaturdifferenzen nur dann zum Bewußtsein, wenn sie ihm schon sehr stark kommen. Der feiner Organisirte, sich exakt Beobachtende vermag aber bereits ganz geringe Unterschiede thermischer Reize wahrzunehmen. Versuche haben ergeben, daß die feinsten derartigen Wahrnehmungen zwischen 27 und 33 Grad Celsius stattfinden. Je weiter sich die Temperatur eines Gegenstandes nach auf- oder abwärts von diesen Zahlen entfernt, desto weniger leicht gelingt es uns, Unterschiede wahrzunehmen. Ja, in extremen Graden hört überhaupt das Gefühl der Wärme oder Kälte auf und macht eine Umwandlung in das Schmerzgefühl durch. Feiner noch als die Fingerspitzen vermag die Zungenspitze Temperaturunterschiede abzuschätzen, was geübte Feinschmecker und Küchenchefs sehr wohl wissen. Auch die Augenlider besitzen ein treffliches Unterscheidungsvermögen, und dieses hat vielleicht dazu Veranlassung gegeben, daß manche Krankenpflegerin alten Schlages die Wärme des Breiumschlages abschätzt, indem sie ihn an die Augenlider hält. Nur so warm, „wie man ihn am Auge leiden kann“, darf nach ihrer Erbweisheit ein solcher Umschlag sein. Auch die Lippen besitzen ein gutes Gefühl für Wärme und Kälte, obwohl persönliche und nationale Ge-

wohnheiten hier ganz merkwürdig weitgehende Unterschiede erzielen. Die Temperaturen, mit denen der Russe beim Theetrinken, der Mätröse beim Grog seine Lippen behaglich in Berührung bringt, werden von dem solcher Reize Ungewohnten kaum ertragen.

Natürlich ist auch die Körperoberfläche ein recht guter Gradmesser für Temperaturunterschiede. Wenn wir nicht von Unterkleidern umgeben sind, in deren Luftschichten sich die Außen- und Körpertemperatur ganz allmählich ausgleichen, so bemerken wir eine Abkühlung der Atmosphäre, ja schon den vorbeziehenden Schatten einer Wolke sofort. Im warmen Wannenbade, das allerdings die Sensibilität überhaupt erhöht, gewahrt die Haut schon eine Abkühlung um Bruchteile eines Zehntel Grades, sobald man nur ein wenig kaltes Wasser einströmen läßt. So fein also die Haut reagiert, so ist doch ihre Temperaturabschätzung eine unzuverlässige, und ganz besonders erscheint Leuten mit schwieliger Hand und verdickter, derber Epidermis das Heiße nur als warm oder lau. Schon manches kleine Kind ist im heißen Bade fast verbrüht worden, weil die alte Wärterin, die sich meist mit dem Thermometer nicht befreunden kann, die Wasserrwärme mit der Hand oder mit dem Ellbogen tagiert. Im Gegensatz hierzu sind empfindliche Naturen im Stande, selbst geringe Wärmeunterschiede wahrzunehmen. Ein Anhauchen aus einiger Entfernung bemerken sie auch bei geschlossenen Augen als wärmeren Luftstrom; die Temperatur einer Mauer, die der Sonne ausgelegt war, oder die einer kalten Zimmerwand empfinden sie meterweit, und ebenso entgeht ihnen das Abkühlende eines ganz leisen, feinen Zuges nicht. Die örtliche Abkühlung einer Hautstelle durch einen darüber streichenden Luftstrom, verbunden mit rascherer Wasserverdunstung, Zusammenziehung der Hautkapillaren und Verdrängung des Blutes von der Oberfläche wirkt zunächst abkühlend wie das Fächerpiel im Ballsaal. Kühlen wir eine Hautstelle noch mehr ab, indem wir eine rasch verdunstende Flüssigkeit, wie Äther oder Äthylchlorid, aufsprühen oder Eis auflegen, so können wir zugleich die Empfindung der Hautnerven stark herabsetzen, etwaigen Schmerz lindern, aber auch völlige Gefühllosigkeit er-

zielen. Diese „örtliche Anästhesie“ durch künstliche Abkühlung ersetzt bei kleineren Operationen die allgemeine Narkose durch Chloroform oder Äther, ist also für viele eine große Wohlthat. Natürlich hat auch diese künstliche Abkühlung ihre Grenze, über die man nicht hinausgehen darf, ohne ein Absterben und Erfrieren der betreffenden Hautstelle zu bewirken, ein Vorkommnis, von dem der Mensch bisweilen nicht eher etwas bemerkt, als bis es zu spät ist. Ganz ähnlich ergeht es mit dem Erfrieren einzelner Gliedmaßen bei strenger Winterkälte; auch hierbei geht der Zerstörung ein Gefühl abgeschwächter Empfindung voraus, und gerade dieses Stadium ist gefährlich.

Krost und Hitze sind Empfindungen, die als solche in unserer Haut entstehen, obwohl sie uns central zum Bewußtsein kommen. Der stark Fiebernde kann bei einer hohen Temperatur von über 41,0 Grad Celsius dennoch Fieberschauer, ja Schüttelfrost mit der Empfindung von Hautkälte haben. Oft schon hat die anscheinend kühle Stirn, Nase und Hand eines Kranken die Umgebung so lange getäuscht, bis das Thermometer über die Fieberhöhe aufklärte. Diese scheinbare „Fieberkälte“ darf als paradoxe oder perverse Temperaturempfindung bezeichnet werden. Daß es den, welcher etwas Furchtbares mit ansehen muß, kalt überrieselt, daß dem in Angst Schwebenden „kalter Schweiß“ auf die Stirn tritt und der Errötende die Blutwattung zuerst durch Wärmegefühl wahrnimmt, sind Beispiele solcher charakteristischer Temperaturempfindung, welche primär oder reflektorisch in der Haut entsteht. In diese verlegen wir allerdings auch irrtümlich manche Gefühle, die im Verlaufe eines Nervenstammes entstehen. So glaubt der Amputierte Schmerz in einer Behe zu fühlen, obwohl der betreffende Fuß schon längst durch einen Stelzfuß ersetzt ist. Ein Kind, welches irgendwo Schmerz empfindet, giebt den Sitz desselben meist nur ganz unsicher an und verlegt ihn oft in die Peripherie.

Neuerdings hat man gefunden, daß eigentümlicherweise manche Hautstellen nur Temperaturen, die über der normalen Körperwärme liegen, empfinden, andere nur kühlere Grade. Ferner fand Goldscheider gesonderte Hauptpunkte für Druck- und für Tem-

peraturempfindungen und konnte nachweisen, daß die Druckpunkte am dichtesten angeordnet sind, weniger dicht die Kälte- und die Wärmepunkte. Wenn sich diese Verteilung ganz spezifischer Empfindungen auf geordnete Nerven bestätigt, so würde uns eine wichtige Umgestaltung der Lehre von den Empfindungen in Aussicht stehen. Unser übliches Fühlen würde danach eine Mischform sein, und das Wort von den „gemischten Gefühlen“ wäre nicht ohne physiologische Grundlage. Was wir als psychische Gefühle ansehen, würde als das Ergebnis solcher teils mechanischer, teils thermischer, teils Sinnesempfindungen anzusehen sein. So verursacht bei Liebesungen das Anschmiegen an eine lebenswarme Wange ein aus Druck- und Wärmereiz zusammengesetztes seelisches Behagen, das Berühren einer kalten Hand aber ein Unlustgefühl, wenn man sich nicht damit trösten will, daß der Inhaber vielleicht ein „warmes Herz“ hat.

Nicht immer ist die Hautempfindlichkeit ein ganz zuverlässig arbeitender Vorgang. Bisweilen scheint sie geradezu Täuschungen hervorzurufen, wie unter anderem der bekannte, aus dem grauen Altertum herrührende Versuch, bei dem uns, wenn wir den Mittelfinger der rechten Hand über den Zeigefinger schlagen und zwischen beiden eine Erbse hin- und herrollen, das Gefühl zweier Kugeln entsteht, während die Erbse, wenn wir die Finger parallel ausgestreckt halten, als einfach empfunden wird. Unsere Hautnerven sind aber dabei ganz ehrliche Gesellen und machen sich keines Betruges schuldig. Nur unsere Psyche führt ihn aus, indem sie, da der Mittelfinger den Gegenstand an seiner Außenseite, der Zeigefinger ihn an der Innenseite fühlt und dies, nach unserer Erfahrung, nur durch zwei Gegenstände möglich ist, durch einen Trugschluß die Existenz von zwei Gegenständen annimmt.

Bei manchem Menschen tritt die Empfindung schnell, unmittelbar nach dem ursächlichen Reize auf, bei anderen langsam, ja auffallend spät. Wieder bei anderen folgt der eigentlichen Empfindung noch eine Nachempfindung. Es sind dies individuelle Unterschiede des Hautgefühls, welche wohl auf die spezifische Eigenart der Nervenleitung bei dem Betreffenden zurückzuführen sind; denn

diese funktioniert überhaupt bei dem nervösen, erregten, leidenschaftlichen Menschen in schnellerem Tempo als beim gleichgültigen Phlegmatiker.

Unsere Haut trägt dazu bei, uns über den Raum zu orientieren, d. h. uns in der Ortsbestimmung eines auf sie einwirkenden Reizes zu unterstützen; aber der Orts- und Raumsinn hat keineswegs bloß in der Haut seinen Sitz, sondern auch im sogenannten Muskelgefühl. Und doch können wir, auch wenn dieses nicht in Thätigkeit tritt, bei geschlossenen Augen mit frappanter Sicherheit die Stelle, an der unsere Haut berührt wird, angeben. Vor unserem geistigem Auge liegt unsere Körperoberfläche in allen ihren Einzelheiten und gegenseitigen Verhältnissen wie eine uns wohlbekannte Karte klar und deutlich ausgebreitet. Die Leitungen der Empfindungsnerven, welche von den zahllosen Stellen der Peripherie nach dem Centrum ziehen, geben dem Gehirn so sichere Meldung, daß dieses über die Ausgangsstation eines Gefühls, über die Örtlichkeit des Reizes, zum Teil auch über die Art desselben, die Richtung einer Reizbewegung und dergleichen nicht in Zweifel sein kann. Das Muskelgefühl unterstützt diese Orientierung, Übung erhöht die Sicherheit der Ortsangabe, Ermüdung verringert sie, Krankheiten des Nervensystems können sie stark abschwächen, aufheben oder zu irrigen Schlüssen führen. Sagt man einem Gesunden, er solle bei geschlossenen Augen einen bestimmten Punkt seiner Haut berühren, so trifft er diesen ziemlich genau; bringt man einen Arm in eine bestimmte Stellung, so kann der Gesunde, auch wenn ihm die Augen zugehalten werden, auf Verlangen dem anderen Arm die gleiche Stellung geben. Überall kombiniert sich in solcher Weise mit dem Hautgefühl das sogenannte Muskelgefühl.

Dieser ganz eigenartige Orientierungssinn ist nun keineswegs, wie man aus dem Namen schließen könnte, auf die Muskeln beschränkt. Auch andere nervenhaltige Gebiete des Körpers, selbst die Knochen und Gelenke wirken zusammen, um unserer Psyche von jedem Schritte, den wir thun, von jeder Verrichtung unserer Hand, von jeder Bewegung, Stellung und Haltung unseres Körpers Nachricht zu geben. Selbst wenn wir uns nicht

in jedem Augenblick dessen bewußt werden, funktioniert doch dies Gefühl, so lange wir gesund sind, höchst präzise; daher kommt es, daß wir auch im Dunkeln über jeden Teil unseres Körpers, über den jeweiligen Stand der einzelnen Teile gegeneinander und im Raum, über die Distanzen u. s. w. recht genau unterrichtet, nie darüber in Zweifel sind. Schon das richtige Tasten des Blinden oder des Sehenden, welcher sich in Finsternis befindet, ist nur so völlig zu erklären; das bloße „feine Gefühl“ der Finger reicht dazu nicht aus. Der Blinde befühlt einen Gegenstand oder eine Person, und indem seine Finger darüber hingleiten, macht er sich über die Maße und Proportionen auf Grund seiner Erfahrungen ein ziemlich korrektes Bild. Denn er weiß, welcher Entfernung und Wegstrecke jede seiner eigenen Muskelbewegungen entspricht. Tastet er den Weg mit seinem Stocke, so schätzt er unbewußt nach der Thätigkeit seiner Arm- und Beinmuskeln Distanz, Erhebung und Senkung des Weges oder die Entfernung eines Baumes von seinem Kopfe und dergleichen. Aber auch der Sehende lernt bei einiger Übung Form und Beschaffenheit der Gegenstände lediglich durch das Gefühl, also ohne Zuhilfenahme des Auges, abschätzen.

Sicher wirkt schon beim Säugling das Muskelgefühl mit, um ihm seinen Gesichtseindruck zu ergänzen. Er betastet alles von den verschiedensten Seiten, bis er darüber klar ist, welche Gestalt das Gesehene hat. Er sucht es zu erreichen, wenn es nicht in seiner unmittelbarsten Nähe ist; aber erst durch das Muskelgefühl und die aufzuwendende Muskelarbeit lernt er die Entfernungen richtig abschätzen. Wenn jemand in stockfinsterner Nacht sein gewohntes Zimmer betritt — natürlich nicht etwa unter der Einwirkung eines kleinen Rausches —, und wenn er trotz offener Augen nicht die Hand vor Augen sieht, so ist es das Muskelgefühl, welches ihn sicher führt. Dank dieser Orientierung schlägt er von der Stubenthür aus die Richtung, wo die Büdnhölzchen stehen, ein, streckt den Arm richtig aus und findet sie, vorausgesetzt, daß der dienstbare Geist sie an die gewohnte Stelle gesetzt hat. Geht er im Dunkeln die Treppe hinunter oder hinauf, so beurteilt er die Höhe der wohl-

bekannten Stufen genau und tritt selten fehl. Er fühlt die Thürklinke und weiß dann sofort, wie weit er Hand und Arm nach abwärts bewegen muß, um den Schlüssel in das Schlüsselloch zu bringen.

Wenn wir sehen, welches feine Orientierungsvermögen manche Tiere haben, wie sie ihre Fühler und Taster zu gebrauchen wissen, um sich zurecht zu finden oder eine Annäherung an andere Gegenstände rechtzeitig zu bemerken, wenn wir ferner sehen, wie ihre langen Tasthaare an der Schnauze gleichen Zwecken dienen, ja zuweilen die Augen, auf beweglichem Stiele sitzend, den Raum auch mechanisch durchtasten helfen, so müssen wir über diese Verfeinerung des Tastgefühles staunen. Aber wir staunen noch mehr, wenn wir sehen, daß diese Taster nur die Vorposten und Kundschafter sind, die aufklärenden, umherschwärmenden Organe, daß aber auch das Tier erst durch den Muskelsinn die völlige Sicherheit in der Ortsbestimmung erlangt. Die höchsten Triumphe feiert die Ausbildung dieses Muskelsinnes bei der Dressur, wie wir beim apportierenden Hunde und dem die hohe Schule gehenden Pferde sehen. Aber auch an den in Freiheit lebenden Tieren läßt sie sich beobachten. Selten verfehlt das in gewaltigem, aber wohlgezieltem Sprunge sich auf sein Opfer stürzende Raubtier sein Ziel, und ganz prompt erlegt der Vogel im Fluge seine Insektenbeute. Und der des Nachts auf dem Zweige oder im Baum schlafende Vogel balanciert sich dabei auch nur dank seinem Muskelgefühl. Wie ungeschickt benimmt sich freilich, im Vergleich damit, ein Mensch, der mit verbundenen Augen „Blinde Kuh“ oder „Topf schlagen“ spielt! Zu wenig geübt, auch ohne das „Sehen“ lediglich durch den Muskelsinn sich zurechtzufinden, weicht er zur größten Erheiterung der Zuschauer in fast unglaublicher Weise von dem Ziele ab, während der Geübte sich über Richtung, Entfernung in der Ebene, über Höhe und Tiefe gut orientiert. Nur beim „Einschlafen“ einer Extremität oder bei schwerem Nervenleiden geht das so wertvolle, so unentbehrliche Muskelgefühl verloren.

Dem Gesunden ist es ein ungemein zuverlässiger Führer, dem Geübten eine Quelle großen Vergnügens und ein Mittel, stau-

nenswerte Leistungen zu vollbringen. Mögen die verschiedensten Faktoren bei dem Muskelsinn mit im Spiele sein, wie Druck, Spannung und Zug, Beharrungsvermögen und Centrifugalkraft, Reibung, Elastizität und Gleichgewichtsgefühl, ungleiche Blutverteilung oder dergleichen mehr — die Gesamtwirkung ist der Sinn für Ortsbestimmung in und außer uns, für den Wert und die Wirkung jeder unserer Bewegungen, für die richtige Schätzung der Arbeitsleistung unserer Muskeln. Wie fein dieses Muskelgefühl ist, zu welchen unmeßbar kleinen Unterschieden in seinen Leistungen es den Menschen befähigt, das zeigt uns die tägliche Beobachtung auf den verschiedensten Gebieten exakter, technischer Arbeit. Übung macht auch hier den Meister. Der Virtuoso erzielt so die feinsten, rhythmischen und dynamischen Nuancen, die zar testen Schattierungen des Klangs und eine Geläufigkeit in den Passagen, die jeder Erklärung spottet. Die Gewißheit eines Künstlers, selbst im Dunkeln spielen zu können, beruht größtenteils auf dem Muskelsinn. Blicken wir auf die ganze, bunte Welt der sogenannten „Artisten“! Sie müßte ohne dies Hilfsmittel auf die meisten ihrer „Tricks“ verzichten. Denn die Sicherheit, mit welcher der Jongleur sein Spiel ausführt, der Turner das fliegende Trapez erreicht, die Dame auf dem Drahtseil promenierte, der Voltigeur springt, der Zauberkünstler „changiert“, sind nur durch dies Hilfsmittel möglich. Der Kassierer, der, blitzschnell zählend, Banknoten oder Goldstücke durch die Finger gleiten läßt, ohne sich zu ver zählen oder ein unechtes Stück durchzulassen, der Billardspieler, der einen besonders gut berechneten Stoß ausführt, die junge Dame, die sich im Croquet oder Tennis auszeichnet, der Fahrer, welcher sich auf den Schlittschuhen oder auf dem Rade im Gleichgewicht erhält — sie alle können des Muskel- und Kraftsinnes nicht entbehren. Er ermöglicht es dem Arzt, die feineren Unterschiede in der Pulsweite zu erkennen. Selbst die bei ihrem Auftauchen so unerklärliche Produktion des „Gedankenlesens“ beruht darauf. Doch wozu in die Weite schweifen? Jede einzelne, selbst die alltäglichste unserer Handlungen erfordert das Muskelgefühl. Jeder relative Unterschied kommt uns, soweit wir sie nicht überhaupt

ganz automatisch ausführen, wie das Gehen, Drehen und Wenden unseres Körpers, nur durch dies Gefühl zum Bewußtsein.

So kommt es, daß unser ganzes psychisches Empfinden durch die zahlreichen Muskelgefühle, welche auf das Centralorgan einwirken, sehr stark beeinflusst wird und unser „Allgemeingefühl“ das Resultat und die Summe verschiedener Muskelgefühle ist. Solche Allgemeingefühle, wie Lust und Unlust, Wohlbefinden und Mißbehagen, Frische und Abgespanntheit, freudige Energie und trübselige Apathie werden durch kombinierte Empfindungen, welche wir von vielen Körperstellen haben, sehr wesentlich bestimmt. Wir „empfinden uns selbst“, wie es ja schon das schöne Morgenlied ausdrückt: „Dir sei Preis! Ich lebe wieder, Vater, und empfinde mich.“ Der eine „fühlt“ sich, und diese expansive Empfindung hat sogar zuweilen etwas schwer zu Erklärendes an sich, was der Dichter mit den treffenden Worten bezeichnet: „Mich ergreift, ich weiß nicht wie, himmlisches Behagen.“ Die höchste poetische Weihe findet dies Gefühl da, wo wir in der gewaltigen Natur Gottes Nähe „fühlen“, wo wir „empfinden“, daß sein Odem uns umweht, und uns fast „der Erde entrückt fühlen“ oder doch hoch erhoben über alles Niedere, Gemeine, Alltägliche. Dies Allgemeingefühl kann sich andererseits in jovialster Weise bis zu den höchsten Graden des Wohlbefindens steigern, welche einer der Studenten in Auerbachs Keller als „kannibalisch wohl“ bezeichnet. Der andere fühlt sich „gar nicht gut“, sogar „hundeschlecht“. Die tägliche Frage „Wie geht's?“, bei der mancher gedankenlose Frager freilich gar nicht erst eine Antwort abwartet, bezieht sich weit weniger auf die geschäftliche oder sociale Lage des Betreffenden als auf sein leibliches Wohl und auf sein Allgemeinbefinden.

Empfindungen sind aber nicht nur für das physische Leben von Bedeutung, sondern nicht minder für das seelische. Dies wird uns ganz besonders an zwei Organen recht klar, am Herzen und am Gehirn, welche beide ja mit unserer Psyche im engsten Zusammenhange stehen. Das Herz hat seine eigenen Gefühlsnerven, welche uns örtliche Störungen, wie Blutüberfüllung, Entzündung u. s. w., in Gestalt von Druck, Stichen

und Beklemmungen zu peinlichstem Bewußtsein bringen. Andererseits aber spiegelt seine Thätigkeit, die Stärke, der Rhythmus, die Zahl seiner Kontraktionen, jede Schwankung unserer psychischen Gefühle wieder. Auch das Hirn kann physische Schmerzempfindungen haben, d. h. die daselbst verlaufenden sensiblen Fasern und die Hirnhäute fühlen an Stelle der an sich gefühllosen Gehirnmasse krankhafte Störungen, wie jeder weiß, der nur einmal Kopfschmerzen hatte. Aber andererseits entstehen sicher im Centralorgan unseres Seelenlebens jene rein psychischen Gefühle, die nichts mit nachweisbaren organischen Veränderungen zu thun haben. Sie beeinflussen als Lust und Freude, als behagliche Stimmung, Wohlgefallen und Liebe, als künstlerischer Genuß oder als die Gegensätze angenehmer Empfindungen unser geistiges Leben und Sein. Verühren sich doch physisches und psychisches Empfinden vielfach aufs innigste. Der Druck der Hand, der Kuß, das Liebkosen erregen neben dem primären körperlichen Gefühl auch seelische Gefühle angenehmer Art; ein Schlag, ein Stoß, das Streichen über etwas Rauhes und Widerhaariges oder Glitschig-Glattes ruft unangenehme seelische Empfindungen analoger Art wach. Die Körperstrafen sollen nicht bloß schmerzhaftige Gefühle erregen und physisch weh thun, sondern zugleich moralisch durch die damit verbundene Schande schmerzen. Wenn wir in geistigem Sinne von einem feinen oder stumpfen, einem schwachen oder starken Gefühle sprechen, so ist das von körperlichen Gefühlen übertragen. Weil es ihnen ähnelt, drängt sich uns der Vergleich auf. Oft sind es auch reine Sinnesempfindungen, welche die Regungen des Gemüthes, die Empfindungen der Psyche, die ästhetischen Eindrücke erwecken oder beeinflussen. Es gilt dies ganz besonders von unserem Mitfühlen. Wir sehen jemand leiden, hören ihn jammern, wir sehen ihn über ein unerwartetes Glück erfreut und hören ihn jauchzen und glauben, das, was er empfindet, bei lebhaftem Anteil gleichfalls zu empfinden. Ganz den wirklichen, zusammengesetzten Gefühlen entsprechend giebt es für uns auch in seelischer Hinsicht analoge Gefühle, die theils einfach und rein sind, theils einander widerstreiten, so daß wir den „Zwiespalt der Natur“ empfinden. Wir

sprechen von Gefühlen, die sich laut äußern, und von solchen, die im Inneren verschlossen bleiben. Ein Hochgefühl schwellt des Menschen Brust in Momenten der Begeisterung; Sorge, Kummer, Angst verursachen ihm ein niederdrückendes Gefühl; das Bewußtsein der Machtlosigkeit erfüllt ihn „in seines Nichts durchbohrendem Gefühle“. Bald ist es Schamgefühl, bald Zorn und Erregung, bald Glück und bald Trauer, was er empfindet. Bei einem tritt das Gefühl der Sicherheit, Festigkeit, Bestimmtheit und eisernen Notwendigkeit in den Vordergrund, beim anderen das der Scheu, der Unsicherheit, des Schwankenden und Ungewissen, ein Zustand, der selbst zu Täuschungen über das eigene Gefühl führen kann. In den meisten Fällen ist dieses aber ein sicherer Kompaß, der uns selbst in tiefer Nacht und bei bewölktem Himmel den rechten Weg zwischen den Klippen und Untiefen des Lebensmeeres hindurch zum Ziele führt. „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen.“

Dies Goethesche Wort enthält die volle Würdigung des richtigen Gefühls, das „Herz zum Herzen schafft“, wenn es „von Herzen geht“. Auch in der Rede wirkt die wahre, tiefe Empfindung ergreifend, packend. Sie erst macht, wie Quintilian richtig sagt, den Redner; er überzeugt nur, wenn er selbst überzeugt ist, und siegt nur, wenn er an den Sieg seiner Sache glaubt.

Nicht des Beifalls arme Gaben,
Gottes Blick und dein Gefühl
Tragen dein Gemüt erhaben
Über dieses Weltgewühl.

Wie der Tonkünstler, der ein besonders ausgebildetes, feines Tastvermögen besitzt, unsere Verwunderung erregt, so zieht uns der im idealen Sinne feinfühligste Mensch an. „Menschen von feinem Gefühl bezaubern,“ sagt mit Recht Jean Paul. Ebenso freilich stoßen uns Menschen ab, die jenes Vorzugs entbehren, denen Roheit, Grobheit, ein unfeines Empfinden oder eigentlich so gut wie kein Empfinden eigen ist.

Eine besondere Art des überwallenden, überschaumenden Empfindens ist ein Vorrecht der Jugend, jener „Jahre des Gefühls“, in denen es sich so schön „schwärmt“. Aber dieser Enthusiasmus überschreitet auch bisweilen, wenn Vernunft nicht die Gefühle

regelt und zügelt, die gebührenden Grenzen. Ein solches Überwiegen der Gefühlsseite, das bis zur Gefühlsduselei, Phantasterei und Überspanntheit ausarten kann, bringt, da die Seite des Verstandes vernachlässigt wird, so manche junge Seele aus dem Gleichgewicht. Täuschungen und Enttäuschungen sind die Folge einseitiger, nicht von logischem Denken und von Selbstkontrolle begleiteter Pflege der Gefühlsphäre. Denn die Betreffenden verlernen es leicht, sich in der Wirklichkeit des Lebens zurechtzufinden, ohne irre zu gehen, und erfahren an sich die Wahrheit von Goethes Worten:

Die uns das Leben geben, herrliche Gefühle,
Ertarren in dem irdischen Gewühle.

Aber derselbe Dichterphilosoph, der alle Saiten des Gemüts anzuschlagen wußte, zeigt uns zugleich, wie hoch er selbst ein korrekt geleitetes Gefühl stellt:

Was auch behaupte die Philosophie,
Trau dem Gefühl, es täuscht dich nie:
Es ist das Rechte und ist das Beste.
Nur halt am rechten Gefühl auch feste.

Auch Schiller giebt uns in einem seiner Distichen die echt Kantische Lehre, dem Gefühle als weisen Begleiter den Verstand zur Seite zu stellen: „Kannst du nicht schön empfinden, dir bleibt doch vernünftig zu wollen.“

Aber ein anderer, Jean Paul, tritt — seiner Eigenart entsprechend — wieder für die Rechte des Gefühls ein: „Wer nicht zuweilen zu viel, zu weich empfindet, der empfindet gewiß immer zu wenig.“ So wagt der Kampf zwischen Herz und Kopf ewig hin und her, und die großen geistigen Führer erheben bald hier, bald dort ihre rufende Stimme. Manche behaupten, daß bei der Frau das Gefühl, beim Mann mehr der Verstand überwiegt, eine Regel, die aber sicher zahlreiche Ausnahmen hat. In einem aber sind alle einig, in der Wertschätzung des maßvollen Gefühls und in der Verachtung der Gefühllosigkeit.

Die größten Dichter aller Zeiten waren denn auch stets die Schatzgräber des Gemüts. Sie verstanden es, mit dem ans Tageslicht geförderten Gold und Edelstein ihr künstlerisches Gestalten zu schmücken. In seinen Liedern strömt das Empfinden, die Seele des Dichters aus:

So des Sängers Lied aus dem Innern schallt
Und wedet der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schließen.

Dem bildenden Künstler aber ist das rechte Gefühl für Schönheit und Harmonie eine praktische Schule der Ästhetik, ein Zauber, der seine Schöpfungen verklärt und unsterblich macht. Für immer bleiben sie frisch; denn „auf alles setzt sich Staub, nur nicht auf Geist und Empfindung.“ Dies künstlerische Empfinden läßt sich selbst bei den besten Meistern nicht erlernen; nur das technische Gestalten, das weise Maßhalten des Gefühls und allenfalls das durch Überlegung Erreichbare können sie lehren. Alles andere ist eine angeborene, undefinierbare Gabe, kurz eine „Gefühlsache“, in der das „Zuviel“ ebensowenig taugt wie das „Zuwenig“. Das Überwiegen des Gefühls macht den dramatischen Künstler weichlich und larmoyant, den komponierenden oder vortragenden Musiker süßlich, den Maler oder Bildhauer kraftlos, unverständlich, zu sehr geneigt, unter Vernachlässigung der künstlerisch durchgeführten, abgeklärten Arbeit durch Wiedergabe seiner übertriebenen subjektiven Stimmung wirken zu wollen. Ein Überschuß an Verstand aber macht jedes künstlerische Schaffen und Gestalten kühl, nüchtern, ärmer an Wirkung. Auch Naturell und Charakter des Menschen können durch Gefühlübermaß leiden; sie verlieren Leben, Mark und Kraft.

Nicht immer braucht das wahre Gefühl sich laut zu äußern; im Gegenteil ist das Unausgesprochene, bei dem die Seele (nach Hölderlin) „still und bewegt“, oft viel intensiver:

Gefühl, an Inhalt reicher als an Worten,
Ist stolz auf seinen Wert und nicht auf Schein.

Es gab eine Litteraturperiode, welcher die Empfindung ein ganz eigenartiges Gepräge ausdrückte, indem sie die „Empfindsamkeit“ suchte. Lessing erfand den Ausdruck „Empfindsame Reise“ für Bodes Übersetzung von *Yorik-Sternes Sentimental Journey* (1768), der dann von Bürger, Claudius und selbst Goethe angewandt wurde. Die Wiedergabe der reinen Empfindungen, der Kultus der „Schönen Seelen“ stand damals in Blüte und gewiß nicht zum Nachteil der Litteratur, wenn auch später das Sentimentale, das doch

immer einen krankhaften Zug hatte, einer gesunden Realistik weichen mußte.

Wir sehen, daß ein Überschuß an Gefühl und Empfinden für den Menschen keine besonders günstige Eigenschaft ist, müssen aber noch weiter gehen. Er kann selbst ins Abnorme, in Überempfindlichkeit, in krankhafte Gefühle, ja in Seelenleiden ausarten. Solche pathologische Ausweichungen über die normale Gefühlssphäre hinaus führen nicht nur zu Gefühlstäuschungen, sondern auch zu wirklichen Psychosen, sei es in der Form der Expansion, Exaltation und Erregung, sei es als Depression und Schwermut oder auch in beiden Arten abwechselnd. Gewöhnlich sind es erblich belastete, hysterisch-nervöse oder falsch erzogene Naturen, deren Wesen nach der einen oder anderen Seite zu unmotiviert starkem Ausdruck des eigenen Empfindens neigt. Ebenso wie diese bedauerndswert sind, pflegen aber andererseits die kritisch-satirischen Spottnaturen abzustößen, denen keine Gefühle heilig sind und die weder selbst edler Empfindungen fähig sind, noch sie bei anderen achten. Von solchen gilt des Dichters Warnung:

Fliehe den Mann, der mit schiefem Verstand der Empfindungen spottet,
Mehr noch ein wißiges Weib, das mit Empfindungen spielt.

Für den Menschen, der zum Dasein erwacht, ist das Gefühl die erste Kunde, die er von der Welt erhält. Wenn er aus dem Leben scheidet, ist das letzte Abendrot, dessen freundlicher Schimmer langsam abbläßt, bis über ihn die ewige Dämmerung hereinbricht, das Schwinden des Empfindens. Aus der Sphäre der Gefühle, in der sein Körper und Geist leben und weben, empfängt er täglich, stündlich Eindrücke, Anregungen, Reize, Freuden und Schmerzen aller Art. Von seinem Empfinden oft völlig beherrscht und geleitet, darf er sagen: „C'est plus fort que moi.“ Auf sein Leben aber paßt die schöne Grabinschrift, die man der Charlotte Ackermann-Schröder in Hamburg gesetzt hat:

Ist das Leben nicht ein Traum
Flüchtiger Gefühle?
Ausgelaufen war ich kaum
Und bin schon am Ziele.

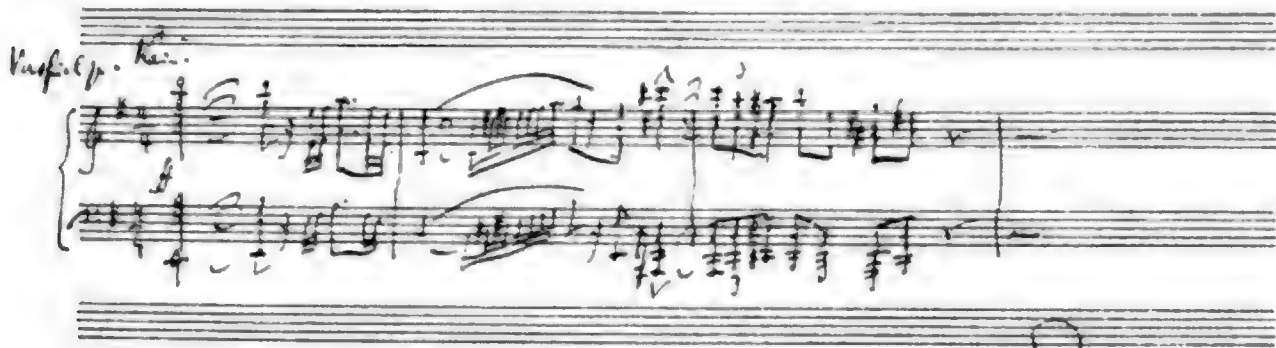


Erards Repetitionsmechanik für die Rhap-
sodien —, sondern auch umgekehrt auf den
Klavierbau selber anregend wirkte, eine neue
Zeit sich vor neue, gesteigerte Mittel gestellt
sehen.

Unendlich weiter aber ist das Feld der
Klavierkomposition. Und zwar scheint
mir nicht einmal das Konzertinstrument aus-
genutzt zu sein. Die Anregung, die Liszt
in seinen, bei ihm selber vereinzelt stehenden
„Totentanz“-Variationen gegeben hat,* ist
bis heute fast gar nicht fruchtbar geworden.
So weit ich sehe, hat nur Karl Gleiß (geb.
13. Sept. 1862 zu Hiperode, lebt in Berlin),
der Verfasser von „Künstlers Erdenwallen“,
diese Anregung konzertant-virtuoser Pro-
grammmusik aufgenommen. Seine Phantasie

könnte, von der man zumeist sagt, daß sie
völlig ausgenutzt sei, des Klavierkonzerts.

Was Beethoven in seinem fünften Konzert
gethan hatte, die Eingliederung des Klaviers
in den orchestralen Körper, war von den Nach-
folgenden weitergeführt worden. Wir kön-
nen einerseits Liszt, andererseits Brahms
als äußerste Folge dieses Bestrebens auffassen.
Beide behandeln das Klavier als Teil des
Orchesters. Während aber Liszt dem Kla-
vier die in seinem Tonumfang liegende Vor-
zugsstellung wahrte, indem er die Klavier-
partie aus Geist und Art des Klaviers her-
ausschrieb, schuf Brahms einfach für ein
Orchester, in dem sich auch ein Klavier fin-
det. Seine Konzerte sind im Grunde Sym-
phonien mit obligater Klavierstimme.



Schriftprobe von Eugen d'Albert.

für Klavier und Orchester „Irrlichter“ ist
vielleicht das beste seiner Werke. Der Kla-
vierpart selbst steht allerdings vollständig im
Zeichen Liszts, besticht aber durch Anmut
und reiche Melodik. Ihm fällt die Aufgabe
zu, die verschiedenen Irrlichter zu charak-
terisieren, die den Menschen (Orchester) in Ve-
sahren und Verderben locken. Weniger ge-
hört hierher des Franzosen Vincent d'Indy
(geb. 27. März 1851 zu Paris) auch an sich
nicht hervorragende „Symphonie sur un
Chant montagnard“, wo er über gedankliche
Ansätze, dem Klavier gewissermaßen die Rolle
des Bergsängers zuzuteilen, nicht hinaus-
kommt, so nahe die Ausführung des mir
glücklich scheinenden Gedankens auch lag.

Viel bedeutsamer aber erscheint mir der
Hinweis auf einen Weg, der, trotzdem die
Größten auf ihm vorangeschritten sind, heute
völlig unbegangen ist, auf dem man aber
zur Neubelebung gerade der Form gelangen

Daran, daß die
Mehrzahl der seit-
her komponierten

Klavierkonzerte dem Vorbilde von Brahms,
der übrigens da nur auf dem Wege weiter-
geschritten ist, den Schumann gewiesen, fol-
gen, liegt es, daß sie ihren Zweck als Kon-
zerte nicht erfüllen, daß sie mit ganz wenigen
Ausnahmen sich im Konzertsaal nicht zu hal-
ten vermögen. Die wenigen, denen wir heute
begegnen, sind dabei durchaus nicht die musi-
kalisch wertvollsten, sie sind nur dankbarer,
weil sie planistischer, weil sie eben wirklich
Klavierkonzerte sind.

Über Wert oder Unwert der Form zu
streiten, ist hier nicht der Ort. Der Um-
stand, daß die größten Schöpfer zu ihr ge-
griffen haben, ist für mich wenigstens be-
redter als die gelehrtesten Auseinandersetzungen
geistreicher Theoretiker. Wichtiger ist die
Frage: Wie kann Bedeutsames und womög-
lich Neues in der Form geschaffen werden?

Wir hatten in Mozarts Klavierkonzerten
die ideale Verkörperung der Bedeutung des

* Vergl. den Aufsatz „Klaviermusik und Klavier-
spiel“ im Oktoberheft 1901.





THE
FUTURE
OF
THE
FUTURE

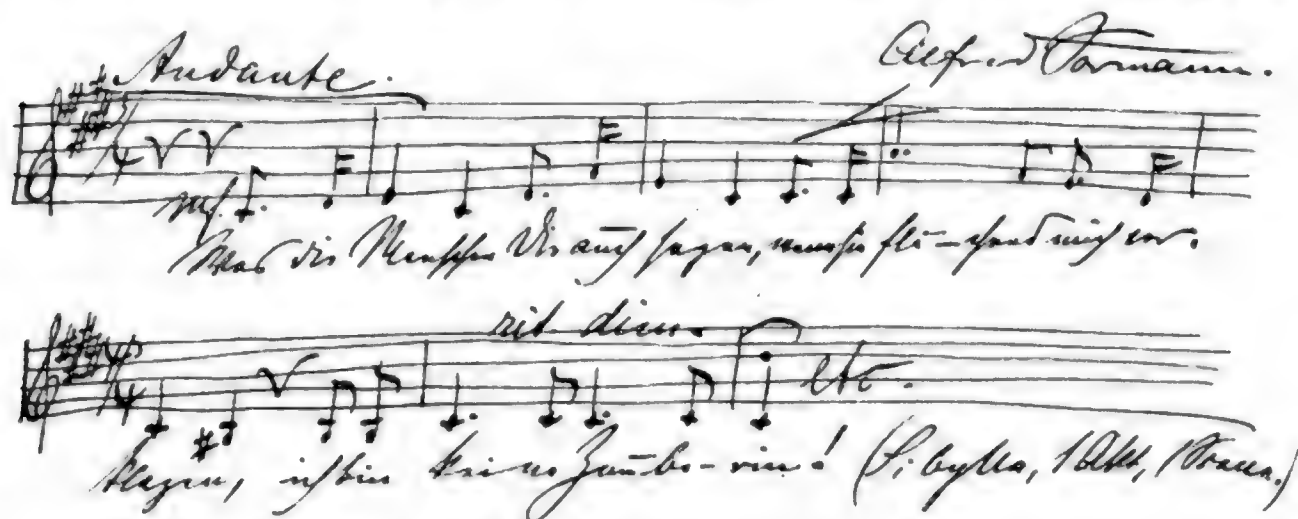
THE
FUTURE
OF
THE
FUTURE

THE
FUTURE
OF
THE
FUTURE

THE
FUTURE
OF
THE
FUTURE



wir dürfen nicht übersehen, daß wir auf allen Kunstgebieten ähnliche Zustände haben. Sie haben auch ihre gemeinsame Ursache, und gegen diese müssen sich die Bestrebungen aller echten Kunstfreunde richten. Man kann alle heißen, ausfallen möge, es darf uns nicht zu einer einseitigen Geringschätzung der ganzen „Salonmusik“ führen. Auch die angenehmen Seiten des Salons machen sich bemerkbar. Geist, Wit, reizende Umgangs-

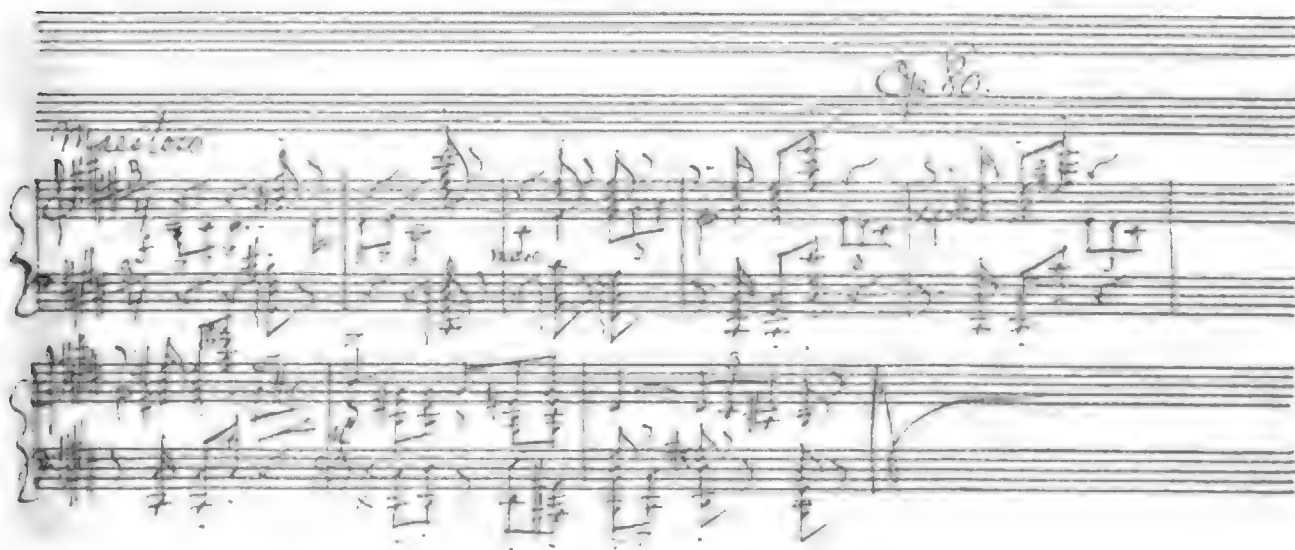


Schriftprobe von Alfred Tormann.

den Übelstand dahin ausdrücken, daß wir keine Geselligkeit mehr üben, sondern bloß Gesellschaften geben, daß wir wohl einen Salon, aber kein Haus mehr haben. Die ganze Außerlichkeit der auf falschen Prunk gerichteten Lebensweise unserer Tage ist die Grundursache der Verflachung, der Außerlichkeit des künstlerischen Treibens.

Doch so schroff und verächtlich unser Urteil

formen und die hübsche Mus Sprache angenehmer Empfindungen — sie vermögen uns ja nicht in der Tiefe aufzurütteln, sie werden auch nie jene erlösende Kraft auszuüben vermögen, die jede echte Kunst, vor allem aber die Musik auszeichnet, aber sie tragen doch auch das ihrige zur Verschönerung des äußeren Lebens bei. Und taugen sie nicht für die einsame Stunde zum Zwiegespräch



Schriftprobe von Xaver Scharwenka.

über die Badarzewska, die unglückliche Urheberin des albernen „Gebets einer Jungfrau“, den nicht minder faden Nachsinger der „Klosterglocken“, Lesébure-Welt, die Lenbach, Jungmann, Ketterer, Richards, Gloria, Behr, Desten, Rosellen, und wie sie

mit unserem tiefsten Ich, so giebt es ja doch auch ein heiteres, leicht geschürztes Geplauder mit frohen Menschen.

Gerade diese bessere Salonmusik zählt eine ganze Anzahl schätzbare Vertreter, die bei großem technischem Geschick doch auch genug





1. The first part of the document is a letter from the President of the United States to the Congress, dated January 3, 1862. It is a very important document, as it contains the President's views on the state of the Union and the progress of the war. The President discusses the military situation, the economy, and the political climate. He also mentions the recent election of Abraham Lincoln and the challenges he faces.

2. The second part of the document is a report from the Secretary of the War Department, dated January 10, 1862. It provides a detailed account of the military operations and the state of the army. The report includes information about the number of troops, the equipment, and the progress of the campaigns.

3. The third part of the document is a report from the Secretary of the Navy, dated January 15, 1862. It discusses the state of the navy and the progress of the fleet. The report includes information about the number of ships, the crew, and the operations.

REPORT OF THE SECRETARY OF THE WAR DEPARTMENT

4. The fourth part of the document is a report from the Secretary of the Interior, dated January 20, 1862. It discusses the state of the interior and the progress of the land office. The report includes information about the number of acres of land, the population, and the development of the region. The Secretary also mentions the recent discovery of gold in California and the impact it has had on the economy.

5. The fifth part of the document is a report from the Secretary of the Treasury, dated January 25, 1862. It discusses the state of the treasury and the progress of the financial system. The report includes information about the amount of money, the interest rates, and the stability of the currency. The Secretary also mentions the recent issue of new bonds and the impact it has had on the market.

REPORT OF THE SECRETARY OF THE TREASURY

6. The sixth part of the document is a report from the Secretary of the Education Department, dated February 1, 1862. It discusses the state of the education system and the progress of the schools. The report includes information about the number of students, the teachers, and the quality of the education. The Secretary also mentions the recent establishment of new schools and the impact it has had on the community.



Figure 1. A person wearing a dark, wide-brimmed hat and a dark jacket, standing in a field. The person is facing slightly to the right. The background is a light, hazy landscape with some distant structures or trees.



Heller (geb. zu Pest am 13. Mai 1813, gest. zu Paris am 13. Januar 1888). Ich weiß es wohl, daß seine zahlreichen, ausschließlich für Klavier geschriebenen Werke — er hat die Opuszahl 150 überschritten — bei allen Klavierlehrern in hohem Ansehen stehen, dem

Als Studentkomponist verdient auch der sonst arg oberflächliche Charles Mayer (1799 bis 1862) noch immer Beachtung, weil er sehr unterhaltsam schreibt und doch auch eine geschmeidige Spielfertigkeit beschleunigt. Bei Hans Seeling (1828 bis 1862) kann man



Schriftprobe von João Vianna da Motta.

entspricht aber keineswegs die Stellung, die sie im musikalischen Hause einnehmen. Wie man aber jeder Hausbibliothek neben den Werken der Klassiker auch eine Anzahl guter Unterhaltungsbücher wünscht, so muß auch das musikalische Haus mit leichterer Kost versehen sein. Diese bietet aber kaum ein zweiter in so geschmackvoller Weise wie Heller. Er ist der geborene Salonkomponist, im guten Sinne des Wortes. Er ist fein und vornehm, er wird nie trivial, er ist ein glänzender Plauderer, aber auch ein Mensch von warmem schönem Empfinden. So muß er jedem ein angenehmer Gesellschafter und Verkürzer müßiger Stunden sein. Gesellschafter, nicht Freund. Dazu fehlt ihm die Leidenschaft, die Größe, die Tiefe der Gedanken und Gefühle. Aus der großen Zahl seiner Werke eine Auswahl zu treffen, hält schwer. Man kann kaum einen ausgesprochenen Mißgriff thun, da Heller eigentlich von Anfang an als Fertiger dasteht und sich dann nicht mehr entwickelt hat. Am besten hält man sich an seine Etüden, welche nicht nur vorzügliches Studienmaterial bieten, sondern auch von hohem Klangreiz und nicht selten voll hübschen Humors sind. Eine Perle des letzteren ist „La leçon“ in op. 125, in welcher in köstlicher Weise eine Unterrichtsscene zwischen Lehrer und Schüler geschildert wird.

sich an den zwölf Konzert-Etüden des op. 10 genügen lassen. Sie kennzeichnen am besten diesen früher viel gespielten, vollständig im Banne Chopins stehenden Musiker, besitzen aber noch am meisten Gedankengehalt und eine nicht zu unterschätzende Fülle von Wohlklang. Zum Schluß möge dann noch Ferdinand Hiller (1811 bis 1885), der geschmackvolle Effektkler unter den Popularisierern der Schumann, Chopin und Mendelssohn, genannt sein. Über Hillers op. 15 hat der junge Schumann eine treffliche Kritik geschrieben, die mit bewundernswertem Scharfblick in das Wesen dieses zu seiner Zeit so einflußreichen Musikers dringt und auch aufzeigt, was wir heute noch von seinen zahlreichen Werken haben können.

Während nun der unmittelbare Einfluß Mendelssohns in der Folge rasch schwindet, kann man von einer ganzen Schumannschule sprechen, die ihr Vorbild im traumseligen, empfindungsreichen Schumann der Albumblätter, Waldscenen u. s. w. erblickte, überhaupt mehr Erbe der Schumannschen Stimmung und Empfindungsart als seiner Schreibweise ist. Auf die letztere wirken meist die Klassiker, doch auch Chopin ein. Dieses Hinübergehen von Chopin zu Schumann kennzeichnet Adolf Jensen (geb. 12. Januar 1837 zu Königsberg, gest. 23. Januar 1879 zu Baden-Baden), den bedeutendsten Vertreter



Erfindung, blühende Melodik bei ständiger Rücksichtnahme auf die Jugend des Spielers räumen diesen Gaben des fruchtbaren Komponisten einen Platz für sich in der ganzen Klavierlitteratur ein. — Als Jugendschriftsteller hat auch Philipp Scharwenka (geb. 1847) sehr Schätzbares geschaffen, während seine umfangreicheren Werke nicht in entsprechender Weise an geistigem Gehalt zunehmen.

Ich benutze diese Gelegenheit, um einige weitere verdienstvolle Klavierpädagogen namhaft zu machen, ohne damit ihre geistige Zugehörigkeit zur Schumanngruppe behaupten zu wollen.

Biernlich der bekannteste, allerdings dank einer oft verhängnisvollen Vielschreiberei, ist Louis Köhler (1820 bis 1886), der Verfasser zahlreicher Schulen und Studienwerke. Leider überträgt sich die Trockenheit, die Köhlers eigenem Schaffen anhaftet, nicht selten auch auf seine Lehrwerke, so daß diese allmählich aus ihrer Vormachtstellung zurückgedrängt werden. Emil Breslaur (1836 bis 1899) hat sich vor allem Verdienste erworben durch die Heranbildung eines guten

(geb. 1849, lebt in Leipzig), dessen „Vergleichende theoretisch-praktische Klavierschule“ ein außergewöhnlich scharfsinniges Buch ist, während seine „Phrasierungsausgaben“ sich keines rechten Beifalls erfreuen.

Aus dem Kreise derer um Liszt ist als Klavierkomponist vor allem der Schweizer Joachim Raff (geb. 27. Mai 1822 zu Lachen am Züricher See, gest. zu Frankfurt in der Nacht vom 24./25. Juni 1882) hervorzuheben. Im Grunde war er allerdings eine durchaus eklektische Natur, und diese Anlage ward dadurch gesteigert, daß ihn die Not des Lebens zu übereilter Produktion zwang. So finden sich auch in manchen seiner besseren Werke, inmitten geradezu genialer Eingebungen, Verirrungen ins völlig Triviale. Beurteilt man aber Raff nach seinen besten Schöpfungen, so gehört er zweifellos in die allererste Reihe aller Klavierkomponisten, und es ist sehr zu bedauern, daß um des Geringwertigen willen auch das Gute heute so sehr vernachlässigt wird.

Eine Auswahl aus Raffs Werken gehört aber jetzt schon auf das Klavier jedes Musikers. Leider giebt es eine solche als fer-



Schriftprobe von Emil Sauer.

Klavierlehrerstandes. Als Verfasser einer trefflichen „Technik des Klavierspiels“ und Veranstalter zahlreicher guter Neuausgaben ist Heinrich Wermer (geb. 1837, lebt in Dresden) zu nennen. In ähnlicher Weise bethätigt sich der vielseitige Hugo Riemann

tiges Buch noch nicht, und das zerstreute Erscheinen der Werke bei verschiedenen Verlegern macht die Erfüllung dieses berechtigten Wunsches vor der Hand unmöglich. So muß man selber die Auswahl treffen. Die zwölf fesselnd gearbeiteten, feinen und sehr

THE
JOURNAL OF THE
ROYAL ANTHROPOLOGICAL INSTITUTE

VOL. LXXV. PART 1. 1945.
PUBLISHED BY THE
CAMBRIDGE UNIVERSITY PRESS
PRINTED BY THE UNIVERSITY PRESS, CAMBRIDGE

THE
JOURNAL OF THE
ROYAL ANTHROPOLOGICAL INSTITUTE

VOL. LXXV. PART 1. 1945.
PUBLISHED BY THE
CAMBRIDGE UNIVERSITY PRESS
PRINTED BY THE UNIVERSITY PRESS, CAMBRIDGE



THE
JOURNAL OF THE
ROYAL ANTHROPOLOGICAL INSTITUTE





Figure 1. A black and white photograph of a person's face, heavily shadowed and obscured by a large, dark, irregular shape, possibly a mask or a large shadow, against a dark background.

The photograph shows a person's face, which is mostly hidden in deep shadow. A large, dark, irregular shape, possibly a mask or a large shadow, covers the right side of the face and extends into the foreground. The background is dark and indistinct.



1911

Wieder in die alte Bekanntschaft mit den vorangegangenen Schicksalen hat Paul Brandt überleben. Diese aber auch hat schließlich überleben und Schicksale die genug können die Zeitungen, in denen auch die Nachrichten immer wieder und immer.

Paul Brandt, der auch jetzt in der Stadt von München (München) geboren 1881, ist

mit 11 Jahren in die Stadt von München gekommen. Die Nachrichten hat in der Stadt von München auch seine Bekanntschaft mit der Stadt von München gemacht. Mit der Stadt von München hat er auch seine Bekanntschaft mit der Stadt von München gemacht. Mit der Stadt von München hat er auch seine Bekanntschaft mit der Stadt von München gemacht.

Die Stadt von München hat er auch seine Bekanntschaft mit der Stadt von München gemacht. Mit der Stadt von München hat er auch seine Bekanntschaft mit der Stadt von München gemacht. Mit der Stadt von München hat er auch seine Bekanntschaft mit der Stadt von München gemacht. Mit der Stadt von München hat er auch seine Bekanntschaft mit der Stadt von München gemacht.

Die Stadt von München hat er auch seine Bekanntschaft mit der Stadt von München gemacht. Mit der Stadt von München hat er auch seine Bekanntschaft mit der Stadt von München gemacht. Mit der Stadt von München hat er auch seine Bekanntschaft mit der Stadt von München gemacht. Mit der Stadt von München hat er auch seine Bekanntschaft mit der Stadt von München gemacht.



Paul Brandt

in der Stadt von München hat er auch seine Bekanntschaft mit der Stadt von München gemacht. Mit der Stadt von München hat er auch seine Bekanntschaft mit der Stadt von München gemacht. Mit der Stadt von München hat er auch seine Bekanntschaft mit der Stadt von München gemacht. Mit der Stadt von München hat er auch seine Bekanntschaft mit der Stadt von München gemacht.

Die Stadt von München hat er auch seine Bekanntschaft mit der Stadt von München gemacht. Mit der Stadt von München hat er auch seine Bekanntschaft mit der Stadt von München gemacht. Mit der Stadt von München hat er auch seine Bekanntschaft mit der Stadt von München gemacht. Mit der Stadt von München hat er auch seine Bekanntschaft mit der Stadt von München gemacht.



My only thought was to

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY



1864 zu Glasgow geboren, lebt in Frankfurt). Er beherrscht die ganze Klavierliteratur von Bach bis Brahms, und ein vollendetes Stilgefühl läßt ihn für jedes Werk eine geradezu historisch treue Auffassung finden. Dabei lebt in dem kleinen Körper eine ungeheure Kraft, ein gewaltiges Ringen nach titanenhaftem Ausdruck, immer aber gebündelt von einer klaren Erkenntnis der Grenzen künstlerischer Schönheit, immer in Schranken gehalten durch ehrfurchtsvolle Pietät dem dargestellten Kunstwerk gegenüber. Kraft, wildschäumendes Temperament ist das Kennzeichen Ferruccio Busonis (geb. 1866), dem manches Kleine deshalb wohl mißlingt, während er in leidenschaftlichen Ergüssen von überwältigender Größe ist. Klarheit und Durchsichtigkeit, dabei eine gewisse Försicht lusterfüllter Spielfreude zeichnet die Vorträge Bernhard Stadenhagens (geb. 24. November 1862 zu Greiz, lebt in München) und Alfred Reisenauers (geb. 1. November 1863, lebt in Leipzig), von dem wir stimmungsvolle Lieder haben, aus, während der Portugiese José Vianna da Motta (geb. 1868, lebt in Berlin), der sich auch als Komponist und Musikästhetiker vorteilhaft bekannt gemacht hat, mehr auf die Ausarbeitung des Architektonischen ausgeht und deshalb als Bachspieler bedeutend ist. Virtuosenhafter, mehr auf einen bravoureusen Gesamteindruck angelegt und deshalb nur eine Grundstimmung betonend wirkt das Spiel Emil Sauers (geb. am 8. Oktober 1862 in Hamburg, lebt in Wien), der ein wirkungssicheres Klaviertonnetz geschrieben hat. Das Ideal des „interessanten“ Salonspielers ist der in Amerika lärmend gefeierte Ignaz Paderewski (geb. 6. November 1859 in Podolien), der allerdings in einem Teil seiner Kompositionen einen sehr ernsthaften Musiker verrät. Durch eine fabelhafte Technik verblüßt Moriz Rosenthal (geb. 1862); durch lebhaft Klarheit des Vortrages unterrichtet Karl Heinrich Barth (geb. 12. Juli 1847 in Pillau), der treffliche Lehrer der Berliner Hochschule und vorzügliche Kammermusiker. Ein gutes Teil der Art ihres Lehrers Bülow haben die Engländer Leonhard Borwick (geb. 26. Februar 1868) und Frederik Dawson (geb. 16. Juli 1868) übernommen. In dieser Reihe möchte ich auch Max Bauer (geb. 31. Ok-

tober 1866, lebt in Stuttgart), den Sohn des berühmten Herausgebers älterer Klaviermusik, nennen, der über ein feines musikalisches Stilgefühl verfügt, und Otto Reigel (geb. 6. Juli 1852, lebt in Köln), der als Musikchriftsteller und Pädagoge mehr Glück hatte denn als Komponist.

Alexander Siloti (geb. 10. Oktober 1863) teilt mit den russischen Meistern, die er mit Vorliebe vorträgt, das Gefühl für rhythmische Wirkungen und eine gewisse Launenhaftigkeit; ein echter Rubinstein Schüler ist Ossip Gabrilowitsch (1878), der auch als Komponist niedlicher Salonstücke hervorgetreten ist. Conrad Anjorge (geb. am 15. Oktober 1862, lebt in Berlin) ist der Poet am Flügel, ein Dichter von Gottes Gnaden, der das Werk, das er eben vorträgt, jedesmal gewissermaßen neu schafft, indem er es in seine kleinen Wesenheiten zerlegt und sie erst wieder zum Ganzen fügt. So hat sein Spiel etwas Improvisatorisches, aber ungemein Zwingendes, durchaus Persönliches. Als Komponist gehört er zur modernsten Richtung. Zu intimen Wirkungen berufen ist der treffliche Schumann-Interpret Ernst Jedliczka (geb. 5. Juni 1855 in Pultawa, lebt in Berlin), im weichen Chopinspiel giebt sein Bestes Wladimir Bachmann (geb. 27. Juli 1848 in Odessa). Als Nervenkünstler, poetischer Stimmungsmaler erscheint unter den Jüngsten Arthur Schnabel (geb. 17. April 1882), durchaus musikalisch, von fast klassischer Abgeklärtheit ist Woldemar Lütjohg (geb. 1877 in Petersburg), während Joseph Hofmann (1876), einer der wenigen, die als Erwachsene halten, was sie als Wunderfinder versprochen haben, die subjektive Eigenwilligkeit seines Lehrers Anton Rubinstein und seine Anlage auf große al fresco-Wirkung teilt. Die Franzosen Louis Diemer (1843) und Raoul Pugno (1852) haben etwas Lehrhaftes, auf musikalische Deutlichkeit Abzielendes. Dagegen verbindet Eduard Nisler (1873), ein geborener Elsäßer, in wunderbarer Weise französische Klarheit und Eleganz des Spiels mit deutscher Gründlichkeit und Gemütsiefe. Was er auch vorträgt, es erscheint in Schönheit getaucht, ein wunderbarer Wohlklang zeichnet sein Spiel aus, dem aber doch auch Kraft und Leidenschaft des Ausdrucks in hohem Maße zu

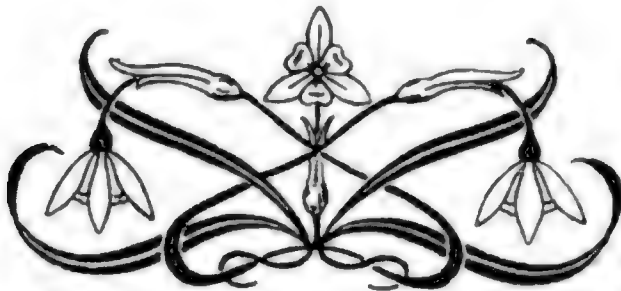
Gebote steht. Unter den Berufensten ist er ein Auserwählter.

Den Männern reihen sich würdig die Frauen an, nur daß bei ihnen naturgemäß die virtuose Seite mehr hervortritt. Teresa Carello (1853) wirkt allerdings ganz als ein Mann in der Wichtigkeit ihres Spiels, das von großer sinnlicher Wirkung ist; die junge Engländerin Gertrude Peppercorn (1879) ist ihr wahrer Verwandt. Zarteste Weiblichkeit strömt dagegen Klodilde Kleeberg (geb. 27. Juni 1866 in Paris, lebt in Brüssel) aus, von hingebungsvoller Wärme ist Anna Haasters. Andere Damen zeichnen sich durch eine gewisse Klarheit der Auffassung und hohe Sauberkeit des Vortrages aus, wie Emma Koch und die scharfgeistige Hedwig Meyer, die das Wagnis unternehmen konnte, sämtliche Sonaten Beethovens vorzutragen. Wildes, ungezügelteres Temperament, aber edelste Klasse bekundet das Spiel der Ungarin Gisella Groß (1876). Die kleine Galizierin Paula Szalit (1886) verblüßt durch ihr reises Spiel und ihre wunderbare musikalische Begabung. Nervös, aber packend sind die Vorträge Sophie Winters (geb. 29. Juli 1846 in München), voll bebender Leidenschaft M. Essipoff (geb. 1. Februar 1851 in Petersburg), während Martha Remmert einen stark ausgeprägten Sinn für ge-

schichtliche Auffassung und hohe Begabung für das Ensemblespiel aufweist. — —

Wir sind am Ende unserer Übersicht über ein großes Stück Musikgeschichte. Könnte der Überblick auch kein eindringender sein, so muß er doch in jedem ein Gefühl erweckt haben für den unendlichen Schatz an Schönheit, den wir in unserer Klavierliteratur besitzen. Möchte nur mehr aus ihm geschöpft werden, möchten vor allem, das ist unser innigster Wunsch, die Musikliebhaber in ganz anderer Weise als bisher sich einfinden und diese köstlichen und doch so leicht zu gewinnenden Schätze sich ins Haus holen. Denn das Haus ist noch immer die fruchtbarste Pflegestätte der Musik, das Haus ist vor allem die berufene Heimstätte des Klavierspiels.*

* Zum Schluß drängt es mich, Herrn Nicolas Hanstropf in Frankfurt, sowie der Verwaltung der Berliner königlichen Bibliothek, insbesondere Herrn Prof. Dr. Klopfermann Dant zu sagen für die freundliche Überlassung der Vorlagen zu den Illustrationen der älteren Zeit (s. d. Oktoberheft 1901). Die Bilder der lebenden Musiker konnte ich ausnahmslos nach Vorlagen bieten, die sie mir selbst überlassen haben. Auch dafür jedem einzelnen herzlicher Dank! — Ich benutze die Gelegenheit, ein Versehen zu berichtigen. In meinem ersten Aufsatz ist das Notenschild auf S. 114 des Oktoberheftes als „Handschrift Robert Schumanns“ bezeichnet worden, während es sich als Fortsetzung der As-dur-Sonate von Beethoven unmittelbar an das Falsimile auf S. 111 anschließen muß.





MISS MARY

—

MISS MARY

MISS MARY

MISS MARY

Provinz gemacht. Diese Provinz aber macht ein großer Räuber unsicher, und diesem muß der Vater mit vielen Soldaten nachjagen, von Dorf zu Dorf, von Schlucht zu Schlucht. Diesem Räuber aber wieder hastet ein merkwürdiger Glanz an; man spricht von ihm wie von einem großen Herrn; man sagt, der König — nicht der jetzige König, dem der Vater dient, sondern der frühere, der vertriebene, der legitime König — habe ihn zum Obersten und Herzog von Cassano ernannt; aber im Lande nennt man ihn mit einem anderen Namen: Fra Diavolo. In dieses aufregende Erlebnis, in das der eigene Vater als Hauptperson verflochten ist, in jene zweideutige, unheimliche und funkelnde, ferne und nahe Gestalt des legitimen Räubers wühlt sich die Einbildungskraft des Knaben; sieht sich dann schnell dem fremden Lande wieder entrückt, an Burgen und Türmen und Städten vorbei nach Hause geführt; und nach zwei Jahren abermals auf dem Wege, diesmal über die Pyrenäen.

Wieder liegen da und dort an der Straße die Orte, die freundlichen und die finsternen, die blühenden und die verfallenen, und drücken ihr Wesen, verschmolzen zu einer lebendigen Einheit mit dem fremdartigen Klang ihres Namens, tief in die Phantasie des Kindes. Das Dorf, wo der Reisewagen auf spanischem Boden den ersten Halt macht, heißt Ernani.

Auf dieser Reise war es, daß sich dem Knaben Victor Hugo, in einer alten Stadt am Wege, die Architektur einiger gotischer Türme dermaßen einprägte, daß er nach vielen Jahren im Stande war, sie mit allem Detail zu zeichnen, ohne sie je wieder gesehen zu haben. Es gehörte zur Signatur dieses Knaben, daß ihm das Bauwerk viel bedeuten sollte. Es sollte später zur Signatur dieses Dichters gehören, Bauwerke als ein Lebendiges zu fühlen und einen mächtigen Teil seiner Phantasie in architektonischen Erschaffungen auszuleben.

In Burgos verlor sich das Kind in der wundervollen Kathedrale und staunte die Pfeiler hinan; da springt hoch oben in der Mauer ein Thürchen auf, und ein kleiner Mann tritt hervor, unförmlich und sturil, schlägt ein Kreuz, thut drei Schläge auf eine Glocke und verschwindet. „Senorito mio, es

papamoscas,“ sagt der Kirchendiener, von dem Automaten redend, als wäre es ein lebendiges Wesen.

Und später in Madrid — sie wohnen wieder in einem Palast wie in Neapel — sieht Victor von seinem Bett aus in einem Nebengemach die goldstarrende Muttergottes mit den sieben Schwertern im Herzen; sieht sie, wie er jene Türme gesehen hatte, um das Bild nie wieder zu vergessen. Er verbringt die vielen unbewachten, unbeschäftigten Stunden, die geheimnisvollen, gähnenden, einsamen Stunden eines achtfährigen Kindes, mitten in der fremden Stadt, in dem fremden Palast, in der Galerie vor den alten Familienbildern des Hauses Masferano. In ihren prunkvollen Rahmen, in den Gewändern einer vergangenen Zeit, hochmütig niederblickend, unnahbar in ihrer Haltung, geheimnisvoll in den Gebärden einer vergangenen Zeit, hauchten diese Spanier eine unendliche Bezauberung, einen fieberhaften dumpfen Drang in die Seele des kleinen französischen Kindes. Der französische Geist empfindet von Zeit zu Zeit das spanische Wesen als nahverwandt und doch vor dem eigenen durch eine größere Konzentration, irgend einen fremden herben Duft romanischen Blutes ausgezeichnet. Er findet jenes Element seines eigenen Wesens wieder, das, zwischen erhabener Ruhmredigkeit, gasconischer Aumaßung und schönem Formgefühl schwankend, am besten vielleicht mit dem Ausdruck „panache“, als Eigenschaftswort gebraucht, bezeichnet werden kann; und er findet dieses Element im spanischen verstärkt und zugleich verfeinert, gewissermaßen stilisiert wieder. Und nichts wirkt stärker auf ein Volk als eine solche Verklärung einer seiner Grundeigenschaften. Es ist um dieses kaum definierbaren, aber fast in jedem Vers fühlbaren Elementes willen, um dieses spanischen Tones willen, daß um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts der „Cid“ des großen Corneille einen Aufruhr des Entzückens hervorrief.

Bei frühen Erlebnissen, in welchen ein noch weiches kindliches Erkennen Stücke des Weltwesens erfassen soll, verschwimmt alles zu einer traumhaften Einheit; hier wird die Form des Erlebnisses ebenso wichtig wie ihr Inhalt, das objektive Erlebnis. Die Form

des spanischen Erlebnisses war für den Knaben Hugo eine phantastische. Nicht recht als ein Dazugehöriger und nicht recht als ein Ausgeschlossener mußte er sich fühlen in dieser spanischen aristokratischen Welt; nicht demütig, denn er gehörte zu denen, die im Augenblick Herren waren über Spanien, und doch nicht ganz sicher, nicht ohne Anwandlungen von Scheu und Ehrfurcht. Wie ein Wad lag diese prunkvolle, hochmütige, adelige und katholische Kultur da und zeigte ihr Inneres. Es ist der Blick des Fremden, des Eingedrungenen, des Emporkömmlings, mit dem der Knabe die marmornen Säle, die mit aufregendem Prunk beladenen Altäre im Flamboyantstil, mit dem er die Bildnisse der großen Herren umfängt und von den Wappenschildern, an denen das goldene Bließ hängt, die verbindungslos aneinander gereihten Titel, die faszinierenden Namen der Herzogtümer, Marquisate, Grafschaften, Burgen und Lehen abliest. Welche Nahrung für den gärenden Geist eines Knaben! Sich hineinzuträumen in diese gebietenden Gestalten, die Säle und Galerien in einer pompösen Haltung zu durchschreiten, den Arm in die Hüfte gestemmt, ein Schauspieler selbstgeschaffener Träume; ihre großartigen Titel vor sich hinzusagen, sie in fieberhaftem Selbstbetrug als den eigenen Namen empfinden: „Dies sind meine Namen, ihr habt es bisher nicht gewußt, ihr stumm aufhorchenden Wände, ihr starren Vergoldungen, ihr hieltet mich für einen Fremden, einen Bedienten, einen Räuber, vernehmet:

*Dieu m'a fait duc de Segorbe et duc de Cardona,
Marquis de Monroy, comte Albaterra, vicomte
De Gor, seigneur de lieux, dont j'ignore le compte.
Je suis Jean d'Aragon, grand maître d'Avis, né
dans l'exil . . .“*

Ja, in diesen kindlichen Ausschweifungen der Phantasie rührt sich das, was die geheime innerste Triebkraft ausmachen soll für jene späteren glänzenden Ausschweifungen der Phantasie, die man die Werke des Dichters nennen wird: hier werden, unter Schauern einer halbwillkürlichen Träumerei, die Reime jener Gestalten empfangen: des Hernani, des Ruiz Gomez vor den Bildern seiner Ahnen. Aus der faszinierenden Antithese dieses Dastehens als ein Eindringling, dieses Verflochtenwerdens in fremde, uralte,

prunkvolle Schicksale, dieses Fremd- und Dastheimseins gehen die Reime jener berühmten Antithesen hervor, die wir als die Schicksale des Hernani, des Ruiz Blas, des Findlings Didier kennen, jenes Gewühl von Verkleidungen, vertauschten und verheimlichten Namen, irrthümlichen Morden und ergreifenden Erkennungen, alles das umwoben mit der Atmosphäre aristokratischen Lebens, einer geheimnisvollen Etikette, prunkvoller Gebundenheit. Es ist der Zauber des als Vergangenheit empfundenen Ancien régime, ein Zauber, ein Reichthum an Gefühlsnuancen, wie ihn das Ancien régime als Gegenwart nie ausgeübt hat; denn in den Werken des achtzehnten Jahrhunderts, auch in dem des Restif de la Bretonne etwa, die direkt das Emporkommen eines Niedrigen in höhere Sphären zum Gegenstande haben, ist keine Spur von dieser Zauberwelt.

Der spanische Aufenthalt enthält noch ein kleines Erlebnis, welches zu den formgebenden gehört, zu jenen, die symbolisch wirken und als Symbol im Kopfe weiterleben, bis sie als symbolische Gestalt dichterisch ausgedrückt worden sind. Victor und sein Bruder Eugène waren in Madrid für eine Zeit in einem adeligen Erziehungsinstitut untergebracht. Wie sie am ersten Morgen in dem großen allgemeinen Schlaftaal erwachen, steht vor ihrem Bett eine sonderbare Gestalt, ein budliger Zwerger mit rotem Gesicht und struppigem Haar. Er hat eine rote Leinenjacke, Hosen von blauem Sammet und gelbe Strümpfe. Er ist im Hause, um den Zöglingen kleine Handreichungen zu leisten. Und er ist vielleicht dreimal so alt als diese Zöglinge. Wenn sie mit ihm unzufrieden sind, rufen sie ihn: Buckel! Corcova! Wenn sie zufrieden sind, rufen sie ihn: Corcovita! Er grinst häufig, aber in seinen Augen ist ein tiefsemerzlicher Ausdruck. Welche Welt von einander zerfleischenden Widersprüchen ließ sich in dieses Geschöpf hineinträumen! Es war wie geschaffen, mit jener anderen zwerghaften Figur in eines zusammenzufließen, mit dem ewig trippelnden Bewohner der Kathedrale von Burgos. Hier schwimmen die nebelhaften Umrisse einer Gestalt, die nach und nach Quasimodo, Triboulet, Gauchon heißen soll; hier wird in einer vagen Erregung der Phantasie, die noch keine begriff-

liche Formulierung gestattet, jene Verechtigung des Grotesken, als eines Symbols des Zwierspältigen in der Welt, vorausempfunden, deren Formulierung in der Vorrede zu Cromwell achtzehn Jahre später die innerste Triebfeder einer Revolution des Theaters werden wird. Der spanische Aufenthalt findet sein Ende 1812 mit dem Zusammenbruch der Herrschaft Joseph Bonapartes.

Die Wohnung in Paris, Impasse des Feuillantines, welche man nach einjähriger Abwesenheit wieder betrat, war eine gewöhnliche Mietwohnung; aber sie hatte einen großen Garten, einen üppigen, verwilderten Garten, und in der Erde dieses Gartens wurzelt die wundervolle Intimität Hugos mit den Bäumen und den Blüten, den Vogelnestern und den Sternen, wurzeln jene Tausende von Verszeilen mit ihrer magistralen Fülle und Gedrängtheit, jene Tausende von Metaphern, in denen das Leben der Natur in seiner gesteigerten, sinnbildlichen Leuchtkraft aufgefangen ist. Ein Garten ist die große Natur à la portée eines Kindes. Er bietet den unheimlich kriechenden Wurm, die lauernde Spinne, das hinhuschende Wiesel, die atemlos belauschende Meise; er enthält die unererschöpflich geheimnisvollen Geräusche der Zweige, des Windes und des Wassers; die unergründlichen Geräusche des Morgens, des hohen Tages und der Nacht; die grellen Sandstellen, wo das Übermaß des Lichtes eine Art panischer Trunkenheit hervorruft, und die tiefen Schattenstellen, die nie ganz leer von phantastischen Gestalten sind; er verschenkt alle Genüsse der Einsamkeit und einer unendlichen faunistischen Geselligkeit, und nachts wölbt sich über ihm der erhabene dunkelblaue Abgrund, und das starrende Licht der Sterne gleicht dem Niederblicken übermenschlicher Augen.

Wenn in dem Kinde, zu dem hier die stumme Kreatur in Tausenden von gebrochenen Lauten spricht, das Genie der Sprache schlummert, so sind dies die Stunden, die mit heimlich bildender Gewalt in seinem Gehirn jene Konfondanz hervorrufen, die einmal den Dichter befähigen wird, in der Vokalisation seines Verses alle Schwankungen von Licht und Schatten auszudrücken, im Rhythmus und in der Zusammenstellung

der einen Vers erfüllenden Konsonanten alle Suggestionen von Weichheit und Härte, von gleitender und schreitender Bewegung, von Gewühl und Aufschwung, von Wollust und Erhabenheit zu finden.

Eine fast unkontrollierte Lektüre bevölkert dieses Gartenleben mit seinem Gewühl von Gestalten: der Neunjährige las den Tacitus, nicht minder geläufig den Vergil und Lucrez, dazwischen die Märchen der Tausend und einen Nacht. Dem Elsjährigen war eigentlich alles freigegeben: er liest durcheinander Voltaire und Rousseau, den ganzen, und Diderot und den Chevalier Faublas neben den Reisen des Kapitäns Cook.

Die Verschmelzung zahlloser traumhafter Gestalten mit dem lebendigen Traume der Natur, aller dieser Gestalten aus den Büchern, der erhabenen und der lasciven, der heroischen und der idyllischen, und jener Gestalten von den Bildern in Spanien, und jener Raum-mehr-Gestalten, der Götter des Lucrez, ihrer aller Verschmelzung mit der Sehnsucht der Sternenmächte und der Fülle der Sommertage, mit den Spielen der Sonne und des Schattens: das mag die Arbeit dieses gärenden Kopfes in jenen Jahren gewesen sein; und Fülle der Gestalten, so innig verschmolzen mit der Fülle der Naturerscheinungen, daß die gemalten Hintergründe des Theaters zu enge werden, daß dramatische Conceptionen in episch-lyrischen, manchmal in dithyrambischen Formen sich ausleben müssen: das ist die Signatur der reifsten und machtvollsten Kunstwerke des Dichters Victor Hugo. So schließt sich hier der Zauberkreis der Kindheit, wie er soll: nichts wird später in dem Manne sein, was nicht in dem Kinde war; es war hier als ein dumpfer Drang, als halbwillkürliche Hallucination, als wacher Traum; und es war hier auch im ganzen, als eine geheime Prägung, jener vergleichbar, welche den Samen zwingt, sich zu einem solchen und keinem anderen Gebilde zu entwickeln; jene innere Form, welche einem fast durch sechzig Jahre nicht versiegenden dichterischen Hervorbringen seine Richtung zu geben bestimmt war; nicht auf Gestaltung vor allem hinzustreben, auch nicht auf Verknüpfung, sondern sich auszuleben im Schwung der Rede, sich zu ergießen in einem rhetorischen Strom von

solcher Mächtigkeit, daß er alle Zuflüsse der Reflexion aufnimmt und mit sich reißt und in den glänzenden Wellen der Gleichnisse Himmel und Erde im Dahinfluten spiegelt.

Es muß nun eine Epoche folgen, da der Geist, einer inneren Fülle dumpf versichert, aber jeder Fähigkeit des Ausdruckes bar, mit unbeholfener Dreistigkeit an alles Hand legt, mit allem, wie Kinder thun, zum Munde fährt, was nur sich bietet; was nur geformt ist, meint er, müßte auch ihm zur Form verhelfen, was von ihm nachempfunden werden kann, auch die erstarrte übervolle Welt der eigenen Empfindungen entbinden. So entsteht ein Gedränge scheinhafter Hervorbringungen, an denen nichts eigen ist als ein starker eigensinniger Drang. Es füllen sich Hefte mit Tragödien und Episteln, Madrigalen, Hymnen und Akrostichen; neben Versen, die von Delille inspiriert sind, findet sich eine Ines de Castro, ein halbes Puppenpiel mit Zwischenpielen, kindlich dem Calderon nachgeschrieben.

Hier aber beschäftigt uns nur, was mit formgebender Gewalt an irgend einem Punkte, aus der Realität der Erlebnisse hervorbrechend, sich der werdenden Individualität so stark bemächtigt, daß es stückweise und allmählich ihre Weltanschauung zur Reife bringt.

So berührt uns in allen jenen Hefen und Blättern nur die Aufschrift einer einzigen, sonst leergelassenen Seite: „Je veux être Chateaubriand ou rien“, hingeschrieben 1816. Denn ein großer Dichter der mitlebenden Zeit wirkt auf den Knaben, der ein Dichter zu werden bestimmt ist, nicht allein literarisch, sondern vor allem als eine Macht des Lebens. Ja vielleicht dürfte man sogar aussprechen, daß literarisch das, was an ihm schwächlich und vergänglich ist, einen besonderen Zauber ausüben kann, daß also auf dem mystischeren Gebiete der Wirkung des Lebendigen auf den Lebendigen das Eigenste und Wahrste der Individuen aufeinander zu wirken kommt.

So wirkten auf Victor Hugo in der Zeit, die auf 1815 folgt, ja bis gegen 1848 hin, zuerst Chateaubriand und dann Lamartine. Wie immer geartet die Epoche sei, es pflegt auf dem unreifen, phantasievoll angelegten Geist die Gegenwart zu lasten; ihre Quali-

tät des Unmittelbaren wird als Druck empfunden, ihre Vielfältigkeit als quälende Verworrenheit, ihr Verhältnis zur nächsten und zur weiteren Vergangenheit als ein unglückliches, verfehltes: da werden diejenigen, welche solchen Druck der Verhältnisse für sich zu überwinden verstanden, welche aus solcher Verworrenheit zu einer eigenen und großen Form des Daseins zu gelangen vermochten, recht eigentlich und im Innersten als Befreier erkannt, und wie sie es anfangen, aus sich etwas zu machen, das stellt sich, aus einer Entfernung, welche nur mehr die großen Linien zeigt, so rein und so schön, so ergreifend und großartig dar, daß es, als der rechte Mythos, zugleich mit der Gewalt der Wahrheit und der Zaubermacht der erfundenen Fabel wirkt.

Der Charakter Chateaubriands war ganz auf den Begriff der Größe gestellt. Geboren aus uraltem Geschlecht; eine Jugend, von wilden Stößen des Schicksals hin- und hergeworfen; das Mannesalter ganz damit erfüllt, Macht zu üben und Macht mit jähem Entschluß von sich zu werfen; eine großartige und hochmütige Haltung, in jeder Gunst und Ungunst des Schicksals bewahrt; ein Greisenalter voll melancholischer Erhabenheit, unverhohlener Verachtung der Welt, pompöser Vereinsamung: so zeichnete sich diese Gestalt über dem Horizont der Heranwachsenden ab.

Lamartines Gestalt daneben: von minder dunklem Metallglanz, weicher, verführerischer. Eine glänzend leichte, halbverträumte Jugend; der ungeheuerste Erfolg an der Schwelle des Mannesalters, eine grenzenlose Popularität, in der sich die heterogensten Elemente vermischen, ja wie ein verlockender Duft, zusammengemischt aus allen unbestimmten schwebenden Aspirationen der Epoche; und den eigenen Ruhm, der eigenen Künstlerschaft gegenüber eine eigentümliche Haltung: die Haltung eines Dilettanten, dessen wahre Bestimmung ganz wo anders liegt; der hinreißendste Dichter seiner Zeit, umschwebt von der vagen Annahme, eigentlich ihr größter Staatsmann zu sein, ihr geborener Venter und Gesetzgeber, Priester, Prophet, Königs-Philosoph.

Die Grundform nun dieser beiden bedeutenden Talente ist das Rhetorische. War durch die Revolution von 1789 schon die

Macht des Wortes in einer unerhörten Weise demonstriert worden, so daß man es auffassen konnte, damals wären von Tag zu Tag Existenzen durch das Wort emporgetragen und durch das Wort wieder vernichtet worden; es wäre das Wort, als Träger des Begriffes, auch der einzige Träger der unumschränkten Gewalt gewesen und hätte fortwährend allein über Tod und Leben entschieden; es wäre das Feindlichste durch Überredung für eine Zeitlang zusammengehalten und das Nächstverwandte durch dämonische Gewalt der Rede auseinander getrieben worden — so hatte das Kaiserreich zwar die Wucht der öffentlichen Rede für eine Zeitlang niedergedrückt, sich selber aber einer ganz eigenartigen, eindrucksvollen Rhetorik zu seinen Edikten und Bulletins bedient, welche einen römischen Ton nachahmte und die französische Phantasie sehr stark traf; und von der Restauration an durchdringt das Rednerische erst recht die ganze Epoche. Die einen Parteien als die fordernden, die anderen als die zurückfordernden fühlen sich als Anwalt und Gegenanwalt. Die großen Geister der Reaktion, Bonald, de Maistre, sind durchaus Rhetoren, und gleichfalls die jungen Verfechter einer noch kaum definierbaren Gegenbewegung suchen durchaus mehr zu überreden als zu überzeugen. Die „Martyrs“ sind keine Darstellung, sondern eine Predigt; „Le Génie du Christianisme“ ist eine Predigt; und Chateaubriand hat Bonald als den Mann bezeichnet, als dessen Rivalen er sich fühlte. Unter dem Kaiserreich hatte ein einzelner, Paul Louis Courier, der ehernen Redeweise der Gewalthaber mit einer schwirrenden, befriederten Beredsamkeit mutig entgegengewirkt, schließlich mit einer Rede über die Freiheit des Redens, dem „Pamphlet der Pamphlete“, sich unvergeßlich gemacht. Nunmehr, wo unabsehbar viel Neues auseinandergelegt, entwickelt, verteidigt sein wollte, bot sich von England her das schöne Muster einer vielfältigen, besonnenen, großen Versammlungen gemäßen Rhetorik. Von so vielerlei Seiten strömt zusammen, was gehört werden, Aufmerksamkeit erzwingen oder erlitten will: und so entsteht aus der Vereinigung des Vielfältigen das neuartige vielgestaltige Gebilde, die moderne Zeitung. Wie jede neue

Form, Geistiges zu bethätigen, zieht auch diese fürs erste alle Strebenden, alle Begabten zu sich heran. Jede ausgesprochene Gesinnung, jede einer individuellen Färbung sich bewußte Persönlichkeit, ja auch das Gedicht drängt sich hier heran, will von hier aus sich geltend machen. Und so entzieht auch das Gedicht, entzieht auch der Dichter sich nicht einer Einwirkung des journalistischen Geistes. Mögen seine Gleichnisse ihn immerhin aus Ewige und Bleibende knüpfen, dauernde Gedanken über den Tag hinausdeuten, so will er doch mit irgend welcher unmittelbar packenden Gewalt auch in den Tag hinein wirken und unter den Beredten der vor allen Beredte sein. Er wählt den Gegenstand, der in aller Munde ist: das Ereignis, das den Tag erfüllt. Und er lernt es mit jenem Pomp, jener irdischen Größe zu behandeln, die ihren Platz unter dem Gewühl des Gegenwärtigen mit Wucht behauptet.

So entstehen jene berühmten Oden auf den Hingang des einen, auf die Krönung des anderen Königs; so jene berühmtere auf die Säule des Vendômeplatzes; die einen dem „Moniteur“ eingerückt, die andere dem „Journal des Debats“; und wahrhaftig in beiden Fällen ihrer Umgebung durchaus angemessen: durchaus der Gegenwart angehörig, durchaus real, durchaus französisch, durchaus 1824, 1825, 1827, die wechselnden Stimmungen eines Kulturmittelpunktes, das Hin- und Widerzüngeln der Flammen eines Lebensherdes genau verkündend; prunkvoller, hinreißender Ausdruck dessen, was viele fühlen, nicht zu tief, um von sehr vielen erfaßt zu werden. Indem dies aber für Victor Hugo die Form des ersten Triumphes wird: nicht eben die Gemüter erschüttert, nicht eben die Seelen aufgewühlt zu haben, sondern eine minder geheimnisvolle Leistung von deutlicherer, sinnfälligerer Wirkung: vielen zu Dank gesprochen zu haben, vielen das Wort von der Zunge genommen zu haben, so wirkt dieser Triumph wieder zurück, und Anlage und Erfolg, einander in Wechselwirkung steigend, rufen ein starkes Selbstbewußtsein hervor, der gottgesandte Sprecher für viele zu sein, der Anwalt, der Vermittler, der geborene Wortführer, der Prophet, dessen Platz neben oder etwa über dem

Könige ist. Wer aber in sich irgend eine Form der Wirkung auf die Welt als die von Anlage und Schicksal begünstigte erkannt hat, dem ist gleichsam der Gebrauch eines inneren Organes erschlossen, und er fühlt sich gedrängt, die erreichbare Wirkung mit wiederholter Anspannung, mit gesteigerter Sicherheit, allmählich mit Routine herbeizuführen. Ein allgemeines Bedürfnis auszusprechen, einem herrschenden Mißbrauch sich entgegenzustellen, einem vereinzelt ungerechten, unverschuldeten Mißgeschick Milde zu verschaffen, dazu fühlt er sich verpflichtet und berechtigt. Hier empfindet er eine besondere beglückende Harmonie, indem er gleichzeitig seiner eigensten Kunstform, dem Rhetorischen, genügen und als ein Handelnder sich ausleben kann. So sehen wir Victor Hugo mit einem kleinen Buch, halb Pamphlet, halb darstellendes Kunstwerk — wir meinen jene berühmten „Lezten vierundzwanzig Stunden eines zum Tode Verurtheilten“ —, diesem doppelten inneren Antrieb Genüge leisten; wir vernehmen, er wäre ein anderes Mal um Mitternacht in das Vorgemach des Königs eingedrungen und habe mit vier Versen, hastig auf einen Bogen Papier hingeworfen, und mit der Gewalt seines Namens vom Könige in der äußersten Stunde die Begnadigung eines hochsinnigen und edlen politischen Verbrechers durchgesetzt, dessen Todesurteil schon unterschrieben war.

Erlebnis und Erfolg haben die tiefe innere Wirkung, daß sie dem einzelnen das Allgemeine aufschließen, vor allem ihm die Augen öffnen für das Geistige, Mächtige, welches dem Allgemeinen lebenerhaltend innewohnt. Indem er wirkt, vermag nun erst das Latente auf ihn zu wirken, und so kann man sagen, Kultur fange erst für den zu existieren an, der selber angefangen hat, Kultur zu fördern. Mit wachsendem Staunen, mit sich steigender Ehrfurcht wird er rings um sich den geistigen Besitz seines Volkes aufgetürmt sehen, überall das Rohe, das Zufällige für ausgeschlossen erkennen, einer grenzenlosen Übereinstimmung zwischen Gehalt und Form tausendfach auf Tritt und Schritt gewahr werden.

Er wird nun, gleichsam mit neugeborenem Auge, in den großen Dichtern seines Volkes

zu lesen beginnen, und was ihn früher als Form, gewissermaßen als eine Umhüllung des Lebens, mehr belastet als erfreut hat, das wird er nun als das höchste Geistige erkennen, als das innere Notwendige, worin sich für den mündigen Geist die wahre Gewalt und Wesenheit eines Dichters ausspricht. Und er fühlt sich am tiefsten beglückt, wenn er in sich mit jenen höchsten und höchstgeschäpften Produkten eine Übereinstimmung der Grundformen entdeckt, in sich die Regungen einer überindividuellen, durch die Jahrhunderte hinwirkenden Geistesbeschaffenheit lebendig und mächtig spürt. Beruhigt und gehoben, ja bis zur Überhebung aufgemuntert, fühlt er sich jedem Stoff gewachsen, weiß er sich fähig, auch das Unscheinbarste in einer großen Manier zu behandeln und auch ins Übergewaltige noch Ordnung und Steigerung bringen zu können.

Muß aber endlich mit Namen genannt werden, welche nationale Grundeigenschaft, welche eigentlich französische *vis poetica* Victor Hugo in sich fühlen konnte, inwiefern er sich im Einklang erkennen durfte mit den großen schöpferischen Geistern seines Volkes, so nennen wir die Gabe der Ordnung und des Maßes, jene Disposition des Geistes, der sich in Symmetrie und Antithese auslebt; und dies in so hohem Maße, daß die Antithese allmählich zur Grundform seiner dichterischen Conception, ja zur Grundform seines Denkens überhaupt wird.

Hier nun spricht der die Generationen verbindende konservative Geist der Dichtkunst, hier führt eine ungebrochene Linie von Racine und Vossuet über Montesquieu, über Voltaire zu Hugo.

* *

Wer groß von sich denkt, will sich zu allem Großen in ein Verhältnis setzen. Wird dieser Drang einen Deutschen etwa zur Verjüngung in die Größe der Natur und des Geistes hinleiten, einen groß angelegten Engländer vielleicht vor allem zur Bethätigung im äußeren Dasein oder zur Überwindung und Beherrschung natürlicher Kräfte antreiben, so ist im französischen Geist der politisch-historische Begriff des großen Mannes, des



Figure 1. The central panel of the design.



hier aus das Gemeine eine unerhörte Veredelung und das Sublime eine unglaubliche Realität. Was aber einmal mit Lebendigkeit begriffen ist, eine solche Erscheinung wirkt nach allen Seiten hin wie eine Springwurzel: die ganze Starrheit der Vergangenheit, der Geschichte war gelöst, und alle darin eingeschmolzene menschliche Größe bewegte sich empor. Man hatte in den Schicksalen jener einen Gestalt ein ungeheures Schauspiel vor sich, das Tausende anderer Schicksale in sich schloß, Tausende von Lebenslagen enthüllte, alles Menschliche bloßlegte. Das Verhältnis des einzelnen zu der Masse, des Emporkömmlings zum Hergebrachten, des Herrn zu Dienern, alles zeigte sich in einem neuen, großartigen Lichte. Die Individuen, die Stände, die Nationen, im Innersten aufgewühlt und durcheinander geworfen, brachten ihr Tiefstes zur Geltung; Begeisterung und Undank hängten sich maßlos an jene große Gestalt; dieses grandiose Emporkommen und grandiose Hinabsinken, das tragische Verhältnis zur eigenen Vergangenheit, worin der Keim jenes Unterganges zu suchen war, bot das erschütternde Schauspiel des unentrinnbaren, von innen nach außen wirklichen Verhängnisses. Es ist bekannt geworden, wie sich Goethe vom Anblick dieses Meteors durchschüttelt und erhoben fühlte.

Dem aufgewühlten Boden entstieg nun überall die erhabene Vergangenheit; man wußte, was Größe war, und erkannte ihre Züge in vielfachen Gestalten. Ja, man hatte gesehen, wie sich der einzelnen Äußerung, der einzelnen Handlung des Lebens eine pompöse und immer unerwartete Großartigkeit zuteilen läßt, eine gewisse abrupte Monumentalität, sehr verschieden von der traditionell-ceremoniösen Großartigkeit des ancien régime.

Ein Streben nach solcher Monumentalität, dies ist das Treibende, das Formgebende, sobald Hugos Produktion, das Vereichen des bloß Rhetorischen verlassend, auf Gestaltung auszugehen anfängt. Das frühe Produkt eines solchen Strebens ist die erste Fassung des Romans „Bug-Jargal“, ein Werk des achtzehnten Lebensjahres. Hier ist fast jedes Menschliche, jedes Mögliche unterdrückt: in einer dünnen, gespenstischen Atmosphäre zuden

die aufs äußerste getriebenen Motive der erhabenen Aufopferung, des heroischen Worthaltens hin und wieder; ja, es fehlt nicht an einem mysteriösen großen Hund, in welchem gleichsam die von der Erhabenheit des Vorganges hypnotisierte stumme Kreatur sich ausdrückt, sowie an einer schwarzen Fahne, als einem Requisit des dunkelsten Schicksals, das doch einen gewissen Pomp der Form nicht entbehren kann.

Steigen wir aber von dieser kindlichen Conception zu einer reicherem, reiferen auf, so finden wir in „Notre Dame de Paris“ als adäquaten Ausdruck des Monumentalen gleich ein Monument selbst in den Mittelpunkt des Ganzen gestellt. Denn die Kathedrale ist wirklich die Heldin des Werkes; die Erhabenheiten ihrer Architektur sind gleichsam als versteinerte, erhabene Handlungen wirksam; sie redet aus ihren Formen und wirkt gewaltig durch ihr Dasein. Ja, sie hat in der bekannten grotesken Gestalt zugleich ihr Widerspiel, ihren Diener und ihren Liebenden.

Findet sich aber endlich in einer glücklichen Epoche die ganze sonst verstreute Kraft der Phantasie zu einem großen Werk zusammen, so sehen wir „Hernani“ entstehen und erkennen die schönste Vereinigung vielfacher Elemente: hier ist jener spanische Ton, in den sich so viel Stolz und so viel Farbe zusammendrängen läßt, der so viel pittoreske Kühnheit und so viel Distanz erlaubt; hier ist in der Gestalt Karls VI. jene monumentale Größe, jenes mystische Herrschertum, worin sich die Farben der Ferne und der Nähe vermischen, jene Erhabenheit, deren bewußtes Erwachen wir belauschen und die sich in architektonischen Phantasien austräumt, die Welt als ein mystisches Bauwerk erkennend; hier ist das Herabsteigen der Gegenwart zu den erhabenen Gräbern der Vergangenheit; hier ist ein geheimnisvoller Kaiser, Demütiger der Könige, und in ihm, als die Signatur seines Wesens: eine ungeheurere Hingabe für ein ungeheureres Ziel.

Und diesem gegenüber: der edle Räuber, der Unabhängige, den ein Wort bis zur Vernichtung bindet, Hernani, eine Welt von inneren Antithesen, hineingeworfen in eine Welt von äußeren Antithesen.

Und als der dritte: jener gleich widerspruchsvolle Greis mit seiner wundervollen

Nede vor den Bildern seiner Ahnen, aus der uns der Zauberhauch der Vergangenheit entgegen schlägt.

Und in die einzige weibliche Gestalt alle Süßigkeit, alle Sehnsucht, die in einer Epoche lebt, zusammengepreßt: in ihr das Element der Musik, eine Hingebung, die kaum mehr französisch ist; nicht Chimène, nicht Athalie, noch viel weniger Célimène; vielmehr Desdemona, Imogen, ein Hauch von Fremdheit, und in ihrer großen Scene im fünften Akt, der ganz ihr gehört, ein unerhörtes Eindringen der Natur ins Drama, eine solche lyrische Trunkenheit, daß die Schauer des höchsten Glückes mit denen des Todes zusammenrinnen und ein Etwas, fast wie Musik, das Trauerspiel auflöst.

Und dies alles getaucht in eine Atmosphäre voll kühner Anachronismen, alles zusammen ein Bild des eigenen Inneren, ein Bild des Augenblicks, der innere Gehalt der Epoche in Gestalten hingeworfen, ein Bild Frankreichs von 1830, das sich im Lichte der Poesie zu einem erträumten Weltbild erweitert.

Fragen wir uns aber, hier, wo wir eine Entwicklung nicht vom Standpunkt der literarischen Kunstgeschichte, sondern zuerst vom Standpunkt des Lebens aus betrachten wollen, wessen es noch bedurfte, um aus dem Jahre, das ein solches glückliches und charakteristisches Dichterwerk ans Licht brachte, erst wirklich Epoche zu machen, um dieses 1830 mit jenem 1650, dem Jahre der ersten Auführung des Eid, zu gleicher Bedeutung zu bringen, so müssen wir uns sagen: es lebte damals, das Dichterwerk aufzunehmen und seine ganze Gewalt auf sich wirken zu lassen, eine junge Generation. Dies klingt freilich halb geheimnißvoll oder paradox: denn scheinbar ist fortwährend und immer gleichmäßig die Masse der Lebenden aus reifen und unreifen, abgeschlossenen und strebenden Existenzen zusammengesetzt. Im geistigen Leben aber gewinnen Gruppen eine große Bedeutung, die, für einen kurzen Zeitraum sich zusammenschließend, das Lebensgefühl einer bestimmten Lebensstufe, vor allem das der Jugend, mit Deutlichkeit und Fülle aussprechen. Von solchen strömt eine Wärme in alle Lebenskreise über; neue Wahrheiten werden mit Leidenschaft erfaßt und alte als

neu begrüßt; die verschiedenen Formen und Bethätigungen des Daseins werden einander wie mit verjüngten Augen als Verwandte gewahr, und für einen Augenblick scheint wirklich die Epoche, nicht die einzelnen, die wenigen, vom Feuer der Jugend zu glühen. So war die Generation von 1830.

Es ist im tiefsten Schicksal des einzelnen, ob er bestimmt ist, mit den Höhepunkten solcher geistig-gefelliger Phänomene zusammenzutreffen oder etwa ihre absinkende Bahn erst zu durchkreuzen.

Hier war es Victor Hugo bestimmt, mit der Fülle seiner produktiven Kraft in die Fülle der Epoche zu treffen; und hier konnte sich, von einem ungeheueren Wiederklang umtönt, in ihm die Vorstellung der eigenen geistigen Macht übermäßig steigern.

Er hatte sich gewöhnt, seine Phantasie auf die Darstellung des Großen hinzutreiben; menschliche, endlich göttliche Größe zu begreifen, zu verkünden, dies lernt er schnell, halb unbewußt für seine Prærogative ansehen. Nun lebt im Begreifen das Element des Eindringens, Sichverlierens, Nachahmens; völliges Verstehen ist ein theilweises Sichidentifizieren. Aber jeder solche psychische Vorgang ist nach beiden Seiten in doppeltem Sinne wirksam; der begreifende Geist formt sich sein Weltbild, und hier sehen wir den Dichter stets verführt, den dauernden Gestalten, die er verherrlicht, ja, den erhabenen Ideen, den Emanationen der Gottheit, die er im Universum aufzeigt, zu viel von den eigensten Attributen seines Wesens zuzuwenden, am meisten von jener Beredsamkeit, durch die er sich so gewaltig wirksam fühlt.

So hinterläßt das glänzende Jahr, welches nach innen und außen Epoche macht, als bleibende Erbschaft ein mächtig geschwelltes Bewußtsein: der Begriff des Dichters von sich selbst hat etwas Monumentales angenommen; die Größe zu verherrlichen, das Allgemeine auszusprechen, fühlt er sich berufen. Vaterland und Menschheit, Gerechtigkeit, Freiheit, Schicksal, Dasein, Gottheit, diese fast grenzenlosen Begriffe, werden in seiner Dichtung immer bedeutender. Da er in sich aber die Macht fühlt, diesen ungeheuren, aber vagen Worten durch rhetorische und bildliche Gewalt der Rede zur Lebendig-

Zeit zu verhelfen, ihnen Wirkungskraft einzuhauchen, da er sich gleichsam als der Bildner, als der Träger der gewaltigen Gefäße fühlt, welche das höchste Sittlich-Geistige der Menschheit enthalten, so ergreift ihn Ehrfurcht vor sich selbst, und der Begriff des Genius, nicht ganz deutlich von dem Begriff der eigenen inspirierten Persönlichkeit gesondert, wird ihm, nächst Gott, zum höchsten.

Von der anderen Seite her ist ihm aber der irdischen Dinge Mühsal und Last sehr wohl bekannt. Er ist ein Arbeiter wie wenige, die je gelebt haben. Der riesige Reichtum seines Materials, die Breite und Tiefe seines Wortschatzes bedingt eine Riesenkraft des Zusammenhaltens. Durch ein chaotisches Finstere sich mit Titanenkräften durchzuwühlen, aus widerstrebendem Material Gewaltiges aufzubauen, aufzutürmen; das Vorschwebende mit endloser Anstrengung festzuhalten und in unerschöpflichen Kämpfen das Feindliche, Widerstrebende, Verworrene abzuwehren: solche geistige Kämpfe sind das eigentliche Medium seines inneren Lebens. Sie waren ihm die Quelle einer schrankenlosen Metaphorik, die alle Formen, gewaltige Kraft auszuüben, in sich schließt; aus diesem Grunderlebnis heraus, mit dem sein Dasein durch sechzig Jahre erfüllt war, fühlte er sich jeder schaffenden Kraft verwandt, von der titanisch dumpfen Erdkraft bis hinauf zu jener höchsten ordnenden: Gott.

* *

Das Gebiet der Künste aber ist ein eng eingeschränktes, und in breitem Bette fließt die Zeit dahin. Jeder will leben, so muß er denn handeln; und will er für sein Handeln einen Erfolg absehen, und graut es ihm, Kräfte und Leben unfruchtbar zu vergeuden, so muß er schon im Geistigen der Epoche sich orientieren, muß schon bestrebt sein, eine Übereinstimmung mit seiner Zeit in sich herzustellen. Denn es giebt keine Frage des praktischen Lebens, man stelle sie noch so einfach, kein alltägliches, unscheinbares Warum und Wie des Handelns, das nicht mit allem Fraglichen, allem Problematischen der Epoche unlöslich zusammenhinge, und wer seiner Zeit mit Anstand und

Wahrheit gegenüberzustehen verlangt, den treibt es unerbittlich in die Tiefe der Probleme.

Jene damalige Zeit stand als eine schwankende zwischen schwankenden Epochen. Man wird aus größerer Entfernung den Zeitraum von 1789 bis 1851 in Frankreich als eine einzige Revolution mit vordringenden und rückströmenden Momenten erblicken, und jene allgemeinen Begriffe, welche das gesellschaftliche Denken und das Verhältnis der Menschen zueinander regieren, in einer fortwährenden Umformung begriffen. Hier nun wurde die Erscheinung zweier Männer unendlich wirksam, von denen der eine über die einzelnen Denker und Strebenden eine geistige Herrschaft ausübte, der andere mit aufregender Gewalt sich der Gemüter großer Massen bemächtigte, beide auf einen nötigen Zusammenbruch, allgemeinen Umsturz und die Neubegründung des Gebäudes der Menschheit hindeutend, beide der christlichen, geistigen Ausdrücke und Sinnbilder sich bedienend zur Andeutung von neuen, noch höchst unbestimmt herbeizuführenden Zuständen und Gesellschaftsformen.

Diese Männer waren der Graf von Saint-Simon und der Priester Lamennais.

Saint-Simon war erst am Ende eines abenteuerlichen Lebens mit jenen Betrachtungen und Doktrinen hervorgetreten, und nachdem er 1825 gestorben war, wurde sein Name erst allmählich eine moralische Macht. Ein bejahendes Temperament war das Medium, durch welches er die Welt ansah. Er sah im großen, und seine Zuversicht war groß. Er nannte das abgelaufene Jahrhundert ein auflösendes; das werdende neunzehnte sprach er als ein organisierendes und hervorbringendes an. Bei weitgespannten Analogien sich beruhigend, sagte er seine Lehren unter dem Namen „Das neue Christentum“ zusammen. Sucht man unter dem Weitsehigen nach einem Grundgedanken, so wäre es dieser: „Der Mensch ist der Verbesserung fähig.“ Durchaus und ins Breite gehend, findet die Liebe, das Vertrauen zum menschlichen Geschlecht Ausdruck; die Gleichstellung der Frau wird hieraus leicht abgeleitet; über alles aber das Genie gestellt, als die Potenz des liebens- und ehrwürdigen Menschlichen.

Von den Zeitschriften der Strebenden hieß die bedeutendste: „L'Organisateur“. Wollte man die auf Nächstenliebe gerichteten Tendenzen des Christentums als die abgethane überwundene Form des eigenen Bestrebens bezeichnen, so einigte man sich in der Formel: *la charité du Christianisme n'est pas organisable*.

Junge Leute waren zuerst die Träger dieser Ideen; ihnen vereinigten sich verlockend in der Phantasie die Möglichkeiten abstrakten Denkens mit den Möglichkeiten schrankenlosen Handelns; es war eine von Doktrinären geleitete Revolution, die sich langsam vorbereitete; die allgemeinen Begriffe, die so leer erscheinen können, fogen sich voll mit allen vagen Aspirationen und Emotionen eines heranwachsenden Geschlechtes. Über allen anderen türmte sich der Begriff des „Volles“ auf, so vag als aufregend, scheinbar höchst konkret, in Wahrheit allegorisch. Alle Macht, Ehrfucht und Liebe, deren eine kritische Gärung so viele andere überlieferte Begriffe entblößt hatte, zog dieser Begriff an sich. Allmählich wurde er zu einer Veränderung des Gottesbegriffes. Alle lebendige Macht Gottes, die lebendige Kraft, Liebe einzusflößen und Schrecken zu verbreiten, die fühlbare Allmacht, Uner schöpflichkeit, Unzerstörbarkeit, alles das war an jene einzige Macht übergegangen, die weder hinwegzuleugnen, noch zu durchschauen, noch zu begrenzen war: das Volk.

Welche Atmosphäre für den Rhetor, für den Dichter: diese Gärung der Begriffe, diese Möglichkeit, mit Begriffen sogleich Gefinnungen hervorzurufen, Kräfte zu entfesseln! Hier bedurfte es kaum der Verührung mit einzelnen der Eingeweihten; die Luft war erfüllt mit diesen vagen Ideen. Und in einer Prosastelle, nicht später als 1830, nennt sich Victor Hugo einen „Socialisten“, das noch halbwegs mysteriöse neue Wort in seiner ganzen Unbestimmtheit gebrauchend, daß man es als den Ausdruck einer wissenschaftlichen oder etwa einer dilettantischen Anschauungsweise auffassen kann oder als den Ausdruck einer gewissen Gläubigkeit, eines neuen sittlichen Bestrebens, oder als den Ausdruck einer individuellen Gefinnung, in der er sich vielleicht einsam und original fühlte, während so viele andere den gleichen Weg gingen.

Erwartung des Umsturzes und der mythische Hinweis auf das Volk, als die Quelle, von der alle neue Kraft ausgehen werde, diese Grundelemente des Saint-Simonismus, von so vielen Strebenden so vielfach ausgesprochen und ins Breite getrieben, sollten von einem einzelnen schicksalsvollen Mann bei weitem menschlicher und ergreifender ausgesprochen werden. Die unbestimmte wissenschaftliche Terminologie einer Gruppe, einer Schule sollte von Lamennais in einen pathetisch persönlichen Ton übertragen werden, der von den Propheten des Alten Testaments, von den Gleichnisreden des Evangeliums gefärbt war und in welchem eine starke, eiserne, zornige Seele vibrierte. Dieser Priester, zuerst dem heiligen Stuhle blindlings ergeben, dann vom heiligen Stuhl fallen gelassen und nach der entgegengesetzten Richtung mit Gewalt sich werfend, erfüllte ein Jahrzehnt mit dem Wiederhall seiner geistigen Kämpfe. Es war die Art seines Geistes, daß er vieles voraus zu erkennen vermochte, was bestimmt war, sich zu vollziehen; aber auch daß er den Begriff allmählicher Umgestaltung nicht erfaßte und alles in der Form der Katastrophe erblickte. Dies ist nun recht eigentlich die poetische Weise, sich das Weltbild zu steigern und zusammenzudrängen. Denn der poetisch veranlagte Geist will alles, Verschuldung und Sühne, das Handeln und seine äußerste Wirkung, in den Raum eines Menschenlebens drängen, und was darüber hinausgeht, dafür ist er stumpf.

Wir werden uns nicht wundern, wenn wir durch Reigung und Schicksal schon früher Victor Hugo diesem außerordentlichen Manne angenähert finden. Die nach dem Anblick menschlicher Größe begierige Phantasie fand hier Größe, Unabhängigkeit, Unbeugsamkeit bis zur Wildheit gesteigert; ein Schicksal durchaus in großartigen Formen; die Ausübung eines geistigen Heroismus mit den gewaltigsten Wirkungen; die ganze Epoche gleichsam zum Schlachtfeld umgestaltet, im Hintergrunde ein gewitterschwangerer Himmel, aus dem schon die ersten Blitze zuckten.

So treffen, von den entgegengesetzten Enden des Horizontes ausgehend, die Geister in einem Punkte zusammen: darin sind sie sich einig, daß, bei schwer erschütterten Funda-



Walter Pater. Skulptur von Rodin, Fragment des großen Antikons.

menten des geistigen und sittlichen Daseins, eine unbedingte Führerschaft dem Genie zukomme; daß das Alte, das vielfach Verkettete, Gestückelte, mühselig Bestehende durchaus weichen müsse einem Neuen, welches man mit dem Namen „Gerechtigkeit“, „Freiheit“, „Fortschritt“, „Menschlichkeit“ für genügend bezeichnet und umschrieben hielt; daß vom Volke alles Heil und Kraft genug zu den schrankenlosesten Transformationen ausgehe, und daß das Werkzeug, das alles durchzuführen, kein anderes sei als das Wort, das begeisterte, Irrtümer zerstörende, die Seele mitreisende Wort, das wahre Behiel des Geistes, welchem die Kraft innewohnt, das Gestaltlose zu gestalten, das Tote zu beleben und das Zerstreute zu vereinigen.

Solchen Forderungen und Hoffnungen der Zeit kann sich ein bedeutender Schriftsteller kaum völlig entziehen, am wenigsten dieser. Vielmehr schien gerade ihn hier alles auf eine große Rolle hindrängen. Genie fühlt er in sich, fühlt sich den meisten überlegen, den höchsten gleich; dem Alten, Überlieferten steht er mit besonderer Freiheit und Kühnheit gegenüber, da er sich vielfach darin versenkt hat, vieles daraus nachzuschaffen, in sich neu aufzubauen unternommen hat und so besser als die große Menge und besser als mancher allzu kühner Reformator zu wissen meint, was es mit diesen vielverkannten Mächten für ein Verhältniß hat. Dem Volk ferner fühlt er sich sehr geneigt: immer nach einem großen Gegenstand begierig, findet er hier den größten vor sich, groß genug, um alle Kühnheiten der Phantasie zu gestatten, und doch voll Gegenwart, ja ganz erfüllt mit der stärksten Aktualität; diese dumpfe, alle Schicksale in ihrem Schoße tragende Masse ist noch Natur und ist zugleich Inbegriff alles Menschlichen; als Ganzes erscheint sie so groß, so unzerstörbar, so übergewaltig, daß sie den herrlichen, kosmischen Gewalten beigeordnet werden kann, daß sie brüderlich neben der Erdkraft, der Kraft des Lichtes, der Größe des uralten Meeres empfunden und erblickt werden kann; von ihrem mütterlichen Schoße löst sich das einzelne Schicksal ab, hier steigt das Genie, der Held empor: so wird das Bild der Welt groß, einheitlich, mythisch, und der Mythos ist, was die schaffende Phantasie niemals entbehren kann.

Des Wortes schließlich weiß er sich vor allem mächtig, ja, hier spürt er eine Fülle in sich, die ihm den ersten Platz anweist; denn wenn jeder andere Führende und Fortreisende nur einerlei Beredsamkeit in sich hat, so ist er sich einer vielfältigen Gewalt der Rede bewußt: hat er es doch vermocht, vielen Gestalten in vielfacher Lage des Schicksals die starken Worte in den Mund zu legen, und macht er doch gar das Unbeseelte redend, verleiht dem Tier, dem Wald, dem Meere Macht der Beredsamkeit. Wie der gewaltige Strom erscheint er sich selber, in den die anderen Strebenden alle, Bäche und kleinen Flüsse, sich ergießen, und in ihm erst wogt die angesammelte Gewalt zum Ziele. So nimmt er einen bewußten, der eigenen Gestalt bewußten Anteil an der Bewegung seiner Zeit.

Denn durchaus läßt sich aus seinen Äußerungen fühlen, daß er in dieser zweiten Epoche seiner geistigen Wirksamkeit sich bei allem Thun der eigenen Person einer gewissen Stilisierung bewußt ist, ihr ähnlich wie einer fremden oder einer erfundenen schönen und mächtigen Gestalt gegenübersteht, die Folge seiner Thaten und Erlebnisse überblickt und von der eigenen bedeutenden Erscheinung nicht nur ermutigt und aufrecht gehalten, sondern auch bewegt und geleitet wird. Ein gefährliches Phänomen, von welchem freilich wohl keine Entwicklung eines Dichters völlig frei geblieben ist: nur daß hier ein ganz besonderes unheimliches Nebeneinander und manchmal Ineinander der handelnden und der daneben schwebenden gespiegelten Gestalt sich ergab, weil der vorzüglichste Gegenstand seiner dichterischen Darstellung, das Walten des Genies in einer bewegten Welt, eben mit dem Inhalt seines realen Daseins ihm manchmal völlig zusammenfloß. Der Zauber dieses Nebeneinander von Erlebnis und Produktion, Realität und Poesie — diese auch seinem reiferen Dasein treu bleibende „romantische“ Atmosphäre — möchte es auch gewesen sein, was diesen Geist, nach einem kurzen, scheinbaren Streben zum Dramatischen, immer und völlig wieder in der lyrischen Form festhielt.

Je tiefer sich der Geist mit den Problemen des äußeren Daseins eingelassen hat, desto stärker betrifft ihn das, was nun wirklich

geschieht; denn indem er die Angelegenheiten der Epoche zu seinen eigenen gemacht hat, kann er sich auch den bitteren Folgen nicht entziehen, wenn er große Anläufe im wichtigen verlaufen sieht, wenn er erkennt, wie unter einem übermächtigen Gewirr von Worten und unsicheren Begriffen sich das Lebendige; allein Erstrebenswerte leise wegstiehlt, wie nach einigen heftigen Zuckungen alles Wesentliche beim alten bleibt und nur jener Zauberhauch entschwinden ist, der früher das Kommende umwitterte. So verliefen jene großen gewaltsamen Ereignisse von 1848, in deren Anfängen ein so starker, so vielfacher Drang sich bis an die Sterne erhoben hatte.

Denn aus dem Gewalttamen, dessen Ziel geistig, rein und von vager Bestimmtheit war, entsprang unmittelbar das neue Gewalttame, das, nur auf Gegenwirkung ausgehend, ein niedriges und deutliches Ziel schnell erreichte. 1848 verlief wie ein Fiebertraum; in der kurzen Spanne Zeit vom Februar bis Juni zerschellten reine Bestrebungen, geistige Wellen an dem Druck der Luft wie Seifenblasen. 1849, 1850 schienen noch voll Lebens, und doch war es ein unendliches Absinken von dem, was „vorher“ vorgeschwebt war, als möglich, als sicher erschienen war. Da war auch schon 1851 da und zerflogen jenes Geistige, scheinbar Herrschende; es regierte aufß neue ein brutales, ohne innere Notwendigkeit Bestehendes, ein mühselig Gefüickeltes, von der materiellen Wucht des Augenblickes gestützt, von der Vergangenheit halbwayren Schein erborgend.

Hier hatte Victor Hugo das große Ereignis seines Lebens gefunden. Mit allen Kräften hatte er an dem Werke teilgenommen, das ein Ganzes zu werden verheißten hatte; in einem Sinne hatte er tausend Zeichen gedeutet, nach einer Richtung sein ganzes Wesen zusammengefaßt, hier wollte er die Summe seines Lebens ziehen. Und hier war er unterlegen, und mit ihm unterlagen alle, die so dachten wie er, alle, die seine Träume begriffen hatten, alle, deren Übereinstimmung ein Jahrzehnt hindurch den reichen Zusammenklang einer geistigen Welt gegeben hatte. Wie das Meer nach einer Springflut sank das Volk wiederum zurück. Die Führer, die gemeint hatten, es ließe sich

Geist und Gewalt, Idee und Realität vereinen, die traf Gewalt und Betrug, Tod, Gefängnis, Verbannung.

Es war wirklich eine Welt durch eine andere verdrängt, und das durchaus Entgegengesetzte kam zur Herrschaft. Es war die vollkommenste Antithese, eine tausendgliederige Antithese, wie keine Rednergabe den Atem hätte, sie auszumalen; und diese war Wirklichkeit und Erlebnis. Und das Erlebnis traf in den Reifepunkt des Lebens. Vom sechsundvierzigsten bis gegen das neunundvierzigste Lebensjahr hin erstrecken sich diese mit leidenschaftlicher Teilnahme durchlebten Ereignisse, über einen Zeitraum, in welchem dieser robuste Geist sich gleich weit entfernt von den Fiebern der Jugend wie von der Ermüdung des Alters fühlte. Was ihn hier traf, traf ihn in der Fülle seines Daseins; er konnte nicht daran vorbeigehen, wie Jugend sich der Wucht des Schicksals entzieht, indem sie ins Allgemeine ausschweift; und er war nicht alt genug, es nur betrachtend aufzunehmen und vielem Erlebten zuzurechnen. Indem er sich mit der ganzen Gewalt seines Wesens der inneren Gegenwirkung hingab, erhielt er hier die unverlierbare Formung seines Geistes. Hier formte sich für immer sein Weltbild. Was er mit solcher Wucht erlebt hatte, das war ihm der Lauf der Welt. Er war tief genug hineingerissen worden, um mit aller der Tiefe, deren sein Geist fähig war, die tragischen Elemente des Daseins zu spüren; er war reif genug, um die Zusammenhänge zu durchschauen. So wurde ihm alles rund; er hatte einen Punkt, von wo er das Weltbild, wenn nicht eindringlich, doch in großen Linien zu erblicken vermochte, so daß sich alles, was sein Auge erkannte, hineinfügen ließ.

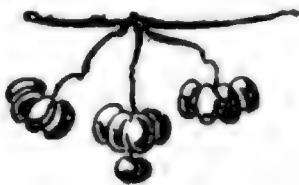
Und daß er es in großen Gegensätzen erblickte, war Anlage und ausgebildete Geistesform: er sah auf der einen Seite sich selbst und alles Gute, auf der anderen die komplexen bösen Mächte, denen er unterlegen war.

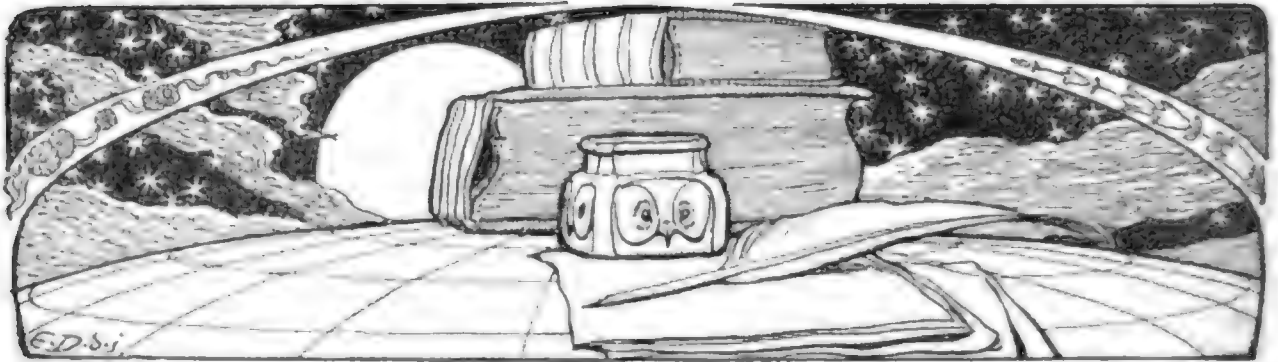
Nun folgte die lange Zeit des Exils, nahezu zwanzig Jahre, ein großer Teil des menschlichen Lebens; hingebacht auf einer Insel, er selbst umgeben von ruhevollen Felsen, im Angesicht des ewigen Meeres, im Be-

wußtsein eines bedeutenden, tragisch erfüllten Schicksals. Dies ist die Zeit seiner reifsten und größten Werke. Wie er von der einsamen Klippe hinüberblickt, der Verbannte, nach den großen schicksalsvollen Ländern, so blickt er hinab in die Vergangenheiten der Völker und erblickt überall und tausendfältig die Gleichnisse des eigenen Erlebnisses. Er trägt sich und seine Geschehnisse hinein in die Fülle der Geschehnisse, und sie werden ihm lebendig und verschließen mit dem Dasein der natürlichen Mächte, mit dem Meere, den verwitternden Felsen, den treibenden Wolken und den anderen Erhabenheiten, die ein einsames und ruhiges Leben im Verkehr mit der Natur enthüllt. So entsteht jene lyrische Epik, die mit nichts verglichen werden kann und mit der die Dauer seines Namens verknüpft ist.

Sind wir nun dem Gange dieses reichen Lebens nachgekommen, durch eine phantastische Kindheit zuerst, eine glänzende und angespannte Jugend, ein thätig parteilich bewegtes Mannesalter, bis an die Schwelle eines majestätischen und fruchtbaren Greisenalters, immer nur den großen Linien folgend und bestrebt, das auszudrücken, was zur geistigen Form dieses Daseins gehören dürfte, dort aber innezuhalten, wo das so geschätzte aneldotisch Lebendige einzusehen pflegt, so ist doch noch von einem Umstand Rechenschaft zu geben, der durch das ganze Leben, vom zwanzigsten Jahre an, durchgeht und die Persönlichkeit mit solcher Entschiedenheit mitbestimmt wie einer ihrer un-

lösbaren elementaren Beisätze: Victor Hugo hat, fast vom Jünglingsalter an, als Gatte und Vater im Leben gestanden. Diese menschlichen Beziehungen, auf denen alle übrigen, als auf ihrem Fundamente, ruhen, durchweben sein Bewußtsein immer und immer; sie sind das Feste, das ihm von der Natur gegeben war, wie seine Lebenskraft und seine Begabung. Er bedurfte keines Orients, um „Patriarchenlust zu kosten“. Diese Atmosphäre, vom Idyllischen bis zum Erhabenen wechselnd, umgab ihn stets ungezwungen. Sie war der Quell einer stetigen und niemals trivialen Inspiration. Das Subjekt seiner lyrischen Erregung war niemals ein ganz egoistisches, niemals ganz entblößt von einer wenn auch unausgesprochenen Generosität; und dem Hörer sagte ein untrügliches Gefühl, daß hier einer sprach, dem das stärkste Menschliche immer gegenwärtig war. Und wenn sich Goethe einem Vertrauten gegenüber mit großartiger Ruhe in der berühmten Wendung aufschließen durfte: „Meine Sachen können nicht populär werden; sie sind nicht für die Masse geschrieben, sondern nur für einzelne Menschen, die etwas Ähnliches wollen und suchen“, so gilt für Victor Hugo fast das gerade Gegenteil. Der einzelne wird nur das Allgemeinste seines Daseins hier ausgesprochen finden, aber die große Menge wird sich immer und wieder in ihm zusammenfinden, der mit wunderbarer Beredsamkeit auszudrücken gewußt hat, was allen gemeinsam ist und keinem völlig fremd bleiben kann.





Litterarische Rundschau

Romane und Novellen

Nachlasswerke, die erst längere Zeit nach dem Tode ihrer Verfasser aus Licht treten oder dann in Buchausgabe doch erst allen sichtbar werden, sind wie Blumen, die auf dem Grabhügel der Ruhenden erblühen und uns gleichsam einen letzten Gruß von ihnen bringen. Wo sie es vermag, sollte pietätvolle Liebe darüber wachen, daß sich kein Unkraut unter sie mische und daß nur das fortblühe, was des Andenkens an den Dahingegangenen würdig ist. Der Nachlassroman Konrad Telmanns *An der Engelsbucht* (Dresden, Carl Reißner), der erst vor kurzem, fast fünf Jahre nach dem Tode seines Verfassers, in Buchform an die Öffentlichkeit getreten ist, gehört nicht gerade zu seinen hervorragenden Leistungen — dazu ist die Handlung nicht originell und die Entwicklung der Charaktere nicht konsequent genug —, aber er ist immerhin ein echter, in gewissen Zügen unverkennbarer Telmann, wenn er auch mehr das Gepräge des älteren, dem Unterhaltungsbedürfnis mancherlei Zugeständnisse machenden Romanschriftstellers als das des einst mit so jugendlichem Phantasieeichtum und frisch sprudelnder Erzählkunst in die Litteratur stürmenden Dichters trägt. Man hat Telmann oft mit Spielhagen verglichen, an den er sich ganz offenkundig auch angelehnt hat; aber dem Großzügigen in der dichterischen Kulturschöpfung, das immer des Meisters Ruhm war, ist er doch nur in ganz wenigen Schöpfungen („Unter den Dolomiten“; „Tod den Hüten!“ u. a.) nahe gekommen. Indes noch ein anderes hatte er mit Spielhagen gemein, und das ist ihm bis ans Ende treu geblieben und zaubert uns daher auch in diesem Buche noch ein lebendiges Stück von ihm vor: das ist die Kunst, Landschaften zu schildern und sie der Handlung dienstbar zu machen. Auch in der „Engelsbucht“ tritt dieser Vorzug in den Riviera-landschaftsschilderungen, bei denen Nizza und Monaco im Mittelpunkt stehen, noch in ziemlich unverbrauchter Frische hervor; freilich nur, um die allzu konventionelle Romanhaftigkeit der eigentlichen Handlung —

eine tugendhafte adelige Dame zwischen zwei Männern, von denen der eine ein Ausbund von Größe und Edelmuth, der andere der Gipfel der „dämonisch“ verhüllten sittlichen Verkommenheit — in desto grellerem Licht zu setzen. Immerhin gehört das Buch in der Unterhaltungslitteratur zu den nicht gerade dichtgefüllten Büchern, die Spannung mit dichterischer Phantasie und Leidenschaft verbinden. — Ueber ist es um den posthumen Roman *Die Märchenprinzessin* von Ernst Edstein (Dresden, Carl Reißner) bestellt. Wo Edstein ins Gebiet der reinen Phantasiedichtung strebt und die Stützen der Historie oder dichterischer Vorbilder verabschiedet, hat er meistens Schiffbruch gelitten. Auch sein allerliebstes Plaudertalent vermag ihm für diese weltfremde Mädchen- und Märchengeschichte nur geringe Hilfen zu schaffen. Es bleibt der Eindruck eines unbegreiflichen Mißverhältnisses zwischen Wollen und Können, den auch die feinen Weisheitsworte nicht zu verschweigen vermögen, die der Verfasser manchmal für Stimmungen und Erfahrungen eines zarten Frauenherzens findet.

Von den „Notabeln“ des Romans, von denen wir sonst alljährlich noch ein Werk ihrer greisen, aber immer noch rüstigen Schaffenskraft erwarten durften, ist Friedrich Spielhagen seit nunmehr fast zwei Jahren stumm geblieben. „Frei geboren“ war der letzte große Roman, den wir von ihm empfangen; heute bringt uns nur die siebente Auflage seines *Opfers* (Leipzig, L. Staackmann) einen Gruß von ihm. Wir knüpfen die Hoffnung und den Wunsch daran, daß es auch ihm nach trüben Zeiten körperlicher Leiden vergönnt sein möge, noch einmal seine ausgeruhten Kräfte zu einem schönen, reifen Werke des Alters zu sammeln. — Dagegen quillt einem anderen Siebzigerjährigen, dem Meister und Führer der deutschen Novelle, Paul Heyse, noch immer die alte jugendliche Schaffenslust und -kraft. Sein neuester Novellenband, nach der ersten Erzählung *Alison* getauft (Stuttgart, J. G. Cotta, Zweigniederlassung Berlin [früher W. Herz]), eine Ver-

einigung von sechs ungleichen Gaben, hat nicht mehr die feurige Blut seiner früheren Jahre, aber alles Psychologische ist fast noch feiner und zarter geworden, und dazu gesellt sich neuerdings noch eine weiche, liebevolle Milde, ein dämpfender und verklärender Abendsonnenschein, der um Menschliches, Allzumenschliches die sanfte Glorie des Verzeihens webt und den Dichter in die Nachbarschaft der Ebner-Eschenbach rückt. Namentlich die umfangreichste und künstlerischste Novelle des Bandes, „Mutterseid“, die in den „Monatsheften“ ihre erste Veröffentlichung fand, ist für diese nur durchaus naturgemäße, deshalb aber nicht weniger erfreuliche Wendung bezeichnend. — Ernst Wichert, der am 21. Januar d. J. sanft heimgegangene „Richter und Dichter“, hat für seine Novellenammlung *Der Hinfuß*, die ihren Namen gleichfalls von der ersten der fünf Erzählungen trägt (Dresden, Carl Reißner), das Beste aus dem Boden seiner ostpreussischen Heimat gewonnen. Die Titelnovelle ist eine jener schweremütigen, ergreifenden Kindergeschichten, an denen unsere Literatur trotz der übergroßen Beliebtheit gerade dieses Gebietes nicht reich ist. Die Sentimentalität, die dergleichen Stoffen nicht selten anhaftet, hat der Verfasser hier durch eine kräftige realistische Zeichnung des Milieus ferngehalten; der arme Knabe „Hinfuß“, der für sein empfindliches, zartes Gemüt vom Leben so rauh angefaßt wird, seine ererbte Neigung zur Musik und seine anfangs leise, dann leidenschaftliche Liebe zu der Tochter des ihn peinigenden Großbauern greift ans Herz. Die letzte Erzählung „Dummer Kert“ — ein Burleske, dem sein ehemaliger Hauptmann die Braut verföhrt, tötet nicht den Verführer oder die Treulose, sondern sich selbst — hat infolge eines Verbots der Zeitschrift, in der die Geschichte zuerst erschienen war, viel von sich reden gemacht. Vielleicht liegt in der Titelwahl und in der damit zusammenhängenden Schlupfpointe wirklich etwas von nicht mehr ganz künstlerischer Tendenz; aber sonst gehört gerade diese Erzählung, die in Litauen spielt, zu den am konsequentesten und wahrsten durchgeführten der ganzen Sammlung. Etwas deplaciert steht zwischen diesen und ähnlichen Geschichten das zuerst in den „Monatsheften“ erschienene feinsinnige, deutliche Lebensmärchen „Der Mantel der Liebe“. — Wenn wir einen Band von Peter Mossegger in die Hand nehmen, so umhaucht uns alsbald der köstlichste, erfrischendste Waldduft. Die Stadtgeräusche schweigen, das Land nimmt uns in seine kräftigen, gesunden Arme; wir atmen Freude und Sonnenschein. Keiner war deshalb berechtigter als er, seinen neuesten Novellenband mit diesem strahlenden und wärmenden Namen zu benennen (Leipzig, V. Staackman; geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.). „So lange Gott mir mein Himmelreich bewahrt, soll es in meinen Büchern keine Kopfhängerei geben,“ heißt es in dem Vorworte, und das Versprechen hat Mossegger gehalten. Die herzhafte Freude an der Welt und dem Leben durchleuchtet diese fünfhundert Seiten; mit „Walddonnenschein“, der

Geschichte vom Holznacht Nibel und seiner „Lebenslüge“, der eindringlichen Unterhaltenerin, beginnen sie, mit dem „Dunkel Sonnenschein“, dieser tiefgemütvollen Tagebuchgeschichte fröhlichster Lebensbejahung, die unsere Leser von ihrer ersten Veröffentlichung in den „Monatsheften“ gewiß noch in bestem Gedächtnis haben werden, schließen sie. Was den Volkserzähler macht, das ist Mossegger bis heute in unverminderter Kraft treu geblieben: er hat das sichere Gefühl für das Echte und Gesunde im Menschenleben, er packt fest und sicher zu, er weiß, wie keiner neben ihm, episch zu erzählen, so wenig er sich wohl auch jemals theoretisch um die „Kunstformen“ bekümmert hat. Differenzierte Seelenanalyse und literarische Feinheiten wird ein nur einigermaßen mit seiner Art Vertrauter nicht bei ihm suchen, das überläßt Mossegger anderen und jüngeren, aber eine stählende Lebenskraft geht von ihm und seinen Gestalten aus, und dieser positive Gemütswert macht ihn zu einer so seltenen und unentbehrlichen Erscheinung auf dem verworrenen Markte unserer zeitgenössischen Romanliteratur. — Was Mossegger uns unmittelbar, gleichsam aus der Hand der Natur und des Lebens selbst bietet, das geht bei Adolf Wilbrandt immer erst durch die Metorte des wägenden, auslegenden, glättenden, zuweilen leider auch das Ursprüngliche und Charakteristische gar zu sehr verwischenden Kunstverständes. Dabei ist der allgemach auch auf die Siebzig losmarschierende Dichter jetzt von einer Fruchtbarkeit, die die seiner mittleren Jahre weit übertrifft. Es ist, als strömten ihm aus seiner mecklenburgischen Heimat, in die er seit einigen Jahren wieder zurückgekehrt ist, neue Jugendkräfte zu, die er im Strom der großen Welt verloren hatte. Trotzdem mußte, wer ihn und seine mehr einsinnig-ästhetische als kraftvoll-realistische Art nur einigermaßen kannte, zu seinem Roman *Ein Mecklenburger* (Stuttgart, J. W. Cotta) mit einer gelinden Skepsis greifen. „Sie hat der Leser zarte Saiten, doch nie des Bogens Kraft gespannt.“ Und von dem epischen Charakter- und Lebensbilde eines „Mecklenburgers“ durfte man — für den Fall, daß der Titel nicht ironisch gemeint war — immerhin etwas von erbschollendustiger niederdeutscher Wirklichkeitskunst erwarten, von der man an dem lebenswürdigen Schönheitsapostel doch eigentlich bisher wenig bemerkt hatte. Um es gleich zu sagen: sie findet sich auch hier nicht, und Wilbrandts Mecklenburger Ewald Haideck ist weit eher ein Süddeutscher mit einer kleinen feinen Alder trockenen Humors als einer aus dem Lande Fritz Reuters. Er ist, wie sein poetischer Schöpfer, ein Schönheitsjücker, phantasievoll, empfindsam und träumerisch, voller problematischer Widersprüche wie die Handlung selbst, deren Sprüngen und Launen man oft nur mit Kopfschütteln zu folgen vermag. Die vielerlei Einzelheiten und -schönheiten, die in den Band zerstreut sind, kommen nicht recht zur Geltung, schon weil sie mehr novellistischer Natur sind und das Gewebe des eigentlichen Romans oft allzu

stark belasten. Viel angenehmer und harmonischer wirkt diese liebevoll ausgestaltende Kleinkunst in den vier Novellen, die Wilbrandt in dem Bande *Das lebende Bild* vereinigt hat (ebenda), obwohl auch hier der Romantik in der Erfindung und Durchführung der Handlung manchmal ein gar zu weites Feld eingeräumt wird. Den „Mörder“ kennen unsere Leser aus dem Oktoberheft des vorigen Jahrgangs, wo er zuerst veröffentlicht wurde; er ist das düstere Gegenstück zu der Titelnovelle, die mit versöhnlichem Ausklang die innere Umwandlung und Rückkehr einer bisher im bunten, zerstreuten Gesellschaftsleben aufgehenden Frau zu ihrem vereinjamten Manne schildert. Hier wie dort ist die psychologische Explikation der Charaktere meisterhaft und in höchstem Grade fesselnd. Humoristische Färbung zeigt die letzte Novelle „Urteil des Paris“; in manchen Situationen etwas gewagt, ist als Ganzes doch auch sie mit ihrem freundlichen, milden Humor eine durchaus liebenswürdige und graziose Gabe eines in Gehalt und Form vornehmen Poeten. — Hört man bei Wilbrandt zwischen den Zeilen immer den Philosophen, so klingt aus Karl Busses Novellen immer die weiche Hirtenflöte des Dyrkters. Seine „Vena Sieg“, die er neuerdings mit der deutsch-polnischen Erzählung *In der Grenzschenke* zu einem Bändchen zusammengestellt hat (Berlin, Albert Goldschmidt; Preis Mk. 1,50), schildert ein Mädchenschicksal von weich wehmütiger Tragik, das wie ein Weigenlied in sanftem Sfumato verdimmt. Kräftigere und herbere Töne schlägt er in der „Grenzschenke“ an; aber romanhafte Sentimentalitäten, die sich da einschleichen, lassen an die innere Wahrheit dieser vier aus einer und derselben Familie stammenden, eng verbundenen Menschen nicht recht glauben. Ich ziehe die lyrische Weise der „Vena Sieg“ vor, obwohl sie Busse nur auf einem Gebiete zeigt, auf dem man ihn längst heimisch und erfolgreich weiß. — Einen Band Dorfgeschichten hat uns Wilhelm von Polenz in seinem *Fugisland* beschert (Berlin, F. Fontane u. Co.; zweite Auflage; geh. 1 Mk., geb. 2 Mk.), und damit ist auch er auf den Boden zurückgekehrt, aus dem ihm seine ersten starken, wohlverdienten Erfolge („Der Büttnerbauer“; „Der Grabenhäuser“) zuwuchsen. In der herben, verhaltenen Weise, die dem kernigen Gemütsleben des deutschen Bauern einzig und allein gerecht zu werden vermag, hat er hier kleine Meisterstücke realistisch-idealistischer Menschenbildung geliefert. Man fühlt, wie das alles von innen herausquillt, aus einer deutschen Seele, in der selbst vieles von dem Besten und Tüchtigsten der Bauernart wurzelt. Die Polenzschen Bauerngeschichten sind „Heimatskunst“, ohne es zu wissen — und das allein, dünkt mich, ist die echte und rechte. — Georg Freiherr von Ompteda setzt die Reihe seiner Adelsromane („Deutscher Adel um 1900“), die mit dem „Eylwester von Weyer“ begann und mit „Eysen“ ihren Höhepunkt erreichte, mit dem Zweibänder *Cäcilie von Sarryn* fort (Berlin, F. Fontane u. Co.;

geh. 10 Mk., geb. 12 Mk.). Mit den beiden ersten kann er sich an Kraft und Bucht, an Groß- und Weitzügigkeit wie Kulturbedeutsamkeit nicht messen. Dafür geht sein Saft nach innen; die Charakterentwicklung des adligen Fräuleins, das in ihrer dienenden Hilfsbereitschaft und Selbstverleugnung von dem „naiven Egoismus“ ihrer Familie ausgenutzt wird, bis es in ihrer Demut und scheinbaren Niedrigkeit an sich selber emporkwächst und so erst die Erfüllung ihres inneren Berufes findet, hat gegenüber den ersten beiden Büchern nur gewonnen. Als Zeitroman oder auch nur als ausdrucksvolles, charakteristisches Ständesroman wird eine strenge Kritik das Werk kaum gelten lassen können; aber als Unterhaltungsroman ragt er mit der Fülle seiner Gedanken und seinen Beobachtungen turmhoch über die meisten seiner Wettbewerber empor. Der tapfere Geist, der in ihm lebt, hat etwas von der gesunden, ungebrochenen Kernhaftigkeit Moseggerts, ohne dessen Altertümlichkeiten zu teilen. „Cäcilie von Sarryn“ ist ein Hohenlied auf die stille, sonst so ruhmlose „Heldengröße des Weibes“ — ein Hohenlied und eine hohe Mahnung, ein Buch für das deutsche Haus, wie es bei uns alle Jahr nur ein- oder zweimal geschrieben wird.

Auf dem Gebiete des geschichtlichen Romans entfaltet unter der älteren Generation jetzt niemand eine so intensive und vielseitige Schaffenskraft wie Wilhelm Jensen. Nach seinem großen historischen Roman *Heimat* (Dresden, Carl Reißner; geh. Mk. 4,50), der uns in den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts versetzte und in zarten, warmen und duftigen Farben auf dem weiten kulturgeschichtlichen Hintergrunde einer großen Zeit das Charakterbild eines anfangs seinem deutschen Adoptivvaterlande, seiner zweiten und wirklichen Heimat Deutschland entfremdeten, dann ihr nur um so fester verbundenen und ergebenen Freiheitskämpfers malte, hat uns der Unermüdliche alsbald in einem neuen starken Band eine weitere geschichtliche Erzählung aus Deutschlands Vorzeiten beschert: *Die fränkische Feuchte* (ebenda). Spielt die erste Erzählung vornehmlich auf heilsischem Boden, so hat diese die sagenumwobene Heldburg zum Mittelpunkt, und man geht wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß die Anregung für dieses Werk von dem dem Dichter nahe verwandten meiningischen Herzogshause ausgegangen ist, zu dessen Lieblingsbesitzungen die Burg gehört. Auch hier sind es Bilder des Krieges und bitterster Landesnot, die sich vor unseren Augen entfalten — der Roman spielt zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts —, aber durch das graue Düstern weben sich ein paar lichte Streifen sonniger Poesie, namentlich edler Frauengüte, und mitten in dem wüsten Kriegeswirrwarr steht eine wie aus der germanischen Urzeit herübergerettete Gestalt, der alte Schäfer Stoffel Flurschütz — ein echtes Gebilde Jenseischer Märchenphantasie, vielleicht unmöglich in jener Zeit, aber an sich eine poetische Erscheinung voller geheimnisvoller Tiefe und schlichter Größe. Zu gleicher Zeit ist in

dritter durchgesehener Auflage Jense's historische Erzählung aus dem vierzehnten Jahrhundert Dietwald Wernerkin erschienen (Leipzig, Ed. Avenarius; geh. 2 Mk., geb. 3 Mk.), die den ersten Band der dreiteiligen Romanreihe „Aus den Tagen der Hanse“ bildet. Hier wachsen sich einige Abschnitte geradezu zu selbständigen geschichtlichen Kulturbildern aus, die um ihrer selbst willen dastehen, ohne mit der Romanhandlung organisch recht verknüpft zu sein. Der Romanschriftsteller überläßt dem Historiker die Feder, und dieser führt uns in großem Zuge den Kulturgeist der Zeit vor Augen. Vom künstlerischen Standpunkte wird dagegen mancherlei einzuwenden sein, wenn man nicht billigerweise auch die belehrenden und pädagogischen Zwecke und Verdienste solcher Darstellungen in Betracht ziehen müßte. Nur eins wird immer unleidlicher bei Jense, und nirgends tritt das schärfer zu Tage als bei seinen geschichtlichen Erzählungen: das ist die Manier, die glaubt, durch den künstlichen Edelrost, den sie der Sprache auslegt, historische Zeitstimmung hervorrufen zu können, ganz gleich, ob sie damit, wie es thatsächlich in hundert und aberhundert Fällen geschieht, dem Geist der deutschen Sprache grausamste Gewalt antut. — In den Wirrnissen des Dreißigjährigen Krieges siedelt sich, wie Jense's „Fränkische Leuchte“, auch August Sperl's „alte Geschichte“ Hans Georg Portner an (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; geh. 7, geb. 8 Mk.). Sperl hat mit den „Söhnen des Herrn Budiswoj“ und der „Fahrt nach der alten Urkunde“ bewiesen, daß er für den historischen Roman eine starke Begabung mitbringt; auch sein jüngstes Werk zeichnet wieder die dort schon bewährte tiefinnerliche Erfassung des Zeitgeistes und die lebendige Gestaltung der Menschen aus, in denen er dessen verschiedene Seiten sich ausdrücken läßt. Auch diesmal wieder ist es eine Familiengeschichte, die Sperl uns erzählt. Die Familie des Herrn Quirin Portner von und zu Theuren wird mit dem Einzug des Kurfürsten Maximilian von Bayern vor das Entpeder — Oder gestellt: Übertritt zum Katholizismus oder Vertreibung aus dem Vaterlande. Nach hartem Kampfe wählt schließlich auch der Dr. jur. Hans Jörg Portner das letztere. Um seines Glaubens willen geht er ins Elend, um hier erst auf dem harten Amboss der Zeit von dem Hammer seiner Schicksale zum Manne und Helden geschmiedet zu werden. Aber nicht alles bleibt düster; auch heitere Episoden verflechten sich mit dem Hauptgewebe der Handlung, und dem Ideal starker Männlichkeit und tapferen Frauendulbertums fehlen als humoristische Gegensätze die Herrbilder nicht. Ein lehrhafter, tendenziöser Zug gereicht der Darstellung manchmal nicht gerade zum Vorteil; sie verfügt sonst über so viel Stärken und dichterische Schönheiten, daß sie dieser Krücke schwerlich bedurfte.

Der niederdeutsche Landschaftsroman hat seit einigen Jahren in Heinrich Sohnrey einen Vertreter gefunden, der die Gattung nach langen mageren Jahren zum ersten Male wieder auf eine gewisse künstlerische Höhe gehoben hat. Seine

Heimatsnovellenammlung „Rosmarin und Häderling“ (Berlin, Georg Heinr. Meyer) ist seiner Zeit hier mit Anerkennung begrüßt worden; noch wärmeres Lob verdienen Die hinter den Bergen, „Gefallen und Gewalten im hannoverschen Berglande“ (Göttingen, Bandenhoeck u. Ruprecht; geh. Mk. 2,40, geb. 3 Mk.), und besonders sein schon älteres, jetzt aber in neuer hübscher Ausgabe hervortretendes hochdeutsches Buch Friedesfinchens Lebenslauf (Berlin, Georg Heinr. Meyer; 4. bis 6. Aufl. Mit ansprechenden Zeichnungen von L. Burger; geh. 3, geb. 4 Mk.), eine Dorfgeschichte vom südhannoverschen Boden, in der ein schlichtes Dorfkind seine Lebensschicksale erzählt. Alles darin ist gesund, kernhaft und natürlich, warm und wahr, hier und da mit moralisch-pädagogischen Fäden aus der Spinnstube durchseht, was ja aber auch nur wieder dem nachdenklichen Wesen von Land und Leuten entspricht. Sohren, von dem inzwischen auch ein Volksstück Die Dorfmusikanten erschienen ist (ebenda), ist ein Volkschriftsteller von tiefer deutscher Gemütskraft ohne falsche Sentimentalität, was viel heißen will, seine Heldin ein echtes Kind ihres niederländischen Stammes: schlicht, tapfer, fromm und treu und dabei voller Mutterwitz und Herzensfröhlichkeit. Als ernstes und doch heiteres Konfirmationsgeschenk, namentlich für junge Mädchen, sei das Buch warm empfohlen. — Durchaus im niederdeutschen Volks- und Gemütsleben wurzeln auch die Bilder und Erzählungen aus der nordhannoverschen Heide, die Friedrich Freudenthal, der verdienstvolle Herausgeber der Zeitschrift „Niedersachsen“ (Bremen, C. Schünemann), als Sonderlinge und Jagabunden in die Welt hinausjendet (Oldenburg, Gerhard Stalling). Es ist in der That eine bunte, nicht immer ganz salonsfähige Gesellschaft, die uns hier entgegentritt. Kleine Erzählungen, Charakterbilder, Jugenderinnerungen, Schilderungen von allerlei Volkstypen und sogenannten „Originalen“, die bekanntlich „immer mehr aussterben“, von altertümlichen Volksbräuchen und dergleichen — aber das alles mit guter Laune und einem frischen Kalenderton in unterhaltendem Hochdeutsch erzählt. Besser noch steht Freudenthal seinen Mann, wenn er, wie in seinem „Geschichtenbook“ In de Fierabendstied (ebenda, 2. Aufl.), plattdeutsch erzählt: „Geschichten, Begewenheiten, Döntjen un allerhand Snick-Snack ut ole un nee Tied“, wie es zur Feierabendzeit früher in den niederländischen Spinnstuben von Mund zu Mund ging. Ein Reuter würde daraus „Läuschen und Rimels“ gedichtet haben, aber auch in Prosa lieft sich dergleichen für Landsleute des Verfassers, denen die Mundart keine Schwierigkeit macht, sehr hübsch. Eine kleinere Sammlung von ernstern und heiteren Gedichten, aus denen zuweilen eine süße Innigkeit spricht, beschließt das Liebenswürdige Büchlein.

Der Berliner Roman hat seinen berufenen Vertreter noch immer nicht gefunden. Die Kleinodien, die Theodor Fontane uns für den Kronschatz hinterlassen hat, sind ohne Erben geblieben. Eine Zeitlang galt Max Krepper, der Ber-

fasser des „Meister Timpe“ und der *Verkommenen*, eines starken socialen Romans aus dem Berliner Leben (dritte durchgesehene Auflage; Leipzig, Friedrich Luchhardt), als der Mann der Zukunft; seine letzten Romane aber haben die Hoffnungen um ein beträchtliches herabgestimmt oder doch in andere Bahnen gelenkt. Sein zweibändiger Roman *Ein verschlossener Mensch* (Dresden, E. Pierjon; 2. Aufl.; mit dem Bilde des Verfassers; Preis 3 Mk.) ist zwar in der Wahl des Problems — die Verherrlichung der Freundschaft — und der Art der Darstellung ein durchaus ernst zu nehmendes und über unseren Romandurchschnitt noch immer um ein beträchtliches Stück emporragendes Buch, aber auch hier schon fehlt das spezifisch Berlinische, die scharfe, unverkennbare Silhouette der norddeutschen Millionenstadt, das Individuelle des Berliner Menschenschlages. Romane, die in Berlin spielen, haben wir auch ohne Kreßer genug und übergenug; wonach wir verlangen, sind Romane, die in Berlin wurzeln und nur in Berlin möglich sind. Die Zugeständnisse, die schon der „Verschlossene Mensch“ dem breiten Publikumsgeschmack macht, verstärken sich in dem *Holzhändler* (Berlin, Fischer u. Franke). Wir lesen den Roman mit der größten Spannung: die seelischen Qualen, die der unentdeckte Mörder seiner Frau zu durchleiden hat, sind mit packender Gewalt geschildert; einzelne Szenen erheben sich zu dichterischer Kraft und Größe. Aber was man vom künstlerischen Standpunkt aus schmerzlich vermisst, ist die innere Konsequenz der Charaktere, die Wahrheit der psychologischen Entwicklung. Mehr als einmal hat man das Gefühl: das ist der äußeren Wirkung willen so gemacht, das vollzieht sich nicht aus dem Zwange innerer Notwendigkeit. Und noch mehr als im „Verschlossenen Menschen“ verblaßt das nur noch äußerlich in einzelnen Episoden festgehaltene Berliner Milieu. Künstlerisch um ein gutes Stück höher steht Kreßers letztes Buch *Die Madonna vom Grunewald* (Leipzig, Paul List; mit dem Bilde des Verfassers). Das Aufgeregte, das „Knallige“, wie der Berliner sagt, ist hier einer größeren Ruhe und Schlichtheit gewichen, obgleich das allzu weite Gewand des umfangreichen Romans der nicht allzu geschehnisreichen Geschichte von dem schlichten, einem zerfahrenen und zermürbten Schriftsteller in heilender und stählender Liebe begegnenden Mädchen aus dem Grunewald (daher der Titel) etwas gar zu locker um die schwächlichen Glieder flattert. Gegenüber den früheren Büchern bedeutet der Roman einen erfreulichen Aufschwung, schon weil sich etwas von Kreßers alter herber Art drin regt und der Verfasser aller Versuchung zu billiger Sentimentalität tapfer widerstanden hat. Die süßlichen Koffvignetten, mit denen das Buch ausgestattet ist, passen denn auch zu ihm wie die Häute auf's Auge. — Mehr literarische Gesellschaftsatire des Berliner Börsviertel als ein Roman mit Handlung ist Heinrich Manns *Im Schlaraffenland* (München, Albert Langen); immerhin wird der Freund scharf gezeichneter Großstadtypen viel

Interessantes darin finden, zumal in dem ersten Teil, wo der spitze Karikaturenstift des Verfassers unter gewissen Leuten von Berlin W. wüthet wie der wilde Hase unter der Hammelherde.

Neue Thüringer Dorfgeschichten erzählt in leiniger, etwas derb-holzschnittmäßiger Form Rudolf Braune-Hofla. Die Titelnovelle *Der Arbeitsleusel* (Leipzig, Hermann Seemann Nachf.) ist der Handlung nach die inhaltreichste und stärkste; in anderen spricht die behagliche Genremalerei und die gemüthvolle Verwertung der Volksitten an. — Alfred Bock schreibt man wohl gelegentlich das Verdienst zu, „das Land der Hessen für die deutsche Literatur erobert zu haben“. Und in der That hat der Gießener Sohn seine meisten Stoffe in der Heimat gesucht. Seine Kulturbilder „Aus einer kleinen Universitätsstadt“, sein Schauspiel „Der Gymnasialdirektor“, seine Novellen „Wo die Straßen enger werden“, sowie sein Roman *Die Pflastermeisterin* (Berlin, F. Fontane u. Co.; geh. 2 Mk., geb. 3 Mk.), sie alle tragen heftiges Polorit. Auch sein neuester Roman *Der Flurschütz* (ebenda; geh. 1 Mk., geb. 2 Mk.) führt auf oberheftischen Boden: im Hause des Flurschützen zu Eichenrod spielt sich die bauerliche Tragödie zwischen Vater und Sohn ab, die beide für ein und dasselbe Mädchen in Liebe entbrannt sind. Eine kräftig-realistische Zeichnung in der Schilderung der bauerlichen Gestalten zeichnet ihn aus; seine Menschen haben etwas von dem Erdgeruch der Heimat, und ein Kenner des hessischen Landes, auf dessen Urteil wir uns verlassen dürfen, stellt dem Verfasser das Zeugnis aus, daß „die Schwärmer mit ihren mannigfaltigen Sitten und Gebräuchen, ihren bunten Trachten und ihrer urwüchsigen Sprache sorgfältig studiert und getreulich zur Wiedergabe gebracht sind.“ Einem Nidhessen wird in der Landschaftsfärbung, namentlich in der Verwendung mundartlicher Ausdrücke manchmal sogar des Guten zu viel gethan scheinen; das allein, allenfalls auch die hier und da etwas allzu geflüstert hervorgelehrte Kulturschilderung mag der Grund sein, daß die sonst so geschickt aufgebaute Handlung nicht überall zu voller künstlerischer Wirkung kommt. — Von Wilhelm Holzamer einen Band hessischer Dorfgeschichten zu erhalten, wie sie in seinem Buche *Im Dorf und draußen* (Leipzig, Eugen Diederichs; mit Buchschmuck von D. Ilbellohde; geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.) vorliegen, mußte einigermassen überraschen. Holzamer war bisher hauptsächlich als Lyriker hervorgetreten; denn auch seine Skizzen und seine dramatischen Spiele, die auf der Bühne der Darmstädter Künstlerkolonie nur zu halbem Leben kamen, trugen ausgesprochen lyrisches Gepräge. Doch diese Dorfgeschichten beweisen, daß damit das Feld seiner Begabung nicht erschöpft war. Er weiß nicht, hoch weiche, lyrische Stimmungen zu malen, er versteht auch lebendig Menschen auf die Füße zu stellen und ihre Schicksale aus dem Boden ihrer Heimat mit Wahrheit hervortreiben zu lassen. Der alte Dorfmusikant — er vor allem —

„der Lehrer Krafft“ und mehr als eine seiner Frauengestalten sind prächtige, volle und ganze Menschen — in der objektiven Anlage wenigstens, in den Grundzügen ihrer Charaktere; leider aber hat der Dichter hier und da allerlei krause Reflexionen und überlegene Bildungsschnörkchen hineingezeichnet, die stilwidrig anmuten und den reinen Genuß stören, selbst wenn man in Betracht zieht, daß es hauptsächlich halb städtische Figuren sind, bei denen seine Liebe verweilt. Trotzdem bleibt die kleine Sammlung ein äußerst lesenswertes Buch, das auch über die Grenzen Hessens hinaus Beachtung verdient.

Süddeutsche Vergluth weht uns aus den beiden Erzählungen entgegen, die Arthur Achleitner unter dem Titel *Fels und Firn* (Stuttgart, Ad. Bonz u. Co.; zweite Auflage, mit Illustrationen von Hugo Engl) vereinigt hat. Schmugglergeschichten, wie die erste eine ist, sind oft geschrieben worden, aber in dieser erfreut neben der dramatischen Spannung, die bei dem Genre nicht viel heißen will, eine herzliche Anteilnahme des Verfassers an den Geschicken seiner Menschen und eine begeisterte Liebe für die erhabene Natur des Tiroler Landes. Dieselben Vorzüge entfalten sich in der zweiten Erzählung, der Geschichte von dem armeligen Leben und Sterben des „Knechtler-Franzls“, obwohl hier die Entwicklung der Handlung über der liebevollen Ausgestaltung der Charaktere und Nebenfiguren etwas zu kurz gekommen ist. Aber auch hier fühlen wir, daß wir an der Hand eines intimen Kenners der Alpenwelt wandern, der Land und Leute durch das Kleid in Herz und Seele blickt. — In demselben Verlage hat Anton v. Perfall ein gleichfalls von Hugo Engl reich illustriertes Bändchen Jagdgeschichten *Aus Berg und Thal* erscheinen lassen (geh. M. 2.40), das Freunden des Genres wegen seiner würzigen Frische und seines gefälligen Humors, in den sich nur dann und wann eine falsche Note von Sentimentalität mischt, empfohlen sei. — Ein Kenner des süddeutschen Gebirgsvolkes und ein seinen Anlagen nach so phantasievoller und stimungskräftiger Dichter wie Ludwig Ganghofer hätte sich vom Konventionellen und rein Unterhaltenden wohl nicht so sehr hinnehmen zu lassen brauchen, wie er in einigen seiner Erzählungen gethan hat. In seinem Hochlandroman *Der Dorfapostel* (ebenda) überwiegen die ursprünglichen dichterischen Vorzüge Ganghofers, und so viel man auch an der Psychologie der Menschen und der zerfließenden Form auszuweihen haben mag, die geschickte Erzählergabe, die er mit Mosegger gemein hat, sowie die wirkungsvolle Steigerung in der Handlung leiten über die Mängel angenehm hinweg. In zweiter Auflage, von M. F. Seligmann in äußerst flotter und dabei decenter Art illustriert, liegt zugleich ein älterer Roman Ludwig Ganghofers vor: *Die Sünden der Väter* (ebenda; zwei Bände, geh. 8 M.). Vor sechs-zehn Jahren zum erstenmal erschienen, war er wohl das erste Werk des Verfassers, das von seinem starken künstlerischen Vermögen Zeugnis

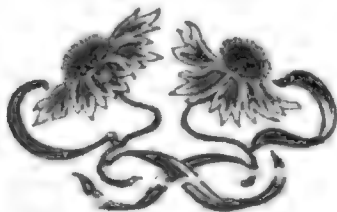
ablegte und ihn über das Niveau der bloßen Unterhaltungsschriftsteller emporhob. Freilich — die überschwenglichen Vergleiche mit Anzengruber, die man damals hören konnte, wollen uns heute, wo wir beide bereits aus einer gewissen historisch-objektiven Ferne betrachten, fast noch verfehlter erscheinen als damals. — Die landschaftlichen Schönheiten der Alpennatur geben auch den Hintergrund ab für Ernst Zahns Roman *Herrgottsäden* (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; geh. 3 M., geb. 4 M.). Aber nicht nur den Hintergrund, sondern auch den Wurzelboden: denn die Gestalten, die Zahn — übrigens in seinem bürgerlichen Leben, wie hier verraten werden mag, Bahnhofswirt der Station Göschenen — in seiner Hochlandsgeschichte zeichnet, sind nur auf schweizerischem Boden möglich. Ein Kampf zwischen Altem und Neuem, zwischen alter und junger Generation spielt sich vor unseren Augen ab, der dicht an den Abgrund der Tragik führt, um erst im letzten Augenblick, aber doch völlig berechtigt, aus der Natur der Verhältnisse und Charaktere heraus, umzubiegen und mit einer Versöhnung der Gegenläufe zu enden. Zahn zeigt sich auch in diesem Werke als der liebenswürdige Erzähler, der mit dem Herzen schreibt, mit heißer Liebe an seiner schweizerischen Heimat hängt und ohne alle Aufdringlichkeit die sonnige Wärme des Gemüths um sich verbreitet. — Gleichfalls auf Schweizer Boden, *Am Walensee*, spielt das epische Erstlingswerk Karl Storks, eines Schriftstellers, dessen Feder unsere Leser aus musikwissenschaftlichen Beiträgen kennen (Berlin, Otto Janke; drei Bände, geh. 10 M.). Es ist ein Erstlingswerk mit all seinen typischen Schattenseiten, aber auch nicht ohne die Vorzüge, die solchen „jungfräulichen“ Arbeiten eigen zu sein pflegen. Zunächst und vor allem: Storks Roman offenbart sich als der künstlerisch konzentrierte und durchsättigte Niederschlag einer Weltanschauung, die nicht von heute zu morgen erworben wird, sondern nur die Frucht längerer Erfahrung und Beobachtung, ernster Selbsterziehung und Selbstprüfung sein kann. Das bedingt zugleich eine nicht gewöhnliche seelische Wärme für die Durchführung des Themas, das uns die Entwicklung eines genial veranlagten Schweizer Lehrers zum Künstler zeigt, und eine objektive Unbefangenheit, eine kühle, sichere Auffassung der Charaktere, wie sie der Roman aus den verschiedensten Sphären, aus der städtischen Gesellschaft und aus der schweizerischen Heimatsenge, zusammenführt. Aber auf der anderen Seite hat sich der Verfasser den Verlockungen der Sirene „Romanhaftigkeit“ gegenüber noch nicht „fest“ genug gemacht; manches in seinem Roman ist nur so, weil sein Verfasser es so haben will und muß: die innere psychologische Überredungskraft der Geschehnisse fehlt, so viele Worte ist auch gemacht worden. Die unplastische Breite, der Feuillettonismus des Buches scheint mir überhaupt das Bedenklichste an ihm; wie der Verleger es für das Werk gut und gern mit zwei Bänden, so hätte der Verfasser es

ohne großen inneren Verlust mit einem Band bewenden lassen können. Und doch zeigen wieder einzelne sehr anschauliche Bilder aus der Natur, daß Stord auch bildnerische Begabung hat, die weit lebens- und gehaltvoller gestalten könnte, als es hier geschehen, ganz abgesehen davon, daß

ihm ein bis zum Überdruß mißbrauchtes literarisches Schlagwort der Gegenwart („Heimatskunst“) zuweilen das Concept verwirrt. Wir hoffen, ihn das nächste Mal in sicherem Aufstieg auf einer seiner Begabung entsprechenden, höheren Stufe zu begegnen. F. D.

Meyers Historisch-Geographischer Kalender tritt mit der Ausgabe für 1902 bereits in seinen sechsten Jahrgang (Leipzig und Wien, Bibliogr. Institut; Preis 2 Mk.). Er erscheint in der alten praktischen Form: als fester, dauerhafter Wandkalender, von dem man an jedem Morgen das Blatt des entschundenen Tages abreißt, um das neue Datum vor Augen zu haben. Tagesnotizen erinnern an die geschichtlichen Ereignisse, die auf den Tag fallen, ein Fest-Kalender und astronomische Notizen schließen sich an. Das Charakteristische aber sind die Bilder, von denen jedem Tage ein neues gewidmet ist. Es herrscht darin die größte nur wünschbare Mannigfaltigkeit: landschaftliche Ansichten wechseln mit Bildnissen, ethnographische Darstellungen mit Schöpfungen der bildenden Kunst. Auch in der Auswahl der Bilder ist in vielen Fällen auf die geschichtliche Bedeutung des Tages Bezug genommen, Jubiläen und Gedenktage finden vielfache Berücksichtigung, wenn auch in der harmonischen Zusammenstimmung der Gedentsprüche und der Bilder mit dem Datum noch mehr gethan werden könnte. Als anregender Begleiter durch das ganze Jahr wird der Meyersche Kalender in jedem deutschen Hause dankbar aufgenommen werden. — Als gemeinnütziger Volkskalender empfiehlt sich der **Volksbote** (Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhdlg.), der nun schon seit fünfundsiebzig Jahren seine alte gute Tradition: echt deutsch in der Gesinnung, echt

vollständig in der Form, festhält. Auch diesmal wieder bringt er einen Schatz guter einfacher Erzählungen, bunte humoristische Anekdoten, Rätsel und Scherzfragen, das alles durch hübsche Abbildungen illustriert und mit allerlei praktischen Rat schlägen für das tägliche Leben durchwirkt. — In gleichem gesund vollstündlichem Geiste wird **Die Landjugend** geleitet, ein illustriertes Jahrbuch zur Unterhaltung und Belehrung, das der Ausschuß für Wohlfahrtspflege auf dem Lande herausgibt (Berlin SW. 46; Verlag von Georg Heinrich Meyer). Sein Redakteur Heinrich Sohnrey ist als Verfasser gemüthsruher, quellreicher Dorfgeschichten bekannt und bürgt für die Tüchtigkeit des Unternehmens. Unter den Mitarbeitern des neuesten an Erzählungen, Gedichten, Volksanekdoten, Sprüchen, Liedern, Sagen u. s. w. außerordentlich reichen Jahrgangs finden wir Namen wie Roslegger, Lienhard, Wittrich, Köppler, Polack, Arenarius u. a. — Wichtig für Seefahrer, Kaufleute und Techniker ist der **Hamburger Nautische Kalender**, der für 1902 bereits im fünfzehnten Jahrgang erscheint (Hamburg, Eckardt u. Neßtorff). Er bringt außer sehr sorgfältigen astronomischen und meteorologischen Nachrichten für das ganze Jahr auch alle wichtigen Kurie auf der Elbe, Mitteilungen über das Lossen- und Signalwesen, die neuen Gesetze, Vorschriften und Polizeiverordnungen für Seeleute sowie eine Reihe wichtiger Tabellen. Ein reichhaltiger Anzeigenteil beschließt den Inhalt.



Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. — Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.
Redaktion unter Verantwortung von Dr. Adolf Glaeser in Berlin und Dr. Friedrich Düzel in Berlin-Friedenau.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen sind zu richten an:
die Redaktion von Westermanns Illustrierten Deutschen Monatsheften in Braunschweig.







